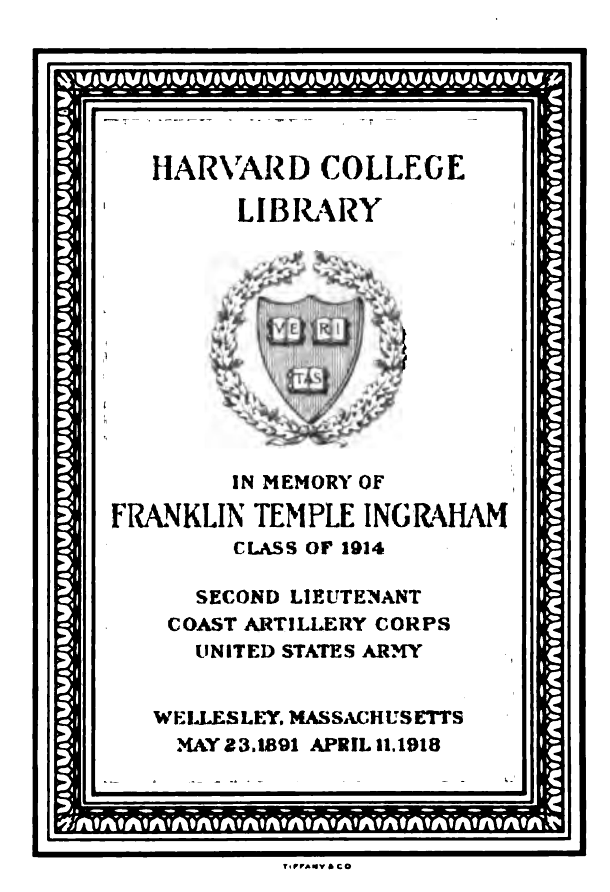

HARVARD COLLEGE
LIBRARY
VE RI TAS
IN MEMORY OF
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM
CLASS OF 1914
SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY
WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23, 1891 APRIL 11, 1918
TIFFANY & CO





Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XXXI.





ERFURT, 1905.
Verlag von Karl Villaret.
(Inhaber Arthur Frahm.)

Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XXXI.

ERFURT, 1905.
Verlag von Karl Villaret.
(Inhaber Arthur Frahm.)

Vorwort.

Wir sehen uns zu unserem Bedauern genötigt, das nachfolgende Jahresheft der Akademie aufs äußerste zu beschränken. Die der Akademie zur Verfügung stehenden Mittel sind durch die Herausgabe der Festschrift zur 150jährigen Jubelfeier der Akademie in einer Weise in Anspruch genommen worden, wie wir es nicht voraussehen konnten. Wir mußten daher auf alle wissenschaftlichen Abhandlungen außer der hier veröffentlichten gekrönten Preisarbeit notgedrungen verzichten. Auch der im ersten Teile des Heftes gegebene Jahresbericht, der sich diesmal auf einen Zeitraum von zwei Jahren erstreckt, hat sich wesentliche Kürzungen gefallen lassen müssen zugunsten des ausführlicheren Festberichts. Letzterer wird hoffentlich allen, die sich irgendwie für unsere schöne Jubelfeier interessiert haben, willkommen sein.

Erfurt, am Geburtstage Bismarcks 1905.

Der Sekretär der Akademie.

Inhalt.

A. Jahresbericht der Akademie
für die Geschäftsjahre 1903/1905.

Vom Sekretär der Akademie Prof. D. Dr. **Heinzelmann.**

I. Geschäftliche Mitteilungen.

Bericht über die Tätigkeit und die Schicksale der Akademie vom 1. März 1903 bis zum 1. April 1905.

A. Die Sitzungen wurden in herkömmlicher Weise abgehalten. Es fanden während der Berichtszeit im ganzen 39 Sitzungen statt, 13 Senatssitzungen, 17 ordentliche, 3 Festsitzungen, 5 öffentliche und 1 außerordentliche Sitzung, die des Preisrichterkollegiums. Wir geben im folgenden eine Übersicht der 25 Sitzungen, in welchen wissenschaftliche Vorträge gehalten wurden, und zwar in etwas vollständigerer Form, da der sonst übliche Abschnitt über „die Sitzungsberichte", welcher Näheres über den Inhalt der gehaltenen Vorträge zu bringen pflegt, mit Rücksicht auf den diesem Jahresbericht zugemessenen Raum wegfällt.

1. In der ordentlichen Sitzung am 18. März 1903 sprach der praktische Arzt Herr Dr. Axmann über: „Lichtwirkung und Lichtheilung."
2. In der ordentlichen Sitzung am 22. April 1903 der Oberlehrer Herr Dr. Paul Stange: „Beiträge zur Landeskunde von Westpatagonien."
3. In der ordentlichen Sitzung am 13. Mai 1903 Herr Justizrat Dr. Martinius: „Über das Wissenswerteste aus dem Gebiete des Erbrechts."

4. In der ordentlichen Sitzung am 17. Juni 1903 Herr Oberstleutnant a. D. Kubale: „Über Richard Wagner."
5. In der ordentlichen Sitzung am 16. September 1903 Herr Gymnasialprofessor a. D. Dr. Lüttge: „Die Lebensarbeit eines Hohenzollern im Osten Europas."
6. In der ordentlichen Sitzung am 28. Oktober 1903 der Geschichts- und Porträtmaler Herr Eduard von Hagen: „Gedanken über die Entwicklung der modernen Malerei."
7. In der ordentlichen Sitzung am 25. November 1903 der praktische Arzt Herr Dr. Reißner: „Über die Ursachen und das Wesen der Bergkrankheit."
8. In der ordentlichen Sitzung am 9. Dezember 1903 Herr Pastor em. Wiegand: „Zur Erinnerung an Johann Gottfried von Herder."
9. In der Festsitzung zur Vorfeier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II. am 26. Januar 1904 Herr Oberbürgermeister Dr. Schmidt: „Friedrich von Motz, der Vater des deutschen Zollvereins."
10. In der ordentlichen Sitzung am 10. Februar 1904 der Vizepräsident der Akademie Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele: „Überblick über die Geschichte der Akademie 1754—1776" und Herr Pastor D. Oergel: „Überblick über die Geschichte der Akademie 1776—1816."
11. In der ordentlichen Sitzung am 9. Mai 1904 der Sekretär der Akademie Professor Dr. Heinzelmann: „Überblick über die Geschichte der Akademie im 19. Jahrhundert."
12. In der ordentlichen Sitzung am 20. April 1904 Herr Stadtrat Kappelmann: „Johann Friedrich von Schwarzenberg, ein deutscher Reformator."
13. In der ordentlichen Sitzung am 18. Mai 1904 Herr Divisionspfarrer Schaumann: „Hammurabi und Moses."
14. In der Festsitzung zur Feier des 150jährigen Bestehens der Akademie am 2. Juli 1904 der Vicepräsident Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele: „Über die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft der Akademie."
15. In der ordentlichen Sitzung am 24. August 1904 der Sekretär Professor D. Dr. Heinzelmann: „Rückblick auf die Feier des 150jährigen Jubiläums der Akademie."

16. In der ordentlichen Sitzung am 21. September 1904 der Stadtarchivar Herr Dr. Overmann: „Die Abtretung des Elsaß an Frankreich im Westfälischen Frieden und die französischen Reunionen."
17. In der öffentlichen Sitzung am 26. Oktober 1904 Herr Superintendent a. D. D. Graue aus Nordhausen: „Das Streben nach einheitlicher Weltanschauung."
18. In der öffentlichen Sitzung am 9. November 1904 Herr Professor D. Dr. Loofs aus Halle: „Pelagius und Augustin."
19. In der öffentlichen Sitzung am 23. November 1904 Herr Schloßpfarrer Lic. theol. Dr. Schwarzlose aus Frankfurt a. M.: „Die Beziehungen zwischen Deutschland und Serbien in Vergangenheit und Gegenwart."
20. In der öffentlichen Sitzung am 30. November 1904 der Rektor der Landesschule Pforta Herr Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Muff: „Die Poesie der Berge."
21. In der öffentlichen Sitzung am 7. Dezember 1904 Herr Landrat von Bloedau aus Arnstadt: „Ein verschwundenes Thüringisches Hochstift."
22. In der ordentlichen Sitzung am 14. Dezember 1904 Herr Stadtrat Kappelmann: „Die peinliche Gerichtsordnung Karls V., ein Lebenswerk des Freiherrn von Schwarzenberg."
23. In der Festsitzung zur Vorfeier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II. Herr Justizrat Dr. Martinius: „Die Beförderung der Sparsamkeit im Volke unter Benutzung des Spieltriebes."
24. In der ordentlichen Sitzung am 15. Februnr 1905 der praktische Arzt Herr Dr. Axmann: „Über unsichtbare Strahlen." Vortrag mit Experimenten und Lichtbildern.
25. In der ordentlichen Sitzung am 8. März 1905 Herr Gymnasialprofessor Dr. Thimme: „Vergleichung zwischen dem deutschen und dem französischen Volksliede."

Gruppieren wir die genannten Vorträge nach den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft, so ergibt sich folgende Tabelle:

2 philosophische,
2 naturwissenschaftliche,
1 arzneiwissenschaftlicher,

1 volkswirtschaftlicher,
1 literarischer,
1 rechtswissenschaftlicher,
1 geographischer,
16 geschichtliche, insbesondere
- 5 lokalgeschichtliche,
- 1 literargeschichtlicher,
- 1 religionsgeschichtlicher,
- 1 kirchengeschichtlicher,
- 2 weltgeschichtliche,
- 1 zeitgeschichtlicher,
- 3 biographische,
- 1 rechtsgeschichtlicher,
- 1 kunstgeschichtlicher.

B. Folgende Veränderungen hat die Akademie während der Berichtszeit hinsichtlich ihrer Mitglieder erfahren:

1. Durch den Tod hat die Akademie folgende 8 Mitglieder verloren:

a) das Ehrenmitglied den Oberpräsident der Provinz Sachsen a. D. Herrn von Pommer Esche in Magdeburg am 6. Dezember 1903;
b) das Senatsmitglied Herrn Schuldirektor a. D. Neubauer am 29. Juli 1904;
c) das ordentliche Mitglied Herrn Realgymnasial-Oberlehrer Dr. Martens am 24. August 1903;
d) die auswärtigen Mitglieder:
   1. Herrn Missionsinspektor Dr. Schreiber in Barmen am 23. März 1903,
   2. den Oberbibliothekar a. D. Herrn Geheimen Regierungsrat Dr. Hartwig in Marburg am 22. Dezember 1903,
   3. den Geheimen Schulrat Herrn Gymnasialdirektor Dr. Kroschel in Arnstadt am 6. Januar 1904,
   4. den Vicepräsident des Königl. Provinzialschulkollegiums der Provinz Brandenburg Herrn Lucanus in Berlin am 10. Juni 1904,
   5. den Gymnasialdirektor Herrn Geheimen Hofrat Dr. G. Richter in Jena am 1. Februar 1904.
   6. Herrn Gymnasialdirektor Dr. Schroeter in Burgsteinfurt am 28. März 1905.

2. Durch Neuernennungen hat die Akademie im ganzen 35, abgesehen von den im II. Abschnitt unter dem Festbericht S. XLV—XLVII zu erwähnenden 22 Herren, folgende 14 Mitglieder gewonnen:

a) 2 Ehrenmitglieder:

1. Den Herzoglich Braunschweigischen Hofmarschall und Königl. Preußischen Kammerherrn und Zeremonienmeister Herrn Grafen Alexander von Keller in Braunschweig,
2. Herrn Regierungspräsidenten von Fidler in Erfurt;

b) 6 ordentliche Mitglieder:

1. Herrn Landrat Dr. jur. Voigt,
2. „ Stadtarchivar Dr. Overmann,
3. „ Professor Dr. Thimme,
4. „ Professor Dr. Schneider,
5. „ Diakonus Dr. Fischer,
6. „ Oberlehrer Dr. Knauth;

c) 6 auswärtige Mitglieder:

1. Herrn Universitätsprofessor D. Dr. Wendt in Jena,
2. „ Geheimen Oberregierungsrat Dr. Schmidt, vortragenden Rat im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten in Berlin,
3. Herrn Superintendenten D. Graue in Nordhausen,
4. den Professor der Staatswissenschaften Herrn Dr. Wiedenfeld an der Königl. Akademie in Posen,
5. Herrn Landrat von Bloedau in Arnstadt und
6. „ Gymnasial-Oberlehrer Dr. Heinrich Hilgenfeld, Privatdozent an der Universität zu Jena.

Außerdem wurden zwei bisherige ordentliche Mitglieder zu Mitgliedern des Senates ernannt:

1. Herr Justizrat Dr. Martinius,
2. der Direktor der städtischen Oberrealschule i. d. E. Herr Dr. Venediger.

C. An Druckschriften sind der Akademie übersandt und zwar zunächst

1. als Geschenke folgende Werke:

a) Von dem Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten zu Berlin:

Conwentz: Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Erhaltung.

b) Von der Königlichen Regierung zu Erfurt:

Neujahrsblätter der Histor. Kommission f. die Provinz Sachsen, Nr. 28—29.

c) Von Ehrenmitgliedern:

Von Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog von Baden: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Bd. 18; Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission, Nr. 7—8.

d) Von Mitgliedern in Erfurt:

Axmann: Eine Ventilationsfrage. — Der Oxyd-Kohärer. — Über Bäderwirkungen. — Ein Beitrag zum Thema der singenden Flamme. — Lichtwirkung und Lichtteilung. — Armenpraxis und Armenpflege. — Zur vaginalen Totalexstirpation des karzinomatösen Uterus.

Bärwinkel: Verträgt sich die Naturwissenschaft mit dem Gottesglauben? Ein Wort gegen Ladenburg und Häckel.

Hoffmann: Gymnasialbibliothek, Heft 35—38.

Loth: Die Königl. Preußische General-Medizinal-Ordnung, die General-Tax-Ordnung sowie das Dispensatorium regium des Königs Friedrich II. v. J. 1758. — Zwei Erfurter Stadtphysici aus dem 16. Jahrhundert. — Weitere Beiträge zu einer Geschichte des ärztlichen Standes und der medizinischen Fakultät in Erfurt (1634—1700).

Martinius: Vertragsmäßiges Zurückbehaltungsrecht des Vermieters an unpfändbaren Sachen des Mieters. — Eventualaufrechnung.

Overmann: Gräfin Mathilde von Tuscien. — Die Stadtrechte der Grafschaft Mark, 1—2. — Die ersten Jahre der preußischen Herrschaft in Erfurt 1802—1806. — Die Abtretung des Elsaß an Frankreich im Westfälischen Frieden.

Schaumann: Mitteilungen für die evangelischen Geistlichen der Armee und der Marine, 29. Jahrgang.

Thiele: Auswahl aus Ciceros rhetorischen Schriften. — Eine Vertretungsstunde in Oberprima. — Festrede vom 2. Juli 1904.

Treitschke: Die aktinometrische Differenz von Erfurt. — Die Witterung in Thüringen im Jahre 1903.

Wiegand: Herder in Straßburg, Bückeburg und in Weimar.

e) Von auswärtigen Mitgliedern:

Albrecht: Zur Bibliographie und Textkritik des Kleinen Lutherischen Katechismus.

Bartolomäus: Der große König, ein Heldengedicht. — Schatten der Vergangenheit, Trauerspiel. — Der Lehrerstand — ein heiliger Stand.

Baumeister: Ausgewählte Reden des Fürsten von Bismarck.

Bockenheimer: Doctor Martin Luther! Deutsche gesunde Vernunft etc. 1792.

Brode: Der Schauplatz des Kaisermanövers 1903. — Friedrich der Große und der Conflict mit seinem Vater.

Dernburg: Deutsches Familienrecht.

Dobenecker: Regesta diplomatica necnon epistolaria historiae Thuringiae III 1.

Doerpfeld: Troja und Ilion. — Das griechische Theater.

Ecke: Die evangelischen Landeskirchen Deutschlands im 19. Jahrhundert.

Gilbert: Beitrag zu den neueren Heilverfahren in ihrer Bedeutung für die Behandlung der Berufskrankheiten und Unfallverletzungen. — Drei Vorlesungen über diätetische Heilmethoden und Diätetik in der Balneotherapie. — Reiseberichte des Komitees zur Veranstaltung ärztlicher Studienreisen, 3. Bd.

Goetze: Eine paläolitische Fundstelle bei Pößneck. — Gräberfeld bei Trebbus. — Vor- und Frühgeschichte. — Burgwall und Pfahlbauten bei Freienwalde a. O. — Eine slawische Bronze-Statuette. — Das vorgeschichtliche Thüringen. — Slawische Hügelgräber bei Rowen. — Hügelgräber der römischen Zeit von Selgenau. — Monolithgräber. — Böschungsmesser. — Die Steinsburg auf dem Kleinen Gleichberge bei Römhild. — Ein Hügelgräberfeld der Bronzezeit bei Zedlin.

Graue: Die Begrenztheit des religiösen Erkennens. — Die kirchliche Lehrfreiheit. — Selbstbewußtsein und Willens-

freiheit, die Grundvoraussetzungen der christlichen Lebensanschauung.

Groeßler: Wann und wo entstand das Lutherlied Ein feste Burg ist unser Gott?

O. Harnack: Goethe in der Epoche seiner Vollendung. 3. Aufl.

Hauck: Kirchengeschichte Deutschlands, I. 3. Aufl.

H. Hilgenfeld: L. Annaei Senecae epistolae morales quo ordine et quo tempore sint scriptae collectae editae. — Die Vita Gregors des Wunderthäters und die syrischen Acta Martyrum et Sanctorum. — Patrum Nicaenorum nomina. — Ausgewählte Gesänge des Giwargis Warda von Arbel.

Hintner: Die Stubaier Personen- und Güternamen nach dem Stande vom Jahre 1775. — Nachträgliches zu den Stubaier Namen.

Jonas: Schillers Seelenadel.

Kekule von Stradonitz: Eine heraldische Episode aus Goethes Leben. — Rechtsgeschäfte über Wappen und Wappenteile im Mittelalter.

Klewitz: Monatsschrift für deutsche Beamte, 28. Jahrg.

Knabe: Hessen-Nassau-Heft der Mitt. d. Ges. f. deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte, 13. Bd. — Über das Wesen der Oberrealschule. — Der akademisch gebildete Lehrer.

Kolde: Edward Irving. — P. Denifle, Unterarchivar des Papstes, seine Beschimpfung Luthers und der evangelischen Kirche. — Der Katholizismus und das 20. Jahrhundert. — Beiträge zur bayerischen Kirchengeschichte, 1.—10. Bd.

Liebe: Das Judentum in der deutschen Vergangenheit.

Lorenz: Die Stadtkirche zu Weißenfels.

Menge: Ithaka nach eigner Anschauung geschildert. 2. A.

Mitzschke: Des Paulus Jovius Chronik der Grafen von Orlamünde. — Martin Luther, Naumburg a. S. und die Reformation. — Was bedeutet der Name Tümpling? — Sagenschatz der Stadt Weimar und ihrer Umgebung.

Neumann: Hippolytus von Rom in seiner Stellung zu Staat und Welt, I.

Scheibner: Beiträge zur Theorie der linearen Transformationen.

Schmidt, M. G.: Kunst und Oberrealschule.

Schultze: Lehrbuch der Hebammenkunst. 13. A.

Stammler: Wirtschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung. — Privilegien und Vorrechte.

Voretzsch: Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha-Altenburg.
Wangerin: Theorie der Kugelfunktionen und der verwandten Funktionen.

f) Von sonstigen Personen:

Bertram: Geschichte des Dorfes Bindersleben bei Erfurt.
Gersdorff: Die Feuerungsanlagen der Zukunft.
Henkel: Beitrag zur Kenntnis des Muschelkalkes der Naumburger Gegend. — Beiträge zur Geologie des nordöstlichen Thüringens.
Horn: Erfurts Stadtverfassung und Stadtwirtschaft.
Kreienbrink: Eine große Anzahl Werke seines medizinischen Verlages.
Wolff-Beckh: J. Fr. Böttger, der deutsche Erfinder des Porzellans. — Kaiser Titus und der Jüdische Krieg.

2. Die gelehrten Gesellschaften, Akademien und Vereine des In- und Auslandes, deren Schriften uns im Tauschverkehr zugehen, finden sich in N. F. Heft XXIX unserer Jahrbücher verzeichnet. Seitdem sind während der Berichtszeit folgende Veränderungen zu verzeichnen. Fünf Gesellschaften sind neu eingetreten in den Tauschverkehr:

Marienwerder: Historischer Verein.
Mühlhausen (Thür.): Altertumsverein.
Detmold: Geschichtliche Abteilung des naturwissenschaftlichen Vereins.
Hohenleuben: Vogtländischer altertumsforschender Verein.
Tübingen: Königl. Universitätsbibliothek.

D. Wir schließen hier folgende wichtigeren Mitteilungen aus der Chronik der Akademie an.

1. Hatten wir im 29. Jahresheft von dem schweren Verlust zu berichten, von dem die Akademie durch den Tod ihres langjährigen Präsidenten, Seiner Königl. Hoheit des Prinzen Georg von Preußen, betroffen war, so gereicht es uns nunmehr zur besonderen Freude, darauf hinweisen zu können, daß dieser Verlust wieder ersetzt ist, und die Akademie sich rühmen darf, durch Gottes Gnade wieder ein Haupt erhalten zu haben. In der Senatssitzung am 2. November 1903 durfte der Vicepräsident die erfreuliche Nachricht mitteilen, daß Seine Königliche Hoheit der Prinz Albrecht von Preußen, Regent des

Herzogtums Braunschweig, das Höchstihm von dem Senate der Akademie angetragene Präsidium der Akademie huldvollst angenommen habe, und zwar mittels folgender gnädiger Zuschrift:

„Mit Allerhöchster Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers und Königs nehme Ich das von dem Senat der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt Mir angetragene Präsidium hiermit gern an.

Schloß Camenz, den 31. Oktober 1903.

gez. Albrecht Prinz von Preußen."

Seiner Königlichen Hoheit wurde sogleich ein untertänigstes Dankschreiben des Senates übermittelt unter Anschluß eines Exemplares des letzten Jahresheftes der Akademie. Außerdem wurden sämtliche Mitglieder der Akademie durch ein gedrucktes Rundschreiben von diesem erfreulichen Ereignisse in Kenntnis gesetzt.

2. Im Dezember 1903 beging eine der angesehensten wissenschaftlichen Gesellschaften, mit denen die Akademie im Tauschverkehr steht, die schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur in Breslau, in Anwesenheit der höchsten Behörden die Jubelfeier ihres 150jährigen Bestehens. Unser auswärtiges Mitglied, der Universitätsprofessor Herr Konsistorialrat Dr. theol. Kawerau, hatte auf unser Ersuchen die Güte, die Segenswünsche unserer Akademie zu dieser seltenen Feier dem Vorstande der Gesellschaft darzubringen.

3. Im Juli des folgenden Jahres sollte es auch unserer fast gleichzeitig gestifteten Akademie vergönnt sein, das Fest des 150jährigen Jubiläums zu begehen, über dessen Verlauf wir in dem nächsten Abschnitt einen besonderen Bericht erstatten werden. An dieser Stelle aber wollen wir nicht verfehlen der Wohltäter zu gedenken, welche uns durch ihre dankenswerte Beihilfe in den Stand setzten, das mit nicht geringen Unkosten verbundene Fest in so würdiger Weise zu feiern. In erster Linie erwähnen wir die namhafte Unterstützung von seiten Seiner Exzellenz des Herrn Staatsministers Dr. Studt, der uns die Summe von 2000 Mark „als einmalige Gabe zur Beihilfe für die Herausgabe der Festschrift der Akademie zu der bevorstehenden Jubelfeier im Jahre 1904" hochgeneigtest aus Staatsmitteln zur Verfügung gestellt hat. Dafür sowie auch für

die unter dem 15. Februar 1905 behufs Remuneration des Sekretärs der Akademie zunächst auf fünf Jahre vom 1. Oktober 1904 an gütigst gewährte Beihilfe von jährlich 600 Mk. statten wir auch an dieser Stelle Seiner Exzellenz dem Herrn Minister den ehrerbietigsten Dank ab. Auch gedenken wir hier gern mit aufrichtigem Danke der wertvollen Beihilfe, die uns ein besonders warm für die Akademie interessiertes auswärtiges Mitglied, der Großherzoglich Badische Hofrat Herr Dr. Gilbert, Kurarzt in Baden-Baden, durch ein Geschenk im Betrage von 300 Mk. freundlichst gewährt hat.

4. Schließlich gereicht es uns noch zur besonderen Freude mitteilen zu können, daß Ihre Hoheiten die regierenden Herzöge von Sachsen-Meiningen und Sachsen-Koburg-Gotha in wohlwollender Anerkennung der Bestrebungen und Verdienste der Akademie bald nach der Jubelfeier der Akademie dem Vicepräsidenten derselben Herrn Gymnasialdirektor Dr. Thiele unter dem 28. Juli 1904 gnädigst das Ritterkreuz I. Klasse vom Herzoglich Sachsen-Ernestinischen Hausorden verliehen haben. Über die von Seiner Majestät dem Kaiser und König Wilhelm II. Allerhöchst an Mitglieder des Senates gelegentlich der Jubelfeier der Akademie verliehenen Auszeichnungen bitten wir den nachfolgenden Festbericht zu vergleichen. Für alle diese Auszeichnungen verfehlen wir nicht, auch an dieser Stelle namens des Senates der Akademie den aufrichtigsten und alleruntertänigsten Dank zum Ausdruck zu bringen. Endlich gedenken wir noch in dankbarer Mitfreude der einem verdienten Senatsmitgliede widerfahrenen Ehrung. Bereits im Dezember 1903 wurde Herr Pastor D. Oergel von der theologischen Fakultät der Universität Erlangen auf Grund seiner Verdienste um die Erforschung der Erfurter Gelehrten- und Reformationsgeschichte zum Doctor theologiae honoris causa ernannt. Einer gleichen Ehrung hatte sich der Sekretär von seiten der theologischen Fakultät der Universität Jena gelegentlich der Jubelfeier der Akademie zu erfreuen (vgl. den nachfolgenden Bericht S. XXIV). Wir stellen auf Grund dieser Tatsachen mit hoher Befriedigung und Genugtuung die engen freundschaftlichen Beziehungen fest, die zwischen unserer Akademie und den deutschen Universitäten bestehen, Beziehungen, wie sie in der nunmehr näher zu beschreibenden Feier in erfreulichster Weise an den Tag traten.

II. Festbericht.

Die Jubelfeier des 150jährigen Bestehens der Königl. Akademie fand am 1. und 2. Juli des Jahres 1904 gemäß dem von dem Präsidenten der Akademie Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Albrecht von Preußen zuvor genehmigten Programm statt. Sie ist von langer Hand und aufs sorgfältigste in eingehenden Beratungen des Senates der Akademie durch Bildung von Kommissionen zu den verschiedensten Zwecken usw. vorbereitet worden. Besonderer Dank gebührt dabei der Festkommission sowie der Preßkommission für ihre Bemühungen.

Dieser sorgfältigen äußeren Vorbereitung ist es in erster Linie zu verdanken, daß die Feier einen so allseitig befriedigenden und erhebenden Verlauf nahm. Den Mittelpunkt der **Vorbereitungen** aber bildete die würdige Herstellung einer umfangreichen, vornehm ausgestatteten Festschrift, welche als stattlicher Band von mehr als 40 Bogen öffentlich Zeugnis geben sollte von der wissenschaftlichen Leistungskraft und der vielseitigen geistigen Tätigkeit ihrer gegenwärtigen Mitglieder, nicht bloß der in Erfurt lebenden, sondern auch ihrer auswärtigen Mitglieder. Allerdings kam es in erster Linie darauf an, eine bis dahin noch nicht versuchte, urkundlich gesicherte Geschichte der Akademie zu geben oder doch den festen Grund zu ihr zu legen, wie auch ein gutes Stück Geschichte der alten Universität Erfurt zu bieten. Diesem Zwecke dienten die ersten vier umfangreicheren, auf eingehenden Quellenstudien beruhenden geschichtlichen Abhandlungen der Festschrift. Durch diese und einige andere streng wissenschaftliche Aufsätze sprachlichen und diplomatischen Charakters sollte die Festschrift dartun, daß die Akademie auch jetzt noch, wie in früheren Jahrzehnten, eine hinlängliche Anzahl tätiger Mitglieder aufzuweisen habe, denen die Befähigung, rein wissenschaftliche Aufgaben von größerem Umfang befriedigend zu lösen, keineswegs abzusprechen sei. Aber damit nicht genug, mußte die Festschrift an einer Reihe von andersgearteten, doch darum nicht minder wertvollen Aufsätzen zeigen, in welchem Sinne die Akademie gegenwärtig dem „gemeinnützigen", d. h. dem praktischen Berufe der Wissenschaft gerecht werde, indem sie

ihre Fähigkeit dartat, den Zwecken der höheren Bildung entsprechend wichtige Fragen des geistigen Lebens auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst, sowie der Praxis auf dem Gebiete des sittlich-sozialen Lebens in selbständiger Weise zeitgemäß und ansprechend zu behandeln. So meinten wir in unserer Festschrift nicht bloß den gelehrten Kreisen, sondern auch den weiteren Kreisen der im höheren Sinne des Wortes Gebildeten etwas bieten zu sollen.

War dies das zwiefache Ziel, das uns bei der Herstellung der Festschrift zunächst vorschwebte — und die Beiträge flossen uns so reichlich, daß wir zu unserem großen Bedauern genötigt sahen, manche treffliche Abhandlung zurückzuweisen, da sie den ursprünglich ausbedungenen Raum weit überschritt — so galt es nun auch, dem weiteren Kreise der Festgenossen eine Anschauung davon zu geben, wie wir gegenwärtig dem dritten Hauptzweck der Akademie gerecht zu werden suchen, nämlich dem, weiteren Kreisen unseres Volkes durch die von uns von Zeit zu Zeit aufgestellten Preisaufgaben zur selbständigen Mitarbeit an der Lösung brennender Aufgaben unserer Zeit, besonders auf dem Gebiete der Volkserziehung und -bildung, anzuregen. Glücklicherweise waren wir durch die hochherzige Gabe eines unserer angesehensten Mitbürger, der zugleich ordentliches Mitglied unserer Akademie ist, in den Stand gesetzt, eine Preisaufgabe für das Jahr 1904 zu stellen. Herr Geh. Kommerzienrat Ferdinand Lucius hierselbst hatte die große Güte, uns eine Summe von 500 Mark für diesen Zweck zu überweisen. Ein Preisrichterkollegium, gebildet aus den Herren Schulrat Dr. Brinckmann und Justizrat Dr. Martinius, sowie dem Sekretär der Akademie, unterzog sich der Mühe der Durchsicht der 10 eingereichten Preisarbeiten, welche die von der Preiskommission gestellte Aufgabe behandelt hatten. Sie lautete: „Es soll die Notwendigkeit von Fortbildungsschulen für die aus der Volksschule entlassenen jungen Mädchen begründet und die Organisation, sowie der Lehrplan solcher Schulen den modernen Anforderungen entsprechend dargelegt werden." Die Kommission erkannte einstimmig eine von den zehn eingelaufenen Abhandlungen als preiswürdig. Der Name des Verfassers sollte am Tage der Festfeier in der öffentlichen Festsitzung durch den Sekretär der Akademie verkündigt werden.

Um dieser Festsitzung aber den nötigen Glanz zu verleihen und ihr das rechte äußere Relief zu geben, war außer den sämtlichen Mitgliedern der Akademie noch eine größere Anzahl von Ehrengästen einzuladen, und eine Reihe von Ehren-Ernennungen von bedeutenden Männern der Wissenschaft und der Praxis sollte nach ihrer Auswahl wie nach ihrer Stellung für den Geist und die Richtung der Akademie bezeichnend sein. Endlich hatte man für eine würdige Stätte der Festsitzung Sorge zu tragen. Mit Freuden nahmen wir das dankenswerte Anerbieten des Magistrats der Stadt Erfurt an, der uns für die Festsitzung den durch seine künstlerische Ausstattung berühmten herrlichen Festsaal des Rathauses der Stadt bereitwilligst zur Verfügung stellte, während sich der Männergesangverein „Arion" freundlichst erbot, sowohl für eine am Abend des 1. Juli in den Festräumen der Ressource-Gesellschaft stattfindende Vorfeier eine Reihe von passenden Liedern, wie für die Festsitzung einen Anfangs- und Schlußgesang vorzutragen.

So waren die nötigen Vorbereitungen getroffen. Bereits im Mai des Jahres 1904 ergingen die Einladungen an die der Akademie nahestehenden Personen, die Ehrengäste, die Ehren halber neu ernannten Herren, die Mitglieder der Akademie sowie die gelehrten Gesellschaften nebst dem nötigen Programm unter Übersendung der Festschrift. Die wichtigsten Zeitungen und Zeitschriften Deutschlands wurden durch längere Artikel und durch Übersendung der Festschrift für unsere Feier interessiert. Der festliche Tag nahte. Unsere Erwartungen wurden übertroffen. Das Fest verlief glänzend dank den verehrten Männern und Korporationen, die uns so freundlichst bei unseren Bemühungen unterstützt hatten, und wir konnten mit großer Befriedigung auf die schöne Feier zurückblicken. Das Senatsmitglied Herr Pastor D. Oergel hatte die Güte, bald darauf einen fesselnden Bericht von dem Feste abzufassen, der dann mit einem Anschreiben an sämtliche Festteilnehmer und an alle, die sich für unser Fest insbesondere interessiert hatten, versendet wurde. Auf diesen Bericht und die eingehenden Artikel, namentlich die in dem hiesigen „Allgemeinen Anzeiger" veröffentlichten, stützt sich im wesentlichen die nachfolgende nähere Beschreibung des Festes, die wir in eine Vorfeier, die Hauptfeier und eine Nachfeier einteilen.

a. Die Vorfeier.

Am Abend des 1. Juli fand in den Festräumen der Ressource eine Vorfeier statt, in welcher der Vicepräsident der Akademie, Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele, die zahlreich erschienenen Gäste in kurzer, kerniger Ansprache begrüßte, und der Männergesangverein „Arion" in vorzüglicher Präzision einen Zyklus sorgfältig ausgewählter Lieder vortrug. Dieser nicht dem offiziellen Redefluß, sondern dem traulichen Beisammensein und gemütlichen Zwiegespräch der von nah und fern versammelten Freunde und Mitarbeiter auf dem Felde der Wissenschaft gewidmete Abend trug einen ganz familiären Charakter und wurde durch die Anwesenheit der Damen verschönt. Dank dem schönen Sommerabend blieb ein großer Teil der Festgäste noch bis zu später Stunde im Garten und auf der Veranda des Ressourcegrundstücks in gehobener Stimmung beisammen.

b. Die Hauptfeier

wurde am folgenden Tage, Sonnabend den 2. Juli, vormittags 11 Uhr, im Festsaale des Rathauses eröffnet. In diesem nur bei außerordentlicher Veranlassung offenstehenden, mit Janssens Fresken geschmückten Festraume, einem Meisterwerke moderner Baukunst und Malerei, hatte sich eine auserlesene Gesellschaft, Herren und Damen, aus der Stadt Erfurt, den Gauen Thüringens und der Provinz Sachsen und aus weiterer Ferne versammelt. Die Feier begann mit dem vom „Arion" formvollendet vorgetragenen 100. Psalm, unter dessen ernsten Klängen der Festzug, gebildet aus den Vertretern der hohen Behörden, den Ehrengästen und den aus Anlaß des Jubelfestes neu ernannten Mitgliedern, unter Führung des Senates den Saal betrat. Nachdem die Teilnehmer die für sie reservierten Plätze eingenommen, die Senatsmitglieder auf dem Podium hinter dem festlich geschmückten Katheder, lauschte die Versammlung dem von einem Senatsmitgliede, Herrn Professor Dr. Bernhardt, gedichteten und von einer Ehrendame, Fräulein Gertrud Thiele, vorgetragenen

Prolog.

In Erfurts Boden, edler Gartenkunst
Geweiht, wird hoffend mancher junge Baum
Gepflanzt, der fröhlich feste Wurzeln treibt
Und grünt und blüht und seine Früchte bringt.
Nicht immer freilich lohnt gewünschter Segen
Des Gärtners Fleiß; oft wird ein zarter Stamm
Vom Sturm entwurzelt und vom Frost getötet.
Doch einer hat, vor hundertfünfzig Jahren
Gepflanzet, allem Ungemach getrotzt:
Der Sturm des Kriegs, der Fremden Herrschaft hat
Ihn nicht entwurzelt, und der harte Frost
Des trägen Kaltsinns hat ihn nicht getötet,
Und jetzt, von treuer Gärtner Hand gepflegt,
Zu frischem Wachstum kräftig angetrieben,
Hat er zu neuer Blüte sich entfaltet.
Er heißt Akademie der Wissenschaften;
Gemeinem Nutzen hat sie stets gedient,
Der Wissenschaften mannigfalt'ge Zweige
Nach besten Kräften fördernd und belebend,
Und an dem großen Bau der Menschenbildung,
Der ewig wächset, hat sie mitgewirkt.
Und wenn sie, nach des Dichters schönem Wort,
Auch Sandkorn nur für Sandkorn reichen konnte
Zu diesem Bau, sie hat an ihrem Teil
Ein Stück der allgemeinen Schuld getilgt.
So denken froh wir der Vergangenheit,
Und, wie von je, von edler Fürsten Gunst
Getragen und gefördert, dürfen wir
Mit freud'ger Hoffnung in die Zukunft schaun.
Nur bleibe jener feste Mut, der sicher
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Der Glaube bleib' uns an des Menschen Fortschritt,
So läßt uns Gott der Arbeit Frucht gedeihn.

Hierauf ergriff der Herr Vicepräsident zu einer Begrüßungsansprache das Wort. Ausgehend von der Bedeutung des Tages, die diese festliche Veranstaltung zur Pflicht gemacht habe, begrüßte er im Namen des leitenden Senats die hochansehnliche Festversammlung, insonderheit die Vertreter der

hohen Behörden des Staates, der Provinz und der Stadt, die Ehrenmitglieder, die Abgesandten der Hochschulen und der gelehrten Gesellschaften, sowie die auswärtigen Mitglieder der Akademie, die so zahlreich sich zur Mitfeier eingefunden hatten. Es folgte dann eine Reihe von warmen und geistreichen Begrüßungen von seiten der Spitzen der Behörden, der Universitäten, der gelehrten Körperschaften, der Geschichts- und gemeinnützigen Vereine. An erster Stelle sprach, als Kommissar Se. Exzellenz des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, der Herr Geheime Regierungsrat Dr. Reinhardt Worte der aufrichtigen Anerkennung für die Bestrebungen der Akademie aus. Anlehnend an einen von Goethe, dem größten unter den Erfurter Akademikern, ausgesprochenen Gedanken, wies er auf den hohen gesellschaftlichen Wert der Wissenschaft hin und erinnerte daran, daß alles echt wissenschaftliche Streben zur Wahrheit, Bescheidenheit und Demut erziehe und mit jener Ehrfurcht erfülle, welche das Wesen aller wahren Bildung und Frömmigkeit ausmacht. In diesem Sinne beglückwünschte er die Akademie zugleich im Namen seines hohen Chefs. Auch des allerhöchsten Wohlwollens Sr. Majestät des Kaisers und Königs konnte der Herr Kommissar die feiernde Akademie versichern und als Beweis Königlicher Huld drei verdienten Mitgliedern des Senates Ordensauszeichnungen überreichen, dem Vicepräsidenten der Akademie, Herrn Gymnasialdirektor Dr. Thiele die Ernennung zum Ritter des Hohenzollernschen Hausordens unter Verleihung des Adlers des Ordens (Kabinettsordre vom 1. Juni 1904), dem Realgymnasialdirektor Herrn Prof. Dr. Zange den Königl. Kronenorden dritter Klasse und dem Realschuldirektor a. D. Herrn Neubauer den Roten Adlerorden vierter Klasse. Nicht minder wohlwollend und verständnisvoll äußerten sich die folgenden drei Herren, der Direktor des Königl. Provinzialschulkollegiums zu Magdeburg, als Vertreter des am Erscheinen verhinderten Oberpräsidenten der Provinz Sachsen, Herr Ober- und Geheimer Regierungsrat Trosien, der Landeshauptmann Herr von Bartelt, und der Präsident der Königl. Regierung zu Erfurt Herr von Fidler. Aus der Zahl der folgenden Begrüßungsredner ist vor allem hervorzuheben der Vertreter der Stadt Erfurt, Herr Oberbürgermeister Dr. Schmidt, der zum Beweise, daß die städtischen Behörden die Wertschätzung der in ihren Mauern residierenden Akademie nicht bloß mit

Worten, sondern auch durch die Tat bekunden wollen, derselben zu ihrem Ehrentage eine Schenkung von 5000 Mk. zur besseren Erreichung ihrer wissenschaftlichen Zwecke übermittelte. Tiefen Eindruck machten auch die anerkennenden Begrüßungsworte, die die anwesenden Vertreter dreier deutscher Universitäten an die Jubilarin richteten. In hochbedeutsamen Worten führte Herr Geh. Justizrat Dr. Stammler, derzeitiger Rektor der Universität Halle-Wittenberg, unter Überreichung einer prachtvoll ausgestatteten Tabula gratulatoria die Notwendigkeit des Zusammengehens der Universität mit der Akademie aus, welche letztere als Bindeglied zwischen der Wissenschaft und den weiten Kreisen der Gebildeten unentbehrlich sei. Auch die Ansprache des Herrn Professor Dr. Neumann aus Straßburg i. Els. zeugte von der warmen Anerkennung, welche die Hochschulen der Leistungen der Akademie zollt. Als dann aber der Abgesandte der Nachbar-Universität Jena, Herr Professor Dr. theol. Bäntsch, das Wort ergriff und seine Begrüßungsrede damit schloß, daß er im Namen der theologischen Fakultät der Universität Jena den Sekretär der Akademie Prof. Dr. Heinzelmann, in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Arbeiten, insbesondere der auf die Psychologie des Kirchenlehrers Augustinus bezüglichen Abhandlungen, zum Doktor der Theologie honoris causa ernannte, wurde die bis dahin still lauschende Versammlung von freudiger Bewegung ergriffen und begleitete die Worte des Redners mit warmen Beifallsäußerungen.

Es folgten dann noch Gratulationen der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher zu Halle, vertreten durch ihren Präsidenten, Herrn Prof. Dr. Wangerin, und der historischen Kommission der Provinz Sachsen, deren Wortführer der Vorsitzende, Herr Geh. Regierungsrat Professor Dr. Lindner, war, sowie zahlreiche Vereine der Provinz und der Stadt Erfurt.

Nachdem die Liste der Begrüßungsredner geschlossen — es waren im ganzen 20, die alle mit warmen Worten ihren Wünschen für das fernere Blühen, Wachsen und Gedeihen der Jubilarin Ausdruck gegeben — und der Vicepräsident bewegten Herzens den Dank der Akademie für diese mancherlei Gnaden- und Freundschaftsbezeugungen ausgesprochen hatte, ging er in bereits ziemlich vorgerückter Stunde zu seiner Festrede über. Sie lautete folgendermaßen:

Hochverehrte Festversammlung!

Wenn im Leben des einzelnen Menschen Tage anbrechen, die Abschnitte für ihn abgrenzen, so pflegt er sie nach ihrem bedeutungsvollen Werte zu begehen: teils mit wehmütiger und doch erhebender Erinnerung, daß so Viel ihm entschwand und unwiderbringlich in die alles umfassende, vieles verbergende, aber doch nichts, weil das Gedenken bleibt, vernichtende Vergangenheit versunken ist, — mehr aber noch mit inniger Freude über das ihn umgebende Vorhandene und erst recht mit hoffnungsfreudigem Auf- und Hinblick in das verheißungsvolle Reich des Kommenden, in welchem Phantasie mit ihrer Zaubermacht Vergangenheit und Gegenwart vereinigend eine schönere und immer bessere Zukunft, wenn auch zuerst nur ahnungsvoll, vor seine Seele stellt. Wie viel mehr geschieht solches in dem Leben einer wissenschaftlichen Vereinigung, in welcher der Einzelne, mag er auch noch so hoch stehen, durch Taten des Geistes und als Persönlichkeit, doch nur im Wechsel der Zeiten vorübergehend einen festen Pol bildet, denn er ist seinen Vorgängern gefolgt, um nach kürzerer oder längerer Beharrung dem Platz zu machen, welcher an seine Stelle treten wird. Bei dieser festen Ständigkeit des Ganzen ist der Einzelne das Wechselnde: die Gesellschaft ist das feste Prinzip, das Individuum das Vergängliche. Darum sind solche Feste, welche gelehrte Körperschaften feiern, so wichtig, weil in ihnen das Recht der Allgemeinheit besonders zur Geltung kommt, während man dies bei der gerade in der gelehrten Gesellschaft meist hervortretenden Übermacht der individuellen Persönlichkeit nach dem Maßstabe des Intellekts so leicht vergißt. Es folgt hieraus mit einer gewissen Notwendigkeit die Forderung, an einem solchen Gedenktage in erster Linie eine Würdigung des Ganzen zu geben, mag der Einzelne auch noch so viel bedeutet haben und noch bedeuten. Deshalb habe ich mir für diese festliche Stunde die Aufgabe gestellt über unsere Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt im Ganzen zu sprechen, über ihre Vergangenheit, soweit wir sie genau kennen, über ihre Gegenwart und über ihre Zukunft, um, allerdings nur in großen Zügen und unter Hervorhebung des Hauptsächlichen, zu schildern, was sie war, was sie ist, und welche Hoffnungen wir auf sie setzen können und setzen sollen.

Mit der Begründung der Berliner Akademie — am 19. März 1700 — ward öffentlich kundgegeben: „Se. Kurfürstliche Durchlaucht haben gnädigst resolviert, eine Academie des Sciences und ein Observatorium, wie vorgeschlagen, zu etablieren!“ Damit war Leibnizens großer Gedanke erfüllt, daß, da die Erneuerung und Vervollkommnung des geistigen Lebens nicht durch die damaligen Universitäten geschehen könne, in Anlehnung

an die bereits in Frankreich und England gegründeten Akademien und Sozietäten, auch in Deutschland ein solches wissenschaftliches Institut zu gründen sei, das die Trägerin der weltbewegenden und geistig fördernden Gedanken des wissenschaftlichen Fortschrittes werden und Vertiefung sowie Ausbau der Wissenschaft als ihr Ziel auffassen solle, nicht bloß der sogenannten Geisteswissenschaften, sondern auch vor allen der neueren mathematischen Naturwissenschaften.

Die Berliner Akademie hat seitdem in diesem Sinne den segens- und folgereichsten Einfluß auf das geistige Leben in Alldeutschland ausgeübt, ja auf die ganze Welt, soweit sie von wissenschaftlichen Ideen bewegt wird und aus ihnen ihre geistige Nahrung gewinnt.

In Göttingen war dann ein halbes Jahrhundert später in Anlehnung an die im Jahre 1737 gestiftete Universität, an welcher, nach langdauernder Minderwertigkeit der deutschen Universitäten, zuerst wieder zugleich mit dem freien Geist der Forschung die Wissenschaft als treibendes Prinzip der Weltkultur eine Heimstätte fand, vornehmlich durch Albrecht von Hallers Bemühungen, eine Sozietät nach der Berliner Idee gegründet worden, die seitdem fruchtbar tätig gewesen ist und bis auf den heutigen Tag blüht. Nach dieser Sozietät, nachdem schon vorher Leibnizens Schüler, der in Erfurt als Statthalter 15 Jahre lang auf das segensreichste wirkende Graf Philipp Wilhelm v. Boineburg, den Plan einer Akademie hierselbst gefaßt, aber nicht ausgeführt hatte, wurde, wie ich in dem von mir bearbeiteten Teile unserer Festschrift zum heutigen Tage, wenn auch nicht aktenmäßig, so doch aus inneren Gründen glaube nachgewiesen zu haben, im Jahre 1754 auch hier in Erfurt eine Akademie der Wissenschaften gegründet, die sich Akademie nützlicher Wissenschaften nannte.

Freilich ist nun von vornherein festzustellen und festzuhalten, daß wir es hier mit einer Schöpfung zu tun haben, die auch nicht annähernd an die Bedeutung der Berliner Akademie herankommt, auch nicht der Göttinger Sozietät je gleich gewesen ist. Die Erklärungsgründe liegen auf der Hand! Berlin, zwar noch klein und unbedeutend als Stadt, als Erfurts mächtiges städtisches Gemeinwesen blühte, hatte eine Entwicklung in aufsteigender Linie vor sich, Erfurt aber sank immer mehr, auch zählte seine Universität, einst in der Humanistenzeit hochberühmt, später wohl zu den geringsten in Deutschland, verkümmernd unter der Herrschaft des Krummstabes, seit im Jahre 1664 der Mainzer Kurfürst mit Hilfe französischer Heereshaufen Erfurts auch vorher nur relative Selbständigkeit gebrochen und es zu einer unbedeutenden mainzischen Landstadt herabgedrückt hatte. — Berlin aber wurde in Deutschland groß, blühend, mächtig, wurde die Hauptstadt Friedrichs des Großen und damit seit der Mitte des 18. Jahrhunderts Deutschlands geistige

Hauptstadt, dem „cognata ad astra tendit", wie der stolze Wahlspruch der Berliner Akademie lautet, welcher sich für sie und ihre Heimstätte in Stadt, Land und Reich voll erfüllte. — Und Göttingen ist von jeher eine der bedeutendsten deutschen Universitäten gewesen und ist es geblieben! Erfurt aber sank, wie gesagt, zur öden Landstadt herab, seine Universität zur Unbedeutendheit, nachdem Jena gegründet war, und noch mehr, als Halle, diese ureigene Schöpfung der Hohenzollern, ihr die Lebensadern unterband. Aber doch lebte in Erfurt, wenn es auch mehr von der Größe der Vergangenheit als von der Güte der Gegenwart zehrte — denn es konnte auf seine Gegenwart nicht stolz sein! — mit zäher Energie der Gedanke fort, nicht zum Sterben verurteilt sein zu wollen, und: konnte auch keine extensive Entwicklung und äußere Blüte mehr erreicht werden, so wollte man doch durch intensive Arbeit und innere Tüchtigkeit einen bescheidenen Platz an der Sonne behaupten. Inmitten unendlicher Misère geistiger Verarmung und materiellen Niederganges wahrlich ein Gedanke, der wenigstens der Hochschätzung und freundlicher Beachtung wert ist! „In rebus magnis voluisse sat est" — so können wir oder müssen zum Troste auch hier sagen. — Dabei ist aber von vornherein ein Irrtum abzuweisen, welcher jetzt fast allgemein noch verbreitet ist, und dessen, wenn auch nicht Entstehung, so doch Beharrung durch die Umwandlung des Namens unserer Akademie am Anfange des 19. Jahrhunderts in eine Akademie „gemeinnütziger" Wissenschaften wahrscheinlich ist, wie wir in unserer Festschrift genügend dargelegt haben, nämlich als handele es sich bei der Erfurter Gründung um eine gelehrte Gesellschaft, welche es sich zum Berufe gemacht habe, die Ergebnisse der Wissenschaften, wenn auch in der edelsten Form und in der vornehmsten Weise, zu popularisieren. Das muß ja eigentlich jede wahre Wissenschaft auf ihrem eigenen Gebiete tun, wenn sie ihre Ergebnisse für die geistige Kultur und damit für die wahre Förderung der Menschheit nutzbar machen will. Nein, die Erfurter Akademie ist von jeher eine der vielen damals entstandenen gelehrten Gesellschaften gewesen, welchen die Pflege der reinen Wissenschaft oblag, d. h. ihre Förderung mittels voraussetzungsloser, methodischer Forschung. Da nun damals die Erfahrungswissenschaften, die man zu jener Zeit auch „nützliche Wissenschaften" nannte, entsprechend dem Wesen, Streben und Arbeiten der Gründer und Leiter unserer Akademie, des Präsidenten v. Lincker und des Sekretärs Baumer, in Erfurt in den Vordergrund gestellt werden sollte, wählte man den Namen: „academia scientiarum utilium" — denn a potiori fit denominatio! — Er war für die erste Zeit auch durchaus passend! — Es ist in unserer Festschrift gezeigt worden, daß im ersten Bande der Acta der Akademie v. J. 1757 von 44 Abhandlungen volle 32 — d. i. $^{8}/_{11}$! — aus dem Ge-

biete der Erfahrungswissenschaften (der sciences, der scientiae utiles) waren, demnach nur 12 Abhandlungen aus dem der Geisteswissenschaften (lettres) stammten, und im 2. Bande vom Jahre 1761 von 34 Abhandlungen etwa zwei Drittel, 24, den Naturwissenschaften und den angewandten Wissenschaften (darunter Füchsels für die neuere Geologie grundlegende Historia terrae et maris), aber nur 10 dem Bereiche der Geisteswissenschaften angehörten. — Passend war er auch für das ganze innere Leben der Akademie, soweit wir es aus den *Vorträgen* ersehen können, aus den *Bücherbesprechungen* und überhaupt aus der damals das wesentlichste ausmachenden *gelehrten Korrespondenz* der Akademie in den ersten Zeiten bis zum Niedergang der Akademie am Ende der sechziger und in der ersten Hälfte der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts. Passend im ganzen auch noch, meine ich, für die Zeit unter Dalberg, welcher allerdings die dem gänzlichen Untergange entgegenschlummernde Akademie i. J. 1776 gerettet und zu neuem Leben erweckt hat, auch ihr in der uneigennützigsten und vornehmsten Weise viele Wohltaten sowohl *ideell* durch seine stetige Mitarbeit und dadurch erzieltes neues geistiges Schaffen ihrer Mitglieder, als auch *materiell* erwies. Näheres hier anzuführen, scheint nicht geboten, entsprechend dem edlen Sinne des Gebers, der fast nie genannt sein wollte. Allerdings war jene Zeit die der plattesten Nüchternheit in Erfurt, eine Art Nachblüte gleichsam der Aufklärungszeit, während diese freilich im übrigen Deutschland längst vorüber und überwunden war, vielmehr überall in den deutschen Gauen — lag doch wahrlich auch Weimar nahe genug an Erfurt! — bereits der gewaltige und große Aufschwung der Geister eingetreten war, durch welchen unsere großen Dichter und Denker nicht bloß die zweite und eigentliche Blütenperiode unserer Literatur, sondern auch daran sich anschließend eine Wiedergeburt und Erneuerung fast aller *Wissenschaften* zu schaffen längst begonnen hatten. In Erfurt aber unter Dalberg machte man nur einen schüchternen und schwachen Versuch, andere und bessere Bahnen einzuschlagen — den *Versuch*, das „utilium" bei „academia scientiarum" wegzulassen, sowohl in den Statuten v. J. 1776 als auch in dem Titel des 1. Bandes der Akta in 4° v. J. 1777, freilich in dem Titel des folgenden Bandes erscheint er *schon wieder*! — sonst jedoch arbeitete man zwar fleißig, aber in *alter* Weise weiter. Ein Zehntel der Mitglieder, die jedoch fast allein tätig waren, wohnte in Erfurt, neun Zehntel der Mitglieder waren Auswärtige; Vertreter *aller* Wissenschaftszweige, aber in überwiegender Zahl solche, die „teils aus Beruf, teils aus Neigung sich den Erfahrungswissenschaften widmeten", besonders den Naturwissenschaften: der Chemie mit Anschluß der höheren Mathematik, der Astronomie, der Pharmacie und Medizin; — ich nenne nur den Namen Alexanders v. Humboldt in seinen aller-

ersten Anfängen und den der beiden Trommsdorffs, welche in dem von Dalberg gegründeten chemischen Laboratorium sowohl wissenschaftliche Studien trieben, als auch durch bereitwillig für jeden Fragenden angefertigte Analysen gemeinnützig tätig waren, ferner die Namen von Planer, Buchholz, Hahnemann, dem Begründer der Homöopathie, und von Hufeland, ferner den des berühmten Mathematikers Vega und des trefflichen Botanikers Bernhardi. Freilich waren auch die Geisteswissenschaften mehrfach und ansehnlich vertreten, besonders unter den Würdeträgern der Akademie: Dalberg selbst arbeitete als Philosoph, nach den kurzen Direktoraten Turins und Gerstenbergs war der treffliche Präsident v. Dacheröden, der Schwiegervater Wilhelms v. Humboldt, als Historiker tätig, von den beiden Sekretären war Rumpel Pädagog und Jurist, Bellermann, zunächst Orientalist, aber als Pädagog ausgezeichnet und deshalb bald darauf nach Berlin in das Direktorat eines Gymnasiums berufen; sonst trieben juristische Studien: Bellemont, kameralistische: damals Wilhelm von Humboldt, der ja später auf ganz anderem Gebiete, dem der Sprachforschung, Lorbeeren pflücken sollte, historische: Meusel, Dominicus und Galetti, der erste, welcher eine wissenschaftliche Geschichte Thüringens schrieb, philologische: Heyne, der große Göttinger Philolog und der Gräcist Matthaei in Moskau, philosophische: Tennemann; pädagogische Salzmann; lokalhistorische: der (letzte) Abt des Erfurter Petersklosters Placidus Muth — um nur die bedeutendsten Namen zu nennen; vor allen aber liehen der Akademie den hellsten Glanz durch ihre erlauchten Namen Wieland und später Schiller, der mit Dalberg innig befreundet und seit 1791 Mitglied unserer Akademie war, während Goethe es merkwürdigerweise erst im Jahre 1811 geworden ist.

Auch die „Gelehrten Nachrichten“, welche zeitweise eingegangen, aber i. J. 1769 als „Erfurtische Gelehrte Zeitung“, jedoch als privates Unternehmen, wieder aufgelebt waren, wurden in der Dalbergsperiode (und noch über diese eine kurze Zeit hinaus), wiederum unter Mitwirkung und Aufsicht der Akademie, und zwar seit 1796 als „Nachrichten von gelehrten Sachen“ ganz von der Akademie herausgegeben. Sie waren ausgezeichnet durch einen vornehmen und anständigen Ton und deshalb in der Gelehrtenwelt geachtet und hochgehalten. In ihnen wie auch in den Abhandlungen der Acta der Akademie in 4^0 und in 8^0, im ganzen 16 Bände, überwogen ebenfalls die Erfahrungswissenschaften, besonders die Naturkunde, Chemie und Botanik, Mathematik und Astronomie und die Medizin, — während die Geisteswissenschaften in minderwertiger Weise vertreten waren. Was in ihnen allen aber geleistet zu sein schien, sprach Dalberg in seinem ergreifenden Abschiedsbriefe vom 30. August 1802 an Bellermann aus, als ihm Erfurt und damit seine Akademie so jäh entrissen worden waren: „durch

eingehende Untersuchungen auf allen Wissensgebieten bestrebt gewesen zu sein, dem inneren Zusammenhange des menschlichen Wissens mehr Übereinstimmung und Haltbarkeit zu geben, also für das Genie zur Auffindung großer und ganze Wissenschaften umfassender Wahrheiten nützliche Vorarbeiten zu liefern." —

Im Jahre 1802 wurde Erfurt Preußen, dem glorreichen Staate Friedrichs des Großen, eingegliedert, — und alle waren freudigst berührt, nunmehr einem Großstaate mit seinen großzügigen Verhältnissen angehören zu dürfen, und so bat die Akademie durch Dacheröden an maßgebender Stelle, eine „Königlich Preußische Akademie" werden zu dürfen. Auch der nach Bellermanns Fortgange nach Berlin (im Dezember 1803) sofort erwählte tüchtige Sekretär Dominicus, welcher unsere Akademie durch den dreimaligen Wechsel der Herrschaft — 1802 war sie preußisch geworden, 1806 französisch und 1814 wieder preußisch! — glücklich hindurchführte, setzte in der ersten von ihm geleiteten Sitzung am 2. Januar 1804 in einer Vorlesung auseinander, wie die Akademie eine wahrhaft gemeinnützige Tätigkeit, veredelnd und aufklärend, bisher entfaltet habe, trotz der geringen, ihr zu Gebote stehenden Mittel. — Schmachvoll wie für ganz Deutschland war die siebenjährige französische Gewaltherrschaft, besonders auch für Erfurt! Und auch die Akademie (Näheres ist allerdings über jene Zeit bis jetzt noch nicht durchforscht und daher nicht bekannt!) konnte nur dadurch, daß sie sich den französischen Gewalthabern, meist recht minderwertigen Männern, und (leider nicht wenigen) deutschen Anhängern und Parteigängern derselben, beugte und, wenn auch nicht würdelos, so doch für unser heutiges patriotisches Leben schmerzlich, die französischen Freuden- und Festtage mitfeierte (z. B. die Geburt des Königs von Rom), und neben erfreulichen Ernennungen auch solche invita Minerva, wie man sagte, vollzog — d. h. der an Ort und Stelle befindlichen französischen Schergen —, ein kümmerliches Dasein fristen. Desto freudiger wurde der 2. Heimfall an unser geliebtes preußisches Vaterland i. J. 1814 begrüßt. Damals wurde ihr auch durch die Gnade des gegen die Akademie huldvoll gesinnten Königs Friedrich Wilhelm des III., der ihr am 1. August 1814 ihr Fortbestehen zusicherte und ihr Protektorat übernahm, der Titel einer „Königlich Preußischen Akademie" verliehen. So in ihrer Existenz gesichert, hat sie die am 14. November 1816 aufgehobene Erfurter Universität, einst ihre Nährmutter, überlebt! Hatte die Akademie doch auch ihr nationales Fühlen gezeigt, als sie nach den glorreichen Freiheitskriegen erlauchte Prinzen aus dem österreichischen Kaiser- und aus dem englischen Königshause — darunter den berühmten Feldherrn Erzherzog Karl und den Herzog von Cambridge und den Herzog von Sussex, den späteren König Georg IV. von England, damals Regent von Hannover — als Mitglieder aufnahm, und unter den deutschen Feldherren und Staatsmännern, sowie unter denen der Verbündeten sich zur

Freude und Genugtuung als Ehrenmitglieder angliedern durfte einen Blücher, Bülow von Dennewitz, Gneisenau und Boyen, Wellington, Nesselrode und Barclay de Tolly, freilich neben Stein und Hardenberg auch Metternich und Stadion —. So hatte sie gezeigt, daß sie sich dem neuen Vaterlande begeistert und rückhaltlos hingegeben habe und dessen ideelle Interessen mit Verständnis zu fördern gesonnen wäre und dazu auch imstande sei. Und noch verdienstvoller war es, daß sie dabei in Bescheidenheit sich dem bitteren Muß zu beugen verstand, daß Preußen unter den Hohenzollern, um dereinst die Führerschaft in Deutschland übernehmen zu können, fast zwei Menschenalter hindurch anderes Wichtigeres zu tun hatte: hart zu arbeiten im tiefsten Verständnis dessen, was Deutschland in der Zukunft Not tat: die materiellen Grundlagen dereinstiger Größe im Zollverein zu schaffen (und unser Motz ist hier besonders schöpferisch tätig gewesen, wie wir noch jüngst aus berufenem Munde haben darlegen hören!) und für ganz Deutschland die schwere Rüstung eines allzeit schlagfertigen Heeres zu tragen, während die Ernestiner am Musenhofe zu Weimar weiter die Dichtung und die Albertinischen Wettiner in Dresden und die Wittelsbacher in München die bildenden Künste pflegten.

Als die Akademie Dominikus i. J. 1817 als Sekretär verlor, hat sie dann einen verhängnisvollen Irrtum begangen, durch welchen ihr von eigenen Mitgliedern nach der erfreulichen Neugründung unter preußischer Herrschaft der denkbar schwerste Schade zugefügt wurde, den sie nur durch fast ein Jahrhundert dauernder eigenster und uneigennützigster Tätigkeit und noch dazu mit nur teilweisem Erfolge hat überwinden können!

In den neuen Statuten v. J. 1819 nämlich hatte auf Vorschlag des aus der Geschichte des Weimarischen Musenhofes wohlbekannten Legationsrates Bertuch, welcher jene Satzungen verfaßt hatte, mit Zustimmung des damaligen Sekretärs der Akademie und früheren Professors der Rechte an der ehem. Universität Erfurt Heinrich Rudolf Schorchs und infolge der Annahme seitens des zur Zeit Dalbergs außer Wirksamkeit gesetzten, damals aber wieder eingerichteten Senates in der entscheidenden Sitzung am 18. Oktober 1818 der erste Paragraph folgende Fassung erhalten: „Der Zweck der Akademie soll seyn Bearbeitung aller gemeinnützigen Wissenschaften, d. i. derjenigen Fächer der menschlichen Kenntnisse, welche unmittelbaren Einfluß auf das bürgerliche Leben haben, und Beförderung derselben für das praktische Leben." Dementsprechend hatte sich die Akademie, da die Anhänger des Nützlichkeitsprinzips gesiegt hatten, indem man das alte „utilium scientiarium" leider falsch übersetzte: „Akademie gemeinnütziger Wissenschaften" genannt. Dementsprechend war ihr in der Königl. Bestätigungsurkunde vom 1. September 1819 zur Pflicht gemacht worden:

„diejenigen Fächer der menschlichen Kenntnisse, welche unmittelbaren Einfluß auf das bürgerliche Leben haben, fernerhin mit allem Fleiße zu arbeiten und dadurch eine wohltätige Wirksamkeit auf die Beförderung der Landeskultur auszuüben". — So war sie also aus einer „Akademie der Wissenschaften" zu einer Gesellschaft zur Beförderung der Landeskultur, zu einem technischen Institut geworden, nach selbstgewählter Verbannung aus der bisherigen Wirksamkeitssphäre. Danach hätten also die Vertreter der Naturwissenschaften, der Mathematik und der technischen Wissenschaften die Oberhand haben, und zwar sogar die, welche nur praktische Zwecke mit ihnen verfolgen, die Vertreter der Geisteswissenschaften aber sich nur als geduldet betrachten müssen. — Woher entsprang nun diese beklagenswerte und mit der bisherigen Geschichte der Akademie, blickt man sowohl auf ihre Mitglieder als auch auf die Leistungen derselben, in Widerspruch stehende Fassung der Statuten? Dem nur vorübergehenden Irrtum Einzelner! Diese Nützlichkeitsapostel sahen nämlich ein oder nahmen vielmehr an, daß man in Erfurt, besonders nach der Aufhebung der Universität, nicht imstande sein werde, die Pflege der reinen Wissenschaft in ausreichender Weise hochhalten zu können, also „ihrer Erweiterung und Vertiefung durch eine umfassende, bis ins Einzelne und Kleinste eindringende Gelehrsamkeit" gerecht zu werden. Darum verfielen sie in das andere Extrem: sich der Pflege des äußeren Nutzens und der materiellen Güter durch den Anbau der technischen Fächer widmen zu wollen, während doch für die Erfurter Akademie in der ganzen Zeit ihres Bestehens das Ziel maßgebend gewesen war, welches Adolf Harnack in seiner trefflichen Geschichte der Berliner Akademie (S. 468) gut so festgestellt hat: „Nicht Wissen, sondern Bildung ist auch für den Gelehrten das letzte Ziel", ein Wort, daß unser Herr Sekretär (in unserer Festschrift S. 209) treffend so ausgeführt hat: „Erst auf dem Standpunkte einer höheren, ethisch begründeten Bildung schließt die reine Wissenschaft und das praktische Leben jenen für Staat und Kirche, Schule und Gesellschaft gleicherweise heilsamen Bund, welcher die Voraussetzung bildet für jene von den großen Dichtern und Denkern unseres Volkes angestrebte „Humanität"! — Das hatte die Erfurter Akademie unstreitig stets erkannt und befolgt — Wahrheiten, die einen Leibniz in Berlin und Haller in Göttingen ihre Akademien gründen ließen, daß nämlich allein der Mitglieder persönliches Forschen nach der Wahrheit ohne Grenzen und Schranken und ohne gebundenes und dann in sich selbst verkümmerndes Verhalten, das Lebensprinzip jeder gelehrten Gesellschaft und die Bedingung für ihr inneres Gedeihen ist. Und nun sollte uns alles dieses verkümmert werden, sollten nicht bloß die Erfahrungswissenschaften herrschen, sondern nur ihre für das gesamte Volksleben heilsam gemachte praktische Verwendung das anzustrebende Ziel

der Akademie werden! — Zum Glück blieb es dieses nicht, dank dem gesunden Sinne und der ererbten Tendenz der Akademie! Denn die Nützlichkeitsrichtung starb bald aus, andererseits wurden durch die Gründung des „Gewerbevereins“ in Erfurt aus dem Schoße der Akademie heraus, am 14. Juli 1827, die uns aufgebürdeten, aber innerlich uns fremden Tendenzen (wenigstens in dieser ihrer Ausschließlichkeit!) gleichsam durch diese Neuschaffung ausgeschieden, — denn diese sollte, wie es Werneburg am 4. Juli 1827 in der Akademie selbst aussprach: „die unmittelbar ins bürgerliche Leben eingreifenden Naturwissenschaften zum Gemeingut aller Klassen der bürgerlichen Gesellschaft, insbesondere der Gewerbetreibenden machen“, weil die Zeit die Übertragung der Wissenschaft aus dem Gebiet der Theorie in der Praxis verlange. Richtig! Das ist das ideale Ziel solcher nicht genug zu schätzender Vereine, nicht aber einer Akademie der Wissenschaften, deren Seele die geistige Vervollkommnung der Menschheit mittels der Förderung der Wissenschaft ist. Das war zum Glück und noch zur rechten Zeit erkannt! Und so gelang es der Akademie durch fortgesetzte Arbeit im Laufe des 19. Jahrhunderts, wie in unserer Festschrift dargelegt ist, die Fesseln, die sie sich in arger Verblendung selbst angelegt hatte, allmählich wieder abzustreifen; — und es glückte ihr unter den verschiedenen Sekretariaten: es sind ihrer 9 seitdem, 4 aus dem Kreise der Erfahrungswissenschaften: Mensing, Wittcke, Heydloff und Koch, 4 aus dem der Geisteswissenschaften: Dominicus, Schorch, Werneburg und Cassel, zu denen auch der jetzige Herr Sekretär zählt — aber mit der Einschränkung, daß Schorch es mit den Nützlichkeitsaposteln hielt, Mensing und Koch trefflich die Geisteswissenschaften pflegten. Es gelang ihr also durch die geistige Arbeit aller Akademiker, der leitenden Kreise wie der schaffenden Mitglieder, bis zur Wende des 19. und 20. Jahrhunderts das alte Verhältnis wiederherzustellen, das in dem Überwiegen der Geisteswissenschaften seinen Ausdruck findet, weil diese auch der humanen Pflege der Erfahrungswissenschaften mit obliegen müssen, so daß das Verhältnis der Vorträge aus dem Gebiete der Erfahrungswissenschaften von 53 vom Hundert auf 13 gemindert, hingegen das aus dem Gebiete der Geisteswissenschaften von 47 vom Hundert auf 87 gestiegen ist. — Dank namentlich dem einsichtigen, unermüdlichen und erfolgreichen Wirken unseres jetzigen Herrn Sekretärs, das hier und heute in dieser Weise hervorzuheben mir eine zwar selbstverständliche, aber doch liebe Pflicht ist. — Daß dabei auch die örtlichen Verhältnisse unseres Erfurt, wo sich immer ja nur eine geringere Zahl von Vertretern der Erfahrungswissenschaften gegenüber denen der Geisteswissenschaften befindet, mit wirksam gewesen sind, darauf brauche ich wohl nur hinzuweisen. Andererseits darf ich auch nicht unerwähnt lassen, daß die Akademie stets bestrebt

gewesen ist, und es noch ist, aus dem Gebiete der Erfahrungswissenschaften sowohl hier alle schätzungswerten Kräfte an sich zu ziehen, als auch von auswärts illustre Vertreter derselben zu gewinnen gewußt hat; — es mögen dieses die Namen von schon Heimgegangenen beweisen, Namen wie Credner, Damerow, Froriep, Hansen, Heyfelder, Jentzsch, Keferstein, Kiepert, Nathusius, Petermann und Schleiden, von noch Lebenden nur Behring und Kirchhoff zu nennen —, während freilich die Zahl berühmter Mitglieder aus dem Kreise der Geisteswissenschaften, Dichter mit eingeschlossen, welche wir uns angliedern durften, stets eine viel größere gewesen ist, so daß ich hier von den klangvollsten Namen unter den Gelehrten nur die bedeutendsten nennen kann: Uckert, Beyschlag, Köstlin, Sauppe, Doederlein, Preller, Jakob Grimm und sein Neffe Hermann Grimm, Rudolf Schöll, Gustav Freytag, Niemeyer, am Anfang jener Zeit den hochverdienten Motz und später auch Deutschlands größten Sohn in der Neuzeit Fürst Bismarck: auch er war unser! — während ich aus selbstverständlichen Rücksichten der noch Lebenden nur allgemein gedenken kann, selbst so illustrer Namen wie Sickel, Kuno Fischer, Franz v. Lißt!

Das war bis jetzt unsere Akademie, welche erfreulicherweise, um in Ehrerbietung und mit ehrfurchtsvollstem Danke zum erfreulichsten Abschlusse dieses hervorzuheben, seit mehr als einem Halbjahrhundert durch Prinzen aus dem erlauchten Hause der Hohenzollern als Präsidenten geleitet worden ist: von dem Prinz-Admiral Aldalbert von 1849 bis 1873, von dem feinsinnigen Dichter Prinz Georg bis 1902, seit vorigem Jahre von Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Albrecht von Preußen, Regenten des Herzogtums Braunschweig. Ich wiederhole, das war bis jetzt unsere Akademie, wenn wir ihre Geschichte unter den wichtigsten Gesichtspunkten ihres inneren Wertes und ihrer äußeren Geltung, vor allem ihres Strebens betrachten. Und die Summe dieser Betrachtung? Die Erfurter Akademie hat von jeher, durch alle Wandlungen ihrer Geschicke, die oft keine glücklichen waren, nach Maßgabe ihrer Kräfte gestrebt, das Mögliche zu leisten, um die Wissenschaft, die eine, die große, die ganze zu fördern und mit dieser ihrer Arbeit ihren Wahlspruch zur Wahrheit zu machen: Propter fructus gratior, oder, wie es auf unserem Diplom heißt: „Die Aufgabe zu erfüllen, daß die Palme der Wissenschaft auch Frucht für das Leben trage." Kann somit unsere Akademie nicht ohne einen gewissen berechtigten Stolz auf ihre Vergangenheit zurückblicken, so ist auch ihre sich mit jener innig vereinigende und deshalb schon öfters mit berührte Gegenwart, wenn wir uns jener vollbewußt und auch gewillt sind, nach des Dichters Wort, der einst der unserige war, zu handeln:

„was du ererbt von deinen Vätern,
erwirb' es, um es zu besitzen" —

reich an Schmuck und voll von Anregung, fördernd für alle, die unserer Gemeinschaft angehören, ein Segen für viele, die mit uns in Verbindung stehen.

An unserer Spitze steht als Präsident Se. Königl. Hoheit Prinz Albrecht, das erlauchte Familienglied unseres Herrscherhauses, eines schönen deutschen Landes Regent, ein Schutz und Hort für die Wissenschaft, der Hochschule rector magnificentissimus, Göttingen, deren Sozietät die Gründung unserer Akademie mittelbar angeregt hat: er hat es nicht für zu gering erachtet, als wir nach Prinz Georgs Tode verwaist dastanden, die Leitung unserer Akademie zu übernehmen: dafür dem hohen Herrn unseren tiefgefühltesten Dank auch heute noch einmal in dieser festlichen Stunde auszusprechen, mahnt die Pflicht und treibt ehrfurchtsvollste Verehrung.

Und dann: wie erhebend ist es für uns, zu unseren Ehrenmitgliedern, die unsere Akademie auszeichnen, zählen zu dürfen unter den deutschen Herrschern Badens edlen Großherzog, unseres großen Kaiser Wilhelm des Ersten erlauchten Schwiegersohn und ihm geistig verwandt in allem edlen Tun, in Regentenweisheit und Förderung der Volkswohlfahrt ihm nacheiferndl Und aus dem Herzen Deutschlands, in unserem Thüringen, Weimars erlauchten Großherzog, den Urenkel Karl Augusts, aufgewachsen in den Traditionen seines Hauses in der Sorge um alles Schöne und Edle, was unseres Volkes geistige Wohlfahrt ausmacht —; ferner Meiningens innigst verehrten Herzog, den Pfleger deutscher Art und deutscher Wissenschaft wie Kunst, und aus dem benachbarten Gotha des Landes Regenten Prinzen Ernst zu Hohenlohe-Langenburg. Sie haben durch freundliche Glückwunschschreiben huldvollst ihre Teilnahme an unserer Feier betätigt und es bedauert, daß sie durch die Pflichten ihres fürstlichen Berufes verhindert seien, persönlich zu uns zu kommen.

Ferner zählen wir — abgesehen von den heutigen Neuernennungen! — zu unserer Freude zu unseren Ehrenmitgliedern bedeutende Staatsmänner, wie unseren Herrn Oberpräsidenten, dem das Vaterland in der sozialen Gesetzgebung mit ihrer in der ganzen Welt einzigen Art, welche Notwendigkeit und Freiheit heilvoll verbindet, so viel verdankt —, und Herrn Staatsminister Dr. v. Lucius, dem Staat in großer Zeit ein kundiger Leiter auf dem Boden der Volkswirtschaft. Ebenso Gelehrte ersten Ranges und hochstehende Verwaltungsbeamte, in leitender Stellung sowohl in den Staatsbehörden der Provinzen, sowie unsere letzten 3 Herren Regierungspräsidenten hierselbst. Ebenso reich ist der Kranz unserer auswärtigen und mitarbeitenden Mitglieder, auf welche wir stolz sind; eine stattliche Reihe bedeutender Gelehrter und hochangesehener Männer, von 9 deutschen Universitäten Professoren, von unserer Provinzialuniversität Halle hochbedeutende Mitglieder ihres Lehrkörpers, auch sonst Juristen

3*

und Mediziner, Theologen und Philologen, sonstige Gelehrte mit angesehenen Namen, viele Lehrer an höheren Unterrichtsanstalten, Militärs und Künstler. Ihnen allen wollen wir Erfurter, die ordentlichen Mitglieder der Akademie, danken, besonders dafür, was sie uns bisher gewesen sind und noch sind, für ihre Spenden in Wort und Schrift! Andererseits aber wollen wir auch Zeugnis ablegen, was uns, in besonderem uns Erfurtern, unsere Akademie ist. Zunächst uns Einzelnen! Werden wir doch durch die Akademie zu wissenschaftlichem Arbeiten und zu Studien auf unserem Spezialgebiete ein jeder angeregt. Das Leben ist so schwer und für viele von uns die amtliche Arbeit so hart, daß wir, auch bei der freudigsten Anteilnahme an der Wissenschaft, doch eines äußeren Sporns nicht entbehren können, besonders da wir nicht in einem der wissenschaftlichen Mittelpunkte Deutschlands wohnen, wie ihn jede Universitätsstadt darstellt, sondern abseits in einer größeren Provinzialstadt, die zwar zu den schönsten Städten unseres Vaterlandes gezählt zu werden verdient, aber doch, was literarisches Leben und literarische Hilfsmittel betrifft, bescheiden zurückstehen muß hinter Städten wie Halle, Jena oder Göttingen, von Leipzig oder gar von Berlin nicht zu reden. — Da ist uns die Akademie unser Palladium gewesen, weil wir das nobile officium fühlten, uns ihrer, die uns in ihren Schoß aufnahm, durch unsere Arbeiten würdig zu zeigen, indem jeder in seinem Fache, einer Geistes- oder Erfahrungswissenschaft, in Vergangenheit wie Gegenwart mitforschte und diese seine Arbeiten durch Bekanntgebung im Druck oft auch für weitere Kreise fruchtbar und von Einfluß machte. Und so belebten wir unseren Kreis wieder, welcher uns dann mehr zurückgab, als ihm der einzelne gespendet hatte — im wundervollen Ringe Geber und Empfänger, Schenkende wie Beschenkte zugleich!

Lassen Sie mich darauf hinweisen, daß diese unsere Arbeit für das ganze letzte Jahrhundert in unserer Festschrift sorgsam und verständnisvoll von unserem Herrn Sekretär zusammengestellt ist; ich möchte hier nur auf das letzte Jahrzehnt ihre Aufmerksamkeit lenken, ohne jedoch ins Einzelne eingehen zu wollen noch zu können, und ohne Nennung von Namen: welch eine Fülle von geistiger Arbeit liegt hier vor, aus allen Wissenschaften möchte ich fast sagen, Geistes- wie Erfahrungswissenschaften, so daß man schon bei einem oberflächlichen Überblick sagen muß, daß in unserer Akademie fleißig und stetig gearbeitet wird, und daß zu einem nicht geringen Teile die Zugehörigkeit zur Akademie es ist, welche unseren Mitgliedern Anregung und Veranlassung gab, teils sich zu betätigen neben und mit anderen Akademiemitgliedern, angeregt durch gleiche, ähnliche oder anderartige Vorträge, die in unseren esoterischen Sitzungen gehalten waren, teils angetrieben in edlem Eifer, vorwärts in der eigenen Wissenschaft zu kommen, wovon man mit Freude und

Stolz im Kreise der Akademiker Rechenschaft ablegte, durch Zustimmung gefördert oder durch sachgemäßen Widerspruch in angeregter Besprechung veranlaßt wurde, das Gebotene daselbst zu verteidigen, zu begründen, zu erweitern und zu vertiefen. — Auf Einzelheiten einzugehen, ist, wie gesagt, hier nicht der Ort, wohl aber ziemt es sich, dieses bei unserer weihevollen Feier festzustellen, und ich glaube aus dem Sinne aller unserer Mitglieder zu sprechen, wenn ich freudig bekenne: „Die Stunden in der Akademie sind uns neben den stillen Arbeitsstunden im eigenen Heim die liebsten und förderlichsten, die wir durchleben dürfen." Fühlen wir uns doch auch, wenn in den Sitzungen uns die Geschenke Einzelner, Mitteilungen und Sendungen von so vielen gelehrten Gesellschaften und Körperschaften aus ganz Deutschland, aus Österreich-Ungarn und so vielen anderen Ländern Europas (aus der Schweiz, aus Schweden-Norwegen, Frankreich, Holland, Luxemburg und Rußland), ja von Amerika vorgelegt werden, wie auch wir in der Kette der großen Gelehrten-Republik, welche die ganze Welt umspannt, ein nicht ganz unbedeutendes Glied sind, daß wir durch unsere Akademie mit der ganzen gebildeten Welt, sozusagen im engeren Bunde, zusammenhängen; wohnen wir, wie ich schon sagte, auch in Erfurt nicht in einer der großen Bildungszentralen, so ist es doch unsere Akademie, welche uns viel vermittelt, was wir sonst schwerlich erhielten, nur die Schriften der großen Akademien in Berlin, Wien, München und der gelehrten Sozietäten in Leipzig und Göttingen zu nennen.

Ein Weiteres aber, was die Akademie nicht bloß uns, sondern auch unserer ganzen lieben Stadt Erfurt bietet, sind unsere öffentlichen Vorträge, die seit längerer Zeit alljährlich im 1. Winterviertel jahre gehalten werden und wohl hierorts, neben vielem guten anderen, die beste geistige Speise unseren Mitbürgern bieten: namentlich sind es neben den hiesigen Akademikern unsere auswärtigen Mitglieder, besonders die Universitätsprofessoren und sonstige bedeutende Gelehrte, welche in trefflicher Weise die wichtigsten Fragen ihrer Wissenschaft hier abgehandelt haben. Stets hat ein dankbares und verständnisvolles Elite-Publikum diese unsere Veranstaltungen durch sein Kommen geehrt und, wie wir hoffen, mit reicher Befriedigung und mit der förderlichsten Belehrung besucht. — Mußten wir auch im letzten Winter wegen der vielen Arbeiten, die unsere Festschrift und die Vorbereitungen für diesen feierlichen Tag mit sich brachten, von diesen öffentlichen Vorträgen absehen, so sollen doch dieselben, das glaube ich im Namen des Senats versprechen zu dürfen, bald, hoffentlich schon im nächsten Winter, wieder gehalten werden; ihr Erträgnis ist immer einem patriotischen oder Wohltätigkeitszwecke zugute gekommen.

Doch weiter noch zieht sich der Kreis unserer Einwirkungen, denn nicht nur die Akademiemitglieder selbst und alle Gebildeten

Erfurts wollen wir fördern, sondern wir wenden uns auch durch unsere Jahrbücher, von denen seit 1854 bereits in diesem Jahre der 30. Band erschienen ist, eben unsere Festschrift, an alle Gebildeten, teils durch Abdruck unserer öffentlichen Vorträge wie der Vorlesungen in den ordentlichen Sitzungen, soweit sie allgemeines Interesse zu erwecken vermögen oder allgemein belehrend zu sein scheinen, teils durch eingehende Referate über alles, was in unseren Sitzungen vorgetragen, behandelt und erwogen ist. Und wer mit unbefangenem Blick und gerechtem Sinn diese stattliche Reihe von Bänden durchmustert, wird den Verfassern, die zum größten Teile Erfurter sind, die Anerkennung ihres Strebens, ihres Fleißes, dessen sich ja nach Lessing jeder rühmen darf, und besten Willens nicht versagen können. Daß hier nicht wissenschaftliche Publikationen ersten Ranges erscheinen, liegt in der Natur unserer Jahrbücher, während Sie viel Namen von Männern darin finden, die auch sonst in der Wissenschaft bekannt sind und sich durch Abfassung größerer, ja großer Werke ausgezeichnet haben.

Und auch anregen wollen wir: das haben wir noch durch unsere Preisaufgaben bewiesen, deren wir im letzten Jahrzehnt 4 gestellt haben — von der vierten werden Sie nachher den Namen des Siegers hören — ich gehe deshalb nicht näher auf dieses Gebiet ein, nur unerwähnt darf ich es hier bei der Schilderung des Systems unserer Arbeiten nicht lassen, weil es ein so wichtiges Glied dieser unserer Arbeit ist. Diese 4 Preisaufgaben haben allesamt die brennendste aller Fragen, die soziale Frage, behandelt: mit ihnen hat unsere Akademie so recht bewiesen, wie sie besonders diejenigen Zweige der Wissenschaft zu pflegen sich vorgenommen hat, welche sich mit dem Leben unserer Nation, soweit die Wissenschaft auf dasselbe Einfluß gewinnen kann und soll, berühren, ohne jenem einseitigen Utilitarismus zu huldigen, welcher in der Popularisierung der Wissenschaft, und wenn es auch in der edelsten und vornehmsten Weise geschähe, aufgehen würde. Nein, wir wollen mitbauen helfen, nicht bloß ausputzen und ausschmücken!

Ist das nicht im edelsten Sinn: gemeinnützig, und doch unter dem Gesichtspunkte wissenschaftlicher Behandlung aller der angeregten Fragen?

Das ist unsere Akademie, hochgeehrte Festversammlung: zwar kein Prachtbau, strahlend ins Weite, aber doch ein solides Gebäude, festgegründet für unsere engere Heimat, und für das große Ganze wohlbedacht, so daß wir hoffen können: sie wird noch lange währen!

Aber stillestehen dürfen wir nicht. Nicht bloß: „rast' ich, so rost' ich!" darf es bei uns heißen, sondern unter Festhalten des Bisherigen, des bewährten Guten: d. i. unserer esoterischen wie öffentlichen Vorträge, unserer Publikationen und Preisausschreiben (die wir hoffentlich noch

vermehren können, da uns die Munifizenz unserer lieben Stadt Erfurt, wie Sie vorhin gehört haben, dazu durch die hochherzige Gabe in den Stand gesetzt hat) — nein, es gilt neue Ziele zu erfassen, weitere Aufgaben uns zu stellen. — Lassen sich diese aber bei der Beschränktheit unserer materiellen Mittel, bei der Art der Arbeit unserer Mitglieder, welche meist nur karge Mußestunden für unsere Akademie zu verwenden vermögen, lassen sich diese finden? — so höre ich manchen zweifelnd fragen, und wahrlich gerade wohl diejenigen, welche es mit unserer Akademie am besten und am treuesten meinen und für sie am begeistertsten sind. — Aber doch muß es sein! Freilich kann es mir, dem Einzelnen, nicht in den Sinn kommen, bei rein wissenschaftlicher Tätigkeit so vieler Erschöpfendes und Umspannendes, und wären es auch nur die Leitlinien, finden zu wollen — ich kann nur das bieten, was sich mir bei vielem Nachdenken ergeben hat, — vielleicht ein erreichbares Ideal, hoffentlich aber ein solches, das vielen erstrebenswert erscheint. Auch kann es sich meiner Meinung nach, entsprechend der Natur unserer Akademie, nur um Bestrebungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und der mit ihr engverbundenen Kunst handeln.

Knüpfen wir an unsere öffentlichen Vorträge an! Wir wollen durch sie, wie oben gesagt ist, auf die bildungsbedürftigen und, setzen wir hinzu, bildungsfähigen Kreise der hiesigen Bevölkerung wirken. Dabei ist freilich nicht zu verkennen, daß die bisherigen Vorträge nur auf die Auswahl der Besten berechnet waren, und selbst diese kamen nicht in großer Anzahl. Mehr hatte schon der Mittelstand in einzelnen Gliedern sein Bildungsbedürfnis mitgeteilt — wir versuchten deshalb die Vorträge in die Abendstunden zu verlegen, entfremdeten uns aber dadurch das gewohnte Publikum und mußten diesen Versuch als verfehlt aufgeben. — Wohl aber geht durch unsere oberen und mittleren Volkskreise — auf die unteren komme ich nachher — das Streben nach Bildung. Man blickt mit einer Art von berechtigtem Neid auf die gleichen Kreise in Universitätsstädten und anderen großen Bildungszentren, denen zur Verbreiterung und Vertiefung ihrer allgemeinen Bildung treffliche Gelegenheit in den verschiedensten Kursen gegeben ist, abgesehen von den guten Theatern, Konzerten, Kunstausstellungen, Museen usw. Dabei regt sich auch das Bestreben von Fachgenossen, auf ihrem besonderen Gebiet durch hervorragende Fachleute Belehrung über neue Erscheinungen, Entdeckungen und jedweden Fortschritt zu erhalten, damit beim Festhalten des Alten Kenntnis des Neuen nicht fehle. Ich darf hier wohl an die Fakultätstage der H. H. Geistlichen erinnern, ferner an die bakteriologischen Kurse der H. H. Ärzte, an Zyklen von Vorträgen bei Einführung des „Neuen Bürgerlichen Gesetzbuchs" seitens der H. H. Juristen; wir haben ferner von philosophischen Kursen gehört seitens eines hochbedeutenden

Vertreters der Philosophie an einer uns benachbarten Universität, der unser Mitglied ist, auch von Vorträgen über jenen ebenso oft *über-* wie *unterschätzten* Apostel eines die moderne Menschheit in ihren höchsten und edelsten Ideen schädigenden unglücklichen Philosophen, ebenso von *pädagogischen* Kursen von einem anderen bedeutenden Professor jener selben Universität, den wir zu unserer Freude heute in unserer Mitte sehen; wir selbst begannen einen Zyklus von literarhistorischen Vorträgen im Wintersemester 1902/3, die leider an der Krankheit des sonst so rühmlich bekannten Literarhistorikers scheiterten, der unser auswärtiges Mitglied ist; auch kunsthistorische Vorträge sind hier gehalten von auswärtigen wie einheimischen Kunstkritikern und Gelehrten, einige Male fanden auch für Damen kunsthistorische Vortragszyklen, ebenso geographische, ethnographische und historische Vorträge statt.

Sind das nicht Hinweise, nicht vielversprechende Anfänge? In seiner Vereinzelung hat dieses vielleicht nicht so gewirkt, wie es möglich gewesen wäre, wenn es von einer *einheitlichen Stelle*, ich will nicht sagen, geleitet, aber doch, wenn solche Bedürfnisse hervortreten, in sachgemäßer Weise *ein*geleitet und vielleicht in *ein* größeres Ganze eingereiht worden wäre. — Ich bin mit dem modernen *Volkshochschulwesen* nicht näher vertraut, und ich stelle ausdrücklich in Abrede, daß im Schoße der Akademie irgendwann und irgendwie Stimmen laut geworden sind, als ob wir eine derartige Entwicklung anstreben; auch glaube ich, daß diese mehr auf die breite Masse des Volkes wirken wollen, indem in ihnen auf der Grundlage der eingeschränkteren Bildung, wie sie in den mittleren Ständen vorhanden ist, und auf der Basis früherer fachmännischer Ausbildung eine theoretische und praktische Weiterbildung angestrebt wird, z. B. in den Handelshochschulen. Das möchte ich auch fernerhin *nicht* in den Kreis der Tätigkeit unserer Akademie eingefügt sehen, einmal ganz abgesehen davon, daß uns auch die dazu nötigen, sehr erheblichen Mittel fehlen, auch schwerlich uns auch je zur Verfügung gestellt werden. Wohl aber denke ich mir, daß unsere Akademie mehr, als es bis jetzt der Fall gewesen ist, der *Mittelpunkt* aller eigentlichen *Bildungsbestrebungen*, die in unserer Zeit intensiv wie extensiv außerordentlich gewachsen sind, intellektueller wie ästhetischer Natur, werden könne, denn die Wissenschaft überliefert die Imperative der Tat, freilich nicht ungebunden, und ist somit das Interesse aller; ebenso die *theoretische Kunstforschung*. — Man könnte dann nach einem vorausgesetzten, organisch gegliederten und alles umfassenden Plane verfahren, damit alles ordentlich ineinandergreift, die vorhandenen oder zu gewinnenden Kräfte nicht zerstreut arbeiten und sich so zersplittern, jeder berechtigten Forderung ihr Recht gewährt werde und alles in übersichtlicher Ordnung vor sich gehen könne. Dabei, glaube ich, sind die äußeren

Formalitäten (Vorlesungsort, Zeit der Vorträge, geeignete Persönlichkeiten von hier oder auswärts u. a.) nicht so weitschichtig und anstrengend, daß die Akademie, wenn ihr nur durch die nötigen Hilfskräfte die Mühe der äußerlichen und schematischen Arbeit abgenommen würde, und wenn nach einem festen Plane, dem die staatlichen und städtischen Behörden zustimmten und, was ja die Hauptsache sein dürfte, materiell ausreichend unterstützten, die an sie zu stellenden Anforderungen wohl leisten könnte. — Bezüglich der einzelnen Wissenschaften möchte ich ein Beispiel durchführen, welches das weiteste Verständnis finden dürfte, das der Geschichte: es müßten abwechselnd Vorträge gehalten werden über antike, mittelalterliche und moderne Geschichte, mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte in allen Perioden, letztere besonders auch als Wirtschaftsgeschichte gefaßt mit Hervorkehrung der nationalen Gesichtspunkte. Da nach Erstarkung unserer materiellen Macht und unserer kommerziellen Interessen unserem Vaterlande endlich der ihm so lange durch den Neid und die Mißgunst seiner Nachbarn versagte „Platz an der Sonne" zuteil geworden ist, und wir maßgebend mit in die Weltpolitik eingreifen, darum müßte auch unsere Kolonialgeschichte eingehend berücksichtigt werden mit besonderen handelsgeographischen Belehrungen, auch über Produktionsverhältnisse der einzelnen Staaten müßte gesprochen werden. — Oder, um ein anderes Gebiet zu berühren, das sicherlich ebenfalls allgemeines Interesse finden wird, das der Künste, gegliedert nach den fünf Zweigen: Architektur, Plastik, Malerei, redende Künste und Musik (letztere nach Richard Wagners Theorie: „Die Harmonie des Weltalls im Tonsysteme nachzufühlen"). Welche unendliche Fülle bietet sich da dar! Um einzelnes bunt herauszugreifen: klassische Archäologie und Kunstgeschichte, mittelalterliche Baukunst mit Bezugnahme auf unsere Erfurter Patrizierhäuser und Kirchen, Strömungen in der Kunstauffassung innerhalb der Malerei bis zur neuesten Zeit. Daß unser hierorts erhofftes und erwartetes Museum dadurch auch wesentlich gefördert werde, wer wollte es leugnen? — Daß wir die Kunst in unsere Bestrebungen mithineinziehen sollen, dürfte wohl schon ein Vortrag bewiesen haben, den unser Herr Sekretär im vorigen Jahre: „über den ethischen Beruf der Kunst" hielt. Wahrlich, zur Linderung des tiefen Ernstes, den die Mühen des Kampfes um das Dasein wie einen dichten Schleier über die modernen Zeiten breiten, ist die Kunst notwendig, in welcher der schaffende Menschengeist des Steines Wucht, des Erzes Masse, der Farbe Pracht zum Leben zwingt. — Und wie fruchtbar können wir unsere Kunstbetrachtung gestalten, wenn wir lehren: nicht etwa eine theoretisch gewonnene, wenn auch allgemein gültige Wertschablone an die Kunstwerke anzulegen, sondern wenn wir uns bemühen, die Erkenntnis zu verbreiten, daß auch die Kunst historisch aufzufassen ist, d. h. die künstlerische Persönlichkeit

und ihre Absichten, welche ja stets dem Gesamtdenken ihrer Zeit entspricht, verstehen zu lernen — eine Erziehung zur Kunst, welche noch höher steht, als die jetzt so gern gepflegten und so viel angepriesenen Bemühungen, die Jugend zum Verständnis der Kunst zu erziehen, wie dies in Dresden und auch im vorigen Jahre in Weimar auf den „Kunsterziehungstagen" als modernste Forderung hingestellt ist. — Doch das sind alles nur Anregungen und Hindeutungen: mehr kann und will ich in dieser Stunde nicht bieten, auch mit der Einzelausführung, soweit das einzelne etwa möglich oder unmöglich ist, soll hier nicht gerechtet werden, denn

„leicht wohnen beieinander die Gedanken,
doch hart im Raume stoßen sich die Sachen". —

Aber das Ganze ist nach meiner festen Überzeugung möglich: es müssen sich nur die rechten Männer finden, nur muß den Älteren mit ihrer Um- und Übersicht, die auf reicher Erfahrung beruht, das jüngere Element sich zugesellen: eine arbeits- und schaffensfreudige Jugend, die mittätig ist — das „Mitraten" kommt dann ganz von selbst. — Und auch das lassen Sie mich heute hoffnungsfreudig aussprechen, daß ich glaube, es gibt solche jüngere Kräfte —, und daß, wenn nur erst der gute Anfang gemacht sein wird, es sich auch ermöglichen lassen wird, die nötigen Mittel zu erhalten, denn der Staat wird einsehen, daß diese Sorge für seine Gebildeten nötig ist. Er sorgt ja jetzt so ausgiebig für die unteren Volksklassen. Das soll ja auch ausreichend fernerhin und meinetwegen noch mehr als bisher geschehen, aber doch nicht ausschließlich. Und wenn man sieht, wie undankbar das „liebe Volk" ist, möchte man ungehalten fast ausrufen: warum nur für diese Unersättlichen allein, die alles hinnehmen als etwas Selbstverständliches, für das sie nach ihrer Meinung nicht einmal erkenntlich zu sein brauchen? — Doch ziemt es dem wahrhaft Gebildeten nicht, pessimistisch zu sein, vielmehr muß er, durch die Geschichte aller Zeiten und bei allen Völkern belehrt, wissen: tief in der Volksseele schlummert das Goldmetall echter und rechter Gesinnung; — in treuer, wenn auch mühsamer Bergmannsarbeit muß man es nur zu Tage schürfen, dann kann man es ummünzen in jede liebenswerte Tugend, für uns in Liebe zur Bildung und zu edler Gesittung! — Und somit komme ich nach diesem kleinen Umwege endlich auf die Frage, ob auch unsere Akademie für die unteren Volksschichten in der Zukunft etwas tun kann. Damit von ihrem bescheidenen Arbeiten auch gelte, was einst vom Großen gesagt ist: „nicht der Erfolg des Augenblicks, sondern der Segen der Zukunft sichert den geschichtlichen Namen!" — Ich meine: nicht direkt, aber unendlich viel indirekt! Das ist es, was die von Fanatikern und Bösewichtern verführten unteren Volksklassen nicht einsehen: sie erkennen nur, was unmittelbar

für sie geschieht, aber auch nur das an, wovon sie mühelos Vorteil haben — und noch dazu fast nie dankbar. — Wer Besitz hat, muß ja denselben mit seinen Mitmenschen teilen, indem er auch diese anderen an dem von ihm ausgehenden Guten teilnehmen läßt; meist genießt er selbst am wenigsten davon. Wenn aber unsere Arbeiter — ich will gar nicht von der steigenden Höhe der Löhne sprechen — jetzt im ganzen doch in viel gesünderen Wohnungen hausen, wenn ihre Kinder ordentlichen Unterricht genießen, sie selbst im Rechtsschutz des Staates sicher und ungefährdet leben, meist ohne Gutsteuer, nur, wie wir alle auch, die Blutsteuer zahlend — wem verdanken sie es? Doch dem Wohlstande, den nicht bloß ihre Hand, sondern viel mehr noch der Geist des Arbeitgebers und sein Kapital schuf, erhält und vergrößert. Jeder wahre Fortschritt der Menschheit findet nicht am rauchenden Schlote und durch die tosende Arbeit der Maschinen in der Fabrik statt, sondern in der Studierstube des Gelehrten, im Zimmer des Erfinders! Und alle Veranstaltungen, welche die Wissenschaft macht, — ich erwähne nur eine, die Hygiene — sie alle kommen dem Volksganzen zugute, und jene Schöpfer neuer Ideen und ihre Pfleger — wer denkt nicht an unseren Behring? — sie sind Wohltäter der Menschheit, in erster Linie ihres Volkes. Und hier setzt auch neben der Wissenschaft die Kunst ein, des Volkes vornehmstes Erziehungsmittel. Ich erinnere hier an die beherzigenswerten Worte, welche in diesem Sinne unser erhabener Kaiser sprach, als er am 18. Dezember 1901 den Berliner Künstlern folgendes zurief: „Die Kunst soll mithelfen, erzieherisch auf das Volk einzuwirken, sie soll auch den unteren Ständen nach harter Mühe und Arbeit die Möglichkeit geben, sich an den Idealen wiederaufzurichten. Uns, dem deutschen Volke, sind die großen Ideale zu dauernden Gütern geworden, während sie anderen Völkern mehr oder weniger verloren sind. Es bleibt nur das deutsche Volk übrig, das an erster Stelle berufen ist, diese großen Ideale zu hüten, zu pflegen und fortzusetzen, und zu diesen Idealen gehört, daß wir den arbeitenden und sich abmühenden Volksklassen die Möglichkeit geben, sich an dem Schönen zu erfreuen und sich aus ihren sonstigen Gedankenkreisen heraus- und emporzuarbeiten ... Die Pflege der Ideale ist zugleich die größte Kulturarbeit." — Wahrlich, goldene Worte, die wir nicht genug beherzigen können. — Wenn das Volk so gehoben wird, verlernt es Geschmack zu finden an den hohlen politischen Phrasen, womit man es anlockt, indem man ihm unerreichbare Scheinbilder vor die Augen gaukelt, unerfüllbare Versprechungen von Glück, d. h. Wohlleben ohne viel Arbeit, macht — es wird durch diesen ihm fortwährend gebotenen Gifttrank des Mißtrauens und der Unzufriedenheit nur immer unglücklicher, so viel Gutes ihm auch sonst erwiesen wird. Wir wollen es froher und dadurch glücklicher machen: Freude an der Natur, die

von jeher dem Deutschen eigen war, wiedererwecken und sie wachhalten, seine Erholung veredeln, ihm die Kirchen, wo ja der „Mühselige und Beladene", neben dem Hohen der Niedrige, und er erst recht, Trost und Erhebung findet, wie auch sein Heim, in welchem der Arme wie der Reiche sich wohl und glücklich fühlen soll, schmücken, damit er, alles in allem, das wiederfinde, was ihm der Sirenengesang der Volksverführer geraubt hat: Freude an seiner Arbeit, die jede in ihrer Weise, wenn sie nur richtig und gut getan wird, edel ist und adelt: also edelste Schätzung der Arbeit ohne Überschätzung des Arbeiters! Das wollen wir mitschaffen helfen. Sicherlich Ziele, die hoch, aber nicht himmelhoch und deshalb unerreichbar sind! Und für uns, die Jünger der Wissenschaft, auch möglich! So handeln, ist wahrhaft gemeinnützig handeln, ohne die vornehme Höhe wissenschaftlichen Denkens und Fühlens aufzugeben oder gar zu verleugnen.

Schließen wir mit diesem Blick vorwärts, der zugleich ein Blick aufwärts ist zu den sonnigen Höhen des Ideals und zuletzt des Ideals aller Ideale, Gott, welcher ein Abbild seiner Schöpfermacht in die Menschenbrust gelegt hat: den Schaffenstrieb auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst. Noch geht ja ein mächtiger idealistischer Zug durch unser Volk, noch erhebt sich der Idealismus vieler mit dem Adlerflug eines festen Wollens in die hohe Welt des Edlen und sucht den Ideen des Wahren, Schönen und Guten Gestalt zu geben — diese Ideen, welche den schönen Dreiklang ausmachen, der das Menschentum umfassen will, jede in ihrem besonderen Betätigungsfeld: Das Gute im Leben, das Schöne in der Kunst, das Wahre in der Wissenschaft!

Wenn unsere Akademie aus dem Ganzen ihrer Geschichte nun den kräftigen Willen gewonnen hat, das was sie geworden ist und ist, treu festzuhalten, aber auch das begeisterte Streben hat, neue Ideale sich zu schaffen und ihnen nachzuleben, so können wir getrost sein: sie wird blühen und gedeihen, mag sie auch durch engere Schranken umschlossen sein als ihre anderen größeren und glücklicheren Schwestern, mag sie auch neben ihren wissenschaftlichen, durch keine Enge gehemmten wissenschaftlichen Aufgaben von ihnen aus auch eine örtliche, aber hier beglückende, weil geistig hebende, stärkende und erhaltende Kraft zeigen — sie wird ihr 2. Jahrhundert, in dessen andere Hälfte sie heute eintritt, glücklich vollenden und darüber hinaus noch lange Zeit blühen und gedeihen. Wird sie doch getragen von dem Idealismus ihrer Mitglieder, gehalten durch die Gunst ihrer Gönner, die notwendig ist für die edelsten Güter und Interessen der Allgemeinheit, denn diesem Werk verdankt sie ihre Entstehung, ihren Fortgang und ihr heutiges Leben — dieses ist ihr Adelsbrief: in ihrem beschränkten Kreise bescheiden wirksam, aber doch tüchtig in ihm und förderlich für alle, die ihr

angehören und für die sie arbeitet, immer getreu ihrem Wahlspruch: Propter fructus gratior! Und so darf ich mit Goethes Worten schließen:

„Versäumt nicht zu üben
Die Kräfte des Guten!
Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Die selten mit Fülle
Die Tätigen lohnen:
Wir heißen euch hoffen!"

Mittlerweile war das für die Festsitzung vorgesehene Zeitmaß schon überschritten. Der nun folgende Redner, der Sekretär der Akademie Prof. D. Dr. Heinzelmann, mußte sich daher in seinen Ausführungen auf das Äußerste beschränken. Er sprach zunächst seinen tiefgefühlten Dank aus für die ihm persönlich zuteil gewordene, ihm völlig überraschend gekommene hohe Ehrung von seiten der hochwürdigen theologischen Fakultät der Universität Jena und entledigte sich dann der ihm offiziell obliegenden Aufgaben.

Zunächst galt es, die Ehrenernennungen zu proklamieren, die die Akademie aus Anlaß ihres Jubelfestes zu vollziehen beschlossen hatte. Sieben hervorragende und teils um das Staatswesen, teils um die Wissenschaft hochverdiente Männer, an deren Spitze zwei Herren Staatsminister, wurden zu Ehrenmitgliedern, drei aus dem hiesigen Gelehrtenkreise zu ordentlichen und zwölf auswärts wirkende Leuchten der Wissenschaft und Kunst zu auswärtigen Mitgliedern ernannt.

Die Namen der neuernannten Mitglieder sind folgende:

A. **Ehrenmitglieder:**

Se. Exzellenz der Chef des Ministeriums der Geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, Herr Staatsminister Dr. Studt in Berlin.

Se. Exzellenz der Chef des Finanz-Ministeriums Herr Staatsminister Freiherr v. Rheinbaben, Berlin.

Se. Exzellenz Herr Ministerialdirektor Dr. Althoff in Berlin, Direktor der 1. Abteilung für die Unterrichts- und Kunst-Angelegenheiten im Kultusministerium.

Herr Johann Wilhelm Hittorff, Professor der Chemie und Physik an der Universität zu Münster.

Herr Professor Dr. theol. Martin Kähler in Halle, Senior der theologischen Fakultät der vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg.

Herr Geh. Justizrat Dr. jur. Heinrich Dernburg in Berlin, Professor der Rechte an der Universität Berlin und Mitglied des Herrenhauses.

Herr Dr. theol. Adolf Harnack in Berlin, ordentlicher Professor der Theologie an der Berliner Universität.

B. **Ordentliche** oder **einheimische Mitglieder:**

Herr Medizinalrat Dr. med. Johannes Heydloff, Kreisarzt, hier

Herr Justizrat Julius Schröer, Rechtsanwalt, hier.

Herr Dr. phil. Willibald Gutsche, Stadtschulrat, hier.

C. **Auswärtige Mitglieder:**

Aus der theologischen Fakultät:

Herr Dr. theol. Emil Kautzsch in Halle a. S., ordentlicher Professor der Theologie an der vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg.

Herr Dr. theol. Albert Hauck in Leipzig-Gohlis, ordentlicher Professor der Theologie an der Universität Leipzig.

Aus der juristischen Fakultät:

Herr Geh. Justizrat Dr. jur. et phil. Rudolf Stammler in Halle, ordentl. Professor der Rechte an der vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg, zeitiger Rector Magnificentissimus.

Herr Geheimer Justizrat Dr. jur. Ernst Zitelmann in Bonn, ordentlicher Professor der Rechte an der Universität Bonn.

Aus der medizinischen Fakultät:

Herr Geheimer Hofrat Dr. med. Ludwig Pfeiffer in Weimar, Vorsitzender des Thür. Ärztevereins.

Herr Geheimer Hofrat Dr. med. Otto Binswanger in Jena, ordentlicher Professor der Medizin an der Universtät Jena.

Aus der philosophischen Fakultät:

Herr Dr. phil. Albert Wangerin in Halle a. S., ordentlicher Professor der Astronomie und Mathematik an der vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg.

Herr Dr. phil. Karl Lamprecht in Leipzig, ordentlicher Professor der Geschichte an der Universität Leipzig.

Herr Dr. phil. Otto Harnack in Darmstadt, ordentlicher Professor der Literaturgeschichte an der technischen Hochschule.
Herr Professor Dr. phil. Christian Hülsen in Rom, Sekretär des Kaiserlichen archäologischen Instituts zu Rom und
Herr Professor Dr. phil. et jur. Wilhelm Dörpfeld in Athen, Sekretär des Kaiserlichen archäologischen Instituts zu Athen.

Bildende Künste:

Herr Professor Friedrich Schaper, Bildhauer in Berlin.

Sodann war die Preisaufgabenfrage zu erledigen. Der Sekretär gab dazu die nötigen Erörterungen (s. oben S. XIX), löste dann vor den Augen der Festversammlung das Siegel des verschlossenen Kuverts und stellte den Namen des Siegers fest; er lautete: Rektor Irgang in Merseburg.

Endlich lag es dem Sekretär ob, für die von auswärts eingegangenen schriftlichen und telegraphischen Festgrüße und Festgaben den schuldigen Dank auszusprechen. Eine große Zahl auswärtiger Mitglieder, Ehrenmitglieder und gelehrter Gesellschaften, die am persönlichen Erscheinen verhindert waren, hatten auf diese Weise ihren Gefühlen für die feiernde Akademie einen Ausdruck gegeben. Fast sämtliche deutsche Universitäten waren vertreten; neben Halle hatten Marburg und Königsberg Tabulas gratulatorias übersandt. So war die sichtbar gegenwärtige Festversammlung gleichsam von einer unsichtbaren Gemeinde Mitfeiernder umschwebt, die der Redner mit herzlichen Dankesworten begrüßte. Nachdem er noch kurz auf die der Akademie von namhaften Mitgliedern zu ihrem Ehrentage zugegangenen Geschenke in Gestalt wertvoller größerer wissenschaftlicher Werke, wie sie rechts und links von dem Podium auf Tischen ausgebreitet waren, aufmerksam gemacht hatte, schloß er mit der Verlesung des überaus gnädigen Schreibens des Erlauchten Präsidenten der Akademie, Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Albrecht von Preußen. Dasselbe ist datiert Schloß Kamenz, den 25. Juni 1904, und lautet folgendermaßen:

Der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, deren Präsidium ich mit aufrichtiger Befriedigung übernommen habe, aus Anlaß der Jubelfeier ihres 150jährigen Bestehens Meinen aufrichtigen Glückwunsch — wenn auch leider nur aus der Ferne — darzubringen, ist Mir eine freudige

Pflicht. — Daß die Akademie unter der Führung eines Senates, der nicht minder hervorragende Männer der Wissenschaft als bisher zu den Seinigen zählen möge, die hochgesteckten Ziele erreichen und bis in ferne Zeiten durch eindringende wissenschaftliche Forschung der Allgemeinheit hohen Nutzen bringen, sowie der geistigen Kultur, und dadurch der sittlichen Veredelung der Menschheit ebenso wie der materiellen und sozialen Hebung des Volkes förderlich sein wird, — davon bin Ich durchdrungen. Diese feste Hoffnung ist nicht nur durch die hohe Stellung der jubilierenden Vereinigung in der wissenschaftlichen Welt berechtigt, sondern wird kräftig gestützt durch die Bedeutung der Männer, welche gegenwärtig der Akademie angehören. Wenn Ich somit der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt Meinen, von warmen Gefühlen getragenen Glückwunsch zu dem Tage des 150-jährigen Bestehens hierdurch übermittele, so unterlasse Ich nicht, nochmals dem Mich ganz erfüllenden, lebhaften Bedauern darüber Ausdruck zu geben, daß Ich infolge anderer, aus Meiner Stellung als Herrenmeister des Johanniter-Ordens fließender, eine Verschiebung nicht duldender Pflichten verhindert bin, der Feier beizuwohnen. In Gedanken aber nehme Ich an dem Jubiläum teil und entbiete allen Mitgliedern der Akademie Meinen herzlichen Gruß, indem Ich den Segen Gottes auf die Meistervereinigung und ihr Wirken auf dem weiten Gebiete gemeinnütziger Wissenschaften herabflehe.

gez. Albrecht, Prinz von Preußen.

Den Gedanken und Empfindungen der tief ergriffenen Versammlung gab der Gesangchor zum Schluß einen tönenden Ausdruck durch den Vortrag einer Motette, welche in sinniger Weise das Lied „Ach bleib mit deiner Gnade“ mit dem Gebetswunsch „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“ verband.

c. Nachfeier.

Um 3 Uhr begann die sich unmittelbar an die Festsitzung anschließende Nachfeier in Gestalt eines solennen, im großen Saale der „Ressource“ hergerichteten Festmahls, bei dem sich sämtliche Festteilnehmer vereinigten und das durch eine größere Anzahl sinnreicher und geistvoller Toaste gewürzt war. Noch

bis zum späten Abend blieben die Gäste und Mitglieder samt ihren Angehörigen im trauten Verein beisammen, voll befriedigt von dem harmonischen Verlauf des Festes. Zwei photographische Gruppenaufnahmen dienen dazu, das Bild dieses festlichen Beisammenseins dauernd festzuhalten. Sie sind von Herrn J. Benade (Nachfolger: H. Müller) hier hergestellt.

Eine andere Art Nachfeier fand später im engeren Kreise der ordentlichen Mitglieder der Akademie statt. Am 21. September 1904 gab in einer ordentlichen Sitzung der Sekretär der Akademie Prof. D. Dr. Heinzelmann auf Grund des von ihm im Anschluß an die Jubelfeier gesammelten statistischen Materials einen Rückblick auf das 150jährige Jubiläum der Akademie, indem er zunächst einen Überblick gab über den Besuch der Festsitzung am 2. Juli. Von 351 eingeladenen Personen, fürstlichen Persönlichkeiten, Behörden, Festgästen, Mitgliedern der Akademie, gelehrten Korporationen, insbesondere auch sämtlichen deutschen Universitäten leisteten 98 der Einladung Folge, 123 gaben ihrer persönlichen Teilnahme einen Ausdruck durch Dank- und Glückwunschschreiben bzw. telegraphische Depeschen, deren im ganzen 46 einliefen. Die wichtigsten Glückwunschschreiben und Depeschen, insbesondere die von fürstlichen Personen, wurden verlesen.

Der Sekretär erfüllte sodann nachträglich eine Dankespflicht gegenüber denjenigen verdienten Mitgliedern der Akademie, welche in der Presse durch eingehendere Besprechungen der veröffentlichten Festschrift der Akademie oder durch Erörterungen über die Geschichte, die Bedeutung und die Ziele der Akademie auf das bevorstehende Fest hingewiesen haben. So gedachte er besonders der von dem verdienten Senatsmitgliede Herrn Pastor D. Oergel gegebenen eingehenden und sachkundigen Besprechung der Festschrift in drei aufeinanderfolgenden Nummern des „Allgemeinen Anzeigers" zu Erfurt; ferner eines längeren Artikels über die Akademie und ihre Ziele, der von dem Ehrenmitgliede der Akademie Herrn Ministerialrat z. D. Dr. A. Baumeister in München abgefaßt und in der Berliner Zeitung „Die Post" erschienen war; ferner eines ähnlichen, zugleich mit einer Besprechung der Festschrift verbundenen Artikels vom Herrn Pfarrer Johannes Heinzelmann in Villach, der in der „Täglichen Rundschau" am 2. Juli 1904 erschien; endlich eines sehr ausführlichen Aufsatzes in der Hildburghausener „Dorf-

zeitung" 1904, Nr. 156, der ebenfalls über beides ausführlich und sachkundig berichtet, dessen Verfasser aber nicht hat ermittelt werden können.

Schließlich besprach der Sekretär die Festgeschenke, welche zur Jubelfeier eingegangen waren, zunächst die künstlerisch ausgestatteten Votivtafeln bzw. Tabulae gratulatoriae, die vom wohllöblichen Magistrat und der Stadtverordnetenversammlung der Stadt Erfurt, von den Universitäten Halle, Königsberg und Marburg, sowie von der Leopoldino-Carolina in Halle übersandt waren, und wies auf die bereits früher genannten wertvollen Buchgeschenke hin.

Die sämtlichen Gegenstände waren samt dem von der hochwürdigen Theologischen Fakultät der Universität Jena übersandten Diplom auf dem Tische des Sitzungssaales der Königl. Regierung, des für die ordentlichen Sitzungen der Akademie bestimmten Lokals, ausgebreitet und wurden von den anwesenden Mitgliedern eingehend besichtigt.

Wir schließen diesen Festbericht mit aufrichtigem Danke gegen alle, die durch ihre tätige Teilnahme, ihr persönliches Erscheinen und ihre Mithilfe irgendwie zum Gelingen dieses schönen Festes beigetragen haben, vor allem aber mit demütigem Danke gegen den Geber alles Guten, der zu dem Wollen das Vollbringen gab und unsere Bemühungen mit dem reichsten Segen krönte. Ihm allein die Ehre! —

Berichtigung.

Wir bitten in der Festrede des Herrn Vicepräsidenten der Akademie zu lesen: S. XXVII, Z. 1 v. o. statt: dem — **denn.**

III. Statistische Mitteilungen.

Verzeichnis der Mitglieder
der Königlichen Akademie im Jahre 1905.[1])

Gesamtzahl: 202.

a. Präsidium.

Präsident der Akademie: Seine Königliche Hoheit der Prinz Albrecht von Preußen, Regent des Herzogtums Braunschweig.

b. Ehrenmitglieder (26).

Seine Königliche Hoheit der Großherzog Friedrich von Baden. 1902.

Seine Königliche Hoheit der Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar-Eisenach. 1901.

Seine Hoheit der Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen. 1902.

Seine Durchlaucht der Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg, Regierungs-Verweser in den Herzogtümern Sachsen-Coburg und Gotha. 1902.

Seine Exzellenz der Chef des Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, Herr Staatsminister Dr. Studt in Berlin. 1904.

Seine Exzellenz der Chef des Finanzministeriums, Herr Staatsminister Freiherr von Rheinbaben in Berlin. 1904.

Seine Exzellenz der Oberpräsident der Provinz Sachsen, Herr Staatsminister a. D. Dr. jur. von Bötticher in Magdeburg. 1901.

Seine Exzellenz der Staatsminister a. D., Herr Dr. Freiherr Lucius von Ballhausen auf Kleinballhausen. 1891.

---

[1]) Die den einzelnen Namen beigefügten Ziffern bedeuten das Jahr der Aufnahme.

Seine Exzellenz Herr Ministerialdirektor Dr. Althoff, Direktor der 1. Abteilung für die Unterrichts- und Kunst-Angelegenheiten im Kultusministerium zu Berlin. 1904.

Seine Exzellenz der Wirkliche Geheime Rat und ordentliche Professor der Philosophie und neueren deutschen Literatur an der Universität Heidelberg, Herr Dr. Kuno Fischer in Heidelberg. 1897.

Der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat Regierungspräsident a. D. Herr von Brauchitsch in Mittel-Gerlachsheim bei Marklissa in Schlesien. 1891.

Herr Regierungspräsident von Dewitz in Franfurt a. O. 1899.

„ Regierungspräsident von Fidler in Erfurt. 1904.

Der Herzoglich Braunschweigische Hofmarschall und Königl. preußische Kammerherr und Zeremonienmeister Herr Graf Alexander von Keller in Braunschweig. 1903.

Herr Graf von Wintzingerode, Landeshauptmann der Provinz Sachsen a. D., auf Schloß Bodenstein bei Wintzingerode. 1894.

„ Geheimer Oberregierungsrat D. Dr. Wilh. Schrader, Kurator der Königlichen Universität Halle-Wittenberg a. D., in Halle a. S. 1894.

„ Geh. Regierungs- und Obermedizinalrat a. D. Dr. med. Schuchardt in Gotha. 1868.

„ Sektionschef Dr. phil. et jur. Theodor Ritter von Sickel, Universitätsprofessor und Direktor des Istituto Austriaco di studii storici zu Rom a. D., ausländischer Ritter des Ordens pour le mérite für Wissenschaften und Künste, in Meran. 1897.

„ D. Dr. Adolf Hilgenfeld, Großherzoglich Sächsischer und Herzoglich Meiningischer Geh. Kirchenrat und ordentlicher Professor der Theologie an der Universität Jena, Ehrenbürger der Stadt Jena, in Jena. 1897.

Der Kaiserliche Ministerialrat z. D. Herr Dr. August Baumeister in München. 1899.

Der Direktor des Königl. Provinzialschulkollegiums Herr Ober- und Geheimer Regierungsrat Trosien in Magdeburg. 1901.

Der Vorsitzende der Goethe-Gesellschaft und Direktor des Goethe-National-Museums Herr Geheimer Hofrat Dr. Karl Ruland in Weimar. 1894.

Herr Johann Wilhelm Hittorf, ordentl. Professor der Chemie und Physik an der Universität zu Münster. 1904.

„ Prof. Dr. theol. Martin Kähler, Senior der theologischen Fakultät der vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg, in Halle a. S. 1904.

„ Geh. Justizrat Dr. jur. Heinrich Dernburg, ordentl. Professor der Rechte an der Universität Berlin und Mitglied des Herrenhauses, in Berlin. 1904.

„ Dr. theol. Adolf Harnack, ordentl. Professor der Theologie an der Universität und ordentliches Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1904.

c. Mitglieder des Senates (9).

(Sämtlich in Erfurt.)

Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele, Vicepräsident der Akademie. 1892.

„ Gymnasialprofessor D. Dr. Heinzelmann, Sekretär der Akademie. 1875.

„ Realgymnasialdirektor Professor Dr. Zange. 1892.

„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. Bernhardt. 1877.

„ Pastor D. Oergel. 1891.

„ Oberbürgermeister Dr. Schmidt. 1897.

„ Justizrat Dr. Martinius. 1894.

„ Sanitätsrat Dr. Loth, Rendant der Akademie. 1893.

„ Oberrealschuldirektor Dr. Venediger. 1892.

d. Ordentliche Mitglieder (51).[1]

(Sämtlich in Erfurt.)

Herr Oberrealschulprofessor Apel. 1897.

„ Dr. med. Axmann, praktischer Arzt. 1899.

„ Senior, Superintendent und Pastor D. Dr. Bärwinkel. 1891.

„ Amtsgerichtsrat Becker. 1897.

„ Gymnasialprofessor Dr. Beermann. 1896.

„ Regierungs- und Baurat Boie. 1899.

„ Schulrat Dr. Brinckmann, Direktor der Königin Luise-Schule. 1897.

---

[1]) Die Reihenfolge ist hier, wie unter c, nach dem Alphabet bestimmt.

Herr Gymnasialprofessor Dr. Brünnert. 1892.
„ Gymnasialprofessor Dr. Cramer. 1897.
„ Oberrealschuloberlehrer Dischner. 1897.
„ Diakonus Dr. Fischer. 1904.
„ Oberregierungsrat Dr. jur. Geutebrück. 1889.
„ Stadtschulrat Dr. Gutsche. 1904.
„ Geschichts- und Porträtmaler Eduard von Hagen. 1891.
„ Realgymnasialprofessor Hellmann. 1897.
„ Realgymnasialprofessor Dr. Herwig. 1898.
„ Regierungs- und Medizinalrat Dr. Heydloff. 1904.
„ Gymnasialprofessor Hoffmann. 1901.
„ Justizrat Huschke. 1895.
„ Verwaltungs-Gerichtsdirektor Jordan. 1902.
„ Stadtrat Kappelmann. 1902.
„ Realgymnasialoberlehrer Dr. Krauth. 1904.
„ Oberstleutnant a. D. Kubale. 1899.
„ Bürgermeister Lange. 1902.
„ Geheimer Kommerzienrat Ferdinand Lucius. 1893.
„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. Lüttge. 1903.
„ Geheimer Baurat Neumann. 1895.
„ Stadtarchivar Dr. Overmann. 1903.
„ Gymnasialprofessor Dr. Pöhlig. 1899.
„ Oberregierungsrat Dr. Pohle. 1898.
„ Dr. med. Reißner, praktischer Arzt. 1901.
„ Gymnasialprofessor Rumler. 1899.
„ Divisionspfarrer Schaumann. 1901.
„ Pfarrer Scheibe. 1898.
„ Realgymnasialprofessor Dr. Schmitz. 1877.
„ Realgymnasialprofessor Dr. Schneider. 1905.
„ Ober- und Geheimer Regierungsrat a. D. Scholtz. 1897.
„ Justizrat Schröer. 1904.
„ Generalmajor z. D. Freiherr von Schroetter. 1900.
„ Realgymnasialprofessor Schubring 1877.
„ Pastor Lic. theol. Dr. Schulze. 1889.
„ Gymnasialoberlehrer Schulze. 1897.
„ Geh. Sanitätsrat Dr. Schwenkenbecher. 1893.
„ Professor Dr. med. Stacke. 1898.
„ Gymnasialoberlehrer Dr. Emil Stange, Bibliothekar der Akademie. 1891.
„ Realgymnasialoberlehrer Dr. Paul Stange. 1899.

Herr Gymnasialprofessor Dr. Thimme. 1904.
„ Friedrich Treitschke sen., Vorsteher des meteorologischen Instituts zu Erfurt. 1897.
„ Landrat Dr. jur. Voigt. 1903.
„ Justizrat Dr. Weydemann. 1894.
„ Pastor em. Wiegand. 1894.
„ Sanitätsrat Dr. Zschiesche. 1893.

e. Auswärtige Mitglieder (115).[1])

Herr Pastor Lic. theol. Albrecht in Naumburg a. S. 1895.
„ Realgymnasialprofessor Dr. Althof in Weimar. 1901.
„ Universitätsprofessor D. Dr. Bäntsch in Jena. 1892.
Seine Exzellenz der Wirkliche Geheime Rat Herr Universitätsprofessor Dr. E. von Behring in Marburg. 1894.
Herr Landgerichtsrat Dr. jur. Béringuier in Berlin. 1889.
„ Geh. Oberregierungsrat Kammerherr Graf von Bernstorff in Berlin. 1892.
„ Professor Dr. Biereye, Rektor der Klosterschule in Roßleben. 1903.
„ Universitätsprofessor Geheimer Medizinalrat Dr. Binswanger in Jena. 1904.
„ Stiftssuperintendent und Erster Domprediger Professor Bithorn in Merseburg. 1894.
„ Landrat von Bloedau in Arnstadt. 1904.
„ Landgerichtsdirektor Dr. jur. Bockenheimer in Mainz. 1902.
„ Oberbibliothekar Geheimer Hofrat von Bojanowski in Weimar. 1899.
„ Universitätsprofessor Dr. Breysig in Berlin-Schmargendorf. 1894.
„ Universitätsprofessor Dr. Brode in Halle a. S. 1894.
„ Leutnant a. D. Brunckow, Schriftsteller in Dessau. 1880.
„ Archivdirektor Geh. Hofrat Dr. Burkhardt in Weimar. 1899.

---

[1]) Wir bitten dringend, uns von jeder inzwischen erfolgten Veränderung hinsichtlich des Wohnortes oder des Titels der verehrten Mitglieder Kenntnis zu geben. Der Sekretär der Akademie.

Herr Militäroberpfarrer Konsistorialrat Bußler in Pfaffendorf bei Koblenz. 1890.

„ Universitätsprofessor Geh. Regierungsrat Dr. Conrad in Halle a. S. 1894.

„ Gymnasialprofessor Dr. Dobenecker in Jena. 1897.

„ Professor Dr. phil. et jur. W. Dörpfeld, Sekretär des Kaiserl. Archäologischen Instituts zu Athen. 1904.

„ Universitätsprofessor D. Ecke in Bonn a. Rh. 1899.

„ Oberbibliothekar Professor Dr. R. Ehwald in Gotha. 1900.

„ Universitätsprofessor Geh. Hofrat Dr. Eucken in Jena. 1894.

„ Militäroberpfarrer R. Falke in Frankfurt a. M. 1894.

„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. Fechner in Breslau. 1860.

„ Oberleutnant a. D. K. W. Th. Fischer in München. 1902.

„ Major a. D. Dr. O. Förtsch, Direktor des Provinzialmuseums in Halle a. S. 1901.

„ Universitätsprofessor Geh. Regierungsrat D. Dr. Fries, Direktor der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S. 1899.

„ Regierungs- und Schulrat Gymnasialdirektor Dr. Funck in Sondershausen. 1900.

„ Bibliothekar Professor Dr. H. Georges in Gotha. 1899.

„ Kurarzt Dr. med. W. H. Gilbert, Großherzoglich Badischer Hofrat in Baden-Baden. 1903.

„ Dr. A. Götze, Direktorial-Assistent am Königl. Museum für Völkerkunde in Berlin. 1901.

„ Superintendent a. D. Dr. theol. G. Graue in Nordhausen a. H. 1903.

„ Gymnasialprofessor Dr. H. Größler in Eisleben. 1899.

„ Dr. phil. Otto Harnack, ordentl. Professor der Literaturgeschichte an der technischen Hochschule in Stuttgart. 1904.

„ Universitätsprofessor D. Hauck in Leipzig-Gohlis. 1904.

„ Gymnasialoberlehrer Dr. Heinrich Hilgenfeld, Privatdozent an der Universität zu Jena. 1903.

„ Universitätsprofessor Konsistorialrat D. Haupt in Halle a. S. 1893.

Herr Militäroberpfarrer Konsistorialrat Dr. Heine in Königsberg i. Ostpr. 1891.

„ Pfarrer Johannes Heinzelmann zu Villach in Kärnten. 1902.

„ Militäroberpfarrer Konsistorialrat Dr. Hermens in Magdeburg. 1897.

„ Geheimer Regierungs- und Provinzialschulrat Herrmann in Berlin. 1894.

„ Landgerichtspräsident Geh. Ober-Justizrat Herrmann in Nordhausen a. H. 1894.

„ Gymnasialprofessor Dr. E. Hesse in Magdeburg. 1885.

„ K. K. Schulrat Dr. Hintner, Gymnasialprofessor a. D. in Wien. 1894.

„ Universitätsprofessor Dr. H. Hübschmann in Straßburg i. Els. 1875.

„ Professor Dr. Hülsen, Sekretär des Kaiserlichen archäologischen Instituts zu Rom. 1904.

„ Dekan Lic. theol. Hummel in Crailsheim in Württemberg. 1893.

„ Archivrat Dr. Jacobs, Fürstlicher Archivar und Bibliothekar in Wernigerode. 1899.

„ Landgerichtsdirektor Dr. Jacobsen in Flensburg. 1892.

„ Schulrat Dr. F. Jonas, städt. Stadtschulinspektor in Berlin. 1901.

„ Universitätsprofessor D. Kautzsch in Halle a. S. 1904.

„ Universitätsprofessor Konsistorialrat D. Kawerau in Breslau. 1898.

„ Dr. jur. et phil. Stephan Kekule von Stradonitz, Kammerherr S. D. des Fürsten zu Schaumburg-Lippe, in Berlin-Großlichterfelde. 1901.

„ Geheimer Archivrat Dr. L. Keller in Charlottenburg-Berlin. 1894.

„ Stadtschulrat Dr. G. Kerschensteiner, Königl. Schulkommissar, in München. 1901.

„ Universitätsprofessor Geheimer Regierungsrat Dr. A. Kirchhoff in Mockau bei Leipzig. 1894.

„ Kaiserlicher Geheimer Regierungsrat Klewitz in Berlin. 1898.

„ Oberrealschuldirektor Dr. Knabe in Marburg a. L. 1896.

„ Geheimer Sanitätsrat Dr. Köster in Naumburg a. S. 1898.

Herr Geheimer Legationsrat Dr. jur. Knappe, in Shangai. 1900.

„ Universitätsprofessor D. Dr. Kolde in Erlangen. 1898.

„ Gymnasialprofessor Dr. Kreutzer in Köln a. Rh. 1902.

„ Kirchenrat Dr. Kroner in Stuttgart. 1865.

„ Universitätsprofessor Dr. Lamprecht in Leipzig. 1904.

„ Geheimer Regierungsrat Leuchtenberger, Direktor des Wilhelmsgymnasiums in Berlin. 1889.

„ Archivar Dr. Liebe in Magdeburg. 1897.

„ Universitätsprofessor Geh. Regierungsrat Dr. Th. Lindner in Halle a. S. 1894.

„ Universitätsprofessor Geh. Justizrat Dr. F. von Liszt in Charlottenburg-Berlin. 1893.

„ Geheimer Baurat Lochner in Berlin. 1897.

„ Universitätsprofessor D. Dr. Loofs in Halle a. S. 1900.

„ Superintendent und Oberpfarrer Dr. Lorenz in Weißenfels. 1886.

„ Oberschulrat Professor Dr. R. Menge in Oldenburg i. Pr. 1899.

„ Archivar Francisco Mestre y Noé in Tortosa in Spanien. 1899.

„ Archivrat a. D. Dr. P. Mitzschke in Weimar. 1901.

„ Geheimer Regierungsrat Universitätsprofessor Dr. Muff, Rektor der Landesschule Pforta. 1898.

„ Gymnasialdirektor Dr. Neubauer in Frankfurt a. M. 1902.

„ Universitätsprofessor Dr. K. J. Neumann in Straßburg i. Els. 1897.

„ Universitätsprofessor D. Dr. Nippold in Jena. 1894.

„ Generalmajor z. D. Oberg in Naumburg a. S. 1894.

„ Nobile Dottore Pietro da Ponte, Membro della R. Deputazione di Storia Patria in Brescia. 1879.

„ Geh. Hofrat Dr. med. Pfeiffer, Vorsitzender des Thüringer Ärztevereins, in Weimar. 1904.

„ Oberlehrer a. D. Professor Dr. Quidde in Georgenthal i. Thür. 1863.

„ Dr. A. Rausch, Rektor der Lateinischen Hauptschule und Kondirektor der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S. 1901.

„ Universitätsprofessor Dr. F. Regel in Würzburg. 1898.

Herr Universitätsprofessor Dr. W. Rein in Jena. 1898.
„ Professor Friedrich Schaper, Bildhauer in Berlin. 1904.
„ Propst und bischöflicher Kommissarius D. Schauerte in Magdeburg. 1898.
„ Universitätsprofessor Geh. Hofrat Dr. Scheibner in Leipzig. 1860.
„ Geheimer Oberregierungsrat Dr. F. Schmidt, vortragender Rat im Kultusministerium, in Berlin-Steglitz. 1904.
„ Pastor em. Dr. G. Schmidt in Halle a. S. 1894.
„ Dr. M. G. Schmidt, Oberlehrer an der Oberrealschule in Marburg a. L. 1901.
„ Gymnasialoberlehrer Dr. F. Schreiber in Roßleben. 1891.
„ Universitätsprofessor Wirklicher Geh. Rat Dr. med. Schulze in Jena. 1873.
„ Schloßpfarrer Lic. theol. Dr. Schwarzlose, Erster Pfarrer an St. Katharinen in Frankurt a. M. 1891.
„ Universitätsprofessor Geh. Hofrat Dr. E. Sievers in Leipzig. 1894.
„ Universitätsprofessor Geheimer Justizrat Dr. jur. et phil. R. Stammler in Halle a. S. 1904.
„ Universitätsprofessor Geh. Medizinalrat Dr. R. Stintzing in Jena. 1894.
„ Universitätsprofessor Dr. H. Suchier in Halle a. S. 1899.
„ Geh. Hofrat Professor Dr. Suphan, Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar. 1894.
„ Gymnasialoberlehrer a. D. Professor Dr. Thiele in Halle a. S. 1893.
„ Pastor em. G. Topf in Groß-Salze. 1892.
„ Geh. Postrat W. P. Tuckermann in Charlottenburg-Berlin. 1873.
„ Wolf von Tümpling, Kaiserlicher Legationsrat in Thalstein bei Jena. 1897.
„ Provinzialschulrat Professor Voigt in Friedenau-Berlin. 1898.
„ Realgymnasialprofessor Dr. M. Voretzsch in Altenburg i. S.-A. 1895.
„ Universitätsprofessor Dr. Wangerin in Halle a. S. 1904.
„ Universitätsprofessor D. Warneck in Halle a. S. 1892.
„ Dr. med. Weitemeyer, Augenarzt in München. 1899.

Herr Dr. K. Wiedenfeld, Professor der Staatswissenschaften an der Königl. Akademie zu Posen. 1903.

„ Dr. K. Winderlich, Direktor der städtischen höheren Mädchenschule und des Lehrerinnenseminars zu Görlitz. 1901.

„ Professor D. L. Witte in Halle a. S. 1896.

„ Dr. phil. J. Zawodny zu Lobes bei Mscheno in Böhmen. 1897.

„ Universitätsprofessor Geh. Justizrat Dr. Zitelmann in Bonn. 1904.

B. Abhandlung.

Die
Notwendigkeit von Fortbildungsschulen für die aus der Volksschule entlassenen jungen Mädchen, die Organisation und der Lehrplan solcher Schulen.

Gekrönte Preisarbeit

von

Hermann Irgang,
Rektor der Volksschulen in Merseburg.

Motto:

„Was kann doch in der Gemeinde Gottes Besseres und Nützeres gelehret werden, denn das Exempel einer gottseligen Hausmutter, die da betet, seufzet, schreiet, Gott danket, das Haus regieret, tut, was das Amt eines frommen Weibes mitbringet."

Martin Luther.

I.

Die Notwendigkeit von Fortbildungsschulen für die aus der Volksschule entlassenen jungen Mädchen.

Bedeutung der Frau für Familie und Volk.

Am 14. Mai 1851 schrieb Bismarck aus Frankfurt a. M. an seine Frau: „Ich habe dich geheiratet ...., um in der fremden Welt eine Stelle für mein Herz zu haben, die all ihre dürren Winde nicht erkälten, und an der ich die Wärme des heimatlichen Kaminfeuers finde, an das ich mich dränge, wenn es draußen stürmt und friert." Bei anderer Gelegenheit soll er sie mit den Worten gefeiert haben: „Sie wissen nicht, was diese Frau aus mir gemacht hat." Was der geistesgewaltige Kanzler, der Mann mit dem ehernen Willen, über den Einfluß des Weibes auf den Mann urteilt, wird durch Aussprüche aus allen Zeitaltern bestätigt. Von dem Weisen des Alten Testaments an, der in den Sprüchen Salomos das tugendhafte Weib preist, aber auch die dämonische Einwirkung des weiblichen Lasters beklagt, reiht sich in der Poesie und der Spruchweisheit, in der ernsten Wissenschaft und im Gespräch der Gasse hierfür Zeugnis an Zeugnis. „Wo die Ehe eine wahre, eine geistig ebenbürtige und sittlich vollgültige ist, da weben stets zwei Personen an den vornehmsten Gedanken und Gesinnungen des Mannes — er selbst und seine Frau" (Riehl, Die Familie S. 93). Es birgt sich ein Kern von Wahrheit in Fénelons Worten: „Es steht fest, daß die schlechte Erziehung der Frauen mehr Übel verursacht, als die der Männer, weil die Ausschweifungen der Männer häufig teils von der

schlechten Erziehung herkommen, die sie von ihren Müttern empfangen haben, teils von der Leidenschaft, welche andere Frauen im spätern Alter ihnen eingeflößt haben" (von Sallwürk, Fénelon S. 111). Nicht ohne Grund ist das Wort geprägt worden: „Où est la femme?"

Steht der männliche Charakter und das Familienleben so stark unter dem weiblichen Einfluß, so muß auch das öffentliche Leben die Spuren dieser Einwirkung tragen. Vielleicht verdanken wir die Taten manches Mannes, dessen Name in der Geschichte strahlt, zum Teil dem verborgenen Wirken einer Frau. Wer will genau abwägen, welchen Anteil die Mütter an dem Steigen oder dem Sturze eines Volkes gehabt haben?

Warum hat die Frau diese große Bedeutung für die Menschheit? Sie ist der Kern der Familie, dieser „Urzelle für alle Gemeinschaft höherer Ordnung". Sie lehret die Mädchen und wehret den Knaben; ihr danken wir's, wenn wir den Pfad der Tugend gehen; mit ihrem Hingang sind des Hauses zarte Bande gelöst. Zwar bekennt Goethe: „Vom Vater hab' ich die Statur, des Lebens ernstes Führen", und Tausende werden mit Matthias Claudius am Grabe des Vaters sprechen: „Träufte mir von Segen, dieser Mann, wie ein milder Stern aus bessern Welten"; aber in den meisten Fällen wird der erziehliche Eindruck der Mutter tiefer sein. Vielleicht liegt der Grund hierfür in ihrem zarteren Verhältnisse zum Kinde; aber auch eine äußere Ursache bietet sich dem Blicke. Den Vater treibt sein Beruf sehr oft ins Leben hinaus; häufig verkehrt er mit seinen Kindern nur in flüchtigen Augenblicken; die Erziehung ruht vorwiegend in den mütterlichen Händen.

Erhöhte Anforderungen unserer Zeit an die Frau.

Hat unter dem Zwang des Lebens die Frau für die Familie und dadurch für das Volk so hohe Bedeutung, dann soll sie für ihre Aufgabe aufs beste gerüstet sein. Es drängt sich gebieterisch die Frage auf: Sind die Frauen unserer Tage fähig, ihrem ganzen Berufe gerecht zu werden? Schmoller berief sich 1895 auf dem 6. evangelisch-sozialen Kongreß in Erfurt auf das Wort eines bedeutenden Mannes: „Wenn wir in den nächsten drei Generationen nicht besser für die Frauenerziehung sorgen, so muß Deutschland in der ganzen Kulturentwicklung zurückbleiben." Blieb jener Ausspruch dort mit Recht ohne Widerspruch?

Die Aufgabe der Erziehung ist in unserer Zeit schwerer als früher. Ehemals war der Mensch durch unerschütterte Autoritäten auf staatlichem, kirchlichem und wirtschaftlichem Gebiete äußerem Zwange unterworfen. Aus der Familie trat das Bürgerkind in die straffe Zucht der Innung. Den Erwachsenen überwachte die Kirche, die noch durch Kirchenzucht und staatlichen Druck den störrigen Nacken beugen konnte. Ein anderer Zuchtmeister war der Staat, dem der Begriff der persönlichen Freiheit noch in dunkler Ferne lag, der Kleiderordnungen gab, die Zahl der Schüsseln bei Festen bestimmte und in die Hand Friedrich Wilhelms I. von Preußen noch den Stock zur augenblicklichen väterlichen Züchtigung der getreuen Untertanen legte. Inzwischen ist aber das Prinzip des Protestantismus von der Freiheit des Christenmenschen auch ins Politische übersetzt worden. Als der Staat den Bürgern das allgemeine Stimmrecht verlieh, sprach er sie mündig. Der Kirche stehen bei uns jetzt keine staatlichen Mittel mehr zu Gebote, widerspenstige Schäflein unter ihren Stab zu zwingen. In dem Wirtschaftsleben ist heute jede Hörigkeit, die einst vom Gesetz gestützt wurde, und leider meist auch das patriarchalische Verhältnis zwischen Arbeiter und Brotherrn verschwunden. Dem jungen Burschen insonderheit ist eine Unabhängigkeit erblüht, die einst undenkbar war. „Während früher die Kinder an Sonn- und Festtagen ein bescheidenes Taschengeld von den Eltern erhielten, zahlen sie jetzt in vielen Fällen den Eltern Kostgeld und verjubeln den Rest des Wochenlohns. Um diese Einnahmequelle zu erhalten, drücken die Eltern gegenüber groben Fehlern die Augen zu" (Verhältnisse der Landarbeiter S. 112 und 138). Es soll hier kein Loblied auf die gute alte Zeit gesungen und vor allen Dingen nicht verkannt werden, daß ihre gerühmte Sittlichkeit wohl vornehmlich Sitte gewesen und aus äußerem Zwange, weniger aus dem geläuterten Gemüt entsprungen ist. Wir wollen uns vielmehr des Zuwachses an persönlicher Freiheit freuen, aber die Gefahren nicht verkennen, die am Wege drohen. Wo viel Freiheit, da ist viel Irrtum. Pflicht unserer Zeit ist es zu verhindern, daß die edle Freiheit von breiten Massen in zuchtloses Wesen umgesetzt werde. Die Vorgänge bei der Landtagswahl in der Kirche zu Bernau und manche andere Ereignisse müssen jeden Freund des Volkes erschrecken. Der Mensch muß fähig werden, sich als freier Mann mit Vernunft zu entscheiden. Diese Aufgabe

Ihre schwierigeren Aufgaben in der Erziehung.

der Erzieher ist des Schweißes der Edelsten wert; in verflossenen Zeitläuften stand man solch schweren Fragen nicht gegenüber.

Zur Freiheit kann nur erziehen, wer selbst seinen Willen zügeln gelernt hat. Darum sollen wir unseren heranwachsenden Töchtern wahre Sittlichkeit ins Herz pflanzen. Da der Zwang der Unterordnung vielfach weggefallen ist, und die Autorität des Erziehers ihn ersetzen muß, so bedarf die Frau um ihrer erziehlichen Tätigkeit willen auch der geistigen Hebung; denn der Mensch ordnet sich nur dem willig unter, dessen sittliche und geistige Überlegenheit er spürt. Selbst in den niederen Volksschichten ist die Meinung von der geistigen Rückständigkeit des Weibes verbreitet; dieser Ansicht müssen wir im Interesse der Erziehung die Berechtigung nehmen.

Es sprechen noch andere Gründe für eine bessere Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts. Zwar sollen alle Stände das reiche Maß von Freiheit recht brauchen; ganz besonders aber müssen es die Schichten lernen, die durch die Volksschule gehen. Sie traten unvermittelt aus dem Dunkel ihres politischen Daseins in helles Licht und haben ihr Auge bis zum heutigen Tage noch nicht an den hellen Strahl gewöhnt. Es fehlt ihnen die politische Reife; sie folgen blind den hochtönenden Phrasen der Parteiführer. Wenn auch die Mutter nicht politische Belehrungen geben soll und kann, so wird der Einfluß einer geistig angeregten Frau auf die Entwicklung der Urteilskraft der Kinder wohltätig einwirken und mittelbar auch dem politischen Leben zugute kommen.

Auch ein Blick auf die Stellung Deutschlands im wirtschaftlichen Wettkampfe der Völker lehrt, wie wichtig die sorgfältige Erziehung geworden ist. Neben dem hohen Stande unseres gewerblichen Bildungswesens und den allgemeinen politischen Verhältnissen ist nach der Meinung vieler die Intelligenz unserer Arbeiter eine wichtige Ursache dafür, daß wir jetzt mit der englischen Industrie in gleiche Linie getreten sind und sie an manchen Stellen überholt haben. Wie große Bedeutung man jenseits des Kanals unserer Arbeiterfrage beilegt, beweisen z. B. die Reisebriefe über die Verhältnisse der deutschen Industriearbeiter, die in letzter Zeit in den Times veröffentlicht worden sind (cf. Kölnische Zeitung, 4. Quartal 1903). Der wirtschaftliche Kampf wird immer heftiger. Wollen wir unseren Platz be-

haupten und auf neue Gebiete den Fuß setzen, so müssen wir dafür sorgen, daß unserem Volke die sittliche Kraft erhalten bleibt und die Intelligenz der unteren Schichten immer mehr gepflegt wird. Hier harren der Mutter wichtige Aufgaben; sie soll nicht nur für die leibliche Notdurft sorgen und die Kinder zu allem Guten anleiten, sondern auch die Geisteskräfte bewußt entfalten helfen. Pestalozzi wollte bekanntlich einen guten Teil des Unterrichts in die Hand der Mütter legen; eins seiner Hauptwerke führt den Titel: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt; ein Versuch, den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder selbst zu unterrichten."

Zwingt nicht auch die Klage über den Rückgang der Sittlichkeit zu erhöhter Sorgfalt in der Erziehung? Steht die Masse des Volkes tatsächlich im sittlichen Verfall? Ein rundes Urteil ist hierüber schwer zu fällen. Die Ankläger scheinen sehr zu verallgemeinern. Die Menschheit, als Ganzes angesehen, steht anscheinend höher als früher. Die Achtung vor dem Werte des Einzellebens ist gestiegen; die Volksgemeinschaft ist nicht mehr reiner Rechtsstaat, sondern verfolgt auch Interessen, die in der christlichen Liebe wurzeln. Es möchte schwer fallen nachzuweisen, daß die Individuen schlechter geworden sind; ebenso schwierig wird aber auch der Beweis dafür sein, daß sie im Durchschnitt auf höherer Stufe der Sittlichkeit stehen. Aus der allgemein gehaltenen Anklage gegen unsere Zeit können wir die Notwendigkeit der besseren Erziehung der Mädchen nicht ableiten.

Man kann indes nicht bestreiten, daß jedes Zeitalter seine besonderen Fehler hat. So scheint sich jetzt aus dem falsch aufgefaßten Grundgesetze der persönlichen Freiheit und der Überschätzung materieller Erfolge auf manchen Gebieten ein Rückschritt zu vollziehen. Hierfür nur ein Beispiel: In den Jahren 1872/75 verhielt sich die Zahl der ehelichen Geburten zu den unehelichen bei uns wie 29,7:2,9, in den Jahren 1894/97 wie 26,7:2,9 (Handbuch der Frauenbewegung Bd. III S. 381). Hier liegt ein offener Schade vor uns. Es spielen wahrscheinlich sittliche und wirtschaftliche Ursachen dabei eine Rolle. Das Recht auf freie Liebe, das von den Dächern gepredigt wird, eine Strömung in der Literatur, die Otto von Leixner jüngst als Dirnengeist gebrandmarkt hat, die Flut von pikanten oder geradezu anstößigen Bildern, das Anschwellen der Vergnügungs-

sücht, das alles spricht neben der großen Selbständigkeit der Jugend bedeutend mit. Auch wirtschaftliche Gründe sind in Rechnung zu stellen. Während in der gesamten Bevölkerung das Zahlenverhältnis zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht gleich blieb, stieg die Zahl der weiblichen Personen in den Städten in dem Zeitraum 1867/82 von 494 ‰ auf 521 ‰ (a. a. O. S. 27). Das wird eine Folge vom Wachstum der Industrie sein; denn nach der Statistik des Deutschen Reiches ist 1882—95 die Zahl der weiblichen Personen in der Landwirtschaft nur um 9 v. H., die der Dienstboten um 2 v. H., der Mädchen und Frauen in der Industrie um 35 v. H. und im Handel und Verkehr um 94 v. H. angewachsen (a. a. O. S. 46). Diese Entwicklung wird in der vorangehenden Periode ähnlich gewesen sein. Wenn man neben diese Zahlen die Angaben hält, die Elisabeth Gnauck über die sittlichen Verhältnisse unter den Arbeiterinnen in der Berliner Papierwaren-Industrie veröffentlicht, so wird man selbst bei vorsichtigem Gebrauch solcher Statistik anerkennen müssen, daß die Sittlichkeit durch die wirtschaftliche Lage stark beeinflußt wird. Unter den Arbeiterinnen mit 6—10 M. Wochenlohn gab es 43 v. H. ledige Mütter, bei 9—12 M. Verdienst 34 v. H., bei 16—21 M. 25 v. H. (a. a. O. S. 187). Nicht nur die Stadt zeigt solche Schattenbilder, sondern auch in den Erhebungen des Vereins für Sozialpolitik über die Landarbeiter in Deutschland begegnet man sehr häufig ähnlichen Klagen. Wir wollen diesen Erscheinungen gegenüber zwar alles daran setzen, der Genußsucht, der Lüsternheit und der falschen Einschätzung der Lebensgüter durch die Erziehung entgegenzuarbeiten, aber nicht vergessen, daß diese Bestrebungen nur dann vollen Erfolg haben können, wenn wir auf der Bahn der sozialen Fürsorge für die wirtschaftlich Schwachen unverdrossen fortschreiten.

Wollen wir unser Volk an Leib und Seele gesund erhalten, dann müssen alle Mittel aufgeboten werden, das Familienleben gesund zu erhalten und ihm heilende Kräfte einzuflößen, wo es krankt. Öttingen hat statistisch nachgewiesen, daß die Gefahr, die Strafgesetze zu verletzen, bei Verheirateten geringer ist als bei Unverheirateten; denn „der heiße Schmerz über die Nahestehenden ist selbst für die Gottlosen ein bewahrendes Moment" (a. a. O. 524 ff.). Da unsere Zeit bewußt und unbewußt an den Grundfesten der Familie rüttelt, so müssen wir alles im Menschen

stärken, was als Schutzwall vor dem häuslichen Frieden lagert. Nun ist die Frau das Bindeglied in der Familie; nur im Rahmen des geordneten Hauswesens kann sie all ihre Segenskräfte entfalten. Es leuchtet ein, wie wichtig für die Erhaltung des kerngesunden deutschen Hauses die gute Erziehung des jungen Mädchens ist. Sie soll einst mit lieber Hand zusammenhalten, was auseinanderspalten will.

Droht unserem Familienleben Gefahr? Blicken wir auf Bebels Buch über die Frau! In wievielen unreifen Menschen mag dies und eine ähnliche Literatur schon Verwirrung angerichtet haben, und wieviele wird es noch verderben! Die freie Liebe, der darin das Wort geredet wird, würde die Kulturvölker in die Zustände vorgeschichtlicher Zeiten zurückschleudern, in Lebensverhältnisse, auf die unsere Vorstellung von Sittlichkeit nicht mehr paßt. Nur Hunger und Brunst würden die Triebfedern des Menschen sein. Voll prächtiger Laune schreibt Riehl: „Der Teufel ist selber gleichfalls nicht verheiratet. Er hat nicht einmal eine Mutter, sondern bloß eine Großmutter. Die alte Zeit war viel zu tief überzeugt von der sittlich veredelnden Kraft des Hauses, als daß sie sich den Teufel en famille hätte denken können" (a. a. O. 202). Nicht ohne Befriedigung will Bebel beobachtet haben, daß die Gefühle der Pietät und die Bande der Familie sich schwächen und weniger Einfluß auf die Handlungen der Menschen ausüben. Er bezieht sich auf den belgischen Nationalökonomen Laveleye, der diese Erscheinung der fortschreitenden Zivilisation zuschreibe. Darf die letzte Behauptung gegen die Erhöhung der Bildung unserer Frauen bedenklich stimmen? Den Vorwurf, die Kultur lasse den Menschen entarten, erhebt bekanntlich schon Rousseau. Wenn unter Kultur nur die verfeinerte materielle Lebensweise verstanden wird, dann steckt in jenem Urteil Wahrheit. Zugeben muß man auch, daß bei bloßer Pflege des Intellekts „die unsittliche Gesinnung den Pferdefuß abgelegt hat und im Frack geht". Wer möchte aber bei den Begriffen Kultur und Zivilisation vergessen, daß wir nur dem Zeitalter in vollem Sinne diese zusprechen, das die Hebung der Sittlichkeit auf sein Banner geschrieben hat? Die Behauptung Bebels über den Rückgang des Familienlebens darf uns nicht zu tief erschrecken; er gibt einzelnen betrübenden Erscheinungen mit Unrecht eine allgemeine Fassung. Wir müssen eingestehen, daß hier und da sich Anfänge von einer Zersetzung des Familienlebens zeigen. Schon in

kleineren Städten kann man beobachten, daß der Mann in die Fabrik geht und die Frau tagaus tagein als Verkäuferin in einem Laden tätig ist. Erst abends kehren sie in die Wohnung zurück; die Kinder sind dauernd bei Verwandten untergebracht. Paßt auf solches Beisammenleben, das nur dem Erwerb und dem Geschlechtstrieb zu dienen scheint, der hergebrachte Begriff der Familie? Der Feststellung, daß 1876 42,9 v. H. der gerichtlich verurteilten weiblichen Personen verheiratet waren, 1878 aber 52,9 v. H., wollen wir nicht allzu große Bedeutung beilegen. Zufällige Ursachen können den auffallenden Unterschied in dem kurzen Zeitraum veranlaßt haben (Öttingen S. 524). Mehr Beachtung verdient es, daß Paulsen in dem System der Ethik die modernen Ansprüche an die Lebenshaltung und das Großstadtleben als die Feinde der Familie hinstellt. Die Schließung der Ehe werde teils erschwert, anderenteils durch die Bequemlichkeit der Großstadt anscheinend überflüssig. Zwar dürfen wir gegenüber den drohenden Feinden des deutschen Hauses uns dessen trösten, daß nur kleine Gebiete bisher den Angriffen erlegen sind; doch wollen wir nicht unterlassen, in guter Zeit gegen weitere Verwüstung Dämme zu bauen. Wir wollen den Familiensinn stärken, die Frau sittlich und geistig kräftigen, damit sie des Hauses Bindeglied bleibe, ihre Tüchtigkeit für den häuslichen Beruf heben und das Wort einprägen: „Wer am wenigsten bedarf, ist der Gottheit am nächsten." Die Mutter, die vom frühen Morgen bis zum späten Abend ihrer Familie durch Lohnarbeit entzogen ist, wird natürlich ihrer eigentlichen Aufgabe nicht gerecht werden können. Hoffen wir, daß die starke Strömung noch mächtiger werde, die alle Frauenarbeit außerhalb des Hauses beseitigen möchte, wodurch die Mutter von ihren Kindern getrennt wird! Für gewisse Betriebe ist sie schon verboten; der Fortschritt kann sich nur langsam vollziehen. Möchten zunächst wenigstens die Bestrebungen, für die Frauen in Industriebezirken höchstens zehnstündige Arbeitszeit festzusetzen, Frucht tragen!

Stärkung der wirtschaftlichen Tüchtigkeit.

Schon in unseren Tagen ist man an vielen Orten bemüht, die Töchter unserer Arbeiter für die eigene Hauswirtschaft vorzubilden. Man verkennt die hausbackene Weisheit nicht, daß die Kochkunst der Frau eine starke Stütze für die Liebe des Mannes ist. Wenn wir diese Behauptung dahin erweitern, daß die wirtschaftliche Tüchtigkeit der Hausfrau eine unerläßliche Grundlage für das Wohlergehen der Familie ist, so treffen wir mit dem

Sprichwort zusammen: Eine Frau kann mit der Schürze mehr aus dem Hause tragen, als der Mann mit dem Erntewagen hineinfahren kann. Wie steht es um die wirtschaftlichen Tugenden unserer Arbeiterfrauen? In Band 53 der Schriften des Vereins für Sozialpolitik wird S. 55 ausgeführt, daß in Ostfriesland von Landwirten der geringe Fortschritt im Wohlstand der landwirtschaftlichen Arbeiter auf den Mangel an Sparsamkeit und an Geschicklichkeit in der Wirtschaftsführung der Frauen zurückgeführt wird. Die Erziehung der Mädchen in Schule und Haus, insbesondere in Fortbildungsschulen, zu rationeller Wirtschaftsführung wird dort als eins der wichtigsten Mittel zur Besserung der Lage der ländlichen Arbeiter angesehen. Auf S. 137 heißt es a. a. O.: „Unter den Bergarbeitern in Westfalen herrscht infolge der Unfähigkeit ihrer Frauen zu guter Leitung der Wirtschaft sehr oft eine recht mangelhafte Ernährung, indem oftmals in den ersten Tagen nach Empfang des Lohnes zuviel Geld für allerhand Schleckereien ausgegeben, in den letzten Tagen dafür nur von Kaffee mit Kartoffeln gelebt wird." Eine Umschau in seiner eigenen Umgebung wird jedem nur zu oft Ähnliches zeigen. Und die Ursachen dieser betrübenden Erfahrung? Blicken wir nur auf die große Zahl der Mädchen, die von der Schulbank sogleich in den Fabriksaal gehen! Nach der Gewerbezählung von 1895 waren in Preußen allein in der Textilindustrie 35 000 Arbeiterinnen unter 16 Jahren beschäftigt. Diese lernen die Führung eines Hauswesens natürlich nur unzureichend kennen, verlieren vielleicht auch die Neigung dazu. So treten sie, leider oft sehr jung, in die Ehe ein, und das Elend schaut bald zum Fenster herein. Die Frauenarbeit in der Industrie wird sich in absehbarer Zeit nicht ganz beseitigen lassen. Wirtschaftliche Gründe, vielleicht auch zunehmende Gleichgültigkeit gegen die häusliche Arbeit haben die Zahl der verheirateten Industriearbeiterinnen von 1882 bis 1895 sogar von 12,7 v. H. auf 16,8 v. H. anschwellen lassen. Daher müssen Wege eröffnet werden, die Schädlichkeit der Fabrikarbeit für die häusliche Tüchtigkeit der Mädchen auf das geringste Maß zurückzuführen und Lust und Liebe zu den Pflichten einer rechten Hausfrau zu beleben. Angesichts der schreienden Not in der Erziehung vieler Fabrikmädchen wollen wir aber nicht übersehen, daß auch vielen anderen Haushaltungen eine Wohltat widerführe, wenn ihnen gute Anregungen zuflössen. Es lernt niemand zuviel Gutes.

Die natürliche Charakterschwäche der Jugend als Grund für die Fortsetzung der Erziehung.

Nicht nur die moderne Entwicklung der menschlichen Gesellschaft heischt erhöhte Sorgfalt in der Erziehung, sondern auch die Menschennatur, wie sie war und sein wird, fordert den Arm des Erziehers für die bösen Jahre nach der Schulzeit. „In allen Lebenszeiten haben wir bestellte Ratgeber und Führer, Eltern, Schule und Gesetze, Erfahrung, Frau, Sorge und Not; aber in den Jahren, wo ein Frühlingssturm nach dem anderen den jungen überschlanken Bäumen über die Köpfe fährt, da sind wir ungestützt und unberaten. Hei, wie knackte es! Wie stoben die Blätter! Wir haben Narben davon an der Seele und kahle Stellen im Gezweig“ (Frenssen, Jörn Uhl). Wer sich überzeugt, wie der Lehrling und das junge Dienstmädchen von Meister und Herrschaft nur zu oft bloß als Arbeitskraft, selten aber als junge Seele betrachtet wird, die zu allem Guten angeleitet werden soll, wird Frenssen beistimmen. Wenn wir gar der jungen Schar gedenken, die in der Fabrik zum ersten Male zu freiem Flug die Schwingen hebt, dann können wir nur rufen: Erbarmt euch der Ärmsten, rettet sie aus den Klauen des niederschwebenden Verderbens! — Soll die Fortbildungsschule wirklich behüten, dann muß sie natürlich das Recht haben, durch die Schulordnung in das Leben der jungen Leute außerhalb der Schule einzugreifen. Wenn Eltern so unverständig sind, das junge Geschlecht gleich nach dem 14. Lebensjahr wie Erwachsene zu behandeln, dann muß die Fortbildungsschule so gut wie die höhere Lehranstalt verhindern können, daß sich junge Mädchen unbewacht auf dem Tanzboden umhertreiben. In Württemberg enthält Artikel 13 des Gesetzes vom 22. März 1895 eine entsprechende Bestimmung.

Widerlegung der Bedenken.

Reichen die Fähigkeiten der Frau hin, um das alles leisten zu können, was in den vorangehenden Abschnitten von ihr verlangt wird? Die Antwort auf diese Frage ist eigentlich überflüssig; sie ist mittelbar schon gegeben worden. Um der Angriffe willen, die das geistige und sittliche Wesen des Weibes oft erfährt, mögen aber noch einige Worte gestattet sein. — Die Frau ist nicht nur eine Gehilfin des Mannes, wie es nach 1. Mose 2 scheinen könnte, sie ist ihm vielmehr gleichwertig; beide sind aber nicht gleichartig. Wer längere Zeit an Schulen mit gemischten Klassen und einem Kollegium, das auch Lehrerinnen in sich schließt, gewirkt hat, wird zu der Annahme geneigt, daß beide Geschlechter sich in der Intelligenz das Gleichgewicht

halten. Selbst die oft gehörte Behauptung, daß die Frau in den mathematischen Fächern versage, findet wenigstens im Rahmen der Volksschule nach den Erfahrungen des Verfassers dieser Arbeit keine Bestätigung. Die guten Erfolge, von denen die Zeitungen über die Prüfungen an Mädchengymnasien und Gymnasialkursen berichten, scheinen ebenfalls für das weibliche Geschlecht zu sprechen. Der Unterschied in den geistigen Leistungen von Mann und Frau beruht wohl hauptsächlich in dem verschiedenen Bildungsgange und der ungleichartigen Lebensaufgabe.

Noch wichtiger ist die Frage nach der sittlichen Kraft der Frauenseele. In der Deutschen Schule (Märzheft 1903) lesen wir in einem Aufsatz über das sittliche Gefühl beim männlichen und weiblichen Geschlecht unter Berufung auf Jean Paul: „Die Sittlichkeit der Mädchen ist Sitte, nicht Grundsatz". Im Novemberheft 1902 derselben Zeitschrift verficht ein anderer die Ansicht, die Frau habe in ihrer allgemeinen angeborenen Anlage eine stärkere Disposition für das ethische Leben als der Mann. — Es läßt sich nicht bestreiten, daß das weibliche Geschlecht verhältnismäßig seltener vor dem Strafrichter erscheint als das männliche. Manche Strafrechtslehrer sehen darin einen Beweis für eine höhere sittliche Entwicklung. Öttingen widerspricht dieser Meinung, ohne indessen das Weib sittlich minderwertig zu nennen. Er weist darauf hin, daß gerade die Frau bei besonders grauenhaften Verbrechen stark beteiligt ist, bei Verwandtenmord z. B. in 50 v. H. aller Fälle; auch sei bei Rückfälligen ihr Prozentsatz ungünstiger als der des Mannes. Wir dürfen nach den vorangehenden Ausführungen behaupten, daß beide, Gegner und Freunde, übertreiben. Ihr Irrtum scheint dadurch zu entstehen, daß sie nicht das ganze Sittengesetz, sondern einzelne Züge im sittlichen Charakter ins Auge fassen und nach deren verschiedenen Entwicklung den Wert des Menschen einschätzen. Man sollte bedenken, wie eine Seite des Charakters die andere ergänzt und das Ganze dadurch harmonisch wirkt. Man führt zuweilen einzelne Stellen in den Episteln als Beweis dafür an, daß auch das Christentum die Frau niedrig werte. Diese Ansicht ist falsch. Die Aussprüche der Episteln beweisen nur, daß die heiligen Autoren unbewußt noch im Banne des Zeitgeistes gestanden haben. Aus den Evangelien spricht ein anderer Geist, der nicht Mann und Weib unterscheidet. — Es

wird also keine vergebliche Mühe sein, die Frau geistig und sittlich heben zu wollen.

Ist es aber nicht schädlich, wenn die Frauen an höheren geistigen Interessen Geschmack gewinnen? Moscherosch (1601 bis 1669) schrieb einst: „Eine Jungfrau, die mehr weiß (nämlich als beten, schreiben, singen, Hauswesen) ist bei verständigen, ehrliebenden Leuten nicht angenehm, sondern verachtet. Man sagt wohl: Vor einer erfahrenen Jungfrau behüt uns, lieber Gott." Selbst in dem Zeitalter der Aufklärung durfte Bernardin de Saint-Pierre 1784 in seinen Naturstudien behaupten: „Bücher und Lehrer zerstören frühzeitig bei unseren jungen Mädchen die jungfräuliche Unwissenheit, diese Blüte der Seele, die ein Geliebter mit Wonne pflückt" (Sallwürk a. a. O. S. 294). Haben wir diesen Standpunkt endgültig verlassen? In der Theorie und der wissenschaftlichen Betrachtung haben wir uns davon abgewandt. Wer heute die Meinung der genannten Männer öffentlich verteidigen wollte, würde verlacht werden. Wollten wir aber der innersten Meinung vieler Leute nachforschen, so würden wir sicher finden, daß jene Ansicht hier und da heute noch in mehr oder weniger milder Form vertreten wird. Zu geringen Erfolgen der Töchter in der Schule drückt man ohne große Bedenken ein Auge zu, und eine gute Mitgift gilt vielen als ein Deckmantel für die Mängel in der Bildung. Darum muß die öffentliche Meinung immer mehr zu der Erkenntnis angeleitet werden, daß wahre Bildung in jeder Hinsicht fördert. Frauen, denen die Bildung ein Hemmschuh für die Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten geworden ist, haben nur eine Afterbildung gehabt.

Manche Kreise werden bereit sein, dies zuzugeben, aber bedenklich den Kopf schütteln, wenn sie von Fortbildung für Mädchen aus den unteren Ständen hören. Das Wissen blähet. Von dieser Voraussetzung geht anscheinend ein Artikel der Kreuzzeitung vom 14. Mai 1903 aus, der gegen die Erhöhung der Volksbildung zu Felde zieht und den Eindruck erweckt, als ob wir allgemein an Überbildung litten. „Nur wenige bevorzugte Naturen", heißt es dort, „vermögen umfassende Bildung mit entschlossener Tatfähigkeit zu vereinigen. Beim Durchschnitt überwiegt entweder das eine oder das andere durchaus. Man kann deshalb einem Volke, das man zur Weltpolitik erziehen möchte, keinen schlimmeren Dienst erweisen, als daß man es mit allerhand übermäßigem Wissenskram vollpfropft. Gewiß gehört

unter den Verhältnissen der Gegenwart auch ein bestimmtes Maß von Bildung dazu, um der Schwierigkeiten des Kampfes bei uns daheim Herr zu werden. Wenn aber auch auf diesem Gebiete alles gleich gemacht und dafür gesorgt werden soll, daß zwischen Vorgesetzten und Untergebenen kein Unterschied mehr besteht, so wird man dahin gelangen, daß schließlich niemand mehr gehorchen will." — Das alte garstige Lied von der bösen Bildung! Jene Worte richten sich gegen die volkstümlichen Hochschulkurse und gegen Fortbildungskurse für erwachsene Arbeiter. Der Geist, der aus ihnen spricht, ist indes nicht bloß diesen besonderen Veranstaltungen, sondern überhaupt der Vertiefung unserer Volksbildung abhold. Wozu braucht der Tagelöhner und die Dienstmagd bessere Bildung? fragt man geringschätzend in jenem Lager. Im Handumdrehen identifiziert der Verfasser in dem obigen Artikel umfassende Bildung und übermäßigen Wissenskram. Gewiß ist letzterer ein Nährboden des Dünkels. Wenn gegen jene Art der Volksbildung ein Schlag geführt werden soll, wo in Vorträgen heute vom Vulkanismus, morgen vom ethischen Gehalt des Buddhismus und übermorgen vom Freihandelssystem gesprochen wird, dann wird jeder verständige Mann gern zuschlagen. Nennt man aber solche Sprünge ein Streben nach umfassender Bildung, welche angeblich die Tatkraft lähmt? Wo ist man ferner bemüht, alle Welt in der Bildung auf gleichen Boden zu stellen? Wo hat der Verfasser beobachtet, daß Leute mit gleichem Bildungsgang einander wie unter dem Zwang eines Naturgesetzes nicht gehorchen? Kündigen die Räte dem Präsidenten und die Pastoren dem Generalsuperintendenten allenthalben den Gehorsam? — Wir wollen uns daher nicht irre leiten lassen, sondern die Wahrheit fest im Auge behalten: Wahre Bildung veredelt den Menschen. Wissen aber ist nicht gleichbedeutend mit Bildung, sondern muß sich nach den Lebensverhältnissen richten. Wer bilden will, wird nicht einzig und allein Wissen anhäufen, sondern, wie das Wort sagt, den Menschen nach dem vorgestellten Ideale formen. Der wahre Jugendbildner wird den Geist befähigen, die Welt der Tatsachen so richtig als möglich zu erkennen und richtig die Folgen der Handlungen zu beurteilen. Er wird vor allen Dingen den Charakter nach der höchsten Idee des Guten zu bilden suchen. Die heutige Pädagogik weiß, daß der Unterrichtsstoff ohne

Wirkung bleibt, wenn nicht der gute Erzieher ihm sein eigenes Leben einhaucht.

Der 4. Leitsatz zu den Vorträgen von Elisabeth Gnauck und Hofprediger Stöcker über die soziale Lage der Frauen auf dem 6. evangelisch-sozialen Kongresse lautete in seinem ersten Teil: „Die Frauenfrage ist vorzugsweise eine Bildungsfrage und hat als solche gemäß den Forderungen der Gegenwart neue Wege einzuschlagen. In den höheren und unteren Ständen ist die Frau für die Stellung als Hausfrau besser vorzubereiten" (a. a. O. S. 83). Die Sätze können auch für die vorangegangenen Abschnitte dieser Arbeit als Zusammenfassung dienen, soweit die Kreise der Volksschule in Frage kommen.

Widerlegung der Bedenken gegen Errichtung besonderer Schulen.

Ist zur besseren Vorbereitung der Frau die Einrichtung von Fortbildungsschulen nötig? Der Stadtschulrat Kerschensteiner in München, in Wort und Tat ein Kämpfer für die Mädchen-Fortbildungsschule, hat in seinem Vortrag „Eine Grundfrage der Mädchenerziehung", der auf der Generalversammlung des deutschen Vereins für das Fortbildungsschulwesen 1902 gehalten worden ist, den Gegnern der Fortbildungsschule leider eine Waffe in die Hand gegeben. Es heißt dort S. 5: „Es ist nicht wahr, daß die Volksschule die Erzieherin des Volkes ist oder sein kann; es ist das eine jener Überschätzungen, die uns gänzlich übersehen lassen, daß die ersten und vornehmsten Erzieher (im guten wie im schlechten Sinne) die Millionen Familien des Volkes sind, die zweiten das Leben im Volke selbst, und daß Schule und Kirche als Erziehungsanstalten erst in dritter Reihe stehen ... Die Volksschule macht im allgemeinen ohne die Tätigkeit der Familie kein Kind fleißig, kein Kind sittlich, kein Kind religiös." Ist es wahr, daß die Volksschule mit ihren vielen Stunden, dem weichen Gemüt des Kindes und der großen Autorität des Lehrers kein Kind fleißig, sittlich und religiös macht, dann ist die Fortbildungsschule mit ihrer geringen Stundenzahl, der schon fester gewordenen Eigenart des Zöglings und seinem gesteigerten Selbstgefühl erst recht nicht imstande, erziehlich zu wirken. Und doch ist Kerschensteiner ein Kämpfer für diese. Er begründet ihre Notwendigkeit mit den Worten: „Die Fürsorge um die Erziehung und Bildung der Mädchen für ihren natürlichen Beruf ist die vordringlichste Aufgabe des Staates und der Gemeinden auf dem ganzen Gebiete des Mädchenerziehungswesens" (a. a. O. S. 6). Dieser natürliche Beruf der Frau besteht nach ihm nicht

nur darin, daß sie Mittagbrot kocht und die Löcher in den Jacken ihrer Jungen flickt; denn er bekennt sich zu dem Wort des dänischen Philosophen Höffding: „Das Reich der Humanität, das höchste Ziel der Ethik, hat nicht nur seinen ersten Keim und seine stete Quelle in dem Familienverhältnis, sondern ist, wenn das Familienleben seine höchste Form erreicht hat, auf eine solche Weise in diesem entwickelt, wie dies von keiner anderen Form der Gesellschaft nachgewiesen werden kann" (a. a. O. S. 5). Die Familie ist also ein Hort ethischer Kräfte, und da nach seiner Ansicht die erziehliche Kraft der Familie immer mehr nachläßt, so soll das Haus durch die Fortbildungsschule ergänzt werden, damit es in den kommenden Generationen wieder kräftig wirke. Wenn Kerschensteiner von der Fortbildungsschule diesen Segen erwartet, dann muß er auch einräumen, daß sein Wort über die vergebliche Arbeit der Volksschule über das Ziel hinausschießt. Gegner der erweiterten Schulpflicht der Mädchen dürfen sich also nicht auf den Ausspruch Kerschensteiners stützen. Richtig ist es, daß das Elternhaus die größte erziehliche Einwirkung ausübt und mißliche häusliche Verhältnisse die guten Einflüsse der Schule stark hemmen, vielleicht sogar völlig hindern können. Diese Erfahrung sammelt man in allen Arten der Schule. Sollte aber auf dem unreinen Acker kein Samenkorn Frucht tragen? Es taucht auch hier die uralte Frage auf, ob Tugend lehrbar sei. Ein Mensch, der an göttliche Kräfte und an den Fortschritt der Menschheit glaubt, muß hierin der bejahenden Antwort Paulsens, aber auch seiner Einschränkung zustimmen (System der Ethik II S. 6). Sollte das böse Beispiel des öffentlichen Lebens und schlechter Eltern nicht durch die gewöhnende Zucht des Schullebens und das gute Vorbild eines sittlich gefestigten Lehrers, der durch seine ganze Persönlichkeit, nicht nur mit leeren Worten erzieht, beiseite geschoben werden können? Freilich, sie sind nicht in jeder Klasse zu treffen, diese Lehrer. Müssen wir nicht aber in allen Verhältnissen mit der menschlichen Unvollkommenheit rechnen, und wollen wir ein Werk unterlassen, weil es mißlingen könnte? Der ideale Zustand wäre freilich, wenn wir die Erziehung voll Vertrauen der Familie übergeben könnten. Zunächst sprechen aber Luthers drei Gründe, die er in dem Sendschreiben an die Ratsherren aller Städte Deutschlands für die Gründung christlicher Schulen ins Treffen führt, auch für die

Errichtung von Fortbildungsschulen für die Mädchen unserer unteren Volksschichten, nämlich der böse Wille vieler Eltern, ihr Ungeschick und ihr Mangel an Zeit.

II.

Die Organisation.

Die nachfolgenden Ausführungen über Organisation und Lehrplan gehen von der Annahme aus, daß die Schule in ihrer möglichsten Vollendung geschildert werden soll. Wahrscheinlich werden die erhobenen Forderungen zunächst noch nicht in vollem Umfange erfüllt werden, sondern auch hierin wird die schrittweise Entwicklung der menschlichen Verhältnisse ihr Recht behalten. Doch wird es gut sein, das Ziel der Bewegung klar hinzustellen.

Fakultativer oder obligatorischer Schulbesuch?

Die Frage nach der Organisation drängt zuerst zu einer Entscheidung darüber, ob der Schulbesuch fakultativ oder obligatorisch sein soll. Man wirft uns Deutschen bei einem Blick auf die Engländer und Amerikaner manchmal vor, daß wir der freien Entschließung zu wenig vertrauen. Davon mag manches wahr sein; in der vorliegenden Frage wollen wir uns durch diesen Vorwurf nicht beirren lassen. Vor 30 Jahren wies Schmoller in seiner Geschichte der deutschen Kleingewerbe auf die Berechtigung der Staatshilfe hin, „wenn sie die erziehende Tätigkeit, die geistige Hebung voranstellt und erreicht“ (a. a. O. S. 696). Man darf wohl behaupten, daß heute von der überwiegenden Mehrzahl der Freunde der gewerblichen Fortbildungsschule der Schulzwang gewünscht wird.

Die Gründe, die man hierfür nennt, können im wesentlichen auch auf die Mädchenschule bezogen werden. Sie finden in dem Gutachten des Ausschusses, der in Frankfurt a/M. 1897 zur Beratung über die Ausgestaltung des gewerblichen und kaufmännischen Unterrichtswesens eingesetzt worden war, eine vorzügliche Beleuchtung. Jenes Gutachten ist darum besonders wertvoll, weil es sich auf den Besuch mannigfaltiger Anstalten in einer Reihe von deutschen Städten gründet. Der Bericht gibt zu, daß die

obligatorischen Schulen in der ersten Zeit mit der Disziplin zu kämpfen haben; jedoch verschwindet diese Schwierigkeit bei längerem Bestehen der Schule. „Wer heute z. B. einen Blick in die Fortbildungsschulen der Stadt Leipzig wirft, muß zugeben, daß dort eine Zucht herrscht, die geradezu als musterhaft bezeichnet werden darf" (a. a. O. S. 2 ff.). Wer Gelegenheit gehabt hat, neu gegründete Fortbildungsschulen der Provinz Posen mit alten Anstalten der Provinz Sachsen zu vergleichen, wird jene Behauptung des Ausschusses bestätigen. — Den Einwand, die dürftigen Erfolge der Zwangsschulen entsprächen nicht den aufgewendeten Kosten, weist der Ausschuß zurück. Er gibt nur zu, daß die Erfolge wie in jeder anderen Schule dürftig sein können; dann liege die Ursache in der Organisation oder den Lehrkräften. Bei Vermeidung solcher Mängel sei eine wesentliche, rein geistige, berufliche und erziehliche Förderung der jungen Leute nicht zu verkennen.

Ein Aufsatz des Fortbildungsschuldirigenten Sangkohl in Nr. 21 und 22 der Deutschen Schulzeitung (1903) gibt einige Andeutungen, warum der freiwillige Schulbesuch nicht die guten Früchte reifen läßt, die man nach der Theorie erwarten könnte. Er weist auf den unregelmäßigen Schulbesuch, die Unpünktlichkeit und die Tatsache hin, daß viele Schüler auch nur unter dem Zwang einsichtiger Eltern erscheinen. Wegen der Werbung in den Zeitungen und der Schule glaubten manche, dem Lehrer durch ihre Teilnahme einen persönlichen Gefallen zu erweisen. Manchen Schülern sei die Fortbildungsschule sogar nur ein Deckmantel für ein freies, ungebundenes Leben am Abend. Während Eltern oder Lehrherren sie in der Schule glauben, genießen diese der goldenen Freiheit. Sobald ferner die Saiten in der Schule etwas straffer gespannt würden, wähnten sie, durch ihre Abmeldung dem Lehrer einen besonderen Streich zu spielen. Diesen Gründen darf noch hinzugefügt werden, daß sich die Zahl der Schüler im Laufe des Schuljahres stark mindert, weil bei vielen die Lust an der Sache erkaltet. Das Beispiel der Fahnenflüchtigen wirkt oft einschläfernd auf den Eifer manches Zurückbleibenden, der nicht den Mut oder den Vorwand findet, jenen nachzufolgen.

Ferner tritt der Frankfurter Ausschuß der Befürchtung entgegen, daß durch die kostspielige Zwangsschule die Gemeinden die Lust einbüßen würden, Mittel für gewerbliche und kauf-

männische Schulen mit höheren Zielen aufzuwenden, und daß der Besuch der freiwilligen Schulen leiden würde. Die Beobachtungen in Sachsen und Süddeutschland hätten das Gegenteil erwiesen. Gerade für solche Schulen sei in großen Städten mit reichem Gewerbe- und Handelsleben im eigensten Interesse der Gemeinden die größte Opferwilligkeit vorhanden. In Leipzig besonders habe die Kommission den Eindruck gewonnen, daß die freiwillige Fortbildungsschule nicht entvölkert, sondern gerade bevölkert werde; denn wenn einmal der Zwang da sei, werde sich mancher lieber der Schule zuwenden, die eine bessere Ausbildung verheißt. — Als Beweis hierfür kann die Tabelle dienen, die Kerschensteiner in seiner Schrift (S. 17) über den Besuch der weiblichen Fortbildungsschulen in München gibt. Danach fiel der Besuch der Zwangsschule von 1897—1901 von 6470 auf 6083; die Zahl der Schülerinnen in der allgemeinen freiwilligen Fortbildungsschule für Mädchen stieg von 451 auf 1017, die in den 8. Mädchenklassen, deren Besuch bekanntlich nicht obligatorisch ist, von 366 auf 686, die in der Mädchenhandelsschule von 200 auf 464.

Endlich macht Sangkohl auf den weiteren Grund gegen die obligatorische Schule aufmerksam. Man verstoße nämlich nach der Meinung mancher gegen das Prinzip der persönlichen Freiheit. Solche Schwärmer verdienen keine Widerlegung; sie mögen ihr Traumleben fortsetzen. Wo stünde die Menschheit heute noch, wenn man das Prinzip der persönlichen Freiheit auf ähnliche Verhältnisse ausdehnte? Willkür ist nicht Freiheit; das Wohl der Gesamtheit soll das vornehmste Gesetz sein. Ohne Zwang würden gerade die Elemente, welche der Fortbildung am meisten bedürfen, sich nie in der Schule sehen lassen. All diese Gründe haben den preußischen Handelsminister wohl bestimmt, in dem Erlaß vom 31. August 1899 die obligatorische Fortbildungsschule warm zu empfehlen. Darum ist auch seit 1900 durch Reichgesetz gestattet, selbst für weibliche Hilfskräfte im Handelsgewerbe bis zum 18. Jahr hin durch Ortsstatut die Pflicht zum Besuch der Fortbildungsschule einzuführen.

Mädchenfortbildungsschulen müssen noch aus einem anderen Grunde obligatorischen Charakter haben. Wir werden in ihnen wahrscheinlich mit noch stärkerem Widerstreben mancher Eltern und der meisten Dienstherrschaften zu rechnen haben, als in der gewerblichen Fortbildungsschule für die männliche Jugend; denn,

wie bereits erwähnt, meinen viele Leute, ein Mädchen brauche nicht viel zu lernen. Als durch die Novelle zur Gewerbeordnung die Möglichkeit eröffnet war, durch Ortsstatut für jugendliche Handlungsgehilfinnen den Schulzwang auszusprechen, wandte sich der kaufmännische Hilfsverein für weibliche Angestellte in Berlin in einem Rundschreiben an 4000 Firmen und bat, die jugendlichen Gehilfinnen zum Besuch der Fortbildungsschule des Vereins anzuhalten. Man glaubte wohl, durch den in der Ferne drohenden Zwang nun auf eine größere Bereitwilligkeit gegenüber der freiwilligen Schule rechnen zu dürfen. Noch nicht ein Dutzend Firmen hat darauf geantwortet. Ein Geschäft, das zahlreiche Mädchen beschäftigt, wollte diesen zweimal in der Woche je eine Stunde, möglichst von 9—10 abends freigeben. Diese Bitte wurde noch zweimal am Beginne jedes Halbjahrs ausgesprochen, jedoch ohne Erfolg (Schriften des Kaufmännischen Hilfsvereins für weibliche Angestellte zu Berlin, Nr. 3, 1903). Auf dem Lande vollends werden die Mädchenfortbildungsschulen ohne Zwang nur selten entstehen. Schon 1876 hat ein preußisches Ministerialreskript die Gründung von ländlichen Fortbildungsschulen, wobei wohl besonders an die männliche Jugend gedacht wurde, angeregt. Ein Vierteljahrhundert nachher, 1900, bestanden erst 1193 solcher Schulen mit nur 23831 Schülern, davon in Hannover 176, in Hessen-Nassau 350, in allen Provinzen östlich der Elbe aber nur 163. In diesen Zahlen sind wahrscheinlich noch die landwirtschaftlichen Fachschulen, die nur dem besser gestellten Bruchteil zugute kommen, enthalten (cf. Pache, Handbuch). Neuerdings erhob Dr. Herr in einer Broschüre „Neue Bahnen der Polenpolitik" unter anderem die Forderung, in den polnischen Landesteilen zum Besuch ländlicher Fortbildungsschulen durch Gesetz zu verpflichten. Was für jene Gegenden aus politischen Ursachen erwünscht erscheint, ist aus wirtschaftlichen und erziehlichen Gründen auch für die deutschen Provinzen nötig. Wenn es die Mittel erlauben, schickt der deutsche Bauer zwar seine Tochter in Pension, um sie mit Bildungsflitter behängen zu lassen, er wird sich aber mit Hand und Fuß dagegen stemmen, seiner jungen Magd einige Freistunden für den Unterricht zu gewähren.

Die Zusammenfassung der Ausführungen über den Charakter des Schulbesuchs lautet daher: Wie die Volksschule auf der allgemeinen Schulpflicht aufgebaut ist und die gewerbliche Fort-

bildungsschule mehr und mehr obligatorisch wird, so muß auch das junge Mädchen durch Gesetz zum Besuch der Fortbildungsschule verpflichtet sein.

Ortsstatut oder Zwang fürs ganze Land?

Der Schulzwang kann in zwei Formen auftreten. Entweder könnte den Gemeinden das Recht verliehen werden, durch Ortsstatut oder entsprechende bindende Bestimmungen zum Besuch der Fortbildungsschule zu zwingen, oder die verlängerte Schulpflicht könnte für das ganze Land durch Gesetz eingeführt werden. Beide Formen sind im Gebrauch. Baden hat für alle Orte die Gründung von solchen Mädchenschulen vorgeschrieben; die gleiche Forderung stellt Württemberg, läßt aber als Ersatz die Sonntagsschule zu. In Bayern besteht in der Sonn- und Feiertagsschulpflicht eine ähnliche Vorschrift. Im Königreich und im Großherzogtum Sachsen, in Hessen, Meiningen, Gotha und Reuß j. L. dürfen die Gemeinden durch Ortsstatut der Fortbildungsschule für Mädchen obligatorischen Charakter verleihen. In diesen Staaten hat man aber nur vereinzelt von solchem Rechte Gebrauch gemacht. Nach dem Handbuch der Frauenbewegung macht nur Meiningen mit seinen ca. 30 obligatorischen Schulen in meist recht kleinen Gemeinden eine rühmliche Ausnahme (a. a. O. Bd. III S. 150). Paches Handbuch von 1900 zählt sogar dort nur 16 Schulen mit 249 Schülerinnen auf. Auch Norwegen hat seit 1889 durch Gesetz die Errichtung von ländlichen Fortbildungsschulen gestattet. 1898/99 zählten sie erst 800 Schülerinnen (Handbuch der Frauenbewegung III S. 304). Das Königreich Sachsen hatte 1897 nur 7 obligatorische mit 1596 und 18 fachgewerbliche Fortbildungsschulen mit 2445 Schülerinnen (Queißen S. 12). Angesichts der günstigen Voraussetzungen ist das für Sachsen ein dürftiges Ergebnis; denn das sächsische Schulgesetz hat schon 1873 die Gründung solcher Schulen angeregt; auch hat die Frauenbewegung gerade von Leipzig aus stets einen starken Antrieb erhalten, und dort blüht seit 1865 die Fortbildungsschule für Mädchen. Wenn in einem Lande, dessen Schulwesen im übrigen auf der Höhe der Zeit steht, und dessen Bevölkerung allem Fortschritte hold ist, die Erfolge des Strebens nach erweiterter Frauenbildung so gering geblieben sind, so werden sie ohne gesetzlichen Zwang anderswo noch kläglicher sein. Noch widerstreben viele preußische Städte selbst der gewerblichen Fortbildungsschule für Lehrlinge, und an anderen Orten hat man für die Schulen Einrichtungen geschaffen, die

den Nutzen des aufgewendeten Geldes völlig in Frage stellen. Mangelnde Einsicht von der Bedeutung der Schule ist das Hindernis, woran alle Bestrebungen scheitern, die auf eine vernünftige Organisation der vorhandenen Schulen zielen und dem Arbeitgeber die Lehrlinge zu einer ihm unbequemen Zeit entziehen möchten. Darf man erwarten, daß man die Bildung der Mädchen mit größerem Eifer und tieferer Einsicht behandeln wird? Als in Baden 1868 die Verpflichtung der Gemeinden zur Unterhaltung von Fortbildungsschulen aufgehoben worden war, haben 80 v. H. sie eingehen lassen (Klein a. a. O. S. 316). Wenn wir dem Vorgehen der Gemeinden alles überlassen wollen, dann kann es geschehen, daß von zwei dicht benachbarten die eine die Fortbildungsschule hat, während die andere sie entbehrt. Mit Neid blicken dann die Schüler und unverständige Erwachsene des Ortes, wo der Schulzwang herrscht, auf die glückliche Nachbargemeinde, wo die liebe Jugend mit dem 14. Jahre aller Schulpflicht entflieht. Die Erfahrung hat gelehrt, daß solche Verhältnisse, die durchaus nicht selten sein werden, der Liebe zum Lernen und der Zucht entschieden schädlich sind. Außerdem können Schüler, die sich mit der Schule durchaus nicht befreunden wollen, ihr durch Umzug nach dem schulfreien Vorort leicht entschlüpfen. Wollen wir Ersprießliches leisten, dann ist ein Gesetz nötig, das für alle Gemeinden die Fortbildungsschule vorschreibt. Wollen wir uns von Ungarn beschämen lassen, das zwar nur bis zum 12. Jahre den täglichen Schulbesuch verlangt, aber daran bis zum 15. Jahr den obligatorischen Besuch einer Wiederholungsschule anschließt? Wenn in Norddeutschland die verlängerte Schulpflicht für Mädchen vielen undurchführbar, vielleicht gar schädlich erscheint, so mag sie ein Blick auf Süddeutschland eines Besseren belehren. Nebenbei sei bemerkt, daß selbstverständlich die Ausdehnung des verlängerten Schulzwanges auf alle Mädchen ohne gleichzeitige entsprechende Regelung des Fortbildungsschulwesens der Knaben undenkbar ist.

Die heutige Zeit ein geeigneter Zeitpunkt für gesetzliche Regelung?

Selbst von Freunden der Mädchenbildung werden Bedenken gegen ein Gesetz, wie es oben gewünscht wird, erhoben. Margarete Henschke z. B. stellt als Ideal zwar die obligatorische Schule in allen Orten hin, glaubt aber, daß wegen der großen Unklarheit, die auf diesem Gebiete in den grundlegenden Fragen herrsche, die vorzeitige Bindung durch gesetzliche Vorschriften für die weitere gesunde Entwicklung geradezu verhängnisvoll

werden könne. Ihr ist das nächste Ziel die Ausdehnung des § 120 der Novelle zur Gewerbeordnung. Die Gemeinden sollen befugt sein, durch Ortsstatut die Pflicht zum Besuch der Fortbildungsschule einzuführen. Aufgabe der gebildeten Bürgerschaft, vornehmlich der Frauenwelt, wäre es alsdann, die Ortsbehörden zur Gründung von Schulen zu drängen (Handbuch der Frauenbewegung III, S. 152).

Den Gründen gegen die Einführung des allgemeinen Schulzwangs in den nächsten Jahren lassen sich solche gegenüberstellen, die dafür sprechen. Als Friedrich der Große 1763 das General-Landschulreglement erließ, fehlte zur segensreichen Durchführung dieses trefflichen Gesetzes das Allernotwendigste, der Lehrer. Das seminarium praeceptorum der Franckeschen Anstalten in Halle hatte zwar einen Stamm von Geistlichen geschaffen, der für Schulwesen Verständnis besaß; aber die Volksschullehrer selbst waren Handwerker, deren Ausbildung für das Schulamt völlig unzureichend war. Heckers und Felbigers Bemühungen, einen Lehrerstand zu schaffen, waren ein Tropfen auf einen heißen Stein. So konnte die neue Schule jahrzehntelang nur Ungenügendes leisten, wie Heppe in der Geschichte des deutschen Volksschulwesens (Bd. III, S. 37 ff.) nachweist. Die Männer, die das Reglement veranlaßt haben, werden sich darüber gewiß im voraus klar gewesen sein. Es mußte aber in der Hoffnung ein Anfang gemacht werden, daß die vollendete Tatsache zu scharfem Nachsinnen drängen und den Sporn zum Fortschritt in sich bergen werde. Ist nicht auch nach 1807 die harte Notwendigkeit zum guten Teil der Anlaß zum Aufschwung der preußischen Volksschule gewesen? Hätten ohne Jena und Auerstädt die preußischen Staatsmänner wohl die Augen auf Pestalozzi gerichtet? Gründen wir daher nur so bald wie möglich allenthalben die obligatorische Fortbildungsschule für Mädchen! Die alten Anstalten in einzelnen Städten und besonders Süddeutschland geben die ersten Richtlinien, und sobald weitere Kreise sich ernstlich vor die neue Aufgabe gestellt sehen werden, Schulen dieser Art zu organisieren und darin zu unterrichten, wird das Interesse daran erwachen und aus dem Streit der Meinungen die Wahrheit erblühen. Nur muß die Behörde für die Organisation und vorzüglich den Lehrplan großen Spielraum lassen. Es schadet nicht, wenn zunächst geprobt wird; Probieren geht über Studieren. Vergessen wir doch nicht, daß

wir einen geistig regen Lehrerstand haben; er wird sich bald in die neue Aufgabe einarbeiten. Im Laufe der Zeit können erprobte, mustergültige Leistungen an einzelnen Schulen benutzt werden, die Fragen der weiblichen Fortbildung auch anderswo zweckmäßig zu regeln und unter Anpassung an örtliche Verhältnisse ähnliche Vorschriften zu erlassen, wie sie uns in den Allgemeinen Bestimmungen über die preußische Volksschule von 1872 vorliegen. Die Zeitlage erlaubt nicht, die Sache auf die lange Bank zu schieben. Nur ein ernstlicher Anfang kann sie fördern.

Bauen wir allein auf die Einsicht der Gemeinden, dann kommen wir zu langsam vorwärts; denn der gute Wille der gebildeten Bürgerschaft, für die Hebung der unteren Stände zu sorgen, wird oft stark überschätzt. Die dürftige Ausstattung und die Überfüllung der Volksschulen an vielen Orten kann neben gelegentlichen Äußerungen hierfür als Beweis dienen. Alle Fortschritte auch in der sittlichen und geistigen Hebung der Volksmasse müssen von den wenigen erleuchteten Geistern und den Freunden der Niedrigen ausgehen und der großen Menge aufgezwungen werden. Mit der Regelung der Angelegenheit durch das Ortsstatut könnte man sich nur in der Hoffnung versöhnen, daß Regierung und Volksvertretung bald einsehen würden, ein solches Gesetz sei ein Streich in die Luft und daß damit einem besseren Gesetz Bahn gebrochen würde. Die Ausdehnung des § 120 der Gewerbenovelle genügt indes nicht. Nicht nur unseren Fabrikmädchen tut die rechte Erziehung not, sondern viel weiteren Kreisen, wie noch dargelegt werden soll. Darum kann die Frage nicht durch die Gewerbenovelle, sondern nur durch die Schulgesetzgebung der einzelnen Staaten des Deutschen Reiches gelöst werden. Unser Ziel muß sein, daß, gleich wie in Baden, jede Gemeinde verpflichtet wird, eine Fortbildungsschule für Mädchen zu eröffnen.

Fortbildungsschulen für das platte Land?

Sind auch für das platte Land Fortbildungsschulen erwünscht? Kerschensteiner scheint sie dort nicht für durchaus nötig zu halten; denn er erwähnt wohl einige Fächer für Schulen in ländlichen Bezirken, spricht in seinem Leitsatz 7 aber nur von Städten, obgleich sein Thema allgemein lautet: Eine Grundfrage der Mädchenerziehung (a. a. O. S. 10 u. 20). Die Not in der Mädchenerziehung ist in der Tat zuerst in der Stadt und vornehmlich in den Industriegegenden scharf hervorgetreten. Der

Mangel an hauswirtschaftlicher Tüchtigkeit und die Schäden im Familienleben sind dort deutlicher ausgeprägt als im reinen Bauerndorfe. Der Blick auf die höheren Aufgaben der Hausmutter muß trotzdem bewegen, auch für die Landgemeinde die Fortbildung der Mädchen zu fordern. Der erwähnte Bericht über Ostfriesland hat sogar auch auf dem Lande Schäden aufgedeckt, die in der wirtschaftlichen Untüchtigkeit der Frau ihre Ursache haben. Über die ländlichen Verhältnisse im Bergbaubezirke Westfalens heißt es a. a. O. S. 140: „Da die Mädchen kaum länger als ein oder höchstens zwei Jahre bleiben, so bringt ihnen die Herrschaft auch nicht dasselbe Interesse entgegen, läßt sie nur die gröberen Haus- und Feldarbeiten verrichten und bekümmert sich nicht darum, ob die Mägde das Kochen lernen. Sobald sich Gelegenheit bietet — und diese bietet sich durch das Überhandnehmen von Vergnügungen sehr häufig — wird geheiratet und zwar oftmals, ohne daß das Mädchen mehr als die notwendigste Kleidung und Wäsche hat." Die Erhebungen des Vereins für Sozialpolitik lassen nicht nur in solchen Gegenden, die unter dem Einflusse der Industrie stehen, sondern fast allenhalben einen zunehmenden Hang zum Vergnügen, zu Luxus in der Kleidung und daneben eine Abnahme der Leistungen der ländlichen Arbeiter erkennen. Immer kehrt auch die Klage über Kontraktbruch und Unbotmäßigkeit wieder. Ferner wird vielfach hervorgehoben, daß der sittliche Verkehr der Geschlechter untereinander mehr betrübende Erscheinungen aufweise als früher (a. a. O. besonders S. 138). — Neben wirtschaftlichen und sittlichen Gründen sprechen noch andere für die ländliche Fortbildungsschule. Das Bildungsbedürfnis der Landleute ist im allgemeinen gering, nur selten gibt es Volksbibliotheken; die vorhandenen werden spärlich benutzt. Alles geistige Interesse beschränkt sich auf die Zeitung; die am meisten gelesenen kleinen Blätter bieten aber nur magere Kost; auch wird ihr Leser, der seinem Blättchen treu bleibt, allmählich einseitig in seiner Weltanschauung. Wer die schwere körperliche Arbeit des Landmanns kennt, wird das geringe geistige Bedürfnis verstehen; doch könnte im Winter der Geist sich kräftiger regen. Es fehlt aber an Anregung und an Lust. Der Menschenfreund muß solchen Beobachtungen gegenüber wünschen, daß auch der Bauer einsehe, der Mensch sei nicht bloß zu erdrückender körperlicher Arbeit geboren, und seine Erholung brauche nicht allein in der

trägen Ruhe auf der Ofenbank und im Trinken und Kartenspiel zu bestehen. Es muß Verständnis und Geschmack für edle geistige Genüsse erweckt werden. Das verlangt die Menschenwürde. Wir sollten die Zeiten hinter uns haben, wo Hunderttausende graben und hacken mußten, damit wenige Tausende dichten, philosophieren, malen und alle schönen Früchte eines gottbegnadeten Menschengeistes genießen konnten. — Aus allen diesen Gründen müssen wir auch für das Dorf die Fortbildungsschule fordern. Der Kongreß für innere Mission hat 1903 sich auch hierfür ausgesprochen und seinen Hauptausschuß beauftragt, diese Sache an zuständiger Stelle zu fördern. Wenn für Bezirke mit Industrie und für das Dorf die Fortbildungsschule nötig ist, so folgt daraus, daß wir sie im ganzen Lande haben müssen; denn es ist unmöglich, eine sichere Grenze zu finden, wenn wir die Gemeinden danach in zwei Gruppen teilen wollten, ob ihre Jugend jener Fürsorge bedarf oder nicht. Gute Erziehung ist kein Luxus; nur der „lateinische" Bauer mit Tertianerbildung und das Pensionsfräulein können unserem Bauernstande schaden.

Schulversäumnisse.

Die Schule mit obligatorischem Charakter bedarf auch der Bestimmungen über die Behandlung der Versäumnisse und der Vergehen gegen die Schulzucht. Es ist bekannt, daß in Preußen sich nach der Entscheidung des Kammergerichts vom 27. Dezember 1888 die Fortbildungsschulen entvölkerten; denn es gab wohl die Verpflichtung zum Besuch der durch Ortsstatut entstandenen Schulen, aber keine gesetzliche Strafgewalt gegenüber fehlenden Schülern. Erst das Gesetz vom 1. Juni 1891 hat die Lücke gefüllt. Seitdem sind bessere Zustände eingekehrt. Obgleich nach den bisherigen Erfahrungen die Zucht in den Mädchenschulen besser ist als in den Fortbildungsklassen des männlichen Geschlechts, so sind Strafbestimmungen nicht überflüssig. Wahrscheinlich werden wir bei Mädchen viele Versäumnisse haben.

Art der Schülerinnen.

Welche Schülerinnen der Volksschule sollen in die Fortbildungsklassen eintreten? Es kommt vor, daß man vom Besuch der gewerblichen Fortbildungsschule diejenigen Lehrlinge befreit, die in der 1. Klasse der Volksschule des Ortes länger als ein Jahr gewesen sind. Es wird angenommen, daß diese Knaben für ihren Stand genug gelernt haben. So sammeln sich in der Fortbildungsschule all die wenig begabten, die trägen und die sittlich zweifelhaften Elemente an. Man kann sich leicht vorstellen, wie dadurch die Arbeit erschwert und der Erfolg in Frage gestellt

wird; denn allein die begabten und fleißigen Schüler regen durch ihr Vorbild die übrigen an, sich zusammenzuraffen. Jene werden die Anregungen der Schule am meisten beherzigen und auffassen und im Leben davon Gebrauch machen. Es ist schwer verständlich, wie man die allgemeine Bildung selbst des guten Volksschülers mit dem 14. Lebensjahre für abgeschlossen erklären kann. Das alles trifft auch auf Mädchen zu. Darum ist für alle die Verpflichtung zum Besuch der Fortbildungsschule notwendig; nur die Teilnahme am Unterrichte einer gleichwertigen Schule kann davon entbinden. In dieser Arbeit muß die Frage offen bleiben, ob nur für die Schülerinnen der eigentlichen Volksschule die erweiterte Schulpflicht festzusetzen sei, oder ob auch für die anderen Schulgattungen Ergänzungen irgend welcher Art in Aussicht zu nehmen seien. Bekanntlich hat der preußische Unterrichtsminister jüngst empfohlen, im Lehrplan der höheren Mädchenschule der Vorbildung für die Aufgaben der Hausfrau und Mutter Rechnung zu tragen.

Altersgrenze und Zahl der Stunden.

Bis zu welchem Alter soll die Schulpflicht ausgedehnt werden? Die meisten deutschen Staaten entlassen die Kinder mit dem 14. Lebensjahr aus der Volksschule. Nur in Bayern endigt der Schulbesuch mit dem 13. Jahr, wenn nicht die Gemeinde auf Grund des neuen Gesetzes vom 4. Juni 1903 ein 8. Schuljahr in der Werktagsschule einnimmt. In Schleswig-Holstein wird die Schule von den Knaben bis zum vollendeten 16., von den Mädchen bis zum 15. Jahr besucht. Über die Dauer des Besuchs der Fortbildungsschule haben die einzelnen Staaten sehr verschiedene Anordnungen getroffen. Bayern hatte 1803 die jungen Leute beiderlei Geschlechts vom 12.—18. Jahr für die Sonntagsschule verpflichtet. Als man 1856 die Volksschulpflicht auf 7 Jahre ausdehnte, verkürzte man den Besuch der Sonntagsschule um 2 Jahre. In einem Gutachten über die Reform des Lehrlingswesens bezeichnete der bekannte Fabrikbesitzer Friedrich von König in Oberzell diese Maßregel als ein großes Unglück für die Lehrlinge; nichts habe in gleichem Maße deren Verwilderung gefördert (Schriften des Vereins für Sozialpolitik XV S. 37). Wir haben daher heute in Bayern die obligatorische Sonntagsschule für Mädchen und Knaben bis zum 16. Lebensjahr. Die Verordnung vom 4. Juni 1903, die Schulpflicht betreffend, bestätigt diesen Zustand, läßt aber in § 18 zu, daß die Kinder, welche die Werktagsschule freiwillig 8 Jahre besucht haben, un-

beschadet der Fortdauer ihrer Schulpflicht schon nach einjährigem Besuch der Sonntagsschule oder der sie vertretenden Schuleinrichtung vom weiteren Besuch befreit werden. — Im Königreich Sachsen können die Mädchen ebenfalls bis zum 16. Lebensjahr zum Fortbildungsschulunterricht herangezogen werden. In Württemberg zog man nach dem Gesetz von 1836 die männliche und weibliche Jugend bis ins 18. Lebensjahr zur Sonntagsschule heran. Durch das Gesetz von 1895 wurde gestattet, für die Mädchen allgemeine Fortbildungsschulen mit zweijähriger Schulpflicht einzurichten. Wo die Gründung dieser Schulen unmöglich ist, müssen Sonntagsschulen mit dreijährigem Schulbesuch bestehen. — In Baden setzte das Edikt von 1803 dreijährigen Besuch der Sonntags- und Realschule fest. In der Sonntagsschule wurde wöchentlich eine Stunde unterrichtet. Durch die Neuordnung des Fortbildungsschulwesens 1874 wurden die Knaben für 2 Jahre, die Mädchen für 1 Jahr nach der Entlassung aus der Volksschule zur Teilnahme am Fortbildungsunterricht verpflichtet, der in wöchentlich 2 Stunden erteilt wird. In Meiningen besuchen die Mädchen 2 Jahre lang diesen Unterricht. Endlich kann nach den ergänzenden Bestimmungen zur Gewerbeordnung vom 30. Juni 1900 für Mädchen im Handelsgewerbe der Besuch der kaufmännischen Schule bis zum 18. Lebensjahr verlangt werden.

Auch die Verordnungen über die Dauer der Schulpflicht für Lehrlinge werden zur Vergleichung wertvoll sein, wenn wir die Grenze des Schulbesuchs für die jungen Mädchen suchen. In den Provinzen Posen und Westpreußen werden die gewerblichen Arbeiter entsprechend der deutschen Gewerbeordnung durch das Gesetz von 1897 bis zum vollendeten 18. Lebensjahr für schulpflichtig erklärt; bei gutem Betragen und befriedigenden Leistungen können sie schon mit 17 Jahren entlassen werden. Dreijährigen Besuch verlangen das Königreich Sachsen, Hessen (nur Winterschule), Mecklenburg-Schwerin (nur in den Städten), zwei- bis dreijährigen Schwarzburg-Rudolstadt, zweijährigen Weimar, Coburg, Meiningen, Altenburg, Schwarzburg-Sondershausen, Waldeck. In Norwegen sind die Schüler und Schülerinnen gewöhnlich 14 bis 18 Jahre alt; in der Abendschule ist das Alter gewöhnlich um 2 Jahre höher. Margarete Henschke, die bekannte Schriftstellerin auf dem Gebiete des weiblichen Bildungswesens, befürwortet die Ausdehnung der Schulpflicht für Mädchen bis zur

Vollendung des 18. Lebensjahrs; in den ersten beiden Jahren soll man 8 Wochenstunden geben und im 3. und 4. Schuljahr eine allmähliche Verminderung dieser Zahl vornehmen (Handbuch der Frauenbewegung Bd. III S. 152; die übrigen Angaben nach demselben Werke, ferner nach Pache, Handbuch des deutschen Fortbildungsschulwesens, nach Rein, Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik, und Sander, Lexikon der Pädagogik).

Wie wir sehen, ist die Dauer der Fortbildungsschulpflicht verschieden; in Deutschland schwankt ihre Grenze vom 15. bis 28. Lebensjahr. Wir beobachten, daß man sie beschränkt, sobald mehr Wochenstunden angesetzt werden oder der Besuch der Volksschule verlängert wird. Es fällt auf, daß manche Länder die Mädchen kürzere Zeit fortbilden lassen als die Jünglinge. Die eigentliche Zwangs-Fortbildungsschule wird von jenen im allgemeinen nur bis zum 16. Lebensjahr besucht. Vielleicht hat hierauf der Umstand Einfluß gehabt, daß die weibliche Jugend mit dem 16. Jahr ehemündig wird. Die Grenze des Schulbesuchs muß von der Menge des erwünschten Lehrstoffs, der jährlichen Stundenzahl, der durchschnittlichen sittlichen Entwicklung der Mädchen und von wirtschaftlichen Bedingungen abhängen. Lenken wir unsere Blicke daher zunächst darauf. Wegen des Lehrstoffes muß auf den letzten Teil der Arbeit verwiesen werden.

In Bayern erhält jede Mädchenklasse wöchentlich im allgemeinen 2 Stunden Unterricht. Im Königreich Sachsen darf er nicht über 2 Wochenstunden ausgedehnt werden; doch hat z. B. Plauen i. V. noch 2—4 Stunden für freiwilligen Besuch; außerdem hat die Schule (statt des langatmigen Wortes Fortbildungsschule wird künftig nur Schule gebraucht werden) noch drei Gesangabteilungen, denen die Mädchen oft bis zum 19. Lebensjahr angehören (Queißer a. a. O. S. 15). — In Württemberg sollte nach dem Gesetz von 1836 an mindestens 40 Sonntagen im Jahr je eine Stunde Unterricht erteilt werden; einzelne Gemeinden verlängerten wegen des ungenügenden Erfolges die Schulzeit auf 2 Stunden. Seit 1858 trat dafür in vielen Gemeinden eine Winterschule ($4^1/_2$ Monate) mit 2 × 2 Wochenstunden. In der eigentlichen Fortbildungsschule, die nach dem Gesetze von 1895 errichtet worden ist, werden jährlich 80 Stunden erteilt, entweder im ganzen Jahr wöchentlich 2 oder nur im Winter je 4. Wo die Sonntagsschule beibehalten worden ist, werden in Gemeinden mit mehrklassiger Volksschule mindestens 40, in solchen mit

einklassiger Schule wenigstens 20 Stunden im Jahr gegeben. Sollte man in den Ortschaften, wo die einklassige Volksschule nur eine bescheidene Bildung vermitteln kann, nicht mehr Wert auf die Fortbildung legen als in solchen mit einer reich entwickelten Volksschule? — Die Schulen für die männliche Jugend zeigen je nach der Bereitwilligkeit der Gemeinden 2—6 Wochenstunden; diese Zahlen entsprechen dem Mindest- und Höchstmaß dessen, was die Gesetze der einzelnen deutschen Staaten vorschreiben. In Preußen gibt es bekanntlich kein Gesetz über das Fortbildungsschulwesen; hier haben die gewerblichen Schulen, deren gesetzliche Grundlage die deutsche Gewerbeordnung ist, meist 6 Stunden. In Hessen, das nur die Winterschule hat, darf die Stundenzahl auf 8 steigen.

Im allgemeinen darf man den Satz aufstellen: Je mehr Wochenstunden, desto weniger Jahre. Nach beiden Seiten hin gibt es jedoch Grenzen. Eine Stunde genügt in keinem Falle; denn leicht fällt wegen eines Feiertages oder aus anderen Gründen diese Stunde aus; die Pausen werden dann lang, und jeder Lehrer weiß, wie wenig unter solchen Verhältnissen zu erreichen ist. Selbst 2 Stunden, die hintereinander liegen, sind wegen des Abstandes von einer Woche nicht empfehlenswert. Die Fäden reißen zu leicht. Wegen je einer Stunde aber die Schülerinnen zweimal in der Woche aus ihrer Berufsarbeit zu reißen, ist auch unzweckmäßig; es geht ihnen durch die Zurüstung und den Weg zuviel Zeit verloren. Hinwiederum erscheinen 8 Stunden in der Woche bei vollem Jahreskursus zu hoch gegriffen, besonders wenn man Tagesunterricht wünscht. Die sozialen Verhältnisse heischen, daß die Kinder armer Leute vom 14. Jahr an sich möglichst auf eigene Füße stellen; auch der kleine Gewerbetreibende und der Landwirt mit mäßigem Besitze rechnen von dieser Zeit an auf eine merkliche Unterstützung durch die Kinder. — Bei 8 Stunden könnte in wenigen Jahren ein reicher Stoff bewältigt werden; doch müßten wir manches Gebiet eher betreten, als die Entwicklung des jugendlichen Geistes ratsam erscheinen läßt. Die Erziehungslehre z. B., die ein sehr wichtiger Teil des Lehrplans ist, dürfte bei dem Durchschnitte von sechzehnjährigen Mädchen nicht auf volles Verständnis stoßen. Selbst die Zöglinge des Lehrerseminars bringen in dem ersten Seminarjahr, wo sie meist im 18. Lebensjahr stehen, der Pädagogik noch kein warmes Interesse entgegen. In Preußen schrieben die Allgemeinen

Bestimmungen von 1872 bereits für das erste Seminarjahr das Wesentliche aus der Geschichte der Erziehung und des Unterrichts vor; der neue Lehrplan von 1901 hat diesen Stoff in das zweite und dritte Jahr verschoben. Es soll zwar nicht übersehen werden, daß die frühzeitige Regung des Mütterlichen auf früheres Verständnis für Erziehungsfragen hoffen läßt, als bei dem jungen Mann; doch muß gewarnt werden, solche Belehrungen zu verfrühen. Aus diesem Grunde erscheint der Vorschlag von Elisabeth Gnauck auf dem 6. evangelisch-sozialen Kongreß nicht annehmbar. Sie empfahl im Anschluß an die Volksschule einen einjährigen hauswirtschaftlichen Kursus, der schon im letzten Schuljahr vorzubereiten sei. Hauswirtschaftlicher Unterricht, Kindergärtnerei und die Elemente der Krankenpflege sollten ihn ausfüllen. Für ganz unbemittelte Mädchen schlägt sie die Errichtung von Anstalten mit Freistellen vor, wo die Hauswirtschaft erlernt werden könnte (a. a. O. S. 89). Es sei noch hervorgehoben, daß die Mädchenhaushaltungsschule zu Pforzheim, die erste öffentliche Anstalt dieser Art, bei der Aufnahme die Vollendung des 15. Lebensjahrs verlangt; die Schülerinnen der Düsseldorfer Anstalt müssen mindestens 16 Jahre alt sein.

Für die Verlängerung der Schulpflicht über das 16. Jahr hinaus spricht ferner die sittliche Erziehung. In den Jahren des Sturmes und Dranges soll das junge Mädchen immer wieder in gewissen Stunden daran erinnert werden, daß der Mensch nicht bloß nach Brot, sondern auch nach wahrem Glück streben soll, und daß unser Herz dies nur in dem Streben nach sittlicher Vollkommenheit findet. Reichen wir dem irrenden Menschenkinde darum so lange als möglich die Führerhand! Das begrenzende Alter können wir natürlich mit mathematischer Sicherheit nicht feststellen; doch möchte im 18. Jahr eine gewisse Festigkeit des Charakters gewonnen sein. Auch das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich nimmt in § 56 an, daß ein Angeschuldigter, der bei Begehung der strafbaren Handlung das 18. Lebensjahr noch nicht vollendet hatte, in manchen Fällen nicht die erforderliche Einsicht in die Strafbarkeit seiner Handlung besitzt und dann freigesprochen werden muß. Ebenso setzt das neue preußische Gesetz über Fürsorgeerziehung das 18. Jahr als obere Grenze für die Überweisung in Fürsorgeerziehung fest. Endlich spricht noch eine Beobachtung in der gewerblichen Schule für die Ausdehnung bis zum vollendeten 18. Jahr. Die

Klassen nämlich, wo der Lehrer am meisten mit der Disziplin zu kämpfen hat, sind die unteren, deren Schüler in den Flegeljahren stehen. Erst nach dem 16. Jahr beginnt die Einsicht zu dämmern, daß im Schulzwang eine Wohltat ruht, und dann beginnt die Lust und Liebe zur Sache sich zu regen. — An letzter Stelle sei noch erwähnt, daß als Ende der Schulpflicht der Handlungsgehilfinnen durch Reichsgesetz das 18. Lebensjahr gewählt worden ist.

Es erscheint daher zweckmäßig, die Zahl der Wochenstunden auf 4—6 festzusetzen und den Abschluß der Schulpflicht mit dem Ende des Semesters, in dem die Vollendung des 18. Lebensjahres eintritt, zusammenfallen zu lassen.

Diesem Vorschlage könnte entgegengehalten werden, daß in den preußischen Städten anscheinend allgemein das 17. Lebensjahr als Grenze des Schulbesuches der gewerblichen Arbeiter festgehalten wird. Neuerdings haben auch Frankfurt a/M. und Breslau diesen Zeitpunkt angenommen. Bemerkenswert ist es, daß in der Vorlage des Breslauer Magistrats die Wahl dieser Altersgrenze damit begründet wird, der preußische Handelsminister selbst habe vorgeschlagen, von dem äußersten Termin, der in § 120 der Reichsgewerbeordnung gesetzt ist, keinen Gebrauch zu machen. Die gesammelten Erfahrungen hätten veranlaßt, den früheren Standpunkt in dieser Frage aufzugeben. Die Breslauer Deputation ging auf diese Anregung vornehmlich deshalb ein, weil in vielen Gewerben die Lehrzeit schon nach drei Jahren beendigt sei. Diese Erwägung mag auch in vielen anderen Gemeinden bestimmt haben, das vollendete 17. Jahr als Abschluß der Schulpflicht anzunehmen; denn es ergeben sich in der Tat Übelstände, wenn Gesellen und Lehrlinge nebeneinander auf der Schulbank sitzen sollen. — Für die jungen Mädchen liegen ähnliche Hindernisse nicht vor; man darf die Wahl des 18. Lebensjahres daher nicht durch den Hinweis auf die gewerblichen Schulen für die männliche Jugend bekämpfen.

Lage der Unterrichtsstunden.

Zu welcher Tageszeit soll der Unterricht erteilt werden? In München liegen die Unterrichtsstunden der Mädchen vor 5 Uhr nachmittags. In Heidelberg verteilen sich ihre Stunden auf alle Wochentage vor- und nachmittags von 8—11 und 2—5. Überhaupt dürfen in Baden Abendstunden in der Regel nicht für den Unterricht verwendet werden. Nach Queißer hat man in Sachsen folgende Zeiten gewählt: in Mittweida Sonntag 2—4,

in Geising Montag 5—7, in Grünhain Dienstag abends 6—8, in Auerbach Montag oder Donnerstag 1—3,' in Falkenstein Montag und Dienstag von 8—10 und 10—12 vormittags sowie von 6—8 abends, ferner Donnerstag von 8—10 vormittags. Die Stunden verteilen sich dort auf 7 Abteilungen. Mit wenig Ausnahmen finden wir also Tagesunterricht; dann sind die Mädchen noch geistig frisch. Eine Schule, die ihre Zöglinge abends bis 10 zum Lernen anhalten will, wird nur dürftige Erfolge erzielen; denn junge Leute, die am Tage fleißig körperlich gearbeitet haben, kämpfen abends schon zwischen 8 und 9 mit dem Schlafe. Der preußische Handelsminister stellt daher in einem Erlaß vom 3. Februar 1900 die Einrichtung in Magdeburg, wo der Unterricht der Lehrlinge nicht später als von 5—7 nachmittags stattfindet, als Muster hin. Wenn von einzelnen berühmten Männern berichtet wird, daß sie in ihrer Jugend die Nachtstunden ihrer Weiterbildung geopfert haben, so bleiben diese Ausnahmen. — Für Mädchen hat der Abendunterricht sittliche Gefahren; sie gehören abends nicht auf die Straße. Wenn schon die Gewerbeordnung die Beschäftigung des weiblichen Geschlechts zwischen $8^1/_2$ abends und $5^1/_2$ früh verbietet, dann soll die Erziehungsschule erst recht auf die Abendstunden verzichten. Auf dem Lande, wo Mädchen aus entfernten Gehöften herkommen, wäre ein Gang in der Dunkelheit unmöglich; denn die Zeitungen melden oft, daß Mädchen auf der Landstraße vergewaltigt worden sind. Die allein passende Unterrichtszeit für die Mädchen sind die Tagesstunden.

Welche wählen wir? Die, durch welche die Berufsarbeit am wenigsten gestört wird. Für Fabrikmädchen möchte sich daher im allgemeinen jede Stunde eignen; denn ihre Arbeit ist zu den einzelnen Tageszeiten mehr oder weniger gleichartig. Im Haushalte gibt es dagegen Stunden, wo sich die Arbeit häuft. So soll in den Vormittagsstunden die Wohnung gereinigt und das Mittagsmahl zubereitet werden. Wenn eine Familie um 12 das Mittagessen einnimmt, dann kann das junge Dienstmädchen um 2 mit dem Aufwaschen und der Reinigung der Küche fertig sein. Nun beginnt die Zeit, wo die Frau von der häuslichen Arbeit ein wenig ruhen kann; das ist auch die beste Tageszeit für den Unterricht dieser Mädchen. Im Winter würde er am besten um 3, im Sommer um 4 beginnen. Auf dem Lande würde bei weiter Entfernung der Gehöfte im Winter eine noch

frühere Stunde anzusetzen sein. In größeren Städten wäre es ähnlich wie in Falkenstein möglich, schon vormittags Unterrichtsstunden anzusetzen, so daß die Mädchen sich die passendste Zeit aussuchen könnten; freilich würden sich aus dieser freien Wahl leicht Schwierigkeiten in der Zusammensetzung der Abteilungen ergeben.

Wie schon angedeutet, kann in manchen Ländern der Unterricht auf den Winter beschränkt werden. Es wird der Schulzucht stets schädlich sein, wenn die Schüler auf Monate dem Unterricht fern bleiben; doch wird sich die Beschränkung der Unterrichtszeit in Gemeinden, deren Bevölkerung vorwiegend Ackerbau treibt, nicht vermeiden lassen. Der Sommer bringt dem Landmann solche Fülle von Arbeit, daß man ihm seine Hilfskräfte nicht entziehen darf. — Den Sonntag soll man frei lassen; denn für Mädchen ist er durch den Fortgang in der Besorgung des Hauswesens an sich nur ein halber Ruhetag. Die verbleibenden Ruhestunden dürfen nicht durch die Schule beschnitten werden. Daher kann in Bayern der Sonntagsschulunterricht auf den Werktag verlegt werden (§ 9 der Verordnung die Schulpflicht betreffend vom 4. Juni 1903).

Wie jetzt allenthalben angestrebt wird, die Konfessions- Schulgemeinde. schulen auf den Etat der politischen Gemeinde zu übernehmen, so sollen auch die Fortbildungsschulen Sache des politischen Verbandes sein. Ob sie in Gegenden mit konfessionell gemischter Bevölkerung konfessionellen oder simultanen Charakter haben müssen, wird von der Gestalt des Volksschulwesens abhängen. Sie sind nicht Anstalten, die nur wirtschaftlichen Interessen dienen, und müssen daher mit den Volksschulen gleichmäßig behandelt werden; nur ist die Bildung von Zwergschulen zu vermeiden. — In Baden haben benachbarte Dörfer gemeinsame Haushaltungsschulen gegründet. Wenn die Entfernungen dies zulassen und die Sicherheit auf dem Schulwege es erlaubt, kann dies als Vorbild empfohlen werden. Es werden dadurch winzige Systeme verhütet werden, die nicht leistungsfähig genug sind. Übrigens würde sich diese Einrichtung im Anschluß an die bestehenden Volksschulsozietäten wohl von selbst ergeben. Die meisten deutschen Staaten, die das Fortbildungswesen geregelt haben, empfehlen in ihrem Gesetz diesen Weg. — Für gewerbliche Schulen der Knaben empfiehlt Pache (a. a. O. V S. 23/24) die Errichtung möglichst großer Systeme;

die Gründe hierfür müssen im allgemeinen anerkannt werden. Für Mädchen wird es besser sein, in großen Städten in den verschiedenen Stadtteilen Schulen zu errichten. Die allgemeine Fortbildungsschule hat es nämlich nicht nötig, Fachklassen zu bilden wie die gewerbliche Schule. Es würde aus sittlichen Gründen sogar bedenklich sein, den Mädchen in einer Großstadt Schulwege von $^1/_2$—$^3/_4$ Stunden zuzumuten; auf den Straßen unserer großen Städte lauert die Versuchung in mancherlei Form. Auch wollen wir die Schülerinnen nicht unnötig lange ihrer Berufsarbeit entziehen.

Vereinigung der Geschlechter?

Es ist eigentlich unnötig, auf die Frage zu antworten, ob in kleinen Gemeinden die jungen Leute beiderlei Geschlechts gemeinsam unterrichtet werden sollen und darin dem Beispiele unserer nordischen Länder und dem Nordamerikas zu folgen sei. Die Fortbildung junger Mädchen hat sich ganz andere Ziele gesteckt, als die Bildung der Jünglinge; darum ist eine Vereinigung nicht denkbar.

Kosten.

Die Errichtung der Schulen im ganzen Lande wird große Summen erfordern. Das sollte aber kein Hinderungsgrund sein. Für die sittliche Hebung eines Volkes ist nichts zu teuer. Möchte die Zeit nicht zu fern liegen, wo Luthers Wort an die Ratsherren aller Städte alle Welt überzeugte, jenes Wort, nicht an festen Mauern, schönen Häusern, vielen Büchsen und Harnischen liege einer Stadt Gedeihen, sondern daß sie „viel feiner, gelehrter, vernünftiger, ehrbarer, wohlerzogener Bürger hat; die können hernach wohl Schätze und alles Gut sammeln, halten und recht brauchen“. Der Anwendung dieses Ausspruchs auf die Mädchenerziehung steht nichts im Wege. — In der obligatorischen Schule muß wie in der preußischen Volksschule der Unterricht unentgeltlich sein. Es handelt sich hier um einen großen Bruchteil unseres Volkes und um allgemeines Staatsinteresse, nicht um Vorteile einzelner; daher lassen sich Zwang uud Schulgeld nicht vereinigen. Da Staat und Gemeinde gleichen Vorteil durch die vertiefte Volksbildung und die bessere Erziehung haben, so müssen beide nach einem gewissen Verhältnis die Kosten tragen. Der preußische Landwirtschaftsminister sagt zwar in einer Verfügung vom 20. Januar 1899 über die Unterhaltung der ländlichen Schulen: „. . . vielmehr sollen die Schulen im allgemeinen zunächst durch die Gemeinden und weitere Kommunalverbände errichtet und unterhalten, Staatsbeihilfen

hierzu aber nur insoweit gewährt werden, als dies nach der Prüfung der Bedürftigkeit und Leistungsfähigkeit der Gemeinden unumgänglich zum Bestehen der Schule notwendig erscheint. Hierbei soll die Beihilfe im Höchstbetrag ($^2/_3$ des Gesamtbetrages) nur ausnahmsweise bei ganz besonderer Leistungsunfähigkeit und Bedürftigkeit bewilligt werden" (Hildebrandt, a. a. O. S. 299). Für die gewerblichen Schulen aber stellt der Staat Beihilfen in Aussicht, die den Aufwendungen der Gemeinde etwa gleich sind und macht die Bedürftigkeit nicht zur Bedingung (Ministerialerlaß vom 17. Juni 1874, cf. Bremen und Schneider: Das Volksschulwesen im preußischen Staate, Bd. III, S. 158). 1902 gab Preußen für gewerbliche Fach- und Fortbildungsschulen 6312883 Mk. und für die niederen landwirtschaftlichen Anstalten 152892,12 Mk. aus. Auch gewährt die preußische Staatskasse allen Volksschulen gesetzliche Zuschüsse. Da die Fortbildungsschule im Grunde demselben Zwecke dienen soll wie die Volksschule, so darf sie auf die gleiche Unterstützung rechnen. Es sei noch darauf hingewiesen, daß die Schweiz seit 1895 allen Veranstaltungen Zuschüsse gewährt, die der Förderung der hauswirtschaftlichen und beruflichen Bildung des weiblichen Geschlechtes gewidmet sind.

Sehr wichtig ist die Frage nach den Lehrkräften. Margarete Henschke hält nur Lehrerinnen für geeignet (a. a. O.). Allein das Weib sei fähig, auf das junge Mädchen erziehlich einzuwirken. Die Behauptung, die Lehrerin habe bessere erziehliche Erfolge aufzuweisen als der Lehrer, ist heutzutage beinahe zum Dogma erhoben worden. Wir wollen zwar nicht dem absprechenden Urteil Riehls über die Frau im Lehramt beistimmen (Familie S. 101 ff.), müssen gegenüber jenem Glaubenssatze aber ketzerische Ansichten äußern. Wer in der Praxis die Tätigkeit von männlichen und weiblichen Lehrkräften vergleicht, wird manchen Feinden der Lehrerin gegenüber hervorheben müssen, daß sie in ihren Unterrichtserfolgen hinter dem Lehrer nicht zurückbleibt. Es fällt aber schwer zu beweisen, daß sie als Erzieherin dem Lehrer überlegen sei. Ihr Lehrton und die Art ihres Umgangs mit Kindern läßt zuweilen auch den Klang vermissen, der aus einem Herzen voller Liebe zu den Kindern schallt. Das trifft auf junge und alte Lehrerinnen zu. Ebenso fehlen die Klagen wegen Überschreitung des Züchtigungsrechtes nicht. Wenn die Führerinnen der Frauenbewegung die Mädchenschule für die

Lehrkräfte.

Lehrerin fordern, so urteilen sie von der Theorie, weniger von der Praxis aus; sie haben wohl nicht ausreichend Gelegenheit gehabt, die Wirksamkeit von Lehrern und Lehrerinnen mit dem unbefangenen Blicke eines Schulleiters zu vergleichen. Es mag sein, daß die Erziehung herangewachsener Mädchen in mancher Hinsicht besser in weiblicher Hand ruht; die Frau wird für die erwachenden weiblichen Instinkte ein feineres Verständnis zeigen. Auch die Unterweisung in den hauswirtschaftlichen Fächern wird selbstverständlich der Lehrerin vorbehalten sein. Im allgemeinen werden wir aber das gemischte System bevorzugen, wie es die Familie darstellt. Wir wollen in dem Mädchen auch gewisse männliche Eigenschaften ausbilden und darin Goethes Wort folgen: „Für die vorzüglichste Frau wird die gehalten, welche ihren Kindern den Vater, wenn er abgeht, zu ersetzen imstande ist“ (Maximen und Reflexionen, Ausgabe von Kurz, XII, S. 721). Darum können wir den männlichen Erzieher nicht entbehren. Überdies werden in vielen kleinen Gemeinden, die nur Lehrer haben, diese die einzigen gegebenen Kräfte sein. Es bleibt anzustreben, daß in diesen kleinen Orten die Ausbildung der Handarbeitslehrerin so vervollkommnet wird, daß sie die Haushaltungskunde übernehmen kann. — Größere Gemeinwesen werden keine Schwierigkeit haben, die passenden Lehrkräfte zu finden. Kleine Landgemeinden dagegen werden oft gezwungen sein, den Lehrer eines Nachbarortes mit der Leitung ihrer Fortbildungsschule für Mädchen zu betrauen; denn ganz junge Lehrer sind hierfür aus naheliegenden Gründen nicht geeignet. Vielleicht wird auch für die Haushaltungskunde eine auswärtige Kraft gewonnen werden müssen. Mancher Kreis wird gut tun, für den technischen Unterricht Wanderlehrerinnen anzustellen, wie es unter Anlehnung an die badischen Wanderkochkurse der Kreis Siegen und der Dillkreis getan haben (cf. Albrecht I, S. 113 u. II, S. 128). Der Unterricht in der Erziehungslehre muß in der Hand eines sehr erfahrenen Mannes liegen; kleine Gemeinden, von denen mehrere zusammen ein Kirchspiel bilden, können die beteiligten Mädchen, die im 18. Jahre stehen, aus der ganzen Parochie gemeinsam durch einen bewährten Lehrer oder den Geistlichen unterweisen lassen. Den Religionsunterricht soll möglichst der Geistliche erteilen; es soll aus der Fülle der religiösen Erkenntnis geschöpft werden. Für den Unterricht sind die Lehrer in Kursen vorzu-

bereiten; besonders tut das dem Landwirtschaftslehrer not; er darf sich den Bauern gegenüber keine Blöße geben.

Sind besondere Behörden für diese Schulen einzusetzen? Die Beaufsichtigung der gewerblichen Schulen für die männliche Jugend ist in Preußen bekanntlich dem Handelsminister übergeben; es kommen hier andere Interessen zur Geltung, als das Unterrichtsministerium zu vertreten hat. Ebenso steht es um die Landwirtschaftsschulen; sie sind im Bereich des Landwirtschaftsministers gut geborgen. Die Mädchenschulen aber, die allgemeinen erziehlichen Aufgaben dienen und dadurch mit der Volksschule in engem Zusammenhang stehen, können in bezug auf Leitung und Aufsicht ganz in den Rahmen des Volksschulwesens eingefügt werden. Da es auch jetzt schon zulässig ist, in die Schuldeputationen gebildete Frauen als Mitglieder aufzunehmen, so braucht in Preußen in dieser Hinsicht nichts geändert zu werden; daß die Frauen bei der örtlichen Aufsicht der Fortbildungsschule vertreten sein müssen, leuchtet ohne weiteres ein. Behörden.

III.

Der Lehrplan.

Was sollen wir lehren, damit die Frau den Anforderungen des heutigen Lebens genüge? Die Antwort müssen wir aus der geistigen und sittlichen Eigenart des Weibes, aus ihrem natürlichen Beruf und dem Gepräge unserer Zeit ableiten. Die Ausführungen über die Notwendigkeit der Schule haben schon manches angedeutet, worauf es im Lehrplan ankommen wird. Wir können also sinngemäß Schmollers Wort in seiner Geschichte der deutschen Kleingewerbe auf die Frauenerziehung anwenden: „Gelingt die geistige und technische Hebung des Handwerkerstandes wie des Arbeiterstandes, so ist damit das Wichtigste erreicht. Es handelt sich in erster Linie um eine Erziehung der Leute zu anderen gesellschaftlichen Gewohnheiten, zu anderen häuslichen Sitten, zu einem weiten Blick, zu einer höheren technischen Bildung“ (a. a. O. S. 689). Drei Aufgaben Allgemeine Erwägungen.

harren also unserer Bemühung: sittlich veredeln und stärken, geistig heben und für die Hauswirtschaft gut vorbilden.

Auf welche sittlichen und geistigen Eigenschaften der Frau soll die Erziehung vornehmlich achten? Vor einigen Monaten charakterisierte die Rheinisch-westfälische Zeitung eine hochstehende Frau folgendermaßen: „Sie ist der Typus jener leider nur zu oft vorkommenden Frauennaturen, bei denen nur das Empfindungs- und das Gefühlsleben intensiv entwickelt sind ... Damit geht Hand in Hand ein erschreckender Mangel an Kenntnissen und Nachdenken auf den Gebieten des wirklichen Lebens, der harten Tatsachen, der wirtschaftlichen und politischen Grundlagen unseres politischen Zusammenlebens. Wir erziehen unsere Männer schon zu sehr zu idealen Träumern, unsere Frauen aber bestärkt unsere Mädchenerziehung erst recht in ihrer Anlage zu einer falschen, träumerischen Weltanschauung." Dank der harten Schule des Lebens gelten diese Betrachtungen nicht in vollem Umfange für die Frau aus dem Volke; doch auch bei ihr vermissen wir leider zu oft das nüchterne, klare Urteil.

Zunächst müssen wir feststellen, daß es keine besonderen Sittlichkeitsgebote für das weibliche Geschlecht gibt; auch ihm gilt das Doppelgebot: Liebe Gott und deinen Nächsten! Doch nötigt die weibliche Natur, manches mehr zu pflegen, während andere Seiten der Charakterbildung gleichsam von selbst sich gestalten. — Wir bewundern am Manne Tatenlust und Tatendrang; er will die Welt geistig erobern und strebt zum Höchsten. Er will das Wesen der Dinge erkennen und die Erscheinungen unter Gesetze ordnen. In diesem Streben scheut er den Kampf nicht und schlägt Wunden. Anders das echte Weib! Ihre Welt ist das Haus, wo sie durch Dienen herrscht und doch wieder an den Stärkeren voll Vertrauen sich anlehnt. Sie findet an den kleinen Dingen und der bunten Außenseite des Lebens ihre Freude; grau ist ihr die Theorie, doch grün des Lebens goldner Baum. Das Gefühl herrscht in ihr und überkleidet gern mit Anmut, mit Glanz und Schimmer manche rauhen Stellen des Lebens. Und wenn der Mann als Kämpfer verwundet, so folgt sie seinem Schritte als Vertreterin christlicher Barmherzigkeit. In ihrer Stärke liegt aber auch ihre Schwäche. Über dem Hause vergißt sie leicht des Vaterlandes. Als 1844 in den Vaterlandsblättern Robert Blums die Frage aufgeworfen ward: Haben die Frauen ein Recht zur Teilnahme an den Interessen des

Staates? antwortete Luise Otto, die bekannte Vorkämpferin in der Frauenfrage: „Sie haben nicht nur ein Recht, sondern die Pflicht.“ Wir wollen uns nun nicht politische Weiber wünschen, wohl aber solche, die wie Stauffachers Gertrud aufmerkend horchen, wenn die Verständigen über des Volkes Geschicke beraten, und dem Gatten in schwerer Zeit das Herz stärken. Charaktere, die wie Iphigenie den Mann um Sieg und Besitz beneiden und des Weibes Glück eng gebunden nennen, wollen wir nicht bilden. Jene Spartanerin, die dem ausziehenden Sohne den Schild mit den Worten übergab: „Lieber auf ihm, als ohne ihn!“ ist ein besseres Vorbild für ein Mädchen als die phantastische und erregte Eleonore Prohaska. Marthafleiß wünschen wir der Frau, aber auch Mariensinn, der sich erinnert, daß für den Geist in Religiösem und Weltlichem mancher Quickborn rauscht. Tausenden und Abertausenden von Arbeitern weist das Prinzip der Arbeitsteilung heute die Ausübung weniger Handgriffe als Lebensaufgabe zu. Kann das befriedigen? Muß es nicht vielmehr abstumpfen und das Leben aschgrau erscheinen lassen? Solchem Manne muß nach seiner eintönigen Arbeit eine Häuslichkeit winken, wo eine Lebensgefährtin waltet, deren Nähe das Gemüt erfrischt, und deren Odem an ideale Lebensgüter glauben lehrt. Daher muß die Mädchenbildung besonders unserer Industriegegenden die idealen Seiten des Lebens stark hervorkehren. Poesie und gute Erzählungen werden im Deutschen eine wichtige Rolle spielen; wir werden darin von den Bestimmungen des preußischen Handelsministers vom 5. Juli 1897 über den Lehrplan für gewerbliche Schulen wesentlich abweichen; auch der Gesang darf nicht fehlen. Die Natur des Mädchens kommt uns hierin entgegen; das Gefühlsleben des Weibes ist anscheinend reicher entwickelt als das des Mannes. Das ergeben schon Vergleiche zwischen Mädchen und Knaben. Während diese sich gegen Lyrik im allgemeinen ablehnend verhalten und epische Stoffe bevorzugen, werden Mädchen durch beide gleichmäßig angezogen. Versuche in gemischten Klassen lassen dies sogar zahlenmäßig nachweisen. — Man könnte gegen die Poesie und schöne Literatur überhaupt einwenden, daß unsere Frauenwelt durch reichliche Verwendung solches Bildungsstoffes in der gerügten Schwärmerei bestärkt werde. Dieser Vorwurf gegen die Poesie ist sicher ungerecht; ein rechter Gebrauch gesunder poetischer Stoffe eröffnet den Blick für alle Höhen und Tiefen

Deutsche Literatur.

des Menschenlebens und bereitet auch für ernste Lektüre vor. Nur verkehrte Erziehung ist schuld, wenn die Frau in Gefühlen schwelgt und an die Welt den Maßstab des Romans anlegt. Gerade die Versenkung des Geistes in unsere gute Literatur wird sicher zum Bollwerk gegen die Verheerungen werden, die eine ungezügelte Phantasie anrichtet. Sie wird den Geschmack an den Hintertreppenromanen verderben, die gerade bei dem weiblichen Geschlecht so starke Aufnahme finden und die Phantasie in ungesunder Weise reizen. Daher darf der deutsche Unterricht der jungen Mädchen nicht einzig in der Anfertigung von Geschäftsaufsätzen und der Abfassung von Briefen seine Aufgabe sehen. Man soll das eine tun und das andere nicht lassen. Sollten aber die Umstände nötigen, an einer Stelle zu kürzen, so scheint es ein geringerer Fehler zu sein, wenn in der Mädchenschule die schriftlichen Übungen zu kurz kommen, als wenn den idealen Zielen Abbruch geschähe.

Notwendigkeit des Religionsunterrichts.

Darf bei dieser Betonung des idealen Zweckes die Unterweisung in der Religion fehlen? Die Meinungen stehen sich hier schroff gegenüber. Die preußische Generalsynode und der Kongreß für innere Mission verneinten in ihrer Tagung 1903 diese Frage. In Bayern und Württemberg sind durch das Gesetz Religionsstunden vorgeschrieben. Unter den Lehrern der Fortbildungsschule ist die Zahl der Freunde besonderer Religionsstunden anscheinend gering. Pache spricht sich auch dagegen aus und empfiehlt nur den Schulgottesdienst (a. a. O. Bd. II). Der Referent auf dem erwähnten Kongreß für innere Mission lehnte den Religionsunterricht ab. Baumgarten in Kiel, der für dessen Einführung lange eifrig gewirkt hat, gesteht, daß ihm fraglich geworden sei, ob wir mit der Angliederung an die Fortbildungsschule weit kommen werden (a. a. O. S. 94).

Sehen wir zunächst die äußeren Gründe an, die gegen diesen Unterricht angeführt werden! Der Referent auf jenem Kongreß führte drei ins Feld: Schwierigkeiten wegen Mischung der Konfessionen, die knappe Zeit, den Mangel eines Zusammenhanges zwischen Religion und gewerblicher Fortbildung. Diese Einwürfe wiegen sehr leicht. Der erste kann durch den Hinweis auf unsere Volksschule, besonders die Simultanschule, und die höhere Schule widerlegt werden. Wenn sich ferner aus dem Wesen der Religion keine Gründe ergeben, die gegen die besonderen Stunden schreiten, wenn vielmehr die Religion ein unersetzlicher

Teil unserer Bildungsstoffe ist, dann muß Zeit dafür geschafft werden. Falls endlich der Beweis gelingen sollte, daß zwischen Religion und gewerblicher Fortbildung kein Zusammenhang besteht, so wird man gewiß einräumen, daß zwischen dem gewerblichen Arbeiter und der Religion eine Beziehung vorhanden ist. Zwischen der Tätigkeit einer Hausmutter und der Religion ist das verknüpfende Band wohl dem Auge jedermanns offenbar. So ist die religiöse Unterweisung nichts Fremdartiges im Lehrplan für die weibliche Fortbildung. — Pache sagt: „Von der Fortbildungsschule können wir beweisen, daß sie das religiöse Bedürfnis der ihr anvertrauten Zöglinge in möglichst gründlicher Weise gefördert hat" (a. a. O. S. 51). „Jede Unterrichtsstunde wird mit Gebet begonnen und mit Gebet geschlossen." Hierin muß widersprochen werden. Es wird gewiß Lehrer geben, die auf die Stillung des religiösen Bedürfnisses der jungen Leute bedacht sind; doch bietet die Auswahl des Lehrstoffes dazu fast nirgends Gelegenheit, nötigt übrigens nicht dazu, wenn wir von Württemberg und Bayern absehen. Alles wird dem Zufall anheimgestellt sein. Die Zahl der Fortbildungsschulen, die den Unterricht mit Gesang und Gebet anfangen und schließen, wird nicht groß sein. Außerdem hat die gewohnheitsmäßige Andacht, die nur mit dem zerstreuten Sinn der Schüler rechnen darf, geringen Wert. Die Fortbildungsschule ohne Religionsstunden kann das religiöse Bedürfnis nicht „in möglichst gründlicher Weise" fördern; die Bedeutung des Schulgottesdienstes hierfür soll später erörtert werden.

Auch erblickt Pache in der vollzogenen Konfirmation und dem nachfolgenden obligatorischen Religionsunterricht einen inneren Widerspruch. Habe die Kirche den jungen Menschen für mündig erklärt, dann dürfe sie hinterher nicht verlangen, daß er weiterhin religiösen Unterricht erhalte und dazu sogar gezwungen werde. Dieser Einwand hat nur eine formelle Berechtigung. Mehren sich nicht auch in der Kirche die Stimmen derer, die eine Konfirmation mit dem 14. Jahr für verfrüht betrachten? Man lese nur die Verhandlungen der letzten preußischen Generalsynode! Wenn nicht äußerliche zwingende Bedenken noch der Verschiebung der Konfirmation entgegenstünden, dann würde man damit wohl nicht zögern. Es ist in der Tat ein Unding, Kinder von 14 Jahren für reif zu halten, über die tiefsten Fragen des Menschenlebens selbständig entscheiden zu können. Darum soll

man auch aus der vorzeitigen Konfirmation keinen Grund gegen die Fortsetzung des Religionsunterrichts ableiten.

Der Fachgruppenunterricht in der gewerblichen Schule wahrscheinlich führt Pache ferner zu folgendem Bedenken: „Auch die Pflege des religiösen Lebens muß an den vorhandenen Zustand anknüpfen und die vorhandenen Gebilde weiter entwickeln; . . . es werden wohl aber nur wenige Menschen eine derartige genaue Kenntnis von der inneren Beschaffenheit der jungen Leute besitzen, daß sie das gleichwertige Material zusammenzustellen vermögen". Solche Herzenskündiger wird es wohl überhaupt nicht geben. Sondert aber irgend eine Schule die Kinder nach ihrer Herkunft aus gläubigen und ungläubigen Häusern, aus Familien, wo man gegebene Dinge auf Treu und Glauben hinnimmt, und anderen, wo eine kritische Ader schlägt? Wenn man auch den Satz Paches gern unterschreibt: „Soll die religiöse Unterweisung Nutzen schaffen, so muß sie die Bedürfnisse des einzelnen Schülers genau berücksichtigen", so muß man doch bedenken, daß man dieser Forderung völlig nur im Einzelunterricht, nicht einmal im Gruppenunterricht gerecht werden kann. Die Abstimmung der Unterweisung auf die besondere Resonanz eines jeden Herzens setzt ideale Zustände voraus, und die Wirklichkeit wird in der Schule dies nie leisten können. — Endlich spricht noch eins bei Pache gegen die erzwungene Teilnahme an der Religionsstunde. Es könnte nämlich in der Klasse ein Schüler sein, der Religiöses in den Schmutz der Gemeinheit herabzieht und dadurch die Mitschüler verderben könnte. Man muß dem gegenüber zugeben, daß man „die Perlen nicht vor die Säue werfen soll"; doch scheint es gewagt, die bildungsfähige Jugend so tief einzuschätzen. Bedauerliche einzelne Erlebnisse dürfen nicht entscheidende Kraft haben. In dieser unvollkommenen Welt ist es nicht möglich, Böse und Gute zu sondern; im Widerstreit beider lebt vielleicht ein kräftiger Antrieb zu sittlichem Fortschritt. Könnte denn nicht auch das Umgekehrte geschehen, daß ein Spötter in den Reihen ernster Genossen in seinem Gewissen getroffen wird? Von Joachim Neander, dem Dichter von „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren", wird berichtet, daß er als Student die Kirche einmal bloß deshalb besucht habe, um an der Predigt „etwas zum Lachen zu haben", und gerade bei diesem Kirchgang

sei er bis ins Innerste erschüttert worden. — Sämtliche Einwendungen Paches lassen sich also widerlegen.

Baumgarten hat durch Bedenken, die ihm aus der Betrachtung der jugendlichen Art geflossen sind, in seiner Stellung zum Religionsunterricht im Jünglingsalter die Sicherheit verloren. Gerade jenes Lebensalter, in dem sich die Sinnlichkeit und die Freude an dem bunten Treiben der Welt zu regen beginnt, scheint ihm für ethische und besonders für religiöse Eindrücke am wenigsten geeignet. Er mag darin recht haben; denn wenn man andererseits gerade die Jugend als die Zeit des idealen Sinnes bezeichnet, so wird man dabei mehr an die Zeit nach dem 17. Lebensjahr denken müssen; davor liegen die bösen Jahre. Diese Bedenken schwächen sich aber bei Mädchen etwas ab. Diese zeigen sich wegen ihres innigeren Gefühlslebens für religiöse Anregungen empfänglicher. Wenn indes die Möglichkeit gegeben wäre, vor reiferen Hörern durch Predigt und außerkirchliche Vorträge und Unterhaltungen den Kern des Christentums zu enthüllen und eine Apologie des Evangeliums zu entwickeln, dann dürften wir auf den Religionsunterricht an die herangewachsene Jugend verzichten. In manchen Gemeinden ist es einem wahren Seelsorger sicher möglich, auf jenem Wege zu erfreulichen Zielen vorzudringen. Die Erfahrung lehrt aber, daß die Kreise des kleinen Bürgers und des städtischen Arbeiters leider oft kirchlich gleichgültig sind; sie suchen weder den Gottesdienst noch freie Versammlungen auf, selbst wenn letztere sich von allem pietistischen Wesen entfernt halten. Die große Entdeckung unserer Halbgebildeten von der Rückständigkeit und dem hemmenden Einfluß des Evangeliums Jesu ist auch zu ihnen durchgesickert, und soziale Fehlgriffe der Kirche haben zuweilen Mißtrauen gesät. Die einzige Zeit, wo wir dem erwachenden kritischen Geiste darlegen können, daß in der Bibel ewige Wahrheiten ruhen und die wahre Bildung sich davor stets beugt, bleiben leider für viele Gemeinden jene ungünstigen Lebensjahre. Darum fordern wir den Religionsunterricht in der Hoffnung, daß nicht aller ausgestreute Same tot liegen bleiben wird. Da es nicht angeht, äußerlich einen Unterschied zwischen den Gemeinden nach ihrem religiösen Leben zu machen, so muß jene Forderung auf alle Orte ausgedehnt werden.

In einer Reihe von Schulen wird am Sonntag Schulgottesdienst gehalten. Das kann viel Segen stiften, wenn der rechte

Mann zu der Jugend spricht. Als voller Ersatz des Religionsunterrichts kann diese Einrichtung aber nicht gelten. Man wird sich mit Recht scheuen, zur Teilnahme am Gottesdienst zu zwingen, und freiwillig wird nur ein Teil der Schüler und Schülerinnen erscheinen; gerade die, welche des religiösen Zuspruches am meisten bedürfen, werden fehlen. Auch wollen wir in diesem Alter mit erbaulichen Einwirkungen nicht aufdringlich sein; die Naturen, die hierfür ein offenes Gemüt haben, werden im öffentlichen Gottesdienste Befriedigung dieses Bedürfnisses suchen. Endlich wird der Gottesdienst, der nach seinem ganzen Charakter vornehmlich unser Gemüt erheben will, nicht in dem Maße klare religiöse Erkenntnis übermitteln können, wie es unsere Zeit verlangt. Es fehlt ihm Frage und Antwort, und mancher Zweifel wird weiterhin die Brust quälen.

Auswahl der übrigen Fächer.

Was gehört außerdem zur Fortbildung der Mädchen? In den vorhandenen Anstalten treffen wir allgemein das Rechnen an. Je nach dem Ausbau der Schulen schließt sich eine Reihe anderer Fächer an. Während bei geringer Stundenzahl die Kenntnisse in den Realien nur im Anschluß an die Lektüre geeigneter Stücke des Lesebuchs bewahrt, vielleicht auch erweitert werden sollen, haben Schulen mit mehr Stunden gesonderte Lektionen für Naturkunde, Geschichte und Erdkunde. Weibliche Handarbeit finden wir im Plan vieler Anstalten, bei manchen sogar Zeichnen und Turnen. Daneben pflegt man an vielen Stellen die Fächer, die im engeren Sinne der Förderung in der Hauswirtschaft dienen. Die einzelnen Länder zeigen hierin große Mannigfaltigkeit.

Rechnen und Realien.

Welche der genannten Fächer sollen dauernd Hausrecht erhalten? Wir wollen zunächst nur die allgemein bildenden betrachten. Es leuchtet ein, daß angewandtes Rechnen und hauswirtschaftliche Buchführung in erster Linie einen Platz beanspruchen dürfen. Eine gute Hausfrau muß rechnen und Voranschläge aufstellen können. Bei der Auswahl der anderen Lehrgegenstände wird die geringe Stundenzahl uns sehr beschränken. Die Realien im Anschluß an Lesestücke sind landfremde Gestalten im Gebiet des Deutschen; wir weisen sie über die Grenze. Wollten wir ihnen Bürgerrecht geben, dann würden beide, Deutsch und Realien, Schaden leiden; diese werden bei der geringen Anschaulichkeit solcher Behandlung zu Schattengestalten, und jenem wird sein eigentliches Leben genommen;

die Lektüre würde zu einer Ergänzung und Belebung der Realien ausarten. Veranschaulichen wir aber genügenderweise, dann haben wir Realienstunden, aber kein Deutsch. Die Naturwissenschaft braucht übrigens die Unterstützung des Deutschen nicht; sie findet in der Haushaltungskunde Unterkunft, soweit diese zur Erläuterung der Vorgänge in der Küche und in der Gesundheitspflege naturwissenschaftlicher Kenntnisse bedarf. Aus der Geschichte nehmen wir nur Kapitel, die auf die Stellung der Frau im öffentlichen Recht und im Staatsleben Bezug nehmen. Der Hauch, der durch die ausgewählte deutsche Lektüre weht, wird mittelbar auch die vaterländische Gesinnung stärken. Die Befestigung von Geschichtszahlen und historischen Namen findet keine Stätte mehr. Für jene neuen Belehrungen brauchen wir nicht fortlaufend Stunden anzusetzen; wir streichen vielmehr in einigen Wochen eine Stunde der Erziehungslehre. — Die Erdkunde steht mit der häuslichen Tätigkeit der Frau in keinem zwingenden Zusammenhang; daher lassen wir sie weg. Ebenso muß es in der allgemeinen Fortbildungsschule wegen der beschränkten Zeit dem Zeichnen und Turnen ergehen. Unterstützung der Handarbeit durch das Zeichnen, Erziehung zum Kunstgenuß, Ausbildung des Körpers, das alles lockt, Zeichnen und Turnen aufzunehmen; aber das Schifflein vermag die Last nicht zu tragen. Bei der geringen Zeit, die wir auf diese Fächer verwenden könnten, würden nur Scheinerfolge gezeitigt werden. Darum lieber wenig, aber gründlich.

Übergeordnete Stellung der Bestrebungen, die Frau sittlich und geistig zu heben.

Was bisher als nötig für die Frauenbildung bezeichnet worden ist, kann die allgemeine Aufgabe der Schule genannt werden. Daneben bedarf die Frau dringend der Berufsbildung. Darunter werden hier Erziehungslehre und Haushaltungskunde in ihren einzelnen Zweigen gerechnet. Jene Fächer sind vorangestellt, weil die sittliche und geistige Hebung der Frau wichtiger als alles andere ist. Manche Leute sind mit allerlei Heilmitteln schnell zur Hand, soziale Schäden zu beseitigen oder wenigstens zu lindern. So setzt dieser und jener auf die bessere wirtschaftliche Ausbildung der Mädchen die ganze Hoffnung. Was auf diesem Gebiete schon geleistet worden ist, verdient volle Anerkennung. Kalle und Kamp geben in ihrem Buche „Die hauswirtschaftliche Unterweisung armer Mädchen" eine gute Übersicht, auch Albrecht, „Handbuch der sozialen Wohlfahrtspflege", und das Begleitheft der Gruppe XXI der letzten Düsseldorfer

Gewerbeausstellung bieten reiches Material. So lobenswert diese Anstrengungen, zur rechten Wirtschaftlichkeit zu erziehen, auch sind, so genügen sie in ihrer Einseitigkeit noch lange nicht, gesundes Familienleben zu retten. „Unsere Zeit kennt nur Entwicklung einzelner Fertigkeiten und Kräfte, nicht eine Bildung zum Ganzen eines Seins, nicht eine Erhöhung auch der Arbeit dadurch ... In Wahrheit besteht ein ungeheurer Unterschied zwischen einem Wirken, aus dem nur einzelne Kräfte sprechen, und das natürlich auch nur einzelne Kräfte anregt, und einem Wirken, das ein Ganzes geistiger Eigenart in sich aufnimmt und mit ihm auch den ergreift, an den es sich wendet" (Eucken. Grundbegriffe der Gegenwart S. 279). Wir sehen nicht selten Kinder mit unsauberer und zerrissener Kleidung und sogar mit Ungeziefer zur Schule kommen. Oft müssen wir dies mit der Not des Lebens entschuldigen; die Mutter arbeitet tagaus tagein vom frühen Morgen bis zur sinkenden Nacht außerhalb des Hauses. In anderen Fällen aber liegt die Ursache nur in dem Mangel an Fleiß und dem fehlenden Sinn für Sauberkeit, in letzter Linie im Mangel an der wahren Liebe zu den Ihrigen. Hat die Frau die rechte Gesinnung zu Mann und Kind, die nur aus wahrer Sittlichkeit quillt, hat sie verständig überlegen und die Augen offen halten gelernt, dann wird sie nötigenfalls aus eigener Kraft die Lücken in ihrem wirtschaftlichen Können füllen. Jedem werden wahrscheinlich hierfür Personen aus seiner Bekanntschaft als Beweis vor der Seele stehen. Mit diesen Ausführungen soll nicht etwa die Haushaltungskunde als unnötiges Fach für junge Mädchen gekennzeichnet werden; es ist besser, wenn das wirtschaftliche Wissen und Können früh und auf bequemem Wege erreicht wird, als wenn man erst spät und mit Mühe dazu gelangt. Nur darf die Haushaltungsschule nicht als das A und das O in den Bestrebungen, unsere weibliche Jugend zu fördern, angesehen werden. Sie ist zwar nötig, aber nur im Rahmen der Bemühungen heilsam, die auf die Förderung der ganzen Persönlichkeit gerichtet sind.

Notwendigkeit der Erziehungslehre und Haushaltungskunde.

Wie muß die Berufsbildung der Frau beschaffen sein? Hierzu wurde zunächst die Erziehungslehre gezählt. Sie steht an Bedeutung weit über den anderen Zweigen des Frauenberufs. Woher rührt es nur, daß man in der großen Menge die Menschenerziehung als eine Sache ansieht, wozu die Eltern keine Anleitung gebrauchen? Wir finden in den kleinen Zeitungen, die der Bauer

und kleine Bürger liest, häufig landwirtschaftliche Beilagen und darin Anweisungen zur Zucht der Haustiere; für Kindererziehung aber erscheinen keine Beilagen dieser Blätter. Nicht viel besser sieht es in dieser Hinsicht bei unseren Gebildeten aus. Besteht denn die Erziehung allein darin, daß die Eltern für Nahrung und Kleidung sorgen und im übrigen die liebe Jugend mit gelegentlichen Mahnungen oder durch Schläge in die richtigen Schranken weisen, wenn sie einmal unbequem wird? Leistet die Erziehung in vielen Familien tatsächlich mehr? Warum lernen die Töchter vieler vornehmen Familien zwar Malerei und Kunstgesang, aber nichts von Erziehungslehre? Sollte es wirklich Unterschätzung der Erziehungskunst sein, oder fürchtet man, die junge Dame könnte beim Gedanken an eigene Kinder erröten? Wenn die Frau aus dem Volke über Erziehung keine Belehrung empfängt, so darf das nicht wundern. Die Jahre, wo man für Bildung Zeit hatte, werden mit der Konfirmation abgeschlossen, und damals konnte für Kindererziehung natürlich noch keine Anleitung erfolgen. So mußte der Zufall der allmächtige Erzieher bleiben; pädagogische Talente fanden den rechten Weg; die große Menge aber ging in der Irre.

Die Hausmutter ist auch des Hauses Wirtschafterin; sie muß daher in allen Gebieten der Haushaltung genau bewandert sein. Es ist bereits ausgeführt, daß die Fortbildungsschule hierin Wichtiges leisten soll.

Täuschen wir uns nicht, wenn wir Erziehungslehre und Haushaltungskunde für hochbedeutsame Angelegenheiten des Frauenberufs halten? Nach Bebel könnte es so scheinen. Wenn in dieser Abhandlung an mehreren Stellen auf diesen Schriftsteller Bezug genommen wird, so geschieht es nicht in der Meinung, daß seine Ausführungen über die Frau wissenschaftlichen Wert haben und einer ernsten Widerlegung vor aller Welt bedürfen. Weil aber diese Zeilen vielleicht den Weg in Kreise finden, die seine Ansichten wie Dogmen achten, muß aufgedeckt werden, wie unhaltbar viele Stellen des Buches über die Frau sind. Wollte man diesem folgen, dann müßte man die Befriedigung des Geschlechtstriebes wohl als den Hauptzweck des Menschenlebens ansehen. Die freie Frau wird durch die Kinder, wenn sie überhaupt solche hat, in ihrer Freiheit nicht mehr beengt werden. Pflegerinnen, Erzieherinnen, befreundete Frauen, die heranwachsende weibliche Jugend werden ihr in allen Fällen, wo sie Hilfe braucht,

zur Seite stehen. Freudig pflichtet Bebel Gerhard von Amyntors Behauptung bei, daß „viele Millionen braver Hausmütterchen ihren Lebensmut, ihre Rosenwangen und Schelmengrübchen verkocht und verscheuert“ hätten. Wenn die heutige Frau noch die Erziehung der Kinder und die Führung des Haushalts als ihren vornehmsten Beruf ansehe und darin glücklich sei, so wäre das nur die Wirkung unserer unnatürlichen Geschäftsordnung, die auf dem Privateigentum beruht (a. a. O. S. 111).

Wie merkwürdig verzerrt sich im Spiegel dieses Geistes die Welt! Bebel zieht gern Vergleiche zwischen dem Tierreich und dem Menschenleben. Ist ihm da noch nicht aufgefallen, welche Zärtlichkeit und Aufopferung in den meisten Gattungen das Muttertier gegen die Jungen offenbart? Hat er ferner noch nie beobachtet, wie das kleine Mädchen die Puppe mit liebender Sorgfalt wartet, während der kleine Bube nur in unsteter Laune den Puppen der Schwester für Augenblicke ein flüchtiges Interesse widmet? Warum bemuttert schon ein fünfjähriges Mädchen so gern das kleinere Kind? Weiß Gerhard von Amyntor nicht, daß die kleinen Mädchen sich zu Weihnachten einen ganzen Puppenhaushalt wünschen, wo die Küche nicht fehlen darf, während nur die Buben von den Bleisoldaten träumen, die das Christkind bringen wird? Und das geschieht, ohne daß man beide auf die Unterschiede in ihrer Lebensaufgabe hingewiesen hat. Es ist vielmehr Naturgesetz, wenn der tiefste Instinkt des Weibes „das Verlangen nach Mutterschaft“ ist, und darin zahlt, wie Paulsen zitiert, auch das genialste Weib der Natur ihren Tribut. Mit der Mutterschaft aber hängt notwendig die hauswirtschaftliche Arbeit zusammen; denn diese schafft die äußeren Bedingungen zum Gedeihen des Kindes. Ein Weib mit gesundem Gemüt fühlt sich darum als Herrscherin im häuslichen Kreise nie unglücklich. Man darf die Welt nicht nach einigen Blaustrümpfen und emanzipierten Überweibern malen wollen. Die Richtlinien für den Lehrplan der Frauenbildung werden wir daher im Anschluß an den geschmähten natürlichen Beruf des weiblichen Geschlechtes und nicht nach dem Bedürfnis der „freien“ Frau ziehen. Erziehungslehre und Haushaltungskunde erhalten darum einen wichtigen Platz. Damit entsprechen wir auch den Wünschen weiter Kreise. Eine Flut von Schriften vom Witzblatt bis hin zur ernsten Literatur erhebt unaufhörlich Anklage gegen unsere Mädchenerziehung, die vielem, nur nicht dem Nötigsten, der

Vorbereitung für den Beruf der Mutter und Hausfrau, dienen. So hat in letzter Zeit der Fröbelverband (Vorsitzender Professor D. Dr. Zimmer) an das preußische Unterrichtsministerium die Bitte gerichtet, unter die Aufgaben der höheren Mädchenschule in einem 10. Schuljahr neben der abschließenden wissenschaftlichen Ausbildung auch die theoretische und praktische Ausbildung im Haushalt sowie die grundlegenden Begriffe und Fertigkeiten in der Kinderpflege und Erziehungslehre aufzunehmen.

Zentrale Stellung dieser Fächer.

In unseren Tagen hat in der Schule für unsere gewerblichen Arbeiter der Grundsatz Geltung erlangt, daß die Gewerbekunde das verbindende Glied unter den einzelnen Fächern sein muß. Brauchen wir für die Mädchenschule auch solches Bindeglied? Das Gewerbe nimmt den Lehrling den ganzen Tag in Anspruch; in ihm lebt und webt er. Nach einem anerkannten Unterrichtsgrundsatz soll man vom Bekannten zum Unbekannten gehen; so allein kann das Interesse, dieser gewaltige Hebel im Geistes- und Gemütsleben, seine Kraft zeigen. Darum muß der gesamte Lehrstoff der gewerblichen Schule um die Gewerbekunde konzentriert sein. Die bloße Wiederholung des Lehrstoffs der Volksschule und seine Erweiterung ohne Bezugnahme auf das Leben des Lehrlings ertötet das Interesse. In dieser Beobachtung spiegeln sich feste Gesetze unserer geistigen Entwicklung. Sie heischen auch im Mädchenunterricht Beachtung. Die ausgewählten Fächer werden nur dann wirksam sein, wenn sie auf Erziehung und Haushaltung Rücksicht nehmen. Wir dürfen diese beiden nicht allein in gesonderten Stunden lehren, sondern sie sollen außerdem der rote Faden im gesamten Unterricht sein. Diese Forderung tritt nicht mit jener anderen in Widerspruch, daß die sittliche und geistige Hebung in erster Linie steht. —

Von allem Guten, was die Haushaltung im Schulbetrieb uns bringen möchte, sei noch eins hervorgehoben: sie soll die ehrliche körperliche Arbeit wieder zu Ehren bringen. Es ist ein bedenklicher Zug unserer Zeit, daß man anfängt, sich der groben körperlichen Arbeit zu schämen. Dieser Übelstand geht schon, besonders im weiblichen Geschlechte, bis tief unten ins Volk; man führt lieber das Staubtuch als den Straßenbesen in der Hand. Es wäre eine dankenswerte Aufgabe, nachzuweisen, welche Verwüstung unser sittliches und wirtschaftliches Leben erleiden

muß, wenn man die Verrichtung grober körperlicher Arbeit in weiteren Kreisen flieht, weil sie als entwürdigend gilt.

Gartenbau. Mit der Haushaltungskunde soll der Gartenbau in Verbindung stehen. Jeder Schule ist ein Garten zu wünschen, wo Gemüse und Blumen gezogen werden. Im Menschen liegt eine tiefe Sehnsucht nach der Natur; all die Laubenkolonien um eine Großstadt her verkündigen davon. In der Pflege dieser Gärten ruht eine sittliche Macht. Wenn es möglich wäre, jeder Familie nur einen Morgen Land zur Bewirtschaftung zu geben, dann würde die Mutter durch die Arbeit darauf an vielen Tagen der Beschäftigung in fremden Häusern entzogen und der Gemeinschaft mit ihren Kindern erhalten bleiben. Vielleicht könnte durch den Schulgarten die Freude am Landbau so stark in unserer städtischen Bevölkerung werden, daß viele Familien mit aller Macht nach einem Stück Land streben, und wenn es nur Pachtland wäre. Möchte der soziale Sinn der Besitzenden diesem Streben entgegenkommen! Doch auch dem platten Lande wird der Schulgarten als Mustergarten nützlich sein.

Weibliche Handarbeit. Zur Haushaltungskunde im weiteren Sinne gehören auch die weiblichen Handarbeiten. In Weimar sind sie als notwendiger Teil des Lehrplans für die Mädchenfortbildungsschulen vorgeschrieben. Soll das allgemein geschehen? Man begegnet jetzt der Neigung, in den Volksschulen die Zahl der Handarbeitsstunden zu verringern. Man glaubt, nur noch das Ausbessern, nicht aber das Anfertigen neuer Wäsche lehren zu müssen; denn diese werde meist fertig gekauft; Strümpfe strickten nur noch die alten Frauen. Es ist richtig, daß man seit wenig mehr als einem Jahrzehnt in den Läden immer allgemeiner die Wäsche fertig kauft; aber das ist nicht gut. Unsere älteren Hausfrauen haben fast jedes Stück ihrer Wäscheaussteuer selbst genäht; in der Mädchenzeit ist allmählich ein Stück nach dem anderen dem Brautschatz zugefügt worden. Vorsorglicher Sinn und Sparsamkeit fanden in dieser Sitte ihre Stütze. Manche Erinnerung an Freud und Leid knüpft sich an den Inhalt des Wäscheschranks. Bei dem modernen Gebrauch geht das alles verloren. Vielleicht verdanken wir der Möglichkeit, auch die ganze Aussteuer an Wäsche fertig und zwar auf Abzahlung zu kaufen, manche leichtsinnige Heirat mit ihrem Elend. — Man klagt, die Frau habe im Hause nicht mehr genügende Beschäftigung und fordert aus Familien mit erwachsenen Töchtern heraus neue Gebiete für die

weibliche Arbeitskraft. Ist es nicht vielleicht ein gut Teil Bequemlichkeit und Leichtsinn, wenn viele Mädchen und Frauen heute es nicht für zeitgemäß erachten, Strümpfe zu stricken, Hemden zu nähen und ein Hauskleid für kleine Kinder selbst herzustellen? Wenn man auch versuchen wollte, den heutigen Gebrauch durch die billigen Preise der Massenproduktion und die dadurch ermöglichte Vergrößerung des Konsums zu verteidigen, so müssen alle Freunde eines gesunden Familienlebens doch eine kräftige Gegenströmung zu erzeugen versuchen. Man möge der Frau für nützliche weibliche Handarbeit den Sinn bewahren, ihr dadurch in der Familie Arbeit geben und sie so bei ihren Kindern halten. Darum ist die weibliche Handarbeit kein wahlfreies Fach wie z. B. in der Fortbildungsschule zu München, sondern ein wichtiger obligatorischer Teil des Lehrplans. Mit der Fertigkeit wird vielen Frauen auch die Freude an dieser Arbeit kommen.

Gewerbliche Ausbildung?

Eine Reihe von Schulen möchte die Mädchen auch unmittelbar für das Erwerbsleben ausrüsten. Wir finden z. B. in München als Abteilungen der städtischen Fortbildungsschule für Mädchen solche für kaufmännische und gewerbliche Gehilfinnen. Dort gibt es auch eine Frauenarbeitsschule mit sechsmonatlichen Kursen im Sticken, Kleidernähen, Putzmachen u. a. m. Ähnliche Einrichtungen treffen wir auch in anderen größeren Städten; besonders häufig sind die kaufmännischen Abteilungen. Schulrat Dr. Zwick in Berlin hat auf der Generalversammlung der Deutschen Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung im Herbste 1903 in seinem Vortrage über die Mädchenfortbildungsschule hervorgehoben, daß 1895 in Preußen von 1 259000 Mädchen zwischen 14 und 18 Jahren 218000 im Gesindedienste und 443000 in sonstigen Erwerbszweigen standen. Hiernach sei etwa $^1/_8$ sämtlicher Mädchen in gewerblichen und kaufmännischen Betrieben beschäftigt. Er sagt a. a. O. S. 15: „Hiernach bedürfen 443000 Mädchen zur Sicherung ihres Lebensunterhaltes gewerblicher und kaufmännischer, oder falls sie sich verheiraten, zur Führung eines Haushaltes hauswirtschaftlicher Bildung.“ Er stellt die Bildung für besondere Berufe der hauswirtschaftlichen anscheinend als gleich wichtig an die Seite. In Band IV des Handbuches der Frauenbewegung heißt es S. 38: „Die Berufsbildung hat sich mehr und mehr, wenn auch noch nicht lange genug, nach unten hin ausgedehnt. Das Ziel ist

erst dann erreicht, wenn auch die Arbeitertochter nicht mehr durch Mangel an Berufsbildung in den nächsten besten, d. h. in den nächsten schlechtesten Beruf hineingeraten wird."

Der Wunsch, den Mädchen eine gute Ausbildung für das Erwerbsleben zu geben, ist berechtigt. Sollen wir darum wenigstens an allen Orten, wo sich eine beträchtliche Zahl von Mädchen dem Handel und Gewerbe zuwendet, in der Fortbildungsschule gewerbliche und kaufmännische Fächer haben? Zunächst sei bemerkt, daß nicht soviele Mädchen der gewerblichen oder kaufmännischen Ausbildung bedürfen, als es nach den Ausführungen Zwicks scheinen könnte. Die Resolution jener Versammlung, wodurch der Reichskanzler um Ausdehnung der Fortbildungsschulpflicht auf die gewerblichen Arbeiterinnen gebeten wird, kommt nur einem geringeren Bruchteil zu nutze (a. a. O. S. 35). Nach einer Mitteilung des Kaiserlichen Statistischen Amts waren 1895 in Preußen nur 118402 Mädchen von 14—18 Jahren in der Industrie und 41192 im Handel und Verkehr beschäftigt. Zu jenen 443000 zählen vor allen Dingen 262651 Personen, die zur Landwirtschaft gehören, sodann 17008 in wechselnder Stellung als Lohnarbeiterinnen oder im häuslichen Dienste neben kleineren Gruppen. — Ein Blick auf die Schulen für die männliche Jugend wird die Antwort auf die Frage dieses Abschnittes finden helfen. In größeren Schulen teilt man zwar die Schüler nach den verwandten Gewerben besonderen Klassen zu, und man bemüht sich, den Unterricht den einzelnen Berufen anzupassen; aber die Schule wird nicht zur Lehrwerkstätte, sondern berücksichtigt nur die allgemeine gewerbliche Bildung des Handwerkers und Industriearbeiters. Diese Anpassung an das Gewerbe ist nötig, weil dies der Lebensberuf der Schüler werden soll. Ist die gewerbliche und kaufmännische Beschäftigung in gleichem Sinne der Lebensberuf des Weibes? Der größte Teil der Mädchen, die in jungen Jahren sich dem Handel oder Gewerbe zuwenden, wird sich später verheiraten. Gerade in den Schichten, die durch die Volksschule gehen, ist bekanntlich der Prozentsatz der ledig bleibenden weiblichen Personen niedrig. Wenn auch ein Teil noch nach der Verheiratung der gewohnten gewerblichen Arbeit nachgeht und den Prozentsatz der ständigen Arbeiterinnen im Gewerbe erhöht, so darf dieser anormale Zustand nicht bestimmend sein, die für den eigentlichen Frauenberuf nötigen Unterweisungen zugunsten kauf-

männischer oder gewerblicher Belehrungen zu kürzen. Eine Vermehrung der Unterrichtsstunden aber bis zu der Zahl, daß all diesen Anforderungen in der obligatorischen Schule volle Gerechtigkeit widerfahren kann, wird sich nicht durchsetzen lassen. Aus allen diesen Gründen müssen wir es privaten Veranstaltungen oder fakultativen öffentlichen Kursen überlassen, Bedürfnissen des Gewerbes oder Handels entgegenzukommen. Mädchen, die daran teilnehmen, werden aber nicht gänzlich, sondern nur teilweise vom Besuche der Fortbildungsschule befreit: der Rechenunterricht kann ihnen dort erlassen werden.

Einzig für die ländliche Schule wird man die Fachbildung, nämlich Belehrungen über Landwirtschaft, zulassen müssen. Auf dem Dorfe ist die Hausfrau in den meisten Fällen ihr Leben lang zugleich in der Landwirtschaft tätig. Auch wird die Schule dem nüchternen und auf den äußeren Nutzen gerichteten Sinn des Bauern erst dadurch annehmbar werden. In dem Erlaß von 1876 über die Einrichtung ländlicher Fortbildungsschulen war für Preußen der Grundsatz aufgestellt: „Die Fortbildungsschule soll nicht den Charakter der Fachschule annehmen, sondern die Befestigung, Ergänzung und Erweiterung der Volksschulbildung und die Befestigung der sittlichen Tüchtigkeit als ihre Aufgabe betrachten." 1895 erkannte dieselbe Behörde dies als falsch an; man folgte nun der Anregung des Landes-Ökonomie-Kollegiums, daß der Unterricht dem praktischen Bedürfnisse des kleineren Landwirtes entsprechen und in allen Fächern darauf Rücksicht nehmen müsse, daß die Schüler bereits in der Landwirtschaft tätig sind, und daß denselben für den Beruf nützliche Kenntnisse zu vermitteln seien. Dem vorigen Abschnitte wird daher nicht widersprochen, wenn für die Schule in reinen Ackerbaugegenden Fachbildung gewünscht wird. Die Forderung folgt aus dem Lebensberuf des überwiegenden Teils der weiblichen Personen auf dem Lande.

Landwirtschaftskunde.

Am Schlusse der Auswahl der Lehrgegenstände möge noch ein Wort über die methodische Behandlung stehen. Alle Fächer, mögen sie ihrem Wesen nach hauptsächlich auf das Gemüt einwirken, oder mögen sie nützliche Kenntnisse und Fertigkeiten übermitteln, sollen zugleich zur Gymnastik unseres erkennenden Geistes dienen. Es muß ein nüchterner Sinn für Erfassung der Wirklichkeit und Klarheit und Selbständigkeit des Urteils den Schülerinnen anerzogen werden; alle wilden Triebe der Phantasie

Methodische Behandlung.

sind zu beschneiden. Die Selbständigkeit im Denken, die der Frau hieraus erwächst, wird ihr ein höheres Gefühl ihres Wertes geben und die Fehler unterdrücken, die aus der Unselbständigkeit und dem Gefühl der Schwäche entspringen, z. B. die List und die Sucht, durch Äußerlichkeiten zu wirken. — Ferner muß aller Unterricht praktisch sein und graue Theorie fernhalten. Es wird z. B. nicht nur mit Worten gelehrt, wie die Lampe zu behandeln ist, sondern sie wird vor den Augen der Schülerinnen gefüllt, gereinigt, angezündet, von Ort zu Ort getragen und endlich ausgelöscht. Wenn irgend durchführbar, erhält jeder Ort seine Schulküche, wo gekocht, gescheuert und gewaschen wird. Bei solchem Unterricht bleiben Verdrossenheit und Langeweile draußen vor der Schultür.

Verteilung der Zeit auf die einzelnen Fächer. Gruppierung der Fächer a) in größeren Schulen.

Es ist vierjähriger Besuch der Schule mit 4—6 Wochenstunden in den ersten drei Jahren gefordert worden. Wie soll diese Zeit auf die einzelnen Fächer verteilt werden? Bei den folgenden Vorschlägen liegt die Annahme zugrunde, daß 6 Stunden erteilt werden. Es ist auch eine kurze Angabe der Unterrichtsstoffe beigefügt; Ausführliches über die Stoffauswahl bringt der nächste Teil der Arbeit.

Acht Fächer verlangen Unterkunft: Religion, Deutsch, Singen, Rechnen, Haushaltungskunde, Erziehungslehre, weibliche Handarbeiten und Landwirtschaftskunde. Sie können nicht nebeneinander bestehen; die Zeitabschnitte für die einzelnen würden dann zu kurz sein, und das Vielerlei würde sich im Geiste verflüchtigen. Wer sich mit wenigen Fächern, vielleicht gar mit einer Sache nur beschäftigt und daran eine Zeitlang festhält, wird mehr leisten, als der, welche seine Kraft zersplittert. Ebenso legt das Lebensalter unserer Schülerinnen mit dem wechselnden Interessenkreise und dem wachsenden Verständnis den Gedanken nahe, einen Teil der Fächer mehr nacheinander zu treiben.

Zunächst sei angenommen, wir hätten es mit einer Stadt zu tun, wo jeder Jahrgang von Schülerinnen eine volle Klasse bildet. Hinterher soll die Lage der Dinge in einem kleinen Orte erwogen werden. — Wenn ein Mädchen die Volksschule nach beendigter Schulpflicht verläßt, hat sie in den meisten deutschen Gegenden acht Schuljahre hinter sich. Schulfrei zu sein dünkt ihm zunächst das reinste Erdenglück, und die Fortsetzung des gewohnten Unterrichts wird selbst bei beschränktem Umfange als Last empfunden. So wird es um die meisten Mädchen

stehen. Dem Zwang der Fortbildung müssen daher so weit als möglich die Härten genommen werden. Es muß etwas auftreten, was nicht wie Schule aussieht und das volle Interesse erweckt. Eine solche Beschäftigung bringt die Haushaltungsschule. Der Schulküche und den verwandten Arbeiten widmen wir im ersten Jahr 4 Wochenstunden; wegen der Zubereitung der Speisen und des Aufräumens in der Küche liegen diese hintereinander. Die Mädchen essen die zubereiteten Speisen selbst, oder die Schulküche dient als Volksküche. Nach Bedürfnis werden diese Stunden auch auf den Schulgarten verwendet. Die übrigen Stunden werden je eine dem Deutsch und dem Rechnen zugewiesen. Gerade in dieser Zeit wird dem Rechenunterricht aus der Haushaltungsschule viel Material zufließen, wodurch er interessant wird. Da die Haushaltungskunde und das Rechnen dafür sorgen, daß den Mädchen die Feder nicht fremd wird, so können die deutschen Stunden ganz mündlichen Besprechungen dienen. Gedichte und Abschnitte aus guten Erzählungen werden behandelt und dabei Kapitel, die vom Frauenleben und der Kinderpsychologie handeln, bevorzugt. Die Besprechung hält sich in den notwendigsten Grenzen, deckt nur Schönheiten auf, rückt einzelne Gedanken ins rechte Licht und hütet sich vor dem Moralisieren. Das gilt auch für die folgenden Stufen. Wenn so auf dieses oder jenes passende Buch verwiesen wird, lenken wir das Lesebedürfnis in gute Bahnen und wirken für sittliche Förderung. Wir öffnen das Verständnis dafür, daß nicht das Lesebuch der Inbegriff der deutschen Literatur ist, sondern darüber hinaus eine schier unerschöpfliche Flut edler Anregung unser harrt. Wir lesen aus den betreffenden Werken selbst vor und machen dadurch besser auf die gute Lektüre aufmerksam, als wenn jedes Mädchen ein Lesebuch mit den ausgewählten Bruchstücken in Händen hat; wir erzeugen einen Hunger nach dem ganzen Buche. Diese Forderung setzt natürlich voraus, daß jeder Ort eine gute Volksbibliothek hat, auf deren Bestand sich der Unterricht beziehen kann. Darum müssen alle Freunde der Volkserziehung die Gründung solcher Bibliotheken unterstützen.

Auch der Gesang finde Pflege. Man klagt darüber, daß unsere schönen Volkslieder mit dem Wegfall der Spinnstuben und ähnlicher Sitten vergessen werden. Die Fortbildungsschule soll das Volkslied wieder zu Ehren bringen und den Gassen-

hauern den Boden entziehen. Auch Wiegen- und Kinderlieder werden geübt. Das sei hier und auf den folgenden Stufen der Stoff. Damit aber der Stundenplan nicht zu sehr zerstückelt werde, erhalten die Gesangsübungen keine festen Zeiten zugewiesen, sondern werden als Teil des deutschen Unterrichts angesehen. Sie treten dort bei passender Gelegenheit auf.

Von dem Religionsunterricht sehen wir im ersten Jahre noch ab. In dem letzten Schuljahre hat das Kind sowohl in der Schule als auch beim Seelsorger Religionsstunden gehabt. Wir leiden in dieser Beziehung unter einem Übermaß, das besonders dadurch bedenklich wird, daß keine genaue Scheidung zwischen dem Schulstoffe und dem Konfirmandenplan besteht. Bei vielen Kindern möchte daher statt der erstrebten Vertiefung des religiösen Gefühls eine Übersättigung eingetreten sein. Daher wird es gut sein, den Religionsunterricht zunächst etwas fremd werden zu lassen, damit er hinterher als etwas verhältnismäßig Neues und darum Interessantes aufgenommen werde. Endlich dürfen wir für den Stoff, der dieser Schule zugedacht ist, erst jenseits des 15. Lebensjahres aufkeimendes Verständnis erwarten. Es genügt, wenn vom 2. Schuljahre an alle 14 Tage eine Stunde angesetzt wird. Jede Stunde muß ein abgerundetes Ganzes bieten. Wir wollen nicht aufdringlich sein und müssen den zartesten Lehrstoff, den wir haben, mit vorsichtiger Hand anfassen. In diesem Fache ist weniger mehr.

Im 2. Schuljahr finden Religion, Deutsch, Rechnen, Singen, Handarbeit und Haushaltungskunde Aufnahme. Auf Deutsch nebst Gesang rechnen wir 2 Stunden, wovon alle 14 Tage eine Stunde an die Religion abgetreten wird, auf Handarbeit 2 Stunden und für Rechnen und Haushaltungskunde je eine Stunde. Im Deutschen bleibt der Stoff derselbe wie im vorigen Jahre; nur sind die ausgewählten Stoffe schwieriger. Daneben wird etwa alle 4 Wochen ein Brief geschrieben. Das Rechnen bleibt mit der Haushaltungskunde und der Handarbeit in innerer Verbindung. In der Haushaltungskunde wird nach Bedarf oft eine Stunde dem Schulgarten gewidmet. Die im vorangegangenen praktischen Kursus erworbenen theoretischen Kenntnisse werden möglichst anschaulich wiederholt und befestigt. Dieser Teil des Unterrichts darf nicht unterschätzt werden. Die Erfahrung lehrt, wie Frauen in ihren Gesprächen untereinander mit Vorliebe Angelegenheiten der Küche und der Hauswirtschaft behandeln, und manche fruchtbare An-

regung wird aus diesen Unterhaltungen gewonnen. Auch bei Mädchen dürfen wir für die Theorie des Haushaltungsunterrichts auf ein williges Ohr rechnen, wenn wir nach dem Grundsatze verfahren: Nicht für die Schule, sondern fürs Leben! Als neuen Stoff nehmen wir die Gesundheitslehre auf.

Auf dem Stundenplan des 3. Jahres stehen Religion, Deutsch mit Singen (alle drei zusammen 2 Stunden) und Handarbeit sowie Haushaltungskunde mit je 2 Stunden. Im Deutschen sollen die Mädchen in unsere klassische Literatur eingeführt werden, soweit sie ihnen verständlich sein kann. In der Schule lernen die Kinder eine Anzahl von Gedichten unserer großen Dichter kennen. Doch ist es nicht möglich, ihnen eine Ahnung vom reichen Geistesleben dieser Männer und ihrer Bedeutung für das Volksleben zu erschließen. So bleiben unsere großen Poeten nur einem engbegrenzten Teile des Volkes bekannt. Das sollte nicht also sein; bis tief ins Volk hinein muß der Geistesstrom fließen, der von Schiller und Goethe und den anderen großen Männern ausgeht. — Daneben pflegt der deutsche Unterricht die schriftlichen Übungen; hier findet der Geschäftsaufsatz seinen Ort. — Die Handarbeit geht zu schwierigeren Arbeiten über; sie faßt nur Notwendiges ins Auge und weist alles ab, was dem unseligen Tand dient, der in der Wohnung kleiner Leute häufig unangenehm ins Auge fällt, weil er den Anschein einer höheren Lebenshaltung erweckt, als in der Tat vorhanden ist. — Pensum der Haushaltungskunde sind die Kleidung (innerer Anschluß an den Handarbeitsunterricht) und die Wohnung. Auch hier beschäftigen sich die Schülerinnen noch von Zeit zu Zeit im Garten. Daneben wird der im 1. und 2. Jahr behandelte Stoff wiederholt; denn es sollen sichere Kenntnisse mitgegeben werden.

Im letzten Schuljahr endlich wird der Unterricht auf 2 Wochenstunden beschränkt und Erziehungslehre behandelt; ferner werden die rechtlichen Bestimmungen über die Stellung der Frau und das Notwendigste über den Amtskreis der Behörden, mit denen jeder Mensch im Leben zu tun hat, besprochen.

In kleinen Landgemeinden wird diese Gruppierung abgeändert werden müssen; denn alle Schülerinnen bilden nur eine Klasse, in der alle Altersstufen vertreten sind. Hier müssen die Kurse beider jährlich wechseln. Religion, Deutsch, Singen, Rechnen erhalten in jedem Jahre 3 Stunden; daneben wird in einem Jahre Handarbeit, im anderen Kochunterricht und Nahrungsmittellehre b) in kleineren Schulen.

und im nächsten allgemeine Haushaltungskunde (Wohnung, Kleidung, Gesundheitslehre) getrieben. Die Reihenfolge dieser Kurse ist unwesentlich und wird sich nach den örtlichen Verhältnissen richten. Daneben hat die ländliche Schule noch Landwirtschaftskunde. Die Zeit hierfür wird man durch Einschränkung des Kochunterrichts oder der allgemeinen Haushaltungskunde gewinnen. In Bauerngemeinden mit wenig Gesinde wird jener Zeit abgeben können; denn hier nimmt sich die Mutter in dieser Hinsicht der Töchter an. Es wird nur darauf ankommen, etwaigen verkehrten Gebräuchen der Gegend entgegenzuarbeiten, größere Mannigfaltigkeit in dem bäuerlichen Speisezettel zu erstreben und Belehrungen über die Gesundheitspflege, soweit sie von der Auswahl der Speisen abhängt, zu geben. In Gemeinden mit viel Gesinde und Arbeiterbevölkerung, z. B. in Gutsbezirken, wird dagegen der Kochunterricht eifrig gepflegt; hier muß leider die allgemeine Haushaltungskunde sich eine Kürzung gefallen lassen. — Wenn die Entfernung benachbarter Dörfer es irgend erlaubt, dann sollen solche Einrichtungen vermieden und durch Vereinigung wohlgegliederte Schulen geschaffen werden, wo vor allen Dingen jeder Stoff vor die Altersstufe gebracht werden kann, die ihm das rechte Verständnis entgegenbringt.

Ausführliche Angaben über den Lehrstoff.

Es bleibt nun übrig, den bereits in allgemeinen Angaben bezeichneten Lehrstoff genauer festzusetzen. Selbstverständlich kann es sich nur um Vorschläge handeln, die in der Praxis den gegebenen Verhältnissen entsprechend vielfache Änderung erfahren werden. Wenn in den vorangegangenen Teilen schon die Ansichten nur in aller Bescheidenheit vertreten werden, dann muß an der Spitze der folgenden Ausführungen das Bekenntnis stehen, daß diese nur als tastende Versuche angesehen sein wollen. In erhöhtem Maße gilt das vom Lehrplan für Religion, Deutsch und Erziehungslehre.

Religion.

Was ist für den Religionsunterricht auszuwählen? Wegen der Konfession des Verfassers wird nur der evangelische Religionsunterricht in den Kreis der Betrachtung gezogen. Was wird heute dort gelehrt, wo die religiöse Unterweisung gesetzlich vorgeschrieben ist? In einem württembergischen Bezirke enthält der Lehrplan folgende Bestimmungen: „Erzählungen aus der Geschichte und dem Leben der Kirche, der inneren und äußeren Mission und der Geschichte des Kirchenliedes. Bei passendem Anlaß sind Bibelsprüche und Kirchenlieder in Erinnerung zu

bringen." Anscheinend ist für diese Zusammenstellung eine Anordnung des Konsistoriums maßgebend gewesen. Der Plan erstrebt augenscheinlich eine äußere Ergänzung des Lehrstoffes der Volksschule, verzichtet auch nicht auf den Memorierstoff. Es scheint hauptsächlich auf das Wissen abgesehen zu sein. Auf die peinigenden Fragen, die im denkenden Menschen in reiferen Jahren auftauchen, und die verheerenden Zweifel, die von Spöttern und einer gewissen Literatur wie Feuerbrände in die Seele geworfen werden, nötigt dieser Lehrplan nicht unbedingt einzugehen. Die Antwort auf bange Fragen und die Erzeugung einer festen religiösen Anschauung und Willensrichtung, also eine innerliche Ergänzung des Lehrstoffes der Volksschule, nicht eine äußerliche scheint die Aufgabe zu sein, der wir in diesen Jahren genügen sollen.

Baumgarten will nicht (a. a. O. S. 85 ff.), daß dieser Unterricht irgendwie eine bekehrende Richtung habe; dieser soll nur die Grundwahrheiten des Christentumes ins rechte Licht stellen und im übrigen der Lebensführung des einzelnen das Keimen und Wachsen des ausgestreuten Samens überlassen. Er trifft damit wahrscheinlich den richtigen Weg; denn unsere Arbeiterkreise, besonders die städtischen, sind im günstigen Falle stark von Zweifeln ergriffen. Auch sie verlangen nach einem Einklang zwischen der Weltanschauung des 20. Jahrhunderts und dem Christentum. Ein offenes Wort an richtiger Stelle könnte sie oft dem wahren christlichen Leben erhalten. — Paßt das aber auch auf den Mädchenunterricht? Der weibliche Geist neigt nicht in gleichem Grade zur Kritik religiöser Wahrheit wie der männliche. Dem Mädchen und der Frau nahen auch nicht in gleichem Maße die „aufgeklärten" Leute, die in der Werkstätte und auf dem Arbeitsplatze mit ätzendem Hohn übergießen, was dem jungen Gemüt bisher als tröstende Wahrheit gegolten hat. Soll sie aber ihren Angehörigen, dem Manne, Bruder oder Sohne, die am Familientische verkündigen, was sie draußen vernommen haben, nur ein unklares religiöses Gefühlsleben entgegensetzen? Würde sie dem verkannten Evangelium Jesu nicht ein besserer Anwalt sein, wenn sich in ihr klare religiöse Erkenntnis, ein sicheres Wissen vom wesentlichen Kern mit warmem Gefühl für alles Göttliche, was unfaßbar im Menschenleben waltet, vermählte? Wer als Verteidiger christlicher Weltanschauung überzeugen will, darf aber nicht nur mit Worten fechten, sondern

muß auch durch sein Leben zeigen, daß seine Worte aus einer verklärten Persönlichkeit quellen. Darum bedarf Baumgartens Forderung einer Erweiterung: der Unterricht soll zwar klare Erkenntnisse vermitteln, aber auch den Willen wohltätig beeinflussen, ohne in aufdringliche Bekehrungssucht auszuarten. Es wird von der Eigenart der Gemeinde abhängen, ob der apologetische Charakter des Unterrichts stärker oder schwächer hervorzukehren ist; ganz entbehrlich wird er nirgends sein.

Man könnte den folgenden Vorschlägen entgegenhalten, daß Fragen aufgeworfen werden, die in jenem Unterricht anscheinend keine befriedigende Antwort erhalten können. Es leuchtet indes ein, daß diese mit dem Bildungsgrade rechnen muß. Dem Manne aus dem Volke gegenüber braucht man zur Bekämpfung der Zweifel die Waffen nicht aus dem Arsenal wuchtiger Wissenschaft zu holen. Schlichte Gründe, die dem gesunden Menschenverstande entsprechen, leisten die besten Dienste. Wenn manche Themen schwierig klingen, so ist zu bedenken, daß sie nicht zu tiefsinnigen Erörterungen anregen, sondern nur dem Lehrer in knapper Form den Grundgedanken der Lektion aussprechen wollen.

Da sich die Bedenken unserer Tage gegen das Alte und das Neue Testament richten, so muß der Unterricht zu beiden Stellung nehmen. Im ersten Kursus liegen ihm folgende Gedanken zugrunde: A. Der Ewigkeitsgehalt und die unwesentlichen Züge in den ersten Kapiteln der Bibel, nämlich 1. Gott, der Allmächtige und Überweltliche schafft die Welt als eine Stätte sittlichen und äußeren Fortschrittes (1. Mose 1 und Psalm 104), 2. Bibel und Naturwissenschaft, 3. Hoheit des Menschen, die Grenzen seiner Macht und seines Wissens und die daraus entspringenden Pflichten (Psalm 8), 4. Gott die einzige Quelle alles Menschenglücks (Psalm 23 und 121), 5. Schicksal und Vorsehung (Psalm 139), 6. äußere Arbeit, Selbstzucht und menschliche Gemeinschaft die Quellen des wahren Fortschrittes (1. Mose 2), 7. mangelnde Selbstzucht die Ursache des Elends (1. Mose 3), 8. die verheerende Gewalt der Sünde (1. Mose 4), 9. Linderung dieser Not und des Gewissens (Psalm 32). B. Trägt Gott die Züge des Gottes Israels, und sind die ethischen Anschauungen des Alten Testamentes für alle Zeiten bindend? (1. Mose 22 und 1. Könige 18). C. Amos als Wegweiser zur Gottesverehrung in Geist und Wahrheit (Lektüre von Amos 4, 1—5; 5, 1—6, 14—15, 21—24; 7, 10—15; 8, 11—12). D. Die Frau

als häusliche Priesterin (Ruth, Sprüche 31). E. Das gottselige Haus (Psalm 127).

Im zweiten Kursus ist die Person Jesu der Mittelpunkt der Besprechung. Folgende Themen scheinen zur Betrachtung geeignet: Jesus als Beispiel vollendeter Liebe zum Nächsten, seine Stellung zu den sozialen Pflichten, Jesus als Feind des Scheins und der Äußerlichkeit, als Vorbild mutiger Überzeugungstreue, das Selbstbewußtsein Jesu, die Pflicht der Selbstverantwortung, Jesu Stellung zu Askese und Lebensfreudigkeit, zum Eigentum und Reichtum, die Arbeit in den Augen Jesu, die wahre Freiheit, die Wurzeln seiner Kraft im Kindesverhältnis zu Gott, seine Lehre von Gott, vom wahren Gottesdienst, vom Gebet, von Sünde und Gnade, von Gericht und Ewigkeit. Warum nennen wir ihn Gottes Sohn, warum unseren Erlöser und unseren Herrn? Sein Wort eine starre Regel oder ein lebensfähiger Keim (Mt. 5, 38—41, Mark. 10, 21)? Wieso das Christentum eine Religion des Fortschrittes? Die Frau im Spiegel des Neuen Testaments. In welchem Sinn die Bibel Gottes Wort? Können wir auch von einer Offenbarung Gottes in unseren Tagen sprechen? — Alle diese Themata werden nicht in Form von Vorträgen behandelt, sondern haben in biblischen Geschichten oder Aussprüchen Jesu ihren lebenswarmen Hintergrund; der Anschluß ist allenhalben leicht zu finden und bedarf keiner Andeutung.

Der deutsche Unterricht beschäftigt sich mit Literatur und Übungen im schriftlichen Gedankenausdruck. Folgende Bücher dürften geeignet sein, in der angegebenen Weise dem vorliegenden Zwecke zu dienen: 1. Jahr: Gudrun, Nibelungen, Frithjofsage, Odyssee, Leander An französischen Kaminen, Blüthgen Hesperiden, Grimm Märchen, Güll Gedichte, Hey Fabeln, Hauff Lichtenstein, Immermann Oberhof, Rosegger Waldferien, Reuter Ut mine Stromtid, Sohnrey Fridesinchens Lebenslauf, Scheffel Ekkehard, Ludwig Zwischen Himmel und Erde, Schammberger. Im Hirtenhaus, Heyse Kolberg, Gerok Palmblätter. Deutsch.

2. Jahr: Bismarck Briefe an seine Braut und Gattin, Moltke Briefe, Klaiber Der deutsche Brief, Arndt Erinnerungen aus dem deutschen Leben, Freytag Bilder aus der deutschen Vergangenheit und Martin Luther, Richter Deutsche Frauen, Amicis Herz, Pestalozzi Lienhard und Gertrud, Gotthelf Uli der Knecht, Möser Schulausgabe der patriotischen Phantasien, Tennyson Enoch

Arden, Storm Immensee, Raabe Der Hungerpastor, Freytag ein Band der Ahnen, Stifter Bunte Steine, Auerbach Schwarzwälder Dorfgeschichten, Hedenstjerna Aus Dorf und Stadt, Gellert Fabeln. — Diese Auswahl soll nur veranschaulichen, wie die erhobenen Forderungen zu verstehen sind; es soll nicht behauptet sein, daß nur diese Bücher statthaft seien; gerade hier kann die Auswahl ungemein verschieden sein.

3. Jahr: Aus den Werken unserer Klassiker und der ihnen nahestehenden Dichter werden Werke ausgewählt, die dem Verständnis 16—17jähriger Mädchen aus dem Volke naheliegen. Erst auf dieser Stufe kann man ein aufdämmerndes Verständnis und eine Würdigung dieser Männer erwarten. Wir bieten aber von den Dramen nicht einzelne Szenen, wie sie in manchen Lesebüchern enthalten sind, sondern das ganze Werk; denn hier bedarf es der führenden Hand des Lehrers auf dem ganzen Wege. Bei der Behandlung soll alles vermieden werden, was in weiten Kreisen unserer gebildeten Schichten schließlich die Meinung anscheinend erweckt hat, unsere Klassiker seien nur Schulautoren. Die Ansichten, die hierüber auf dem Kunsterziehungstag in Weimar vorgetragen wurden, müssen beachtet werden. Nicht gesättigt, sondern hungrig und durstig müssen die Mädchen diesen Unterricht verlassen. Auf breite biographische Mitteilungen braucht kein Wert gelegt zu werden, weil das Interessante an einer Lebensgeschichte, der Zusammenhang des Einzellebens mit dem geistigen Leben seiner Zeit, dem Auge dieser Schülerinnen verborgen bleibt. Von den klassischen Schriften scheinen folgende geeignet zu sein: Minna von Barnhelm, Tell, Jungfrau von Orleans, Maria Stuart, Iphigenie, Hermann und Dorothea, einzelne aus den Gedichten Schillers und Goethes, die nicht zum eisernen Bestande der Volksschullesebücher gehören, der Kaufmann von Venedig, Uhlands Gedichte. — Die schriftlichen Übungen (Brief und Geschäftsaufsatz) finden daneben an den schon bezeichneten Stellen ihre Pflege. — Da der Gesangunterricht vornehmlich sich dem Volksliede zuwenden soll, wird die Auswahl sich nach dem Bedürfnis der einzelnen Gaue unseres Vaterlandes richten.

Erziehungslehre

Wie soll sich der Unterricht in der Erziehungslehre gestalten? Kerschensteiner hat für die dritte Normalklasse der Mädchen-Fortbildungsschule in München eine eingehende Disposition des Stoffes, der in Betracht kommen könnte, veröffentlicht

(Pache, a. a. O. Bd. IV S. 176 ff.). In 3 Wochenstunden werden folgende Gebiete durchwandert: A. Einleitung: Der Familienbegriff im engeren und weiteren Sinn. B. Die Familie im engeren Sinn: a) Eigenschaften der Hausfrau, b) Erziehung der Kinder, c) Pflichten der Kinder gegen die Eltern, d) die Frau und die Dienstboten, Pflichten und Rechte, e) Krankenpflege und Versicherungswesen, f) Pflege der häuslichen Freuden (Feste, Gastfreundschaft, Besuch, geselliger Verkehr). C. Die Familie im weiteren Sinn: a) Die Gemeinde als Familie, b) Verkehrsleben und Verkehrsmittel, Anstandsregeln im Verkehr, c) Berufswahl der Frau, d) die Frau im Geschäftsleben, e) das Vaterland, f) unsere Behörden, g) Rechte der Frau im öffentlichen Leben (in Verbindung mit e und f zu behandeln). — Diese Gruppen sind im einzelnen weiter ausgeführt, und es wird ein sehr reichhaltiger Stoff angedeutet. Es scheint sogar nötig, einen größeren Teil wegen Mangel an Zeit in der hier geforderten Schule zu streichen; manchen Kapiteln haftet etwas Doktrinäres an, und Besprechungen darüber werden wahrscheinlich wenig Frucht tragen. Solche Themen sind z. B. die geschichtliche Entwicklung des Familienbegriffs, das Familienleben als vornehmste Übung für den Altruismus, als erste Stätte der Autorität, Aufgaben des Familienlebens an den Mitgliedern der Familie, geschichtliche Entwicklung der Gastfreundschaft, Pflichten des Gastwirtes und des Gastfreundes, Sitten und Gebräuche der Einladung bei anderen Völkern, historische und ethnographische Betrachtungen über das Verkehrsleben und die Verkehrsmittel u. a. m. Wir werden uns wahrscheinlich darauf beschränken müssen, in praktischer Weise die heranwachsenden Mädchen über die Pflichten der Erzieherin, über die kindliche Natur mit ihren Vorzügen und Fehlern zu belehren und ihnen die Wege zu weisen, auf denen man gehen muß, wenn man ein Kind wohl erziehen will. Manches, was bei Kerschensteiner der Erziehungslehre im weiteren Sinn überwiesen worden ist, tritt in dem hier aufgestellten Plan an anderer Stelle auf, wo für die methodische Behandlung bessere Bedingungen geboten sind. So wird von den Versicherungsgesetzen im Rechnen, von Krankenkost und -pflege im Haushaltungsunterricht des 1. und 2. Jahres gesprochen. Ein besonderes Kapitel über Anstandsregeln wird durch den gesamten Verkehr zwischen Lehrern und Schülerinnen entbehrlich; auch werden gelegentliche Bemerkungen gute Dienste hierin leisten.

Die darzubietenden Unterweisungen in der Erziehungslehre brauchen nicht ein System der Psychologie und Ethik zu erschöpfen. Wir müssen vielmehr auf alle Wissenschaftlichkeit verzichten und nur das für die Praxis Bedeutsame herausgreifen. Folgendes scheint für jede Mutter wichtig zu sein:

A. Die Sorge für das körperliche Gedeihen der Kinder (Pflege des Säuglings, Kinderkrankheiten, Abhärtung, Alkohol, Ernährung, der Schlaf und das zweckmäßige Kinderbett [geheime Jugendsünden?], zweckmäßige Kleidung, Waschen und Baden).

B. Die Sorge um die Entwicklung der Geisteskräfte (Spiel und Spielzeug, Entwicklung der Sprache, die Fragen der Kinder, der Anschauungsunterricht der Mutter, schädliche Verfrühung, Schularbeiten, Unzulänglichkeit der Beobachtungs- und Darstellungsgabe der Kinder und die nötige Vorsicht in der Verwendung ihrer Aussagen, träumerische, zerstreute, flüchtige Kinder, gegenseitige Abhängigkeit von Körper und Geist, die wichtigsten Erscheinungen der geistigen Minderwertigkeit).

C. Die Sorge für die sittliche Erziehung. (**I. Pflichten gegen das Eigenleben**: a) Willensbildung: Anleitung zur Selbstbeherrschung, Beharrlichkeit, Geduld, Verhütung von Launenhaftigkeit, Furcht.) b) Das Gefühlsleben im allgemeinen: Frohsinn, Verdrossenheit, Empfindlichkeit, Freude an der Natur, der Tier- und Pflanzenschutz. c) Ehrliebe: Entwicklung und Schonung des Selbstgefühls und Ehrgefühls, Verhütung von Hochmut und Ehrgeiz, Bescheidenheit. d) Wirtschaftliche Tugenden: Kinderarbeit, Sparsamkeit, Taschengeld, Vergnügungs- und Putzsucht.

II. Pflichten gegen andere: a) Einordnung in das Gemeinschaftsleben: Gehorsam, Verträglichkeit, Eigenwille, Trotz, Jähzorn, Achtung vor Lehrer und Obrigkeit. b) Das fremde Eigentum: Ehrlichkeit. c) Nächstenliebe: Wohlwollen, Neid, Mildtätigkeit, Dankbarkeit, Klatschsucht, Achtung vor Erwachsenen und körperlich Elenden, Wahrhaftigkeit.

D. Erziehungsmittel: Belohnung und Strafe (Lob, Anerkennung, Versprechung, Tadel, Beschämung, Schimpfworte, Strafpredigten, körperliche Strafe), Vorbild des Erziehers, Macht der Gewöhnung, Freiheit und Aufsicht, Vertrauen, der Einfluß des Umgangs.

E. Die nötigen Eigenschaften des Erziehers: Gefühl der hohen Verantwortlichkeit, Verständnis für Kinderart, Geduld

und Ruhe, Heiterkeit, Beharrlichkeit, Einigkeit zwischen den Eltern.

F. Allgemeines: Sittliche Fehler, zuweilen als Folge körperlicher Zustände, Temperamente, der durch die Individualität des Kindes begrenzte Einfluß des Erziehers, Pflege guter Familien- und Volkssitten.

Die Forderung Kerschensteiners, die Erziehungslehre möglichst an Beispielen aus dem Leben zu behandeln, ist sehr beherzigenswert. Daneben können aber auch Gedichte und andere literarische Stücke zur Grundlage dienen. Besser als eine allgemeine Belehrung wird z. B. das Gedicht von Annette von Droste-Hülshoff „Alte und neue Kinderzucht" von der Notwendigkeit der elterlichen Autorität die Hörerinnen überzeugen. Wie vieles wird der Lehrer aus de Amicis' Herz und aus Pestalozzis Leben und Schriften, besonders aus Lienhard und Gertrud verwenden können! Selbst auf Salzmanns Krebsbüchlein und Konrad Kiefer, auf Rousseaus Emil wird er zurückgreifen und Bücher unserer neueren Literatur z. B. „Wie erziehen wir unseren Sohn Benjamin?" benutzen. Auch Biographien werden in ihren Berichten aus der Jugend hervorragender Männer und Frauen manchen Ausgangspunkt bieten. Hier harrt der pädagogischen Schriftsteller ein unbebautes Feld. Es gilt, vorhandene Stoffe zusammenzutragen und moderne Schilderungen, wie sie s. Z. Salzmann im Krebsbüchlein gab, zu entwerfen. Selbstverständlich muß auch die Literatur über den Kindergarten von Fröbel an fleißig benutzt werden. — Von dem vorgeschlagenen Besuche einer Erziehungsanstalt in jedem Monat werden die Mädchen wenig Nutzen haben. Vielleicht läßt es sich aber hier und da einrichten, daß einzelne Mädchen den Pflegerinnen in den Krippen und Kinderbewahranstalten in freien Stunden freiwillig zur Hand gehen. In der Verbindung von Volksschule und Kindergarten wird für die Zukunft die Einrichtung in den Kantonen Genf, Neuenburg und Waadtland vielleicht zum Vorbild genommen werden müssen, wo die Kindergärten mit den Schulen in organischem Zusammenhang stehen. Ist doch schon Ungarn uns vorangeschritten, wo für das 3. bis 5. Lebensjahr die Pflicht zum Besuch des Kindergartens besteht, wenn die elterliche Aufsicht mangelt! (Handbuch der Frauenbewegung III S. 191 ff. u. 220 ff.) In Deutschland wird es aber sehr oft an Gelegenheit fehlen, die jungen Mädchen unter

sachkundiger Aufsicht in die Beschäftigung mit kleinen Kindern einzuführen.

Die Belehrungen über die rechtliche Stellung der Frau, die dem 4. Schuljahr zugewiesen sind, werden sich auf die wichtigsten Bestimmungen im vierten Buche des Bürgerlichen Gesetzbuches beschränken. Die Frau soll die grundlegenden Vorschriften über die elterliche Gewalt der Mutter, die Vormundschaft und das eheliche Güterrecht kennen. Auch die Teile der Gewerbegesetze, die sich mit den weiblichen Personen beschäftigen, und das Gesinderecht werden erläutert und eingeprägt.

Rechnen. Der Rechenunterricht steht im 1. Schuljahr in inniger Beziehung zum Kochunterricht. Die Schülerinnen lernen ein Ausgabenbuch führen und werden in Berechnungen von Preisen für eingekaufte Ware geübt. Aus der Prozentrechnung wird wegen der Rabattmarken, die viele Geschäfte geben, die Rabattrechnung getrieben und von den Versicherungsgesetzen das Krankenkassengesetz besprochen, da schon eine Reihe von Schülerinnen unter seine Bestimmungen gehören werden. — Im 2. Schuljahre bleibt die innere Verbindung mit dem Haushaltungsunterrichte bestehen; jetzt wird auch der Handarbeitsunterricht Rechenstoff liefern. Neben Regeldetriaufgaben werden Belehrungen über den Schuldschein, den Wechsel, die Hypothek, die Lebensversicherung, das Steuerwesen, die Unfall-, Alters- und Invalidenversicherung gegeben. Auch scheint es nicht überflüssig zu sein, wenn einiges über die Kursrechnung gesagt wird. Der Zusammenbruch verschiedener Banken hat gelehrt, daß vielfach auch kleine Leute ihren sauer erworbenen Spargroschen lieber dem Bankverkehr als der Sparkasse anvertrauen. Der Unterricht hat sich auf dieser Stufe nicht die Vermehrung der Rechenfertigkeit als Ziel gesteckt, sondern die Einführung in gewisse Lebensverhältnisse, von denen auch das weibliche Geschlecht wissen muß. — Als ein brauchbares Hilfsmittel ist das Rechenbuch für Mädchen-Fortbildungsschulen aus dem Verlage von Muth in Stuttgart, von einem Schulinspektor und mehreren Lehrern 1902 herausgegeben, zu empfehlen. Es bringt die Aufgaben nach sachlichen Gebieten gesondert in 8 Kapiteln: 1. Verdienst, Verbrauch, Ersparnis, 2. Hauswirtschaft, 3. Gesundheitspflege, 4. Arbeiterversicherungen, 5. Verkehrswesen, 6. Gartenbau, 7. Milchwirtschaft, 8. Geflügelzucht. Selbstverständlich muß der Unterricht in den Zahlenverhältnissen die örtlichen Bedingungen berücksichtigen.

Im Kochunterricht wird die Auswahl der Speisen sich nach den Verhältnissen der Gegend richten; nur die allgemeinen Belehrungen werden mehr oder weniger übereinstimmen. In der Merseburger Schulküche wurden 1902/3 folgende Gerichte gekocht: Milchgrießsuppe, Milchsuppe mit Mehl, Milchsuppe mit Ei, Milchreis, Reis und Graupe mit Fett und ferner mit Fleisch, Einlaufsuppe, Eier mit Speck, Nudeln mit Fleisch, Kartoffelsuppe mit Fleischklößchen, Kartoffelmus mit Bratwurst, Kartoffelmus und Beefsteak, Klöße von gekochten Kartoffeln mit Obst, Schweinebraten und Kartoffelsalat, saure Kartoffelstückchen, Linsen mit Speck, Salzfleisch mit Sauerkraut, Weißkraut mit Schweinefleisch, Wirsingkohl mit Rindfleisch, saurer Hering und Kartoffeln, Kümmelstückchen, Krankenkost (d. h. Anleitung hierzu); auch wurden mehrere Getränke zubereitet. — Der Unterricht wird in einjährigem Kursus jeden Wochentag von 16 Mädchen des 8. Schuljahrs, zusammen also von 96, besucht und völlig unentgeltlich erteilt. Die Kinder essen die gekochten Speisen selbst. Die Kosten für die gebrauchten Naturalien, Heizung, Wasser und Ergänzung des Inventars beliefen sich 1902/3 auf 597,26 Mark. Kochunterricht

Die Zeit, in der die Speisen kochen, wird zu Belehrungen über den Nährwert und die Zubereitung der Nahrungsmittel, die Gesundheitslehre, soweit sie mit der Ernährung zusammenhängt, über Einkauf und Aufbewahrung der Nahrungsmittel, die Behandlung des Küchengeschirrs und die Heizung verwendet werden. Ferner wird die Küchenwäsche gereinigt, gerollt und geplättet. Die Mädchen müssen kurze Anweisungen, besonders Kochrezepte in ihr Heft eintragen.

Wertvolle Anleitungen für diesen Unterricht sind in dem Leitfaden für den hauswirtschaftlichen Unterricht von Nieschke enthalten (herausgegeben 1900 vom Vorstand der Haushaltungsschule zu Naumburg a. S.). Für die allgemeinen Belehrungen ist ferner in folgenden Büchern gutes Material enthalten: Haushaltungskunde, herausgegeben von einem Schulinspektor und mehreren Lehrern, Stuttgart 1902 — Henck und Ruperti, Lesebuch für Hauswirtschaftskunde, Hannover 1898 — Middeldorf, Katechismus der Haushaltungskunde und Naturlehre, Düsseldorf 1902 — Springer, Haushaltungskunde.

Da wir schon eine Reihe von guten Büchern über die allgemeine Haushaltungskunde besitzen, so braucht an dieser Stelle nur auf diese verwiesen zu werden. Im wesentlichen stimmt Allgemeine Haushaltungskunde.

der Stoff überein, den sie bringen. Nur zur Veranschaulichung möge hier eine gedrängte Übersicht der wichtigsten Kapitel gegeben sein. Im 3. Schuljahr würde bei der Betrachtung der Kleidung vielleicht folgendes berührt werden: Mitteilungen über die Herstellung der wichtigsten Kleidungsstoffe, Kennzeichen unverfälschter Stoffe, Anforderungen der Gesundheitslehre an die Kleidung, Modetorheiten, Aufbewahrung der Kleider (Schutzmittel gegen Feinde aus dem Reiche der Insekten), tägliche Reinigung, das Waschen, Plätten (möglichst in der Küche der Schule waschen, praktische Anleitung zum Plätten), der Wäscheschrank, Bleichmittel, Seife, Behandlung des Bettes und des Schuhwerkes. — Die Besprechung der Wohnung würde den Blick vielleicht auf folgendes lenken: Kennzeichen der gesunden Wohnung, die Lüftung, die tägliche Reinigung, Staub und Gesundheit, Behandlung der Möbel, die Lampe, Schmuck der Wohnung durch Blumen und Bilder, Pflege der Zimmerpflanzen, Wohnung und Sittlichkeit, vernünftige Ausnützung (gutes Zimmer, Größe des Schlafzimmers, Schlafburschenwesen).

In dem 2. Schuljahr, das der Wiederholung des Stoffes des ersten und der Gesundheitslehre dienen soll, werden zur Ergänzung auch Kapitel aus der Küchenchemie eingefügt, z. B. Sauerstoff, Stickstoff, Kohlenstoff, der chemische Vorgang bei der Verbrennung, Kohlenoxydgas, Gärung, Sauerwerden, Schwefel- und Salzsäure, Grünspan, Bleivergiftung, die Pilze als Feinde der menschlichen Nahrung. Die Gesundheitslehre nimmt ihren Stoff aus den Kapiteln über die allgemeine Körperpflege und die Schonung der Sinnesorgane; auch die erste Hilfe bei Unglücksfällen wird gelehrt.

Handarbeit.

Im Handarbeitsunterricht würden für die beiden Schuljahre, das 2. und 3., folgende Übungen in Aussicht zu nehmen sein: 2. Jahr. Wiederholung des Strickens (Einstricken von Knie und Hacken am Strumpf), Ausbesserung von Wäsche und Kleidern, an letzteren besonders Erneuerung von Stoß und Borte, Ausbesserung einer Taille, Einsetzen eines neuen Ärmels. — 2. Jahr. Zuschneiden und Nähen neuer Wäsche und eines einfachen Rockes und einer Bluse sowie ganz einfacher Kinderkleidchen. Erwünscht wäre es, wenn geschickte Mädchen die einfachsten Griffe der Putzmacherei erlernten, damit sie einen gewöhnlichen Hut für sich und besonders für Kinder selbst garnieren können.

Bei diesem Plan wird vorausgesetzt, daß die Volksschule das Flick- und das Stopftuch in ihr Pensum aufgenommen hat.

Gartenbau.

Für den Gartenbau wird kein Spezialplan nötig sein; die Mädchen lernen den Gemüsebau und die Pflege wenig kostspieliger Blumen kennen. Zu wünschen bleibt noch, daß die schweren Arbeiten im Garten durch die Schülerinnen selbst ausgeführt werden, z. B. das Ausbreiten des Düngers und das Umgraben des Landes. Sie sollen auch die grobe Arbeit achten lernen.

Landwirtschaftskunde.

Die Landwirtschaftskunde wird sich mit Zucht des Rindes und Schweines sowie des Geflügels, ferner mit der Milchwirtschaft beschäftigen. Wir haben bereits an vielen Orten Molkereischulen und landwirtschaftliche Haushaltungsschulen für Mädchen. Aus dem Stoffe, der dort behandelt wird, läßt sich ableiten, was in der allgemeinen Fortbildungsschule mit Nutzen genommen werden kann. Wenn irgend möglich, müssen mit den Schülerinnen Musterwirtschaften besucht werden.

Schlufs.

Wir stehen am Schlusse unserer Betrachtungen. Der Weg, der zum erstrebten Ziele führt, ist noch von vielen Hindernissen gesperrt. Es wird großer Mühe bedürfen, bis die Erziehung der Mädchen in den unteren Schichten eine Gestalt gewonnen haben wird, die dafür bürgt, daß unser Volk immerdar aus seinem Familienleben die Kraft ziehen kann, seine Größe zu erhalten und noch zu mehren. Unsere Zeit steht unter dem Zeichen gewaltiger sozialer Kämpfe. Möchten die berufenen Führer unseres Volkes und alle einsichtigen Männer beherzigen, was Schmoller einst geschrieben hat (a. a. O. S. 704): „Eine solche maßvolle Staatstätigkeit, die auf Hebung der unteren Klassen nicht durch gewalttätige Experimente, sondern vor allem durch Schule und Erziehung, durch Beeinflussung der Sitten und Anschauungen zu wirken sucht, wird immer und immer wieder erlaubt und notwendig sein; eine solche Staatstätigkeit hat zu allen Zeiten für die Zierde einer weisen, freien und rechten Regierung gegolten."

Quellen.

Albrecht, Handbuch der sozialen Wohlfahrtspflege in Deutschland. Berlin 1902.

Baumgarten, Neue Bahnen. Der Unterricht in der christlichen Religion im Geiste der modernen Theologie. Tübingen 1903.

Bäumer und Lange, Handbuch der Frauenbewegung. Bd. I—IV.

Bebel, Die Frau und der Sozialismus.

Bithorn, Religiöse Lebensfragen. Merseburg 1904.

Bremen und Schneider, Das Volksschulwesen im preußischen Staate. Berlin 1887.

Eucken, Die Grundbegriffe der Gegenwart. Leipzig 1893.

Evangelisch-sozialer Kongreß, Bericht über den 6. ev.-soz. K. zu Erfurt 1895.

Glatzel, Weitere maßgebende Stimmen zu der Frage des obligatorischen Fortbildungsschulunterrichts und Vorschläge für seine Ausgestaltung in Berlin. Pädagogische Zeitung 1903.

Heppe, Geschichte des deutschen Volksschulwesens. Gotha 1858.

Hildebrandt, Verordnungen betreffend das Volksschulwesen. 1898—1900.

Hoffmann und Simon, Wohlfahrtspflege in den Provinzen Rheinland, Westfalen usw. Düsseldorf 1902.

Kalle u. Kamp, Hauswirtschaftliche Unterweisung armer Mädchen. Wiesbaden 1889.

Kamp, Die Abend-Haushaltungsschule zu Frankfurt a. M. Berlin 1890.

Kaufmännischer Hilfsverein für weibliche Angestellte zu Berlin. Schrift Nr. 3, betr. den Fortbildungsschulzwang für jugendliche weibliche Handlungsgehilfen. Berlin 1903.

Kerschensteiner, Eine Grundlage der Mädchenerziehung. Leipzig 1902.

Kraatz, Die hauswirtschaftliche Unterweisung armer Mädchen nach der Volksschulzeit in Tagesschulen.

von Öttingen, Moralstatistik in ihrer Bedeutung für eine Sozialethik. Erlangen 1882.

Pache, Handbuch des deutschen Fortbildungsschulwesens. 1.—6. Teil. Wittenberg 1896—1902.

Paulsen, System der Ethik. Stuttgart 1903.

Post, Hartmann und Albrecht, Zeitschrift der Zentralstelle für Arbeiter- und Wohlfahrtseinrichtungen. Jahrgang 1896 und 1900.

Queißer, Die Mädchen-Fortbildungsschule. Leipzig 1903.

Rein, Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Bd. II, 1896.

Riehl, Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik. Stuttgart 1855.
von Rohrscheidt, Preußisches Volksschularchiv.
von Sallwürck, Fénelon und die Literatur der weiblichen Bildung in Frankreich. Langensalza 1886.
Sander, Lexikon der Pädagogik. Breslau 1889.
Schmoller, Zur Geschichte der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhunderts. Halle 1870.
Verein für Sozialpolitik. Schriften Bd. XV. Das gewerbliche Fortbildungsschulwesen. Leipzig 1879.
Derselbe. Bd. LIII. Die Verhältnisse der Landarbeiter in Nordwestdeutschland, Württemberg, Baden und den Reichslanden. Leipzig 1892.
Vortrag des Magistrats zu Frankfurt a. M. an die Stadtverordnetenversammlung, die Neugestaltung des allgemeinen Fortbildungs- sowie des besonderen gewerblichen und kaufmännischen Unterrichtswesens betreffend. 1899.
Zwick, Mädchen-Fortbildungsschulen. Berlin 1903.

Daneben die noch im Text der Abhandlung genannten Bücher und gelegentliche Zeitungsberichte.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.

Jahrbücher der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge. Heft XXVI. (1900.) Preis 5 M.

Inhalt: Professor Dr. K. J. Neumann: Das klassische Altertum und die Entstehung der Nationen. — Rektor Professor Dr. Muff: Der Zauber der homerischen Poesie. — Gymnasialdirektor Dr. Thiele: Horaz und sein Säkulargedicht. — Professor Dr. Bernhardt: Vom Tannhäuser und dem Sängerkrieg auf der Wartburg. — Archivar Liebe: Die wirtschaftliche Bedeutung der Juden in der deutschen Vergangenheit. — Professor Dr. Heinzelmann: Zur Hundertjahrfeier von Schleiermachers Monologen. — Augenarzt Dr. Weitemeyer: Die Arbeit und ihre soziale Bewertung. — Professor Dr Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie für das Jahr 1899/1900. Geschäftliche Mitteilungen. Sitzungsberichte. Nekrolog des Professors Dr. Karl Beyer von Gymnasialdirektor Dr. Thiele. Preisaufgabe der Akademie für das Jahr 1900/1901 Statistische Mitteilungen.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXVII. (1901.) Preis 2 M.

Inhalt: Gekrönte Preisarbeit von Stadtschulrat Dr. G. Kerschensteiner: „Wie ist unsere männliche Jugend von der Entlassung aus der Volksschule bis zum Eintritt in den Heeresdienst am zweckmässigsten für die bürgerliche Gesellschaft zu erziehen?“ — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie für das Jahr 1900/1901. Geschäftliche Mitteilungen. Sitzungsberichte. Nekrolog des Professors Dr. Alfred Breysig vom Universitätsprofessor Dr. Kurt Breysig. Statistische Mitteilungen.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXVIII. (1902.) Preis 2 M.

Inhalt: Gymnasialdirektor Dr. Thiele: Die Schicksale der Erfurter Akademie nützlicher (gemeinnütziger) Wissenschaften nach der ersten Besitznahme Erfurts durch Preussen (1802-3). — Gymnasialdirektor Schulrat Dr. Funck: Das römische Afrika. — Pastor Oergel: Der nationale Gedanke im deutschen Humanismus. — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie für das Jahr 1901/2. Geschäftliche Mitteilungen Sitzungsberichte. Statistische Mitteilungen.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXIX. (1903.) Preis 4,50 M.

Inhalt: Professor Dr. Heinzelmann: Gedenkrede auf den verewigten Prinzen Georg von Preussen, den langjährigen Präsidenten der Königlichen Akademie. — Gymnasialdirektor Dr. Thiele: Archäologische Wünsche eines altklassischen Philologen. — Geheimer Sanitätsrat Dr. Köster: Über die Persönlichkeit des Horaz in seinen Oden. — Friedrich Treitschke: Der Föhn der Alpen und der deutschen Mittelgebirge. — Stiftssuperintendent Professor Bithorn: Blicke in Bismarcks Seelenleben. — Dr. med Hans Axmann: Die Giftwirkung des Wassers, eine hygienische Studie. — Schlosspfarrer Lic. Dr. Schwarzlose: Die geistlichen Schauspiele der Vergangenheit. — Dr. jur. et phil. Stephan Kekule von Stradonitz: Die Ahnen des Prinzen Georg von Preussen, eine genealogische Studie. — Professor Dr. Heinzelmann: Über den ethischen Beruf der Kunst. — Gymnasialdirektor Dr. Thiele: Philologische und archäologische Studien — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie für das Jahr 1902/03. Geschäftliche Mitteilungen. Sitzungsberichte. Nekrolog des am 10. Januar 1903 verstorbenen Senatsmitgliedes und Rendanten der Akademie Dr. Ernst Biltz. Preisaufgabe der Akademie für das Jahr 1903. Statistische Mitteilungen.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXX. (1904.) (Festschrift zur Feier des 150jährigen Bestehens der Königl. Akademie.) Preis 10 M.

Inhalt: Gymnasialdirektor Dr. Rich. Thiele: Die Gründung der Akademie nützlicher (gemeinnütziger) Wissenschaften zu Erfurt und die Schicksale derselben bis zu ihrer Wiederbelebung durch Dalberg (1754—1776). Mit urkundlichen Beilagen. — Pastor D. Oergel: Die Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt von ihrer Wiederbelebung durch Dalberg bis zu ihrer endgültigen Anerkennung durch die Krone Preussen (1776—1816). — Professor Dr. Wilh. Heinzelmann: Beiträge zur Geschichte und Statistik der Erfurter Akademie im neunzehnten Jahrhundert. — Sanitätsrat Dr. Rich. Loth: Das Medizinalwesen, der ärztliche Stand und die medizinische Fakultät bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts in Erfurt. — Gymnasialprofessor a. D. Dr. Alb. Lüttge: Die Lebensarbeit eines Hohenzollern im Osten Europas. — Geschichts- und Porträtmaler Eduard von Hagen: Die Transfiguration von Raffael. Ein Deutungsversuch. — Dr. A. Baumeister, Kaiserl. Ministerialrat a. D. in München: Ein Vorschlag zur Neugestaltung des Geschichtsunterrichts in der obersten Klasse unserer höheren Schulen. — Lic. theol. Otto Albrecht, Pastor in Naumburg a. S.: Luthers Kleiner Katechismus nach der Wittenberger Ausgabe vom Jahre 1540 zum ersten Male herausgegeben. — K. K. Schulrat, Prof. Dr. Val. Hintner: Beiträge zur tirolischen Namenforschung. — Prof. Dr. Herm. Althof: Gerald und Erchambald. Eine Untersuchung über ein Problem in der Waltharíusforschung.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.




Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XXXII.

ERFURT, 1906.
Verlag von Carl Villaret.
(Inhaber Arthur Frahm.)




Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XXXII.

ERFURT, 1906.
Verlag von Carl Villaret.
(Inhaber Arthur Frahm.)

Dem Andenken

Seiner Königlichen Hoheit

des

Prinzen Albrecht von Preußen,

Regenten des Herzogtums Braunschweig,

ihres hochverehrten Präsidenten,

in dankbarer Verehrung

gewidmet

von der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.

Gedenkrede

auf den verewigten

Prinzen Albrecht von Preußen,

Regenten von Braunschweig,

Präsidenten der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt,

gehalten am Tage seiner Beisetzung den 17. September 1906 in öffentlicher Trauerfeier

von

D. **Georg Oergel,**
Sekretär der Akademie.

Hochansehnliche Trauerversammlung!

Zu einer ernsten Feier haben wir uns heute vereint. Sie gilt dem erlauchten Senior des Hohenzollernhauses, Sr. Königl. Hoheit, dem Prinzen Albrecht von Preußen, dessen sterbliche Hülle heute in die Familiengruft zu Kamenz gebettet werden soll. Um ihn trauern die drei hinterbliebenen Söhne, die, nachdem sie vor acht Jahren ihre liebende Mutter verloren, nun auch den treusorgenden Vater ins Grab sinken sehen. Um ihn trauert das königliche Haus, vor allem der Kaiser und König, der in diesem seinem Oheim und letzten Vertreter der glorreichen Wilhelminischen Zeit am Kaiserhofe seinen treuesten Berater verloren hat. Um ihn trauert der ehrwürdige Greis Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg, dessen gestrige Geburtstagsfreude durch den Verlust des geliebten Schwiegersohns getrübt worden ist. Um ihn trauert die Armee, die wieder einen ihrer kriegserfahrenen, in großer Zeit erprobten Heerführer verloren hat, und das ganze deutsche Vaterland, das einen der letzten Paladine, die uns das neue Deutsche Reich erstritten haben, ins Grab sinken sieht. Im besonderen trauern die Bewohner der Stadt und des Landes Braunschweig, die zwei Jahrzehnte hindurch und darüber seine Regententreue und Fürsorge erfahren haben, — die Glieder und Bediensteten des Johanniterordens, die in ihm ihr unermüdlich tätiges und opferwilliges Oberhaupt sahen, — der Lehrkörper und die Studentenschaft der Georgia Augusta zu Göttingen, die ihn als ihren Rector Magnificentissimus verehrten. In diese Reihe der Leidtragenden tritt nun auch unsere Genossenschaft, die Akademie gemeinnütziger Wissenschaften, die in Erfurt den Sitz ihrer Tätigkeit hat, mit ein. Der erlauchte Prinz war unser, unser durch eignen hochherzigen Entschluß und durch könig-

liche Gnade. Er war unser Präsident seit dem 31. Oktober 1903. Und da er uns jetzt, leider zu früh, nach kaum dreijährigem Wirken durch den Tod entrissen worden ist, ist es uns eine durch dankbare Pietät gebotene Liebespflicht, ihm diese Stunde wehmütiger Erinnerung zu weihen und sein Lebensbild uns zu vergegenwärtigen.

Prinz Friedrich Wilhelm Nikolaus Albrecht von Preußen war am 8. Mai 1837 zu Berlin geboren. Er entstammte der Ehe des jüngsten Sohnes Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise, des Prinzen Friedrich Heinrich Albrecht und seiner Gemahlin Marianne, einer Tochter des Königs Wilhelm I. der Niederlande. Er war der einzige Sohn neben zwei Schwestern, die mit ihm heranwuchsen, von denen die eine, Prinzessin Charlotte, als Gemahlin des Herzogs Georg von Meiningen früh ins Grab gesunken ist (1855), die andere, Prinzessin Alexandrine, ihres Gatten Herzog Wilhelm zu Mecklenburg früh beraubt, ein langes Witwenleben geführt hat und erst vor wenigen Monaten, als der Bruder in Spanien weilte, abgerufen worden ist.

Die Jugend des Prinzen war nicht ungetrübt. Der glücklich veranlagte Knabe kränkelte infolge schnellen Wachstums und bedurfte der Schonung. Dazu kamen die ehelichen Zerwürfnisse in seinem Elternhause, die schließlich zur Ehescheidung führten. Diese Erfahrungen haben einen tiefen Schatten auf das Jugendleben des Prinzen geworfen und ihm jenen ernsten Zug angeheftet, der ihm sein Leben lang eigen war. Doch wurde seine Erziehung mit liebevoller Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit geleitet, und wenn sie auch in erster Linie auf den künftigen Soldatenberuf gerichtet war, blieb doch keine der Gaben des jungen Prinzen ohne Pflege. So z. B. seine musikalische Begabung, die früh in ihm ausgebildet und auf das Verständnis der klassischen Meisterwerke eines Bach, Gluck, Mozart hingeleitet wurde. Hochverdient machte sich um seine Ausbildung sein Oheim, der geistreiche König Friedrich Wilhelm IV., und die Königin Elisabeth, selbst kinderlos, ward dem halbverwaisten Knaben zur zweiten Mutter.

Ein preußischer Prinz gehört der Armee an. So wurde auch er mit vollendetem 10. Lebensjahre als Leutnant à la suite des Ersten Garderegiments z. F. dem stehenden Heere eingegliedert und im Jahre 1854 am Geburtstage des Königs zum Premierleutnant befördert. Gleich seinem Vater, dem Lehrmeister der

preußischen Kavallerie, zeigte er eine ausgesprochene Vorliebe für die berittene Waffe und wurde deshalb vom König als Rittmeister à la suite in das 1. Garde-Dragonerregiment versetzt. Reicher Lorbeer sollte ihm in dieser Waffengattung, der er bis an sein Ende treugeblieben ist, erblühen. An den drei Kriegen, dadurch Preußens Größe und Deutschlands Einheit erfochten worden ist, nahm Prinz Albrecht Sohn, wie er zum Unterschiede von seinem Vater genannt wurde, ruhmreichen Anteil. Den Krieg gegen Dänemark machte er im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl mit, nahm an den Gefechten bei Missunde und Oberselk teil und wohnte der Erstürmung der Düppeler Schanzen bei. Im Kriege gegen Österreich befehligte er eine schwere Kavalleriebrigade und führte sie zum Siege bei Skalitz, Schweinschädel und Königgrätz. An der Spitze der zweiten Garde-Kavalleriebrigade zog er in den Krieg gegen Frankreich und half den glorreichen Sieg bei Sedan erringen, wobei er mehrmals in heftiges Infanteriefeuer geriet, aber unverletzt blieb, während sein Adjutant Graf zu Eulenburg an seiner Seite von einer Kugel getroffen wurde. Von Sedan führte der Prinz seine Brigade vor Paris. Als hier zum Schutz des Rückens der Einschließungsarmee mehrere größere Detachements nach verschiedenen Richtungen entsandt werden mußten, wurde auch ihm das Kommando eines solchen, bestehend aus einem Bataillon Infanterie, einer Pionierkompagnie, zwei Geschützen und seinen beiden Ulanenregimentern, übertragen, mit der Aufgabe, den Norden von Paris gegen Franktireurs und die in der Neubildung begriffenen französischen Truppen zu decken. Der Dienst dieses Truppenteils war ein sehr anstrengender, und Tag und Nacht mußten Patrouillen gegen den heimtückischen, nirgends standhaltenden Feind entsandt werden, doch die kaltblütige Ruhe des Führers und die volle Hingabe der Truppen ermöglichten es, des Gegners Herr zu werden. Eine ähnliche Aufgabe fiel dem Prinzen später bei Amiens zu. Ein besonderer Ehrentag war für den Prinzen Albrecht Sohn der 3. Januar 1871, wo er in der Schlacht gegen das Faidherbsche Korps bei Bapaume den rechten Flügel kommandierte. Wiederholt hielt sich der Prinz im stärksten Granat- und Gewehrfeuer auf, durch sein Beispiel seine Truppen anfeuernd, und als nach gewonnener Schlacht die Soldaten bei 10 Grad Kälte ohne Stroh und Holz und genügende Nahrung auf dem Schlachtfelde biwakieren

mußten, teilte er alle Anstrengungen und Entbehrungen mit seinen tapferen Kriegern. Die Schlacht bei St. Quentin endlich am 19. Januar machte der Prinz als Kommandeur der dritten Reservedivision mit. Gerade als am Abend die allgemeine Vorwärtsbewegung der Truppen begann, traf die Nachricht von der Kaiserproklamation aus Versailles ein, und nachdem der Sieg errungen war, brachte der Prinz in einem Gasthause der eroberten Stadt das erste Hurra auf den deutschen Kaiser aus. Diese Schlacht war der Abschluß der kriegerischen Tätigkeit des Prinzen, am 17. März kehrte er in die Heimat zurück. Er wurde zwar durch den Aufstand der Pariser Kommune noch einmal zu seiner Brigade in Feindesland zurückgerufen, doch kam es zu kriegerischen Ereignissen nicht mehr. An Auszeichnungen erhielt der Prinz, für Sedan das Eiserne Kreuz 2. Klasse, für Bapaume dasselbe 1. Klasse und für St. Quentin das Eichenlaub des Ordens pour le mérite, das ihm Kronprinz Friedrich Wilhelm bei der Besichtigung der ersten Armee selbst überreichte. Beim Siegeseinzuge in Berlin ritt der stattliche Prinz an der Spitze seiner Brigade, dann führte er die Potsdamer Regimenter in ihre Garnison, und am 1. Juli 1871 zog er an der Spitze der 20. Division, zu deren Kommandeur er schon vor Paris ernannt worden war, in Hannover ein. In der nun folgenden langen Friedensperiode, in welcher der Prinz den drei Kaisern wertvolle Dienste geleistet hat, rückte er (1873) zum General der Kavallerie und kommandierenden General des 10. Armeekorps auf. Im September 1887 betraute ihn der hochbejahrte Kaiser Wilhelm mit seiner Vertretung beim Kaisermanöver in Ostpreußen, und am 16. Juni 1888 beförderte Se. Majestät der jetzige Kaiser seinen ritterlichen Oheim unter dem Titel eines Generalfeldmarschalls zum Generalinspekteur der ersten Armeeinspektion, welchem Dienste er bis an sein Ende mit gewohnter Pflichttreue und Umsicht obgelegen hat.

War somit Prinz Albrecht in erster Linie Soldat und seiner ganzen reckenhaften Erscheinung nach Soldat von der Fußsohle bis zum Scheitel, so ist damit doch nur die eine Seite seines Wesens angegeben. So sehr er die kriegerischen Tugenden, Tapferkeit und Schneidigkeit, Gehorsam und Selbstzucht, pflegte, und darin durch eigenes Vorgehen den Offizieren und Mannschaften zum Muster diente, und so sehr er in der Schlagfertighaltung der Armee seine Aufgabe erkannte, so lagen ihm doch

die Werke des Friedens nicht minder am Herzen. Ein überzeugter Christ wußte er und bekannte er, daß der Mensch noch einem höheren Herrn zu dienen habe, als dem irdischen Könige, und einem höheren Ziele nachjagen müsse, als dem weltlicher Ehre und weltlichen Glückes. Sein von der unverständigen Menge leider vielfach bemängeltes und bespötteltes Christentum bestand aber nicht in Worten, — wie er überhaupt wortkarg war und nicht zu den Leuten gehörte, die das Herz auf der Zunge haben — sondern in Beweisung der Kraft. Dies lebendige, tatkräftige Christentum betätigte er in Werken der Barmherzigkeit. Von bleibender Bedeutung ist auf diesem Gebiet seine Wirksamkeit im Johanniterorden, als dessen Herrenmeister er 1883 installiert wurde. Mit den ihm damit auferlegten Pflichten hat er es sehr ernst genommen. Er sprach es gleich bei Übernahme dieses Amts im Ordenshause zu Sonnenburg aus, daß der Orden nicht nur seine gewohnten Aufgaben, die werktätige Krankenpflege, zu erfüllen habe, sondern auch in einer auf dem sozialen Gebiet liegenden großen bahnbrechenden Liebestätigkeit das seinen Ideen angemessene Schlachtfeld suchen müsse. „Der Orden soll — sprach der neue Herrenmeister — seinen Kampf ohne sichtbares Schwert führen, sein Kampf ist ein Kampf ohne Haß und Feindseligkeit, ein Kampf mit liebestätigen Werken, geführt um der Gegner willen zu ihrem Besten und Heile." Nach dieser von ihm ausgegebenen Parole hat Prinz Albrecht gehandelt und es für sein Lebenswerk angesehen, an der Ausgestaltung des Ordens in diesem hohen idealen Sinne zu arbeiten. Unter seiner umsichtigen und opferwilligen Leitung hat denn auch der Orden einen erheblichen Aufschwung genommen und kommt mit seinen reichen Mitteln den Kranken, den Armen und Bedrängten aller Stände zu Hilfe. Reicher Segen ist von ihm ausgegangen und wird von ihm ausgehen, wenn anders, wie wir zu Gott hoffen, er auf dem von seinem hohen Chef gelegten Grunde gewissenhaft fortarbeitet.

War durch diese Doppelwirksamkeit auf dem Gebiete des Kriegshandwerks und der Liebestätigkeit das Leben des Prinzen in reichem Maße ausgefüllt, so sollte ihm doch noch ein drittes Arbeitsfeld zufallen, das der politischen Tätigkeit. Einem Prinzen und sonderlich einem Hohenzollernprinzen, der nicht für den Thron geboren ist, ist sonst die Politik verschlossen. Seine Stellung verlangt Zurückhaltung und Entsagung auf diesem Ge-

biet. Und Prinz Albrecht war ganz der Mann, der sein Leben und Verhalten so einzurichten verstand, wie es den loyalen Anschauungen der Angehörigen des Herrscherhauses entspricht. Stets bereit, wo er damit beauftragt wurde, die Repräsentationspflichten bei besonderen Veranlassungen an fremden Höfen auf sich zu nehmen, so z. B. bei der Krönung Alexanders III. in Moskau, bei der Taufe des italienischen Thronfolgers in Rom, und zuletzt noch im Frühling dieses Jahrs bei den Hochzeitsfeierlichkeiten in Madrid — und bei seiner einnehmenden und imponierenden Persönlichkeit auch in hervorragender Weise dazu geeignet, trat er sonst bescheiden in den Hintergrund. Das Schicksal wollte es aber, daß er auch eine eigene politische Mission übernehmen sollte. Am 29. Oktober 1885 erschien vor ihm in seinem Schloß Kamenz in Schlesien, dahin er sich so gern, wenn die Dienstangelegenheiten es gestatteten, zurückzog, jene Deputation aus Braunschweig, die ihm auf einstimmigen Beschluß der Landesvertretung die Regentschaft des Herzogtums antrug. Wohl nicht mit großer Freudigkeit, aber auf Wunsch des greisen Kaisers Wilhelm und im Einverständnis mit dem ihm nahe befreundeten Reichskanzler Fürsten Bismarck gab er seine Zusage. Schon am 2. November hielt er mit seiner erlauchten Gemahlin seinen Einzug in die Landeshauptstadt und bezog das alte Welfenschloß mit dem Gelöbnis, „das Wohl und Heil des Landes zu fördern und gute Beziehungen zu Kaiser und Reich zu pflegen“. Und dieser selbstgestellten Aufgabe ist er gerecht geworden während der 21 Jahre, in denen er die Regentschaft geführt hat. Das Verhältnis zwischen Fürst und Volk konnte zwar nicht ein so inniges und vertrautes werden, wie zwischen einem angestammten Fürsten und seinen Untertanen, aber das Land ist wohlberaten gewesen unter dem Regiment dieses weisen und gerechten, wahrhaft human denkenden Hohenzollernprinzen, der es verstanden hat, die im Lande herrschenden, tiefgehenden Gegensätze abzuschwächen und zu überbrücken. Daher wird seiner Regententätigkeit jetzt bei seinem Hinscheiden von allen Seiten, selbst von politischen Gegnern Anerkennung gezollt. Sonderlich ist es ihm hoch anzurechnen, daß er als Regent von Braunschweig die freundschaftlichen Beziehungen zum Fürsten Bismarck ungescheut fortsetzte, als dieser in allerhöchste Ungnade gefallen war. Nicht zum wenigsten s e i n e m Einfluß ist es zuzuschreiben, daß die tief-

schmerzliche Kluft, die sich zwischen dem Kaiser und dem großen Staatsmann und Neuschöpfer des Reichs aufgetan hatte, ausgefüllt worden ist. Mit Recht rühmt man es dem verewigten Prinzen nach, daß er durch diese reichsdeutsche Haltung sich ein unvergängliches Denkmal im Herzen aller deutschen Patrioten gesetzt hat.

Dieser echt deutsche Charakter zeigte sich auch im Privat- und Familienleben des Prinzen. Ein Feind alles Gepränges, schlicht in seinem Wesen, einfach in seiner Haus- und Hofhaltung, erwies er sich als echter Enkel Friedrich Wilhelms III., von dem ihm diese Tugenden als Erbstück zugeflossen, und als Neffe Kaiser Wilhelm I., dem er überhaupt in vielen Stücken ähnlich war. Am liebsten weilte er, fern vom Hofgetriebe und vom Lärm der Welt, in seinem freundlichen, stillen Kamenz, wo er im Kreise seiner Familie an der Seite seiner gleichgesinnten Gattin sich seinen Lieblingsneigungen hingeben konnte. Daß dazu die Musik gehörte, wurde schon erwähnt, bis an sein Ende blieb der Prinz seiner Vorliebe für klassische Musik treu. Daneben interessierte ihn die antike Kunst; Schloß Kamenz birgt eine reiche von ihm angelegte Sammlung von Kunstaltertümern. Von seinem Kunstsinn zeugen auch drei Bauwerke in Braunschweig, der gründlich reparierte herrliche Dom, das umgebaute Hoftheater und vor allem die aus den Ruinen neuentstandene alte Welfenburg Dankwarderode, eine Hauptsehenswürdigkeit der Stadt, — alle drei auf seine Kosten ausgeführt, bleibende Denkmäler seiner opferwilligen Hand.

Diesem seinem vielbetätigten Sinn für Kunst und Wissenschaft verdankt der Prinz es auch, daß die berühmte Landesuniversität, die Georgia Augusta zu Göttingen ihn zum ständigen Rector magnificentissimus erkor. Aber auch die Hochschule unserer Provinz Sachsen hat das warme Interesse, das er den Pflegestätten der Wissenschaft entgegenbrachte, erfahren dürfen. Bei der vor 12 Jahren stattgehabten 200jährigen Jubelfeier der vereinigten Friedrich-Universität Halle-Wittenberg war es Prinz Albrecht, der die Glückwünsche des Kaisers und des königlichen Hauses überbrachte und durch die Leutseligkeit seines Auftretens und Gediegenheit seiner Worte die Herzen aller akademischen Bürger und ihrer zahlreichen Festgäste gewann.

Und im Vertrauen auf diese seine Humanität und sein liebendes Verständnis für wissenschaftliche Arbeiten und Bestrebungen jeder Art durften auch wir es wagen, als unserer Akademie durch das Ableben des Prinzen Georg von Preußen († den 2. Mai 1902) ihr langjähriger hochverdienter Präsident entrissen war, unsere Blicke auf Se. Königl. Hoheit den Prinzen Albrecht zu lenken. Unsere Hoffnung schlug nicht fehl. Durch ein gnädiges Handschreiben, datiert Schloß Kamenz den 31. Oktober 1903, erklärte der hohe Herr, daß er mit Allerhöchster Genehmigung Sr. Maj. des Kaisers und Königs das Präsidium gern übernehmen wolle. Als dann im Jahre darauf unsere Akademie die Jubelfeier ihres 150jährigen Bestehens beging, wurden wir durch ein überaus gnädiges und herzliches Begrüßungsschreiben Sr. Königl. Hoheit, gegeben Schloß Kamenz den 25. Juni 1904 erfreut. Der Prinz sprach darin sein lebhaftes Bedauern aus, daß er durch die Pflichten als Herrenmeister des Johanniterordens behindert sei, seine Glückwünsche persönlich abzustatten. Durften wir somit die Hoffnung hegen, daß uns die Freude des Besuchs unseres erlauchten Präsidenten in späterer günstigerer Zeit noch beschieden sein werde, so ist diese unsere Hoffnung nun zerstört. Die Kunde von dem heute vor 8 Tagen erfolgten Schlaganfall ließ schon das Schlimmste fürchten. Am Donnerstag den 13. d. M. früh hauchte er in seinem lieben Herrensitz Kamenz seine Seele aus, und am heutigen Tage ist im dortigen von ihm selbst erbauten Mausoleum an der Seite seiner ihm vor 8 Jahren vorangegangenen Gemahlin, Prinzessin Marie von Sachen-Altenburg, seine sterbliche Hülle zur letzten Ruhe gebettet worden. Im Geiste stehen wir trauernd mit am Grabe, aber in getroster Christenhoffnung aufwärts schauend. Er ist gestorben, und lebet doch!

Wir aber wollen nach gutem akademischem Brauch uns von unseren Plätzen erheben, das Gedächtnis des hohen Entschlafenen zu ehren und dankbar unser Körnlein Weihrauch in seine Gruft zu werfen. „Selig sind die Toten, die im Herrn sterben. Der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach."

———

A. Jahresbericht der Akademie

für das Geschäftsjahr 1905/1906

erstattet vom Sekretär der Akademie D. **Oergel.**

I. Zur Chronik der Akademie.

An der Spitze unseres Jahresberichts haben wir diesmal von Veränderungen in unserm Personalstande zu berichten. Sie sind so einschneidender Natur und haben das stille und gleichmäßige Leben unserer Gesellschaft so stark in Mitleidenschaft gezogen, wie wir es seit einer Reihe von Jahren nicht erfahren haben.

Gleich zu Anfang des Geschäftsjahrs lief ein Antrag des langjährigen Sekretärs der Akademie Herrn Professor D. Dr. Heinzelmann ein, dahin gehend, daß er zum 1. Oktober (1905) von seinem Amte entbunden zu werden wünschte. Am 6. April 1905 hatte sich der Senat mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen und mußte sich zu seinem großen Leidwesen überzeugen, daß es nicht angezeigt sei, seinerseits auf Zurückziehung des Antrags zu dringen. Herr Professor Heinzelmann führte in längerer Rede aus, daß sein lange und reiflich erwogener Entschluß unabänderlich feststehe, da es ihm bei seinem vorgeschrittenen Alter hinfort nicht mehr möglich sei, neben seinem öffentlichen Lehramt das Amt eines Akademiesekretärs ohne ernstliche Gefährdung seiner Gesundheit zu verwalten, erklärte auch von vornherein, daß keine Einwendungen ihn in dieser seiner Auffassung wankend machen würden. Dennoch faßte der Senat noch keinen endgültigen Beschluß, sondern verschob die Entscheidung in dieser für das ganze Leben der Akademie hochwichtigen An-

gelegenheit bis zu der nächsten Sitzung, die am 22. Mai abgehalten wurde. In dieser wurde dem Antrage des Herrn Professor Heinzelmann, zum 1. Oktober von seinem Sekretariatsamte entbunden zu werden, stattgegeben, zugleich aber auf Vorschlag des Herrn Vizepräsidenten Gymnasialdirektor Dr. Thiele beschlossen, ihn in Anerkennung seiner hohen Verdienste um die Akademie zu demselben Termine in die Reihe der Ehrenmitglieder zu versetzen. Gleichzeitig fand die Wahl eines neuen Sekretärs statt, der am 1. Oktober in die Stelle des Herrn Professor Heinzelmann treten sollte. Sie fiel einstimmig auf den Verfasser dieses Berichts, der eben im Begriff stand, sich von der amtlichen Funktion eines Pfarrers der hiesigen lutherischen Gemeinde durch Emeritierung entbinden zu lassen, um in unbeschränkter Muße seinen wissenschaftlichen Arbeiten leben zu können, und darum keinen Grund hatte, die ihm durch das Vertrauen des Senats angetragene ehrenvolle Stellung abzulehnen.

Durch Gottes Führen und Regieren trat der Wechsel im Sekretariat aber schon v o r dem von uns ins Auge gefaßten Termin ein. Ein Telegramm vom 21. Juli aus Karlsbad brachte uns die erschütternde Kunde vom Ableben des Professor Heinzelmann. Ein Schlaganfall, der ihn an diesem Kurorte, wo er seit wenigen Wochen zur Heilung von einem Leberleiden weilte, betroffen, hatte seinem Leben und Wirken ein Ziel gesetzt.

Infolgedessen mußte der erwählte Nachfolger sogleich in seine Funktion eintreten und in der nächsten ordentlichen Sitzung vom 13. September, die Heinzelmann noch selbst anberaumt und zum Termin seiner Verabschiedung vom Akademieamte ausersehen hatte, seinem Vorgänger die Gedächtnisrede halten. (Sie ist abgedruckt am Schluß des gegenwärtigen Jahrbuchs S. 285—298.)

Da der Senat zu derselben Zeit außerdem zwei seiner Mitglieder verlor, die um die Akademie wohlverdienten Herren Gymnasialprofessor a. D. Dr. Bernhardt durch Altersgebrechen und Justizrat Dr. Martinius durch Verlegung seines Wohnsitzes, so mußte er eine Ergänzungswahl vornehmen. Sie fiel (am 29. August) auf folgende vier ordentliche Mitglieder der Akademie, die Herren Verwaltungsgerichtsdirektor Jordan, Senior D. Dr. Bärwinkel, Realgymnasialprofessor Schubring und Gymnasialprofessor und Bibliothekar Dr. Emil Stange, durch deren

Kooptation die Zahl der Senatsmitglieder auf zehn erhöht worden ist.

Die Anzeige vom Ableben des langjährigen, hochverdienten Sekretärs wurde zugleich mit der von der Neuwahl seines Nachfolgers durch gedruckte Anschreiben den hohen Behörden und sämtlichen Angehörigen der Akademie gebührenderweise erstattet. Die in großer Zahl eingetroffenen Beileidsbezeugungen bekundeten das Ansehen, das sich der Verstorbene in weiten Kreisen, bis zu den höchsten Spitzen des königlichen Ministeriums und der fürstlichen Ehrenmitglieder hinauf, durch seine vieljährige rege Tätigkeit erworben hatte. Auch von Sr. Königl. Hoheit Prinz Albrecht von Preußen, dem Präsidenten der Akademie, traf ein in warmen Worten abgefaßtes Beileidstelegramm ein.

Niemand von uns konnte damals ahnen, daß uns noch ein neuer, überaus schwerer Verlust bevorstand und wir auch das Ableben unseres erlauchten Präsidenten beklagen sollten. Seine Königliche Hoheit Prinz Albrecht von Preußen, der uns in seiner erst vor wenig Jahren angetretenen Präsidentenwürde wiederholt Beweise seiner Huld und verständnisvollen Anteilnahme gegeben, und dessen Oberleitung wir uns noch lange erfreuen zu dürfen hofften, wurde uns durch seinen nach kurzem Krankenlager am 13. September d. J. (1906) erfolgten Tod entrissen. Die schwerbetroffene Akademie sandte zu seiner Beisetzung unter herzlicher Beileidsbezeugung einen Trauerkranz und veranstaltete am 17. d. M. als am Tage, wo seine sterbliche Hülle in der Familiengruft zu Kamenz zur letzten Ruhe gebettet wurde, eine öffentliche Trauerfeier, bei welcher der Sekretär die Gedenkrede hielt und der Männergesangverein „Arion" stimmungsvolle Lieder vortrug. Die Akademie bringt die Gefühle dankbarer und ehrerbietiger Pietät gegen ihren erlauchten Präsidenten auch darin zum Ausdruck, daß sie das gegenwärtige Jahrbuch dem Andenken Seiner Königlichen Hoheit widmet und die Gedenkrede dem Texte des Hefts voranstellt.

Auch sonst wurden unsere Reihen während der Berichtszeit durch Todesfälle stark gelichtet.

Von den Ehrenmitgliedern starb am 5. Juli 1906 auf seinem Rittergute Stedten im Herzogtum Sachsen-Gotha Herr Graf Alexander von Keller, Zeremonienmeister Sr. Maj. des Kaisers und Königs und herzoglich Braunschweigischer Hofmarschall; in letzterer Eigenschaft als treuer Berater Sr. Königl.

Hoheit des Prinzregenten Albrecht von Braunschweig, unseres erlauchten Präsidenten, um unsere Akademie wohlverdient, dessen wenige Monate vor seinem fürstlichen Herrn erfolgtes Abscheiden von uns tief betrauert wird.

Aus der Zahl der ordentlichen Mitglieder wurden durch den Tod abgerufen die Herren:

Rumler, Gymnasialprofessor,

Friedrich Treitschke, Vorsteher des meteorologischen Instituts, und

Aldalbert Wiegand, Pastor emer.,

von denen die beiden letzteren die Zwecke der Akademie nach Kräften durch Vorträge gefördert haben, während der erstere durch sein langes und schweres Leiden gehindert wurde, sich an den wissenschaftlichen Aufgaben der Akademie aktiv zu beteiligen.

Von auswärtigen Mitgliedern sind uns durch den Tod entrissen die Herren:

Dr. Althof, Real-Gymnasialprofessor zu Weimar,

Hofrat Professor Dr. Konrad Beyer zu Wiesbaden,

Major a. D. Dr. Förtsch, Direktor des Provinzialmuseums zu Halle a. S.,

Dr. med. Henry Gilbert, großherzogl. Badischer Hofrat, Kurarzt zu Baden-Baden,

Dr. Reinthaler, Gymnasialprofessor a. D. zu Weimar.

Allen diesen Herren, die der Akademie ihr lebhaftes Interesse zugewandt und ihre Bestrebungen auf mannigfache Weise unterstützt haben, bewahren wir ein dankbares Angedenken.

Die entstandenen Lücken sind durch Ernennung neuer Mitglieder ausgefüllt worden.

Seine Königliche Hoheit der Herzog Karl Eduard von Sachsen-Coburg und Gotha hat die ihm angetragene Ehrenmitgliedschaft durch Erlaß vom 30. September 1905 gnädigst angenommen.

Zum ordentlichen Mitgliede wurde ernannt am 15. Januar 1906:

Herr Regierungsrat Johannes zu Erfurt.

Zu auswärtigen Mitgliedern wurden ernannt folgende Herren:

Dr. Paul Koetschau, Gymnasialdirektor zu Eisenach (22. Mai 1905),

Dr. phil. Karl Georg Brandis, Bibliotheksdirektor zu Jena (15. Januar 1906),

D. Dr. Friedrich Wiegand, Universitätsprofessor zu Marburg, jetzt zu Greifswald (15. Januar 1906),

Geh. Regierungsrat Dr. Holder-Egger zu Berlin (5. März 1906),

Geh. Regierungsrat Dr. Oskar Schade, Universitätsprofessor zu Königsberg (21. März 1906),

Dr. Ernst Anemüller, Gymnasialprofessor zu Detmold (17. August 1906),

Otto Erlandsen, fürstlicher Oberbaurat zu Sondershausen (17. Aug. 1906).

Sonst darf aus der Chronik der Akademie auch ein höchst erfreuliches, für ihren Fortbestand hochwichtiges Ereignis mitgeteilt werden. Durch Verfügung Sr. Exzellenz des Herrn Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten Dr. Studt vom 7. Juli 1905 ist ihr außer der schon früher (unter dem 15. Februar 1905) bewilligten Summe von 600 Mk. jährlicher Remuneration für den Sekretär eine weitere Beihilfe von jährlich 1200 Mk. zugesichert worden, und zwar für das laufende Etatsjahr und die nächsten 4 Jahre. Damit ist die Akademie, die bekanntlich überhaupt äußerst gering dotiert war und deren Fonds fast völlig erschöpft waren, in den Stand gesetzt worden, ihre Arbeiten fortzusetzen und die ihr gestellten Aufgaben zu erfüllen. Sie darf nun hoffnungsfreudig in die Zukunft blicken, von dem Bewußtsein getragen, daß sie an ihrem Teile an der hohen Aufgabe der Pflege und Förderung der Wissenschaft mitzuwirken berufen ist. Für dies seitens der hohen Behörde der Akademie geschenkte Wohlwollen und die damit ihren Bestrebungen gezollte Anerkennung statten wir auch an dieser Stelle unsern lebhaftesten und ehrerbietigsten Dank ab.

II. Bericht über die Tätigkeit der Akademie vom 1. April 1905 bis ult. September 1906.

Unser Bericht umfaßt, da sich die Herausgabe des Jahrbuchs aus verschiedenen Umständen verzögert hat, diesmal den Zeitraum von anderthalb Jahren.

Begreiflicherweise sind in diesem Zeitraum ungewöhnlich viele Senatssitzungen (neun) gehalten worden, die sich mit den durch die Umstände gebotenen geschäftlichen Angelegenheiten mancherlei Art zu befassen hatten.

Ordentliche zu wissenschaftlichen Vorträgen der einheimischen Mitglieder bestimmte Sitzungen sind acht gehalten worden, in den Monaten Juni, September, Oktober und Dezember 1905, und in den Monaten Januar, Februar, März und September 1906. Es ist also im Sommer 1906 eine längere Pause, als sonst üblich ist, eingetreten, was in persönlichen Verhältnissen seinen Grund hat und sich hoffentlich später nicht wiederholen wird.

Auch diesmal hat die Akademie in den ersten Wintermonaten einen Zyklus von öffentlichen Sitzungen, die zu populär-wissenschaftlichen Vorträgen für ein weiteres gebildetes Publikum bestimmt sind und bei denen wir von unseren auswärtigen Mitgliedern unterstützt werden, veranstaltet. Diese in der Aula des königl. Gymnasiums gehaltenen Sitzungen, fünf an der Zahl, fanden statt am 18. und 25. Oktober und am 8., 15. und 29. November 1905, wobei von auswärtigen Mitgliedern die Herren Geh. Hofrat Professor Dr. Lamprecht aus Leipzig, Lic. Dr. Schwarzlose aus Frankfurt a. M. und Geh. Justizrat Professor Dr. Stammler aus Halle, von hiesigen ordentlichen Mitgliedern die Herren Diakonus Dr. Fischer und Professor Dr. Paul Stange die Vortragenden waren. Sämtlichen Herren, deren Darbietungen ein zahlreiches und dankbares Publikum fanden, sei auch an dieser Stelle für ihre gemeinnützigen Dienstleistungen der wärmste Dank ausgesprochen.

Außerdem fanden drei öffentliche Festsitzungen statt. Die erste galt den Manen unseres großen Nationaldichters

Friedrich von Schiller, dessen 100jährigen Todestag am 9. Mai 1905 die Akademie in Gemeinschaft mit den Behörden der Stadt in feierlicher Weise beging. Die letzteren hatten den großen Festsaal des Rathauses zu diesem Zweck eingeräumt und die Kosten der Feier in ihrer bekannten Liberalität übernommen. Die Feier wurde eingeleitet und beschlossen durch Vorträge des Männergesangverein „Arion" unter Leitung des königl. Musikdirektors Herrn Rudolph, der zum Anfang das Silchersche Lied „Der Sänger schläft" und zum Schluß Schillers „Festgesang an die Künstler" von Felix Mendelssohn-Bartholdy, letzteren unter Instrumentalbegleitung, darbot. Die Festrede hielt in Vertretung des erkrankten Herrn Professor Dr. Heinzelmann, der sie fest zugesagt hatte, sein Kollege Herr Gymnasialprofessor Dr. Thimme, dessen von hoher Begeisterung und liebendem Verständnis für den Dichterheros zeugenden Ausführungen auf die zahlreich versammelten Hörer tiefen Eindruck machten. Die zweite öffentliche Festsitzung war die Kaisergeburtstagsfeier der Akademie, die, wie alljährlich, am Vorabend des Geburtstags Sr. Majestät am 26. Januar 1906 in der Aula des königl. Gymnasiums abgehalten wurde und in der der neue Sekretär die Festrede hielt. Dazu kam dann drittens die durch das unerwartet schnell erfolgte Ableben Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Albrecht von Preußen, des hochverehrungswürdigen Präsidenten unserer Akademie, veranlaßte öffentliche Trauerversammlung am 17. September 1906. Auch hier mußte der neue Sekretär die schmerzliche, aber dankbare Aufgabe übernehmen und dem verewigten hohen Chef unserer Gesellschaft die Gedächtnisrede halten. Auch bei beiden letzteren Feiern hatten wir uns der Mitwirkung des „Arion" zu erfreuen, dessen dienstwilligen Leistungen wir gern den gebührenden Zoll unseres wärmsten Dankes abstatten.

Zu den Arbeiten der Akademie gehört auch die Aufstellung einer neuen Preisaufgabe. Nach eingehenden Beratungen entschloß sich der Senat, diesmal eine Episode aus der vaterländischen Geschichte zum Gegenstande des Preisausschreibens zu machen. Das gestellte Thema: „Der sächsische Bruderkrieg", welches beabsichtigt, zur archivalischen Erforschung eines bisher noch niemals gründlich und quellenmäßig behandelten Abschnitts aus der thüringisch-sächsischen Geschichte anzuregen, ist Ende Januar 1906 ausgeschrieben und an sämt-

liche ordentliche und auswärtige Mitglieder, an die Redaktionen der wichtigsten Tagesblätter und der historischen Zeitschriften, sowie an die Vorstände der in Thüringen, dem Königreich und der Provinz Sachsen bestehenden historischen Vereine versandt worden. Auf die beste der einlaufenden Arbeiten ist ein Preis von 500 Mark als Honorar gesetzt worden. Der Liefertermin erstreckt sich bis zum 1. April 1907. Diese Preisaufgabe ist von vielen Seiten mit Freuden begrüßt worden und wir dürfen uns wohl der Hoffnung hingeben, daß sie eine lebhafte Beteiligung an der Preisbewerbung finden wird. Das Resultat wird im Laufe des Sommers bekannt gemacht werden.

Im übrigen hat sich die Akademie überall gern beteiligt, wo sich ihr in verwandten Gesellschaften und Vereinen Arme entgegenstreckten und zur Pflege der Geistes- und Arbeitsgemeinschaft aufforderten. So folgte sie der Einladung des hiesigen Thüringerwald-Vereins Anfang Mai 1906 zur Feier seines 25 jährigen Bestehens und zugleich des Jubiläums seines hochverdienten Leiters, des Herrn Stadtrat a. D. Bucholz, und überbrachte beiden, dem Verein und seinem Leiter, durch den Mund ihres Sekretärs ihre herzlichsten Glückwünsche. Ebenso beteiligte sie sich bei der 17. Tagung des evangelisch-sozialen Kongresses in der Pfingstwoche (5.—7. Juni) d. J., die diesmal wieder auf thüringischem Boden und zwar in unserer Nachbar- und Universitätsstadt Jena stattfand. Der Sekretär durfte auch in dieser stattlichen Versammlung die Grüße der die gemeinnützigen Wissenschaft pflegenden und darum in sozialem Sinne mitarbeitenden Akademie aussprechen und fand mit seinen Ausführungen bei den Teilnehmern lebhaften Wiederhall. Auch die Arbeiten der Kommission für die Herstellung einer prähistorischen Fundkarte Thüringens, sowie die Angelegenheit des hiesigen städtischen Museums sind von der Akademie an ihrem Teil nach Kräften gefördert worden.

III. Sitzungsberichte.

In der ersten öffentlichen Festversammlung am 9. Mai 1905 sprach Herr Gymnasialprofessor Dr. Thimme über das Thema: „Ein Blick auf die Geschichte der Verehrung Schillers seit 1805 und die Bedeutung seiner Persönlichkeit für unsere Zukunft.“ Vgl. oben S. VII.

In der ersten ordentlichen Sitzung am 28. Juni 1905 machte Herr Dr. med. Axmann Mitteilungen über zwei neue eigene Versuche auf dem Gebiete der Radiologie, und zwar

1. Über ein neues von ihm ausgebildetes Heilverfahren mittels ultravioletter Strahlen. Dieselben werden mit Hilfe der von Dr. Schott in Jena konstruierten Uviol-Quecksilber-Bogenlampe erzeugt und finden mit gutem Erfolg bei Hautkrankheiten der verschiedensten Art Anwendung. Besonders in derartigen Krankheitsfällen, wo es sich um parasitäre und trophische Ursachen handelt; ferner bei einfachen Hautentzündungen, sowie alten, schwer heilenden Wunden. Zum Beweis der günstigen Beeinflussung von gewissen Formen der Kahlköpfigkeit wird ein geheilter Patient vorgestellt.

2. Über ein neues Radiumpräparat zu medizinischen und technischen Zwecken. Dem Vortragenden ist es gelungen als Ersatz des reinen Radiumsalzes eine Masse herzustellen, welche vermöge ihrer Zusammensetzung sich in jede Form bringen läßt, indem sie gleichmäßig α, β und γ-Strahlen aussendet.

Die Wirkung der „Radiophor“ genannten Substanz wird am Elektroskop, sowie an vorgezeigten Photographien demonstriert. — Über beide Entdeckungen wollte der Vortragende auf der 17. Versammlung deutscher Naturforscher in Meran ausführlicher reden.

In derselben Sitzung berichtete der Sekretär der Akademie Professor D. Dr. Heinzelmann über eine neu erschienene Schrift des Herrn Professor Dr. Bernhardt „Bruder Berthold von Regensburg“. — Das Buch (Erfurt 1905) ist vom Herrn Verfasser der Bibliothek der Akademie überwiesen worden.

In der zweiten ordentlichen Sitzung vom 13. September 1905 trug der neuernannte Sekretär der Akademie Pastor em.

D. Oergel den Nekrolog seines Vorgängers, des am 21. Juli verstorbenen Professor D. Dr. Heinzelmann vor. Derselbe ist abgedruckt S. 285—298 des gegenwärtigen Jahrbuchs.

Darauf hielt Herr Oberlehrer Dischner Vortrag über „Nominal- und Realdefinitionen". Er gab darin einen Abriß dieser seiner philosophischen Studie, wurde aber durch die Beschränktheit der Zeit an der näheren Ausführung behindert.

In der dritten ordentlichen Sitzung am 11. Oktober 1905 behandelte Herr Pastor Dr. Fischer das Thema „Ferdinand I. und Karl V. im Jahre 1552, ein Beitrag zur Ehrenrettung Ferdinands". Die Abhandlung ist S. 179—203 dieses Jahrbuchs abgedruckt.

In der ersten öffentlichen Sitzung am 18. Oktober 1905 hielt Herr Geheimer Hofrat Professor Dr. Lamprecht aus Leipzig Vortrag „Über verschiedenartige Auffassungen der deutschen Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts". Der Redner, bekanntlich ein hervorragender und epochemachender moderner Geschichtsforscher, eröffnete seinen Vortrag mit dem Gedanken, daß die bisher geltende Methode analytischer Forschung neuerdings der synthetischen Platz gemacht habe. Das gelte nicht bloß von der Naturwissenschaft, sondern auch von den Geisteswissenschaften, und darum auch von der Geschichtsforschung. Der Gesichtskreis ist für uns moderne Menschen in früher ungeahntem Maße erweitert, das Material ins Unendliche vermehrt; statt der früher bevorzugten Einzelstudien sucht man jetzt die einheitlichen zusammenfassenden Gesichtspunkte des gesamten Kulturlebens zu gewinnen und zur Darstellung zu bringen. Davon ein Beispiel zu geben, stellte der Vortragende als Zweck dieser seiner — übrigens ganz frei gehaltenen — „akademischen Abhandlung" hin. Das etwas unbestimmt gehaltene Thema formulierte er des näheren dahin, daß er die Frage stellte: In welche Zeit ist der Anfang der neuesten deutschen Geschichte anzusetzen? Die neueste deutsche Geschichte datiert man in der Regel vom Jahre 1815. Daß diese bisher geltende Auffassung schief ist und irreführend, daß vielmehr der Anfang der neuen Zeit um ein bedeutendes früher, etwa um 1750 anzusetzen ist, war der Gegenstand seiner hochinteressanten, gedankenreichen, viele neue Gesichtspunkte und bisher in weiteren Kreisen unbekannte Tatsachen bietenden Abhandlung. Wir können aus der Fülle des

Stoffs hier nur einige Punkte herausgreifen. Zur neuesten Zeit gehört, wie der Redner grundsätzlich betonte, alles das, was wir noch heute als lebendig empfinden. Im Gebiet der Literaturgeschichte z. B. leben Schiller und Goethe noch heute fort; Schiller mehr, als mancher geglaubt hat, wie sich am jüngst gefeierten Gedächtnistage seines Todes gezeigt hat, und Goethe fängt eigentlich erst jetzt zu leben an. Die Herderschen Ideen sind noch heute lebendig, während Lessing teilweise schon tot ist, Klopstock noch mehr, und Gottsched, der bis 1740 die Literatur beherrschte, längst zu den Begrabenen gehört. So müssen wir den Anfang des neuen Geisteslebens in die Mitte des 18. Jahrhunderts setzen. Zu demselben Resultat kommen wir bei einem Blick in die Geschichte der Musik. Mozart und Beethoven sind unter uns noch lebendig, auch Haydn und Händel, während Bach bei aller Verehrung, die er noch heute genießt, uns doch schon ferner gerückt ist. Auch hier ist also die Mitte des 18. Jahrhunderts der Wendepunkt. Weniger gilt das auf dem Gebiete der bildenden Künste, soweit wir Deutschland ins Auge fassen. Die Malerei ist ja die eigentlich moderne Kunst. Aber in unserem deutschen Vaterlande erfuhr sie im 18. Jahrhundert einen völligen Verfall, aus dem sie sich erst im Laufe des 19. Jahrhunderts herausgearbeitet und zu herrlicher Blüte entfaltet hat. Und die Plastik fängt bei uns erst in allerneuester Zeit eine Rolle zu spielen an. Während man in Frankreich und England die Anfänge der modernen Kunst bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurück verfolgen kann, finden wir zu derselben Zeit auf deutschem Boden ein Vakat, was sich sehr natürlich daraus erklärt, daß den deutschen Künstlern ein Mäcen fehlte und das deutsche Volk zu arm war, die bildende Kunst zu unterstützen. Deutlich aber zeigt sich der um die Mitte des 18. Jahrhunderts erfolgte Umschwung auf dem sozialen und wirtschaftlichen Gebiet. Dies ist die eigentliche Domäne des Herrn Professor Lamprecht, der Hauptgegenstand seiner langjährigen tiefeindringenden Spezialforschung, und wir sind ihm sehr dankbar, daß er uns auf diesem bisher wenig bekannten Gebiete länger festhielt und gründlicher orientierte. Er gab zunächst einen Rückblick auf das einst so blühende Zunftwesen, dessen Höhepunkt in die Zeit vom 14. bis 16. Jahrhundert fällt. Massenerzeugung spielte bei den Zunftmeistern noch keine Rolle, ihr Streben war mehr auf die Qualität, als

auf die Quantität gerichtet, „wenig aber gut", so kann man das sie beherrschende Prinzip bezeichnen. Ganz von selbst entwickelte sich aus dieser Produktionsform das Kunstgewerbe, das wir im Ausgang des Mittelalters in hoher Blüte sehen. Dann aber trat im 17. und 18. Jahrhundert ein unaufhaltsamer Niedergang ein, so tief, daß man um 1720 sogar die Tradition der einstigen Schaffenskraft verloren hatte und nicht mehr wußte, wie die Hand der Altvordern die Kunstprodukte hervorgebracht habe. Zu derselben Zeit, um 1720, beginnt dann eine neue Wirtschaftsform. Kapitalkräftige Männer begründen das Unternehmertum und geben damit der volkswirtschaftlichen Entwicklung eine von Grund auf neue Richtung. Ein mit den nötigen Geldmitteln versehener Unternehmer, ein Mann von erweitertem Gesichtskreise, stellt sich an die Spitze, unter ihm eine größere Zahl Arbeiter, die ihm ihre physischen Kräfte und Fähigkeiten leihen und zu einer Arbeitsgenossenschaft organisiert sind, — das ist das Bild modernen Wirtschaftslebens, wie wir es seit 1720 hier und da in den größeren Städten entstehen sehen. Jetzt fängt das Prinzip der Massenproduktion an sich Bahn zu brechen und macht sich das Streben nach neuen und entfernten Absatzgebieten kund. Interessant ist es auch, zu sehen, wie sich die Reichsgesetzgebung schon seit Mitte des 18. Jahrhunderts mit diesen neuen Wirtschaftsangelegenheiten beschäftigt und die neu entstandenen sozialen Verhältnisse zu regeln sucht. Am Ausgang des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts kamen die gewaltigen Fortschritte der Technik hinzu, doch ist deren Einwirkung auf die Neugestaltung des Produktionswesens viel beschränkter, als man in der Regel denkt. Die Dampfmaschine hat zwar die moderne Entwicklung der Massenproduktion gefördert, aber nicht, wie man vielfach behauptet hat, hervorgerufen. — Auch in der Politik tritt in der Mitte des 18. Jahrhunderts eine hochbedeutsame Wendung ein. Friedrich der Große, ein zwar absoluter, aber liberaler Herrscher, von starkem Pflichtgefühl erfüllt, von dem Bewußtsein geleitet, der erste Diener des Staates zu sein, hat sonderlich in der zweiten Hälfte seiner Regierung, etwa seit 1760, seine Untertanen zu freien, selbstbewußten Staatsbürgern zu erziehen gesucht. Um dieselbe Zeit entstanden politische Zeitungen, so die „Staatsanzeigen" eines Schlözer in Göttingen, ein Redakteur, den selbst Maria Theresia respektierte; denn sie fragte sich bei jeder bedeutenderen Re-

gierungshandlung: „Was wird Schlözer dazu sagen?“ So entwickelte sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine öffentliche Meinung, die eine Macht wurde der absoluten Fürstengewalt gegenüber. Und es gab aufgeklärte deutsche Fürsten genug, namentlich auch geistliche Kurfürsten und Bischöfe, die die öffentliche Meinung respektierten und deren Forderungen in ihren Landen auszuführen sich bemühten. Aus allen diesen Tatsachen zog der Redner den Schluß, daß die neue Zeit nicht erst 1815, sondern schon 1750 und teilweise schon früher begonnen hat. Von der äußeren Politik muß man dabei absehen, — sie ist nicht die Wurzel der Entwicklung, sondern vielmehr ihre Blüte. Diese neue äußere Politik beginnt allerdings 1815 oder, wenn man will, 1806, aber sie arbeitet mit dem seit 1720 ff. vorliegenden Material. Einen großartigen Aufschwung voll Macht und Glanz für unser Vaterland hat das Jahr 1870 gebracht. Eine Zeit, reich an großen Momenten, aber auch an großen Gefahren, ist damit hereingebrochen. Aber es ist zu hoffen, daß das neue deutsche Reich diese Gefahren überwinden und die ihm gestellten Aufgaben glücklich lösen werde. Jedenfalls ist, so schloß der Redner unter lautem, begeistertem Beifall der zahlreichen Zuhörerschaft, unsere gegenwärtige Zeit nicht unebenbürtig den großen Zeiten der Vergangenheit eines Karls des Großen, der Hohenstaufen, der Reformation.

In der zweiten öffentlichen Sitzung am 25. Oktober hielt Herr Lic. Dr. Schwarzlose aus Frankfurt a. M. Vortrag über „die japanischen Religionen und ihren Einfluß auf das Volk“. Der Redner hat den mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag zum Abdruck überarbeitet eingesandt. Er findet sich unter dem Titel: „Der Schintoismus, die Nationalreligion der Japaner“ S. 205—226 dieses Jahrbuchs.

In der dritten öffentlichen Sitzung am 8. November behandelte Herr Geheimer Justizrat Dr. jur. et phil. Stammler, ordentlicher Professor der Universität Halle, in seiner bekannten geistreichen und tiefgründigen Weise das Thema: „Richtiges Recht“. Ausgehend von dem in der Sophokleischen Tragödie Antigone dargestellten Konflikt zwischen Kreon und Antigone, zwischen dem vom König aufgestellten harten und strengen Gesetz und dem von Antigone dagegen mit Berufung auf das innere Gesetz geltend gemachten Widerspruch, wies der Redner

auf die bleibende Wahrheit des Grundgedankens dieser antiken Dichtung hin. Der hier geschilderte Konflikt setzt sich überall und zu allen Zeiten fort. Auf der einen Seite steht der Staat mit seinen gesetzlichen Anordnungen, für die er unbedingten Gehorsam fordert, auf der anderen Seite aber erhebt sich der Widerspruch, der dieses oder jenes positive Gesetz bekämpft und richtiges Recht fordert. Die unsere Zeit beherrschende soziale Frage ist im tiefsten Grunde das Streben nach Ausgestaltung aller menschlichen Verhältnisse nach Maßgabe richtigen Rechts. Der Gegensatz ist da, und wenn es auch nie gelingen wird, ihn ganz auszugleichen, so ist doch das Streben nach Ausgleich berechtigt und nicht ohne Aussicht auf Erfolg. Es fragt sich nun aber: Was ist richtiges Recht? oder genauer: Wie kann ich beweisen, was grundsätzlich richtig ist, abgesehen von dem vielleicht anders lautenden Richterspruch? Man macht sich die Antwort zu leicht, wenn man behauptet: Was richtig ist, sagt mir mein natürliches Rechtsgefühl. Denn dabei kommt es auf eine Phrase hinaus, — das Rechtsgefühl ist etwas Unsicheres, ein X., ein rein Subjektives. Ebensowenig darf man, wie es häufig geschieht, dem Gesetzbuche die Moral gegenüber stellen. Denn letztere bewegt sich auf einer anderen Linie als das Gesetz, sie geht auf den inneren Menschen, während wir es hier mit äußeren Ordnungen zu tun haben. Verkehrt wäre es auch, sich auf die Bergpredigt und die darin aufgestellten Antithesen zu berufen. Denn wenn der Herr Christus, Matth. 5, sagt: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist, du sollst nicht töten, wer aber tötet, soll des Gerichts schuldig sein“, so führt er damit einen feststehenden Gesetzesparagraphen an; wenn er aber fortfährt: „Ich aber sage euch, wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig“, so spricht er darin die Gesinnung aus, in der jene Gesetzforderung zu erfüllen ist, und das gehört, so gut wie die viel angegriffene Stelle: „So jemand mit dir rechten wird, und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel“ usw., in die Moral, bei der es sich nicht um das Recht, sondern um hohe sittliche Zielforderungen handelt. Der Redner gab dann einen positiven Lösungsversuch, in dem er den Satz aufstellte: Richtiges Recht ist, was mit dem Grundgedanken des Rechts übereinstimmt. Dieser Grundgedanke aber ist der einer Vereinigung der Menschheit zu gemeinsamem Streben, gemeinsamem Tragen der auf-

erlegten Lasten, gemeinsamem Kampf gegen die sie bedrohenden Feinde. Die Menschheit ist also eine Rechtsgemeinschaft, bei der das Recht des einzelnen durch die Rücksicht auf die Gesamtheit beschränkt ist. Als eklatantes Beispiel wurde der bekannte Prozeß des Müllers Arnold zur Zeit Friedrichs des Großen angeführt; das gegen den Müller gefällte und auf Grund der bestehenden Gesetze mit Recht gefällte Urteil wurde vom König kassiert, der sich hierbei von dem richtigen Gefühl leiten ließ, daß dem Manne durch Anwendung des Rechts Unrecht geschehen sei. So kann summum jus zur summa injuria werden; das Recht, das der Herr von Gersdorf in Anspruch nahm, auf seinem Grund und Boden vorzunehmen, was er wollte, hat nicht absolute Gültigkeit, es leidet eine Einschränkung durch das Wohl und Wehe des Nachbars. Das Richtige zu finden ist möglich, wenn man aus dem rechten Gemeinschaftsgedanken heraus urteilt, wenn einer den anderen als Teilnehmer betrachtet, nicht als Sache, worin das Beispiel des barmherzigen Samariters ewig vorbildlich bleibt. So mußte z. B. der Wucher, der 13 Jahre lang (von 1867—1880) bei uns zulässig gewesen, den gesetzlichen Schutz verlieren, weil zum allgemeinen Bewußtsein kam, daß er zu selbstischen Zwecken die Not des Mitmenschen ausbeutet. Auf diesem wie auf allen Gebieten muß gelten, daß das Richtige im Sinne des Gemeinschaftsgedankens zu realisieren ist.

Fragen wir nun, welche Stellung unser geltendes Recht zu diesem Grundsatz eingenommen hat, so müssen die drei Gebiete des Strafrechts, des Verwaltungsrechts und des Zivilrechts unterschieden werden. In unserm Strafrecht triumphiert der Buchstabe. Bestraft wird heutzutage nur derjenige Angeklagte, auf den der Wortlaut des betreffenden Gesetzesparagraphen zutrifft; ist das nicht der Fall, so wird er unfehlbar freigesprochen. Hier tritt häufig ein, daß das Publikum den Kopf schüttelt, weil sich der Richterspruch mit dem richtigen Rechtsgefühl in Widerspruch setzt. Verschiedene drastische Beispiele aus der neuesten Zeit erläuterten die Sache zur Erheiterung der Zuhörer. So z. B. die Freisprechung eines wegen Landstreichens angeklagten Berliners, weil sein Anwalt nachwies, daß er nie über das Weichbild Berlins hinausgekommen, mithin kein Landstreicher sei, sondern ein Stadtstreicher! Desgleichen die bekannte Entwendung elektrischer Kraft, welche straflos ausging, weil die

Elektrizität keine Sache wäre! — Ganz anders liegt es auf dem Gebiete des Verwaltungsrechts und der Verwaltungsgerichtsbarkeit. Hier herrscht nicht der Buchstabe, sondern der Geist des Gesetzes, und dem Richter ist Freiheit gelassen, den einzelnen Fall nach der Intention des Gesetzgebers zu entscheiden. Es kommt daher kaum vor, daß das gesunde Urteil des Publikums einer Entscheidung des Verwaltungsgerichts widerspricht. — In der Mitte zwischen beiden, dem Strafrecht und dem Verwaltungsrecht, steht das Zivilrecht mit seinem neuen bürgerlichen Gesetzbuch. Hier gibt es zwar auch feste gesetzliche Bestimmungen, aber in vielen Fällen ist dem Richter die Freiheit gelassen, „nach Treu und Glauben", „den guten Sitten gemäß", „nach Billigkeit" zu entscheiden, wie der Redner im einzelnen näher nachwies. Unser bürgerliches Gesetzbuch stellt so einen bedeutenden Fortschritt in der Rechtsentwicklung dar, wenn auch hier und da sich noch Mängel zeigen und Lücken auszufüllen sind. Überhaupt ist das richtige Recht ein hohes Ziel, dem wir uns auf dieser unvollkommenen Erde immer nur annähern können, ohne es je vollkommen zu erreichen. Und so lange und so oft das richtige Recht nicht klar nachgewiesen werden kann, — das betonte der Redner mit großem Nachdruck — muß das positive geschriebene Recht unbedingt gelten und darf keinerlei subjektivem Belieben preisgegeben werden, da es sonst um die Rechtsordnung selbst geschehen wäre. Mit dem Ausdruck der Überzeugung, daß das richtige Recht, immer klarer erkannt, immer besser angewendet, den Fortschritt des Menschengeschlechts auf gesunder sozialer Grundlage herbeiführen werde, schloß der Redner seinen höchst lehrreichen und gehaltvollen Vortrag, den wir hier nur in kurzem Auszuge mitteilen konnten. Wer sich des näheren über den behandelten Gegenstand unterrichten will, den verweisen wir auf die Druckschrift desselben Verfassers: „Die Lehre vom richtigen Recht", Berlin bei J. Guttentag, 1902.

In der vierten öffentlichen Sitzung am 15. November sprach Herr Pastor Dr. Fischer von hier über „Die Polenfrage und das deutsche Volk". Der beliebte und gewandte Redner schilderte aus eigener vieljähriger Erfahrung die Zustände in unseren Ostmarken, wo das Deutschtum in gerechtem, aber schwerem Kampfe gegen die wachsende Macht des Polentums steht, und legte mit warmen patriotischen Worten die Not-

wendigkeit dar, daß Alldeutschland den deutschen Brüdern in der Ostmark zur Abwehr gegen den Polonismus hilfreiche Hand biete. Die Grundgedanken dieses Vortrags finden sich abgedruckt in der deutsch-evangelischen Wochenschrift „Die Reformation", III. Jahrgang, Nr. 48 ff.

In der fünften und letzten öffentlichen Sitzung am 29. November sprach Herr Realgymnasialprofessor Dr. Paul Stange von hier über „Das Meer im Leben der Völker", oder, wie er das Thema genauer formulierte: „Die Kunde vom Meer und das Meer in seinen Beziehungen zu den Menschen." Er führte etwa folgendes aus: Der Begriff des Weltmeers hat sich langsam wie das Weltbild selbst gewandelt. Die Völker, die einst vor alters an seinen Küsten wohnten, wagten sich nicht über das Meer hinaus; geheimnisvoll war es ihnen, und Furcht und Grausen erweckte sein Anblick; dem Urmenschen wird es überhaupt kaum bekannt gewesen sein. So ist es erklärlich, daß sich ein ganzer Kranz von Mythen um die Wasserwüste spinnt: Zauberinseln mit einer Fabelwelt seltsamer Wesen, Seeungeheuer, das waren die Vorstellungen, welche vor allem bei den seefahrenden Völkern sich breit machten. Später lüftete sich allmählich der Schleier, der über den Grenzen der Ozeane lag, und die Menschheit entdeckte Erdteile und zahllose Inselschwärme. Zunächst wurde die Kenntnis von der Ausdehnung der Meere in der Horizontale gefördert; heute bleiben nur innerhalb der Polarkalotten noch unerforschte Teile. Jetzt konnte der Schiffer, der mit der Kunde der Gegengestade ausgerüstet war, von jedem Gestade alle anderen erreichen, zumal, da ihm treffliche Seekarten zu Gebote standen. Nur da, wo die Seefahrt auf Hindernisse stieß, ließ man das Senkblei in die Tiefen hinab. Mit der Erforschung der Tiefen des Wassers beginnt eine neue wissenschaftliche Ära. Die Fragen nach der Herkunft des Wassers, der in ihm gelösten Stoffe, nach der Lage der Begrenzung der Meere in den einzelnen Entwicklungsstadien der Erdgeschichte wurden eingehend erörtert. Der Vortragende besprach dann eine Reihe von Beziehungen, die zwischen dem Weltmeer und der festen Erdrinde, deren Hohlformen es ausfüllt, bestehen; ferner die Einflüsse der Himmelskörper auf die Wassermassen, die Störungen, die sie in der Gleichförmigkeit der Zustände hervorbringen. Er berichtete weiter über die Beziehungen der statischen und dynamischen

Verhältnisse des Meeres mit seiner Lebewelt und geht dann über auf eine Würdigung der Biologie des Meeres als einer Wissenschaft der neuesten Zeit, denn Richthofen sagt „die Gesamtheit der Lebensbedingungen läßt sich erst an der Hand einerseits des Einblickes in die physikalischen und chemischen Eigenschaften des Meerwassers und die Tiefenverhältnisse, andererseits der Gesamtkenntnis der Verbreitung aller Organismen an irgend einer Meeresstelle erkennen." Für diese Kenntnis waren eine Reihe von neuesten Forschungsresultaten maßgebend, so die marine Bakteriologie, die Untersuchungen über den Gasgehalt, die Planktonforschung und die Kenntnis der mikroskopisch kleinen nitrifizierenden Organismen. Als Endglied der sich in den Tiefen des Weltmeeres abspielenden Vernichtungskämpfe von ganzen Welten von Organismen erscheint der Mensch.

In dem zweiten Teile seines Vortrages gab der Vortragende eine geschichtliche Entwicklung der Beziehungen des Meeres zum Menschen. Er ging von dem Gedanken aus, was den Menschen dazu trieb, sich dem Meer anzuvertrauen? Oft gewiß der Hunger, „der allgewaltige Erzieher der Menschheit" wie Kirchhoff sagt, wie es uns die nach Fischbeute im Ebbestrom spähenden Chauken ahnen lassen. Ein anderer Grund mögen die Schätze des Weltmeeres sein, lockende Gegenküsten oder Sicherung auf nahen Inseln gegen verfolgende Feinde. Allmählich machte sich der Mensch vertraut mit dem nassen Element, und die Keime der Schiffahrt waren gegeben. Für die Völker des abendländischen Kulturkreises ist das Mittelmeer die Schule der Seeerziehung gewesen und so lange geblieben, bis durch die kühne Tat des Kolumbus sich der Blick für ungemessene Weiten erschloß. Nächst diesem Entwicklungszentrum für Handel und Schiffahrt erschloß sich ein anderes im Gebiet der Monsunwinde. An einer Fülle von Beispielen erörterte der Vortragende nun die Wechselbeziehungen zwischen Menschheit und Meer, die sich bei Natur- wie bei Kulturvölkern mehr oder weniger ausgeprägt haben, und wußte in diese Schilderungen lebensfrische Bilder von seinen persönlichen Eindrücken auf weiten Seefahrten einzuflechten.

Den mächtigsten Einfluß aber übte das Meer insofern auf die Menschheit aus, als es durch den Welthandel die Wirtschaft der einzelnen Völkerkreise zur Weltwirtschaft zusammenfügte,

auch eine geistige Verbindung der räumlich getrennten Volksstämme zu Wege brachte. Nur ein Homer konnte die Salzflut „unfruchtbar“ nennen; er ahnte nicht, welche gewaltigen, nie versiegenden Schätze sie dem Menschen unaufhörlich gibt. Heute finden wir die verkehrsreichsten Siedelungen, die dem Welthandel als Häfen dienen, große Werften und Industriestätten an den Grenzen zwischen Land und Meer.

Zum Schluß erläuterte der Vortragende noch die Bedeutung des Weltmeeres für den Staat, dem es drei notwendige Güter beschert: Unabhängigkeit, Einheit und Macht. Er wies die Richtigkeit an den modernen Kulturstaaten nach, wie England, den Vereinigten Staaten und am eigenen Vaterlande. Erst unser aufblühender Seehandel hat uns zur Verflechtung mit der weiten Welt geführt. Heute streicht keine Hansa mehr unmutig die Flagge, denn hinter unserem Welthandel steht ein einiges mächtiges Reich, dessen Kaiser zielbewußt vorwärts schaut, für den auch unseres Reiches Herrlichkeit fest verankert im Weltmeer liegt.

In der vierten ordentlichen Sitzung am 13. Dezember hielt der Herr Vizepräsident Gymnasialdirektor Dr. Thiele Vortrag über „Die Erfurtische Geschichtsschreibung im Mittelalter und der Erphurdianus Antiquitatum Variloquus nebst Vermutung über seinen Verfasser.“ Der Vortragende bot hier einen Ausschnitt seiner neuesten lokalgeschichtlichen Studien im Anschluß an die von ihm veranstaltete Neuherausgabe des hochinteressanten Erfurtischen Geschichtswerks, das unter dem Namen „Variloquus“ bekannt ist. Des Näheren sei auf die Thielesche Bearbeitung des Variloquus, herausgegeben von der historischen Kommission für die Provinz Sachsen, 42. Band der „Geschichtsquellen der Provinz Sachsen“, Halle 1906, und die vorangeschickte ausführliche Einleitung des Verfassers verwiesen.

In der fünften ordentlichen Sitzung vom 13. Januar 1906, welche in der Wohnung des Vortragenden abgehalten wurde, hielt Herr Dr. med. Axmann einen „Experimentalvortrag aus dem Gebiete der Aktinotherapie unter besonderer Berücksichtigung der Entdeckungen des Vortragenden.“ Über den hochinteressanten Vortrag liegt von der Hand des Herrn Dr. med. Reißner der folgende Bericht vor. Der Herr Vortragende stellte zunächst eine Frau

vor, bei welcher er einen Lupus (Hauttuberkulose) des Gesichts durch Lichtbehandlung zur Heilung gebracht hatte. Die anwesenden ärztlichen Mitglieder der Akademie konnten bestätigen, daß die Heilung dieser Erkrankung in kosmetisch vorzüglicher Weise gelungen war und zwar war hierbei die weiter unten erwähnte Uviol- und Original-Finsenbehandlung kombiniert angewandt.

Vor der eigentlichen Demonstration gab Herr Dr. Axmann einige kurze theoretische Erläuterungen. Er bezeichnete als Aktinotherapie die Lehre von der Behandlung mittels verschiedener Arten von Strahlen und zwar einerseits solcher Strahlen, die durch Wellenbewegung entstehen, andererseits von korpuskulären Strahlen.

Von ersteren sind es die kurzwelligen, ultravioletten Strahlen, welche starke chemische Wirkung hervorbringen und sich daher besonders für die sogenannte Lichtbehandlung eignen. Als eine wertvolle Ergänzung der von Finsen begründeten Lichttherapie ist hierbei die von Dr. Schott, dem Leiter des bekannten Glaswerkes in Jena, hergestellte Uviol- (d. h. ultraviolett) Lampe zu betrachten. Man wußte schon früher, daß der in dieser Lampe verwendete leuchtende Quecksilberdampf außerordentlich reich an ultravioletten Strahlen ist, es gelang aber nicht, diese Strahlen zur praktischen Verwendung zu bringen, da dieselben schon durch gewöhnliches Glas absorbiert werden, und Bergkristall, welches sie durchläßt, für den gewöhnlichen Gebrauch viel zu teuer ist. Erst Herrn Dr. Schott in Jena gelang es, ein Glas zu konstruieren, welches die wirksamen Strahlen durchläßt.

Die Wirkung der korpuskulären Strahlen im Röntgen- und Radiumlicht und anderen Lichtarten wurde verglichen mit der Wirkung kleiner Geschosse, welche explodieren und sich vermutlich bei dieser Gelegenheit in Strahlen anderer Art umsetzen. Dieser Vergleich bezieht sich auf die entsprechende Tiefenwirkung.

Hierauf wurde eine Anzahl größtenteils vom Vortragenden selbst erfundener und konstruierter Apparate vorgezeigt und in ihren Wirkungen vorgeführt, welche der Behandlung teils von Nervenerkrankungen, teils von Hauterkrankungen, sowie gewisser Allgemeinerkrankungen dienen sollen.

Der zunächst vorgeführte magnetelektrische Apparat sendet in jeder Minute annähernd 5000 Wellen von ohngefähr 5000 km

Wellenlänge aus. Eine größere Reihe von Experimenten erwies die sehr erhebliche mechanische Wirkung der erregten Wellen. In geringer Entfernung vom Apparat konnte man am eigenen Körper eine erhebliche Erschütterung deutlich wahrnehmen; die Nadel des Galvanometers wurde in so schnelle Kreisung versetzt, daß sie für das Auge verschwand; eine Metallkugel geriet in schnelle Rotation nach verschiedenen Richtungen je nach der Stellung zu den ausgesandten Strahlen; Eisenfeilspäne ordneten sich strahlenförmig an usw. Erwähnenswert ist hierbei das von Dr. Axmann entdeckte und in der physikalischen Zeitschrift 1904, Nr. 17 beschriebene eigentümliche Drehmoment.

Der Apparat eignet sich in erster Linie zur Behandlung von Neuralgien, welche auch in schweren Fällen oft zur Heilung kamen.

Hierauf wurde die Uviollampe und die verwandte Fluoreszenzlampe demonstriert. Die Uviollampe hat stark gefäßerweiternde Wirkungen und eignet sich daher z. B. zur Behandlung vieler Hautkrankheiten und mancher Formen von Kahlköpfigkeit; die stark bakterientötende Wirkung wird mit Vorteil benutzt bei der Behandlung von parasitären Hauterkrankungen; oberflächliche Hautgeschwülste werden zur Zerstörung gebracht.

Hierbei konnte der Vortragende mit Recht auf die von ihm begründete und ausgebildete Uviolbehandlung besonders im Hinblick auf die Heilresultate bei schwer heilenden alten Wunden in auffallend kurzer Zeit als einzig hinweisen.

Hochinteressant ist die Auslöschung der Farben durch diese Lampen, alle Gegenstände haben eine violette Färbung. Beim Licht der Fluoreszenzlampe entstehen keine deutlichen Bilder auf der Netzhaut; alle Gegenstände erscheinen in unbestimmten Umrissen, weil die Strahlen in unregelmäßiger Weise gebrochen werden.

Die Fluoreszenzwirkungen auf gewisse fluoreszierende Flüssigkeiten sind von einer Schönheit und Intensität, wie sie auf keine andere Weise erreicht werden können.

Die Zuhörer konnten sich weiterhin überzeugen von einer äußerst merkwürdigen Beeinflussung der Uviollampe durch die Wellen des magnet-elektrischen Apparates, das Licht der Uviollampe wurde in deutliche flackernde Bewegung gebracht. Auch dieser Versuch wurde zuerst vom Vortragenden ausgeführt und bekannt gegeben.

Großes Interesse erregte die Original-Finsenlampe mit der vom Vortragenden erfundenen Zirkularkühlung, deren Einrichtung in ausführlicher Weise erklärt wurde.

Zum Schluß demonstrierte Herr Dr. Axmann das von ihm erfundene sogenannte Radiophor, einen Stoff, welcher radioaktiv, unbegrenzt haltbar, erhebliche Radiumwirkungen bei relativer Billigkeit erzielt, vor allen Dingen aber sich in jede Form bringen und unmittelbar in Körperhöhlen, Geschwülste usw. einführen läßt.

In der zweiten öffentlichen Festversammlung am 26. Januar 1906 zur Vorfeier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs in der Aula des königl. Gymnasiums hielt der Sekretär der Akademie D. Oergel den Festvortrag über das Thema: „Bilder aus Erfurts Franzosenzeit.“ Die Schicksale der Universität und der Akademie fanden darin vorzugsweise Berücksichtigung. Die Arbeit ist in erweiterter Gestalt und mit urkundlichen Beilagen unter dem Titel: „Universität und Akademie zu Erfurt unter der Fremdherrschaft. 1806—1814“ in gegenwärtigem Jahrbuch zum Abdruck gelangt, S. 227—283.

In der sechsten ordentlichen Sitzung am 14. Februar sprach Herr Sanitätsrat Dr. Loth über „Dr. Joh. Wilh. Baumer, den ersten Sekretär der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt“. Der Vortrag, eine wertvolle Ergänzung der neueren Arbeiten über die Geschichte der Akademie, ist abgedruckt S. 91—127 dieses Jahrbuchs.

In der siebenten ordentlichen Sitzung am 21. März trug der Sekretär der Akademie D. Oergel unter dem Titel „Beiträge zur Geschichte des Erfurter Humanismus“ eine Besprechung der beiden neuerdings erschienenen Schriften: „Die Universität Erfurt im Zeitalter des Frühhumanismus“ von Gustav Bauch (Breslau 1904) und „die Verfasser der Epistolae obscurorum virorum“ von Walther Brecht (Straßburg 1904) vor. So sehr der Vortragende die Verdienste beider Arbeiten um die Aufhellung der humanistischen Periode Erfurts anerkannte, konnte er doch im einzelnen manche Berichtigung und Ergänzung bieten. Die Besprechung ist unter dem Titel „Zwei neue Werke über den Erfurter Humanismus“ im neuesten Heft (XXVI.) der Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt zum Abdruck gelangt.

In der schon oben S. III erwähnten öffentlichen Trauer-

versammlung vom 17. September für den verewigten Prinzen Albrecht von Preußen, Präsidenten der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, hielt der Sekretär die Gedächtnisrede, in der er in kurzen Zügen das gemeinnützige Leben und Streben des hohen Entschlafenen zu schildern suchte.

In der achten ordentlichen Sitzung am 19. September endlich trug Herr Senior D. Dr. Bärwinkel vor: „Einige Bemerkungen zur modernen Philosophie, Theologie und Naturwissenschaft." Der sich mit der neuesten Literatur beschäftigende und wohlberechtigte Kritik übende Vortrag wird durch anderweitigen Abdruck weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden.

An die im geschlossenen Kreise der Mitglieder in ordentlichen Sitzungen gehaltenen Vorträge schloß sich in der Regel eine lebhafte und anregende Diskussion an, was naturgemäß bei den Vorträgen in öffentlicher Sitzung ausgeschlossen war.

IV. Verzeichnis der Mitglieder der Akademie Ende September 1906.[1]

Gesamtzahl: 204.

---

a. Präsidium.

Vacat.

b. Ehrenmitglieder (26).

Seine Königliche Hoheit der Großherzog Friedrich von Baden. 1902.

Seine Königliche Hoheit der Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen. 1901.

Seine Hoheit der Herzog Georg von Sachsen-Meiningen. 1902.

---

[1]) Die den einzelnen Namen beigefügten Ziffern bedeuten das Jahr der Aufnahme.

Seine Königliche Hoheit der Herzog Karl Eduard von Sachsen-Koburg und Gotha. 1905.

Seine Durchlaucht der Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg. 1902.

Seine Exzellenz der Staatsminister Herr Dr. Studt, Chef des Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten in Berlin. 1904.

Seine Exzellenz der Staatsminister Herr Freiherr von Rheinbaben, Chef des Finanzministeriums in Berlin. 1904.

Seine Exzellenz der Staatsminister Herr Dr. jur. von Bötticher, Oberpräsident a. D. der Provinz Sachsen, Domherr zu Naumburg a. S. 1901.

Seine Exzellenz der Staatsminister Herr Dr. Freiherr Lucius von Ballhausen auf Kleinballhausen. 1891.

Seine Exzellenz der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat Herr Dr. Althoff, Direktor der 1. Abteilung für die Unterrichts- und Kunst-Angelegenheiten im Kultusministerium zu Berlin. 1904.

Seine Exzellenz der Wirkliche Geheime Rat Herr Dr. Kuno Fischer, ordentlicher Universitätsprofessor zu Heidelberg. 1897.

Herr Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat von Brauchitsch, Regierungspräsident a. D., auf Mittel-Gerlachsheim bei Marklissa in Schlesien. 1891.

„ Oberpräsident der Provinz Schleswig-Holstein von Dewitz in Schleswig. 1899.

„ Regierungspräsident von Fidler in Erfurt. 1904.

„ Graf von Wintzingerode, Landeshauptmann der Provinz Sachsen a. D., auf Schloß Bodenstein bei Wintzingerode. 1894.

„ Geheimer Oberregierungsrat D. Dr. Wilh. Schrader, Kurator a. D. der vereinigten Friedrich-Universität Halle-Wittenberg zu Halle a. S. 1894.

„ Geheimer Regierungs- und Obermedizinalrat Dr. med. Schuchardt in Gotha. 1868.

„ Dr. phil. et jur. Theodor Ritter von Sickel, ordentlicher Universitätsprofessor und Direktor des Istituto Austriaco di studii storici in Rom a. D., zu Meran. 1897.

„ Geh. Kirchenrat D. Dr. Adolf Hilgenfeld, ordentlicher Universitätsprofessor zu Jena. 1897.

Herr Dr. phil. August Baumeister, Kaiserlicher Ministerialrat z. D. zu München. 1899.

„ Ober- und Geheimer Regierungsrat Trosien, Direktor des Königl. Provinzialschulkollegiums zu Magdeburg. 1901.

„ Geheimer Hofrat Dr. Karl Ruland, Vorsitzender der Goethe-Gesellschaft und Direktor des Goethe-National-Museums zu Weimar. 1894.

„ Johann Wilhelm Hittorf, ordentl. Professor der Chemie und Physik an der Universität zu Münster. 1904.

„ Professor D. Martin Kähler, Senior der theologischen Fakultät zu Halle a. S. 1904.

„ Geh. Justizrat Dr. jur. Heinrich Dernburg, ordentlicher Universitätsprofessor und Mitglied des Herrenhauses, zu Berlin. 1904.

„ Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat D. Dr. Harnack, ordentl. Professor der Theologie und Generaldirektor der Königl. Bibliothek zu Berlin. 1904.

c. Mitglieder des Senates (10).

(Sämtlich in Erfurt.)

Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele, Vizepräsident der Akademie. 1892.

„ Pastor em. D. Oergel, Sekretär der Akademie. 1891.

„ Sanitätsrat Dr. Loth, Rendant der Akademie. 1893.

„ Gymnasialprofessor Dr. Emil Stange, Bibliothekar der Akademie. 1891.

„ Realgymnasialdirektor Professor Dr. Zange. 1891.

„ Senior, Superintendent und Pastor D. Dr. Bärwinkel. 1891.

„ Oberbürgermeister Dr. jur. Schmidt. 1897.

„ Oberrealschuldirektor Dr. Venediger. 1892.

„ Realgymnasialprofessor Schubring. 1877.

„ Verwaltungsgerichts-Direktor Jordan. 1902.

d. Ordentliche Mitglieder (45).[1]

(Sämtlich in Erfurt.)

Herr Oberrealschulprofessor Apel. 1897.

„ Dr. med. Axmann, praktischer Arzt. 1899.

---

[1]) Die Reihenfolge ist hier, wie unter e, nach dem Alphabet bestimmt.

Herr Amtsgerichtsrat Becker. 1897.
„ Gymnasialprofessor Dr. Beermann. 1896.
„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. Bernhardt. 1877.
„ Regierungs- und Baurat Boie. 1899.
„ Schulrat Dr. Brinckmann, Direktor der Königin Luise-Schule. 1897.
„ Gymnasialprofessor Dr. Brünnert. 1892.
„ Gymnasialprofessor Dr. Cramer. 1897.
„ Oberrealschuloberlehrer Dischner. 1897.
„ Pastor Dr. Fischer. 1904.
„ Oberregierungsrat a. D. Dr. jur. Geutebrück. 1889.
„ Stadtschulrat Dr. Gutsche. 1904.
„ Geschichts- und Porträtmaler Eduard von Hagen. 1891.
„ Realgymnasialprofessor Hellmann. 1897.
„ Realgymnasialprofessor Dr. Herwig. 1898.
„ Regierungs- und Medizinalrat Dr. Heydloff. 1904.
„ Gymnasialprofessor Hugo Hoffmann. 1901.
„ Justizrat Huschke. 1895.
„ Regierungsrat Johannes. 1906.
„ Stadtrat Kappelmann. 1902.
„ Realgymnasialprofessor Dr. Krauth. 1904.
„ Oberstleutnant a. D. Kubale. 1899.
„ Bürgermeister a. D. Ernst Lange. 1902.
„ Geheimer Kommerzienrat Ferdinand Lucius. 1893.
„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. Lüttge. 1903.
„ Geheimer Baurat Neumann. 1895.
„ Stadtarchivar Dr. phil. Overmann. 1903.
„ Gymnasialprofessor Dr. Pöhlig. 1899.
„ Oberregierungsrat Dr. jur. Pohle. 1898.
„ Dr. med. Reißner, praktischer Arzt. 1901.
„ Pfarrer Richard Scheibe. 1898.
„ Realgymnasialprofessor Dr. Schmitz. 1877.
„ Realgymnasialprofessor Dr. Schneider. 1905.
„ Ober- und Geheimer Regierungsrat a. D. Scholtz. 1897.
„ Justizrat Schröer. 1904.
„ Generalmajor z. D. Freiherr von Schroetter. 1900.
„ Pastor Lic. Dr. Gustav Schulze. 1889.
„ Gymnasialprofessor Karl Schulze. 1897.
„ Geh. Sanitätsrat Dr. Schwenkenbecher. 1893.
„ Professor Dr. med. Stacke. 1898.

Herr Gymnasialprofessor Dr. Thimme. 1904.
„ Landrat Dr. jur. Voigt. 1903.
„ Justizrat Dr. jur. Weydemann. 1894.
„ Sanitätsrat Dr. med. Zschiesche, Direktor der Provinzial-Hebammenlehr- und Entbindungs-Anstalt. 1893.

e. Auswärtige Mitglieder (123).[1])

Herr Pastor Lic. theol. Albrecht in Naumburg a. S. 1895.
„ Gymnasialprofessor Dr. Anemüller in Detmold. 1906.
„ Universitätsprofessor D. Dr. Baentsch in Jena. 1892.
„ Geheimer Oberschulrat Dr. von Bamberg, Gymnasialdirektor zu Gotha. 1899.
„ Amtsgerichtsrat Bartolomaeus in Krotoschin.
Seine Exzellenz der Wirkliche Geheime Rat Herr Dr. med. von Behring, ordentlicher Universitätsprofessor in Marburg. 1894.
Herr Landgerichtsrat Dr. jur. Béringuier in Berlin. 1889.
„ Geh. Oberregierungsrat Kammerherr Graf von Bernstorff in Berlin. 1892.
„ Professor Dr. Biereye, Rektor der Klosterschule in Roßleben. 1903.
„ Geheimer Medizinalrat Dr. med. Binswanger, ordentl. Universitätsprofessor in Jena. 1904.
„ Professor Bithorn, Stiftssuperintendent und Erster Domprediger in Merseburg. 1894.
„ Landrat von Bloedau in Arnstadt. 1904.
„ Landgerichtsdirektor Dr. jur. Bockenheimer in Mainz. 1902.
„ Geheimer Hofrat von Bojanowski, Oberbibliothekar in Weimar. 1899.
„ Bibliotheksdirektor Dr. phil. Brandis in Jena. 1906.
„ Universitätsprofessor Dr. Kurt Breysig in Berlin-Schmargendorf. 1894.
„ Universitätsprofessor Dr. Brode in Halle a. S. 1894.
„ Leutnant a. D. Brunckow, Schriftsteller in Dessau. 1880.

---

[1]) Wir bitten die verehrten Mitglieder dringend, uns von jeder eintretenden Veränderung des Wohnortes oder des Titels Kenntnis zu geben.

Der Sekretär der Akademie.

Herr Geh. Hofrat Dr. phil. Burkhardt, Großherzogl. Archivdirektor und Herzogl. Sächsischer Archivar zu Weimar. 1899.

„ Geh. Regierungsrat Dr. phil. Conrad, ordentlicher Universitätsprofessor in Halle a. S. 1894.

„ Gymnasialprofessor Dr. Dobenecker in Jena. 1897.

„ Professor Dr. phil. et jur. W. Dörpfeld, erster Sekretär des Kaiserl. deutschen Archäologischen Instituts zu Athen. 1904.

„ Universitätsprofessor D. Ecke in Bonn a. Rh. 1899.

„ Professor Dr. phil. Ehwald, Oberbibliothekar in Gotha. 1900.

„ Oberbaurat Otto Erlardsen in Sondershausen. 1906.

„ Geh. Hofrat Dr. phil. Eucken, ordentl. Universitätsprofessor in Jena. 1894.

„ Militäroberpfarrer R. Falke in Frankfurt a. M. 1894.

„ Gymnasialprofessor a. D. Dr. Hermann Fechner in Breslau. 1860.

„ Oberleutnant a. D. Karl Wilhelm Theodor Fischer in München. 1902.

„ Geh. Regierungsrat D. Dr. Fries, Universitätsprofessor und Direktor der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S. 1899.

„ Regierungs- und Schulrat Dr. Funck, Gymnasialdirektor in Sondershausen. 1900.

„ Professor Dr. phil. Georges, Herzogl. Bibliothekar und Vorsteher des Herzogl. Haus- und Staatsarchivs in Gotha. 1899.

„ Dr. phil. Alfred Götze, Direktorial-Assistent am Königl. Museum für Völkerkunde in Berlin. 1901.

„ D. Georg Graue, Superintendent a. D. in Nordhausen. 1903.

„ Dr. Hermann Größler, Gymnasialprofessor a. D. in Eisleben. 1899.

„ Dr. phil. Otto Harnack, ordentl. Professor der Literaturgeschichte an der technischen Hochschule in Stuttgart. 1904.

„ Geh. Kirchenrat D. Dr. jur. et phil. Hauck, ordentlicher Universitätsprofessor in Leipzig-Gohlis. 1904.

„ Universitätsprofessor Dr. phil. Heinrich Hilgenfeld in Jena. 1903.

Herr Konsistorialrat D. Haupt, ordentl. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1893.

„ Konsistorialrat Dr. Heine, Militäroberpfarrer in Königsberg i. P. 1891.

„ Pfarrer Johannes Heinzelmann zu Villach in Kärnten. 1902.

„ Konsistorialrat Dr. Hermens, Militäroberpfarrer in Magdeburg. 1897.

„ Geheimer Regierungsrat Herrmann, Provinzialschulrat in Berlin. 1894.

„ Geh. Ober-Justizrat Herrmann, Landgerichtspräsident in Nordhausen. 1894.

„ Gymnasialprofessor Dr. E. Hesse in Magdeburg. 1885.

„ K. K. Schulrat Dr. Hintner, Gymnasialprofessor a. D. in Wien. 1894.

„ Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Holder-Egger in Berlin. 1906.

„ Universitätsprofessor Dr. phil. Heinr. Hübschmann in Straßburg. 1875.

„ Professor Dr. phil. Hülsen, Sekretär des Kaiserlich deutschen archäologischen Instituts zu Rom. 1904.

„ Dekan Lic. theol. Hummel in Crailsheim in Württemberg. 1893.

„ Archivrat Dr. Jacobs, Fürstlicher Archivar und Bibliothekar in Wernigerode. 1899.

„ Landgerichtsdirektor Dr. jur. Friedr. Jacobsen in Flensburg. 1892.

„ Schulrat Dr. phil. Fritz Jonas, Stadtschulinspektor in Berlin. 1901.

„ D. Dr. Kautzsch, ordentl. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1904.

„ Konsistorialrat D. Kawerau, ordentl. Universitätsprofessor in Breslau. 1898.

„ Dr. jur. et phil. Stephan Kekule von Stradonitz, Kammerherr S. D. des Fürsten zu Schaumburg-Lippe, in Berlin-Großlichterfelde. 1901.

„ Geheimer Archivrat Dr. phil. Ludwig Keller in Charlottenburg. 1894.

„ Studienrat Dr. Georg Kerschensteiner in München. 1901.

Herr Geheimer Regierungsrat Dr. phil. Alfred Kirchhoff, ordentlicher Universitätsprofessor a. D. zu Mockau bei Leipzig. 1894.
„ Kaiserlicher Geheimer Regierungsrat Klewitz in Berlin. 1898.
„ Oberrealschuldirektor Dr. Knabe in Marburg. 1896.
„ Geheimer Legationsrat Dr. jur. Knappe, General-Konsul a. D. in Berlin. 1900.
„ D. Dr. Kolde, ordentl. Universitätsprofessor in Erlangen. 1898.
„ Geheimer Sanitätsrat Dr. med. Köster in Naumburg a. S. 1898.
„ Professor Dr. Paul Koetschau, Gymnasialdirektor in Eisenach. 1905.
„ Gymnasialprofessor Dr. Johannes Kreutzer in Köln a. Rh. 1902.
„ Kirchenrat Dr. Kroner in Stuttgart. 1865.
„ Geheimer Hofrat Dr. Karl Lamprecht, ordentl. Universitätsprofessor in Leipzig. 1904.
„ Geheimer Regierungsrat Leuchtenberger, Direktor des Königl. Wilhelmsgymnasiums in Berlin. 1889.
„ Dr. phil. Georg Liebe, Königl. Archivar in Magdeburg. 1897.
„ Geh. Regierungsrat Dr. Th. Lindner, ordentl. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1894.
„ Geh. Justizrat Dr. Franz von Liszt, ordentl. Universitätsprofessor in Charlottenburg. 1893.
„ Geheimer Baurat Lochner in Berlin. 1897.
„ D. Dr. Loofs, ordentl. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1900.
„ Superintendent und Oberpfarrer Dr. Ottomar Lorenz in Weißenfels. 1886.
„ Justizrat Dr. jur. Martinius in Naumburg a. S. 1894.
„ Geh. Schulrat Professor Dr. Menge in Oldenburg. 1899.
„ Archivar Francisco Mestre y Noé in Tortosa in Spanien. 1899.
„ Archivrat Dr. Paul Mitzschke in Weimar. 1901.
„ Geheimer Regierungsrat Dr. Muff, Universitätsprofessor und Rektor der Königl. Landesschule Pforta. 1898.
„ Gymnasialdirektor Dr. Neubauer in Frankfurt a. M. 1902.

Herr Dr. phil. Karl Johs. Neumann, ordentlicher Universitätsprofessor in Straßburg. 1897.
„ D. Dr. Nippold, ordentl. Universitätsprofessor in Jena. 1894.
„ Generalmajor z. D. Oberg in Naumburg a. S. 1894.
„ Nobile Dottore Pietro da Ponte, Membro della R. Deputazione di Storia Patria in Brescia. 1879.
„ Geh. Hofrat Dr. med. Pfeiffer, Vorsitzender des Thüringer Ärztevereins, in Weimar. 1904.
„ Professor Dr. Quidde, Oberlehrer a. D. in Georgental i. Thür. 1863.
„ Dr. phil. A. Rausch, Rektor der Lateinischen Hauptschule und Kondirektor der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S. 1901.
„ Dr. phil. Fritz Regel, Universitätsprofessor in Würzburg. 1898.
„ Dr. phil. Wilhelm Rein, Universitätsprofessor in Jena. 1898.
„ Geh. Regierungsrat Dr. phil. Oskar Schade, ordentlicher Universitätsprofessor in Königsberg i. Pr. 1906.
„ Professor Friedrich Schaper, Bildhauer in Berlin. 1904.
„ D. Schauerte, Propst und bischöflicher Kommissar in Magdeburg. 1898.
„ Militäroberpfarrer Schaumann in Posen. 1901.
„ Geh. Hofrat Dr. phil. Scheibner, ordentl. Universitätsprofessor in Leipzig. 1860.
„ Geheimer Oberregierungsrat Dr. F. Schmidt, vortragender Rat im Kultusministerium, in Berlin-Steglitz. 1904.
„ Dr. phil. Georg Schmidt, Pastor em. in Halle a. S. 1894.
„ Dr. phil. Max Georg Schmidt, Oberlehrer an der Oberrealschule in Marburg. 1901.
„ Gymnasialoberlehrer Dr. F. Schreiber in Roßleben. 1891.
„ Wirklicher Geh. Rat Dr. med. Schultze, ordentl. Universitätsprofessor in Jena. 1873.
„ Lic. theol. Dr. phil. Schwarzlose, Erster Pfarrer an St. Katharinen in Frankfurt a. M. 1891.
„ Geh. Hofrat Dr. phil. Eduard Sievers, ordentl. Universitätsprofessor in Leipzig. 1894.
„ Geheimer Justizrat Dr. jur. et phil. R. Stammler, ordentl. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1904.

Herr Geh. Medizinalrat Dr. R. Stintzing, ordentl. Universitätsprofessor in Jena. 1894.

„ Dr. phil. Hermann Suchier, ordentl. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1899.

„ Geh. Hofrat Professor Dr. Suphan, Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar. 1894.

„ Professor Dr. Thiele, Gymnasialoberlehrer a. D. in Halle a. S. 1893.

„ Geheimer Hofrat Dr. jur. Thon, ordentlicher Universitätsprofessor in Jena. 1894.

„ Pastor em. Guido Topf in Groß-Salze. 1892.

„ Geh. Postrat W. P. Tuckermann in Charlottenburg. 1873.

„ Wolf von Tümpling, Kaiserlicher Legationsrat in Thalstein bei Jena. 1897.

„ Professor Voigt, Provinzialschulrat in Friedenau-Berlin. 1898.

„ Realgymnasialprofessor Dr. Max Voretzsch in Altenburg. 1895.

„ Dr. phil. Wangerin, ordentl. Universitätsprofessor, Präsident der Leopoldina, in Halle a. S. 1904.

„ Universitätsprofessor D. Warneck in Halle a. S. 1892.

„ Dr. med. Weitemeyer, Augenarzt in München. 1899.

„ D. Dr. Wendt, ordentl. Universitätsprofessor in Jena. 1905.

„ Dr. K. Wiedenfeld, Professor der Staatswissenschaften an der Königl. Akademie zu Posen. 1903.

„ D. Dr. Friedrich Wiegand, ordentl. Universitätsprofessor in Greifswald. 1906.

„ Dr. K. Winderlich, Direktor der städtischen höheren Mädchenschule und des Lehrerinnenseminars zu Görlitz. 1901.

„ Professor D. Leopold Witte in Halle a. S. 1896.

„ Dr. phil. J. Zawodny in Prag. 1897.

„ Geh. Justizrat Dr. jur. Ernst Zitelmann, ordentl. Universitätsprofessor in Bonn. 1904.

V. Verzeichnis der Behörden und Anstalten, wissenschaftlichen Gesellschaften und Vereine, mit denen die Akademie im Tauschverkehr steht.

Gesamtzahl: 122.

A. Europa.

I. Deutsches Reich.

a. Königreich Preussen.

Berlin: Kultusministerium.
Berlin: Königliche Akademie der Wissenschaften (Sitzungsberichte und Abhandlungen).
Berlin: Hufelandische Gesellschaft.
Berlin: Verein für die Geschichte Berlins.
Bonn: Universitätsbibliothek.
Bonn: Verein von Altertumsfreunden im Rheinlande.
Brandenburg a. H.: Historischer Verein.
Breslau: Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur.
Danzig: Naturforschende Gesellschaft.
Danzig: Provinzial - Kommission zur Verwaltung der westpreußischen Provinzial-Museen.
Danzig: Westpreußischer Geschichtsverein.
Düsseldorf: Naturwissenschaftlicher Verein.
Eisleben: Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
Elberfeld: Naturwissenschaftlicher Verein.
Erfurt: Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt.
Erfurt: Königliches Gymnasium.
Erfurt: Königliches Realgymnasium.
Erfurt: Städtische Realschule.
Erfurt: Gewerbeverein.
Erfurt: Gartenbauverein.

Erfurt: Thüringer Wald-Verein.
Frankfurt a. O.: Naturwissenschaftlicher Verein.
Görlitz: Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften.
Göttingen: Königliche Gesellschaft der Wissenschaften.
Greifswald: Rügisch-Pommerscher Geschichtsverein.
Halle a. S.: Kaiserlich Leopoldino-Carolinische deutsche Akademie der Naturforscher.
Halle a. S.: Thüringisch-sächsischer Verein für Erforschung des vaterländischen Altertums und Erhaltung seiner Denkmale.
Halle a. S.: Verein für Erdkunde.
Halle a. S.: Provinzial-Museum.
Hanau: Bezirksverein für hessische Geschichte und Landeskunde.
Hannover: Geographische Gesellschaft.
Hannover: Naturhistorische Gesellschaft.
Kassel: Verein für hessische Geschichte und Landeskunde.
Kassel: Verein für Naturkunde.
Königsberg: Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Lüneburg: Naturwissenschaftlicher Verein.
Marienwerder: Historischer Verein.
Mühlhausen (Thür.): Altertumsverein.
Münster: Verein für die Geschichte Westfalens.
Münster: Provinzialverein für Wissenschaft und Kunst in Westfalen.
Osnabrück: Naturwissenschaftlicher Verein.
Posen: Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.
Stettin: Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Thorn: Kopernikus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Wiesbaden: Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung.
Wiesbaden: Nassauischer Verein für Naturkunde.

b. Deutsche Bundesstaaten außerhalb Preußens.

Altenburg: Geschichts- und altertumsforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Altenburg: Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Ansbach: Historischer Verein für Mittelfranken.

Augsburg: Historischer Kreisverein im Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg.
Braunschweig: Verein für Naturwissenschaft.
Bremen: Historische Gesellschaft des Künstlervereins für Bremische Geschichte und Altertümer.
Bremen: Naturwissenschaftlicher Verein.
Darmstadt: Historischer Verein für das Großherzogtum Hessen.
Detmold: Geschichtliche Abteilung des naturwissenschaftlichen Vereins.
Dresden: Flora, Königlich Sächsische Gesellschaft für Botanik und Gartenbau.
Dresden: Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis.
Erlangen: Universitätsbibliothek.
Giessen: Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.
Hall a. Kocher: Historischer Verein für das Württembergische Franken.
Hamburg: Verein für Hamburgische Geschichte.
Hamburg: Naturwissenschaftlicher Verein.
Hamburg: Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung.
Heidelberg: Historisch-philosophischer Verein.
Hildburghausen: Verein für Sachsen-Meiningische Geschichte und Landeskunde.
Hohenleuben: Vogtländischer altertumsforschender Verein.
Jena: Verein für Thüringische Geschichts- und Altertumskunde.
Meiningen: Hennebergischer altertumsforschender Verein.
München: Königliche Akademie der Wissenschaften.
München: Königliche Staatsbibliothek.
München: Historischer Verein von Oberbayern.
Nürnberg: Germanisches Museum.
Nürnberg: Naturhistorische Gesellschaft.
Schleiz: Geschichts- und altertumsforschender Verein.
Schwerin: Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.
Strassburg i. E.: Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek.
Stuttgart: Württembergischer Altertumsverein.
Stuttgart: Historischer Verein für das Württembergische Franken.
Stuttgart: Württembergische Kommission für Landesgeschichte.
Tübingen: Königl. Universitätsbibliothek.

II. Österreich-Ungarn.

Brünn: Naturforschender Verein.
Hermannstadt: Verein für siebenbürgische Landeskunde.
Krakau: Königliche Akademie der Wissenschaften.
Laibach: Musealverein von Krain.
Linz a. D.: Museum Francisco-Carolinum.
Prag: Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen.
Prag: Naturwissenschaftlich-medizinischer Verein für Böhmen Lotos.
Prag: Lese- und Redehalle der deutschen Studenten.
Preßburg: Verein für Natur- und Heilkunde.
Reichenberg: Verein für Naturfreunde.
Wien: Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
Wien: Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.

III. Andere Staaten Europas.

Basel: Naturforschende Gesellschaft.
Bergen: Museum.
Cherbourg: Société des sciences naturelles.
Christiania: Königliche Universität.
Leeuwarden: Verein für Friesische Geschichte.
Luxemburg: Fauna, Verein Luxemburger Naturfreunde.
Moskau: Kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher.
St. Petersburg: Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
Riga: Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen.
Stockholm: Königliche Akademie der Wissenschaften.
Stockholm: Königliche Vitterhets Historie och Antiquitets Akademie.
Upsala: Königliche Universitätsbibliothek.

B. Amerika.

Boston, Mass.: Society of Natural History.
Buffalo, N. Y.: Society of Natural Sciences.
Chapel Hill, N. C.: Elisha Mitchell Scientific Society.
Chicago, Ill.: Academie of Sciences.

Cincinnati, Ohio: Lloyd Library of Botany etc.
Halifax, N. S.: Nova Scotian Institute of Science.
St. Louis, Mo.: Academy of Science.
St. Louis, Mo.: Missouri Botanical Garden.
Madison, Wisc.: Academy of Sciences, Arts and Letters.
Milwaukee, Wisc.: Natural History Society.
New Haven, Conn.: Academy of Arts and Sciences.
New York City: Academy of Sciences.
New York: State Library.
Philadelphia, Penn.: Academy of Natural Sciences.
Salem, Mass.: Tufts College Library.
San Francisco, Cal.: California Academy of Sciences.
Washington, D. C.: Smithsonian Institution.
Washington, D. C.: U. S. National Museum.

VI. Zuwachs zur Bibliothek der Akademie.

(Abgeschlossen Mai 1906.)

An Geschenken sind der Akademie zugegangen:

a) Von der Königlichen Regierung zu Erfurt:

Wäschke: Das Zerbster Bier. = Neujahrsblatt 30 der Histor. Kommission für die Provinz Sachsen und das Herzogtum Anhalt. Halle 1906.

b) Von Ehrenmitgliedern:

Von Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog von Baden: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. N. F. Bd. 20. Heidelberg 1905. — Hauck: Rupprecht der Kavalier Pfalzgraf bei Rhein (1619—1682). = Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission. N. F. Nr. 9. 1906. — Oberrheinische Stadtrechte. I. Fränkische Rechte. 7. Heft. Heidelberg 1906.

c) Von Mitgliedern in Erfurt:

Bernhardt: Bruder Berthold von Regensburg. Erfurt 1905.

Hoffmann: Staatseinrichtungen des römischen Kaiserreichs in gemeinfaßlicher Darstellung von A. Chudzinski = Gymnasialbibliothek, Heft 39. Gütersloh 1905. — Aristoteles' Lehre vom Staat von O. Weißenfels. = Gymnasialbibliothek, Heft 40. Gütersloh 1906. — Schiller als Vertreter des Idealismus. Festrede. Erfurt 1906.

Kappelmann: Johann Freiherr zu Schwarzenberg von Willy Scheel. Berlin 1905.

Loth: Die Entwicklung der Anatomie, Chirurgie und Geburtshilfe auf der Universität Erfurt = Korrespondenzblätter 1905.

Schaumann: Mitteilungen für die evangelischen Geistlichen der Armee und der Marine, 30. Jahrgang. 1905.

Stange, E.: Die Enzyklopädie des Arnoldus Saxo. 1. Teil. Erfurt 1905. 2.—4. Teil. 1906. — Zwei Stammbücher des 17. Jahrhunderts 1. des Frh. Johann Georg von Wartenberg, 2. des Herrn Georg Eberhard v. Boyneburg. = S. A. aus Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt. 26. Heft. 1906.

Thiele: Schülerkommentar zur Auswahl aus Ciceros rhetorischen Schriften. Leipzig und Wien 1905.

Zange: Konfessionelle oder Simultanschule? = Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Bd. 30, Heft 6. Stuttgart 1905. — Das Johannesevangelium oder Christentum und Griechentum, Evangelium und moderne Weltanschauung. = Leitfaden für den evangelischen Religionsunterricht. Heft 6. Gütersloh 1905.

d) Von auswärtigen Mitgliedern:

Albrecht: Zur Bibliographie und Textkritik des kleinen Lutherischen Katechismus (Fortsetzung), im Archiv für Reformationsgeschichte. II, 3. Berlin 1905. — Der kleine Katechismus M. Luthers nach der Ausgabe vom J. 1536. Halle 1905.

Althof: Waltharii Poesis. 2. Teil. Kommentar. Leipzig 1905.

Anemüller: Urkundenbuch des Klosters Paulinzelle. 1. Heft. Jena 1889. 2. Heft. 1905.

Biereye: Geschichte der Stadt Erfurt. 12. Lieferung. Erfurt 1905.
Bockenheimer: Kurmainz im Fürstenbunde. Mainz 1905.
Ehwald: Besprechung von Ullrichs Benutzung und Einrichtung der Lehrerbibliotheken an höheren Schulen, im Zentralblatt für Bibliothekswesen. 1905.
Gilbert: Reiseberichte des Komitees zur Veranstaltung ärztlicher Studienreisen. 4. Bd. Berlin 1905.
Heinr. Hilgenfeld: Verzeichnis der von Adolf Hilgenfeld verfaßten Schriften. Leipzig 1906.
Kekule von Stradonitz: Über Eintragungen der Taufen unehelicher Kinder aus höheren Ständen in den Kirchbüchern älterer Zeiten unter besonderer Berücksichtigung preußischer Verhältnisse, im Jahrbuch der k. k. heraldischen Gesellschaft Adler. Wien 1905. — Der Handapparat des Ahnenforschers, ebenda 1906.
Kerschensteiner: Die Entwicklung der zeichnerischen Begabung. München 1905.
Kirchhoff: Bericht der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland während der Geschäftsjahre 1903—1905 von F. Hahn. Berlin 1905.
Klewitz: Monatsschrift für deutsche Beamte. 29. Jahrgang. 1905.
Knabe: Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, Gymnasiallehrer, Realschulwesen in Deutschland, in Reins Enzyklopädischem Handbuch der Pädagogik. — Übersicht über die Entwicklung des Realschulwesens in der Provinz Hessen-Nassau, aus Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. Kassel 1893. — Vorgeschichte und Entwicklung der Oberrealschule zu Kassel. Kassel 1893. — Französische Einflüsse auf das deutsche Realschulwesen. Programm der Oberrealschule. Kassel 1895. — Die Oberrealschule zu Marburg. Marburg 1899. — Das neue Gebäude der Oberrealschule. Marburg 1900. — Die einheitlichen Ziele im Schulwesen. Marburg 1902. — Geschichte des deutschen Schulwesens. Leipzig 1905. — Schillers Bedeutung für das deutsche Volk und die deutsche Schule, in Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. Leipzig und Berlin 1905.
Koetschau: Origenes' Werke. Bd. 1—2 = Die griechischen christlichen Schriftsteller. Bd. 2—3. Leipzig 1899.

Martinius: Der Leistungsrückstand nach Vorbehaltszahlung und Eventualaufrechnung. = S.A. aus Archiv für die zivilistische Presse. 1905. — Die Form der kumulativen Schuldübernahme. = S.A. aus Beiträge zur Erläuterung des deutschen Rechts. 49. Jahrgang.

Mitzschke: Eine griechische Kurzschrift aus dem vierten vorchristlichen Jahrhundert. Leipzig 1885. — Stephan Roth, ein Geschwindschreiber des Reformationszeitalters. Berlin 1895.

Scheibner: Zusatz zu Art. 10, S. 163 des 56. Bandes obiger Berichte. Zur Theorie der Tschirnhaus-Transformation. Zur Auflösung der Ikosaëdergleichung. = Abdrücke aus den Berichten der math. phys. Klasse der K. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Sitzung vom 5. 12. 1904, 1. 5. 1905, 4. 12. 1905.

Schultze: Tod des Kindes während der Geburt = S.A. aus Handbuch der Geburtshilfe von F. v. Winkel. Wiesbaden. 1905. — Die Achsendrehung (Cervixtorsion) des myomatösen Uterus. = Sammlung klinischer Vorträge. Nr. 410. Leipzig 1906.

e) Von sonstigen Personen:

Prof. Dr. Gutzmer in Halle: Bericht der Unterrichtskommission der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte über ihre bisherige Tätigkeit. Leipzig 1905.

Charles Janet: Description du matérial d'une petite installation scientifique. I. Limoges 1903. — Anatomie de la tête du Lasius niger. Limoges 1905.

Lucien-Graux: Application de la cryoscopie à l'étude des eaux minérales. Paris 1905.

Ludwig Pincus (Danzig): Atmokausis und Zestokausis. Die Behandlung mit hochgespanntem Wasserdampf in der Gynäkologie. 2. Aufl. Wiesbaden 1906.

Für diese reichlichen und wertvollen Zuwendungen zur Vermehrung unserer Bibliothek sagen wir allen geehrten Einsendern unsern verbindlichsten Dank.

B. Abhandlungen.

Über Berührungen zwischen Deutschland und Serbien in Vergangenheit und Gegenwart.

Von

Lic. Dr. **Schwarzlose,**
Frankfurt a. M.

Unsere Aufmerksamkeit war bis vor kurzem stark nach Ostasien gezogen, wo das ausgedehnteste europäische Reich in unerwartet ernstem Ringen mit der jüngsten Großmacht der Welt kämpfte, mit dem aufstrebenden japanischen Inselvolk. Man konnte beständig von neuem wahrnehmen, wie es die meisten überraschte, daß Japan ein so starker und zielbewußter Gegner war, so auf der Höhe mit seinem Heer und mit seiner Flotte. Was war aber solches Verwundern anders als ein Zugeständnis, daß man von Japan, von seiner Geschichte und Entwicklung, von seinem modernen Streben und von seiner Politik nur wenig oder gar nichts wußte! Und doch werden wir in der Zukunft mit diesem Volke in Politik und Wirtschaftsleben sehr stark zu rechnen haben.

Wir brauchen aber gar nicht bis nach Ostasien zu gehen, um — ich bitte mir das nicht übel zu nehmen — auf gleiche Unkenntnis von Land und Leuten zu stoßen. Solche zu wenig oder nur oberflächlich gekannte und beachtete Gebiete gibt es auch näher, auch in Europa. Zu denselben gehört beispielsweise die Balkanhalbinsel mit ihren einzelnen Staaten, darunter auch derjenige, dem auf den folgenden Zeilen unser Interesse gelten soll, nämlich das Königreich Serbien. Wenn ich das Wagnis unternehme, hierauf Ihre Aufmerksamkeit zu lenken, so ermutigt mich dazu der Umstand, daß die Mitglieder und Freunde unserer Akademie schon einmal im Geiste nach der unteren Donau geführt worden sind. Zu den wertvollsten und lehrreichsten Darbietungen unserer vortrefflichen Jubiläumsfestschrift gehört entschieden die Abhandlung, welche uns vor Augen führt, wie durch die Lebensarbeit eines Hohenzollern der junge rumänische Staat eine hoffnungsreiche Entwicklung nimmt.

Westlich von Rumänien liegt Serbien, das seit dem 6. März 1882 zu den europäischen Königreichen gehört. Die Grenze zwischen beiden Ländern wird durch die Donau gebildet, die sich von dem Felsental bei Orsova, wo die Gebirge Siebenbürgens und Serbiens dicht aneinander herantreten, durch das Eiserne Tor nach Süden wendet. Diese Krümmung des Donaulaufs bringt es mit sich, daß Rumänien nördlich, Serbien dagegen südlich der Donau zu liegen kommt. In diesem Zusammenhange sei gleich eingeflochten, daß eine Fahrt auf der Donau, wo sie die Grenze zwischen Ungarn und Serbien bildet und an beiden Ufern bald groteske Gebirgspartien bald romantisch gelegene Ortschaften und Kastelle darbietet, zu den lohnendsten Reisen gehört. Nur eine Rheinfahrt dürfte die Konkurrenz noch aushalten.

Das Königreich Serbien ist 48303 qkm groß und zählt etwas über 2 $^1/_2$ Millionen Einwohner. Es hat ungefähr die Bevölkerungsstärke wie die Provinz Sachsen bei ziemlich doppelter Ausdehnung. Es ist ein reiches, schönes und interessantes Land, das in seinem Wechsel von Hochgebirge und Tal, von Wald, Flur und Wiesengrund viel Ähnlichkeit mit Tirol oder auch mit Steiermark hat. Seine landschaftlichen Reize und seine ebenso erinnerungsreichen wie romantisch anmutenden Klöster und Ruinen sind freilich noch wenig gekannt. Und doch können sich Smederevo mit seinen Weinbergen, Manasija und Ravanica, Topola in der Schumadija mit dem alten Familiensitz der Karadjordjevitsch, Kloster Preobraženje, Kloster Studenica, die alte Feste Užice, das Bad Kisela Voda und viele andere Stätten mehr den meisten Reisezielen, die in aller Mund sind, würdig zur Seite stellen. Vor allem nicht zu schweigen von Topschider, dem prächtigen Waldpark in der Nähe von Belgrad, den man schon vielfach mit Monte Carlo verglichen hat, und von der Hauptstadt Belgrad selbst, die am Einfluß der Save in die Donau sich malerisch zu den Füßen der alten Zitadelle aufbaut, deren glänzende Felsen und Mauern diesem zu allen Zeiten für hochwichtig erachteten festen Platz den Namen Beligrad, d. h. das weiße Schloß, eintrugen. Belgrad gehört unzweifelhaft zu den Städten, die auf die bewegteste und kriegerischste Vergangenheit zurückblicken können. So weit wir den Spuren der Geschichte nachzugehen vermögen, immer stand hier ein starkes Bollwerk. Als die Römer die Herren im Lande waren, errichteten sie an diesem strategisch wichtigen Punkt das Kastell

Singidunum, das den mösischen Grenzwall eröffnete. Alle Völker, welche das Geschick hierher führte, kämpften um den Besitz der Feste. Am gewaltigsten war das durch 4 Jahrhunderte hindurchgehende Ringen um dieselbe mit den Türken, die erst im Jahre 1867 endgültig aus der Zitadelle abzogen. Wenn man die Geschichte an sich vorüberziehen läßt, dann sieht man keine Übertreibung mehr in dem Ausspruch: „Belgrad ist der blutigste Stein auf dem gesamteuropäischen Kriegsschauplatz." Leider weiß man im Durchschnitt viel zu wenig von der ruhmreichen Vergangenheit des Serbenvolkes, von der Macht, deren es sich einstmals erfreute, von den langwierigen Kämpfen mit den Türken, in denen es verblutete, aber auch den für ganz Europa gefährlichen Gegner ermattete, von der Zähigkeit, mit der es unter vierhundertjährigem Druck sein Nationalbewußtsein sich erhalten und endlich, als vor 100 Jahren die rechte Stunde gekommen, unter Führung gewaltiger Helden, die der Augenblick schuf, sich die langersehnte Freiheit erstritt. Seitdem geht auf wirtschaftlichem, geistigem, militärischem und politischem Gebiet ein Aufwärtsstreben durch das Volk, dem niemand seine Achtung versagen kann, der sich in die Verhältnisse vertieft und die mannigfachen Hemmungen und Schwierigkeiten nicht übersieht, die sich hier allem Fortschritt und jeder selbständigen nationalen Entwicklung entgegenstellten. Zu den Schwierigkeiten, mit denen das aufstrebende Serbenvolk zu kämpfen hat, gehören auch die Vorurteile und falschen Meinungen, die über dasselbe verbreitet sind durch falsche oder tendenziöse Darstellungen in Zeitungen und Büchern. Dieselben sind noch verstärkt worden durch das traurige Ereignis vom 11. Juni 1903. Es wäre aber ungerecht, für dasselbe ein ganzes Volk verantwortlich zu machen, das ehrlich darum ringt, eine geachtete Stellung in der europäischen Völkerfamilie einzunehmen und dessen beste Glieder an den schweren Schicksalsschlägen desselben ohnehin schwer genug tragen. M. E. muß man vielmehr der jungen serbischen Nation alle Anerkennung zollen dafür, daß sie in solcher Ruhe und Ordnung über eine solche Krisis hinweggekommen, und ihr wünschen, daß es der Dynastie Karadjordjevitsch, die den Ruhm hat, zuerst das Freiheitsbanner vor 100 Jahren erhoben zu haben, gelingen möge, im Geiste des liederumwobenen Ahnen an dem Auf- und Ausbau des jungen Staates segensreich zu arbeiten. Ich mache gar kein

Hehl daraus, daß ich mit meinen nachfolgenden Ausführungen nicht bloß einen wissenschaftlichen, sondern auch den praktischen Zweck verbinde, ein gerechtes Urteil über Serbien zu fördern und darzutun, wie der Charakter und das Vorwärtsstreben der Serben alle Achtung verdienen. Zum Beweise dafür, daß nicht allein die vornehmen, sondern auch die geringen serbischen Kreise vollständig in unserer Kulturlinie stehen, möchte ich die persönliche Bemerkung einflechten, daß ich in Berlin verschiedentlich in dem dortigen serbischen Arbeiterverein verkehrt und mich jedesmal von neuem über den Ton und Anstand gefreut habe, der dort herrschte. Auch meine Frau hat stets mit den gleichen Eindrücken an den Festen dieses Vereins teilgenommen.

Diese persönliche Mitteilung erwähnt die Tatsache, daß gegenwärtig in bemerkenswerter Zahl Angehörige des serbischen Volkes gern und lange als Gäste in unserem deutschen Vaterlande weilen, und bringt uns damit an den Gegenstand heran, der im besonderen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen soll; wir wollen den Berührungen nachgehen, die in Vergangenheit und Gegenwart zwischen Deutschland und Serbien aufzufinden sind. Vielleicht werden manche der Ansicht sein, daß sich solche Beziehungen erst neuerdings als eine Folge des modernen Handels und Wandels zwischen beiden Völkern angebahnt haben; dieselben sind jedoch auch in vergangenen Jahrhunderten bis in das Mittelalter hinein nachweisbar. Diese Erkenntnis hat sich mir gelegentlich kirchenhistorischer Studien über die Völker des griechisch-morgenländischen Bekenntnisses aufgedrängt und mein näheres Eingehen auf Serbien und seine Geschichte veranlaßt.

In die Reihe der Völker, welche der griechisch-morgenländischen oder orthodoxen Konfession anhangen, gehört mit seiner überwiegenden Mehrheit auch der serbische Volksstamm hinein, der ein Glied der großen slavischen Völkerfamilie ausmacht. Er wurde im 7. Jahrhundert von den Wogen der Völkerwanderung in die Gebiete getragen, die er noch heute einnimmt. Es ist vorhin schon daran erinnert worden, daß die Römer einst auch dieses Land innehatten. Sie schützten es durch Grenzwall und Kastelle und durchquerten es mit festen Straßen, die sich heute noch teilweise nachweisen lassen. Wir begegnen in Serbien vielerorten den Spuren derselben systematischen Abschließung und Befestigung, wie wir sie in Deutschland vor allem im Limes

des Taunusgebietes entdeckt haben. Ebenso wie Belgrad steht noch mancher andere serbische Ort auf den verschütteten Trümmern einer ehemaligen römischen Niederlassung. Verschiedene solcher alten Römerkolonien, wie z. B. Margum, Viminacium, sind bereits wieder aufgefunden, während andere noch der Erforschung harren. Serbien ist überhaupt reich an gehobenen und noch ungehobenen römischen Altertümern. Die Gebiete, welche der serbische Volksstamm im 7. Jahrhundert besiedelte, sind weit umfangreicher als die Grenzen des heutigen Königreichs. Es sind dies die Länder im Nordwesten der Balkanhalbinsel, die sich südlich von Save und Donau bis zu den nordalbanischen Bergen hinziehen. Politisch gehören dazu heute außer dem Königreich Serbien das Fürstentum Montenegro, Bosnien, Herzegovina, Altserbien, Teile von Nordalbanien, Nordmazedonien und Dalmatien; aber auch nördlich der Save, in Kroatien, Slavonien und Syrmien sowie in Südungarn, vornehmlich im Banat wohnen hauptsächlich Serben. Wichtige Territorien mit rein serbischer Bevölkerung und lebhafter Erinnerung an die einstige Verbundenheit und gemeinsame Geschichte sind heute außerhalb des Königreiches, welches den nationalen Namen trägt. Es ist nicht verwunderlich, daß dieses Getrenntsein von beiden Teilen schmerzhaft empfunden wird, und manche Unruhe der Balkanhalbinsel, von der die Kunde zu uns dringt, wurzelt letzthin in diesem Mißverhältnis. Heute dürften 7—8 Millionen Menschen dem kriegerischen und zähen Serbenstamme angehören. Das Christentum lernten die Serben, wie es sich bei der geographischen Lage ihrer Wohnsitze von selbst ergab, sowohl von der abendländischen wie von der morgenländischen Seite her kennen. Hier waren es die romanischen Küstenstädte Dalmatiens, dort Byzanz und Bulgarien, welche das Eindringen der christlichen Lehren vermittelten. Die Einflüsse auf beiden Seiten waren ursprünglich gleich stark, so daß es nicht hätte wundernehmen dürfen, wenn sich die Serben insgesamt der abendländischen Form des Christentums zugewandt hätten. Die ersten Jahrhunderte der serbischen Geschichte berichten wiederholt von Beziehungen zum römischen Bischof, und die regen Handelsverbindungen mit Italien brachten unausbleiblich und unablässig römisch-christliche Anschauungen ins Land. Aber gleichwohl fielen nur die kroatischen Serben, welche der römischen Missionierung am meisten ausgesetzt waren, dem lateinischen Kultus

zu, während alle übrigen das Christentum in der griechisch-morgenländischen Ausgestaltung annahmen. Es ist bekannt, daß diese Trennung hinsichtlich der Konfession auch eine solche in der Schrift zur Folge hatte. Denn während die Kroaten die lateinischen Lettern annahmen, schrieben die übrigen Serben in dem cyrillischen Alphabet. Vornehmlich war es das ruhmreiche Herrschergeschlecht der Nemanjiden, welches zielbewußt den Anschluß des serbischen Volkes an die griechische Kirche beförderte. Auch dieser Anschluß barg seine großen Gefahren in sich, da die Griechen immer wieder den Serben ihr Regiment aufzwingen wollten. Aber trotzdem war der Übergang des Serbenvolkes zur griechisch-morgenländischen Kirche das Richtige, und es muß heute noch den Nemanjiden Dank dafür wissen, daß sie sich mit solcher Energie von Rom abwandten. Sie wurden hierbei ersichtlich von der richtigen Erkenntnis geleitet, daß die Verbindung mit Rom die nationale Entwicklung ihres Volkes beeinträchtigen oder gar unterdrücken könnte. Es war schon damals kein Geheimnis mehr, wie feindselig Rom dem Gebrauch der Landessprachen im Kultus gegenüberstand und wie es alles zu uniformieren trachtete. Durch den Übergang zu der griechisch-orthodoxen Kirche blieben die Serben vor all dem Hader und Ungemach bewahrt, welches Rom über die germanischen Völker des Mittelalters brachte. Los von Rom konnten sie ihre nationale Eigenart bewahren und eine selbständige, vom byzantinischen Patriarchen unabhängige Nationalkirche begründen. Der jüngste Bruder König Stephans des Erstgekrönten, der hl. Sava, war am Anfang des 13. Jahrhunderts der erste autokephale Erzbischof von Serbien, dessen Nationalheiliger er wurde. Ohne weiteres leuchtet jedem ein, daß im Schoße der abendländischen Kirche eine solche Unabhängigkeit unmöglich gewesen wäre.

Die nationale und kirchliche Selbständigkeit des alten Serbiens wäre aber beinahe vor ihrer Konsolidierung gestört worden und zwar wunderbarerweise gerade durch eine Berührung mit Deutschland. Wir wollen kurz auf dieses interessante Ereignis eingehen. Es handelt sich um den dritten Kreuzzug, den Kaiser Friedrich Barbarossa im Jahre 1189 unternahm, um Jerusalem aus der Gewalt des Sultans Saladin zurückzuerobern. Der dritte Kreuzzug hatte aber nicht nur diesen idealen Grund des Glaubens, sondern auch den praktischen, die geschaffene Handelsverbindung mit dem Orient zu wahren. Im Unterschied von

den beiden früheren Kreuzzügen wurde dieses Mal der Landweg gewählt. Friedrich Barbarossa brach im Frühjahr 1189 von Regensburg auf und zog mit seinem etwas über 100000 Mann starken Heer an der Donau hin über Gran und Belgrad auf der alten Handelsstraße ins griechische Reich, die dieses schon lange mit Deutschland verband. Zur Sicherung seines Zuges hatte Kaiser Friedrich an die Herrscher der in Betracht kommenden Länder Gesandtschaften vorausgeschickt, welche sein Kommen anmeldeten. Eine solche Gesandtschaft war auch nach Serbien gekommen und hatte vom Großschupan Stephan Nemanja in der freundlichsten Weise den Bescheid erhalten, daß er die würdigsten Vorbereitungen zum Empfange des Kaisers treffen werde. Die beiden Herrscher kamen dann auch im Juni 1189 in Nisch, wo Konstantin der Große 288 das Licht der Welt erblickt hatte, zusammen, fanden Wohlgefallen aneinander und schlossen Freundschaft. Ja, ein Chronist versichert sogar, Nemanja habe den deutschen Kaiser bewegen wollen, ihn und sein Land in den Lehensverband des deutschen Reiches aufzunehmen, Kaiser Friedrich habe aber diese Bitte abgeschlagen, um nicht durch einen Konflikt mit dem ohnehin mißtrauischen griechischen Kaiser Isaak seinen Kreuzzug zu gefährden. Es ist verständlich, daß Stephan Nemanja, der selbst ein Held war, für einen so gewaltigen Helden, wie es Kaiser Barbarossa war, eine tiefe Verehrung empfand; es ist auch begreiflich, wie in ihm der Wunsch reifen konnte, durch Anschluß an die damalige stärkste Macht seinem von vielen Feinden umdrohten Volke, besonders dem griechischen Reiche gegenüber, einen Rückhalt zu schaffen. Wenn aber viele Geschichtsschreiber und Schriftsteller immer wieder Worte des Bedauerns darüber machen, daß damals am Ausgange des 12. Jahrhunderts keine engere Verbindung zwischen Serbien und Deutschland zustande gekommen sei, indem sie ausführen, welcher politische und kulturelle Vorteil aus solchem Anschluß an das deutsche Reich für Serbien erwachsen sei, so kann ich mich dieser Anschauung nicht zuwenden. Sicherlich würde mancher Erfolg und manche Segnung westeuropäischer Kultur nach Serbien getragen worden sein, wahrscheinlich würde es auch hin und wieder eine politische Kräftigung durch das deutsche Reich erfahren haben, ob aber der deutsche Arm immer stark genug gewesen wäre, ein so fernes Glied des Reichsverbandes auf vorgeschobenem Posten im äußersten Osten nach-

drücklich zu schützen, erscheint doch sehr fraglich. Alle Vorteile wären aber aufgehoben und entwertet worden durch einen Nachteil, der sich unausbleiblich miteingestellt hätte, d. i. der römische Katholizismus. Denn bei einer Verbindung mit dem römischen Kaiserreich deutscher Nation hätte auf die Dauer der römischen Prägung des Christentums der Eintritt nach Serbien nicht verwehrt bleiben können. Demnach wäre es für Serbien kein wirklicher Vorteil gewesen, wenn die eben erwähnte offizielle Berührung mit Deutschland gelegentlich des dritten Kreuzzuges zu einer politischen Verknüpfung geführt hätte.

In diesem Zusammenhange ist bereits eine Berührung gestreift worden, die immer zwischen den beiden Ländern bestanden hat, in der Vergangenheit sowohl wie in der Gegenwart, wenn auch freilich nicht stets mit gleicher Stärke, d. i. die Beziehung des Handels. Es ist vorhin gesagt worden, daß Friedrich Barbarossa auf der alten Handelsstraße längs der Donau von Deutschland ins griechische Reich zog. Diese Straße führte durch Serbien hindurch. Und wenn auch der Levantehandel meistens seinen Weg über die See nach Italien und von dort über die Alpenpässe nach Deutschland nahm, so ist doch sicherlich der oben genannte Landweg ebenfalls benutzt worden, besonders nachdem die Unruhe und Unsicherheit der Völkerwanderung gewichen und Seßhaftigkeit und neue Kultur in Europa wiedergekehrt war. Schon im 10. Jahrhundert, als die Ottonen über Deutschland herrschten, blühte ein lebhafter Handel zwischen Mainz und Konstantinopel, welches im Mittelalter den ersten Platz im Welthandel einnahm. Schon früh wird hier eine Kolonie von deutschen Kaufleuten erwähnt. Wie umfangreich dieselbe gewesen sein muß, erhellt am besten aus der Notiz, daß sie im 12. Jahrhundert eine eigene Kirche besaß. Daß der Seeweg vorgezogen wurde, lag vielfach an den Produkten, die sich oft besser zu Schiffe befördern ließen, aber auch an der Beschwerlichkeit und zeitweiligen Unsicherheit des Landweges. Jedoch kommen für diesen letzten Vorwurf nicht die Slavenvölker an der unteren Donau in Betracht, am wenigsten die Serben, denen von jeher eine große Ehrlichkeit und Achtung des Eigentums nachgerühmt wird. Sondern die Handelsleute fürchteten sich vor den Bewohnern der pannonischen Ebene. Hier hausten zuerst die räuberischen Avaren und darauf die Ungarn, die auch zunächst aller Kultur und Gesittung

spotteten und erst mühsam durch König Stephan († 1038) etwas Zivilisation erhielten. Unter seiner Regierung zogen die abendländischen Kaufleute gern durch Ungarn und von hier weiter durch Serbien nach Konstantinopel, so daß in dieser Zeit der vordem allein beliebte Seeweg eine starke Konkurrenz erhielt. Es bleibe auch nicht unerwähnt, daß auf dem gleichen Wege viele Pilger in das gelobte Land wallfahrteten, und so ist im Mittelalter auch durch die Kreuzfahrer eine beständige Beziehung zwischen Deutschland und Serbien unterhalten worden. Unter anderen kam z. B. auch Heinrich der Löwe im Jahre 1172 auf seiner Pilgerfahrt durch Serbien und machte gleich den meisten Palästinafahrern in Braničevo Station, das auf der Stelle der alten Römerkolonie Viminacium erbaut war.

Die Heerstraße, welche von den Pilgerzügen und Handelskarawanen benutzt wurde, führte von Konstantinopel über Adrianopel, Philippopel, Sofia, Nisch nach Belgrad und von hier an der Donau aufwärts über Gran nach Wien. Hier teilte sie sich in drei Straßen, von denen die eine über Regensburg zum Rhein, die andere durch Böhmen über Prag und durch das Meißener Land gen Magdeburg und Braunschweig führte, während endlich die dritte über Breslau lief und den Verkehr mit den nordslavischen Völkern herstellte.

Aber nicht bloß durch die eben skizzierte Heerstraße stand Serbien mit allen Teilen Deutschlands in Wechselbeziehung, sondern auch von dem Handel, den Venedig vermittelte, ging ein guter Teil durch das serbische Land. In diesem Falle bildete Ragusa im südlichen Dalmatien das Bindeglied. Ragusa war im ganzen Mittelalter ein zusehends aufblühender Handelsplatz. Ursprünglich stand es in Abhängigkeit von Venedig, aber mehr und mehr bildete es sich zur selbständigen Rivalin aus. Was es vornehmlich groß machte, war der Handel mit den südslavischen Hinterländern, deren Produkte es exportierte. Für diesen Handel erhielten die Ragusaner Privilegienbriefe in Bosnien, Herzegowina und Serbien. Die Briefe sind gesammelt von Miklosich in seinem Werke „Monumenta Serbica spectantia historiam Serbiae, Bosniae, Ragusii" (Wien 1858). Der Handelsweg ging von Ragusa über Trebinje, Fotscha, Novibazar nach Nisch und von hier über Philippopel, Adrianopel nach Konstantinopel. Auf diesem Wege reisten auch die Venetianer und nachweislich auch manche deutschen Kaufleute. Den serbischen

Königen lag die Pflege und der Schutz des Handels ersichtlich am Herzen; denn von Stephan Urosch (1320—1331) und von Stephan Duschan (1331—55) wissen wir, daß sie den Venetianern die Handelsroute durch ihr Land empfahlen und dafür zu sorgen versprachen, daß keinem Durchreisenden eine Kränkung widerführe. Diese Handelsstraße durch Serbien behielt auch noch unter türkischer Oberhoheit ihre Bedeutung; denn der Venetianer Benedetto Ramberti schildert, wie er dieselbe im Jahre 1533 selbst mitbegangen habe. Aus Serbien wurde im Mittelalter vorzugsweise Pelzwerk, Wachs, Gold und Silber exportiert. Die Edelmetalle wurden von den Ragusanern nur selten roh weiterverhandelt; zumeist fertigten sie daraus feine Arbeiten an, in denen sie einen wohlbegründeten Ruf besaßen. So hat wahrscheinlich im Mittelalter in diesem oder jenem Dome Deutschlands manche Kerze gebrannt, die aus serbischem Wachs hergestellt war, wie auch manches fremdländische goldene oder silberne Prunkgerät, das auf einer Ritterburg bewundert wurde, aus serbischem Edelmetall gewonnen sein wird. Und mancher stolze Patrizier wird nicht gewußt haben, daß das Pelzwerk an seiner Kleidung aus Serbien stammte. In verschiedenen serbischen Orten bestanden nennenswerte Handelsfaktoreien, so in Belgrad, Serajewo, Novibazar und Prokuplje, die im 15. und 16., ja auch noch im 17. Jahrhundert blühten.

Noch mehr aber als in der Vergangenheit macht in der Gegenwart der Handel eine starke Beziehung zwischen Deutschland und Serbien aus, und ist erfreulicherweise zu konstatieren, daß der Handelsverkehr zwischen beiden Ländern in stetigem Wachstum begriffen ist. Wenn irgend etwas von dem enormen Aufschwung, den der serbische Staat in den letzten Dezennien genommen hat, ein beredtes Zeugnis ablegt, so ist es vor allem das Aufblühen des Handels. Serbien gehört zu den glücklichen Ländern, die mehr exportieren als importieren. Nach dem statistischen Jahrbuch des Königreichs Serbien vom Jahre 1904 übersteigt der Export den Import gegenwärtig um 11 Prozent. Der Ausfuhrhandel belief sich im Jahre 1900 auf mehr als 120 Mill. Franks, während 1890 noch nicht 84 Mill. Franks erreicht wurden. Es ist also hier in 10 Jahren ein Aufschwung zu verzeichnen, der in Zahlen beinahe 40 Millionen ergibt. Es ist auch ganz interessant, einiges von dem serbischen Export sich ziffernmäßig vor Augen zu stellen. So werden z. B. Garten- und Acker-

produkte für rund 30 Mill. Franks ausgeführt, Vieh für 28 Millionen, Felle für 3 Millionen; 103 Mill. Kilogramm Weizen, 28 Mill. Kilogramm getrocknete Pflaumen, 62 Mill. Kilogramm Mais usw.

Der auswärtige Handel Serbiens erstreckt sich naturgemäß in erster Linie auf Österreich-Ungarn, aber in zweiter auf Deutschland, jedoch wird behauptet, daß sich das Verhältnis zusehends zugunsten Deutschlands verschiebt. Nach der letzten amtlichen Statistik erzielte der Handel mit Österreich-Ungarn eine Einnahme von 94739983 Franks, derjenige mit Deutschland 18928721 Franks. In Wirklichkeit ist der Handel mit Deutschland noch viel stärker, da viele Waren, die zunächst nach Österreich-Ungarn verfrachtet werden, schließlich doch Deutschland als Ziel haben. Aus serbischem Munde habe ich wiederholt die Versicherung gehört, daß man serbischerseits gern mit deutschen Geschäftsleuten zu tun hat, weil man in ihre Ehrlichkeit und Reellität ein gutes Vertrauen setzen könne. Es verdient alles Lob, daß die serbischen Herren, die durch längeren Aufenthalt in Deutschland die deutsche Solidität kennen und schätzen gelernt haben, ihre Landsleute zum Absatz ihrer Produkte ebenso wie zum Ankauf ihrer Bedürfnisse in Deutschland und vornehmlich in Berlin ermuntern. Diesem dankenswerten Tun ist es zuzuschreiben, daß sich serbische Geschäftsleute mit steigender Vorliebe in Deutschland und namentlich in der Reichshauptstadt aufhalten. Für den starken Exporthandel Serbiens nach Deutschland spricht am lautesten die Tatsache, daß sich in Berlin am Alexanderplatz eine Filiale der serbischen Exportbank befindet. In Süddeutschland hat sich besonders in dem bayrischen Donauhafen Passau ein reger und fester Verkehr mit Serbien herausgebildet.

Die Produkte, welche bei uns aus Serbien eingeführt werden, sind ausnahmslos landwirtschaftliche, wie sie dem unerschöpflichen Reichtum des Landes entsprießen. Die Einfuhr geht hauptsächlich nach Berlin. Sie besteht vorzugsweise in Obst und Geflügel; namentlich der Absatz an gedörrten Pflaumen und Pflaumenmus ist sehr stark. Dies ist nicht auffallend, wenn man sich vergegenwärtigt, daß man die Zahl der Pflaumenbäume in Serbien auf 22 Millionen Stück schätzt, die einen ungefähren jährlichen Ernteertrag von 230 Millionen Kilogramm Frucht abwerfen. Außerdem wird Weizen und Roggen, Gerste und Mais, Vieh, besonders Schweine, Eier, Käse, Holz und Wein

bei uns eingeführt. Was den letzteren anbetrifft, so weiß man es bei uns noch zu wenig, was für ein herrlicher Tropfen der dunkle Negotiner ist. Neuerdings kommen auch frische Trauben aus Serbien zu uns. Allen serbischen Erzeugnissen wird in den beteiligten Kreisen eine unbestrittene Güte nachgerühmt.

Mit derselben Vorliebe, mit der Serbien seine Erzeugnisse auf den deutschen Markt bringt, bezieht es aber auch deutsche Waren und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil es sich je länger desto mehr von der Güte und Solidität der deutschen Arbeiten überzeugt. Was aus Deutschland bezogen wird, das sind hauptsächlich Papier- und Gummiwaren, Woll- und Textilwaren, Konfektions- und Modeartikel, Hüte, Kleider, Schuhe, Lampen und Porzellanfabrikate, chemische Produkte, Parfümerien und Medikamente, Zucker, Seifen und endlich, aber nicht zum wenigsten, Maschinen, insbesondere landwirtschaftliche Maschinen. Jedoch wird auch Eisen und Stahl aus westfälischen Werken, Silberware aus Pforzheim, Bier aus München und Salz aus Süddeutschland importiert. Das Salzdepot in Požarevac allein bezieht z. B. jährlich etwa 1500 Meterzentner Salz aus Deutschland. Auch Erfurt ist in Serbien als Blumen- und Gemüsestadt bekannt und geschätzt; Gemüsesamen wird gern von hier bezogen. Der jüngst verstorbene hervorragende Balkanforscher Felix Kanitz erzählt in seiner Monographie über Serbien, daß er an dem gastlichen Tisch des serbischen Großindustriellen Bailloni in Malo Conič im Mlavatal die Resultate dieses aus Erfurt bezogenen Samens genossen habe. Ja sogar deutscher Marmor wird in Serbien verarbeitet. Wenigstens erzählt der Oberbergrat Dr. Runge in seinen trefflichen Reisebriefen aus Serbien, daß er dort häufig Grabsteine aus Kunzendorfer (schlesischem) Marmor angetroffen habe. Der französische Schriftsteller Mallat hebt es in seinem neuerdings erschienenen Werke „La Serbie contemporaine“ (Paris 1902) ausdrücklich hervor, wie zahlreich Serbien von deutschen Handelsreisenden besucht werde, und beklagt es tief, daß im Gegensatz dazu nur wenig französische Waren dort abgesetzt werden. Der Import aus Frankreich beläuft sich tatsächlich auch nur auf 3 ½ Mill. Franks, während derjenige aus Deutschland die Summe von 15 Mill. Franks übersteigt. Hinsichtlich der Einfuhr nach Serbien steht Deutschland heute schon an zweiter Stelle. Österreich-Ungarn ist ihm nur um 10 Millionen voraus. Noch im Jahre 1899 war der englische

Import nach Serbien stärker als der deutsche. Er betrug damals 5732395 Franks, hingegen der deutsche nur 4792254 Franks. In dem einen Jahre von 1899 auf 1900 fiel der englische Import auf 3773603 Franks, während der deutsche um 10 Millionen wuchs. Diese Zahlen sprechen eine beredte Sprache. Uns Deutsche freut es, daß die Früchte unseres Fleißes in Serbien so hoch geschätzt und so gern gekauft werden, freilich noch mehr freut uns die Tatsache, daß unsere Waren um ihrer Gediegenheit und Vortrefflichkeit willen dort solchen Anklang finden. Und zweifelsohne haben lediglich die vortrefflichen Eigenschaften der deutschen Waren die serbische Regierung bewogen, die Tendenz ihrer Landesangehörigen zu unterstützen, alle Artikel, die die Heimat nicht bietet, möglichst aus Deutschland zu beziehen. Das ist eine Anerkennung, die deutschem Fleiß und Handel zur Ehre gereicht. Wenn man sich den regen und ersichtlich noch im Aufblühen begriffenen Handel, der uns mit Serbien verbindet, vor Augen hält, so leuchtet es ohne weiteres ein, daß zweckentsprechende und fördersame Handelsverträge zwischen den beiden Nationen von höchster Wichtigkeit sind.

Als vorhin von dem Exporthandel Serbiens im Mittelalter die Rede war, wurden als serbische Ausfuhrartikel Edelmetalle genannt. Es ist nachgewiesen, daß schon im Jahre 1253 in Ragusa serbisches Gold und Silber in Handel kam; außerdem wurde Blei von dort bezogen. Dies führt uns zu dem Bergbau Serbiens und zu der interessanten Tatsache, daß sich durch diesen schon vom 13. Jahrhundert an stets von neuem Berührungen mit Deutschland angesponnen haben. Schon den Römern war der Metallreichtum des Landes bekannt, welches später den Serben zufiel. Urkunden aus dem 12. Jahrhundert beweisen, daß dieselben schon im frühen Mittelalter in den ehemaligen römischen Minen gearbeitet haben. Einen wesentlichen Aufschwung erhielt der serbische Bergbau im 13. Jahrhundert und zwar durch den Umstand, daß König Wladislaw, der von 1224—37 regierte, deutsche Bergleute ins Land rief. In Deutschland stand der Bergbau schon damals auf einer hohen Stufe der Entwicklung. Die Einwanderung muß allem Anschein nach ziemlich erheblich gewesen sein; denn sonst würde Duschans Gesetzbuch, das im Jahre 1349 herausgegeben wurde, nicht besonders auf diese Deutschen, die allgemein Sachsen genannt

wurden, Bezug genommen haben. Es fanden demnach im Mittelalter viele deutsche Bergleute in Serbien eine zweite Heimat, und so lange der Bergbau dort blühte, d. i. bis zum 16. Jahrhundert, wird mancher deutsche Knappe im Lande der Morava sein Glück gesucht haben; denn es waren nicht nur Sachsen aus Siebenbürgen, die in die Balkanländer wanderten. Am allmählichen Verfall der Minen war die türkische Verwaltung schuld. Als sich aber Serbien in opferfreudigem Ringen vom verhaßten Türkenjoch befreit hatte, da wandten seine Fürsten auch wieder den Bergwerken als einer Quelle nationalen Wohlstandes ihre Aufmerksamkeit zu, und dies um so mehr, als die Vermutung zu nahe lag, daß der Reichtum der serbischen Berge unmöglich durch die Ausbeutung der Vergangenheit erschöpft sein konnte. Und da waren es wieder deutsche Bergleute, die mit ihrem Wissen und Können in den neugeborenen serbischen Staat gerufen wurden. Fürst Milosch ersuchte im Jahre 1835 den sächsischen Oberberghauptmann von Herder, das serbische Land montanistisch zu erforschen. Seine Untersuchungen und diejenigen des sächsischen Bergrates Professor Breithaupt ergaben wichtige Resultate. Jedenfalls ist es ihren Arbeiten mit zuzuschreiben, daß die Ausbeute der Bergwerke in Serbien seit 1847 einen neuen Aufschwung nahm. Es darf auch nicht unerwähnt bleiben, daß das preußische Berggesetz neben dem österreichischen bei der Ausarbeitung des serbischen im Jahre 1866 als Vorlage diente. Noch unermeßliche Schätze ruhen dort ungehoben unter der Erde und zwar nicht nur an edlen Metallen, sondern auch an Kohlen. Der Ingenieur Kauffmann hat ausgerechnet, daß allein die Minen von Senje etwa 27 Millionen Doppelzentner Kohlen bergen, d. h. genug, um noch für 500 Jahre lohnenden Ertrag zu sichern. Wenn man zu dieser Notiz hinzunimmt den Reichtum an gutem Boden und Waldungen — die Staatswaldungen allein machen ungefähr 567000 ha aus — und die Vorteile aus den zahlreichen Flußläufen, so erhellt, wie in Serbien jegliche Basis für eine großartige Industrie gegeben ist und welcher Zukunft das Land entgegengeht, wenn es sich erst mehr industriellen Unternehmungen zuwendet. Auch die serbischen Flüsse führen Gold mit sich. Dies wurde von neuem durch den preußischen Oberbergrat Dr. Runge aus Dortmund bestätigt, der von Mai—Juni 1874 in Serbien weilte, wo er auf Ansuchen der dortigen Regierung montanistischen Untersuchungen oblag. In

den Reisebriefen, die er über seinen Aufenthalt herausgab, gesteht er mit warmen Worten ein, wie er das zielbewußte Kulturstreben der Serben und die absichtsvoll auf Hebung des Landes gerichteten Bemühungen der Regierung nicht genug rühmen könne. Auch von der landschaftlichen Schönheit Serbiens weiß er begeistert zu erzählen. Schon um dieser Naturherrlichkeiten willen verdiente es mehr von Reisenden besucht zu werden; aber es ist leider bei uns noch zu wenig bekannt. Darum wissen auch nur wenige, daß Serbien viele Mineral- und Heilquellen besitzt, welche die Konkurrenz mit anderen europäischen wohl aushalten. Wenn auch nicht in demselben Umfange, so doch mit dem gleichen Erfolge haben verschiedentlich auch deutsche Forstbeamte ihre Kenntnisse und Erfahrungen in den Dienst des serbischen Staates gestellt.

Die Berührungen, die wir bisher zwischen Deutschland und Serbien namhaft gemacht haben, waren friedlicher Natur: Pilgerzüge ins heilige Land, Handelsverkehr und Bergbau. Aber auch kriegerische Interessen schufen schon früher zwischen ihnen Beziehungen. Es wird uns nämlich wiederholt überliefert, daß deutsche Ritter und Söldner ihre wackeren Schwerter den Serbenkönigen zur Verfügung stellten; besonders häufig scheint dies im 14. Jahrhundert während der Blütezeit des alten Serbiens der Fall gewesen zu sein. In der Schlacht, die Stephan Detschanski im Jahre 1330 dem Bulgarenkönige Michael lieferte, fochten auf seiner Seite 1300 Franken, d. h. Deutsche mit. Am Hofe seines Nachfolgers, des großen Zaren Duschan, sah der päpstliche Gesandte 300 deutsche Bewaffnete, welche seine Leibwache ausmachten. Ja, aus Duschans Zeit ist uns sogar der Name des Befehlshabers erhalten, welcher die deutschen Soldtruppen anführte: er hieß Palmann. Das schon erwähnte Gesetzbuch Duschans nimmt ausdrücklich auf auswärtigen Adel Rücksicht, auf griechischen sowie deutschen Hoch- und Kleinadel. Derselbe konnte die Rechte des serbischen erwerben. Insonderheit galt dies in bezug auf unantastbares Eigentum in Landgütern. Ebenso wie die früher erörterte Beachtung deutscher Bergleute im Gesetz beweist diese besondere Rücksichtnahme auf deutsche Adlige, daß dieselben wohl in nennenswerter Zahl sich unter dem serbischen Volke niedergelassen haben müssen. Manchem wird es sicherlich eine ganz neue Kunde sein, daß damals eine solche innige Waffenfreundschaft zwischen kriegstüchtigen Serben und

Deutschen bestanden hat. Diese kriegerischen Sympathien sind auch heute noch nicht erstorben. Vielmehr ist auf beiden Seiten stets das regste Interesse für die gegenseitigen militärischen Fortschritte und Leistungen bekundet worden. Es rührt dies sicherlich daher, daß sowohl in Deutschland als in Serbien alle Kämpfe letzthin aus nationalen Bestrebungen entsprungen sind. Ebenso wie die Deutschen haben die Serben zu allen Zeiten den Ruhm hervorragender kriegerischer Tüchtigkeit bewahrt; aber sie haben die Waffen stets nur in nationalem Interesse ergriffen. In allen Kämpfen, die im vergangenen Jahrhundert von den einzelnen Gliedern des Serbenvolkes geführt worden sind. in Bosnien und in der Herzegowina, von den Serben und von den tapferen Söhnen der Schwarzen Berge, ist immer nur um das hohe Gut der nationalen Unabhängigkeit gefochten worden. Um das grausame, schon längst unerträglich gewordene Türkenjoch von seinem Vaterlande abzuwälzen, griff vor 100 Jahren der schwarze Georg, der Stammvater der heutigen serbischen Dynastie, zu den Waffen und begeisterte mit seinem Heldenmut seine Volksgenossen zu ruhmreichen Taten. Auf seinen Waffenerfolgen baute Milosch Obrenovitsch weiter an der Freiheit des Serbenvolkes. In dem Erglühen für Serbiens Freiheit, Ehre und Gedeihen stimmten die Dynastien der Karadjordjevitsch und Obrenovitsch zusammen. Wie auch im jetzigen König noch der Geist seines Ahnen lebt, das beweist eine wenig gekannte Episode aus seiner Vergangenheit. Im Jahre 1875 nahm er am bosnischen Aufstande teil und zwar nicht als Prinz, sondern als einfacher Offizier. Als Kapitän Mercunic kämpfte er unerkannt in den Reihen seiner Stammesbrüder gegen den türkischen Erbfeind. alle Mühsale und Strapazen des Feldzuges ohne Murren und Erleichterungen mit seinen Leuten teilend. Die Erweiterung ihrer nationalen Selbständigkeit war bei der serbischen Nation stets nur der Zweck ihres Strebens und Kämpfens. Auch bei ihren Stammverwandten. Dafür liegt beispielsweise ein kleiner Beweis darin, daß der nationale Orden, welchen Montenegros Fürst vergiebt, den bezeichnenden Namen „tschernagorischer Unabhängigkeitsorden" führt. In ähnlicher Weise haben sich auch die in Deutschland und von Deutschland im letzten Jahrhundert geführten Kriege immer um das Ziel der nationalen Einigung gedreht. Und aus dieser Gleichheit der Ursachen und der Ziele bei den Kämpfen mag es sich erklären, daß man in Serbien für

die preußischen und deutschen Waffentaten der 60er und 70er Jahre dieselbe warme Anteilnahme hatte, mit der in unserem Volke die mutigen Befreiungskämpfe der Serben und Montenegriner in den 70er Jahren verfolgt wurden. Deutsche, welche in Serbien gereist sind, haben es mit freudiger Überraschung wahrgenommen, daß dort in den Privathäusern und Gasthöfen nicht nur Bilder Kaiser Wilhelms I. und des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, Bismarcks, Moltkes, und des Prinzen Friedrich Karl zu erblicken waren, sondern auch Darstellungen der Erstürmung der Düppeler Schanzen, der Begegnung König Wilhelms mit dem Kronprinzen auf dem Schlachtfelde von Königgrätz, der Schlachten bei Wörth, Weißenburg und Sedan sowie der Gefangennahme Napoleons. Mit welchem Eifer man sich in Serbien 1870/71 für die Ruhmestaten der deutschen Armee interessierte, leuchtet am schlagendsten aus der Tatsache hervor, daß sich 1870 in Waljewo ein eigener Verein bildete zur Beschaffung täglicher direkter Nachrichten vom französischen Kriegsschauplatz. Und nicht viel anders war's bei uns, als in der Mitte der 70er Jahre im Anschluß an den herzegowinischen Aufstand von Serben und Montenegrinern gegen die Türken gekämpft wurde. Da waren allenthalben bei uns in den Zeitschriften und Schaukästen Bilder dieser Freiheitskämpfe zu sehen, und ich entsinne mich, daß wir damals als Knaben mit Vorliebe Montenegriner und Türken spielten. Freilich wollte immer keiner gern auf seiten der Türken stehen, weil diese regelmäßig in fühlbarer Weise besiegt wurden.

Seitdem hat Serbien militärisch noch einen gewaltigen Aufschwung genommen. Im Kriegsfalle vermag es ohne Schwierigkeit 325000 ausgebildete Streiter ins Feld zu führen, was eine respektable Macht bedeutet. Und immer weiter trachtet es nach der Vervollkommnung seines Heeres. Diesem Zwecke dient auch die Gepflogenheit, daß regelmäßig eine Anzahl von serbischen Offizieren sich in Deutschland aufhält, um die hiesigen militärischen Einrichtungen zu studieren. Auf der Berliner Kriegsakademie z. B. und bei der Spandauer Gewehrfabrik befinden sich gewöhnlich auch einige serbische Offiziere. Andererseits trifft man auch hie und da Reichsdeutsche in Stellungen der serbischen Armeeverwaltung; ja auch im Offizierkorps sind vereinzelte ehemalige preußische Offiziere. So besteht also auch heute wieder wie einst in der Vergangenheit eine Berührung

zwischen Deutschland und Serbien durch das Kriegswesen. Wenn ich recht unterrichtet worden bin, ist der serbische Feldsanitätsdienst einschließlich der Liebestätigkeit des Roten Kreuzes vorzugsweise nach preußischem Muster organisiert. In diesem Zusammenhange sei auch des Umstandes gedacht, daß Serbiens König der deutschen Armee aufrichtige Sympathien entgegenbringt. Auch von König Alexander habe ich gelesen, daß er bei seinem Besuche an unserem Kaiserhofe am 14. Oktober 1894 mit Bewunderung unsere Truppen geschaut und daß ihm besonders die Art gefallen habe, in welcher unser Kaiser mit seinen Soldaten verkehrt.

Ehe wir nun dazu übergehen, die zahlreichen friedlichen Kulturbeziehungen zu skizzieren, die heute zwischen Serbien und Deutschland obwalten, sei zuvor noch kurz erwähnt, daß auch das einschneidendste Ereignis, welches Deutschland erlebt hat, nämlich das Ereignis der Kirchenreformation durch Luther und die Bildung einer selbständigen, von Rom unabhängigen evangelischen Konfession, seine Wellen bis nach Serbien geworfen hat. Georg Dalmatins „windische Bibel" sowie Luthers Katechismus und viele evangelische Erbauungsbücher kamen im 16. Jahrhundert nach Serbien und wurden auch in die Landessprache übersetzt. Wenn die deutsche Reformation damals dort nicht in ihrer ganzen Tiefe und Tragweite gewürdigt worden ist, so darf uns dies nicht wundernehmen und zu falschen Urteilen verleiten. Wir dürfen nicht übersehen, daß die deutsche Reformation zunächst ein Produkt der abendländischen kirchlichen Entwicklung ist. Das eine Große haben aber Serbiens Söhne mit ihrem warmen Empfinden für alles Nationale immer an der deutschen Reformation verstanden und gepriesen, daß sie ein Protest war gegen Roms Herrschaftsgelüste und ein Kampf um das Recht, die hehre christliche Wahrheit auch in nationaler Form und Sprache zu besitzen. Was es für die Deutschen bedeutete, daß Luther ihnen die Bibel verdeutschte und ihnen einen deutschen Kultus gab, dafür haben alle Serben ein feines Verständnis, denn auch sie haben oft und schwer darum kämpfen müssen, ihre Kirche national zu bewahren. Wollen wir Evangelischen den Kindern Serbiens den Wert unserer Reformation vor Augen stellen, so brauchen wir nur zu sagen: Was der hl. Sava den Serben gebracht hat, das danken wir unserem Luther. Die Serben bringen dem evangelischen Bekenntnis aufrichtige Sympathie

entgegen. Vor allem achten sie daran die Toleranz und den Umstand, daß der evangelische Glaube der Freiheit der Persönlichkeit den berechtigten Spielraum läßt. Hieraus sowie aus der Erkenntnis, daß dem evangelischen Glauben politische Machinationen fernliegen, erklärt sich die erfreuliche Tatsache, daß die evangelische Gemeinde in Belgrad nicht nur weitgehende Religionsfreiheit genießt, sondern sogar vom serbischen Staat eine nennenswerte Subvention empfängt. Der Geistliche derselben wird auch bei dem offiziellen Neujahrsempfange herkömmlich besonders geehrt. Für alles dies sei auch in diesem Zusammenhange der serbischen Regierung Dank gewußt. Es wohnen übrigens fast in allen größeren Orten Serbiens verhältnismäßig zahlreiche Protestanten; im ganzen Lande gibt es etwa 7000 Deutsche.

Auf der Reformation mit ihrer Gedanken- und Gewissensfreiheit und mit ihrem Grundsatz von der sittlichen Berechtigung weltlicher Arbeit beruht der ungeheure Kulturfortschritt Deutschlands. Es ist kein Zufall, daß die Nationen, in welchen der römische Katholizismus herrscht, die führende Rolle in der Welt verloren haben und daß dagegen die evangelischen Völker in die Höhe gekommen sind, vor allem Deutschland. Deshalb machen auch mit zunehmender Vorliebe die Serben hier ihre auswärtigen Studien. Gingen sie früher vielfach nach Paris und Wien, so seit den 70er Jahren überwiegend nach Deutschland. Fragt man: warum?, so erhält man die Antwort, daß die deutsche Tüchtigkeit und Gründlichkeit im Arbeiten, auch im geistigen Arbeiten, die Ursache sei. Jedoch ist auch diese wissenschaftliche Verbindung nicht erst neueren Datums. Auch vordem schon holten sich tüchtige Serben einen guten Teil ihrer Bildung auf deutschen Schulen und Universitäten. Darunter sind gar klangvolle Namen. Ich erinnere daran, daß Dositheus Obradowitsch, dieser für die serbische Literatur und Aufklärung so ungemein wichtige Mann, in den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts die deutschen Universitäten Halle und Leipzig besuchte, wo er philosophische und theologische Vorlesungen hörte. Und Fürst Michael Obrenowitsch, der sich das eherne Standbild auf dem Theaterplatz in Belgrad während seiner Regierung redlich verdient hat, saß einst als einfacher Student auf den Bänken der Heidelberger Universität. Heidelberg ist überhaupt immer gern von jungen Serben aufgesucht worden. Siegfried Kapper erzählt

in seinen „Südslavischen Wanderungen" (1853), daß er bei der Überfahrt über die Donau nach Belgrad einen jungen Serben getroffen habe, der auf Kosten seiner Regierung in Heidelberg studierte. Dort und in Berlin holte sich zum guten Teil der 1899 verstorbene, einst vielgenannte Staatsmann Jovan Ristitsch seine Ausbildung, dessen Name mit 40 Jahren der serbischen Geschichte aufs engste verflochten ist. Während meiner Heidelberger Studienzeit in der Mitte der 80er Jahre habe ich selbst verschiedene serbische Studenten dort bemerkt und weiß auch noch, daß ich in den philosophischen Vorlesungen des Prof. Kuno Fischer einen serbischen Herrn zum Nachbar hatte. Außer Heidelberg sind die Universitäten München, Leipzig, Halle und selbstverständlich obenan Berlin sehr beliebt. Und zwar gilt dies nicht etwa lediglich in bezug auf juristische Studien, sondern für alle Fächer. So hatte z. B. der über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus angesehene Kragujevacer Gymnasialdirektor Pastomac seine Ausbildung in Berlin genossen. Es ist bereits gesagt worden, daß die serbische Regierung diese auswärtigen Studien durch Stipendien in der freigebigsten Weise fördert. Auch für den Besuch der polytechnischen Hochschulen Deutschlands sind Staatsstipendien ausgesetzt. Man ersieht daraus, mit welchem Ernst und Eifer die serbische Regierung dahin arbeitet, alle Errungenschaften der modernen Wissenschaft und Technik auch ihrem Lande zuzuführen. Bei der innigen Verbindung der serbischen mit der deutschen Gelehrsamkeit kann es nicht weiter auffallen, daß in Serbien vielfach ganz nach deutschem System sich die wissenschaftliche Arbeit vollzieht. Zum Beispiel sei darauf hingewiesen, daß an der Belgrader Hochschule die moderne Chemie vollständig in Übereinstimmung mit der deutschen Hoffmannschen Chemie gelehrt wird. Soviel ich unterrichtet bin, ist dieselbe dort durch Prof. Losanitsch eingeführt worden.

Mit welchem Eifer das akademische Serbien den Wissenschaften obliegt, das bewies mir bei meinem letzten Besuche bei dem serbischen Gesandten in Berlin, Exzellenz Dr. Militschevitsch, ein Tisch, der vollbedeckt war mit den jüngsten literarischen Erzeugnissen seines Vaterlandes. Besonders interessant war mir dabei die Entdeckung, daß auch Nietzsches Philosophie in Serbien schriftstellerisch erörtert wird und zwar in gesunder Ablehnung.

Aber nicht nur die studierende männliche Jugend Serbiens empfängt zum großen Teil ihre Ausbildung auf deutschen Lehr-

anstalten, sondern auch die jungen Mädchen der höheren Stände werden schon seit geraumer Zeit gern in deutsche Pensionate geschickt. In Dresden, München, Stuttgart und Berlin sind fast immer in den feinen Erziehungsanstalten auch junge Serbinnen anzutreffen.

Es sei auch nicht vergessen, daß Deutschland hinsichtlich der Kunst schon manchen Einfluß auf Serbien ausgeübt hat. Von den Männern, die dort etwas leisten in der Malerei, Skulptur oder Baukunst, ist mehr als einer durch deutsche Schulung hindurchgegangen. Zum Beleg nenne ich nur den serbischen Maler Krstitsch, der seine Ausbildung in München empfing.

Deutsche Bildung und Kultur wird jedoch nicht nur an ihrem Quell von den Kindern Serbiens aufgesucht, sondern auch fortlaufend durch Deutsche aller Stände und Berufe dorthin getragen. Es ist schon berichtet worden, daß alljährlich viele deutsche Handelsreisende nach Serbien kommen. Daneben trifft man aber auch deutsche Ärzte und Ingenieure, deutsche Baumeister und Techniker, Werkmeister und Gewerbetreibende. Mancher Fortschritt und manche Besserung im serbischen Lande vollzieht sich durch deutsche Kenntnisse und durch deutschen Fleiß. So hat z. B. in der aufblühenden Stadt Požarevac, die in den Freiheitskämpfen des ersten Karadjordje eine Rolle spielte, ein deutscher Architekt, der Elsässer Sandtner, das dortige prächtige Kreisamtsgebäude gebaut. In bezug auf Straßenregulierung, Beleuchtung, Pflasterung und dergleichen Dinge machte sich um dieselbe Stadt der aus dem Rheinland stammende Ingenieur Weitmann verdient, der in seiner Sympathie für seine neue Heimat sogar soweit ging, daß er seinen Namen in Dalekovitsch, d. h. der Weithergekommene, serbisierte. Wir wollen ihn darob nicht schelten; aber es wäre erfreulich, wenn Ausländer, die bei uns ebenso fest einwurzeln, in gleicher Weise auch mit ihren Namen im Deutschtum aufgingen.

Vor allem ruht die Bierbrauerei in deutschen Händen. In Alexinatz wird eine solche von Herrn Joh. Appel, in Tschatschak von Herrn Ferd. Krenn betrieben. Der Hopfen wird teilweise aus Bayern bezogen und braucht eigentlich gar nicht gesagt zu werden, daß die Brauer ebenfalls meistens aus dem bierberühmten Bayern stammen.

Nicht minder stark als durch Menschen vollzieht sich die Berührung mit deutschem Wesen und Wissen durch die Literatur.

In der Belgrader Bibliothek, die gut geleitet wird und Werke in allen Sprachen birgt, sind auch die gelehrten Erzeugnisse deutscher Forschung zu finden. Aber auch sonst hat man Neigung für gute deutsche Bücher. Die Gedanken der deutschen Philosophen und die Resultate der deutschen historischen Studien sind von vielen Serben angeeignet. Hegel und Schelling sind gut gekannt und Ranke kann kaum irgendwo höher geschätzt werden als in Serbien. Ebenfalls werden die deutschen Zeitungen und Zeitschriften dort viel und gern gelesen. Namentlich sind die deutschen illustrierten Zeitungen sehr beliebt. Blätter wie „Die Leipziger illustrierte Zeitung", „Über Land und Meer", „Gartenlaube", „Daheim" und andere kann man überall im Lande finden. Sie üben unverkennbar eine zivilisatorische Wirkung aus. Es ist auch insofern günstig, daß sich gerade die deutsche Literatur einer solchen Hochschätzung erfreut, weil diese entschieden am wahrheitsgetreuesten und gediegensten über alles orientiert. Es kommt auch auf der Bühne der deutsche Geist zur Geltung. In Belgrad sind deutsche Trauer- und Lustspiele wiederholt aufgeführt worden, z. B. Nathan der Weise, Emilia Galotti, die Räuber, Kabale und Liebe, Fiesko, Maria Stuart, Stücke der Birch-Pfeiffer, Freitags Journalisten und andere.

Die Beschäftigung mit der ernsten und heiteren, der schweren und leichten deutschen Literatur hat zur Voraussetzung die Kenntnis der deutschen Sprache. Dieser begegnet man überraschend häufig in Serbien, weshalb man dort auf Reisen sehr gut mit der deutschen Sprache auskommt, um so eher, weil nicht bloß vereinzelte Diplomaten und Offiziere, sondern auch die studierenden Serben aller Fächer die deutsche Sprache beherrschen, dazu auch die Mehrzahl der Geschäftsleute, von denen die meisten sich kürzere oder längere Zeit in Österreich oder Deutschland aufgehalten haben. Dabei bleibe nicht unerwähnt, daß die deutsche Sprache, die vielfach von Ausländern als schwierig ausgegeben wird, von den Serben verhältnismäßig rasch und sehr gut gelernt wird. Dazu trägt freilich sehr viel das hervorragende Sprachtalent bei, das sie neben großer intellektueller Begabung auszeichnet. In vielseitiger Sprachkenntnis geht König Peter seinem Volke als leuchtendes Beispiel voran. Er beherrscht neben seiner serbischen Muttersprache das Russische, Ungarische, Französische und Deutsche mit gleicher Vollkommenheit und Gewandtheit. Auch der verstorbene König Alexander

war des Deutschen vollständig mächtig. Er hatte dasselbe von dem Berliner Lehrer Rößner gelernt. Es fiel derzeit in Budapest und Berlin angenehm auf, mit welcher Leichtigkeit er die deutsche Sprache gebrauchte.

Die deutsche Erfindung der Buchdruckerkunst kam im 16. Jahrhundert nach Serbien. Im Jahre 1563 wurde das erste serbische Buch gedruckt. Die Türken verboten die Ausübung des Buchdrucks. Als ihr Joch abgeschüttelt war und eine staatliche Druckerei für Serbien eingerichtet werden sollte, berief Fürst Milosch 1826 den Buchdrucker Bahrmann aus Pyrmont und übertrug ihm die Einrichtung und Leitung der neuen Schöpfung. Er hat das Vertrauen, welches der Fürst in ihn setzte, vollauf gerechtfertigt. Sonst wurden auch viele serbische Bücher in Leipzig gedruckt, so beispielsweise das berühmte Buch, in welchem zum ersten Male die lebende serbische Volkssprache statt der bisherigen kirchenslavischen Büchersprache angewendet wird; es ist dies ein Band von Erlebnissen des gelehrten Dositheus Obradovitsch.

Vielleicht ließen sich noch weitere Beziehungen auffinden, die von Deutschland nach Serbien und umgekehrt herübergehen. Aber mit dem Ausgeführten ist wohl das Hauptsächlichste genannt und damit der Beweis erbracht, wie von der Vergangenheit bis zur Gegenwart die mannigfachsten Berührungen zwischen beiden Ländern obwalten. Wir können uns dem Eindruck nicht entziehen, daß Serbien in steigendem Maße eine Vorliebe für deutschen Charakter und Fleiß, für deutsche Solidität in Handel, Arbeit und Wissenschaft empfindet. Diesen Zug müssen wir unterstützen. Wir tun dies am besten, wenn wir auch unsererseits dem redlichen Vorwärtsstreben der serbischen Nation unsere Sympathie nicht versagen, zumal wir ja nur stolz darauf sein können, wenn wir mit unserer Kultur manchen Baustein beitragen zum Aufbau des serbischen Staates, der ungeachtet aller Krisen und Schwierigkeiten sein Ziel festhält, sich an der unteren Donau zu einem Hort der Gesittung und Bildung zu entwickeln. Auch die Sehnsucht nach nationaler Vereinigung, die in unseren Tagen durch die serbischen Stämme hindurchgeht, wird bei uns Deutschen auf Verständnis rechnen dürfen. In dieser Sehnsucht nach Einigung liegt auch eine Berührung mit Deutschland. Es ist wahrscheinlich eine allgemeine Empfindung, daß der Zustand der Dinge auf dem Balkan, so wie er ist, nicht für immer bleiben

kann. Dem steht auch entgegen das Verlangen der Serbenvölker, die eine nicht unrühmliche Vergangenheit, einen Glauben und eine Sprache gemein, die mehrere hundert Jahre hindurch die abendländische Kultur vor den Türken bewahrt haben und nunmehr energisch nach einer besseren politischen Position und womöglich nach politischer Einheit streben. Wer kann ihnen diese Sehnsucht verargen? Am wenigsten doch wohl wir Deutsche, die wir aus eigener Geschichte den Schmerz kennen, den die Trennung, und die Freude, die Einigung von Bruderstämmen bedeutet!

Napoleon während der Waffenstillstände von Znaym und Poischwitz.

(1809 und 1813.)

Von

Bartolomaeus,
Amtsgerichtsrat zu Krotoschin.

Napoleon während der Waffenstillstände von Znaym und Poischwitz.
(1809—1813.)

„solusque pudor non vincere bello."
Lucan, Pharsalia I.

Goethe sagt (7. April 1829) zu Eckermann (Gespräche Bd. II S. 78):

> „Napoleon war darin besonders groß, daß er zu jeder Stunde derselbige war. Vor einer Schlacht, während einer Schlacht, nach einem Siege, nach einer Niederlage, er stand immer auf festen Füßen und war immer klar und entschieden, was zu tun sei. Er war immer in seinem Element und jedem Augenblick und jedem Zustande gewachsen."

Wenn schon die Untersuchung nicht ohne Interesse ist, ob dieses Urteil den Tatsachen entspricht, so ist die Betrachtung reich an ganz hervorragend fesselnden Beziehungen, wie — seine Richtigkeit vorausgesetzt — jener außerordentliche Geist gegenüber gänzlich verschiedenen Verhältnissen diese Kraft zum Ausdruck brachte.

Zu einer solchen, und einer allseitig genügenden, Forschung liegt das Material besonders reichlich vor, vor allem in seiner politischen und militärischen Korrespondenz (Bd. 1—28 22067 Stücke), die, samt seinen Schriften auf S. Helena (Bd. 29—32), von 1858—70 auf Befehl Napoleons III. herausgegeben ist, und zu der Du Casse 1887 Ergänzungen zusammengestellt hat, nämlich diejenigen Schreiben und Stellen, die von den amtlichen Herausgebern verändert oder weggelassen sind.

Wenn auch diese Korrespondenz, gleich jeden Äußerungen welt- und geisterführender Männer über sich selbst, in den tatsächlichen Angaben, eben infolge ihrer starken Persönlichkeit, nicht geschichtliche Objektivität besitzt, so ist gerade die Subjektivität für eine Betrachtung wie die vorliegende von besonderem Werte, ja von noch größerem Werte als eine wissenschaftlich-geschichtliche Wiedergabe des Geschehenen sein würde, weil gerade sie einen Einblick in alles das gestattet, was Napoleon über das Geschehene gesagt hat, das eine als seine Meinung, das andere, damit die anderen es als seine Meinung ansehen sollten.

In beidem, und in der Übereinstimmung oder dem Widerspruch mit dem, was geschehen ist, liegen höchst wertvolle, vielleicht die wertvollsten Aufschlüsse seiner Auffassungsart und Auffassungskraft.

Dagegen können auch die nicht mehr ausfüllbaren Lücken seiner Korrespondenz nicht in Betracht kommen, nicht einmal das Fehlen seiner Schreiben an den Berliner Hof zum größten Teil, fast gänzlich aus der Zeit von 1809 und 1813; ihre Urschriften sollen, mit ähnlichen pièces compromettantes, im Jahre 1814 aus dem Archiv entfernt sein. Was bleibt, ist umfassend und reichhaltig genug. —

Die Sommerhalbjahre 1809 und 1813 bieten Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten. Im Frühjahr 1809 erscheint Napoleon

avec la rapidité de l'aigle

(Proklamation vom 17. April 1809 Nr. 15083 S. 481 Bd. 18 auf dem Schlachtfelde, manöveriert den Feind in die Enge, schlägt ihn, verfolgt ihn und drängt ihn nach Ungarn hinein. Nicht weniger schnell und erfolgreich tritt er im Frühjahr 1813 auf dem Kriegsschauplatz auf,

lorsque ces messieurs croyaient entrer en France

(an den Erzkanzler Cambacérès am 15. August 1813 Nr. 20379 S. 60 Bd. 26), und in noch kürzerer Zeit als vor 4 Jahren ist der Feind bis hinter Breslau zurückgeworfen. Beides nach harten Winterfeldzügen, in Spanien, in Rußland, beides nach gewaltiger, ja gewaltsamer Anspannung der Kräfte, auch der persönlichen Kräfte — so daß es im Jahre 1809 energischer Dementis der Gerüchte über Erkrankung Napoleons bedurfte — des Feldherrn, im Jahre

1809 nach einer Reihe beispielloser militärischer und politischer Erfolge, im Jahre 1813 nach beispielloser Vernichtung von Hoffnungen, Aussichten, Hilfsmitteln; beides mit der Wirkung eines Waffenstillstandes, 1809 des von Znaym, 1813 des von Poischwitz.

Diese Waffenstillstände waren ein regelmäßiges Vorkommnis napoleonischer Politik, napoleonischer Geschichte.

Vielfach war es Napoleon gelungen, den Feind durch schnellen Angriff und Sieg zum Waffenstillstand und dann zum Frieden zu treiben, nach Marengo (S. 362 Bd. 6), nach Austerlitz (S. 453 Bd 11), nach Friedland (S. 361 Bd. 15). In Spanien (1809) und nach Jena und Eylau (1806, 1807) hatte der Bundesgenosse des Gegners, dort England, hier Rußland (Brief an König Friedrich Wilhelm III. vom 19. Oktober 1806 S. 372 Bd. 13, Note an Talleyrand vom 27. November 1806 S. 573 das.) das verhindert; aber im eigentlichen Sinne versagt hatte die Gewohnheit im Feldzuge von 1812, in dem sich weder nach dem Hinmarsch, noch nach Smolensk, noch nach Mojaisk der gehoffte Friedensbote blicken ließ.

Während des Waffenstillstandes 1813 war es die große Frage, von deren Beantwortung die Geschicke Europas abhingen, ob dieser Waffenstillstand auf einen Frieden hinausgehen oder den Krieg zur Folge haben werde, ob Neubefestigung der Macht Napoleons oder ihr Untergang gegenüber der Übermacht der Feinde und der Verminderung der eigenen Kräfte.

Ob freilich die führenden, oder die dem Namen nach führenden Persönlichkeiten aus den Reihen seiner Feinde jetzt schon an seinen Untergang gedacht, oder ob sie ihm die Stelle einer für ihresgleichen unschädlichen Vogelscheuche im europäischen Kornfelde zugedacht hatten, ist wohl eine Erscheinung, deren aktenmäßige Aufklärung jetzt noch nicht denkbar ist. Er selbst, wenn er es überhaupt gehört, sprach sich über das Krachen der Fugen seines Glücksschiffes zu niemand aus, das die Ratten schon anfingen zu verlassen. Er, der noch am 14. März 1814 von Reims aus gewisse Maßregeln seines Bruders Joseph, als der Rücksicht auf ihn, den Souverän, entbehrend, tadelte, denn

aujourd'hui comme à Austerlitz je suis le maître

(Du Casse S. 207) — er ist im Anfang 1813 ausschließlich mit Wiederherstellung des Verlorenen beschäftigt. Ihm genügt nicht

die Tätigkeit seiner Kommandeurs und ihrer Generale — sie rühren sich nicht, sie verteilen nicht die Magazinvorräte, sie ergänzen ihre Truppen nicht, sie tun nichts, sind noch immer

comme gelés jusqu'à présent •

(an den Vizekönig von Italien zu Leipzig am 18. März 1813 S. 103 Bd. 23). Aber zur Zeit verhältnismäßiger Ruhe, im Waffenstillstande, überkommt ihn doch ein Gefühl, daß die Zeiten sich geändert haben.

„Faites-moi connaître ce qui a été fait à Vienne à une époque semblable",

schreibt er am 23. Juli 1813 an den Fürsten von Neufchâtel (S. 503 Bd. 25), gewissermaßen den Zeremonienmeister seiner militärischen Operationen, als es sich um Vorbereitungen zur Feier seines Namenstages handelte. Der Trübsinn seiner Soldaten war ihm aufgefallen und es soll wieder Heiterkeit in das Lager gebracht werden, indem das angeordnet wird, was früher in glücklicheren Zeiten geschehen ist.

Während dieser Waffenstillstände war der Kaiser gezwungen, an Ort und Stelle zu verweilen. Entfernen konnte er sich nicht, so dringend seine Anwesenheit anderswo — 1809 gegen die Engländer, 1813 in Spanien — nötig gewesen wäre, denn die Entfernungen waren so groß und die Verkehrsmittel noch so wenig entwickelt — 1813 brauchte eine Nachricht durch Kurier von Mailand nach Dresden 96 Stunden (S. 450 Bd. 25) — daß er nicht rechtzeitig hätte zurück sein können, wenn seine Anwesenheit wieder erforderlich gewesen wäre. Rücksicht hierauf bei Erteilung von Befehlen war unvermeidlich. Bei Gelegenheit der Verteidigung von Walcheren gegen die Engländer schreibt Napoleon am 10. August 1809 von Schönbrunn aus dem Kriegsminister, General Clarke, Herzog von Feltre, in Paris (S. 330 Bd. 19):

„Les évènements changent à chaque instant; il est impossible que je donne des ordres qui n'arriveront que quinze jours après."

Ein Tedeum soll daher sofort nach Eintreffen einer Siegesnachricht gesungen werden, weil sonst — la guerre a ses chances (an Cambacérès 7. Juni 1813 S. 367 Bd. 25 — leicht die Nachricht einer Niederlage dazwischen treten könnte, ce qui serait ridicule.

Der Kriegsschauplatz war für die Verkehrsmittel jener Zeit zu weit abgerückt vom Mittelpunkt geordneten Ersatzes und die tüchtigsten Marschälle — 1809 Bessières, 1813 Soult — mußten abkommandiert werden, um Napoleon zu ersetzen. Eine der militärischen Hauptursachen seines Sturzes.

Die raschen Bewegungen der Truppenteile, das Mißverhältnis der Befähigung der meisten Generale nicht nur zu den Ansprüchen des Feldherrn, auch zu ihrer Stellung — vor Beginn der Feldzüge werden Generale zu Dutzenden vertauscht zwischen den ausrückenden und den bleibenden Truppenteilen (Schreiben an den König von Spanien vom 17. Januar 1809 bei Du Casse, S. 104) — die großen Verluste in den Schlachten, der ungeheure Verbrauch an Munition, besonders der Artillerie, an Waffen, besonders Infanteriegewehren, — Geldlöhnung war meist rückständig (S. 432 Bd. 19, S. 451 Bd. 19, Du Casse S. 35—163) — an Lebensmitteln in und vor den Schlachten ließen diese Waffenstillstände wie eine natürliche Folge, wie eine Notwendigkeit eintreten. Das Heer bedurfte dringend der Ruhe, um wieder schlagfertig zu sein, am meisten aber vor dem letzten Waffenstillstande Napoleons, dem vom Jahre 1813.

So ungelegen war dieser Waffenstillstand und so ungünstig, daß er noch auf S. Helena (Gespräche mit Dr. O'Meara, 6. März 1818 S. 379 Bd. 32) sein Eingehen auf ihn nur mit den Intriguen Österreichs erklären zu können meinte; Österreich habe, wie 1807 (S. 367 Bd. 15), ursprünglich sich sofort seinen Feinden anschließen wollen, sei aber durch deren Niederlagen bei Lützen und Bautzen bedenklich geworden und habe ihn durch die Verhandlungen zu Prag so lange hingehalten, bis sein Heer schlagfertig und der Abfall Bayerns und damit Württembergs vorbereitet gewesen.

„Peut-être même ne serais-je pas rentré en campagne“,

sagte Napoleon im Juni 1813 zu Metternich (S. 423 Bd. 25) bei ihrer Zusammenkunft in Dresden, wenn nämlich Österreich sich sofort erklärt hätte.

Gerade dieser Zeitverlust, scheinbar zuungunsten seiner Feinde, vom Dezember 1812 bis Mai 1813, lockerte das Gefüge seiner Macht, von außen vielen unsichtbar, aber desto sicherer. Zwar stellte ihm damals keiner seiner eigenen Offiziere nach dem Leben, wie 1809 der Oberst Oudet mit seinen 22 Offizieren

vom 9. Regiment, kein Fanatiker wie Stapß, aber seit 1813 begannen die Fahnenflucht und der Verrat; jene Ereignisse ergaben sich aus seiner Macht, diese aus seinem Fall. —

Die unfreiwillige Pause des Waffenstillstandes war nicht eine Zeit der Untätigkeit, sondern vielseitigster Beschäftigung.

Das Heer wird reorganisiert, die Verwaltung des Reichs, die äußere Politik geleitet, Lektüre betrieben. Die Beziehungen zu Frauen treten hier in ihre Rechte. Wie 1797 Josephine in Mailand dem militärischen Schauspiel den gesellschaftlichen Hintergrund gibt, so belebt 1807 Frau Walewska das Winterquartier in Warschau. Frau Walewska erscheint 1809 in Schönbrunn; die sichtbare Folge dieses Besuchs trug das Ihrige zum Entschluß zur Ehescheidung (Lévy, Napoléon intime S. 190) bei.

Vom 26. Juli bis 1. August 1813 trifft sich Napoleon mit Marie Louise in Mainz — am 27. Juli unterzeichnet Kaiser Franz I. den Bündnisvertrag mit Rußland und Preußen: Hier ungestörtes Familienleben, dort Vater und Schwiegervater sich zum Vernichtungskampfe gegen beide mit ihren Feinden rüstend. Napoleon hatte zwar die „alliance intime", war aber nicht, wie er davon gehofft,

„à même de finir les affaires du continent"

(an den Grafen von Champagny in Altenburg am 21. Sept. 1809 S. 486 Bd. 19).

Ganz besonders sind die diplomatischen Verhandlungen über Fortsetzung und Beendigung des Krieges nach Ablauf des Waffenstillstandes Gegenstand unausgesetzter Tätigkeit. Außerordentliche Gesandte — 1809 Graf Bubna, an dem Napoleon besonderes Gefallen fand (Frh. v. Hormayr, A. Hofer Bd. II S. 432), 1813 Metternich le bienvenu (S. 423 Bd 25) — erscheinen, der Briefwechsel mit den feindlichen Monarchen wird geführt und die Instruktion der Abgeordneten zu den Friedenskongressen, 1809 in Altenburg, 1813 in Prag, fortgesetzt.

Truppeninspektionen durch aides de camp oder officiers d'ordonnance (S. 403 Bd. 19) bis in die kleinsten Einzelheiten, auch durch Marschälle (S. 406 Bd. 19) finden statt. Napoleon selbst revidiert in der Nacht vom 30.—31. August 1809 die Stellungen in Preßburg en galop,

dans le plus grand incognito que la garnison ne s'en aperçoive même pas

(an Berthier S. 406 Bd. 19), 1813 Magdeburg und Würzburg (S. 481, 516 Bd. 25).

Diplomatische Noten sendet er oft selbst seinen Ministern (S. 417, 476 Bd. 19), sogar mit dem Befehl, stylistische Verbesserungen vorzunehmen,

> cet exemplaire étant le premier dicté, il y a beaucoup de choses de style à arranger;

(an Champagny am 29. Sept. 1809 S. 488 Bd. 19) und oft mit dem deutlichen Gepräge augenblicklicher Eindrücke (S. 364 Bd 19).

Die ganze Erde umfaßt dieser Geist, Europa, die vereinigten Staaten, die Kolonien, den Papst, den Krieg, die Weiterführung der Gesetzgebung im bürgerlichen Recht und im Strafprozeß, von der Universalpolitik bis zu den Leinwandhosen eines Infanterieregiments, von den Grenzmarken weltlicher und geistlicher Herrschaft bis zum Einband und dem Format der Bücher seiner Bibliothek, von der Schulung künftiger Feldherren bis zum Scheibenschießen der Kompagnien um Preise, von der Erziehung ganzer Völker bis zur zweckmäßigen Aufziehung seines Sohnes, von Kolonialpolitik bis zu den Einzelheiten der Schiffskonstruktion, von der Vorbereitung einer Entscheidungsschlacht bis zum Inhalt der Ambulanzwagen der Schwadronen, und das alles nicht nur unter Sorgen, denen widerstanden zu haben, dem tüchtigsten Anerkennung erworben hätte, sondern mitten im furchtbarsten Kampfe um den Bestand seines Lebenswerkes.

Dieser umfassenden Gewohnheit, die Dinge anzusehen, hatte sich eine entsprechende tatsächliche Macht gesellt, so daß das Außerordentliche auch, das dem gewöhnlichen Menschen wie das Werk eines Toren erschien, ihm nur eine der Möglichkeiten des Handelns ist. Aus dem Brande Moskaus will er gegen Petersburg marschieren (Ségur, campagne de 1812 VIII, 9); als Paris in Feindes Händen ist, will er es zurückerobern (S. 356 Bd. 27) — er vergaß, mit wem er das tun wollte. Solange ihm die äußeren Machtmittel zur Hand waren, fügten seine Gefährten sich ihm; als jene versagten, versagten sie selbst auch ihm.

So ging er aus dem Waffenstillstande von 1809 der Höhe seiner Macht, aus dem von 1813 seinem Sturz entgegen.

I.

Beurteilung der eigenen Persönlichkeit und Auffassung des Geschehenden.

Man interessiert sich für das Neue, was man erlebt. Menschen, die eine starke Auffassungskraft für das haben, was um sie her geschieht, sind von ihren Empfindungen besonders ergriffen. Wer von ihnen für sich leben kann, schweigt viel in Gegenwart anderer. Wer von ihnen gezwungen ist, in der Welt zu leben, spricht gern von dem, was er empfindet. Das eine gilt dann als Hochmut, das andere als Eitelkeit. Napoleon gehörte zu den letzteren.

Goethe sagt (Gespräche mit Eckermann Bd. II S. 85) von ihm, er besaß den

> „Trieb zu reden, und, wenn er nicht reden konnte, mußte er schreiben oder diktieren."

In seiner Seele nahmen die unendlich verschiedenen Eindrücke, die ihr das Leben bot, sofort eine der jedesmaligen Umgebung angepaßte Gestalt an. Seine Ausdrucksweise gab schon bei seinen Lebzeiten Anlaß zu Fälschungen, über die er sich beklagt (3. Dez. 1806 S. 29 Bd. 14).

Den aufständischen Spaniern ruft er zu: wenn sie auf seine bisherigen Anordnungen nicht eingehen wollten,

> „je mettrai alors la couronne d'Espagne sur ma tête et je saurai la faire respecter des méchants, car Dieu m'a donné la force et la volonté nécessaires pour surmonter tous les obstacles",

(Proklamation an die Spanier, im kaiserlichen Lager zu Madrid am 7. Dez. 1808 (S. 103 Bd. 18) — eine Äußerung, die zu denen gehört, die für die Literatenlegende vom „Cäsarenwahnsinn" als Beleg dienen müssen. Aber selbst Kaiser Wilhelm I., oder ein Charakter wie er, hätte die Worte sprechen können, die Napoleon am 16. Nov. 1809 (S. 37 Bd. 20) im Senat sagte:

> „Je le sens profondément et je veux le dire; mon peuple a eu et aura des princes plus heureux, plus habiles, plus puissants, mais il n'a jamais eu et n'aura jamais de souverain qui porte dans son cœur plus haut l'amour de la France",

eine Äußerung, die zu denen gehört, die für die Heuchelei des Sprechers als Beleg dienen müssen, nicht weniger die Stelle aus

dem Briefe an Kaiser Franz I. vom 23. Sept. 1809 von Schönbrunn aus (S. 494 Bd. 19):

„Dieu et les hommes me sont témoins qu'au milieu de la plus grande prospérité, à la tête des plus grandes armées, moins exposé que qui que ce soit au monde aux chances de la guerre — j'ai dédaigné de vains lauriers arrosés des larmes des peuples."

Daß er sich nicht immer von diesen Betrachtungen leiten ließ, ist selbstverständlich, und sagt er auch nicht.

Weder pour une vaine urbanité (an Berthier am 9. Okt. 1809 S. 563 Bd. 19), noch wegen vaines considérations, de petites passions et de petites vanités (an Clarke am folgenden Tage S. 571 das.), noch wegen petites vues secondaires (an Jerôme vom 8. Juli 1812 aus Wilna bei Du Casse S. 173) werden politische Maßregeln ergriffen, noch um sie so oder so ergriffen.

Die Akademie zu Paris will in den Inschriften des Triumphbogens ihm die Titel „Augustus" und „Germanikus" geben. Das weist er nachdrücklich zurück (3. Okt. 1809 von Schönbrunn aus, S. 545 Bd. 19); Augustus habe nur den Sieg bei Actium erfochten und „Germanikus" nur sehr „médiocres souvenirs" hinterlassen. Selbst den Beinamen Cäsar, der sonst ein dem Kaiser wünschenswerter Titel sein würde, will er nicht, weil ihn soviel kleine Fürsten entwürdigt hätten (wenn es möglich sei), daß man nicht an den großen Diktator denken würde, sondern

„ce tas de princes allemands aussi faibles qu'ignorants."

Sein Titel sei Kaiser der Franzosen und die Inschriftensprache die französische, von allen Sprachen

la plus cultivée — plus définie — plus repandue.

Eine grausame Verstümmlung geschichtlicher Tatsachen zu Zwecken der Politik. Ähnlich das Verbot an den Staatssekretär Maret vom 23. Sept. 1809 (S. 491 Bd. 19), dem Kaiser von Österreich den Titel „apostolisch" zu gewähren; Maret soll auf Befragen angeben, man habe diesen Titel für einen des weiland deutschen Kaisers gehalten, und übrigens sei Napoleon ebenso apostolisch und christlich wie Franz I.

Wenn nach 4 Jahren das Selbstvertrauen auch unverändert erscheint, so ist doch das Gefühl der Sicherheit dem Feind gegenüber ganz erheblich beeinträchtigt. Eine gewisse Formu-

lierung von Waffenstillstandsbedingungen wird als unannehmbar zurückgewiesen, denn

„l'idée seule que les ennemis croient me menacer me porterait à les braver",

(an Caulaincourt am 4. Juni 1813 S. 358 Bd. 25), so sehr er den Waffenstillstand braucht.

Ein melancholisches

la fortune se plut

im Bulletin vom 2. Mai 1813 nach der Schlacht bei Lützen (S. 259 Bd. 25), dem Eylau von 1813, scheint mehr die vergangenen Unfälle zu entschuldigen, als den gegenwärtigen Sieg zu erklären, die Zerhauung des gordischen Knotens durch Alexanders Schwert (das. S. 261).

Dabei tönen die unwillkürlichen Anklänge an die Marseillaise — im Schreiben an Ney vom 28. März 1813

la Prusse a levé l'étendard (S. 138 Bd. 25),

in der Proklamation an das Heer vom 3. Mai 1813:

vous avez déjoué tous ces complots parricides (S. 262 das.),

italienische Wörter und Wendungen — Chiuse (an Eugen am 18. Mai 1813 S. 308 das.) — *scinder* la 3ième division (an Berthier am 18. Juni 1813 S. 400 das.) — neben häufigen Erinnerungen an Studien über den Siebenjährigen Krieg (24. Mai 1813 S. 316 Bd. 25), wie Jugenderinnerungen in die schlechteren Zeiten hinein.

Persönliche Gefahr entbehrte für ihn des Eindrucks; auch seinen Soldaten und Dienern soll sie gleichgültig sein. Als er am 13. Mai 1809 an Fouché (S. 572 Bd. 19) über das Attentat von Stapß — ce petit misérable — berichtet, ist sein Hauptgedanke, dahin zu wirken, daß man

ni fanatisme réligieux ni fanatisme politique

in der Tat finden solle, sondern il faudrait faire passer cet individu pour fou.

Höllenmaschinen sind gut pour casser les vitres und das Bombardement einer Festung für den Kommandanten nicht viel mehr (an den Marineminister Decrès, S. 446 Bd. 19):

Der Krieg kann eben nicht anders geführt werden,

qu'avec de la vigueur, de la décision et une volonté constante, il ne faut ni tâtonner ni hésiter,

mahnt er am 6. Juni 1813 von Liegnitz den General Bertrand (S. 363 Bd. 25);

„nicht schreiben, sondern handeln!"

Pferde! — nicht Briefe!, ruft er dem General Bourcier, der in Hannover Pferde kaufen soll, am 12. März 1813 zu und, um den Vizekönig auf seinem Rückzuge aufzuhalten, soviel er kann, kündigt er ihm am 11. März seine Absicht an, den Feldzug durch einen Marsch über Havelberg nach Danzig zu eröffnen — am 20. Tage nach dem Abmarsch werde er mit 300000 Mann an der Weichsel stehen.

Wohlbewußt, daß seine Haltung allein die anderen zu halten imstande sei, verstattet er niemand Einblick in seine Sorgen, auch, als schon die Raben Witterung bekamen.

Am 16. August 1813 teilt er Cambacérès von Bautzen aus die Desertion Fouriers, des Generalstabschefs Neys, die Ankunft Moreaus in Europa mit (S. 62 Bd. 26) und damit zugleich den Einmarsch der Preußen und Russen in Böhmen; er schließt mit: j'augure bien de la campagne.

Nach 8 Tagen beschreibt er von Görlitz (S. 121 Bd. 26) aus dem Erzkanzler seine militärische Lage und hat dabei den Mut für ein Wortspiel —

Je suis au centre et l'ennemi est partout aux extrémités. J'espère bien de la disposion des choses.

Der Soldatentod ist ihm nicht nur stets vor Augen, sondern auch ein Gegenstand vielfacher Empfindungen und Betrachtungen, nicht nur der Tod anderer, wie des Generals Gourée, der bei Lützen fiel, digne d'un si bon soldat, oder des Marschalls Bessières, gefallen am 1. Mai 1813 bei Rippach de la plus belle mort et sans souffrir (aus dem Bulletin vom 2. Mai und dem Brief an die Marschallin vom 6. Mai; S. 261, 276 Bd. 25), auch der eigene, wenn es keinen anderen Ausweg gibt.

„Je suis décidé",

schreibt er am 13. Mai 1813 — zwischen den Schlachten bei Lützen und Bautzen — an Kaiser Franz I. (S. 301 Bd. 25),

„à mourir, s'il le faut, à la tête de ce que la France a d'hommes généreux, plutôt que de devenir la risée des Anglais et de faire triompher mes ennemis."

Einen besonderen Reiz gewährt diesen Briefen die Heiterkeit, selbst Humor, mit denen die Ereignisse oft behandelt sind. Nach der Schlacht bei Lützen findet er sich wieder, dann verschwindet er für immer.

Bald ist es die Einnahme einer Stadt, die

me sourit beaucoup

(22. Juni 1809 S. 156 Bd. 19), oder die Ankündigung an einen Marschall, daß, wenn er noch eher als befohlen, am bestimmten Platz sein werde,

vous me surprendriez agréablement

(20. Juli 1809 S. 268 Bd. 19), oder eine Warnung an seine Schwester Karoline, im Dezember nach Paris zu kommen, den eine „Neapolitanerin“ nicht aushalten könne (15. Oktober 1809 S. 586 Bd. 19), oder eine scherzhafte Drohung an Josephine, sich in acht zu nehmen, er komme bald nach Hause

„ne te fie pas et je te conseille de te bien garder la nuit; car une des prochaines tu entendras grand bruit“

(23. Sept. 1809 S. 508 Bd. 19), oder sein Stolz über die Anzahl, die prächtige Haltung seiner Truppen, seiner Kürassiere, die die Bewunderung der feindlichen Bevölkerung einbringen und seine Feldherrnseele erregen (S. 179, 189 Bd. 19 von Wien aus).

Der Sieg bei Lützen gab ihm diese Empfindungen wieder.

„On ne peut pas aller mieux“, schreibt er am 4. Mai 1813 (S. 268 Bd. 25) an Cambacérès,

„rien égale surtout la valeur, la bonne volonté, et l'amour que me montrent tous ces jeunes soldats; ils sont pleins d'enthousiasme.“

Bald gehen sie in den Sorgen um die Anforderungen der Politik und des Krieges — es ist dies die Zeit, in der Napoleon unzweifelhaft anfing, in Deutschland eine gewisse Popularität zu erwerben — völlig unter; nur ein „cela me fait beaucoup de plaisir“ auf Davoust' Meldung von der Wiederbesetzung Hamburgs (an den Herzog von Bassano am 7. Juni 1813 S. 371 Bd. 25) läßt sich noch hören.

Den Grund solcher Sorgen, den Zustand der Armee lehrt der Befehl an den Herzog von Ragusa vom 10. Mai 1813 (an Berthier S. 283 Bd. 25) kennen, durch Dresden zu marschieren,

son corps en grande tenue, avec ses pièces et dans le meilleur ordre. Il fera passer ses bagages, avec tout ce qui peut n'être pas beau à voir, par le pont de radeaux. Sa cavalerie sera en tête.

Das schnell zusammengebrachte Heer begann sich aufzulösen, das neue Schwert nach dem ersten ernsten Gebrauch zu brechen, dem Siege bei Lützen,

qu'il a plu à la Providence d'accorder à mes armes

(Brief an Franz I. vom 4. Mai 1813 S. 269 Bd. 25).

In demselben Schreiben wird Marie Louise gelobt, als aujourd'hui mon premier ministre et elle s'en acquitte à mon grand contentement, was dem cœur paternel der Majestät gewiß Freude machen werde. Ist das wie ein Nachklang aus den Zeiten ihrer Vorgängerin, so muß der Kaiser den premier ministre, dessen zweite Hauptaufgabe die Herstellung und Erhaltung fürstlicher Etikette gewesen war, doch wissen lassen, daß man weder den Erzkanzler noch sonst jemand im Bette liegend empfangen darf, man sei denn mindestens 30 Jahre alt (aus Haynau, den 7. Juni 1813 S. 366 Bd. 25).

Vor Antritt des Feldzuges wird die Zahl der Wagen seines Gefolges und seiner Pferde und Maultiere (von 72 auf 10 und von 500 auf 110) vermindert (Trianon, den 12. März 1813 S. 65 Bd. 25). Er selbst reist mit Caulaincourt, ihm folgen Duroc und Lobau, sein Sekretär und sein Arzt, alles in drei leichten Wagen ohne Gepäck; sein Wagen enthält eine Auswahl von Büchern, Karten und Croquis (S. Cloud, den 13. April 1813 S. 192 Bd. 25). Schauspieler aus Paris sollen nach Dresden kommen, aber nur 6—7 und mit viel Gerede zu Paris, damit man in London und Spanien sage,

que nous nous amusons à Dresde,

aber sonst sans éclat et — aucun embarras (8. Juni 1813 S. 374 Bd. 15). Sie bekommen dann eine Gratifikation und müssen am 12. August verschwinden (S. 22 Bd. 26).

Als Hauptquartier während des Waffenstillstandes wird Dresden bestimmt. Im Schloß aber will Napoleon nicht wohnen, weil es keinen Garten hat, lieber in einem Landhaus, etwa eine Viertelstunde vor der Stadt, vielleicht in Pillnitz (an Maret, am 4. Juni 1813 S. 359 Bd. 25). Ebenso wohnt er während des Waffenstillstandes von 1809 nicht in Wien, sondern in Schön-

brunn. Überhaupt wohnt er nicht gern in Städten (an den König von Spanien am 16. Januar 1809, Du Casse S. 103); der Vielbeschäftigte liebt die Einsamkeit und die Ruhe, in seiner Lebenslage ebenso eigenartig, wie wenn man von Schiller hört (an Huber am 26. März 1785; Palleske, Schiller I S. 538):

„ich liebe die Menschen und ihr Gedränge!"

Eigenartig, aber aufklärend für das innere Leben der beiden. Manchem, der sich Napoleon nur denken kann, wie er inmitten theatralischen Pompes seine Befriedigung findet, manchem ist sein Name ebenso unzertrennlich verbunden mit einer Umgebung unzweifelhaften, nie schwankenden Gehorsams, erzwungen durch furchtbare Gewalt, dem

fouler et froisser toutes les volontés

Taines, die habitude à l'obéissance passive et silencieuse Bourriennes (Mémoires, Bd. 8 S. 122).

Aber schon Lévy, Napoléon intime (VII, 8) sagt, daß gerade hier eine der Hauptursachen des Unterganges seiner Herrschaft lag, daß er nicht imstande war, sich den nötigen Gehorsam zu verschaffen. Das wird auch von anderen Seiten reichlich bestätigt und nicht am wenigsten durch seine eigenen Erlasse.

Freilich war er gewöhnt, ein Menschenleben, auch das seinige, gegenüber den Zielen der Politik und des Feldzugs für nichts zu achten — welcher Feldherr oder Staatsmann wäre ohne diese Anschauungsweise möglich! — das politische und militärische Leben als sein Schachbrett (S. 28 Bd. 26) anzusehen, ohne die brutale Nebenbedeutung, die der slavische Aristokrat Tolstoi (Krieg im Frieden, Buch 10 K. 30) dieser Anschauung beilegt.

„Il y a longtemps,

schreibt er am 7. Febr. 1814 an seinen Bruder Joseph (S. 128 Bd. 27)

que l'on dit que les prêtres et les médecins rendent la mort douloureuse",

sich hier mit Lessing (Wie die Alten den Tod gebildet a. E.) treffend.

Sich Gehorsam zu verschaffen, verstand Friedrich II. viel besser. Er hatte die Massen wohl als Machtgrundlage, aber niemals als Machtquelle kennen gelernt, wie Napoleon. Friedrichs II. Macht stand auf den Massen, aber sie ging nicht aus ihnen hervor, wie die Napoleons. Auch war Friedrichs II. Volk

kein einheitliches, wie das Napoleons, und durch seine Armut und die im Lande herrschenden Einflüsse, namentlich die Lehren der damaligen protestantischen Geistlichkeit an Gehorsam gewöhnt, überhaupt im Lande nicht eine Kraft vorhanden, welche der des Herrschers auch nur im geringsten gewachsen gewesen wäre. Der rocher de bronce war stabiliert. Diesen sollte Napoleon in seinem Lande erst stabilieren und die Kriege gerade, die er zu führen hatte, hinderten ihn daran, so sehr sie — vielleicht ihm selber — seine Macht zu stärken schienen, denn sie hinderten ihn, eine regelmäßige, geordnete Einwirkung auf das Staatswesen auszuüben.

Von diesen Verhältnissen sind Vorgänge, wie Friedrich II., der Voltairefreund und Verächter deutscher Literatur, dichtend am Vorabend einer Schlacht (Bismarck, Gedanken und Erinnerungen II S. 288), und Napoleon, der Voltairefeind und Wertherleser (Goethe, Annalen z. 1. Oktober 1808; Bourrienne, Mémoires I, S. 374; Goethe zu Eckermann am 7. April 1829), am Vorabend der Schlacht bei Jena seinen Soldaten die Laterne haltend, die den Weg durch das Gestein zum Landgrafenberg hinauf für das Geschütz bahnten, charakteristische Zeichen.

Weit entfernt, daß Napoleon unbedingten Gehorsam fand, wie er ihn selbst wünschte, in dem Gedankengang seines Ausspruchs:

„il faut être maître, avant d'être bon“

(an seinen Bruder Louis, 3. Dez. 1806 Bd. 14 S. 28), sind seine Briefe voll Klagen, voll augenscheinlich begründeter Klagen, daß man nicht tut, was er befohlen hat; daß seine Befehle unbeachtet bleiben; voll unaufhörlicher Wiederholung derselben Befehle.

Schließlich reißt ihm die Geduld und Kraftworte des Unwillens entfahren ihm, oder er geht an Ort und Stelle, selbst nachzusehen.

„Comment diable ont-ils pu se rembarquer?“,

fragt er den Marschall Davoust (21. Juni 1809 S. 148 Bd. 19), als ihm die Niederlage, aber auch der gelungene Rückzug der Österreicher über die Donau gemeldet wird.

„Que diable attendez-vous donc?“,

herrscht er den Kriegsminister Clarke (11. August 1809) an, der ihm nicht scharf genug gegen die Landung der Engländer auf

Walcheren vorgeht (S. 334 Bd. 19). Und wieder hat man nicht getan, was er befohlen —

„une espèce de vertige tourne les têtes en France",

ruft er Fouché am 26. September 1809 zu (S. 520 Bd. 19),

„que diable veut-on faire de tout cela?"

Wege sollen in Toskana gebaut werden, Geld ist schon bewilligt. Seine Schwester Elise soll sofort an die Arbeit gehen und

levez les obstacles,

setzt er (5. Okt. 1809 S. 549 Bd. 19) aus seinen Erfahrungen hinzu; aus seinen Erfahrungen, denn schon im Jahre 1785 schreibt er an einen Verwandten, er will nach Paris und surmonter les obstacles (Du Casse S. 60).

Des Gehorsams aber, des unbedingten Gehorsams aller Mitarbeiter an seinem Werk, bedarf er, denn es muß ausgeführt werden und so, wie er denkt. Daher ist es

„du devoir de mon clergé de m'obéir et le Saint-Esprit cesserait d'être avec lui le jour où il tenterait de s'écarter de l'obéissance qu'il me doit",

erinnert er den 8. Okt. 1809 den Kardinal Fesch (S. 561 Bd. 19).

Unter den schwierigen Verhältnissen des Jahres 1813 wird dieser Mangel an Gehorsam, an zweckmäßigem Gehorsam ein Unglück, um so mehr, als die Kraft, sich Gehorsam zu verschaffen, nicht gewachsen ist. Unaufhörlich kommen Ermahnungen, das zu tun, was befohlen ist.

Den Kriegsminister läßt Napoleon am 6. März 1813 wissen, er solle dem General Decaen mitteilen, er werde sehr unzufrieden sein (S. 34 Bd. 25)

„de la non-exécution de mes ordres et que dans la situation actuelle des affaires il ne doit y avoir ni si ni mais ni car."

Den General Lemarois, Gouverneur von Magdeburg, der Hafer für die Gardekavallerie schicken soll, das aber für unmöglich erklärt, läßt er wissen, daß

cela n'est pas français

(9. Juli 1813 S. 479 Bd. 25), und dem Marschall Victor, der Krossen trotz Befehls nicht besetzt hatte, läßt er am selben Tage (S. 478 das.), wie aus einem Kriegsschulvortrag, schreiben,

qu'à la guerre, quand on a un ordre, il faut l'exécuter.

Unter diesen vielen und vielfachen Sorgen ist die Quelle der Erholung, der Unterhaltung, der Belehrung, die Feldbibliothek, ein Gegenstand seiner besonderen Aufmerksamkeit.

Im Jahre 1809 vielfach und eingehend. Am 20. März 1809 schreibt der Kabinettssekretär an den Bibliothekar, die Reisebibliothek (S. 374 Bd. 18) fertig zu stellen, denn S. M. legt Wert darauf,

> à avoir quelque chose de très-distingué et par le choix des livres et par la beauté des éditions et par l'élégance des reliûres.

Lyrische Dichtungen sollen nicht vergessen werden.

Wenige Tage vor der Schlacht bei Aspern erscheint ein Befehl voll der kleinsten Details, die Bibliothek zweckgemäß einzurichten (S. 5 Bd. 19). Eine Anzahl Bücher, darunter die Briefe der Frau von Sévigné, von denen eine Auswahl gewünscht wird, Rochefoucaults Memoiren werden ausrangiert. Dafür will der Kaiser eine Bibel, die Iliade, Tasso (italienisch und französisch), Camõees, die Äneide, Milton, Tacitus, Gibbon, Diodor, Retz' Memoiren; Übersetzungen nicht in Versen, sondern in Prosa. Die Formate werden ganz genau bestimmt.

Für den Feldzug von 1813 (S. 192 Bd. 25) wird einfach un choix de livres befohlen. Auch während seines Aufenthalts in Mainz rastet seine allseitige Sorge nicht.

Abgesehen von Anordnungen für Heer und Politik, die ihren gewohnten Gang gehen, beschäftigt ihn der Umbau seines Wohnhauses. Er kann den Küchengeruch aus dem Erdgeschoß nicht vertragen — wie Goethe, wenn er Schiller in der Xeniengasse zu Jena besuchte (Palleske, Schiller II. Bd. S. 400) — und will die Küchen und die Ställe besonders gebaut haben (31. Juli 1813 S. 519 Bd. 21). Am selben Tage befiehlt er (S. 520 das.), sofort die Fenster eines Militärhospitals nach dem Garten zu während des Tages zu öffnen, die man bisher verschlossen gehalten par ménagement pour le propriétaire.

Für die Leiden der Abwesenden findet er rücksichtsvolle, trostreiche Worte.

„ma peine égale la vôtre“,

schreibt er am 31. Mai 1809 (S. 62 Bd. 19) der Herzogin von Montebello, als er ihr den Tod ihres Mannes ankündigt. Ähnlich an die Herzogin von Istrien am 6. Mai 1813 aus Kolditz mit

Rücksicht auf den Verlust ihres Mannes (S. 236 Bd. 25), aber dabei freilich

la mienne est davantage encore.

General Hogendorp zeigt ihm den Tod seines letzten Kindes an; auch für ihn hat er Trost:

Je prends parts à vos chagrins et je désire que l'assurance que je vous en donne puisse vous être de quelque consolation (18. Juli 1813 S. 293 Bd. 25).

II.
Politik.

Eins der eigenartigsten Probleme der politischen Zukunft ist das Schicksal, das Österreich, der letzte Rest aus der Staatenbildungsform des ehemaligen deutschen Reichs, haben wird, ob Österreich berufen ist, auseinander zu fallen, oder, ob es die Kraft besitzen wird, weiter fortzuschreiten, oder auch nur, weiter zu bestehen.

Mit seinem Gefüge der verschiedensten Völker verschiedensten Stammes und verschiedenster Lebensanschauung ist es eine Art Rußland im kleinen. Mit seinen verschiedenen Verfassungen ist es eine Art Mittelalter mitten in der Neuzeit.

Von jeher war es der Stein des Anstoßes in der europäischen Politik: schon seit Marc Aurel und Attila bis zu Napoleon und Bismarck streiten sich die Völker um den Besitz der Donau in irgend einer Form.

Napoleon sagte bereits 1808:

qu'en effet l'Autriche compliquait tout, qu'elle était là comme un embarras; qu'il en fallait finir,

(Ségur, Napoléon et la grande armée I, 3), was er bekanntlich weder im kriegerischen, noch in irgend einem anderen Sinne vermocht hat.

Versucht hat er es im Wege des Bündnisses. Obwohl er selbst die Fortwirkung des alten kaiserlichen Einflusses in den Rheinbundstaaten auf leurs plus riches propriétaires restés dans les rangs de l'Autriche (Brief an Jerôme vom 15. Februar 1809

bei Du Casse S. 113); obwohl er in einem Gespräch mit dem Grafen Bubna die Unmöglichkeit einer Alliance klar erkannt hat —

que nous étions deux taureaux qui voulaient coucher avec l'Italie et la Germanie

(an Champagny aus Schönbrunn am 10. Sept. 1809 S. 447 Bd. 19), kommt er doch in seinem Schreiben vom 15. Sept. 1809 (S. 479 Bd. 19) auf den Plan zurück,

de resserrer les liens entre nos états.

Abdankung Franz I. zugunsten des Großherzogs von Würzburg, Teilung der Monarchie in Böhmen, Ungarn und Österreich sind gleichfalls Projekte, die er in Aussicht nahm, aber fallen ließ (an Champagny, am selben Tage S. 475 das.). Selbst der Gedanke, Ungarn unter einem freigewählten König selbständig zu machen, taucht auf (Proklamation an die Ungarn vom 15. Mai 1809 S. 11 Bd. 19), dem auch Bismarck in ähnlicher Lage näher trat (Gedanken und Erinnerungen Bd. II S. 35. Reden Bd. 7 S. 132).

Schließlich entschied er sich dafür, was Bismarck gegen so vielfachen Widerspruch, im Jahre 1866 vermieden hat, Österreich zu bedeutenden Landabtretungen zu zwingen, zu Landabtretungen, die es gänzlich vom Meere abdrängten; dazu ließ es sich freilich erst dann herbei, als die englische Hilfe versagte (S. 397 Bd. 19), auf die es bis zuletzt gehofft.

Beschränkung eines siegreichen und der Entwicklung fähigen Volks im Erfolge auf das Notwendige führt zu höherer Kraftentfaltung und dauernder Siegesausnutzung, die Überspannung der Siegesausnutzung zur Erschöpfung. Die Erschöpfung abzuwenden, half Napoleon weder der gute Rat, den er Franz I. beim Abschiede von Schönbrunn am 15. Okt. 1809 (S. 587 Bd. 19) erteilte, sich seine Minister so zu wählen, daß sie

connaissent bien la position respective des deux Etats,

noch die Heirat mit der Tochter dieses Fürsten, ebensowenig, wie Deutschland sich auf der Höhe gehalten haben würde, wenn sich Wilhelm I. im Jahre 1866 zu Prag oder im Jahre 1871 zu Besançon als König von Böhmen oder von Burgund, nach dem Beispiel seiner „erhabenen Vorfahren im Reich" hätte krönen lassen.

Im nächsten günstigen Moment verlangte Österreich alles wieder, was es selbst verloren — Illyrien, halb Italien, Polen,

Deutschland — und was andere verloren — Spanien, Rom, Schweiz, Holland — (Unterredung mit Meternich vom 23. Juni 1813 S. 425 Bd. 25), nachdem es ihm während der Zeit des sog. Bündnisses mit Rußland Dienste geleistet, die Napoleon selbst als

sotte diversion des Autrichiens en Russie

(S. 300 Bd. 25) bezeichnet, und, was die Heirat betraf, so lag Franz I. ebensowenig an der Glanzstellung seiner Tochter wie später an ihrer wirklichen Ehre.

Aussicht auf Entschädigung im westlichen Rußland scheint überhaupt nie zur Verhandlung gestellt zu sein. Ja, Napoleon steht persönlich Alexander I. viel günstiger gegenüber,

Si j'ai des sacrifices à faire, j'aime mieux que ce soit au profit de l'empereur Alexandre qui me fait une bonne guerre,

selbst dem König von Preußen,

auquel la Russie s'intéresse,

als wie Österreich,

qui a trahi l'alliance et qui sous le titre de médiateur veut s'arroger le droit de disposer de tout, après avoir fait la part qui lui convient.

(Instruktion an Caulaincourt vom 17. Mai 1813 S. 300 Bd. 25).

Im übrigen aber blieb, trotz der Entrevue in Erfurt (27. Sept. bis Mitte Okt. 1808 S. 529—59 Bd. 17), und trotz des Befehls, ihr dort ein Denkmal auf seine Kosten zu errichten (an den Kriegsminister von Benevent am 9. Jan. 1809 S. 173 Bd. 18) in Napoleon stets ein stilles Mißtrauen gegen die russische Politik.

Il y a toujours de l'obscur dans ce que veut ce cabinet,

schreibt er am 18. Aug. 1809 an Champagny (S. 359 Bd. 19). An dem Prinzip jedoch,

que dans aucun cas je ne veux me brouiller avec la Russie,

(an denselben am 24. August S. 391 das.) hält er fest und sieht in dem Hinzögern des Friedensabschlusses durch Österreich nur den Zweck,

une pomme de discorde entre la France et la Russie

zu werfen (Entwurf eines Schreibens an Franz I. vom 23. Sept. 1809 S. 492 das.).

Ein Meisterstück der Politik jener Tage war es, daß sie Alexander I. gänzlich aus der Berührung mit Napoleon herauszuziehen verstand; damit fielen alle Hoffnungen, die dieser nicht

abließ, auf seinen Freund von Tilsit und Erfurt, den Grec du Bas-Empire zu setzen, sei es im Vertrauen auf dessen Freundschaft, sei es auf dessen Schwäche.

Napoleon bedurfte Rußlands, in seiner Machtlosigkeit zur See, die er bei jeder Gelegenheit zugibt, gegen England. Da er diesem Feinde zu Wasser nicht an den Leib konnte, so wollte er sich in Besitz wenigstens aller Küsten von Europa setzen, um die Annäherung der englischen Schiffe zu hindern, und zwar möglichst in unmittelbaren Besitz.

Seine Politik gegen die Hansastädte ist im kleinen dasselbe was die gegen Rußland im großen. Er habe sich lange überlegt, schreibt er am 26. September 1809 an Champagny, was er mit Hamburg und Bremen und Lübeck machen solle (S. 517 Bd. 19). Sie an Holland, an Westfalen zu geben, widerspreche ihren Interessen. Für Frankreich aber sei es am vorteilhaftesten, sie als „Kaiserliche freie Städte" bestehen zu lassen. An Stelle des Deutschen Reichs solle nur das französische treten. Ein Gesandter in Paris solle bleiben, als einziger Vertreter ihrer auswärtigen Angelegenheiten. Die Obergewalt in irgend einer Gestalt wolle er haben, die Ernennung der Bürgermeister, aus dreifacher Vorschlagsliste, und ein Kontingent an den Rheinbund.

Alles dies aber im Wege der Verhandlungen. Eine kleine Gebietsvergrößerung wolle er den drei Städten gern zugestehen. Überhaupt solle Deutschland (Rheinbund) definitiv geändert werden; das exequatur für die Konsuln will er geben und verleihen dürfen, auch lästige Fremde ausweisen.

Alles befreundete, verbündete wird zu

peu de chose,

wie ihm Preußen (an den Kriegsminister am 19. Mai 1809 S. 23 Bd. 19) erscheint, einem Objekt, unter der Vorstellung, Ansammlung von Machtmitteln zu unmittelbarem Gebrauch gebe Macht, die besonders in der Depesche an den Gesandten der Vereinigten Staaten zu Paris vom 22. August 1809 (S. 374 das.) zum Ausdruck kommt; wenn nämlich, heißt es dort, Frankreich zu Lande ebenso gehandelt hätte wie England zur See, dann wären alle Güter des europäischen Festlandes nach Frankreich gelangt und sie

souvent fussent devenues la source d'une immense richesse.

Es ist die Politik des römischen Reichs, die zunächst zur Verarmung der Mittelmeervölker, dann Roms selber führte, und in bemerkenswertem Gegensatz zu der des germanischen Staatsmanns im 19. Jahrhundert steht, die es verstand, sich das Leben dienstbar zu machen, es nicht nur als Werkzeug zu gebrauchen.

Einwirkung auf Amerika fehlt nicht, im Gegensatze zu den Ansprüchen Englands auf Herrschaft über die Meere eine dauernde Gemeinschaft zu gründen (Entwurf einer Note an den Gesandten Armstrong vom 18. Mai 1809 S. 21 Bd. 19). Aber damals konnten die Vereinigten Staaten eine wirkliche Hilfe nicht sein, wenn sie sich auch tatsächlich dem Kontinentalsystem näherten (Schreiben an Alexander I. vom 10. Okt. S. 64 das.), zu einer Zeit, wann in England

> il y a une révolution dans le ministère et une parfaite anarchie und: la folie et l'inconséquence de ce cabinet n'ont pas de nom.

Der Krieg mit England geht daher auch mit in die Zeit des Niederganges des Kaiserreichs über, denn er muß geführt werden, um die Schiffahrt und den Handel Frankreichs zu befreien, weil andernfalls Frankreich an England tributpflichtig sein würde und arbeitspflichtig wie die Hindus (Note für den Kriegsminister vom 27. Sept. 1813 S. 256 Bd. 26).

Dieses staatswirtschaftliche Verhältnis gibt seiner ganzen Kriegspolitik einen so hervorragend nationalen Hintergrund, daß jede Besorgnis über den Erfolg, jeder Wunsch nach Frieden schweigen muß, wo England die Hand im Spiele hat.

> „On ne fait rien au congrès de Prague. Un agent anglais s'en mêle",

schreibt er am 9. August 1813 (S. 2 Bd. 26) — vier Wochen vor Dennewitz — an den Marschall Ney auf dessen besorgte Anfrage.

Der nie zu beendende Streit mit England trug wesentlich dazu bei, ihn mit der Stelle zu verfeinden, die er sich durch seine Politik zu dauerndem Dank verpflichtet zu haben glaubte, mit der Leitung der katholischen Kirche. Der Gedanke, Katholik sein zu wollen und doch die Folgen der politischen Seite der Kirchenorganisation abzuweisen; als Herrscher die Macht der katholischen Kirche zu benutzen, aber nicht gewähren lassen zu wollen, tritt auf das allerdeutlichste, ja naivste hervor, ebenso wie das Gemisch von Erziehungsglaubensresten und Glaubens-

zweifeln in seinem Denken. „Du glaubst zuweilen“, schreibt auch Körner an Schiller (I S. 214), „unvereinbare Dinge vereinigen zu können“.

Im Jahre 1809 stehen die Konflikte auf der Höhe.

Nachdem der Papst die Bannbulle erlassen (S. 246 Bd. 19), was der Kaiser für so ridicule erklärt,

qu'elle ne mérite pas qu'on y fasse attention,

hatte der Erzbischof Fesch von Lyon den Brief, in dem Napoleon das Tedeum für Wagram befohlen, nicht in die Befehle an die Geistlichkeit, wie sonst, einrücken lassen (S. 359 Bd. 19). Er erklärt das zwar als ein Versehen seiner Großvikare (S. 414 Bd. 19), aber

„dafür gibt es keine Entschuldigung“,

sagt der Kaiser. Niemand dürfe seine Völker hindern, ihn zu hören, wenn er zu ihnen reden wolle, denn, was er gesagt, sei wahr und die Wahrheit, wie der Prediger Salomonis sage, müsse auf den Dächern gepredigt werden, ohne Furcht vor den Bösen und Übelgesinnten (an Fesch am 2. Sept. 1809 S. 415 Bd. 19).

Außerdem sei er trop bon catholique et trop éclairé sur les principes de la réligion pour jamais penser et dire rien qui soit contraire aux vérités et aux principes de l'Eglise. Nur der sens naturel dessen, was er schreibe und bekannt mache, dürfe Erklärungen abgeben. Feige und mutlose Leute könne er nicht für Freunde und wahre Franzosen anerkennen.

Schließlich wird Fesch für seinen Eifer in dieser Angelegenheit belobt (S. 475 das.). Im übrigen aber (an den Kultusminiser am 15. Juli 1809 S. 246 das.) ist er völlig damit einverstanden, daß er persönlich in den Einsetzungsbullen für die Bischöfe nicht erwähnt werde, und daß der Schriftenwechsel zwischen dem Kultusminister und der päpstlichen Kanzlei vor sich gehe, nicht durch ihn selbst.

Jener Befehl, vom 13. Juli 1809 (S. 240 Bd. 19) weist auf die Aussprüche Christi: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist“ und „mein Reich ist nicht von dieser Welt“ hin. Christus habe nur die Erlösung und das Heil der Seelen im Auge gehabt und Napoléon, als Erbe der Macht des César, wolle diese Macht unverkürzt erhalten und fortsetzen in der Arbeit, die Religion wieder herzustellen, den Geistlichen Achtung zu verschaffen, die er allein ihnen geben könne, und ihre Stimme in allem zu

hören, was sich auf das Geistliche und den Gewissensunterricht bezieht. Mitten im Kriege wolle er ihnen dies zu wissen tun, und damit

> faire tomber dans le mépris ces œuvres de l'ignorance et de la faiblesse, de la méchanceté ou de la démence, par les quelles on voudrait semer le trouble et le désordre dans nos provinces.

Man werde ihn von seinen großen Absichten für die Religion nicht abziehen und ihn nicht zu dem Glauben bringen, daß ihre Grundsätze sich mit der Unabhängigkeit der Staaten nicht vertrügen, weil dies „Griechen, Engländer, Protestanten, Calvinisten" behauptet hätten. —

> „Dieu nous a assez éclairé pour que nous soyons loin de partager de pareilles erreurs",

setzt er scharf hinzu.

Der Papst aber, weit entfernt, ein Vasall oder auch nur ein Teil des „Reichs" zu sein, wie Karl der Große bestimmt, verhandele jetzt mit Protestanten und Feinden der Christenheit, anstatt sich von ihnen fern zu halten und sie zu exkommunizieren (17. Mai 1809 an den Minister des Äußern S. 13 Bd. 19). Das alles aber habe seine Ursache in der weltlichen Macht der Päpste,

> faible reste des exagérations des Grégoire etc.

Selbst ein Bündnis habe der Papst nicht schließen wollen. Das müsse aufhören. Wohl könnten — wenn Konzile nicht versammelt seien — Päpste die Kirchenangelegenheiten ordnen, ohne freilich die gallicanischen Freiheiten anzutasten, aber — eben als Nachfolger Christi — könnten sie nur das Reich verwalten, das sie von ihm vererbt hätten, nämlich das nicht de ce monde.

Die Besitznahme des Kirchenstaats erfolgt, durch Dekret vom 17. Mai 1809 (S. 15 das.), indem die Schenkung Karls des Großen,

> empereur des Français et notre auguste prédécesseur,

widerrufen wird, eine Tat des 19. Jahrhunderts in den Formen des dreizehnten.

Dem Papst soll ein Einkommen von 2 Millionen Franks gesichert, seine Ländereien und Domänen und Paläste von jeder Steuer, Jurisdiktion, visite befreit sein; aber er soll sich ruhig

verhalten und keine Kabalenmacher um sich halten (an Murat am 17. Juni 1809 S. 126 Bd. 19).

Die neue Regierung in Rom soll sofort die Inquisition unterdrücken.

Jedoch gewährt auch die päpstliche Wohnung keine Freistatt, gegen die Sicherheit der Armee zu handeln, oder gar Priestern, Krieg und Ungehorsam zu predigen und das geistliche dem weltlichen Interesse zu opfern (an Miollis, Präsident der Consulta am 19. Juni 1809 S. 137 Bd. 19), auch dem Papst selbst nicht (an Murat am 19. Juni 1809 S. 138 das.), wie schon Philipp der Schöne gegen Bonifatius VIII. gezeigt habe.

Von dem ganzen Handel soll die Polizei nichts in die Presse bringen (an Fouché 27. Juni 1809 S. 183 Bd. 19), denn die einen bedürfen die Aufklärung nicht, die anderen benutzen sie nicht.

Dagegen sollen zwei wissenschaftliche Werke herausgegeben werden (an den Kultusminister am 3. Okt. 1809 S. 546 Bd. 19), eine Geschichte des Konkordats Leo X., möglichst nur als Urkundenbuch, und eine Geschichte der päpstlichen Kriege gegen die Vormächte in Italien, besonders Frankreich.

Interessant soll das erste sein, aber möglichst nur Zitate der Geschichtsschreiber, Äußerungen der Sorbonne, des Parlaments und andere Originalien geben, das zweite darlegen, daß die Päpste diese Kriege nur aus weltlichen Rücksichten geführt haben und um ihre Verwandten zu versorgen. Verfasser soll sich der Religionsgrundsätze befleißen, aber sich strenge auf der Grenze zwischen weltlich und geistlich halten. Der Kultusminister soll die drei besten Köpfe in der französischen Geistlichkeit als gallicanische Theologen angeben.

Am 18. Juli 1809 erfährt er die Verhaftung des Papstes (S. 265 Bd. 19)

„sans mes ordres et contre mon gré“

(an Cambacérès 23. Juli 1809 S. 277 das.). Sie erscheint ihm als große Torheit,

mais en fin il n'y a point de remède; ce qui est fait est fait.

Man hätte nur den Kardinal Pacca verhaften sollen (an Fouché am 6. Aug. 1809 S. 309 das.).

Dem General Miollis wird dies zwar bekannt gemacht, aber zugleich

je ne suis pas moins satisfait de votre zèle (am 10. Aug. 1809 S. 329 das.).

Wenigstens aber soll der Papst nicht nach Frankreich gebracht werden, sondern in Savona bleiben, könne auch nach Rom zurückgeschickt werden. Jedenfalls hätte man ihn nicht hin und herschicken sollen —

cela aurait l'air de se jouer de ce vieillard (S. 309 Bd. 19).

Sein Briefwechsel soll bewacht werden.

Am 5. September 1809 (S. 431 Bd. 19) wird dem Fürsten Borghese befohlen, dafür zu sorgen, daß dem Papst nichts fehlt, bis zu 100000 Franks monatlich. Die kaiserlichen Wagen sollen ihm zur Verfügung stehen und er selbst soll behandelt werden, wie er es wünscht, und mit der größten Pracht. Wie er denn überhaupt Achtung verdiene, wegen seiner Stellung und wegen seiner Persönlichkeit; er ist ein guter Mensch, aber unwissend und fanatisé (S. 309 Bd. 19) und hat seine Staaten für immer verloren (an Maret am 8. Okt. 1809 S. 561 das.).

Napoleon hört es gern, daß der Papst sich wohl befindet in Verona und

donne des bénédictions

(an Borghese am 14. Sept. 1809 S. 474 das.). Es soll nicht so aussehen, als ob er im Gefängnis wäre. Die Wache soll als Ehrenwache erscheinen, mit einem General als Befehlshaber. Borghese soll einen Kammerherrn oder Generaladjutanten schicken sich nach seinen Wünschen zu erkundigen; monatlich sollen 200000 Franks für Papst und die zu Paris versammelten Kardinäle und Ordensgenerale zur Verfügung stehen (an den Finanzminister 15. Sept. 1809 S. 477 das.).

Auch in das Innere der Kirchenorganisation wird eingegriffen. Weder Mönche noch Missionare sollen mehr geduldet werden, weder in Frankreich noch in Italien, ihre Häuser und Güter verkauft; nur auf dem Mont Cenis, dem Genèvre, dem S. Bernhard, auf den Apenninen, in der Karthause zu Florenz und in einigen privilegierten Orten sollen sie bestehen bleiben (an den Finanzminister 26. Sept. 1809 S. 518 das.).

Je ne veux plus d'habit de moine, de couvent — Si d'un coup de massue on ne détruit pas ces ridicules institutions, on les verra renaître.

Sie sollen im geistlichen Dienst bei Pfarren, Kapiteln, Stiften verwendet werden.

Gewisse geistliche Zusammenkünfte in Paris, wo die Priester

se conduisent mal et excitent le cagotisme,

sollen ferner nicht geduldet werden (an Fouché 15. Sept. 1809 S. 477 das.), ebenso Missionare. Die Weltgeistlichkeit ist zu gut zusammengesetzt, als daß man

ces énergumènes

nötig habe (an Fesch 8. Okt. 1809 S. 560 das.). Nur in den Kirchen soll gepredigt werden und von Pfarrern, Kanonikern und Predigern, die von den Pfarrern mit Genehmigung des Bischofs berufen sind (an Fouché 24. Sept. 1809 S. 507 das.).

Der Kultusminister erhält am 20. September (S. 485 das.) auf einen Bericht über die Missionare den Bescheid

„je ne veux plus de missions
Napoléon“,

und zwar weder französische, noch fremde (an Fouché 15. Sept. 1809 S. 477 das.), denn „ich will

exercer la réligion chez moi, mais je ne me soucie pas de la propager à l'étranger.“

Haus und Einkommen der Missionare in Paris, die früher bewilligt sind, werden eingezogen. „Die Missionare“, schreibt er an den Kultusminister 12. September 1809 (S. 458 das.) „sind für den, der sie bezahlt, auch für England. Wenn sie sich unter den Schutz dieser Macht stellen wollen,

je le verrai avec plaisir, puisque cette nation est plus en état que moi de protéger leur sainte entreprise“,

und mögen sie sich nur bekümmern um „la patrie du ciel“ (an Fesch 8. Okt. 1809 S. 560 das.).

Die Anschauung der Zeit und seine Macht wirkten zusammen, daß Napoléon auch nach seiner Rückkehr von Rußland an allem dem festhalten konnte, wenigstens zunächst.

„Unsere Regierung ist nicht despotisch, der Gehorsam gebührt dem Kaiser von Amts wegen“, schreibt er an den Kultusminister am 13. März 1813, „und die Regierung könnte den Eid nur ändern, wenn in ihm etwas enthalten wäre, das gegen die Geheimnisse der Religion wäre. — Wenn der Papst weltlicher

Souverän würde, so würden wir mit ihm brechen. Freilich würden wir deshalb kein Schisma erheben, aber nicht den Einfluß eines Souveräns dulden, dessen politische Interessen verschieden von den unsrigen sein könnten. Er könnte dann freilich die französischen Gläubigen exkommunizieren. Aber das ist jetzt nicht der Fall" (S. 73 Bd. 25).

An Unterstützung der Wiedereroberung der Kolonien — Cayenne und Guadeloupe und S. Domingo — ist allerdings im Jahre 1813 nicht mehr zu denken; vor vier Jahren wird bis ins einzelne, bis auf die Namen der Schiffe, erwogen und bestimmt, wie die Expedition sein soll (an den Marineminister vom 6., 17. August, 26., 30. Sept. 1809 aus Schönbrunn S. 310, 356. 525—532 Bd. 19).

Lange zog sich im Jahre 1809 die Friedensverhandlung hin, so daß Napoleon am 3. August noch ungewiß war, ob der Krieg nicht am 1. September wieder anfangen werde, obwohl (Entwurf eines Briefs an Franz I. vom 23. Sept. 1809 S. 494 Bd. 19)

> cette menace va droit à mon cœur; il saignera de penser que du sang et des larmes vont encore couler; le jour où V. M. donnera le signal de la guerre sera pour moi un jour de deuil;

jedoch

> le résultat en a toujours été la défaite de ses armées, la conquête de ses provinces et le malheur de ses peuples.

Indessen treibt er zur Eile und zum Abschluß;

> qu'on en finisse (S. 436 das.),

schreibt er am 26. September an Champagny.

Waren es damals Sorgen persönlicher und politischer Natur, die zum Frieden drängten, so stehen 1813 militärische in vorderster Linie.

Schon vor der Schlacht bei Lützen, am 24. April (S. 225 Bd. 25) schreibt er von Mainz aus an den König von Württemberg, Österreich habe einen Friedenskongreß in Prag vorgeschlagen,

> et j'y avais adhéré de tout mon cœur.

Wenn er nämlich nur 15000 Mann Kavallerie mehr hätte, dann wäre er

> en position de finir très promptement les affaires — mais je suis un peu faible dans cette arme.

Auch vor der Schlacht bei Bautzen versichert er aus Dresden am 17. Mai

je désire la paix plus que personne (S. 301 das.),

und beauftragt am folgenden Tage Caulaincourt,

voulant prévenir la bataille, qui par la position, qu'a prise l'ennemi, paraît imminente, et éviter à l'humanité une effusion de sang inutile,

bei Alexander I. persönlich einen Waffenstillstand nachzusuchen.

Zwar behauptet er in der Instruktion der Kommissare für Verlängerung des Waffenstillstandes vom 19. Juli 1813 (S. 494 das.), sein Heer hätte Waffenstillstand nie nötig gehabt, aber dem Kriegsminister (S. 346 das.) teilt er am 2. Juni 1813 mit, daß ihn dazu veranlaßt hätte

mon défaut de cavalerie, qui m'empêche de frapper de grands coups, et la position hostile de l'Autriche.

Auch Frieden will er, aber solide, négociée et honorable (an Caulaincourt 1. Juni S. 344 das.).

Über Österreich —

cette cour — sous les couleurs les plus aimables, les plus tendres, je dirais même les plus sentimentales (Brief an den Kriegsminister vom 2. Juni) —

ist er jedenfalls nicht so unterrichtet gewesen, wie diese Macht über ihn. Alle seine Eroberungen, im Osten und Südosten will sie ihm abnehmen, aber (an Eugen 2. Juni 1813 S. 348 das.)

ce sont des insensés et ils sont bien loin de leur compte. Il est impossible d'être plus perfide que cette cour — certainement elle n'aura rien de moi.

Als der Waffenstillstand dem Abschlusse nahe ist, peinigt ihn das Gefühl, daß er

n'est pas honorable pour moi

(an Caulaincourt 3. Juni 1813 S. 348 ff. das.), d. h. nicht, wie er bisher gewohnt war. Namentlich, daß er Breslau aufgeben soll und aufgegeben hat

pour une armistice de six semaines,

Breslau, dessen Abgesandte, den Bürgermeister an der Spitze, er noch vor zwei Tagen empfangen hat (S. 344 das. an Caulaincourt). Von allen Seiten betrachtet er seine Lage in unaufhör-

licher Seelenqual — ob der Waffenstillstand sich wirklich im „status quo“ bewege, den er zu verlangen berechtigt sei;

pour pure cajolerie j'ai consenti à abandonner la capitale de la Silésie

und sie, die Feinde,

aucun intérêt qu'un intérêt de vanité ne peut les porter à demander Breslau.

Eine Notruhe für eine belagerte Stadt erscheint ihm der Waffenstillstand, und er, er will ihn

en homme d'État et en souverain.

Schließlich tröstet ihn die Überzeugung qu'ils seront battus à la prochaine bataille, und que c'est moi qui donne tout.

Die letzte Bemerkung namentlich ist für ihn außerordentlich charakteristisch. Das ganze Schreiben beweist, wie fühlbar ihn seine Lage drückte, namentlich aber der Gedanke, andere könnten das merken. Immer wieder kommt er darauf zurück. Noch am 27. Juli schreibt er aus Mainz an Maret (S. 509 Bd. 25),

que l'armistice n'a été d'une véritable utilité que pour l'ennemi — je n'y ai consenti que dans l'espérance d'arriver à la paix.

Inzwischen will der König von Württemberg einen eigenen Unterhändler nach London schicken und ist eifersüchtig, ob er bei den Friedensverhandlungen vertreten sein wird. Napoleon beruhigt ihn (13. Juni S. 384 das.); er habe dem ersteren schon Pässe zu geben befohlen und die Gesandten

des puissances belligérantes y seraient appelés et par conséquent le ministre de Votre Majesté.

Gern hätte er dann den Waffenstillstand so lange wie im Jahre 1809 hingezogen und zu Friedensverhandlungen benutzt, aber die Haltung der Gegner hindert ihn daran.

En vérité,

instruiert er am 13. Juni (S. 496 das.) seine Kommissare,

il y a de la désobligeance et même de l'insulte à en agir avec une armée, qu'on devait traiter au moins sur le pied de l'égalité, lorsqu'elle-même consent à mettre de côté tout sentiment de supériorité.

Sie sollen auf die drohende Vernichtung der Roggenernte

in Preußen, wo der Krieg sich abspielen werde, hinweisen und schließlich darauf,

que nous ne voulons dans aucune circonstance rien dicter; mais que nous ne voulons pas qu'on nous dicte rien — que toutes les fois que nous nous bornons à demander l'égalité la plus parfaite, on ne peut rien nous refuser.

Daran hält er auch noch am 5. August (an Maret S. 4 Bd. 26) fest, obwohl er tags zuvor schon an Ney und den Vizekönig (S. 3 das.) hat melden müssen, daß der Krieg wahrscheinlich wieder anfängt. Am 11. aber ist es ihm wahrscheinlich, daß Österreich sich gegen ihn erklären wird; es habe, schreibt er dem Kriegsminister (S. 26 das.), Pflichten gegen England übernommen und sei auf alle Pläne dieser Macht eingegangen.

Indessen versichert er Jerôme (9. August S. 23 das.)

j'ai de telles forces que j'espère faire repentir l'Autriche de ses folles prétentions,

oder

de son infâme trahison

(an Cambacérès am selben Tage; S. 22). Übrigens ist er offen genug, dem Erzkanzler zu bemerken

dans tous les cas il ne pouvait rien arriver de pire que ce qu'elle proposait,

wie er, weit entfernt, sein Glück für über allen Wechsel erhaben zu halten, schon im Jahre 1809 (S. 357 Bd. 19) Vorkehrungen für den Fall trifft, daß Wesel, Mainz, Straßburg belagert werden; die überflüssige Artillerie soll daraus entfernt und in die der Plätze der zweiten Linie überführt werden, besonders nach Metz.

Überzeugt zugleich von dem Wert und der Lenkbarkeit der öffentlichen Meinung, will er nichts in die Öffentlichkeit kommen lassen über ihn und seine Angelegenheiten, was er nicht gewollt.

„Il est d'un mauvais effet,

schreibt er am 19. Mai 1809 an den Kriegsminister (S. 23 Bd. 19)

qu'une puissance s'imagine que je suis au depourvu",

Unfälle sollen mit Vorsicht erwähnt werden.

„Il était inutile de parler dans le moniteur de l'artillerie brisée et perdue; cela n'est bon qu'à exciter les nombreux ennemis que nous avons partout,

bemerkt er ihm vom 27. Juni 1809, mit Beziehung auf die Schlacht bei Aspern (S. 183 das.).

Die Aufmerksamkeit der Außenwelt soll nicht auf die innere Vorgänge Frankreichs gezogen werden; sie könnte das nicht verstehen.

> „On a mal fait de demander à Paris des armes, surtout avec tant d'éclat. C'est faire croire au dénûment de nos arsenaux; nous n'en sommes pas réduits là",

läßt er den Kriegsminister am 29. August 1809 (S. 404 das.) wissen und

> „pour lever — les 30000 gardes nationales — il ne fallait pas tant de tapage et d'effervescence"

den Erzkanzler am 1. September 1809 (S. 409 das.).

Je mehr er das fürchtete, was er eigentlich verachtete, desto weniger fürchteten sich vor seinem Urteil, die ihm am nächsten standen.

Interessant wäre es, eine Vergleichung (Guerre de Sept Ans. ch. VI.) zu machen zwischen dem Verhalten des Herzogs von Bevern gegen Friedrich II. und Murats gegen seinen Schwager. Beide verließen das ihnen anvertraute Heer in schwerster Bedrängnis, beide, um sich zu sichern; aber jener vor den Vorwürfen seines Königs, dieser vor seinen Feinden.

Schon am 14. Mai 1813 (S. 295 Bd. 25) beklagte sich Napoleon über Murats Intriguen am Wiener Hofe,

> qui pourrait entrainer la ruine du roi de Naples.

Zwar läßt er ihn am 1. Juni 1813 (S. 345 Bd. 25) durch den Vizekönig zur gemeinschaftlichen Aktion auffordern und am 11. d. Mts. (S. 116 das.) durch den Kriegsminister und zwar

> l'Adige une fois perdue — gegen Österreich — son royaume le serait aussi;

aber noch am 22. Juni (S. 415 das.) muß er mit Abberufung seines Gesandten drohen, und erst am 14. August (S. 59 Bd. 26) trifft der König von Neapel beim Heer ein.

In diesen Verhältnissen war das Bündnis mit Dänemark (Juli 1813 S. 497 Bd. 25) eine schwache Stütze. Dänemark hatte noch dazu lange zwischen Napoleon und England geschwankt, aber

> j'y ai adhéré,

schreibt er an König Friedrich VI. (18. Juni 1813),

> mon alliance lui aurait été funeste — lorsque des événements malheureux obligèrent mes troupes de repasser l'Elbe.

und seine

> sentiments d'estime et d'amitié — sont indépendants des événements du monde.

Da wendet er sogar auf die polnischen Kriegsgefangenen seine Blicke, seine Truppenzahl zu vermehren (an den Minister des Äußern 6. Juni 1813 S. 365 Bd. 25), und bemerkt ihm am 27. Juli (S. 509 das.),

> si au 10 août les Polonais sont bien habillés, équipés et armés, vous aurez rempli mes intensions; s'ils ne sont habillés ni équipés, ni armés, vous m'aurez mal servi.

Trotzdem aber wird auf das Budget der auswärtigen Angelegenheiten am 27. Juli 1813 (S. 509 das.) eine Million Franks als Beihilfe für die Spanier angewiesen, die nach Frankreich als Anhänger Frankreichs geflüchtet sind, 200 000 Franks monatlich vom 1. Juli ab.

III.

Staatsverwaltung.

Man hat die Liebe Napoleons zu Frankreich bezweifelt, als wenn niemand sein angenommenes Vaterland lieben könnte, als wenn der Mensch darauf beschränkt wäre, seine Verwandten zu lieben, während es doch bekannt ist, daß die größte Liebe und Freundschaft gerade unter Nichtverwandten stattfindet.

Abgesehen davon, ist es kaum denkbar, daß jemand nicht mindestens eine Vorzugsempfindung demjenigen — Gegenstande oder Menschen — widmen müßte, dem er die Mittel verdankt, seine Kräfte zu entfalten.

Die Art dieser Liebe oder dieser Vorzugsempfindung, besonders ihr Ausdruck, sind allerdings anders bei dem Romanen wie bei dem Germanen, bei dem Feldherrn anders wie bei dem Dichter, bei dem Geschichtsmacher anders wie bei dem Geschichtsschreiber, bei dem Staatsmann wie bei dem Schriftsteller.

Wenn die Liebe Napoleons zu Frankreich sich oft nicht, um bei dem Bilde des Dichters zu bleiben, von der des Reiters zu seinem Pferde — welche nicht gering zu sein braucht — unter-

scheidet, so braucht noch nicht jeder starke Ausdruck wirklicher Liebe wie der im Testament vom 15. April 1821 (I, 2)

je désire que mes cendres reposent sur les bords de la Seine, au milieu de ce peuple que j'ai tant aimé,

der an seinem Grabe angebracht ist, Heuchelei zu sein.

Die Staatsverwaltung jedenfalls ist der Teil der Herrschertätigkeit, in dem am meisten der Wunsch zum Ausdruck kommt, den Zustand eines Volks zu heben, zu bessern, also die Tätigkeit, die am meisten der Liebe entspricht.

In der Staatsverwaltung ist Unabhängigkeit der Rechtsprechung vor allem geeignet, die Aufmerksamkeit eines tatkräftigen Staatsmanns auf sich zu ziehen. Sie ist die einzige Schranke seines Willens. In ihre Entscheidungen kann sein Wille auf keine Weise eindringen. Die loyale Anerkennung dieser Schranke ist fast eine Unmöglichkeit; mindestens pflegt sich das Mißvergnügen über diese Schranke in einer äußersten Beschränkung der gerichtlichen Tätigkeit oder in einer Zurücksetzung der bei der Rechtsprechung verwendeten Staatsdiener zum Ausdruck zu bringen. Gewöhnlich aber ist es entweder die höhere Einsicht oder die höhere Macht des Herrscherwillens oder ganz offen das Staatsinteresse, das sich dem freien Laufe der Rechtsprechung in den Weg stellt.

Sehr bezeichnend ist die Stellung Napoleons demgegenüber.

Von der Aufgabe der Justiz, ihrer Eigenart im Staatsleben, ist er durchdrungen.

Dans un pays,

schreibt er am 20. Okt. 1805 (S. 341 Bd. 11) von Elchingen aus,

où la justice transige, il n'y a plus d'ordre social.

Daß Gesetze besser durch den Gerichtsgebrauch als durch Erklärungsgesetze ausgelegt werden, davon ist er assez partisan (an den Präsidenten des Senats am 23. Aug. 1809 S. 389 Bd. 19). Er kann sich (Schönbrunn 21. Aug. 1809 S. 376 Bd. 19) auch nicht

faire à l'ideé,

daß die Gerichte besondere kaiserliche Befehle nötig haben sollten, um die Gesetze zur Ausführung und die Staatsgrundgesetze zur Achtung zu bringen, da doch die Souveräne in den gewöhnlichen Gang der Geschäfte nicht eingreifen dürfen.

Zu Schönbrunn lassen ihm Klagen und Beschwerden an ihn über die Enteignungen durch die Verwaltungsbehörden keine

Ruhe; durch sie seien viele Familien ruiniert. Er will vom Justizminister wissen, wie das möglich sein konnte. Klar ist ihm, daß das Eigentum n'est pas en sûreté dans l'Empire, wenn man das Eigentum verletzen kann ohne Beeinträchtigung der Gesetze; wenn das schon in der Nähe von Paris geschähe „sous nos yeux", dann geschähe noch vielmehr in größerer Entfernung.

Entweder soll also gegen die betreffenden Beamten eingeschritten oder die Gesetzgebung geändert werden.

Der Justizminister berichtet darauf, daß nach den Gesetzen zwar Enteignung ohne Entschädigung nicht erfolgen kann, wenn sie aber geschehen ist, eine Bestrafung nicht zulässig ist, weil die Tat im Strafgesetzbuch nicht vorgesehen ist.

Napoleon wendet sich nun an den Erzkanzler (7. Sept. 1809 S. 438 Bd. 19). Er kann nicht begreifen, wie die Tat nicht strafbar sein kann, und wie es überhaupt noch Eigentum in Frankreich geben kann, wenn man sein Feld durch einfache Entscheidung der Verwaltungsbehörden, gegen die man sich wieder nur an Verwaltungsbehörden wenden könne, verlieren darf, an Verwaltungsbehörden, die

> n'ayant aucune règle dans leur instruction, aucune publicité dans leurs décisions, aucun dégré d'appel établi, font de la justice une affaire de faveur et de mystère,

überhaupt (S. 439 das.) die ganze Schwierigkeit

> vient de cette ridicule manie qu'on a eu de la séparation des pouvoirs. On voulait que la justice fut indépendante du gouvernement, et, pour rendre la justice indépendante, on l'annulait,

und machte alle Eigentümer zu Objekten

> des agents du gouvernement.

Die ganze Gesetzgebung soll revidiert, die Lücken sollen ausgefüllt werden, damit die Mißbräuche der Verwaltung aufhören, denn

> je crains les abus,

die das Publikum unzufrieden machen.

Den Bericht des Erzkanzlers findet der Kaiser nicht

> avec assez d'étendue,

und schickt ihm ein selbstverfaßtes mémoire (29. Sept. 1809 S. 533 das.) zur Beratung im Staatsrat; dabei bemerkt er, ähnlich wie einst Friedrich Wilhelm I.,

je sais qu'on dira que cela entravera tout, mais je sais que cela n'entravera rien.

Das ganze Enteignungsverfahren wird den Gerichten überwiesen, auch die Frage, ob Enteignung erforderlich. Vor der Besitznahme durch den Staat soll stets ein Teil des Preises gezahlt werden. Überhaupt

aucun citoyen ne peut être exproprié que par un acte judiciaire.

Die Neigung zur Ordnung, besonders in Geldsachen, zur übersichtlichen Gestaltung sämtlicher Angelegenheiten, der Widerwillen gegen jede Betrügerei, Benutzung von Amt und Stellung, um Geld zu machen, kam diesen gesetzgeberischen Plänen zu Hilfe —

ces tripotages d'argent qui déshonorent les gouvernements

(an Champagny 26. Sept. 1809 S. 518 das.).

Als er Mitte April 1813 nach Mainz kommt, findet er alles in völliger Anarchie und Désordre. Er verliert mehrere Stunden,

à débrouiller ce chaos et à travailler avec les derniers commis

(S. 199 Bd. 25) und empfiehlt schließlich dem Schatzminister, sich gefälligst die Karte anzusehen und festzustellen, daß Magdeburg und Mainz so weit auseinander liegen, daß Geld zu Magdeburg in Mainz nichts helfen kann.

Vor Abschluß des Friedens 1809 verlangt er Auskunft über gewisses Papiergeld in Provinzen, die Österreich abtreten soll,

afin qu'on ne nous mette pas des dettes sur le corps (S. 546 Bd. 19).

Für Frankreich wird eine kaiserliche Domänenordnung verlangt (Schönbrunn 10. Okt. 1809 S. 565 Bd. 19) mit speziellster Unterscheidung der einzelnen Gegenstände, damit im Fall seines Todes kein Streit und dem Staat kein Nachteil entstehe.

Er wundert sich, daß ein Gesetz besteht —

loi de circonstance de la Convention

(15. Okt. 1809 S. 587 Bd. 19) — das mit dem Tode bestraft, wer nach Sonnenuntergang einen Deserteur oder Trompeter bei sich aufnimmt, und verlangt vom Kriegsminister Redaktion einer Militärstrafprozeßordnung.

Spielhöllen sollen weder in Turin, noch in Florenz, noch irgendwo im Reich geduldet werden. Nur in Paris, schreibt er

am 6. April 1809 an seine Schwester Elise (S. 492 Bd. 18) leide man sie, weil sie

dans cette immense ville

doch nicht verhindert werden könnten, die Polizei sie auch gebrauche.

Im Jahre 1813 schweigen Gesetzgebungspläne.

Die ausführenden Organe, die Beamten sind Gegenstand seines fortwährenden Tadels oder Mißtrauens.

Die Präfekten sind des têtes médiocres pour la plupart (an Fouché 26. Sept. 1809 S. 520 Bd. 19). Den Untertanen darf niemals der Weg zum Throne versperrt werden; wenn sie das Einberufungsdekret für die Nationalgarde sehen wollten,

il me semble qu'ils avaient ce droit.

Dem Gouverneur von Corsika, General Morand, läßt er seine Unzufriedenheit ankündigen, weil er, statt avec fermeté, mit Willkür verfahren, auch die Bewohner hindere, sich nach Frankreich mit Beschwerden zu begeben (die Schreiben aus Schönbrunn vom 28. Sept. 1809 S. 530ff. Bd. 19). Selbst die Minister haben nicht das Recht, selbständige Verwaltungspolitik zu treiben.

Vous n'avez pas assez de légalité dans la tête,

muß sich Fouché sagen lassen (S. 535 Bd. 19) und am 2. Okt. 1809 (S. 544 das.)

vous ne devez pas faire cequi vous paraît le plus convenable
mais accorder tout avec la règle.

In den außerordentlichen Verhältnissen von 1813 ist noch viel mehr die Gefahr vorhanden, daß

cela traînera dans les bureaux et rien ne sera exécuté

(an Duroc aus Trianon am 11. März 1813 S. 52 Bd. 25). Innerhalb der gezogenen Grenzen soll der Beamte freilich mit Geschick und Umsicht verfahren.

Vous avez été trop magistrat dans cette affaire,

schreibt er am 30. Mai 1813 aus Rosnig an den Erzkanzler, der versäumt hatte, der Kaiserin eine Begnadigung zu empfehlen (S. 334 Bd. 25). Aber auch ihm versagen die Amtsstellen. Besonders das auswärtige Amt gibt ihm zu fortwährenden Klagen Anlaß. Nachrichten über die Heeresstärke Österreichs, aus Riga, Petersburg, Stockholm, Berlin, Warschau fehlen.

Voilà plusieurs fois que je me plains des rélations extérieures; mais cela n'a de résultats que pour quelques jours,

schreibt er an den Herzog von Bassano am 8. Juli 1813 (S. 432 Bd. 25). Viele Legationssekretäre, z. B. der 1. Botschaftssekretär in Wien, sind ineptes.

Insbesondere das Nachrichtenbureau beschränkt sich auf Zeitungsübersetzungen und dans aucune campagne je n'ai été aussi mal servi (22. Juni 1813 S. 423 Bd. 25). Daher müssen die Kaufleute, die nach Naumburg auf die Messe kommen, über Preußen und die preußische Armee befragt werden (5. Juli 1813 S. 458 das.).

Vor allem will Napoleon die Wahrheit wissen (an Eugen 2. März 1813 S. 15 Bd. 25), im übrigen aber entweder sichere oder gute Nachrichten haben (21. April 1813 S. 181. 216 das.). Jeder soll sich dabei mit dem beschäftigen, was seines Amtes ist. Als der Polizeiminister ihn langweilt

du besoin de la paix,

was

ne produit pas un bon effet sur moi,

erklärt er ihm, er wolle den Frieden, kenne den Zustand des Reichs besser als jener, werde aber keinen Frieden schließen, der ehrlos sei oder einen noch erbitterteren Krieg in 6 Monaten bringen werde; übrigens möge Savary ihm hierauf nicht antworten, das ginge ihn nichts an.

Die Rheinbundzeitungen, namentlich die Frankfurter Zeitung, sollen gar keine Nachrichten über Truppenbewegung bringen; eine Nachricht über die Heeresstellung vom 2. Mai soll supprimée werden, wenn sie noch nicht imprimée ist (S. 4. 253 Bd. 25).

In Frankreich sollen einfach die Tatsachen angegeben werden, ohne Ausschmückung, weil jeder weiß, daß das die Polizei macht und Widerspruch erregt (aus Lützen 2. Mai 1813 S. 255 Bd. 25). Selbst seine eigenen Briefe sollen nicht in die Zeitungen; als Lebrun, Statthalter in Holland, das tut, erklärt er ihm, er werde ihm nicht mehr schreiben (3. Mai S. 263 Bd. 25).

Souveräne schreiben sich besser gar nicht als Injurien, weshalb er lieber an Franz II. gar nicht schreiben will (an Champagny, an Maret 23. Sept. 1809 S. 491. 495 Bd. 19).

Zeitungen sind für alles der geeignete Ort; imprimer und savoir la vérité zwei Gegensätze (S. 419. 593 das.). Militärische

Berichte dagegen sollen keine Redensarten enthalten, sondern kurz, was geschehen ist, denn

enfin c'est la vérité qu'on me doit et qu'exige le bien de mon service (25. August 1809 S. 396 Bd. 19).

Die Macht der Presse aber findet vollständige Berücksichtigung. Napoleon verfaßt selbst Zeitungsartikel in den Moniteur (S. 349 das.). Als feindliche Broschüren bei Nürnberg erscheinen, ergeht an den König von Bayern die Aufforderung, lieber die Posten 2—3 Tage anhalten zu lassen, als sie zu verteilen (S. 158 das.).

Stimmung zu machen und zu erhalten, wird eine Reihe von 5—6 Artikeln, nicht ein langes Werk

qu'on ne finirait pas

(aus Valladolid 13. Januar 1809 S. 203 Bd. 18), befohlen, in denen der Zustand Frankreichs 1709 und 1809 verglichen werden soll: dort Bau von Versailles und Jagdschlössern durch Ludwig XIV; hier Verschönerung von Paris; dort Widerruf des Edikts von Nantes, Bürgerkrieg, P. la Chaise, hier Toleranz; dort die Bischöfe in Antichambres oder in liederlichen Häusern, hier in ihren Diöcesen.

Für die Empfindung der Volksmassen ist der Kaiser stets auf Rücksicht bedacht.

Die Bevölkerung von Wien soll in Zeitungsartikeln nicht verletzt werden durch

phrases de circonstances qui pourraient humilier la nation

(15. Mai 1809 S. 11 Bd. 19), die Bewohnerschaft von Paris nicht durch übermäßigen Wachtdienst (4. Sept. 1809 S. 410 das.). In Wien soll der Wein für das Heer aus den Kellern der Fürsten, Klöster, größten Herren, nicht der Bürger und kleinen Besitzer genommen werden (21. Juni 1809 S. 147 das.), Arbeit den Waffenarbeitern gegeben, damit sie etwas verdienen. Der Weiterausbau von Lyon soll fortgehen (8. Okt. 1809 S. 561 das.), auch der an den Tuilerien, dieser nach den Gesichtspunkten der Sparsamkeit, praktischen Verwendbarkeit, Schnelligkeit; ein beau et grand jardin d'hiver soll eingerichtet werden.

Unermüdlich hält er die Polizei in Tätigkeit.

Der preußische Gesandte von Brockhausen berichtet nach Berlin, daß Napoleons Lage verzweifelt sei, die Unzufriedenheit

in Frankreich aufs höchste gestiegen; infolgedessen bezahle Preußen seine Kriegsentschädigung nicht weiter. Der Kaiser will wissen, ob etwa der

salon des étrangers

Brockhausen informiert habe (25. 30. Juni 1809 S. 173. 199 Bd. 19).

In den Mitgliedern des diplomatischen Korps sieht er nichts wie Spione, die nie zufrieden sind. An die Person des Fürsten, bei dem sie beglaubigt sind, sollten sie nur bei diplomatischen Audienzen herankommen, nie aber ihnen ein gesellschaftlicher Zutritt zu ihm geöffnet werden, denn sie

écrivent d'autant de plus de sottises qu'on les traite mieux.

Er selbst, schreibt er an den König von Neapel (30. Sept. 1809 S. 538 Bd. 19) habe den russischen Gesandten niemals eingeladen, — höchstens zu Jagdpartien, hin und wieder, — obwohl der Kaiser von Rußland seinen Gesandten Caulaincourt alle Woche zweimal zum Essen einlade.

Die Anschauung beweist, daß er seinem Hofe und seinen höchsten Beamten nicht zutrauen durfte, sie würden gesellschaftliche Beziehungen und Dienstpflicht, ohne Schaden für letztere, in gleicher Weise pflegen können. Der Erfolg war, daß die Diplomaten sich ihre Information aus zweiter und weiterer Hand zu verschaffen suchten.

Ein Börsenreglement wird verlangt, damit die Makler nicht ferner strafbare Gerüchte verbreiten, um auf der Börse zu spekulieren (14. Juli 1809 S. 250 das.), ebenso Aufspürung eines Komplotts von „cagots" in Bordeaux (S. 496 das.).

Achtzig Gendarmen werden auf Chouans ausgeschickt; diese

promenade ne peut être que très-utile

(S. 119 das.). Bei Tarare (Lyon) ist die Post überfallen und geplündert. Vierundzwanzig Gendarmen werden dorthin abgesandt,

afin que je n'entends plus parler de malles arrêtées et de diligences volées

(S. 562 das.); er bestimmt bis ins einzelne, wie sie aufgestellt werden und woher sie, der Ersparnis wegen, genommen werden sollen.

Das Handelsbureau im Ministerium des Innern wird getadelt (S. 527 das.), daß es den Krieg nicht benutzt zum Import von

Waren nach Österreich, da doch während des Krieges die hohen Einfuhrzölle wegfallen; es soll nachgeholt werden, was nachzuholen ist. Er wundert sich, daß bei den Pariser Rennen nur 4 Pferde gelaufen sind (2. Okt. 1809 S. 544 das.); diese Einrichtung sei noch in der Kindheit, jedes Departement hätte ein Pferd stellen müssen.

Am 15. August 1809 werden die Führer des Heeres belohnt. Die Schlösser Chambord, Brühl und Thouars mit Zubehör werden zu Fürstentümern Wagram, Eckmühl und Esling erklärt und den Marschällen Berthier, Davoust und Massena verliehen; acht Herzöge und beaucoup de comtes et barons werden ernannt (S. 344 Bd. 19).

Auf dem Pont Neuf soll ein 180 Fuß hoher Obelisk mit der Inschrift:

„l'Empereur Napoléon au Peuple Français"

errichtet werden (S. 347 Bd. 19).

Im August 1813 soll der Hafen von Cherbourg eingeweiht werden. Er würde selbst dabei sein, wenn er in Paris wäre. Er freut sich, daß viele Menschen kommen werden und das Ganze

un grand concours de curieux

verursachen wird. Eine Inschrift und Medaillen werden im Fond des Hafens versenkt werden. Marie Louise wird zugegen sein und die Marine soll

ordonner quelque chose à Cherbourg pour faire honneur — et l'amuser (S. 2 Bd. 25).

Nach der Schlacht bei Bautzen wird ein Denkmal (S. 360 Bd. 25) auf dem Mont Cenis befohlen, als Zeichen seiner Dankbarkeit gegen seine Völker in Frankreich und Italien, als Erinnerung an die Waffenerhebung von 1 200 000 Mann zum Schutze des Reichs und seiner Verbündeten.

Zu Ehren des Bischofs Duvoisin von Nantes soll auf Kosten des Kaisers in der dortigen Kathedrale ein Denkmal errichtet werden (17. Juli 1813 S. 489 Bd. 25); wenn alle Theologen, meint er, alle Bischöfe den Geist der Religion so gut gekannt hätten wie Duvoisin, dann hätten Luther, Calvin, Heinrich VIII. keine Sekten gemacht und die ganze Welt wäre katholisch. Seiner erinnert er sich noch auf St. Helena (S. 279 Bd. 32). In

dieser Gedankenreihe will er ein Dekret erlassen, das alle Zahlungen für Dispense, Bullen nach Rom als

profanation de choses sacrées

verbietet (S. 338 Bd. 19).

Trotz aller — ordentlichen und außerordentlichen — Einnahmen ist bares Geld nicht vorhanden.

Am 15. Juli 1809 (S. 253 Bd. 19) wird ein Bericht erfordert über die Anfertigung von 100 Millionen Papiergeld, um den Juni, Juli, August an die Armee zu bezahlen und alle Ausgaben der Artillerie und des Genies zu bestreiten.

Im Jahre 1813 befand sich Napoleon in noch viel größerer Verlegenheit. Am 1. August verlangt er Bericht vom Handelsminister, ob die Vermehrung von (Einfuhr-) Licenzen (englischer Waren) angängig sei (S. 1 Bd. 26). Demungeachtet wird die Zahl der Schiffe vermehrt (S. 11 das.) und soll dem Bankhause Bignami in Venedig,

distinguée par l'attachement, qu'elle m'a montré,

(S. 535 Bd. 25) geholfen werden, wenn es nur durch Unglück zum Konkurs gekommen ist.

Die Metalle aus den illyrischen Provinzen und die 5—6 Millionen an Quecksilber, die in Venedig lagern, werden zum Verkauf gebracht, Holz für Palisaden und Artilleriezwecke in kaiserlichen und kommunalen, auch privaten Waldungen geschlagen werden (S. 480. 464 Bd. 25); das

ne sera porté dans les comptes que pour mémoire et ne coûtera rien.

Alles das genügt nicht. Geld muß beschafft werden, denn es ist besser, wenn einmal nicht in bar, in Anweisungen auf Domänen und Zölle zu bezahlen, als schuldig zu bleiben (S. 404 Bd. 25). Da es anders nicht möglich ist, sollen Bons auf die Amortisationskasse des Gemeindegüterverkaufs ausgegeben werden; darüber wird denn von Anfang des Jahres 1813 bis gegen das Ende des Waffenstillstandes mit den Ministern mündlich und schriftlich verhandelt (S. 185. 489 das.).

IV.

Heeresführung.

„Unter seinen Truppen befand sich Napoleon wieder wohl", sagt Charlotte von Sor (Napoleon in Belgien und Holland 1811, I, S. 157), als sie von einer Revue zu Antwerpen nach einer Predigt des Erzbischofs Pradt erzählt, bei welcher dieser den Einfall hatte, Napoleon mit Gott, Marie Louise mit der Jungfrau Maria, den König von Rom mit Christus in Vergleich zu bringen. In der Heeresführung ist es auch, wo die Eigentümlichkeiten seines Wesens am klarsten hervortreten, dort wenigstens ohne enivrement, quand il parcourut les rangs des soldats (Bourcienne, mém., Bd. 8 S. 119).

Die Ausbildung ist es vor allem, die er sich angelegen sein läßt.

„Früher, unter dem früheren Gouvernement, hatte man wenig Truppen", sagt er (an Champagny 1. April 1809 S. 424 Bd. 18), „jetzt aber

> la puissance de la France et l'énergie imprimée à mes peuples produisent autant de soldats que je voudrai."

Eine Nationalgarde von 300000 Mann soll in der nächsten Legislatur zum Gesetz gebracht werden, zum Zweck der Landesverteidigung (4. Sept. 1809 S. 421 Bd. 19).

Früher zahlte man daher auch Subsidien; jetzt aber wird „mein Geld verwendet, um die Truppen zu ergänzen und sie felddienstfähig zu machen", aber es ist eine Torheit zu glauben, wie so viele,

> qu'un homme est un soldat

(an den Kriegsminister 18. Aug. 1809 S. 359 Bd. 19). Bei der Garde soll täglich an der Ausbildung gearbeitet werden, jeder einzelne wöchentlich dreimal nach der Scheibe schießen. Vor allem sollen die Offiziere instand gesetzt werden, ihre Stellung auszufüllen. Bei Betrachtung gewisser Vorfälle ruft er aus:

> „Mon Dieu! qu'est-ce qu'une armée sans chef!"

(18. Aug. 1809 S. 362 Bd. 19) —

> „les soldats ne sont rien sans les officiers!"

(11. Aug. 1809 S. 340 Bd. 19).

Das Anordnen der eigentlich militärischen Angelegenheiten ist nur die Hälfte der Arbeit eines Generals (an Eugen 20. Juni 1809 S. 140 Bd. 19), denn der Soldat urteilt nicht, aber verständige Führer wissen die Ereignisse zu bewerten (10. Okt. 1809 S. 371 Bd. 19).

„Notre militaire est peu instruit!" bemerkt er dem Kriegsminister (1. Okt. 1809 S. 540 Bd. 19) und befiehlt die Abfassung zweier Werke für die Kriegsschule zu Metz und die zu S. Cyr, über das Verhalten von Festungskommandanten oder von Truppenbefehlshabern, mit Beispielen aus der Kriegsgeschichte und den Verordnungen seit Ludwig XIV.

Für selbständige Kommandos besonders befähigte Führer zu wählen, ist er stets bedacht. Den Bericht eines Majors auf solchem hat er avec de la peine gelesen.

Ses expéditions n'ont pas le sens commun. C'est en jouant ainsi la vie des hommes qu'on perd la confiance des soldats

(an Davoust 15. Mai 1809 S. 9 Bd. 19); freilich ein Vorwurf, den er später (1814) sich selber zuzog. Die einfachsten Dinge sind dem Genie und der Artillerie unbekannt (2. Sept. 1809 S. 413 Bd. 19). Er läßt sich den Ingenieur kommen, der die Arbeiten auf der Donauinsel leitet (an Bertrand 13. Juni 1809 S. 104 Bd. 19):

j'ai trouvé un pauvre Diable,

der weder Karten noch Plan hatte, die doch jeder Infanterieoffizier besitze, und befiehlt, einen geeigneten Offizier zu kommandieren. Der Abschluß des Artillerieschuldienstes wird beschleunigt, um junge Leute zu Offizieren zu haben, und nicht alte Unteroffiziere,

qui ne les vaudraient pas,

(an den Kriegsminister 27. Juni 1809 S. 183 Bd. 19), ebenso der Abschluß des Kriegsschuldienstes in Metz (an denselben 29. Juli 1809 S. 289 Bd. 19).

Moschusböcke will er nicht in seiner Garde haben (11. Sept. 1809 S. 454 Bd. 19),

n'ayant pas noirci sous le harnais,

sondern Leute mit 4 Ahnen,

c'est-à-dire quatre blessures reçues sur le champ de bataille.

Abgedankte Offiziere will er nicht wieder anstellen (23. Sept. 1809 S. 388 Bd. 19)

qu'ils restent tranquilles chez eux!

Ein Jägeroberst, seit 1794 abgedankt, hat sich in Schönbrunn gemeldet; er ist ganz unbrauchbar gewesen und cependant il m'aura coûté beaucoup d'argent d'un poste à l'autre (3. Sept. 1809 S. 416 Bd. 19).

Alle Offiziere sollen von ihm selbst ein Patent erhalten (S. 544 das.). Bei der Einstellung soll die Landsmannschaft berücksichtigt werden, um rendre le service agréable aux conscrits (S. 442 das.).

Die Bewaffnung ist ein Gegenstand seiner speziellen Sorge.

Am 14. September 1809 stellt er einen Etat sämtlicher Gewehre im Besitz der Armee auf und befiehlt regelmäßige Reparatur und Neufabrikation. Am 7. Oktober (S. 464. 552 Bd. 19) wird ein Wagenetat aufgestellt und die Zahl genau erörtert, ferner die Beschaffung von Strandlafetten statt der bisherigen Schiffslafetten. Die Ergänzung des Heeres in Spanien (S. 480 Bd. 19) wird bis ins einzelne angeordnet.

Im Jahre 1813 war das Heer neu zu beschaffen.

Schon am Tage nach seiner Ankunft in Paris (19. Dez. 1812 S. 341 Bd. 24) schreibt er an Murat:

je m'occupe sans relâche à réorganiser tout mes moyens.

Aber noch am 14. März (S. 83 Bd. 25) muß er Jerôme trösten, bald werde er in Mainz sein, bis dahin freilich sei

encore un mauvais mois à passer.

Wirklich reiste er genau am 14. April von S. Cloud ab S. 199 das.).

Am 2. März (S. 13 das.) bemerkt er Eugen, er wolle gern die Bataillone des 1. und 2. Korps (Davoust und Victor) gegen Stettin schicken, aber

telles qu'elles sont aujourd'hui, il serait imprudent de les exposer en route et de les envoyer en avant.

Nach der Scheibe soll geschossen werden und Übungen veranstaltet: Angriffskolonne in Bataillonsfront, Feuern im Anmarsch auf das Schlachtfeld, Karreebildung beschreibt er mit den größten Einzelheiten (S. 12. 13 das.). Belohnungen für die ge-

schicktesten Schützen werden angeordnet (S. 132 das.); Karreebildung sei

le seul moyen de se mettre à l'abri des charges de cavalerie et de sauver tout un régiment.

Bald findet sich noch ein anderer Zweck der Schießübungen. Am 23. Juli (S. 502 das.) befiehlt er in zwei Schreiben ein Scheibenschießen um Preise, nicht allein zur Übung, sondern auch um

mettre un peu de gaieté et d'intérêt dans les camps.

Jede Kompagnie, jedes Bataillon, jede Division, jedes Korps soll besonders schießen, das Ganze etwa 80000 Franks kosten.

Der Geldbetrag spielt auch seine Rolle. Bei der Neuausrüstung des polnischen Korps (S. 6 Bd. 26) il ne faut pas s'amuser non plus à fournir des fanfreluches [1]) à la cavalerie. Das Notwendige muß genügen.

Auf die Musik wird besonders Wert gelegt.

Sehr wichtig ist es, schreibt er an Kellermann, daß die Division Souham wenigstens eine Musik habe (S. 25 Bd. 25), ebenso die neuen Regimenter, sie sei schlecht oder gut (S. 26, 160. 169. 172 das.), für die Garde zu Fuß wenigstens zwölf (S. 221 das.).

Aber der Geldmangel hindert die Ausführung der Befehle. Auf seiner Julireise nach Mainz hat er die Hospitäler und Bekleidungsmagazine in Erfurt revidiert; die Hospitäler sind très mal, die Magazine haben nichts. Er ordnet das Nötige an.

Mit aller Macht sucht er die Transportkosten für die Truppen mit fast 900000 Franks herabzusetzen (S. 298 Bd. 25). Als er 12000 Rekruten aus der Marine nehmen muß, berechnet er sich mit Wohlgefallen, daß ihnen alles auf dem Marsche bis Mainz geliefert werden wird aus den Beständen, so daß er ihnen nur noch den Uniformfrack geben muß (29. Juli 1813 S. 518 das.). Am 24. Juli wird ein eiserner Fonds von 4 Millionen Franks für die Armee eingerichtet (S. 508 das.).

Die polnischen Truppen Poniatowkis waren herabgeschmolzen; 8 Regimenter Infanterie hatten 6200, 16 Regimenter Kavallerie

---

[1]) Unter „Fanfreluches" sind Schnüre, Troddeln und dergl. Zieraten an der Uniform zu verstehen, also etwa unser „Kinkerlitzchen".

5200 Mann. Sie waren neu zu bekleiden (S. 264 das.). Man müsse, sagte er, dabei zwar auf 12 000 Mann rechnen, aber

on m'assure que 7000 habits suffiront.

Sobald man wieder in Polen sein werde, sollen diese Regimenter ergänzt werden.

Währenddessen muß sich Spanien mit 12000 Mann Kavallerie begnügen, 12000 Mann werden ihr entzogen (S. 507. 518 das.),

de vieux soldats — je les regarde comme un renfort réel,

aber die spanischen Truppen sind auch une pépinière inépuisable (S. 272 das.).

Ohne Offiziere Truppen marschieren zu lassen,

c'est envoyer les troupes à la boucherie (S. 202 das.).

Junge Leute aus den Schulen sollen nicht in neue Regimenter gesteckt werden, Hauptleute, die noch keinen Krieg gesehen, ins Dépôt nach Erfurt, Leutnants à la suite (S. 234. 235 das.).

Gewehre sollen sogleich beschafft werden, mindestens 300000 —

qu'est-ce que 150000 fusils? presque rien! (S. 51 das.).

In den Schlachten bei Lützen und Bautzen sind 40000 verbraucht (S. 354 das.). Auch die 10000, welche die Polen bei Krakau zurückgelassen, sollen herbeigeschafft werden, 10000 aus Westfalen, je 1000 aus Württemberg und Bayern, 2500 aus Hamburg, die zerbrochenen repariert werden (S. 401 das. 18. Mai). Waffenschmiede aus Frankreich sollen nach Wittenberg, Magdeburg, Erfurt geschickt werden. Er berechnet sich, daß er am 1. Januar 1814 400000 Flinten haben wird (S. 510 das.).

In der Schlacht bei Lützen hat er avec la plus grande peine beobachtet, daß ein gutes Drittel Bomben nicht geplatzt ist; teils hatten sie zu lange gelagert, teils waren die Zünder nicht in Ordnung (S. 271 das. 5. Mai) — wer unbrauchbare Munition absendet, verdient die Todesstrafe.

Wegen des Gesundheitszustandes der italienischen Armee besorgt (S. 136 das.), trägt er Eugen auf, seinen gesunden Menschenverstand und die Einwohner mehr als die Ärzte zu befragen; sonst könne er in Sumpfgegenden in einem Frühjahrsmonat sein Heer verlieren. Diese Armee ist schon an sich schwach, doch rechnet er sie, ohne Kroaten und Fremde, auf

85000 Mann; in 6 Divisionen eingeteilt, kann sie dem Feinde wenigstens dadurch imponieren (S. 405 das.). Im übrigen

ne perdez pas un moment (S. 345 das.).

Auf Ärzte — ihren Charakter oder ihre Kunst — hat er nicht viel Vertrauen. Krankheit, schreibt er dem Kriegsminister, ist für Generale kein Urlaubsgrund wie für Soldaten, sonst

avec un certificat de chirurgien on serait autorisé à abandonner l'armée (7. Nov. 1809. Du Casse S. 123).

Beim Einrücken in Feindesland ist Ordnung in seiner Umgebung Gegenstand seiner vorzüglichsten Sorge. Kurz nach seinem Eintreffen in Schönbrunn erläßt er einen Tagesbefehl gegen die, welche

cherchent à déshonorer l'armée — il commettent toute espèce d'excès et même des crimes (S. 2 Bd. 19),

der in allen Städten und Dörfern von Straßburg bis Wien angeschlagen, jedem Regiment vorgelesen und jedem Befehlshaber ausgehändigt werden soll; sofortige Todesstrafe wird angedroht.

Eine Quartier- und Verpflegungsordnung bis in die geringsten Einzelheiten. Wegen der Zufuhr nach Wien wird ein Kammerherr bis nach Passau geschickt, um mit den Orts- und Truppenvorständen zu sprechen (S. 243 Bd. 19). Gegen die Kommandanten in Wien, die ihre Bezirke und Quartiergeber überfordern, wird eingeschritten (2. Sept. 1809 S. 413 das.), den Armen erlaubt, sich Holz für den Winter aus den kaiserlichen Waldungen zu schlagen (S. 437 das.), unter die Gefangenen Nahrung verteilt, wie befohlen, aber nicht geschehen —

cela est inhumain et impardonable (S. 243 das.).

Die Hospitäler revidiert er, sie

vont très-mal; le pain est très-mauvais et il manque — des ustensiles les plus indispensables (S. 255 das.).

Revision, Ordnung, Rapport alle 5 Tage an ihn selbst wird befohlen (S. 373 das.).

Für die Sicherheit derer, die sich zugunsten der Franzosen kompromittiert haben, nach Friedensschluß, wird (4. Sept. 1809 S. 412 das.) das Nötige befohlen.

Unausgesetzt ist seine Sorge für das Wohl und die Schlagfertigkeit seiner Soldaten. Sättel und Zaumzeug fehlen und werden beschafft (S. 184 das.). Baracken vor den Dörfern werden für

die Truppen gebaut, zum Schutz vor Regen, und das Übrige in die Dörfer verlegt; das Schlachtfeld von Wagram soll nach Flinten abgesucht werden und jeder Soldat für das Stück 30, für jedes Bajonett oder nicht vollständige Flinte 15 Sous erhalten (S. 256 das.).

Dem Marschall Marmont zeigt er an, er werde sein Korps binnen 8 Tagen besichtigen; das Lager soll sich in gutem Zustand befinden (S. 282 das.). Dem General Montrichard wird befohlen, seine Truppen an einen gesunden Ort zu lagern, nicht an den ungesunden, wie er sie hat

vu avec peine (S. 303 Bd. 19).

Dem General S. Germain läßt er schreiben (S. 483 Bd. 19), er werde demnächst seine Division besichtigen und, wenn die Soldbücher nicht in Ordnung und nicht alles, was der Soldat zu verlangen habe, bezahlt sei, ihm seine Unzufriedenheit bezeigen. Unangenehm berührt sei er, wie wenig väterlich die Verwaltung der Obersten in ihren Regimentern sei, und wie wenig Sorgfalt sie verwenden, dem Soldaten zu verschaffen, was ihm gebührt. Berthier wird beauftragt, den Obersten seine Unzufriedenheit zu bezeigen (S. 499 Bd. 19), daß die Soldaten noch (23. Sept.) nur Leinwandhosen tragen; nicht einmal im Tornister habe er Tuchhosen vorgefunden.

Jeden Tag soll jeder Soldat in Wien eine Flasche Wein erhalten;

il est ridicule,

daß es ihnen an Wein fehlt, wo doch die Keller voll sind (28. Juni 1809 S. 188 das.).

Wie von Ahnung ergriffen, schreibt er dem Kriegsminister (S. 457 das.), der größte Feind der Truppen sei ungesunde Luft, und Champagny in Altenburg (S. 448 das.), auf keinen Fall werde er seine Truppen im Winter nach Hause gehen lassen.

Im Jahre 1813 ist diese Tätigkeit um das Doppelte gewachsen.

Im März besucht er und die Kaiserin das Invalidenhôtel. Am 7. März (S. 42 Bd. 25) erhalten die Invaliden zwei Monate Sold zum Geschenk und die zwölf Offiziertafeln Silbergeschirr statt des bisherigen von Zinn. Am 11. März (S. 51 das.) scheint ihm, daß noch nichts davon geschehen; er befiehlt sofortige Aus-

führung und allgemein, daß eigene Befehle ihm selbst am nächsten Tage zur Unterschrift vorgelegt werden,

afin que je n'en entende plus parler.

Zur Pflege der Verwundeten soll jedes Bataillon ein Saumpferd haben, das Arznei, Charpie und Instrumente trägt (S. 65 das.). Am 26. Mai 1813 (S. 328 das.) wird von Bunzlau aus eine Organisation der gesamten Ambulanz befohlen; hauptsächlich sollen sie die Verwundeten auf den Schlachtfeldern aufsuchen und die Ermüdeten und Hinkenden aufnehmen. Überflüssige Ermüdung der Truppen zu vermeiden, wird den Befehlshabern wiederholt vorgeschrieben (S. 257 das.) und empfohlen, Lager in gesunden Örtern in der Nähe von Wäldern aufzuschlagen (S. 370 das.), damit die Soldaten

puissent profiter de l'ombrage.

Am 17. Juni (S. 392 das.) soll Davoust für 150000 Franks Arznei requirieren und sofort nach Dresden schicken.

Aber die Sache kann nicht in Ordnung kommen. Als er die Lazarette in Dresden revidiert, — seine Revisionen bestanden nicht in Formalitäten, sondern er stieg z. B. auf die Wagenräder und sah in die Wagen hinein (Lévy, Napoléon intime S. 599), wenn er Besichtigungen vornahm, — fehlt Brot, Charpie, selbst Lebensmittel (S. 378 Bd. 25); er befiehlt sofortige Abstellung und Anschaffung des Fehlenden.

Zugleich aber muß schon Bedacht genommen werden auf die, welche sich etwa selbst an den Fingern oder an der Hand verwundet hätten.

Am 3. Juli (S. 454 Bd. 25) sollen sämtliche Kranke und Rekonvaleszenten (etwa 35000 Mann) auf Magdeburg, Wittenberg, Torgau, Erfurt, Leipzig, Glogau verteilt, Dresden aber, als Sammelpunkt künftiger Verwundeten, davon ganz befreit werden (S. 455 das.). Auch die Hospitäler in Erfurt hat er auf seiner Hinreise nach Mainz besichtigt (S. 511 Bd. 25) — sie sind in schlechtem Zustande und sollen sofort das Erforderliche aus den Magazinen erhalten, denn

ce pays est écrasé et bien misérable.

Drei der angesehensten Einwohner werden zur Ordnung der Angelegenheiten erwartet. Nach Glogau soll Wein geschickt werden (S. 492 das.). Jedenfalls ist es besser, etwas zu tun, als nichts,

parcequ'on veut trop bien faire (S. 520 das.).

Vor Ende des Waffenstillstands wird noch eine außerordentliche Besichtigung des Lazaretts angeordnet (S. 59 Bd. 26); alle Rekonvaleszenten gehen nach Magdeburg oder Wittenberg.

Um mehr Brot und Zwieback fortzuschaffen, sollen leichtere Wagen gebaut werden (S. 277 Bd. 25). Brot soll zweimal gebacken werden,

sans quoi il nous arriverait moisi

(Rosnig 30. Mai 1813 S. 331 das.).

Reis hielt man für ein Mittel gegen Dysenterie. Unaufhörlich gehen seine Befehle, Reis an die Truppen zu verteilen; keineswegs zur theatralischen Allerweltsbekümmerei, wie Graf Tolstoi (Krieg und Frieden 10, 25) zu verstehen gibt.

Zuerst wird mit der alten Garde ein Versuch gemacht, dann mit den anderen Korps (S. 391 Bd. 25). Davoust muß am 17. Juni 1813 (S. 392 das.) 5000 Zentner Reis kaufen und nach Dresden schicken. Am 24. wird er erinnert, denn der Reis hat

fait entièrement cesser la diarrhée qui commençait à menacer l'armée.

Die Ernährung der Armee ist bis ins kleinste in seinen Gedanken. Am 22. Juni 1813 (S. 420 das.) stellt er ein förmliches Selbstgespräch an, wieviel er hat, wie und woher das Fehlende zu beschaffen ist. Das Konzept ist eines von denen, die am meisten in das Innere des Mannes zu führen geeignet sind. Die Naivität der Ausdrucksweise würde an die von Kindertagebüchern erinnern, wenn sie nicht so ernste Dinge beträfe.

Am 24. Juni (S. 429 das.) schickt er eine tragbare eiserne Mehlmühle an Davoust, mit dem Befehl, sofort 50 machen zu lassen. Aus Paris werden ihm noch 50 zugeschickt werden, so daß er täglich 500 Zentner Mehl mahlen könne; Tag und Nacht soll gemahlen werden. Die Mühlen taugen aber nach einigem Gebrauch nicht viel; eine Kommission wird bestimmt, die Fehler zu untersuchen (S. 431 das.). Jedes Regiment soll Mühlen haben (S. 449 das.). Schließlich findet er, sie mahlen zu grob, so daß sie nur in Notlagen zu verwenden seien (S. 486 das.).

Danzig soll zu Schiffe mit Nachrichten, Zeitungen, Wein, Rum, Likör, Arznei, Reis, Heringen versorgt werden, mit Salzfleisch, um frisches Fleisch zu ersetzen (S. 456 das.), besonders auch mit Briefen des Gesandten in Kopenhagen, —

c'est une grande consolation pour une garnison que de recevoir des nouvelles par les lettres d'un homme accrédité comme ambassadeur.

Über Danzig wird ein Band Korrespondenz zusammengebunden, ihm stets zur Hand zu sein (S. 434 das.)

Am 17. Juni (S. 393 Bd. 25) stellt er einen Versorgungsplan auf für das Heer, Glogau, Magdeburg, Erfurt mit Mehl, Reis, Fleisch; als obersten Grundsatz:

la santé du soldat doit passer avant les calculs d'économie ou toute autre considération, —

am 25. Juni (S. 432 das.) einen Plan für das Fuhrwesen. Hierüber hat er lange kein livret erhalten (S. 504 das.), aber freilich

l'administration est si lente que rien ne marche, si l'on ne se donne des soins infinis (S. 166 das.).

Jemand, der 4000 Zentner Mehl bringen sollte, hat mehr als den vierten Teil unterwegs gelassen, soll sogar einen Teil verkauft haben (S. 501 das.); Untersuchung soll stattfinden, und, wenn er schuldig ist, une justice exemplaire geübt werden.

Der Kaiser will daher alles selbst sehen und so, wie es wirklich ist. Seine Rückreise aus Mainz macht er in vollständigem Inkognito; man soll glauben, Berthier reise (S. 516 das.).

Gern erkennt er an, wenn etwas gut gemacht ist. Eine Arbeit über das Heer (S. 142 das.), die ihm überreicht wird,

me paraît fait avec autant d'intelligence que de soin; témoignez ma satisfaction au bureau du mouvement;

besonders aber Tapferkeit der Soldaten wird rühmend hervorgehoben.

Da ist es das Gefecht bei Weißenfels qui fait tant d'honneur à nos jeunes soldats (S. 244 das.), die Schlacht bei Lützen, wo sie

toute la noblesse du sang français

offenbarten (S. 260. 261 das.), wo die Kolonne der alten Garde

comme quatre redoutes — a soutenu par sa présence l'affaire avec ce sang-froid qui la caractérise, —

die Schlacht bei Bautzen (S. 321 das.), wo die roten Gardeulanen, die

se composent en grande partie des volontaires de Paris et des environs,

le plus grand éloge von ihren Vorgesetzten erhalten. Überhaupt (S. 393 Bd. 25)

> les jeunes troupes sont très-bonnes et valent les anciennes.

Dem König von Württemberg versichert er am 18. April (S. 204 das.), daß er doppelt soviel Truppen in Bewegung gesetzt, wie er jemals gehabt, und dem General Ney am 5. Juni (S. 361 das), daß er 1200000 Mann und 100000 Pferde aufgestellt habe.

Aber es mangelt an Geld.

Deshalb muß Magdeburg durch Requisition mittels bons,

> qu'on liquidera le plus tôt qu'on pourra,

verproviantiert werden (S. 70 das.), und Jerôme erhält eine kräftige Strafpredigt, als er zögert, denn

> tout ces raisonnements sont des vétilles et vous ne savez pas vous mettre à la hauteur des circonstances,

und

> ou le soldat aura recours aux réquisitions militaires ou l'on évacuera le pays qui deviendra la proie des Russes.

Ähnlich Eugen am 15. März (S. 93 das.),

> vous avez devant vous les plus belles provinces de la Prusse,

aus denen er sich nach den Grundsätzen der militärischen Exekution versorgen könne.

Plünderung wird verboten (S. 295 Bd. 25). Am 30. April schreibt er dem Marschall Ney, er solle Ordnung schaffen, denn die Dorfbewohner flüchten, was ein großes Unglück wäre. Von den Sachsen soll nichts angenommen werden (25. Mai an den Gouverneur von Dresden (S. 323 das.), auch Munition soll als geliehen angesehen und wieder erstattet werden (S. 333 das.). Besonders soll kein Geld genommen werden (13. Juni an Arrighi und Augereau S. 392 das.); der Kommandant von Liegnitz geht 14 Tage in Arrest, weil er 1000 Franks Tafelgelder vom Magistrat verlangt hat.

Dem Minister des Innern von Sachsen wird bemerkt (S. 375 das.),

> que cesser le service des fourrages c'est comme abandonner le gouvernement,

denn dann werde der Soldat selbst nehmen.

Anfangs stark in Anspruch genommen, soll Leipzig und Umgegend erleichtert, auch der Belagerungszustand aufgehoben werden (S. 356. 505. 487 das.), denn Sachsen

supporte effectivement tout le poids de la guerre.

Bei Befestigungen in Dresden und Pirna (S. 31 Bd. 26) keine

inquiétude aux habitants.

Halle wird stark belastet, wenn es wahr ist, daß seine Einwohner sich so schlecht betragen haben; an Städten, Dörfern, kleinen Fürsten, die Freikorps begünstigen, ein Beispiel konstatiert (S. 356 das.). Dagegen sollen die Truppen, die nach Leipzig ziehen, während der Messe vom 20. Juni bis 10. Juli nicht durch Naumburg gehen, auf Antrag des Bürgermeisters (S. 397 das.), dem dabei bemerkt werden soll, er sei

bien aise de donner ce témoignage à la ville de Naumbourg qui s'est fort bien comportée.

Wird Magdeburg belagert, so bleibt unter den gegebenen Verhältnissen nichts übrig, als daß der Kommandant (S. 436 das.)

une rafle

auf 20 Stunden im Umkreise macht, um sich zu verproviantieren.

Neben all diesen Dingen hat er sich auch um die Einzelheiten des Dienstes zu kümmern.

Am 13. Mai 1809 schreibt er an den Kriegsminister um Landkarten von Böhmen, Mähren, Umgegend von Wien, Ungarn, und zwar die Originale, da ihm das Kopieren zu lange dauert.

Si l'on me fait cela à moi — que fait-on aux généraux?

(S. 554 Bd. 18.)

Am 13. Juni 1809 morgens (S. 102 Bd. 19) revidiert er die Linien; die Kanoniere waren nicht auf dem Posten, die Trainsoldaten entkleidet und schlafend, keine Wache am Geschütz.

J'ai fait mettre en prison le sergent qui commandait ce poste.

Posten zu Pferde und zu Fuß sollen aufgestellt werden.

Obwohl er soviel (S. 294 das.) dafür ausgebe und Frankreich das Land Europas sei, das am meisten Kanonen und Zubehör habe, höre er fortwährend Klage aus der Artillerie. Dem Kriegsminister wird eine Organisation vorgeschlagen (S. 248. 259. 294 das.), ebenso beim Pferdekaufen; blinde und einäugige

Pferde nützen nichts (S. 311 das.), der Offizier vom 5. Husarenregiment, der die Pferde gekauft hat, wird arretiert.

Wenn der Kriegsminister bei Gelegenheit des Einbruchs der Engländer dem sog. Connétable (dem König von Holland) das Kommando gegeben habe, so sei das ein Anachronismus von 600 Jahren.

Les princes et les grands dignitaires ne sont rien — le connétable n'est pas comme autrefois un vieux soldat chef de l'armée — cette dignité est purement civile.

Die Kosten der Feldzüge und des Heeresunterhalts sind ihm stets vor Augen.

Am 10. Oktober 1809 verlangt er vom Kriegsminister Tafeln über die Kosten der Truppen im Kriege und im Frieden, für jede Schwadron und Kompagnie ausgerechnet (S. 568 Bd. 19). Indem er alles berechnet, was er unter Waffen hat, ruft er Murat zu (S. 400 das.):

Jugez quelle immense dépense tout cela me produit!

Vor allem soll aber gespart werden; dafür müssen die „fonds de la cinquième coalition" herhalten (S. 319 das.), nämlich

les revenus de tous les pays qui étaient en réserve en Allemagne avant le 1. avril et les revenus et le produit des contributions des pays conquis depuis les nouvelles conquêtes.

So berechnet er sich am 5. Oktober (S. 549 das.), daß dieser Feldzug

ne m'aura rendu que 150 millions,

nicht

autant que les précédents.

Das war von Bedeutung, denn er beabsichtigte, sofort nach Friedensschluß Cayenne zurückzuerobern (an den Marineminister 6. August 1809 S. 310 das.) und im Dezember mit 100000 Mann nach Spanien zu gehen (an den Kriegsminister 7. Oktober S. 554 das.), was bekanntlich unterblieb.

Im Jahre 1813 dagegen wird schon im Juli eine zuverlässige Befestigung der Rheingrenze ins Auge gefaßt (S. 514 Bd. 25). Sie, nicht weniger eine neue Aushebung, erscheinen nach der Kriegserklärung Österreichs nötig, denn diese

doit faire présager quelques grandes batailles qui nécessairement coûteront du monde (S. 59 Bd. 26).

Zunächst soll im Süden Frankreichs ausgehoben werden (25—30000 Mann), weil der spanische Krieg dort an der Grenze ist — (es klingt fast wie ein Vers)

la présence du danger en adoucira la vigueur —

dann 60000 Mann in den guten Departements.

Immer hebe Frankreich noch am wenigsten aus, während Preußen, Österreich, Rußland, Spanien

tout leur monde

unter den Waffen haben. Auch werde inzwischen quelque bonne victoire und die Veröffentlichung der Verhandlungen über die ungerechten Forderungen des Feindes un prélude favorable geben.

Nicht weniger der Gegenwart gilt seine Sorgfalt.

Eugen soll sich Karten von Jérôme verschaffen, wenn er selbst keine hat (5. März 1813 S. 31 Bd. 25). Schritt für Schritt folgt er mit Rat und, soviel er kann, mit Tat, dem langsamen Rückzuge des Vizekönigs von Memel bis zur Elbe, in einem merkwürdigen Gemisch von väterlicher Geduld, oberfeldherrlicher Unzufriedenheit, freundlicher Anerkennung der schwierigen Lage des Stief- und Adoptivsohnes.

Der Schwäche seiner Kavallerie, die er dem König von Württemberg offen eingesteht (S. 226 das.), sucht er überall durch Schonung und Verstärkung aufzuhelfen.

Bertrand wird getadelt, weil er 500 Mann Kavallerie detachiert hat; sie könnten verloren gehen und man hat es nicht dazu (12. April 1813). Souham soll sich verschanzen (20. April), um kein Kavalleriegefecht zu haben (S. 215 das.).

Die Regimenter sollen mit besonderer Rücksicht darauf aufgestellt werden, daß sie von Kavallerie nichts zu fürchten haben; aber das Bulletin der Schlacht bei Lützen (S. 260) muß zugeben, man konnte keine Gefangenen machen,

vu l'infériorité de notre cavalerie,

Dabei erhebt sich die erfreuliche Aussicht, daß Dänemark 10000 Pferde moyennant un prix raisonnable liefern will, wogegen in Dresden jedes Pferd über den Preis noch 20 Franks mehr kostet, pour le recevoir (S. 431 das.). Die Polizei soll ihr Mög-

lichstes tun, um dies Geldverlieren zu hindern und Aufklärung zu schaffen

sur une affaire aussi honteuse.

Gute Kavalleriegenerale sind vorhanden; il faut chercher, où ils se trouvent (S. 453 das.). Husaren aus Kroatien werden depuis longtemps erwartet (17. Juli S. 493).

Der Nachrichtendienst muß durch Einwohner und Spione verstärkt werden. Große Belohnungen soll Ney denen versprechen, die schnell Antwort zurückbringen (S. 293). Sie können auch die feindlichen Posten unerkannt durchpassieren, weshalb Viktor nicht nötig gehabt hätte, ihn einen Tag ohne Nachricht zu lassen (S. 327). Nach Böhmen werden Spione geschickt (S. 44 Bd. 26), selbst aus Danzig kommt am 16. August ein Spion mit Briefen (S. 69 das.).

Die Marschälle sollen täglich untereinander korrespondieren und sich stets auf dem Laufenden erhalten (S. 391 Bd. 25), jedes Korps den Kaiser (S. 41 Bd. 26).

Auf diese Dinge legt er ganz besonderen Wert, so daß er z. B. den ganzen 19. Mai verwandte, um die Stellung der Verbündeten von Bautzen selbst zu erkunden (S. 316 Bd. 25). Trotzdem ließ ihn oft alles im Stich. Abgesehen von seinem Tadel gegen einzelne Führer, daß sie hierin ihre Schuldigkeit nicht tun, der sich unzählige Male findet, erfährt das Ministerium des Auswärtigen nichts vom Vertrage Sachsens mit Österreich über den Durchmarsch der Polen durch Böhmen ohne Waffen, und hat keinen Dienst in München. Binnen 24 Stunden soll dem abgeholfen werden (S. 241 das.).

Aber noch am 13. Mai (S. 290 das.) muß dem Herzog von Bassano zugerufen werden:

je ne peux m'occuper quarante fois de la même chose.

Dazwischen greifen dann wieder Einzelheiten ein.

Dem General Reynier wird verboten, direkt an den König von Sachsen zu schreiben (S. 284 das.), das Urteil über den Kommandanten, der Thorn übergeben hat, wird mit allen Einzelheiten kritisiert, der von Spandau arretiert (S. 408. 257 das.).

Absichten für den künftigen Feldzug werden den Marschällen vorgelegt, mit der Bitte um ihre Ansicht (12., 13. August, an Ney, Marmont, Macdonald, S. Cyr) oder, wenn sie Bemerkungen dazu haben,

de me les faire librement (S. 34. 45 Bd. 26).

Dann muß wieder dem General Brenier gesagt werden (S. 237 Bd. 25), kein General dürfe den ihm anvertrauten Posten verlassen, bevor Ersatz kommt; oder dem König von Spanien, wenn man ein Heer kommandieren wolle, dann müsse man unermüdlich tätig sein und für alles sorgen, aber (S. 218 das.)

> je vois avec peine que c'est le contraire qu'il a fait depuis 4 mois.

Bei allem dem behält er seinen guten Mut.
Wenn die Feinde von seiner fausse position reden,

> je ne parle pas de la position où ils se trouvent —

es sei außerordentlich, daß man die seine kennen wolle und davon rede, und die eigene nicht kenne (S. 339 das.).

Davoust hält er in einem, übrigens wahrhaft bewunderungswürdigen, Schreiben vom 8. August 1813 (S. 13 Bd. 16) alle Momente seiner Lage scharf bezeichnet vor; was ihm gegenüber stehe, sei

> beaucoup de canaille,

die einmal angegriffen und geschlagen, sich zerstreuen werde, wie Landwehr, Hanseatische Legion, Dessauische Legion — die Landwehr soll zerstreut, der Landsturm entwaffnet werden, und acht Tage, selbst ohne große Erfolge, würden die feindlichen Truppen dort, —

> ce tas de canaille qui ne signifie rien (S. 33 das.), —

auf die Hälfte reduzieren.

Angesichts dieser Bewertung findet er es nach der Schlacht bei Lützen sehr möglich, auf Berlin zu marschieren (S. 274 Bd. 25). Und dieser Gedanke zieht sich durch alle seine Operationen bis Dennewitz hindurch. Als Oudinot am 25. August gegen Berlin geschickt wird, soll ihm Vandamme von Hamburg aus den linken Flügel decken (S. 312. 323 das.). Besonders, seit Bernadotte im Norden den Oberbefehl führt, und sein

> premier soin sera sûrement de défendre Berlin (S. 7 Bd. 26),

wird Oudinot mit fast 80000 Mann gegen Berlin aufbrechen und dort 3—4 Tage nach Ablauf des Waffenstillstandes sein (S. 13 das.), was denn zum großen Teil durch jenen tas de canaille verhindert wurde.

Fouché konnte also die Regierung Preußens, die ihm in Aussicht gestellt war, nicht antreten (10., 25. Mai S. 285. 323 Bd. 25), wenn auch die Stadt Bautzen Napoleon empfing

> avec les sentiments que devaient avoir des alliés heureux de se voir délivrés des Stein, des Kotzebue et des Kosaques (S. 319 das.),

und Görlitz, das 8—10000 Einwohner habe, tatsächlich

> a reçu les Français comme des libérateurs (Bulletin der Schlacht bei Bautzen; S. 322 das.) — eine Darstellung, die beweist, wie sehr er wünschte, das Unglück des vorigen Feldzuges vergessen zu machen hinter den umfassenden Aufgaben und Leistungen des jetzigen, von denen selbst diejenigen begeistert wären, die am meisten vom Kriege zu leiden hatten.

Dr. Joh. Wilh. Baumer,

der erste Sekretär der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt.

Von

Dr. Richard Loth,

Sanitätsrat, Erfurt.

Joh. Wilh. Baumer wurde am 10. September 1719 zu Rehweiler in der Grafschaft Castell, wo sein Vater Johann Baumer Wildmeister in Gräflich Castell-Ranzauischen Diensten stand, geboren. Er erhielt seinen ersten Schulunterricht in Abtschwend in Franken. Als sein Vater im Jahre 1727 auf die Gräflich Ranzauischen Güter in Holstein berufen wurde, genoß er hier seinen weiteren Schulunterricht. Bei einer abermaligen Versetzung seines Vaters als Oberförster nach Abtschwend erhielt er seinen ferneren Unterricht auf dem Gymnasium zu Schweinfurt, von wo er im Jahre 1739 zur Universität entlassen wurde. Er studierte in Halle Theologie und Philosophie, wo bereits sein älterer Bruder Joh. Albert Baumer Theologie studierte. In den Jahren 1740—1742 besuchte er die Universität Jena, wo er im Jahre 1742 die Würde eines Magisters erhielt. Er begann hierauf in Jena philosophische Vorlesungen zu halten, wurde aber bereits in demselben Jahre von dem Grafen Castell als evangelischer Geistlicher nach Krautheim in Baden berufen. Baumer war schon früher kränklich gewesen. Während seines Predigtamts entwickelte sich bei ihm ein Bluthusten, welcher ihn veranlaßte, um die Entlassung aus seinem Amte nachzusuchen, die ihm im Jahre 1746 auch gewährt wurde. Er ging sodann nach Halle, teils um sich des Rates der dortigen Ärzte zu bedienen, teils um selbst Medizin zu studieren. Seine beiden jüngeren Brüder Johann Paul und Johann Albrecht studierten hier ebenfalls Medizin. Während des letzten Jahres seines medizinischen Studiums las er zugleich philosophische Kollegien. Auf seine philosophische Richtung mag hier der Professor der Philosophie Christian Wolf nicht ohne Einfluß gewesen sein. Auch hörte er hier den früheren Erfurter Professor Elias Büchner, welcher als Nachfolger Friedrich Hoffmanns von Erfurt nach

Halle berufen war. Im Herbst des Jahres 1748 promovierte er zum Doktor der Medizin. Seine Dissertation behandelte das Thema „De Haemoptoe“, zu welchem ihm seine Erkrankung die Veranlassung gegeben hatte. In demselben Jahre verheiratete er sich und siedelte alsbald nach Erfurt über. Er ist bereits unter dem 18. November 1748 in die Erfurter Matrikel eingetragen. Sodann ließ er sich bei der philosophischen Fakultät nostrifizieren und begann seine Vorlesungen über Philosophie und lateinischen Stil. Seine Habilitationsschrift lautete: De nexu rerum hypothetice necessario, libertatem moralem non auferente. Neben seinen philosophischen Vorlesungen betrieb er ärztliche Praxis. Auch nahm er junge Leute in Pension (1). Unter diesen befand sich auch der junge sechzehnjährige Wieland, welcher in der Klosterschule in Bergen an der Elbe erkrankt, bei seinem Vetter Baumer seine Gesundheit wieder erlangte und bei ihm im Sommersemester 1749 ein Privatissimum über Wolfs Anfangsgründe der Philosophie hörte.[1]) Auch in späteren Jahren erhielt sich der Verkehr zwischen Wieland und Baumer. Als Wieland im Jahre 1771 von Erfurt aus durch Gießen kam, übernachtete er bei Baumer. Es wurde ihm hier in Baumers Wohnung von seiten der Studenten ein feierlicher Fackelzug gebracht. Im Jahre 1750 machte Baumer mit zwei Studenten, von denen der eine der später bekannt gewordene Prof. Philipp Nonne (2) war, eine Reise nach Holland teils zur Stärkung seiner Gesundheit, teils um die dortigen Universitäten und andere wissenschaftliche Anstalten kennen zu lernen. Im Jahre 1752 wurde er Professor und assessor extraordinarius der philosophischen Fakultät. Da er indessen auch bei der medizinischen Fakultät tätig zu sein wünschte, so erhielt er auf sein Ansuchen von dem Kurfürsten von Mainz unter dem 8. März 1754 das Dekret als Prof. extraordinarius der Medizin und in einem zweiten Dekret vom 9. Oktober 1755 den Titel als Professor der Pathologie und Therapie mit der Anwartschaft auf eine ordentliche Professur. Bei seiner Ernennung zum Professor (1754) lud er durch ein Programm „De morbis articulorum“ zu seinen öffentlichen Vorlesungen über die Botanik ein. Da nach den Statuten der medizinischen Fakultät jeder auswärts promovierte Doktor bei seiner Nostrifikation in Erfurt noch einmal zu dis-

---

(1) Anmerkungen s. hinten.

[1]) Wieland findet sich in der Universitätsmatrikel unter dem 19. Mai 1749 eingetragen.

putieren hatte, so mußte sich auch Baumer dieser Bestimmung unterziehen (1754). Seine Dissertationsschrift lautete: De natura animali. In der philosophischen Fakultät wurde er im Jahre 1755 ordentlicher Professor und übernahm das Lehramt der Physik. In der medizinischen Fakultät erhielt er im Jahre 1757 eine ordentliche Assessur cum voto et spe succedendi. Es heißt in der Anstellungsurkunde: „in Betracht seiner dem Erzbischof belobt wordenen Gelehrsamkeit, Fleißes und Eifers, die er teils als Sekretarius der Akademie der gelehrten Wissenschaft, teils bei der Universität in ununterbrochen gehaltenen collegiis medicis rühmlich bewiesen hat". Zugleich wurde er in Anbetracht seiner Verdienste um die werktätige Einführung der studierenden Kandidaten in die klinische Praxis durch sein klinisches Institut zum Professor ordinarius praxeos clinicae ernannt. Baumer hielt täglich eine Stunde Klinik und bekam ein Gehalt von 150 Rtr. und zwei Klafter Holz im Jahr. Nach dem Tode Prof. Riedels im Jahre 1757 rückte er in die vierte ordentliche Professur ein. Er übernahm nunmehr neben seinem klinischen Institut noch den Lehrstuhl der Anatomie. Da Prof. Ludolf (3) sich seit dem Jahre 1753 als Leibarzt des Kurfürsten in Mainz aufhielt, so vertrat er ihn in seinen Fakultätsgeschäften und führte in den Jahren 1757 und 1760 als Prodekanus das Dekanat. Im Jahre 1758 erhielt er den Titel eines kurfürstlichen Rats. Nach dem Tode Prof. Kniphofs rückte er im Jahre 1763 in die dritte ordentliche Professur ein. In der philosophischen Fakultät hat er zweimal, in den Jahren 1758 und 1763, das Dekanat verwaltet.

Im Jahre 1764 erhielt er einen Ruf an die Universität Gießen „in Ansehung seiner in arte medica et metallica besitzenden Geschicklichkeit und ihm weiterer angerühmter guter Qualitäten" als erster Professor der medizinischen Fakultät wie auch Bergrat und Landphysikus im Oberamt Gießen. Im Anfang des folgenden Jahres siedelte er in seine neue Heimat über.

Nach dem Tode seiner ersten Gattin verheiratete er sich zum zweiten Male im Jahre 1779. Seine älteste Tochter erster Ehe, Johanne Margarete Wilhelmine, vermählte sich mit seines Bruders Johannes Albrecht (4) Sohn, dem Prof. der Medizin Jos. Wilh. Christ. Baumer (5) zu Gießen. Die meisten seiner übrigen Kinder waren schon in früher Jugend gestorben. Er selbst starb am 4. August 1788 an den Folgen eines operierten Bruchs.

Er hat es trotz eines in seiner Jugend bestehenden Bluthustens bis zu einem Alter von 69 Jahren gebracht. Im Jahre 1793 wurde sein in der Neustadt gelegenes Grundstück mit Garten, einer Wiese etc. sowie die nachgelassenen Mobilien versteigert (Gießener Wochenblatt 1793). Baumer war in Gießen der erste ordentliche Professor der Chemie. 36 Jahre nach seinem Tode (1824) übernahm diesen Lehrstuhl Justus Liebig als außerordentlicher Professor in einem Alter von 21 Jahren.

Die Bedeutung, welche Baumer für seine Zeit und auch über diese hinaus wenigstens für Erfurt gewonnen hat, liegt zunächst in der Gründung der kurfürstlichen Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, welche er im Verein mit dem Regierungsrat Joh. Daniel Christoph Freiherrn v. Lincker, dem Prof. der Rechte Dr. jur. Hieronymus Friedrich Schorch sowie anderen einflußreichen Männern im Jahre 1754 ins Leben rief, deren Geschichte in erschöpfender Weise in der im Jahre 1904 erschienenen Festschrift von berufenen Federn geschildert ist.[1]) Protektor war der Kurfürst von Mainz Johann Friedrich Karl, der Landesherr des Erfurter Gebiets. Die treibende Kraft war Baumer. Er führte nicht nur vom Jahre 1754 bis zu seiner Übersiedelung nach Gießen im Anfang des Jahres 1765 das Sekretariat, sondern nahm auch in hohem Maße Anteil an den wissenschaftlichen und praktischen Arbeiten der Akademie. Bereits vor der Gründung dieser gelehrten Gesellschaft erschienen die „Erfurtischen Gelehrten Nachrichten", welche „Abhandlungen, Beurteilungen neuer Schriften und akademische Neuigkeiten enthielten, die mit akademischer Erlaubnis von einigen Gelehrten gesammelt und herausgegeben" waren. Die Akademie nützlicher Wissenschaften übernahm gleich nach ihrer Gründung die Aufsicht über dieselben. Auch in diesen war Baumer auf sehr verschiedenen Gebieten schriftstellerisch tätig. Im Jahre 1754 finden sich allein sieben allerdings nur kleine Abhandlungen von ihm. Es sind diese: 1. Abhandlung von dem Dasein Gottes, 2. Abhandlung von den Kräften der Seele, 3. Abhandlung von den Blattern, 4. Abhandlung über eine beobachtete Hautkrankheit, 5. Abhandlung über den Torf, 6. Abhandlung über den Goldschwefel, 7. Abhandlung über die Steinkohlen.

Die ersten Arbeiten der jungen Akademie beschäftigten sich

[1]) s. die betreffenden Arbeiten von Gymnasialdirektor Dr. Rich. Thiele, Pastor D. Oergel, und Prof. Dr. Wilh. Heinzelmann.

dem Zuge der Zeit entsprechend mit den Erfahrungswissenschaften. Ihre erste Bestrebung war deshalb die Gründung eines anatomischen Theaters, eines botanischen Gartens mit einem Warmhaus, eines chemischen Laboratoriums, eines Observatoriums und eines anatomisch-naturwissenschaftlichen Museums. Die Gelehrten Erfurts machten damals dieselbe geistige Entwicklung durch, welche auch die übrige Gelehrtenwelt jener Zeit beherrschte. „Man begriff eben mehr und mehr", sagt Virchow in einer Rektoratsrede über jene Zeit, „daß die Naturwissenschaft nur in der Beschäftigung mit der Natur selbst erfaßt werden könne, und daß zu einer dauernden Verbindung der Wissenschaft mit den realen Dingen große Anstalten erforderlich sind: Museen, Sammlungen, Laboratorien, Institute. Ganz besonders trat dies hervor, als erkannt wurde, daß der Versuch das wichtigste Mittel ist, die Natur zu einer Antwort über das Wesen, die Ursachen und das Geschehen eines Vorganges zu zwingen. Aus den Studierzimmern der Philosophie war kein Aufschluß über wirkliche Naturvorgänge hervorgegangen. Seitdem der Glaube an Zauberformeln in die äußersten Kreise des Volkes zurückgedrängt war, fanden auch die Formeln der Naturphilosophen wenig Vertrauen mehr." [1])

Die Akademie gab zum Andenken an den hochherzigen Beförderer ihrer Bestrebungen, den Kurfürsten Johann Friedrich Karl, dem botanischen Garten den Namen „hortus Fridericianus" und dem museum anatomicum, in welches zugleich die Bibliothek und die Sammlungen der Akademie verlegt werden sollten, den Namen „collegium Fridericianum".

Als Sekretär der Akademie gab Baumer die beiden ersten Bände der „Acta Academiae Electoralis Moguntinae Scientiarum utilium, quae Erfordiae est" in den Jahren 1757 und 1761 heraus. Er selbst ist in dem ersten Bande mit vier medizinischen Arbeiten vertreten: 1. Baumerus vim electricam palpebrarum superiorum lapsum auferentem proposuit, 2. Baumerus observavit externo olei animalis Dippelii usu oculi suffusionem incipientem curatam, confirmatam vero imminutam esse, 3. Observationes de oleo animali Dippelii morboque comitiali, 4. Idem observavit embryonis ossa per muliebria cum fecibus alvinis excreta. In dem zweiten Bande ist er mit zwei mineralogischen und einer medizinischen

[1]) Virchow, Die Gründung der Berliner Universität und der Übergang aus dem philosophischen in das naturwissenschaftliche Zeitalter. Berlin 1893.

Arbeit vertreten: 1. Dissertatio de montibus argillaceo-calcareis et argillaceo-gypseis. Er fügt dieser Arbeit in zwei Kupferstichen Abbildungen von Ammonshörnern und Skeletteilen von großen diluvialen Säugetieren bei. Die zweite mineralogische Arbeit trägt den Titel: Observationes quaedam de Morochto. Die medizinische behandelt: observationes quaedam clinicae de morbis venereis.

Auch in den Sitzungen der Akademie war Baumer fortgesetzt bemüht, das wissenschaftliche Leben anzuregen. Es verging kaum eine Sitzung, wie uns die noch vorhandenen Protokolle nachweisen, in welcher er nicht etwas Neues brachte. Das Gebiet seiner Forschungen war, abgesehen von dem der Medizin, die Mineralogie. Immer und immer wieder zeigte er Mineralien vor, welche er auf seinen Exkursionen, die er mit seinen Schülern unternahm, gefunden hatte, oder welche ihm von auswärtigen Gelehrten überwiesen waren. Kehrte er bei diesen Exkursionen erst spät am Abend zurück, so war ihm eine Zeitlang gestattet, mit seinen Zuhörern die Tore frei zu passieren. Baumer ist in Erfurt der erste Professor gewesen, welcher die für den Naturforscher so wichtigen botanischen und mineralogischen Exkursionen ins Leben rief. Er suchte vor allem auch die Mineralogie für praktische und wirtschaftliche Zwecke nutzbar zu machen und fand hier die volle Unterstützung des Kurfürsten, welcher der Hoffnung lebte, durch die Ausnutzung der Bodenschätze seines Landes die Wohlhabenheit und die Steuerkraft seiner Bewohner zu heben. In der Einleitung zu seiner Naturgeschichte des Mineralreichs sagt Baumer ausdrücklich: „Bei der Errichtung der Akademie hat ihr glorwürdigster Stifter den Academicis gnädigst befohlen, ihr Augenmerk mit auf die Naturgeschichte, besonders des hiesigen Landes zu richten. Da diese Erkenntnisart noch merklich unvollkommen ist und gleichwohl durch die Entdeckung des natürlichen Reichtums eines Landes der Kunst allerlei Dinge darbietet, welche diese weiter bearbeiten und zu dem Gebrauch der Menschen bequem machen kann, so hat sich die Akademie der Wissenschaften beflissen, diesen gnädigsten Befehl, soviel nur die bisherigen Zeiten leiden wollen, in das Werk zu setzen.“ Baumer machte in den Sitzungen der Akademie Mitteilung von dem Funde von Steinkohlen, von Torf, von Pfeifen- und Töpferton, von Porzellanerde und Eisenerzen auf dem Erfurter Gebiet. Er berichtete ferner von dem

Funde sogenannter Schönsteine, welche geschliffen den Diamanten glichen. Es wurde ein Edelsteinschleifer aus Dresden beauftragt, diese zu schleifen. Sie wurden gefaßt und dem Kurfürsten überreicht. An Glanz übertrafen sie die böhmischen Diamanten und erregten die Anerkennung des Kurfürsten in einem solchen Grade, daß er der Akademie 100 Dukaten überweisen ließ. Baumer untersuchte ferner außer anderen Mineralquellen auch die Quelle unter der Cyriaksburg und eine eisenhaltige Quelle bei Windischholzhausen. Im Jahre 1762 wurde er beauftragt, mit dem Dr. med. Georg Christian Füchsel in Rudolstadt, welcher ebenfalls ein eifriger Geologe und Mitglied der Akademie war, eine wissenschaftliche Reise durch das Eichsfeld zu unternehmen. Baumer hat das Resultat seiner Forschungen auf dem Gebiete der Mineralogie in einem zweibändigen Werk, welches in den Jahren 1763 und 1764 unter dem Titel: „Naturgeschichte des Mineralreichs mit besonderer Anwendung auf Thüringen herausgegeben“ in Gotha erschien, niedergelegt. Er behandelt in diesem Werke nicht nur die Gesteine, Mineralien, Erze und Versteinerungen, die in der Erde enthaltene Luft, das Feuer und Wasser sowie die Knochenüberreste großer Säugetiere aus dem Diluvium, sondern auch die in der Erde aufgefundenen „Todtentöpfe“ (Urnen), Gebrauchsgegenstände und Waffen aus der Vorzeit. Baumer beschrieb auch eine am 1. April 1764 von ihm beobachtete Sonnenfinsternis.

Auch von seiner neuen Heimat aus belebte er fortgesetzt die Sitzungen der Erfurter Akademie. Im März des Jahres 1765 hatte er der Akademie seine glückliche Ankunft in Gießen mitgeteilt und zugleich über seine wissenschaftlichen Beobachtungen auf seiner Reise auf dem Gebiete der Geologie berichtet. Er schrieb von Gießen aus der Erfurter Akademie von allen wichtigen Vorkommnissen auf dem Gebiete der Wissenschaft in seinem neuen Wirkungskreis, über interessante Funde und Untersuchungen. Insbesondere beschäftigte er sich weiter mit der Mineralogie und ihrer praktischen Verwertung. So berichtete er über die Entdeckung und bergmännische Gewinnung von Silbererzen, Kupfererzen, Bleierzen und Kobalterzen. Er berichtete ferner über seine Anschauung über die Entstehung der Kometen, über seine meteorologischen Beobachtungen sowie über neu entdeckte und untersuchte Mineralquellen. Von Gießen aus teilte er seine Ansicht über den Ursprung der Quellen und

des Grundwassers mit und verfocht dabei die modernen Anschauungen, welche zu jenen Zeiten noch von vielen Seiten angezweifelt wurden. Fortgesetzt warb er neue Mitglieder für die Erfurter Akademie und feuerte dieselben zur Einsendung von Arbeiten für den dritten Band der Akten an. Doch war die Erfurter Akademie nach dem Wegzug Baumers und dem im Jahre 1767 erfolgten Tod seines Freundes und fleißigen Mitarbeiters Prof. Mangold in einen Schlummerzustand geraten. Er betrieb deshalb von Gießen aus das Erscheinen des 3. Bandes der Akten, dessen Herausgabe, wie er sagte, dringend notwendig sei, um den guten Ruf der Erfurter Akademie unter den Auswärtigen zu erhalten. In dem endlich im Jahre 1777 erschienenen dritten Bande veröffentlichte er: „Observationes de Basalto Hassiaco" und „Observationes ad Geographiam subterraneam pertinentes". Die beiden Gießener Professoren Andreas Boehm und das langjährige Mitglied der Erfurter Akademie Friedrich August Carthäuser sind mit einer bezw. drei Arbeiten vertreten.

Auch auf dem Gebiete der Medizin berichtete er fortgesetzt von Gießen aus an die Erfurter Akademie. So teilte er in einem Briefe seine Beobachtungen über eine Belladonnavergiftung und eine Krankengeschichte über zwei von ihm beobachtete eitrige Augenentzündungen mit. Er berichtete über eine in Gießen ausgebrochene Blatternepidemie und wünschte von der Erfurter Akademie Nachricht über die Kinder, welche zweimal die Blattern überstanden hätten.

Abgesehen von diesen der Wissenschaft und der kurfürstlichen Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt geleisteten Dienste wirkte er in Erfurt überaus fördernd auf dem Gebiete des medizinischen Unterrichts und der Medizinalverfassung.

Der praktische klinische Unterricht konnte auf der Erfurter Universität in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nur in der Weise stattfinden, daß die Professoren ihre Zuhörer mit an das Krankenbett ihrer Privatpatienten nahmen. Im übrigen war die Ausbildung des Arztes eine rein theoretische. Es muß deshalb als ein großer Schritt vorwärts angesehen werden, daß Baumer im Jahre 1755 sein klinisches Institut als ein Privatunternehmen ins Leben rief, welches zwei Jahre später unter seiner Leitung ein öffentliches wurde. Allerdings entsprach dieses Institut nach seiner Organisation nur unseren Polikliniken. Doch war auf diese Weise den Medizinern wenigstens Gelegenheit geboten, den Krank-

heitsverlauf am Krankenbett regelmäßig zu beobachten. Die Arzneien wurden den armen Leuten umsonst auf Befehl des Kurfürsten verabreicht. Baumer sagt in dem Vorlesungsverzeichnis von seiner Klinik: „Vi cujus auxilia medica atque chirurgica pauperibus gratuito adseruntur, illuc omnis cura impendet, ut Medicinae Candidatis aegrotos visitandi, morbos rite dijudicandi formulasque medicas concinne praescribendi publica sit occasio.“ Er las auch in seiner Klinik Chirurgia medica, de inflammationibus et tumoribus, de vulneribus et ulceribus, de ossium luxationibus et fracturis. Das Institut ging mit dem Wegzug Baumers wieder ein, und ist erst später wieder in ähnlicher Form erstanden.

Ein weiteres Verdienst erwarb sich Baumer auf dem Gebiet des medizinischen Unterrichtswesens, insbesondere des anatomischen Unterrichts, welcher zugleich die Grundlage für die Chirurgie und die Geburtshilfe bildete. Es sind auf der Erfurter Universität verhältnismäßig früh, bereits in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, wohl angeregt durch das Beispiel des berühmten Jenenser Anatomen Werner Rolfinck, Sektionen an menschlichen Leichen zu Lehrzwecken ausgeführt worden. Doch waren diese Sektionen bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts nur selten und bildeten für den Zuschauer mehr ein interessantes Schauspiel im anatomischen Theater, in welchem ihm gestattet war, in die geheimnisvollen Wunder der Natur hineinzuschauen, als daß er gerade viel dabei lernte. Wie es auf anderen deutschen Universitäten Sitte war, so wurde auch in Erfurt zu diesen Sektionen im anatomischen Theater jedesmal durch Anschlag öffentlich eingeladen. Es fehlte noch an jeder systematischen Bearbeitung der Leiche, auch war dem Studenten selbst noch keine Gelegenheit zu einer selbständigen Herstellung der anatomischen Präparate gegeben. Im großen und ganzen wurde die Anatomie an Abbildungen sowie an lebenden oder geschlachteten Tieren gelehrt. Auch die chirurgischen Operationen wurden an lebenden Tieren gezeigt. Da die meisten studierten Ärzte jener Zeit nur innere Medizin betrieben, so reichte für sie diese Art der Vorbildung aus. Wollte aber ein Arzt sich mehr in die Anatomie vertiefen, oder wollte er Chirurgie oder Geburtshilfe treiben, so mußte er ins Ausland gehen, um dort seine Studien zu machen. Eine Tat von der weitgehendsten Bedeutung für die Ausbildung der deutschen Ärzte in der Chirurgie speziell der Kriegschirurgie bildete daher die im Jahre 1713 unter dem

König Friedrich Wilhelm I. in Berlin gegründete anatomische Anstalt, welche zwar hauptsächlich der Ausbildung der Feldscherer diente, welche aber auch immer mehr von Zivilärzten besucht wurde, die nunmehr nicht mehr nötig hatten, das Ausland zu ihren Studien aufzusuchen. Wenn daher Baumer und Mangold (6) in einem Schreiben an den Kurfürsten den Wunsch aussprachen, einen Prosektor anzustellen, welcher nicht nur die anatomischen Präparate herstellte, sondern auch die Studenten lehrte, selbst Sektionen auszuführen und anatomische Präparate und Injektionen selbst zu machen, und die Chirurgen und Hebammen in ihrem Beruf ausbilden sollte, so ist es selbstverständlich, daß ihr Blick dabei auf die anatomische Lehranstalt in Berlin fiel. Es wurde denn auch bereits im folgenden Jahre (1756) trotz des energischen Einspruchs der medizinischen Fakultät der Kandidat der Medizin und Chirurgie Georg Bösefleisch (7) aus Berlin „auf untertänigstes Ansuchen der bei der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt befindlichen Mitglieder des medizinischen Teils und dieser Wissenschaft Doktoren" als Prosektor, Lector Chirurgiae manualis und Stadt- und Land-Hebammenmeister mit einem Gehalt von 200 Rtr. angestellt. Wie in Berlin die anatomische Anstalt der Akademie der Wissenschaften unterstellt war, so stand auch in Erfurt dieses Theatrum anatomicum, welches in einem Turme des inneren Lōbertors untergebracht war, unter der Leitung der Akademie. In diesem Turme befanden sich auch die Baumer unterstellten allerdings nur unbedeutenden naturwissenschaftlichen und anatomischen Sammlungen sowie die Bibliothek der Akademie.

Bereits im Wintersemester 1755 zeigte Prof. Riedel (8) in dem Vorlesungsverzeichnis an: „In collegio Fridericiano fabricam corporis humani cadaverum sectionibus distincte demonstrabit." Auch dem Prosektor Bösefleisch standen eine hinlängliche Anzahl Leichen zur Erlernung der Sektionstechnik, zur Herstellung der notwendigen anatomischen Präparate und zur Vorführung der Operationen zur Verfügung.

Wie schon gesagt, bezweckte Baumer mit der Heranziehung eines Prosektors neben der Hebung der Anatomie auch die bessere Ausbildung der Chirurgie, der Geburtshilfe sowie des Hebammenunterrichts. Er machte schon im Jahre 1755 den Vorschlag zur Gründung einer öffentlichen Entbindungsanstalt, wie sie in derselben Zeit in Göttingen, Wien, Kassel, Marburg,

Jena, Halle usw. errichtet worden waren. Jedoch ist erst im Jahre 1787 eine solche in Erfurt eröffnet worden.

Auch bei seinen weiteren organisatorischen Arbeiten auf dem Gebiete des medizinischen Unterrichts und des Medizinalwesens hat sich Baumer die für das Königreich Preußen damals neu ins Leben gerufenen Einrichtungen zum Muster genommen. Er hatte ja in gereifteren Jahren auf der preußischen Universität Halle Medizin studiert und auch dort promoviert. Es mußten ihm also bei seiner Übersiedelung von der preußischen Universität Halle auf die kleine kurmainzische Universität Erfurt die Mängel der letzteren bald in die Augen fallen. Zudem war in dem zum ersten Male im Jahre 1734 von dem damals in Erfurt, später in Halle lebenden Prof. Elias Büchner (9) in Erfurt unter dem Pseudonym Ernestus Faginus erschienenen „Dispensatorium regium et electorale Borusso-Brandenburgicum", welches in den Jahren 1745 und 1758 in Erfurt von dem Prof. Vogel (10) neu aufgelegt wurde, die Königlich Preußische General-Medizinal-Ordnung abgedruckt. Es war also in der Erfurter Gelehrtenwelt die Neuorganisation des preußischen Medizinalwesens wohl bekannt. Warum Büchner das preußische Dispensatorium pseudonym und auch Vogel die beiden folgenden Auflagen nur unter den Anfangsbuchstaben seines Namens D. (Dr.) P. (Paul) H. (Heinrich) V. (Vogel) herausgegeben hat, ist nicht bekannt.

Das preußische Medizinal-Edikt vom Jahre 1725 schrieb nun vor, daß kein Doktor der Medizin in den preußischen Landen praktizieren dürfte, er habe denn vorher beim Königlichen Theatro anatomico in Berlin seinen cursum anatomicum in sechs dazu bestellten Lectionibus durchgemacht.[1]) Dieselbe Forderung hatte auch auf Veranlassung Baumers der Kurfürst in einer Medizinalverordnung vom Jahre 1757 für Erfurt gestellt. Es mußte jeder einheimische Kandidat, wenn er auf der Erfurter Universität promovieren und durch die Promotion zur Praxis zugelassen werden wollte, vorher einen cursus anatomicus durchmachen, welcher ebenso wie in Berlin sechs Aufgaben umfaßte. Es ist uns nun ein Protokoll (11) einer solchen Prüfung aus dem Jahre 1759 erhalten, aus welchem wir die interessante Tatsache ersehen können, daß der Doktorand

[1]) Königliches Preußisches und Churfürstlich Brandenburgisches allgemeines und neugeschärftes Medicinal-Edict und Verordnung auf Sr. Königl. Majest. allergnädigsten Befehl herausgegeben von Dero Obercollegio-Medico. Berlin 1725.

schon selbst an der Leiche die vorgeschriebene Sektion vornehmen und die vorgelegten Präparate erklären mußte. Als ein letzter Nachklang aus alter Zeit erscheint es uns, wenn dem Doktoranden gestattet wurde, falls er sich vor der Leiche von Menschen scheute, sich die nötigen Teile von der Fleischbank zu holen. Doch bat der Doktorand ausdrücklich um Teile von einer menschlichen Leiche, da es seiner Ehre zuwider sei, an Teilen von Tieren seine Inauguralprobe zu machen.

Wir sehen hieraus, daß auf Grund der Agitation Baumers im Jahre 1759 in Erfurt bereits Präparierübungen getrieben wurden, ein Lehrfach, welches auf anderen bedeutenderen Universitäten erst viel später Aufnahme fand,[1]) wie denn Baumer, wie schon gesagt, bei der Berufung eines Prosektors ausdrücklich darauf hingewiesen hatte, daß dieser die Studenten lehren sollte, selbst Sektionen vorzunehmen und anatomische Präparate und Injektionen zu machen. Einige Jahre später wurde bei Gelegenheit der Reorganisation der Universität (1768) auch noch ausdrücklich darauf hingewiesen, daß auf dem anatomischen Theater ein hinlänglicher Vorrat von Leichen vorhanden sei, „damit auch diejenigen, welche sich bloß wegen der Zergliederungskunst hierher begeben wollten, völlige Genugtuung finden". (Riedel, Nachricht an das Publikum, die Erfurtische Akademie betreffend. 1768.) Auch das kurmainzische Sanitätskollegium, welches auf Baumers Anregung im Jahre 1757 in Erfurt vom Kurfürsten ins Leben gerufen wurde, dessen Assessor Baumer wurde, war dem in Preußen eingesetzten Collegium medicum nachgebildet. Es stand unter dem Statthalter und war zusammengesetzt aus einem Direktor, sechs Assessoren aus der medizinischen Fakultät oder erfahrenen Doktoren der Medizin, zwei Apothekern und zwei Chirurgen. Dem von der Regierung gewählten Direktor wurde noch einer der drei Oberst-Ratsmeister hinzugesellt. Den Vorsitz dieses Sanitätskollegiums führte also nicht die medizinische Fakultät, sondern ein Vertreter der Regierung. Aus diesem Kollegium wurden mehrere Examinatoren, welche dem zeitigen Stadtphysikus beigegeben wurden, gewählt, welche die anzunehmenden Stadt- und Landphysici, die in Erfurt oder Mainz nicht promovierten Doktoren, die Apotheker, Bader, Barbiere und Hebammen zu

[1]) Waldeyer, Zur Geschichte des anatomischen Unterrichts in Berlin. Rede zur Gedächtnisfeier des Stifters der Berliner Universität König Friedrich Wilhelm III. Berlin 1899.

prüfen hatten. Es war also auch die Prüfung der auswärts promovierten Doktoren der Fakultät entzogen. Die Ärzte hatten dieses Sanitätskollegium als ihren Richter anzusehen. Es wurde ferner dieses Sanitätskollegium beauftragt, eine Medizinalordnung zu verfassen und eine Taxe für die Ärzte, Chirurgen, Hebammen und Apotheker zu entwerfen. Das Sanitätskollegium hatte ferner die Apotheken zu revidieren und Beobachtungen über wichtige Krankheitserscheinungen anzustellen. Es waren also auch die Physikatsgeschäfte der medizinischen Fakultät genommen und dem Sanitätskollegium übertragen. Es würde mich zu weit führen, wollte ich weiter auf die Tätigkeit dieses Sanitätskollegiums eingehen. Ich will nur anführen, daß es nach einem Jahre bereits wieder einging. Später wurden die Verhandlungen von neuem geführt. Doch trat die Auflösung der Universität im Jahre 1816 eher ein, bevor es in Kraft trat.

Baumer hatte sich durch seine fortgesetzten Neuerungsvorschläge auf dem Gebiete des Medizinalwesens sowohl unter den Mitgliedern der medizinischen Fakultät als auch denen der übrigen Fakultäten viele Feinde gemacht. Um diese seine Gegner verstehen zu können, müssen wir einen kurzen Blick auf die Mitglieder der damaligen medizinischen Fakultät werfen.

Als Baumer in Erfurt seine Tätigkeit begann, war das älteste Mitglied der medizinischen Fakultät Hermann Paul Juch (12), welcher einst eine Zierde der Fakultät gewesen war. Er hatte in Halle promoviert, in den Jahren 1698—1701 die italienischen Universitäten besucht und in Padua so fleißig Anatomie getrieben, daß er von den dort anwesenden Deutschen zum Consiliarius Anatomiae Primarius ernannt war. Er war bei Baumers Auftreten im Jahre 1754 bereits 78 Jahre alt und hatte wegen seines vorgeschrittenen Alters sicher kein Interesse mehr an den Bestrebungen Baumers. Er starb auch bereits im folgenden Jahre. Johann Hieronymus Kniphof (13) war ein für seine Zeit tüchtiger Gelehrter, besonders Botaniker. In den Jahren 1745—1756 war er Professor der Anatomie, und in den Jahren, in welchen Baumer seine organisatorischen Arbeiten begann, Dekan der medizinischen Fakultät. Hieronymus Ludolf lebte seit dem Jahre 1753 als Leibarzt des Kurfürsten mit Beibehaltung seiner Erfurter akademischen Ämter in Mainz. Johann Christoph Riedel war ein bedeutender Gelehrter. Er übernahm nach Juchs Tod und der Beförderung Kniphofs zum ersten

Professor die Anatomie, in der er schon früher für seine Zeit viel geleistet hatte. Er starb bereits im Jahre 1757. Johann Heinrich Melchior Windhauer (14) und Bernhard Marianus Luther (15) waren als Lehrer unbedeutend. Letzterer hatte zwar viel gesehen. Er hatte die Universitäten resp. anatomischen Theater in Straßburg, Paris, Berlin, Dresden und Leipzig besucht und hatte durch Reisen in Belgien, Holland und England sein Wissen vermehrt. Er legte im Jahre 1768 seine Professur nieder und lebte nur seiner Praxis. Beide waren bei der Beförderung Baumers und Mangolds übergangen worden. Sie waren darum empfindlich und trugen ihre Empfindlichkeit auch nach außen zur Schau. Ein zu seiner Zeit bedeutendes Mitglied der medizinischen Fakultät war Andreas Nunn (16), ein früherer Jurist, welcher später zur Medizin übergegangen war. Er war Leibarzt des Statthalters. In Mainz geboren, hatte er in Paris studiert. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit Chirurgie. Von jüngeren Gelehrten traten damals auf Dr. Johann Philipp Nonne, später als Botaniker bekannt, welcher bei der Gründung der Akademie nur praktischer Arzt, doch zu den ersten Mitgliedern der Akademie zählte. Mit Baumer hatte er eine Studienreise durch Holland unternommen. Er hatte wie Nunn auch erst drei Jahre Jura studiert, bevor er zur Medizin überging. Außer in Erfurt hatte er in Berlin und Halle seine medizinischen Studien getrieben. Ein Jahr nach der Übersiedelung Baumers von Halle nach Erfurt hatte sich auch sein jüngerer Bruder Paul (17) in Erfurt als praktischer Arzt niedergelassen. Er gehörte ebenfalls zu den ersten Mitgliedern der Akademie. Später wurde er nach seines Bruders Wegzug nach Gießen Professor der Anatomie. Nebenbei beschäftigte er sich mit ökonomischen Versuchen. insbesondere mit der Bienenzucht. Von den medizinisch vorgebildeten Mitgliedern der philosophischen Fakultät war ein eifriger Mitarbeiter Baumers Christoph Andreas Mangold, ein ebenso tüchtiger als beliebter Lehrer, welcher im Jahre 1755 eine außerordentliche und später eine ordentliche Professur erhielt. Auch er gehörte zu den ersten Mitgliedern der Akademie. Eine kräftige Stütze der philosophischen Fakultät war der Mediziner Wilhelm Gottlieb Hesse (18), ein Schwiegersohn Paul Juchs. ein angesehener und beliebter Lehrer, welcher Mathematik und Physik vortrug. Er war ein eifriger Verteidiger der Rechte und der Verfassung der philosophischen Fakultät.

Es fehlte also zu jener Zeit der Erfurter medizinischen Fakultät nicht an Männern von Bedeutung, doch fehlten die Studenten und zwar nicht zum geringsten Teil wohl deshalb, weil es an jeder Gelegenheit zu einer praktischen Ausbildung des jungen Mediziners mangelte. Noch im Wintersemester 1754 las Riedel an Stelle des in Mainz lebenden Prof. Ludolf, Einleitung in die Chemie, Physiologie nach Hofrat Hambergers Lehrbuch, ferner Materia medica. Juch las Diätetik und „wenn es begehrt wird" ein Collegium practicum. Kniphof zeigte die Art, Kranke zu besuchen, ferner las er über Frauenkrankheiten, sodann wie man sein Leben erhalten und verlängern kann. Ferner zeigte er den stud. med. die nützlichsten und rarsten Bücher und trug daraus das Wichtigste vor. Nunn las die Institutiones medic. nach Boerhave und die Institut. chirurg. nach de la Fave, sowie über Hambergers Pathologie und Therapie. Windhauer las Physiologie und Pathologie, Luther las über die ersten Gründe der Arzneikunst und Chirurgie, Baumer las Rezeptierkunst und erklärte Gordons (19) Physiologie mit vergleichender Anatomie, ferner Mathesis und Naturrecht, Psychologie und Logik. Hesse erklärte das systema mundi nach astronomischen und physikalischen Gründen, sowie Experimentalphysik. Mangold las die Anfangsgründe der Chemie und erklärte Hallers Physiologie und Hambergers Chemie. Die wichtigen Fächer Anatomie, Chirurgie und Geburtshilfe fehlten also entweder ganz oder wurden nur theoretisch gelesen. Auch ein Praktikum der Chemie fehlte seit der Übersiedelung des Prof. Ludolf nach Mainz vollständig. Ein Beweis, wie zeitgemäß und dringend das energische Vorgehen Baumers war.

Im ganzen studierten zu jener Zeit ungefähr 50—60 Studenten in Erfurt. Von diesen hörten nur 8—10 Medizin. Es gab also fast ebensoviel Dozenten wie Studenten in der medizinischen Fakultät.

Von den Professoren waren nur die Gebrüder Baumer und Nunn keine geborenen Erfurter. Alle übrigen hatten in Erfurt ihre Geburtsstätte. Die Professoren Juch, Kniphof, Ludolf und Luther entstammten alten Erfurter Professorenfamilien. Sollte da nicht mancher mit Neid auf den fremd eingewanderten Baumer geblickt haben, welcher als Günstling des Kurfürsten gar bald neues Leben in den verknöcherten Lehrkörper der „uralten" Universität zu bringen anfing! Besonders waren es

Juch und Kniphof, welche sich durch die Forderung der Anstellung eines Prosektors in ihrer Stellung als Professoren der Anatomie gekränkt fühlten. Nach Juchs Tod glaubte Kniphof sich in seiner Eigenschaft als Dekan der medizinischen Fakultät in seinen Kompetenzen dadurch beeinträchtigt, daß die Akademie, ohne die Fakultät zu fragen, unter der Führung Baumers beschloß, ein eigenes anatomisches Theater zu eröffnen und einen Prosektor anzustellen, sowie der Kurfürst auf Baumers Veranlassung das Examen dadurch erschwerte, daß er die Einführung eines cursus anatomicus anordnete. Auch bei der Gründung des Collegium sanitatis trat die Fakultät Baumer entgegen. Es war dieses natürlich, denn durch die Gründung dieses Kollegiums als der höchsten Instanz für Erfurt im Medizinalwesen verlor ja die Fakultät einen großen Teil ihrer alten Rechte. Vor allem aber war es die Art des Vorgehens Baumers bei seinen Verbesserungsvorschlägen, welche einen großen Teil der Mitglieder der Universität, nicht nur der medizinischen Fakultät, gegen ihn aufbrachte. Es mußte als ein grober Verstoß gegen die Statuten der medizinischen und philosophischen Fakultät, deren Mitglieder Baumer und Mangold waren, angesehen werden, daß beide sich mit Umgehung der Fakultäten mit ihren Vorschlägen direkt an den Kurfürsten wandten, nachdem sie allerdings vorher, aber ohne Erfolg, die Fakultät um ihre Unterschrift angegangen hatten. Es mußte weiter bitter empfunden werden, daß die Regierung sich auf deren Seite stellte. Baumer wurde der Vorwurf gemacht, er habe den Geheimen Regierungsrat v. Lincker, welcher zugleich Präsident der Akademie nützlicher Wissenschaften war, bewogen, daß der Befehl wegen Abhaltung eines cursus anatomicus im Examen erlassen wurde. Die Fakultät befürchtete durch diesen Erlaß, welcher das Examen erschwerte, eine Verringerung der Zahl der Studenten der Medizin und eine hierdurch bedingte Schädigung ihrer Einnahmen. Sie beschwerten sich deshalb bei dem Kurfürsten und der höchsten akademischen Instanz, dem Consilium academicum, welches aus den drei ältesten Mitgliedern jeder Fakultät unter dem Vorsitz des damaligen Rektors von Bellmont bestand, bitter über das Vorgehen der beiden Professoren. Prof. von Bellmont war kurz vor der Gründung der Akademie als Rektor an die Stelle des Prof. Schorch, dessen vierjährige Amtsdauer abgelaufen war, getreten. Wenn auch der Streit äußerlich durch die Re-

gierung beigelegt wurde, die Feindschaft blieb doch bestehen und übertrug sich auch auf die junge Akademie nützlicher Wissenschaften. Es ist sicher kein Zufall, daß weder der Rektor der Universität, von Bellmont, noch der Dekan der medizinischen Fakultät, Kniphof, noch Hesse, der Vertreter der philosophischen Fakultät damals Mitglieder der Akademie wurden.[1]) Es ist für die Streitschriften der Gelehrten jener Zeiten charakteristisch, daß in ihnen sehr bald das Gebiet der Sachlichkeit verlassen wird, und die schärfsten persönlichen Angriffe an die Stelle der ruhigen sachlichen Entgegnung treten. So auch hier. Aber auch der studentischen Kreise bemächtigte sich der Streit der Professoren. Der später als Professor der Medizin berühmt gewordene Ernst Gottfried Baldinger (20), welcher zu jener Zeit in Erfurt Medizin studierte, hatte in einer Schmähschrift für Kniphof gegen Baumer Partei ergriffen und wurde infolgedessen kurz vor seiner Promotion relegiert (1760). Er promovierte noch in demselben Jahre in Jena.

Zu guter Letzt legte Baumer in diesem Jahre sein Amt als Professor der Anatomie nieder und behielt nur den Lehrstuhl der Klinik. Er erklärte in einem Schreiben an das Consilium academicum, daß in den drei Jahren (1757—1760), in denen er die demonstrationes anatomicas besorgt habe, kein Winter ihm über 10—12 Taler eingetragen habe, weil bei den schlechten Zeiten die meisten studiosi medicinae außerstande seien, ihre Kollegien zu bezahlen. Unter diesen Verhältnissen litten aber seine Gesundheit und seine häuslichen Verhältnisse. Zudem würde ihm mehr besudelt und verdorben, als die anatomischen Demonstrationen einbrächten. Die Unbilden des siebenjährigen Krieges lasteten schwer auf den Professoren der medizinischen Fakultät, da Erfurt durch den Krieg stark in Mitleidenschaft gezogen wurde, und überhaupt nur die beiden ersten Professoren einen Gehalt von 100 resp. 50 fl. erhielten, die übrigen Lehrer aber allein auf Nebenverdienst angewiesen waren. Mit einem gewissen Galgenhumor schrieb Baumer an das Consilium academicum: „Mein Vorschlag geht dahin, Gott zu bitten, daß Er uns bald den edlen Frieden schenke und viele bemittelte studiosi von auswärtigen Orten, welche bei uns collegia hören und promovieren, so wird ein jeder mit Lust seine Arbeit verrichten."

---

[1]) Hesse wurde erst im Jahre 1777 und von Bellmont im Jahre 1782 Mitglied der Akademie.

Dadurch daß Baumer die anatomischen Demonstrationen niedergelegt hatte, konnte nun aber der eben erst in das Examen neu eingeführte cursus anatomicus nicht abgehalten werden, und die Kandidaten konnten somit ihr Examen nicht machen. Es ließ sich aus diesem Grunde Baumer auch zur Wiederaufnahme des anatomischen Unterrichts bewegen. Doch ist es begreiflich, daß er bei allen diesen geschilderten Schwierigkeiten, als zudem noch sein Gönner, der Kurfürst Johann Friedrich Karl, starb, und der Präsident der Akademie nützlicher Wissenschaften Geh. Regierunsgrat v. Lincker sein Amt niederlegte (1763), mit Freuden zugriff, als ihm eine Professur in Gießen übertragen wurde.

Ich habe bereits der wissenschaftlichen Tätigkeit Baumers in Gießen Erwähnung getan. Er las dort außer seinen medizinischen Fächern über Bergwissenschaften Kollegien und erhielt infolgedessen den Titel eines Bergrats. Er gründete auch mit den Professoren Cartheuser und Böhm im Jahre 1768 ein „Bergkollegium“, welches bis zum Jahre 1775 bestand. Wie in Erfurt, so machte er auch dort fleißig mit seinen Schülern botanische und mineralogische Exkursionen. Nach der Sitte der damaligen Zeit trugen er und seine Studenten Perücken und Degen. So konnte es vorkommen, daß, als sie auf einem botanischen Ausflug einst in eine Gegend kamen, welche von einer Räuberbande unsicher gemacht wurde, der die Bauern schon längst auflauerten, der Rat Baumer mit seinen Begleitern von den aufgeregten Bauern als die vermeintliche Räuberbande gefangen genommen wurde. Durch Baumer haben die Universitäten Erfurt wie auch Gießen den Ruhm erlangt, daß dort „früher als an irgend einer anderen Universität geologische Exkursionen unternommen wurden“. Ein Unternehmen, welches heute noch in Gießen in Blüte steht. (Brauns, Entwicklung des mineralogischen Unterrichts an der Universität Gießen. 1904.)

Auch in Gießen war er in hohem Grade organisatorisch tätig. Im Jahre 1765 wurde von sechs Professoren und Ärzten ein Collegium medicorum gegründet, welches sich mit wissenschaftlichen Fragen aus dem Gebiete der Medizin und der Naturwissenschaften beschäftigte. Baumer war in dieser Gesellschaft Subsenior. Die Zusammenkünfte wurden in der Wohnung des Seniors des Kollegiums des Hofmedikus Dr. Joh. Phil. Berchelmann abgehalten. Er wohnte, wie uns die Protokolle zeigen, allen Sitzungen bei und war in diesen fortgesetzt wissenschaftlich

tätig. In einem Schreiben an die Erfurter Akademie berichtete er, daß es die Absicht dieses Kollegiums sei, das medizinische Studium mit gemeinschaftlichen Kräften zu heben und in dem Medizinalwesen des Oberfürstentums Ordnung zu halten, da bisher die „medizinischen Insekten“ [1]) gleichwie an anderen Orten auch dort merklichen Unfug angerichtet hätten.

In demselben Jahre berichtete er, daß in Gießen eine gelehrte medizinisch-philosophische Gesellschaft errichtet worden sei. Es werde dieselbe einen fleißigen Briefwechsel mit der Erfurter Akademie unterhalten. Diese „Societas philosophico-medica Principalis Hassiacae“ war in zwei Klassen geteilt, in die philosophische und die medizinische. Erstere enthielt die Physik, Chemie, Mathematik, Ökonomie, praktische Philosophie, Historie und die schönen Wissenschaften, letztere die Anatomie, Chirurgie, Pathologie und Therapeutik. Auch in dieser gelehrten Gesellschaft war Baumer eifrig tätig. Er hielt in ihr auch den ersten Vortrag über den ersten Ursprung des Hornsteins. In einer Festsitzung zu Ehren des landgräflichen Geburtstages am 16. April 1768 endigte Baumer die Feier mit einer Abhandlung von den Bestandteilen und heilsamen Kräften des Carbischen Sauerbrunnens, ein noch heute in Gießen beliebtes Getränk. Am 25. August desselben Jahres sprach er in einer lateinischen Abhandlung von der Lage des Montis Tauni. In einem Rundschreiben an die Mitglieder ermahnte er diese, des dem Landgrafen gegebenen Versprechens eingedenk zu sein und an die Bearbeitung des ersten Bandes der Akten heranzutreten. Er bat, ihm die für diesen Band bestimmten Arbeiten bald einzusenden (21). Baumer war also in Gießen wohl ebenso wie in Erfurt Sekretär der gelehrten Gesellschaft. Präses war der Universitätskurator Baron v. Riedesel. Dieser erste Band der Akten erschien denn auch im Jahre 1771 unter dem Titel: Acta Philosophico-medica societatis Academiae Scientiarum Principalis Hassiacae. Gießae Cattorum MDCCLXXI. Baumer ist in diesen Akten mit vier geologischen und fünf medizinischen Arbeiten vertreten. 1. Dissertatio de fontium origine generatim, et de aquarum sapidarum ortu speciatim agens. 2. Dissertatiuncula de tribus montium calcariorum speciebus. 3. Dissertatio de lapide corneo. 4. In montis Tauni, a C. Corn. Tacito citati, situm inquisitio. 5. Inquisitio in quaestionem, an pulmones in aqua natantes fetus

[1]) = Kurpfuscher.

post partum vivi universale atque indubium signum sint. 6. De tussis ferinae causa atque curatione observatio. 7. De visu duplici observatio. 8. Idem de oedemate calido egit nonnullosque ejus casus proposuit. 9. Idem hydroceles curationem enumeravit.

Es ist nur dieser Band erschienen. Im Jahre 1774 ging die Akademie nach dem Tode ihres Präsidenten wieder ein. Das früher gegründete Collegium medicorum war in dieser Gesellschaft aufgegangen.

Von weiterem Interesse ist die Gründung einer fünften ökonomischen Fakultät durch den Landgrafen Ludwig, welche im Winterhalbjahr 1777 ihre Vorlesungen begann. Es folgte diese fünfte ökonomische Fakultät in ihrer Ordnung nach der philosophischen. Sie hatte dieselben Rechte wie die übrigen, nur war sie von der Übernahme des Amts eines Rektors befreit. Sie war berechtigt, in den Kameral- und ökonomischen Wissenschaften öffentliche Disputationen, jedoch nicht anders als in deutscher Sprache zu halten und die Doktorwürde zu erteilen. Der Landgraf Ludwig ließ „zu einem Anfang einer kameralistischen Bibliothek, Instrumenten und Experimenten auch sonstigen Bedürfnissen alljährlich 300 Gulden besonders auszahlen". Der erste Professor las Politik, Kameral- und Finanzwissenschaften, der zweite Professor las über Landwirtschaft und Rechnungswesen, der dritte Professor las über Chemie und Mineralogie, der vierte Professor über Physik, Botanik und Bergwerkskunde, der fünfte Professor über bürgerliche Baukunst und der letzte Professor über Vieharzneikunst. Baumer nahm die dritte Professur ein und las Chemie und Mineralogie. Da eine öffentliche Mineraliensammlung fehlte, so stellte er seine Privatsammlung zur Verfügung. Er erhielt einen Gehalt von 30 fl. und 2 Wagen Kohlen. Es hat diese fünfte Fakultät nicht lange bestanden. Im Jahre 1785 ist sie wieder eingegangen.

Als Mitglied der medizinischen Fakultät war Baumer auch an der Herausgabe der „Gießener Zeitungen von gelehrten Sachen" beteiligt. Sie sind nur ein Jahr lang (1769) als Wochenschrift erschienen, nachdem ihnen vom 12./10.—20./11. 1768 sechs Probenummern vorausgegangen waren. Auch an dem in den Jahren 1781—1784 von P. E. Klipstein herausgegebenen „Mineralogischen Briefwechsel" nahm Baumer hervorragend Anteil. Im Jahre 1768 hielt er sich auf Befehl seines Hofes einige Zeit

wegen der Kur Sr. Durchlaucht des Fürsten v. Hohenlohe und des Kammerpräsidenten Grafen v. Bassenheim in Wetzlar auf.

Baumer hat uns eine große Reihe von Schriften hinterlassen, und zwar aus den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft. Seinem Bildungsgange entsprechend entstammen die ersten dem Gebiete der Philosophie und Philologie. Die späteren Schriften und zwar die, welche in der Zeit von seinem 35. Lebensjahre bis zu seinem im 69. Lebensjahre erfolgten Tode entstanden, bewegen sich nur auf dem Gebiete der Medizin und der Mineralogie resp. der verwandten Wissenschaften. Er war bis zu seinem im Jahre 1788 erfolgten Tode noch schriftstellerisch tätig.

Außer den bereits angeführten Schriften sind von ihm erschienen:

1. Vollständige lateinische Sprachkunst nach wissenschaftlicher Lesart abgehandelt. Erfurt 1749.
2. Fundamenta psychologico-logica. Erfurt 1752.
3. Programm de ratione, qua Philosophiae studia ingredimur. Erfurt 1753.
4. In „Physicae experiment. Elementa conscr. ab Andrea Gordon aucta a Bernhardo Grant." Tom. II., Erfurt 1753, ist die Physiologie (pag. 555—656) von ihm bearbeitet.
5. Programm de morbis articulorum. Erfurt 1754.
6. Progr. de Electricitatis effectibus in corpore animali. Erfurt 1755.
7. Henr. Bassii Tractatus de morbis venereis. Erf. et Gotha 1763.

Während seiner Lehrtätigkeit in Gießen sind von ihm erschienen:

8. Historia naturalis lapidum pretiosorum omnium, nec non terrarum et lapidum hactenus in usus medicos vocatorum. Frankof. 1771. Deutsch von Carl v. Meidinger. Wien 1774.
9. Via valetudinem secundam tuendi et vitae terminum prorogandi compendiaria. Gießen 1771.
10. Programm de febri catarrhali epidemica maligna. Gießen 1773.
11. Programm sist. observationes de placentarum uterinarum in molas vesicarias mutatione. Gießen 1776.
12. Programm cautelas chymico-medicas de sacchari usu proponens. Gießen 1776.

13. Programm de haemorrhoidibus mucosis eorumque sympathia cum asthmate humoroso. Gießen 1776.
14. Programm monita quaedam de variolis earumque curatione et insitione proponens. Gießen 1776.
15. Programm de aqua calcis naturali vel soteria alcalina. Gießen 1776.
16. Progr. de iis, quae spasmis rigidis particularibus communia sunt. Gießen 1776.
17. Progr. de erroribus circa aquarum soteriarum usum vulgo admitti solitis. Gießen 1776.
18. Progr. de exstaseos et catalepseos differentia. Gießen 1776.
19. Fundamenta politiae medicae cum annexo catalogo commodae pharmacopoliorum visitationi inserviente. Frankf. et Lips. 1777.
20. Medicina forensis praeter partes consuetas primas lineas jurisprudentiae medico-militaris et veterinario-civilis continens. Frankf. et Lips. 1778.
21. Fundamenta geographiae et hydrographiae subterraneae. Gießen 1779.
22. Historia naturalis regni mineralogici ad naturae ductum tradita. Frankf. 1780.
23. Progr. de hydrargyro. Gießen 1782.
24. Progr. Historiam Mercurii cornei Hassiaci naturalem et chymicam investigationem tradens. Gießen 1782.
25. Bibliotheca chemica. Gießen 1782.
26. Fundamenta chemiae theoretico-practicae. Gießen 1783.
27. Anthropologia anatomico-physica. Frankf. 1784.
28. Progr. de signis vitae neogeniti a partu peracto rite dijudicandis. Gießen 1788.
29. Progr. de haemorrhoidibus arteriosis. Gießen 1788.
30. Programm de haemorrhoidibus symptomaticis. Gießen 1788.

Die unter seinem Vorsitz verteidigten Dissertationen, welche ihn zum Verfasser haben, übergehe ich. Sie sind vollständig im „Lexikon der vom Jahr 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller" von Joh. Georg Meusel, B. I, Leipzig 1802, aufgeführt. Es sind deren 38.

Der „Rat" Baumer, wie er, zur Unterscheidung von seinen Brüdern, zu seiner Zeit stets genannt wurde, stand als Mann der Wissenschaft besonders auf dem Gebiete der Mineralogie und Geologie bei seinen Zeitgenossen, wie wir sahen, in hoher

Achtung. Auch die mineralogischen Sammlungen der Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher, welche sich zu jener Zeit in Erfurt befanden, waren bis zum Jahre 1790 nach dem Baumerschen System geordnet.[1]) Aber auch bei der Nachwelt ist sein Name als Mineralog nicht vergessen. In der allgemeinen deutschen Biographie (Bd. II, Leipzig 1875) heißt es von ihm: „Als Polyhistor war Baumer auf sehr verschiedenen Gebieten menschlichen Wissens, besonders aber des medizinischen Faches tätig (Philologie, Philosophie, Anatomie, Physiologie, prakt. Medizin, Balneologie, Medicina forensis), ohne jedoch auf irgend einem dieser Gebiete Hervorragendes zu leisten. Dagegen wird sein Name neben dem von Pott, Henkel, Cronstedt u. a. in der Mineralogie rühmlich unter denen genannt, welche die Klassifikation der Mineralien nach den inneren (chemisch-physikalischen) Eigenschaften mit Erfolg verteidigten."

Trotzdem in Gießen zu jener Zeit die Lehrmittel, welche Baumer zur Verfügung standen, sehr mangelhaft waren, „herrschte", wie Prof. Brauns in einer Rektoratsrede sagt, „in Gießen zur damaligen Zeit ein reges Interesse für Naturwissenschaften und Heilkunde". „Man staunt in der Tat", fährt er fort, „über das allgemeine Interesse, das die Mineralogie damals gefunden hat; die Wellen, die von Freiberg ausgingen, hatten offenbar damals schon Gießen erreicht und lebhafte Bewegung erzeugt, ich wüßte keine Universität zu nennen, an der um das Jahr 1780 die mineralogischen Wissenschaften so gepflegt wurden, wie in Gießen. Die Kurve hatte ihren ersten Höhepunkt erreicht und fällt nun wieder allmählich ab." „Als Lehrer der Mineralogie hat Baumer offenbar guten Erfolg gehabt. Klipstein der Ältere nennt ihn (in seinem „mineralogischen Briefwechsel") seinen verehrungswürdigen ehemaligen Lehrer der Mineralogie, dem er ungemein viel, insonderheit den ersten Geschmack an dieser angenehmen und nützlichen Wissenschaft zu danken habe, und der sich nicht nur überhaupt in dieser Wissenschaft berühmt gemacht, sondern sich auch noch besonders in der vaterländischen Mineralogie ausnehmende Verdienste erworben habe."

Nach allem, was wir aus seinen Arbeiten auf dem Gebiete der Medizin und der Naturwissenschaften ersehen, war Baumer

---

[1]) Grulich, Geschichte der Bibliothek und Naturaliensammlung der Kaiserl. Leopold.-Carol. deutschen Akademie der Naturforscher. Halle 1894.

ein nüchtern denkender, vorurteilsfreier Beobachter, dessen Arbeiten stets ein praktisches Ziel verfolgten. Er war in seinem Denken und in seinem Handeln frei von mystischen Vorstellungen und Aberglauben. Wie diese nüchterne Beobachtungsgabe auch seine ganze Lebensauffassung beherrschte, zeigt folgendes kleine Erlebnis. Baumer hatte in Erfurt von einem Hause gehört, welches seit sechs Jahren von keinem Menschen bewohnt wurde, weil es dort spukte. Dieses Haus, welches einen Wert von 4000 Talern hatte, kaufte er aus dem angegebenen Grunde für den geringen Preis von 700 Talern. Da seine Frau und seine Kinder nicht in das Gespensterhaus ziehen wollten, zog er allein mit seinem Famulus hinein. Sie legten sich auf ihre Betten und hörten in der Nacht ein Getöse, welches immer näher kam und sich anhörte, als wenn Menschen sich jagten und Tische und Stühle über Haufen werfen wollten. Doch ließen sich die beiden Philosophen nicht aus ihrer Ruhe bringen. Sie schlugen mit ihren blanken Degen auf die Gespenster ein, die sich später als Iltisse entpuppten.

Ich habe bisher Baumer als Mediziner und Naturforscher geschildert. Er war, wie schon erwähnt, in seiner Jugend evangelischer Geistlicher gewesen und hatte als Professor der Philosophie philosophische Vorlesungen gehalten und philosophische und philologische Schriften herausgegeben. Sein Lebensbild würde also ein unvollkommenes sein, wenn ich sein Geistesleben nach der religiösen und philosophischen Seite übergehen wollte. Seine nüchterne Beobachtungsgabe kam auch nach dieser Richtung hin zur Geltung. Er war, wie viele Ärzte und Naturforscher jener Zeiten, ein Anhänger der Wolfschen Philosophie. Als Mag. philos. hatte er zu gleicher Zeit mit Christian Wolf in Halle während seiner Studienzeit philosophische Vorlesungen gehalten. Nach seiner Übersiedelung nach Erfurt hatte er über die Anfangsgründe der Wolfschen Philosophie, wie schon gesagt, gelesen. Karl August Böttiger sagt in seinem handschriftlichen Nachlasse über Baumer, daß er sich sein eigenes philosophisches System gebaut habe, „was meist Idealismus war, aber wohl auf Atheismus hinauslaufen konnte".

Lassen wir Baumer aus seinen Schriften selbst sprechen. In einer kleinen Abhandlung, welche im Jahre 1754 in den Erfurtischen gelehrten Nachrichten erschien und welche von dem Dasein Gottes handelt, sagt er: „Daß eine gründliche Über-

zeugung von dem Dasein eines notwendigen und höchsten Wesens einen unentbehrlichen Einfluß in die Pflichten und Gemütsruhe des Menschen habe, wird von Wahrheit liebenden Gemütern leicht zugestanden werden. Sowohl die göttliche Offenbarung als auch die natürliche Erkenntnis der Menschen enthalten überzeugende Gründe von dieser wichtigen Wahrheit. ...... Überdies halten wir den Beweis, der aus den Endzwecken der Dinge in der Welt genommen wird, für sehr wichtig. Eine jede Sache hat ihre natürliche Einrichtung zu gewissen Endzwecken. Wenn wir nur bei unserer eigenen Natur, ja nur bei einzelnen Gliedmaßen unseres Körpers stehen bleiben, so finden wir überall Spuren einer unerforschlichen Weisheit etc." Über die Kräfte der Seele äußert er sich an demselben Orte: „Würde es nicht töricht sein, wenn wir uns um die Erkenntnis anderer Dinge in der Welt bemüheten und vergäßen das nötige nosce te ipsum dabei? Allein welches ist denn das beste natürliche Buch, durch welches wir zur Erkenntnis der Seele gebracht werden? Ich halte dafür, unser Körper, denn durch denselben äußern sich die Wirkungen unseres denkenden Wesens. ..... Weil unsere Seele ein Vermögen hat, sich Vorstellungen von den Dingen zu machen, so wird ihr eine Erkenntniskraft zugeschrieben, die sich meines Erachtens in zwei Hauptarten teilen läßt, nämlich in die Sinne und das Gedächtnis. Aus ihrer Zusammensetzung entstehet die Vernunft oder die deutliche Einsicht in die Verbindung mehrerer Dinge, die man notwendig vorher klar empfunden haben, und sich derselben erinnern muß; sonst wüßte ich nicht, wie es möglich wäre, sie zusammenzuhalten, ihre Ähnlichkeit und Unähnlichkeit zu begreifen und zu sehen, was daraus folge. Hätten wir allezeit klare Empfindungen, und wären wir imstande, sie in eben der Klarheit wieder zu erkennen, so würden wir allezeit vernünftig sein. Wir würden weder vom Schlaf, Traum, Irrtum noch Affekten wissen. ..... Mithin wird wohl die Beschaffenheit der Vernunft und des Gedächtnisses auf die Klarheit der Sinne ankommen. Wer nicht wohl acht gibt und alles genau überlegt, was seinen Sinnen vorkommt und zu seinem Zweck dient, der kann alt werden und doch keinen sonderlichen Grad der Vernunft erlangen. Soll die Vorstellung von gegenwärtigen Dingen gut sein, so kommt sehr viel auf einen guten Zustand des Gehirns und der zu den Sinnen nötigen Werkzeuge an.

Sind die geschwächt oder verdorben, so werden gewiß die anderen natürlichen Denkungsarten darunter leiden. Wer dies überlegt, der wird seine gesunden Gliedmaßen gewiß als eine große Wohltat Gottes ansehen und alle Sorgfalt auf ihre Bewahrung anwenden."

Baumer nahm mit der Zeit eine stark freireligiöse Richtung an, so daß sogar Dr. Bahrdt ihn nach dieser Seite hin als seinen Lehrmeister hinstellt. Carl Friedr. Bahrdt, welcher in den Jahren 1768 bis 1771 in Erfurt als Professor der Philosophie lebte, von hier als Professor der Theologie, Definitor und Prediger nach Gießen berufen wurde und durch seine freireligiösen Schriften bekannt ist, war während seines Aufenthaltes in Gießen mit Baumer eng befreundet. Er schätzte ihn als Freund und Arzt seiner Familie sehr hoch. Im zweiten Teil der Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und Schicksale, welcher im Jahre 1791 erschien, sagt er über Baumer: „Unsere gewöhnliche Unterhaltung (wir besuchten einander etwa alle vierzehn Tage) war Spott über die Torheiten der Welt. Und ich muß gestehen, daß ich diesem großen Arzte einen Teil meiner Aufklärung verdanke. Er erzählte beständig bald Geschichten der Intriguen, wo ich Klugheit und Unklugheit unterscheiden lernte, bald Geschichten seiner eigenen Verirrungen und besonders seines Wahnglaubens in jüngeren Jahren, und wie er nach und nach in der Religion richtigere Einsichten erlangt habe, wo ich selbst meines hegenden Wahnglaubens an gewisse Grundartikel der Dogmatik mich heimlich schämen lernte, bald Geschichten aus der Geisterwelt, welche mich über Wunder und Erscheinungen nachdenken und an ihnen die Farbe der Märchen kennen lehrten." . . . . . „Er erinnerte, wie wenig man sich auf sinnliche Wahrnehmungen verlassen könne, wenn man sie nicht mit vieler Vorsicht, Entschlossenheit und ausdauernder Untersuchung begleite. Er hieß mich erwägen, wie wenig man selbst auf die glaubwürdig scheinendsten Zeugen rechnen könne, wenn sie wunderbare Dinge berichten, wofern man nicht gewiß sei, daß diese Zeugen ihre sinnlichen Wahrnehmungen mit Sorgfalt angestellt und mit philosophischer Strenge untersucht hätten. . . . . . Dies Gespräch eines philosophischen Arztes brachte die ersten Keime des Unglaubens in meine Seele, die erst viele Jahre hernach aufbrachen, und durch Verwerfung alles Übernatürlichen reiften." Bahrdt hatte sich durch seine freireligiösen

Schriften viele Verfolgungen zugezogen, die ihn gegen die Theologie immer mehr erbitterten und in dem Vorsatze bestärkten, gegen alles, was er in ihr bei strenger Prüfung beweislos finden würde, seine Feder zu schärfen. „In diesem Entschlusse", sagt er, „befestigte mich auch von Zeit zu Zeit mein alter Baumer durch seine feinen Spöttereien über die Reste meiner Orthodoxie, indem er dadurch meinen Ehrgeiz aufregte und mir es fest in den Kopf setzte, durchaus nichts mehr zu glauben, was ich nicht aus Vernunft und Schrift auf das strengste beweisen und dem scharfsinnigsten Zweifler aufdringen könnte." Weiter heißt es von Baumer: „Er war ein Mann von gutem alten Schrot und Korn, er hatte Genie, gründliche Kenntnisse, gesunden Mutterwitz und eine höchst glückliche Laune. Er lebte als wahrer Philosoph, nahm an keiner Kabale Anteil, ließ die Narren sich zanken und raufen, zog sich kein Übel sehr zu Gemüte, war immerdar heiter und zufrieden, aß und trank gern etwas Gutes, verstand sein Glas Rheinwein, floh alle großen Gesellschaften mit allem, was zum Luxus gehört, und wartete seines Amts und seiner Patienten mit strenger Gewissenhaftigkeit."

Baumer hat ein an inneren und äußeren Kämpfen reiches Leben durchkostet. Über diese seine Kämpfe mag ihm manchmal ein glücklicher Humor als treuer Bundesgenosse hinweggeholfen haben, welcher ihm gestattete, in seinem Alter mit philosophischer Ruhe auf das Getriebe des Lebens herabzuschauen. Sein Denken und Wirken steht an der Grenze einer neuen Zeit. Die Werke, an welche er organisatorisch mit Hand angelegt hat, tragen, auch wenn sie, ausgenommen die kurfürstliche Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, wieder eingegangen sind, den Stempel einer neuen Richtung. An ganz moderne Schöpfungen erinnert die fünfte Fakultät in Gießen und der von ihr verliehene Doktor der Kameral- und ökonomischen Wissenschaft. Er legte den Schwerpunkt seiner ganzen Lehrmethode auf den praktischen Unterricht, auf die Beobachtung und Erfahrung. Er war ein Feind aller mystischen Vorstellungen. Durch die Gründung seiner Klinik in Erfurt führte er den jungen Mediziner zum ersten Male an das Krankenbett. Er verlegte die Ausbildung in der Anatomie und Chirurgie von dem Hörsaal auf den Präparierboden. In dem Examen führte er in Erfurt den praktischen Kursus in der Anatomie ein und verlangte von dem Studenten der Medizin selbständige, eigene Präparierübungen an

der Leiche. In den naturwissenschaftlichen Fächern legte er den größten Wert auf Exkursionen mit seinen Schülern. Die Mineralogie und Geologie suchte er durch die bergmännische Ausnutzung von Kohlen und Erzen zur Hebung des Volkswohlstandes praktisch zu verwerten. Durch die Gründung von gelehrten Gesellschaften bestrebte er sich, die Errungenschaften der Wissenschaft breiten Volksschichten zugängig zu machen. Er lehrte seine Schüler zu sehen und zu beobachten und das Resultat ihrer Beobachtungen in die Praxis umzusetzen. Er führte sie zu dem für das Studium der Medizin und der Naturwissenschaften allein lauteren und unerschöpflichen Quell, zu einer mit nüchternem Verstande durchgeführten Beobachtung der Natur und ihrer Gesetze.

Zum Schluß kann ich es nicht unterlassen, der Großherzoglichen Universitäts-Bibliothek in Gießen, insbesondere dem Herrn Dr. phil. Georg Lehnert für die vielfache freundliche Unterstützung bei meiner Arbeit meinen herzlichsten Dank auszusprechen.

Anmerkungen.

1. Es war zu jener Zeit mehrfach Sitte, daß von den Professoren Studenten in Pension genommen wurden. Diese Internate erinnern an die mittelalterlichen Bursen. So zeigte z. B. der Prof. der Medizin Hieronymus Ludolf im Jahre 1746 in der Vorrede zu seinem Werke: „Die in der Medizin siegende Chymie“ an, daß Studenten, welche bei ihm einen medizinischen Kursus durchzumachen gedächten, bei ihm Tisch, Bett und Logis auch Information für 100 Rtlr. haben könnten. Auch bot er in den Fällen, wo es die Eltern verlangten, eine besondere Beaufsichtigung der Studenten an. Ein solcher medizinischer Kursus dauerte fünf Vierteljahre. Es wurde 5 Tage in der Woche täglich 4 Stunden Unterricht erteilt. Am Sonnabend wurde dann ein Examinatorium und Disputatorium über das, was in der vergangenen Woche vorgetragen worden war, gehalten. Im ersten Quartal wurde Chemie und Physiologie, im zweiten Quartal Pathologie und materia medica, im dritten Quartal Chirurgie und die erste Hälfte der Semiotik, im vierten Quartal die andere Hälfte der Semiotik und die Hälfte des Praktikums, im fünften Quartal die Heilmethode und die zweite Hälfte des Praktikums behandelt. Solchen medizinischen Kursen begegnen wir in ähnlicher Weise auch außerhalb der Internate.

2. Joh. Phil. Nonne wurde im Jahre 1729 in Erfurt geboren. Er studierte in den Jahren 1746—1749 in Erfurt, Halle und Jena Jurisprudenz. Im Jahre 1749 vertauschte er dieses Studium mit dem der Medizin. Er besuchte ein Jahr lang die Universitäten Hollands, studierte hierauf wieder

in Erfurt, ging dann nach Berlin und Halle und promovierte im Jahre 1753 in Erfurt in der medizinischen und philosophischen Fakultät. Er begann sodann seine Vorlesungen über Botanik und ist in Erfurt als der Begründer eines systematischen Studiums der Botanik anzusehen. Im Jahre 1760 wurde er außerordentlicher und im Jahre 1765 ordentlicher Professor. Im Jahre 1767 übernahm er zu der Botanik noch das Lehrfach der Chemie. Er starb im Jahre 1772.

3. Hieronymus Ludolf wurde im Jahre 1708 in Erfurt geboren. Er war ein Sohn des Prof. der Medizin gleichen Namens und ein Enkel des älteren Bürgermeisters Dr. philos. et jur. Jobus Ludolf. Er studierte zunächst Jurisprudenz und ging im Jahre 1737, nachdem er viele Reisen unternommen hatte, nach Jena, um Medizin zu studieren. Im Jahre 1739 promovierte er in Erfurt. Im folgenden Jahre begann er seine Vorlesungen über Chemie und legte ein großes Laboratorium an. Im Jahre 1745 wurde er ordentlicher Professor der Chemie und Stadtphysikus. Im Jahre 1753 wurde er mit Beibehaltung seiner Erfurter Ämter als Leibarzt nach Mainz berufen. In Erfurt wurde er während dieser Jahre vertreten. Er starb im Jahre 1764.

4. Johannes Albrecht Baumer, ein jüngerer Bruder von Wilhelm Baumer, promovierte im Jahre 1749 in Halle (Diss. de succino). Unter dem 3./11. 1750 findet er sich in die Erfurter Universitätsmatrikel eingetragen. Im Jahre 1754 wird er als Dr. med. in Gießen zum auswärtigen Mitglied der Akademie nützlicher Wissenschaften in Erfurt ernannt. Er starb im Jahre 1762.

5. Johann Wilhelm Christian Baumer promovierte im Jahre 1775 in Gießen. Er wurde im Jahre 1777 adjungierter Landphysikus und im Jahre 1778 außerordentlicher Professor in Gießen.

6. Christoph Andreas Mangold wurde im Jahre 1719 zu Erfurt geboren. Er studierte in Erfurt und Jena. Im Jahre 1745 wurde er außerordentlicher Professor in der philosophischen Fakultät. Im Jahre 1751 promovierte er in der medizinischen Fakultät, in welcher er im Jahre 1755 zum außerordentlichen und im Jahre 1756 zum ordentlichen Professor ernannt wurde. Im Jahre 1763 wurde er ordentlicher Professor der philosophischen Fakultät. Als Leibarzt des Grafen Gotter ging er mit letzterem auf Reisen. Einen Ruf nach Frankfurt a. O. schlug er aus und starb im Jahre 1767.

7. Georg Bösefleisch wurde im Jahre 1756 als Candidatus chirurgiae et Medicinae nach Erfurt in die Stelle eines Prosektors, Lektors Chirurgiae manualis und Stadt- auch Landhebammenmeisters aus Berlin berufen. Er promovierte im Jahre 1760. Sein Name tritt zum letzten Male im Vorlesungsverzeichnis des Sommersemesters 1765 auf. Über seine späteren Schicksale ist nichts bekannt.

8. Joh. Christoph Riedel wurde im Jahre 1709 in Erfurt geboren. Er begann seine Studien in Erfurt, ging im Jahre 1726 nach Halle, wo er zwei Jahre lang Theologie studierte. Hierauf bezog er die Universität Jena, wo er neben den theologischen auch juristische und medizinische Vorlesungen hörte. Er kehrte darauf nach Erfurt zurück, erlangte im Jahre 1734 die Würde eines Magisters und trat einige Male als Prediger auf. Doch zwang ihn seine schwache Gesundheit, die theologische Laufbahn aufzugeben. Er ging darauf zur Medizin über und erlangte im Jahre 1735 die medizinische Doktorwürde. Er betrieb hierauf eine ausgedehnte ärztliche Praxis und eröffnete an der Universität medizinische und mathematische Vorlesungen. Im Jahre 1746 wurde er

Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher und im Jahre 1748 ordentlicher Professor. Seit dem Jahre 1753 verwaltete er in Vertretung des nach Mainz berufenen Prof. Ludolf das Physikat. Im Jahre 1755 erhielt er den Titel eines kurfürstlichen Rats. In dritter Ehe verheiratete er sich mit der Schwester des Prof. Mangold. Er starb im Jahre 1757.

9. Andreas Elias Büchner wurde im Jahre 1701 in Erfurt geboren. Er bezog bereits Ostern 1716 die Universität seiner Vaterstadt, um Medizin zu studieren. Im Jahre 1719 siedelte er nach Halle über, wo er ein eifriger Schüler des berühmten Prof. Friedrich Hoffmann wurde. Im Jahre 1721 ging er nach Leipzig, kehrte aber bereits in demselben Jahre nach Erfurt zurück und promovierte hier im Jahre 1722. Er begann bald darauf seine medizinischen Vorlesungen und erlangte im Jahre 1724 auch die philosophische Magisterwürde. Im Jahre 1726 wurde er Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher. Im Jahre 1729 erhielt er das Physikat in dem Sachsen-Eisenachischen Amte Groß-Rudestädt, welches er von Erfurt aus verwaltete. In demselben Jahre wurde er ordentlicher Professor. Im Jahre 1733 wurde er Direktor und im Jahre 1735 Präsident der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher. Im Jahre 1736 verlegte er die Bibliothek und die Sammlungen der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher von Nürnberg nach Erfurt, wo sie bis zum Jahre 1805 verblieben. Um die Kaiserliche Akademie der Naturforscher hat Büchner sich unsterbliche Verdienste erworben. Im Jahre1745 erhielt er mit dem Charakter eines Königl. Preußischen Geh. Rats einen Ruf als Professor der Medizin und Physik nach Halle. Im Jahre 1738 wurde er von der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, im Jahre 1755 von der Akademie zu Montpellier, im Jahre 1759 von der Botanischen Gesellschaft zu Florenz, im Jahre 1763 von der Königlichen Sozietät der Wissenschaften zu London zum Mitglied und im Jahre 1756 von der kurfürstlichen Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt zum Ehrenmitglied ernannt. In zweiter Ehe war er mit der Witwe des Prof. Kniphof in Erfurt verheiratet. Er starb im Jahre 1769. S. Ausführlicheres über sein Leben in meiner Arbeit „Andreas Elias Büchner und seine Bedeutung für das wissenschaftliche Leben in Erfurt". Mitteilungen d. Vereins f. d. Gesch. u. Altertumskunde von Erfurt. Heft 26.

10. Paul Heinrich Vogel wurde im Jahre 1686 zu Erfurt geboren. Er bezog im Jahre 1707 die Universität Erfurt und besuchte später die Universitäten Jena, Leipzig und Halle. Im Jahre 1710 bestand er in Erfurt das Examen pro licentia und begann seine ärztliche Praxis. Im Jahre 1739 erhielt er eine außerordentliche Professur und erwarb sich die dazu notwendige Doktorwürde. Im Jahre 1745 wurde er ordentlicher Professor und starb im Jahre 1748. Er ist der Vater des berühmten Professors der Medizin Rudolph Augustin Vogel in Göttingen.

11. Der betreffende Passus des Examinationsprotokolls lautet: „Die Integumenta (der Leiche) waren so sehr geschrumpft, daß sie so hart zu schneiden wie Schweinsleder, in welches vor hundert Jahren ein Buch gebunden worden. Deswegen glitt auch das Messer aus, daß sich Herr Dd. Reichart in den Finger schnitt. Demungeachtet öffnete er den Unterleib, nahm omentum weg, trennte intestina vom mesenterio, daß Pancreas viscerum in situ gezeiget und hernach herausgenommen werden konnte. Weil aber das Kadaver von Frost

so kalt war, daß dem Dd. die Spitzen der Finger taub wurden, und er zu frieren anfing, als ob ein Paroxysmus febrilis kommen wollte, legte der Herr Prosektor Hand mit an, nahm auch renes heraus und Herr Dd. Reichart erklärte aus der Adenologie das Pancreas, aus der Angiologie die vasa renum und aus der Osteologie scapulam mit Approbation der Anwesenden." Auch aus dem im Jahre 1762 bestandenen Examen des späteren Professors Dr. Ludw. Friedr. Eusebius Rumpel wissen wir, daß er im anatomischen Kursus als Aufgaben die Beckenknochen, die musculi extensores rotatores et abductores femoris, die vena portae, das Pancreas, die Haut und die Knochen der Finger erhielt. Der Doktorand Christoph Wilh. Emanuel Reichart war der jüngste Sohn des um den Erfurter Gartenbau hochverdienten Ratsmeisters Christian Reichart. Er wurde im Jahre 1764 außerordentlicher und im Jahre 1771 ordentlicher Professor. Er starb im Jahre 1772.

12. Hermann Paul Juch wurde im Jahre 1676 als Sohn des kurfürstlichen Leibmedicus Paul Heinr. Juch zu Erfurt geboren. Er besuchte die Universitäten Erfurt, Jena und Halle, wo er im Jahre 1698 sich dem Examen pro licentia unterzog. Er besuchte hierauf bis zum Jahre 1701 die italienischen Universitäten, kehrte dann nach Erfurt zurück und promovierte im Jahre 1703 in Halle zum Doktor. Im Jahre 1717 wurde er außerordentlicher und im Jahre 1727 ordentlicher Professor. Im Jahre 1730 wurde er Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher. Er starb im Jahre 1755.

13. Johann Hieronymus Kniphof wurde im Jahre 1704 als Sohn des praktischen Arztes Dr. Johann Melchior Kniphof geboren. Er begann sein Universitätsstudium im Jahre 1722 in Jena. Im Jahre 1727 kehrte er nach Erfurt zurück, wo er promovierte, dann als praktischer Arzt seine Praxis trieb und zugleich als Privatdozent seine Vorlesungen eröffnete. Er war mit Elias Büchner eng befreundet und wurde im Jahre 1732 Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher. Im Jahre 1737 wurde er außerordentlicher und in demselben Jahre ordentlicher Professor. Bei der Übersiedelung Büchners nach Halle übernahm er als Bibliothekar die Aufsicht über die Bibliothek der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher. Er war besonders als Botaniker bekannt. Im Jahre 1733 veröffentlichte er in den „Breslauischen Sammlungen" eine Arbeit von einer sehr bequemen und nützlichen Art, die Kräuter abzudrucken und nach einer nützlichen Art darzustellen. Er gab dann in einem „lebendigen Kräuterbuch" Pflanzenabdrücke heraus, zu denen der Ratsmeister Christian Reichart zum Teil den Text schrieb (1733—1736). Leider sind diese Abdrücke bei einem großen Brande im Jahre 1736 mit verbrannt. Er gab dann in den Jahren 1747/48 in 1200 Abdrücken seine „Botanica in Originali, seu Herbarium vivum" heraus, welche in den Jahren 1756/57 in Halle neu erschienen ist. Er starb im Jahre 1763 während seines Rektorats. Es sind auf ihn zwei Medaillen geprägt worden.

14. Johann Heinrich Melchior Windhauer wurde im Jahre 1719 in Erfurt geboren, promovierte im Jahre 1741 zu Erfurt. Im Jahre 1745 erhielt er die Stelle eines außerordentlichen Professors. Vorher war er im Jahre 1742 vom Kurfürsten als Stadt- und Landphysikus nach Amöneburg berufen worden. Er starb im Jahre 1764 (?).

15. Bernardus Marianus Luther wurde im Jahre 1722 in Erfurt

geboren. Sein Vater war der im Jahre 1737 gestorbene Prof. der Medizin Laurentius Theophilus Luther. Er war ein älterer Bruder des späteren Prof. der Medizin Johann Melchior Luther. Er promovierte in Erfurt im Jahre 1745. Im Jahre 1746 wurde er außerordentlicher Professor. Er ging nach Straßburg und Paris, um die Krankenhäuser und anatomischen Theater dort kennen zu lernen. Auch wandte er sich zu seiner weiteren Ausbildung nach Belgien, Holland, England, Berlin, Dresden und Leipzig. Nach Mangolds Tod im Jahre 1767 erhielt er eine ordentliche Professur, legte diese jedoch im folgenden Jahre nieder, um bis zu seinem im Jahre 1793 erfolgten Tode allein seiner ärztlichen Praxis zu leben.

16. Andreas Nunn wurde im Jahre 1721 zu Mainz geboren. Er studierte auch dort und erwarb sich dort die Magisterwürde. Sodann widmete er sich in Mainz zwei Jahre lang dem Studium der Rechte. Im Jahre 1741 kam er als Sekretär in die Dienste des Statthalters v. Warsberg in Erfurt. Er vertauschte sodann das Studium der Jurisprudenz mit dem der Medizin, welchem er zunächst in Erfurt oblag, reiste im Jahre 1747 zu seiner weiteren Ausbildung nach Paris, wo er sich hauptsächlich mit der Chirurgie beschäftigte. Er kehrte im Jahre 1750 nach Erfurt zurück und promovierte im Jahre 1751. Im Jahre 1752 wurde er zum ordentlichen Professor der Chirurgie und im folgenden Jahre zum ordentlichen Professor der Medizin ernannt. Im Jahre 1754 wurde er auch Professor der philosophischen Fakultät und erhielt einige Zeit nachher vom Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt die Würde eines Comes palatinus. Während Nunn im Jahre 1768 das Rektorat bekleidete, geriet er mit dem Regierungsrat Genau, als er die Rechte des akademischen Senats gegen die Eingriffe des mit der Leitung der Universitätsangelegenheiten beauftragten Beamten verteidigte, in Streit, bei welchem er sich so weit hinreißen ließ, daß er dem Regierungsrat Genau eine Ohrfeige versetzte. Er wurde infolgedessen seiner Ämter entsetzt. Erst im Jahre 1778 erhielt er in der medizinischen Fakultät seine Professur wieder, welche er bis zu seinem im Jahre 1795 erfolgten Tode bekleidete.

17. Johann Paul Baumer, ein jüngerer Bruder Johann Wilhelm Baumers, war im Jahre 1725 zu Rehweiler geboren. Er studierte in den Jahren 1746—1749 in Halle Medizin und siedelte dann nach Erfurt über, wo er im Jahre 1749 promovierte. Er praktizierte eine Zeitlang in Sömmerda, später in Erfurt, wo er auch akademische Vorlesungen begann. Im Jahre 1765 erhielt er nach der Übersiedelung seines Bruders nach Gießen eine ordentliche Professur in der medizinischen und in der philosophischen Fakultät. Er beschäftigte sich nebenbei mit ökonomischen und technischen Versuchen, besonders auch mit der Bienenzucht. Von der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin ist seine von ihr gekrönte Preisschrift: „Beschreibung eines zur Ersparung des Holzes eingerichteten Stubenofens“ im Jahre 1765 herausgegeben. Er starb im Jahre 1775.

18. Wilhelm Gottlieb Hesse wurde im Jahre 1720 zu Erfurt geboren. Er studierte zunächst in Erfurt Medizin, ging im Jahre 1741 nach Jena, kehrte aber nach Erfurt zurück und promovierte hier im Jahre 1743. Im folgenden Jahre erhielt er auch die Magisterwürde. Im Jahre 1744 wurde er außerordentlicher und im Jahre 1756 ordentlicher Professor in der philosophischen Fakultät. Der medizinischen Fakultät hat er nicht angehört. Er starb im Jahre 1784.

19. Pater Andreas Gordon, Ord. St. Benedicti, war im Jahre 1712 in Schottland geboren. Er trat im Jahre 1732 in das Schottenkloster in Erfurt ein und wurde im Jahre 1737 Professor der Philosophie. Er war wegen seiner Freimütigkeit und seiner Gelehrsamkeit weit berühmt. Vom Großkanzler von Sachsen erhielt er einen Ruf nach Leipzig, welchen er aber ablehnte. Die Akademie der Wissenschaften zu Paris ernannte ihn zu ihrem korrespondierenden Mitgliede. Besonders beschäftigte er sich mit den Gesetzen der Elektrizität. Er starb im Jahre 1751.

20. Ernst Gottfried Baldinger war im Jahre 1738 zu Groß-Vargula, einem früheren Erfurter Amt, geboren. Er studierte in Halle, Erfurt und Jena. Hier promovierte er im Jahre 1760, wurde 1761 Militärarzt und ließ sich im Jahre 1763 als Arzt in Langensalza nieder. Im Jahre 1768 erhielt er einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Jena, von wo er im Jahre 1772 als ordentlicher Professor nach Göttingen übersiedelte. Im Jahre 1783 wurde er Leibarzt des Landgrafen von Hessen-Kassel und Dirigent der Medizinalangelegenheiten dieses Landes. Seit dem Jahre 1785 war er erster Professor der Medizin in Marburg, wo er im Jahre 1804 starb. Im Jahre 1766 wurde er zum Mitglied der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt und 1770 zum Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher ernannt.

Die auch kulturgeschichtlich interessante Relegationsurkunde lautet: „Rector et Senatus Academiae Erfordensis. Vitam et famam pari passu ambulare et illos, qui aliorum famae insidias struunt, omni aevo apud honestos et bonos viros male audivisse, nemo erit, qui inficias ire velit, quo plus autem hoc vitium in genere est detestandum, eo magis illud aversandum et eo graviori poena coercendum est, si viris honestissimis et meritorum praerogativa coruscantibus hoc modo insultatur ab inferioribus illis praecipue, qui doctrina ejusmodi virorum innutriuntur illosque eam ob causam parentum loco venerari deberent. Utinam hoc exteris et non domesticis exemplis nobis docendum foret, in votis certe haberemus, ut tam moestissimo officio non fungi deberemus et publico hoc scripto Te Ernestum Godofredum Baldinger medicinae candidatum Mega-Vargula-Erfordiensem notare, qui ausus es, ante annum et quod excurrit injuria scripta non solum viris amplissimis dignitatibus et gravissimis muneribus in Academia nostra fungentibus vitia et opprobria ab omni veritate aliena impudentissimo animo objicere et quasi re bene gesta in vulgus edere, sed etiam commilitonibus innocentissimis injurias dicere, imo vindictam sine offensa quaerere ac desuper quasi triumphum canere, in judicium enim Academicum vocatus et confessus scelerum Tuorum neutiquam Te poenituit, sed potius in consessum nostrum ad audiendam sententiam citatus, turpiter emansisti, ita ut adventum Tuum frustra praestolati simus. Ne vero hoc turpe factum, quod in atrociorum delictorum numerum referri solet, impune feras, Te Ernestum Godofredum Baldingerum auctoritate Eminentissimi nostri Principis Electoris Domini nostri clementissimi, cui hoc facinus, causa denuo cognita, severiori coercendum poena visum fuit, per quadriennium ab Academiae nostrae finibus excludimus, relegamus et proscribimus, serio Te monentes, ut imposterum alios mores secteris et superioribus Tuis debitam praestes reverentiam, insuper jubentes, ut urbem nostram toto hoc intervallo non ingrediaris, haud impune laturi, si per hoc quadriennium oculos nostros subire ausus fueris.

Publ. sub Academ. Sigillo d. 18. Mai MDCCLX."

Handschriftlicher Zusatz: „Hat am schwartzen Brett gestanden, biß der Vater die aufgelauffenen Proceßkosten bezahlet. Alsdann ist es den 13. Jul. abgenommen worden."

21. Das Rundschreiben lautet: „Celeberrimis atque Doctissimis Dominis, societatis academicae Assessoribus meritissimis Fautoribus suis honoratissimis S. p. d. D. Joannes Wilh. Baumer.

Serenissimo Landgravio Domino nostro clementissimo, acta academica brevi editum iri, nuper promisimus. De iisdem colligendis atque typis evulgandis a perillustri Dn. Praeside nostro jam aliquoties admoniti sumus, ipsaque Academiae fama prorsus exigere videtur, ut reipublicae literariae de iis, quae hactenus inter nos acta sunt, rationem denique reddamus: A vobis igitur, viri celeberrimi, maximopere peto, ut vestrûm quilibet schediasmata sua actis destinata eum in finem mihi mittat, quo illa, pro contentorum differentia, cum ordine Philosophico vel Medico, interveniente Dominorum Seniorum opera, communicare et dein approbata atque in ordinem disposita, bibliopolae cuidam, vestro consensu, vendere queam. Recitationis ordo in conventu academico ordinario, d. XVII Junii habendo celeberrimum Dominum Professorem Dr. Alefeldium tangit, illi frequentes interesse velitis, ea, qua decet, observantia rogo. Agite interdum quam felicissime.

dabam d. VIII Junii MDCCLXVIIII.

Es folgen 12 mit „vidi" vermerkte Unterschriften.

(Acta collegii medicorum Gießensium fasc. I—III. Universitätsbibliothek Gießen, Handschrift Nr. 612.)

Literatur.

1. Städt. Archiv, Handschriftenkatalog, A. IX. 13. Handschriftlicher Nachlaß des Dr. med. Heinrich August Erhard, betitelt: „Materialien zu einer Literaturgeschichte Erfurts."
2. Just. Christoph Motschmanns Erfordia literata oder gelehrtes Erfurt etc. Erfurt 1729—1732.
3. Dessen Erfordia literata continuata etc. Erfurt 1733—1737.
4. Johann Nicolai Sinnholds Erfordia literata etc. Erfurt 1748.
5. Gottlob Gottlieb Osanns Erfordia literata etc. Erfurt 1755.
6. Constantin Beyer, Neue Chronik von Erfurt, oder Erzählung alles dessen, was sich vom Jahr 1736 bis zum Jahr 1815 in Erfurt Denkwürdiges ereignete. Erfurt 1821.
7. Matricula universitatis Erfordiensis. Königl. Bibliothek zu Erfurt.
8. Städt. Archiv, Akten der medizinischen Fakultät. X, B. XII, Nr. 8 und X, B. XIII, Nr. 30.
9. Vorlesungsverzeichnisse der Universität. Königl. Bibl. zu Erfurt.
10. Erfurtische Gelehrte Nachrichten etc. Erfurt 1754.
11. Jahrbücher der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge, Heft XXX. Erfurt 1904.

12. Handschriftliche Akten der kurfürstlichen Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt. Ca. Königl. Bibl. Erfurt.

13. Korrespondenzblätter des allg. ärztl. Vereins von Thüringen. Nr. 5 u. 6, 1905; Loth, Die Entwicklung der Anatomie, Chirurgie und Geburtshilfe auf der Universität Erfurt.

14. Meusel, Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. Leipzig 1802—1816.

15. Allg. deutsche Biographie. Leipzig 1875.

16. Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte, seit der Reformation bis auf gegenwärtige Zeiten. Besorgt von Friedr. Wilh. Thieder. Göttingen 1781.

17. 34. Bericht der oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde. Gießen 1905.

18. Gießener Zeitungen von Gelehrten Sachen auf das Jahr 1769.

19. Acta Philosophico-medica societatis Academicae Scientiarum Principalis Hassiacae. Giessae Cattorum MDCCLXXI. cum tabulis aeneis. Frankfurti et Lipsiae in officina Fleischeriana MDCCLXXI.

20. Acta collegii medicorum Gießensium fasc. I—III. Universitätsbibliothek Gießen, Handschrift Nr. 612.

21. Gießen vor hundert Jahren. Kulturgeschichtliche Bilder aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts von Dr. Otto Buchner. Gießen 1879.

22. K. W. Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen; in Schilderungen aus Karl Aug. Böttigers handschriftlichem Nachlasse. Leipzig 1838.

23. Dr. Carl Friedr. Bahrdt. Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und Schriften. Von ihm selbst geschrieben. Bd. 2. Berlin 1790.

24. Grundverfassung der neuerrichteten ökonomischen Fakultät auf der Universität Gießen auf höchsten Befehl herausgegeben von J. Aug. Schlettwein. Gießen 1778.

25. Beiträge zur Geschichte des chemischen Unterrichts an der Universität Gießen. Von Direktor G. Weihrich im Jahresbericht des Großherzogl. Realgymnasiums und der Realschule zu Gießen. Gießen 1891.

26. Entwicklung des mineralogischen Unterrichts an der Universität Gießen. Akademische Festrede zur Feier des Jahresfestes der Großherzoglichen hessischen Ludwigs-Universität am 1. Juli 1904, gehalten von dem derzeitigen Rektor Dr. Reinhard Brauns, Prof. der Mineralogie und Geologie. Gießen 1904.

27. Loth, Medizinalkollegien, Medizinalordnungen u. Medizinaltaxen im vorigen Jahrhundert in Erfurt. Korrespondenzbl. d. allg. ärztl. Vereins von Thüringen. 1892. H. 6.

28. Loth, Beiträge zu einer Geschichte der med. Fakultät, des Medizinalwesens u. d. ärztl. Standes in Erfurt. Korrespondenzbl. d. allg. ärztl. Vereins von Thüringen. 1900. H. 5—7.

Die
königliche Bibliothek in Erfurt.

Von

Oberlehrer Dr. **E. Stange,**
Bibliothekar.

Die folgenden Zeilen sind aus einem Vortrage hervorgegangen, den ich am 20. Oktober 1905 in dem Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt gehalten habe (veröffentlicht im Allgemeinen Anzeiger, 1905 Nr. 293, 295, 296, 297). Der Vortrag gab in großen Zügen ein Bild von dem Werdegang und der Einrichtung der Bibliothek, um das Interesse des Publikums auf dieses so hervorragend gemeinnützige Institut zu lenken. Wie sehr dies gelungen ist, zeigt die erhebliche Zunahme der Benutzung in dem vergangenen halben Jahre. Hier will ich das dort Gesagte aus dem vorhandenen urkundlichen Material zum Teil erweitern. Die Quellen, aus denen man die Geschichte der Bibliothek schöpfen kann, fließen nicht sehr reichlich. Einiges findet sich in J. M. Weinrich: Kurtz gefasste und gründliche Nachricht von den vornehmsten Begebenheiten der uhralten und berühmten Haupt Stadt Erffurt in Thüringen, Franckfurt und Leipzig, 1713; in J. Chr. Motschmann: Erfordia literata, Erfurt, 1729—1737, fortgesetzt von J. N. Sinnhold, 1748, und G. G. Osann, 1755; in J. Dominikus: Erfurt und das Erfurtische Gebiet, Gotha, 1793; und in J. L. K. Arnold: Erfurt mit seinen Merkwürdigkeiten und Alterthümern. Gotha, 1802.

Ausführlicheres gibt H. A. Erhard in seinen Nachrichten von der Boineburgischen Bibliothek zu Erfurt, die veröffentlicht sind in den Sächsischen Provinzialblättern, Erfurt, 1821, 2. Bd. S. 341—395. Das übrige ergab die Durchsicht der Akten, die bis 1816 im Staatsarchiv zu Magdeburg, von 1817 an im Archiv der Königliche Regierung zu Erfurt, von 1867 an zum Teil auch im Archiv der Bibliothek liegen.

Die Königliche Bibliothek ist im Gegensatze zu mancher modernen Bibliothek eine historisch gewordene, auf deren Gestaltung mannigfache Ereignisse eingewirkt haben. So fehlt ihr

zwar die Einheitlichkeit, aber als Entschädigung für diesen Mangel bietet sie dem, der erst einmal in ihren Bücherschätzen warm geworden ist, mannigfaltige Reize, die vielen Gründungen der Neuzeit abgehen.

Ihren ältesten Bestandteil bildet die Bibliothek der 1392 gegründeten, 1816 aufgehobenen Universität zu Erfurt. Beide, Universität und Bibliothek, sind zweifellos zu gleicher Zeit gegründet worden. Müssen wir schon von vornherein annehmen, daß man sofort begonnen haben wird, das für wissenschaftliches Studium unentbehrliche Material zu sammeln, so deuten auch darauf mehrere Notizen hin. So wurde Johannes Lossvelt de Xanctis (in Erfurt Mich. 1396 inskribiert, Mich. 1398 zum Baccalaureus promoviert) hier 1405 als Magister Parisiensis aufgenommen mit der Bemerkung: doctor medicine, singularis benefactor ad librariam universitatis (nach einer Mitteilung unseres Sekretärs, des Herrn D. Oergel). Die libraria und das Amt des librarius werden ferner schon in den Statuten des Collegium majus vom Jahre 1427 erwähnt (s. Oergel: Das Collegium majus zu Erfurt, 1894, S. 21 und die zugehörigen Urkunden in Heft 16 der Mitteilungen d. V. f. d. Gesch. u. Altertumskunde v. Erfurt). Auch die Philosophische Fakultät hatte frühzeitig eine Bücherei angelegt. In ihren Statuten vom 14. September 1400 (s. Motschmann II 432) enthält die 14. Rubrik die Statuta usus librorum Facultatis, rerum clenodiorum et utensilium concernentia, in denen vom Jahre 1449 die 7. Rubrik die Statuta librariam et librarium concernentia. Endlich nennen die Clenodia universitatis rectori novo presentanda (am Anfang des 1. Bandes der Studentenmatrikel, abgedruckt von Weißenborn in Akten der Erfurter Universität, I 32, Halle 1881) unter Nr. 6: Liber registrorum duarum librariarum. Ob unter diesen beiden Bibliotheken die allgemeine Bibliothek einerseits und andererseits die der philosophischen Fakultät oder des Collegium Amplonianum (s. u.) zu verstehen sind, wage ich nicht zu entscheiden. Herr D. Oergel vermutet die letztere, da der Rektor das Recht hatte außer der Universitätsbibliothek auch die des genannten Kollegs zu visitieren (s. Oergel: Das Kollegium zur Himmelspforte während des Mittelalters, im 19. Hefte der oben genannten Mitteilungen).

Einen besonderen Aufschwung scheint die Universitätsbibliothek im Jahre 1440 genommen zu haben. Weinrich führt S. 295 folgende Mitteilungen des derzeitigen Bibliothekars Crom-

hart an: Originem et Auctores quod attinet ex antiquo quodam librorum, in eadem quondam asservatorum, Catalogo, in chartis pergamenis scripto, quodantenus apparet, Professores Academiae aliosque fautores, libris tam manuscriptis, quam arte typographica, t. t. excusis, praesertim circa A. C. 1440 et seq. Bibliothecam istam dotasse; siquidem benefactorum nomina in plurimis cernuntur adscripta. Dieser Katalog ist hier nicht mehr vorhanden, höchstwahrscheinlich aber identisch mit einem Katalog, den die Kopenhagener Universitätsbibliothek bewahrt und den H. O. Lange 1885 im Zentralblatt für Bibliothekswesen, Bd. 2, S. 277—287 beschrieben hat. Die Handschrift ist von dem bekannten J. A. Fabricius 1706 in Hamburg aus der Auktion der Bücher des Marquard Gude erworben worden und 1770 aus seinem Nachlasse in die Kopenhagener Bibliothek gekommen. Lange vermutet, daß dieser Katalog zwischen 1480 und 1485 geschrieben wurde. Die in Pergament gebundene Handschrift besteht aus 50 Blättern in Folio, von denen das 3. bis 48. beschrieben sind. Sie ist betitelt: Registrum liberarie in domo universitatis Studii Erdfordensis. Die Bücher waren systematisch in Schränken aufgestellt, die mit den Buchstaben A bis Y gezeichnet waren. Die Schränke A—M bestanden aus 3 Abteilungen: A, AA, sub pulpeto A usw., die Schränke N—Y nur aus 2: N, NN usw. In jeder Gruppe waren die Bände besonders numeriert. Außer ca. 800 Büchern, von denen nur noch wenige erhalten sind, nennt der Katalog noch die Namen von 86 Wohltätern. Die Bibliothek vermehrte sich so schnell, daß man noch im 15. Jahrhundert auf dem Grundstücke des Collegium majus in der Michaelisstraße (der jetzigen Oberrealschule) ein besonderes Bibliotheksgebäude errichtete. Das Amt eines Bibliothekars, eines librarius, versah einer der Kollegiaten. So diente nun der Bücherschatz, der wesentlich dazu beitrug den Ruf der Erfurter Universität zu erhöhen, besonders jenem glänzenden Kreise von Gelehrten, die sich um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts in Erfurt zusammenfanden. Hier kam Luther, der als Student von 1501—1505 die Bücher fleißig benutzte, zum ersten Male eine vollständige lateinische Bibel zu Gesicht, wenn er auch eine zusammenhängende Lektüre der Bibel erst im Kloster begonnen hat (Köstlin, Martin Luther, I 54).

Ein schwerer Schlag traf die Bibliothek im Jahre 1510, jener Zeit, als furchtbare Stürme die Stadt durchtobten und die Ge-

müter aufs höchste erregt waren. Am 4. August feierte man zu St. Michaelis das Kirchweihfest, unter anderm mit einem öffentlichen Gastmahl. An dem Feste nahmen infolge der Nähe der Kollegien auch viele Studenten teil. Es wurde tüchtig gezecht, und als des Trinkens zu viel geworden war, entspann sich zwischen den Studenten und den von Bürgern unterstützten Stadtsoldaten ein Streit, in dessen Verlauf man bald zu den Waffen griff. Die Studenten zogen sich in das Collegium majus zurück und wurden hier regelrecht belagert, selbst mit Kanonen beschossen. Als sie, der Übermacht weichend, sich durch die Gera retteten, stürmte die Menge die Gebäude und zerstörte sie fast vollständig. Den größten Schaden fügte sie der Bibliothek zu, in der die meisten Bücher und Handschriften zerrissen wurden. Das Collegium majus wurde bald wieder aufgebaut in der Gestalt, in der es heute noch zu sehen ist (vgl. darüber Oergel: Das Collegium majus, Erfurt 1894, und Peters: Das Collegium majus in Erfurt in Mitteilungen d. V. f. d. G. u. A. v. Erfurt, Heft 24, 1903). Das Bibliothekgebäude wurde später ganz abgetragen. Die Bibliothek blieb ein Trümmerhaufen, den man ohne Ordnung in einer Kammer neben dem Karzer liegen ließ.

Das währte bis ins 17. Jahrhundert. 1631 nahm Gustav Adolf Erfurt ein. Seine weise Fürsorge für die Hebung der Stadt erstreckte sich auch auf die Universität. Aus Mitgliedern des Stadtrats und der Universität wurde eine Kommission gewählt, welche Mittel zur Hebung der Universität vorschlagen sollte. In einer den 31. August 1632 überreichten Denkschrift schlug sie auch die Wiederherstellung der Bibliothek vor, die besonders aus den Bibliotheken der Klöster, deren Aufhebung die Schweden planten, und der Geistlichen, die ausgewichen waren, neu geschaffen werden sollte. Der schwedische Einfluß in der Stadt war aber von zu kurzer Dauer, um nachhaltig sein zu können, und die Bibliothek ging leer aus.

Zu neuem Leben erblühte sie erst am Ende des 17. Jahrhunderts unter dem Rektorat des berühmten Arztes Georg Wilhelm Petri von Hartenfelß. Als Sohn des wohlhabenden Kaufmanns Christoph Petri am 13. Februar 1633 in Erfurt geboren, studierte er in Erfurt, Jena und Gröningen zuerst Philosophie, dann Medizin. Seit 1662 war er wieder in Erfurt, habilitierte sich in der medizinischen Fakultät und wurde durch seine Tüchtigkeit weithin berühmt. Aus ganz Deutschland

strömten die Studenten nach Erfurt, um ihn zu hören. 1680 wurde er wegen seiner Verdienste unter dem Namen von Hartenfelß in den Adelsstand erhoben. 1689—1692 war er Rektor der Universität. Während dieser Zeit ließ er sich vor allem die Wiederherstellung der Universitätsbibliothek angelegen sein. 1691 holte er deren Trümmer aus der Vergessenheit hervor und ließ sie im Collegium majus in einem Zimmer neben dem juristischen Auditorium aufstellen. Er schenkte selbst viele Bücher und veranlaßte auch andere Professoren zu Schenkungen. Besonders bewog er die philosophische Fakultät, ihre auch aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts stammende und 1510 in gleicher Weise beschädigte Bibliothek mit der Universitätsbibliothek zu vereinigen. Nach Motschmann (II 439) bestand diese Fakultätsbücherei 1675 aus 193 Bänden, 66 theologischen, 24 juristischen, 8 medizinischen, 60 philosophischen, 8 historischen und 29 philologischen. Bibliothekar wurde Dr. Esaias Cromhart, ein geborener Erfurter (1648—1732), Universitätssekretär von 1684—1719, Bibliothekar bis 1729. Für die Verwaltung der Bibliothek, die er ordnete und neu katalogisierte, erhielt er jährlich 6 Taler. Der Bücherbestand war zwar noch klein, aber auf diesem Grunde konnte doch weiter gebaut werden. Petri starb 1718. Seine reichhaltige und kostbare Bibliothek, deren Katalog 20 Druckbogen füllte, wurde leider nicht von der Universität erworben, sondern einzeln verkauft.

Ein günstiges Geschick sandte im Jahre 1702 den Reichsgrafen Philipp Wilhelm von Boineburg als Statthalter nach Erfurt. Er wurde am 21. November 1656 als Sohn des berühmten Diplomaten Frh. Johann Christian von Boineburg (1622—1672) in Mainz geboren und hatte keinen geringeren Erzieher als den Philosophen Leibniz. Niemand hat die Bedeutung Boineburgs für Erfurt treffender geschildert als Dominikus, der schreibt (Erfurt und das Erfurtische Gebiet I 463): „Boineburg fand bei seiner Herkunft eine nahrungslose, durch Auflagen, Frohnen und Akzisen verarmte Stadt, voll von Brandstätten und unbewohnten Häusern, Untertanen ohne Vorliebe für Verfassung des Staates, ohne Beschäftigung und ganz verschuldet, ein zerrissenes Polizeiwesen, einen Stadtrat ohne Ansehen, Gerichte ohne Justizpflege, eine Regierung ohne öffentliche Anstalten, eine Kammer ohne Regulativ, eine Universität beinahe ohne Studenten, eine christliche Religion ohne Duldung. Boineburg hatte also

Stoff genug, worüber sich seine weitumfassende Tätigkeit ausdehnen konnte. Er ging von Verbesserung des Staats auf die Beglückung der Untertanen über. Jedes Jahr seiner Regierung enthält Pläne von Jahrhunderten.“ „Er starb in einem Alter von 62 Jahren den 23. Februar 1717, und wurde in aller Stille, doch standesmäßig, bei den Augustinern (Regierungsstraße) begraben. Tränen der Liebe und Treue aller Bürger, die ihren Wohlstand ihm verdankten, Tränen des gerührtesten Danks der Armen, Waisen und Witwen, für deren Unterhalt er so tätig gesorgt hatte, strömten auf sein Grab. Er ruhe in sanftem Frieden, der Vater seines Landes und seines Volks.“ Zwei Monumentalbauten halten noch heute das Andenken Boineburgs wach, der Westflügel des Regierungsgebäudes und die neue Wage auf dem Anger, auch Packhof oder Kaufhaus genannt, zu dem er am 11. Mai 1705 den Grundstein legte und in dessen 2. Stock sich jetzt die Königliche Bibliothek befindet. In nähere Beziehung zur Universität trat er, als ihm 1705 das Rektorat übertragen wurde, das er bis zu seinem Tode behielt. 1709 überwies er ihr die Regierungsbibliothek, die aber erst 1723 auf Bellmonts Antrag übergeben wurde. Am meisten interessieren uns hier zwei Beweise seines Wohlwollens für die Universität: 1. die Schenkung seiner Bibliothek, 2. die Gründung einer von ihm dotierten Professur. Am 30. Juni 1716 zeigte er dem Kurfürsten Lothar Franz, Frhr. von Schönborn (Kurfürst 1695—1729) an, daß er zur Aufnahme (= Hebung) der Universität und um einem Wunsche seines Vaters nachzukommen, beabsichtige die von diesem ererbte und von ihm stetig vermehrte Bibliothek der Universität zu schenken. Bei der kurfürstlichen Kammer legte er zwei Kapitalien von 1022 Tlrn., 15 Gr., 4 Pfg. und 1007 Tlrn., 12 Gr. nieder. Die Zinsen des einen Kapitals, etwas über 51 Tlr., sollten zum Ankauf von Büchern verwendet werden. Von den Zinsen des zweiten Kapitals sollte ein Bibliothekar bestellt und besoldet werden. Für die Zeit seines übrigen Lebens behielt er sich vor einen Bibliothekar zu ernennen. Nach seinem Tode sollten die männlichen Nachkommen seiner Schwester, der Gräfin von Schönborn, und zwar immer der älteste Graf, das ius bibliothecarium instituendi haben, und zwar nach eigenem Ermessen mit Auswahl aus zwei tüchtigen von der Universität vorgeschlagenen subiectis. Am 4. August trug er noch nach, daß ein katholischer Bewerber den Vorzug vor einem lutherischen

haben solle; letzterer solle nur dann vorgeschlagen werden, wenn kein passender katholischer vorhanden wäre. Noch im folgenden Monate, zuerst in einer Mitteilung vom 14. Juli, endgültig am 30. Juli, stiftete er außerdem ein Kapital von 7000 Tlrn., von dessen Zinsen eine Professur für Geschichte, Zivilrecht und Moralphilosophie erhalten werden sollte, oder, wie er sie lateinisch nannte, professura historiarum et philosophiae practicae, quo nomine etiam antiquitates mediae et recentis historiae ecclesiasticae et secularis, ethices ac iuris naturae, tum politices et iuris publici studia et si quae ad genus alia ad cultiorem illam in usu et luce versantem literaturam spectant, continentur. Auch dieser Professor sollte von der Familie Schönborn ernannt werden und unter ihrem Schutze stehen. Damit er sich ganz seinen Arbeiten widmen könne, solle er keine Nebenstelle annehmen. Nur solle ihm gestattet sein, wenn die Universität es für gut befände und die Patrone es approbierten, auch die Bibliothekarstelle zu verwalten. Damit man immer einen ausbündig gelehrtgeschickten und capablen Mann gewinnen könne, bat er den Kurfürsten, diesem als besondere Auszeichnung den Titel und Rang eines Regierungsrats zu verleihen. Wenn es die Universität für gut befände und die Patrone es approbierten, solle dieser Professor auch die Bibliothekarstelle verwalten. In einem Gesamtfundationsinstrument vom 12. Dezember 1716 setzte er eine Summe von 10000 Tlrn. aus. Die Zinsen von 7000 sollten zur Besoldung des Professors, von 1000 zu der des Bibliothekars und von 2000 zur Anschaffung von Büchern verwendet werden. Professur und Bibliothekaramt sollten vereint werden. Die von Boineburg geschenkten Bücher sollten mit der Universitätsbibliothek verschmolzen, zur dauernden Erinnerung an seinen Vater den Namen „Boineburgische Bibliothek" behalten, in der Statthalterei aufgestellt und an bestimmten Tagen für das Publikum geöffnet werden. Der Regierung und der Universität sollte je ein Exemplar der Instruktion des Bibliothekars (nicht des Kataloges, wie später angenommen wurde) zugestellt werden. Wie der schon 1705 von Boineburg angeregte Plan der Gründung einer Akademie der Wissenschaften in Erfurt zweifellos auf seinen Erzieher Leibniz, den Schöpfer der Berliner Akademie, zurückgeht, zeigen auch diese letztwilligen Schenkungen den Einfluß des Philosophen. An den Vorarbeiten zu den Katalogen hat Leibniz, wie sein Briefwechsel mit Boineburg und manche Ent-

würfe in seinem Nachlaß zeigen, einen wesentlichen Anteil gehabt (s. Ritter, Neue Leibniz-Funde in Abhandlungen der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1904). Auch hatte er sich bereit erklärt, die Instruktion für den Professor auszuarbeiten. Der Tod (er starb den 14. November 1716) hinderte ihn seine Pläne auszuführen. Die ersten Kataloge der Bibliothek sind nicht verloren gegangen, sondern überhaupt nicht ausgeführt worden. Der erste Entwurf stammt aus dem Jahre 1741, der vollendete Katalog aus dem Jahre 1782. Was von der erhaltenen Instruktion des Bibliothekars von Leibniz stammt, ist nicht mehr festzustellen. Der überlieferte Entwurf ist, wie aus § 4 hervorgeht, nach 1723 niedergeschrieben worden. Er hat folgenden Wortlaut:

Instructio pro Bibliothecario Bibliothecae Boineburgicae.

1.

Soll der zeitige Bibliothecarius so viel dessen Verrichtung und Function anlanget Jurisdictionem Academicam agnosciren, und dem Consilio Academico willigen Gehorsam leisten, demnechst

2.

Praesentibus Universitatis Rectore et Consiliariis Academicis mit eydlichen Pflichten dahin belegt werden, daß er nicht allein dieser Instruction in allen und jeden puncten, sondern auch allen übrigen, so etwan mit der zeit noch ferner gut, verträglich und nothwendig befunden, und dieser Instruction gleichfalls Beygefüget werden möchten, treu gehorsamblich nachkommen, und daselbe zum genauesten vollziehen solle und wolle.

3.

Allen fleiss und mühe dahin anwenden, dass die Bücher in richtiger Ordnung was zu jeder Facultaet oder Besondern Studio auch zu einer Materie gehöret, wohl lociret, und Ihme die selben Bestens Bekant werden, damit nach Verlangen ohne zeitverlust solche vorgezeiget werden können.

4.

Gleicher gestaldt es mit denenjenigen der Universitet zuständigen Büchern, welche aus dem hiesigen grossen Collegio

unter die Boineburgischen Bücher gestossen, denenselben incorporiret, und in das zur Schola Juris genante Hauss gebracht worden, auch denjenigen, so in zukunfft von der Universitaet etwann Besonders angeschaffet, oder von andern derselben verehret oder legiret werden, zu halten, welche alle aber unter der Boineburgischen Bibliothec begriffen seyn und keinen andern Nahmen annehmen sollen, doch also dass sowohl in anberührten als auch in allen noch etwann einstens geschenckt und verehret werdenden Büchern und deren Catalogo folgende Wordte: Ex Donatione N. N. pertinet ad Biblioth. Boineb. beygefüget werden.

5.

Soll der Bibliothecarius wochentlich zweymahl als Dienstags und Donnerstags jedesmahl des Tages fünff Stundten und zwar von Ostern bis Michaelis Vormittags zwey Stundten von 9 bis 11 uhr, Nachmittags drey Stundten von 2 bis 5 uhr, zur Herbst- und Winterszeit aber von Michaelis bis ostern drey Tage als Dienstag, Donnerstags und Freytages Vormittags zwey Stundten von 9 bis 11 uhr, Nachmittags von 2 bis 3 uhr ohnnachlässig sich einfinden, und damit non obstantibus feriis ordinariis continuiren, es wäre dann dass auf einen der bestimbten Tage ein Feyertag einfiele, auf welchen die Bibliothec verschlossen bleibet, hingegen anstatt dessen des folgenden Tages zu denen gewöhnlichen Stundten offen seyn soll, jedoch

6.

Wird demselben nachgelassen einen Substitutum, damit, indem Er zugleich die professuram Boineburgicam begleidet, Er die lectiones Academicas zu füglichen Stundten desto besser und fleissiger abwarten möge, auf seine eigene Kosten und Gefahr anzunehmen und bey dem Consilio Academico Secreto verpflichten zu lassen, dessen Facta aber Er Bibliothecarius nicht nur in allen ohnausnehmlichen Begebenheiten zu praestiren, sondern auch annebst wenigstens wochentlich Ein bis zwey mahl in der Bibliothec, ob der Substitutus alles instructionsmässig observire, nachzusehen, und zu visitiren gehalten seyn soll.

7.

Soll weder Er noch dessen Substitutus jemanden bey Nachtzeit viel weniger mit brennenden Lichte in die Bibliothec ein-

lassen, noch sich dessen selbsten ohne wichtige dem zeitigen Rectori oder Prorectori Magnifico, oder in dessen Abwesenheit dem Exrectori vorher anzuzeigende Ursach bedienen.

8.

Soll der Bibliothecarius oder dessen Substitutus denjenigen, welche zu bestimbten Tagen die Bibliothec besugen wollen, freundlichen Zu- und Abtritt verstatten, auch die verlangten Bücher zum Durchsehen, oder ein und anderes daraus zu excerpiren und annotiren willfährig und ohnverweigerlich ohne den geringsten Endtgeld reichen, darbey aber von einem jeden den Empfang des erhaltenen Autoris in ein zu dem Ende zu haltendes besonderes Buch eigenhandig attestiren lassen, und anbey dahin sehen, dass die Bücher weder besudelt, noch weniger etwas daraus gerissen, am wenigsten aber solche gar entwendet werden. wiedrigenfalls Er der Bibliothecarius vor allen schaden zu hafften, und selben zu ersezen verbunden ist, weswegen Ihme auch ohnbenohmmen verdächtige Personen abzuweysen und nicht einzulassen. So soll Er auch

9.

Niemanden ein Buch ausser bekanden Professoribus und andern angesessenen Standtespersonen ohne genugsame Caution leihen, oder zum Gebrauch in ihre Häuser verabfolgen lassen, von einen jeden ohne Ausnahme aber sich einen Schein, welcher an die Stelle, wo das Buch herausgenohmmen zu legen, oder in einen besondern Kästlein aufzubehalten ist, ausstellen lassen, mit der Versicherung dass solches längstens binnen 14 Tagen in die Bibliothec ohne Schaden und macul restituiret werden solle. immassen Er auch allen Fleisses dahin zu sorgen hat, dass die geliehene Bücher binnen obgesetzter Frist der Bibliothec wiederum eingeliefferet werden.

10.

Soll der Bibliothecarius von allen vorhandenen Büchern einen richtigen ordentlichen Catalogum jeder Zeit in triplo verfertiget halten, ein Exemplar davon in der Bibliothec aufbehalten, das andere dem Consilio Universitatis Secreto und das dritte hiesiger Churfürstlichen Regierung nach Vorschrift der Disposition illustrissimi fundatoris übergeben, und wann

11.

Derselbe sonsten von einem nutzlichen Buche, so in der Bibliothec nicht vorhanden, aus dem journale, gelehrten Zeitung oder anderen avertissemens Nachricht erhält, oder auch dergleichen zum Druck befördert werden soll, soll Er solches in einem besondern Register wohl anmercken, demnächst

12.

Wann die Interesse von dem zur Vermehrung der Bibliothec gewidtmeten Capital gegen eine von dem Consilio Secreto unterschriebene quittung von Ihm erhoben, sothane Auctores und bissanhero angemerckte gute Bücher besagten Consilio Universitatis Secreto, wefe dann dass die Zeit und Gelegenheit solches nicht wohl zulassen wolte, anzeigen und nach dessen Schluss und erhaltenen Resolution, nicht aber nach seinen alleinigen Gutbedüncken, neue, nützliche und solche Bücher, welche ein jeder Privatus nicht leichtlich zu kauffen pfleget oder zu erkauffen im Standte ist, anschaffen, diese hiernechst nicht allein in die Bibliothec behörig Orts rangiren und mit seiner eigenen Hand in den Catalogum eintragen, sondern auch

13.

Dieselbe noch weiter in duplo specificiren und alljährlich um die Zeit, da in honorem et memoriam illustrissimi Benefactoris ein Actus panegyricus gehalten wird, diese specification mit dem bericht von dem Zustandte der Bibliothec, und was darbey das Jahr hindurch sich sonderlich zugetragen, und Er mit Anmerckung der Zeiten zuvor zu registriren schuldig, nebst der Rechnung der erhobenen Interesse und dafür erkaufften und der Bibliothec incorporirten neuen oder auch sonst kostbaren alten Büchern und anderen zur literatur gehörigen Stücken, sowohl dem Consilio Universitatis Secreto als auch der Churfürstlichen Regierung überreichen, solte nun

14.

Durch Vermehrung der Bücher nothwendig seyn, einen neuen Catalogum zu verfertigen, soll Er Bibliothecarius solchen auf seine eigenen Kosten, wie ohne diess das officium Bibliothecarii mit sich bringet, besorgen, und dergestalt, wie in § 10.

enthalten, einrichten, mithin dieserwegen Ihme kein besonderes Honorarium in der Rechnung passiret werden.

15.

Gleichwie nun das Consilium Universitatis Secretum insgemein und besonders sich verbinden, dahin zu sehen, dass einestheils diesen dem Bibliothecario ausgestellten Instructions-Articuln genau nachgelebet, anderntheils demselben allenfalss von dem zeitigen Rectore Magnifico, welcher ein solches künfftighin in seynen Eyd zunehmen sich nicht missfallen lassen wird, alle gebührende Assistence geleistet werde, alss

16.

Soll ebenfallss der Bibliothecarius alle die Bibliothec betreffende Sachen oder Klagen, ingleichen wenn bey deren Administration etwas sich ereignet oder vorgehet, so Er nicht zu remediren vermag, zwar an den zeitigen Rectorem oder Prorectorem Magnificum gelangen lassen, doch aber nicht privatim, sondern vor dem Consilio Universitatis Secreto alles summariter untersuchet, ohne Verzug darüber verfahren und rechtlich decidiret werden

17.

Damit nun auch alles desto genauer observiret und der Instruction nach gelebet werde, soll die Bibliothec alljährlich von vier Assessoribus Consilii Academici so der zeitige Rector Magnificus zu denominiren hat, visitiret, und dem Consilio von denen Deputatis das befundene referiret werden, auch bleibet denen übrigen Universitaetsverwandten der Visitation zugleich mit beyzuwohnen freygestellet.

18.

Solte der Bibliothecarius wegen kranckheit oder nothwendiger Abwesenheit, welche letztere doch über 3 oder längstens 4 Wochen nicht dauern soll, seiner Function nicht abwarten können, hat er einen annehmblichen Universitaetsverwandten dem Consilio Academico in Vorschlag zu bringen, oder in Entstehung dessen, dass einer ex officio denominiret werde, zu gewärtigen, welcher nach gethanen Angelöbniss an Eydesstatt dessen vices inmittelst vertrete, und hat Er Bibliothecarius mit demselben ratione honorarii, bevorab wann Er seiner eigenen affairen oder plaisir halber verreissen sollte, für dessen Mühe sich abzufinden. Auf dem Fall

19.

Da wieder Verhoffen ein zeitlicher Bibliothecarius seiner Instruction gemäss sich nicht aufführen, der Bibliothec vorsetzlich, oder auch nur fahrlässig tam ob culpam commissionis, quam ommissionis Schaden zufügen mögte, ist Er ex parte Consilii Academici dahin nachdrücklich anzuhalten, dass der Schaden der Bibliothec ersetzet werde, und wird hierüber der Verbrecher nachdrücklich billig bestrafet oder nach befinden nach vorhero geschehener Anzeige an die hohen Patrone seines officii entlassen und cassiret, wie denn diessfalss sowohl, als auf sich begebenden des Bibliothecarii Todtes oder Resignations-Fall, das Consilium Secretum Academicum zwey tüchtige geschulte Personen denen hohen Patronen nach Vorschrifft der fundation zu dem vacirenden Bibliothecariat zu praesentiren hat. Und

20.

Damit auf ein und anderen Fall die Bibliothec indemnisiret werde, und des etwann zugefügten Schadens halber Satisfaction erhalte, ist der Bibliothecarius vor oder bey, oder auch nach Antretung dieser Function befundenen und sich etwan herfür thuenden Umbständen nach zur Cautionsleistung anzuhalten.

Limitationem art. 12. s. m. judicat non esse apponendam, de caetero ex integro approbat praesentem instructionem SS. Th. fac. Decanus

Guntherus Abbas.

Am 1. Januar 1717 ernannte Boineburg seinen Freund Philipp Franz von Bellmont zum Professor und Bibliothekar. Der Kurfürst bestätigte diese Ernennung am 20. Februar und wünschte dem leidenden Statthalter Gesundheit und noch langes Leben. Das Schreiben kam aber nicht mehr in Boineburgs Hände, der am 23. Februar starb. Sein Nachfolger als interimistischer Statthalter und sein Testamentsvollstrecker wurde sein Schwager Graf von Schönborn, der Neffe des Kurfürsten. Es erhoben sich Zweifel über die Rechtsgültigkeit der von Boineburg bei Lebzeiten zugunsten der Universität und seiner Diener gestifteten Fundationen, sie wurden aber glücklich gehoben.

Bellmont war am 22. März 1683 zu Würzburg geboren (s. Erhard in Ersch und Gruber I 8, S. 456). Boineburg muß ihm nach der Art, wie er in seinen Briefen von ihm spricht,

sehr zugetan gewesen sein. Die Ernennung zum Professor war auch ein Zeichen eines besonderen Vertrauens. Am 5. Juni 1717 wurde Bellmont Regierungsrat. Am 2. September d. J. wurde er auf Grund der Abhandlung: De iure puniendi principem in proprio vel alterius territorio delinquentem zum Doktor der Rechte promoviert und erhielt 1726 die Stelle eines wirklichen Regierungsrats. Er starb am 9. September 1740. In seine Amtszeit fällt die Neuaufstellung der Bibliothek. Der neugebaute westliche Flügel der Statthalterei war soweit fortgeschritten, daß er im Sommer 1717 bezogen werden konnte. Nach dem Wunsche des verstorbenen Statthalters sollten den Büchern die im 2. Stock gelegenen Zimmer eingeräumt werden. Es ergab sich, daß diese Zimmer zu klein und niedrig waren und nur kurze Zeit für die Neuanschaffungen ausgereicht haben würden. Man fürchtete auch, es könne der Regierung aus der Aufnahme der Bücher ein Servitut erwachsen. Zu ihrer anderweitigen Unterbringung wurden nun verschiedene Vorschläge gemacht. Die Universität wünschte die Bücher in ihrem Hause zu haben. Da dort kein Platz war, sollte ein Anbau aufgeführt werden, dessen Kosten aus den zur Anschaffung von Büchern bestimmten, auf acht oder mehr Jahre zu entnehmenden Zinsen bestritten werden sollten. Die Universität habe in der Bibliothek des Statthalters so viele und nützliche Bücher bekommen, daß die verlangten Neuanschaffungen noch nicht so sehr nötig seien. Der Statthalter aber schlug, nachdem er sich mit dem Prorektor in Einvernehmen gesetzt hatte, am 23. April dem Kurfürsten vor, die leerstehende Juristenschule hinter dem Dome zu nehmen und mit einem Aufwande von 1200 bis 1500 Talern für Bibliothekszwecke umzubauen. Auch er wollte die Kosten aus den für Bücheranschaffungen ausgesetzten Zinsen entnehmen. Zur Empfehlung seines Planes führte er noch an, daß die Juristenschule an der Hauptstraße liege, wo alles, was von Frankfurt und Leipzig komme, vorbeipassieren müsse, und daß ihre Renovation der Stadt zur Zierde und auch dem verstorbenen Statthalter zum Ruhme gereichen würde, wenn außen eine Inschrift mit Benennung des Stifters angebracht würde. Beide Projekte wollten die Kosten aus den genannten Zinsen entnehmen. Im Interesse der Weiterentwicklung der Bibliothek, die sonst 20 bis 30 Jahre brach gelegen hätte, schlug deshalb Bellmont vor, das oberste Stockwerk des Kaufhauses zu nehmen, dessen Räume bei weitem nicht alle von den

Kaufleuten gebraucht würden. Schönborn aber wollte das ganze Kaufhaus dem Handel vorbehalten. Ihn unterstützte eine Petition des kurfürstlichen Hauptwageamts, unter deren Gründen besonders zwei interessant sind, nämlich daß den vornehmen und kuriosen Leuten, die die Bibliothek besuchten, nicht zugemutet werden könne 1. im Treppenhause mit Handelsleuten und sogar Bauern zusammenzutreffen, und 2. die steilen Treppen zu erklimmen. Die Steilheit der Treppen wird noch heute viel beklagt. Diese Petition hatte Erfolg. Am 25. Mai genehmigte der Kurfürst, daß die Juristenschule repariert und aptiert würde. Sie ist seinerzeit nicht abgerissen worden, wie von Ende des 18. Jahrhunderts an die Akten und seitdem gedruckte Darstellungen berichten. Der Ausbau dauerte 6 Jahre. Die Kosten für den Bau übernahm schließlich 1723 doch die kurfürstliche Kasse. Das so hergerichtete Gebäude ist in den Mitteilungen d. V. f. d. G. u. A. v. Erfurt, Heft 22 von Baurat Kortüm beschrieben worden. Über der Eingangstüre wurde die geplante Erinnerungstafel angebracht, deren Text von Bellmont stammt. Der erste Entwurf wurde nach Mainz eingeschickt und dort etwas abgeändert. Er lautete: Joannes Philippus | Patruus | Armis reduxit et Muniit Urbem | Lotharius Franciscus | Nepos | Legibus conservat et auget | Uterque Magnus et Maximus | quos | In Electorum Catalogo | Veneratur Imperium | Lector | Urbem specta et leges lege | Eximia undique Monumenta | prudentiae et providentiae | Utrique Serviit | Fidele Instrumentum | Par Nobilissimum | Pater et Filius | Joēs Xtianus L. Baro Philippus Wilhelmus | Comes a Boinebourg | Uterque inter Consiliorum meditamenta | uti studia et labores | ita collecta undique Librorum Volumina | usui publico destinavit | Fovente et Juvante laudatos Conatus | Emirentissimo Electore | Lothario Francisco | qui | ex | Diruta Juris Schola | Splendidissimum hoc Musarum Palatium | magnis Sumptibus Erexit | Academiae dicavit | Anno O. R. M. D. CCXXIII. In der Abänderung wurde namentlich hinter destinavit eingefügt: cum insigni dote sacravit.

In diesem Gebäude stellte Bellmont in den nächsten 5 Jahren unter Beihilfe Cromharts, den er mit einem Gehalte von 60 Talern als seinen Substituten angenommen hatte, die Boineburgischen Bücher und die des Collegium majus auf. Im November 1728 lud er durch ein Programm ad bibliothecam universitatis Hieranae Boineburgicam statis diebus horisque frequentandam ein. Das

Gebäude beherbergte die Bibliothek bis 1768. Dann ließ man es wieder verfallen. 1823 ging es in den Besitz der Stadt über und nahm bis 1875 die Pfandleihanstalt auf. Seitdem war es als Schuhfabrik eingerichtet, brannte aber 1899 ab. Die Reste wurden abgebrochen, und eine neue Schuhfabrik errichtet. Der große Stein, der die Widmung trägt, wurde den städtischen Sammlungen überwiesen.

Bellmont starb 1740. Sein Nachfolger wurde sein ältester Sohn, der am 31. Januar 1718 in Erfurt geborene Johann Arnold Bellmont. Sein Leben war bewegter, als das seines Vaters. Obgleich er noch sehr jung war, hatte er sich doch schon so vorteilhaft hervorgetan, daß der Bischof von Bamberg und Würzburg, Graf Schönborn, ihn unter den beiden von der Universität Vorgeschlagenen zum Professor und Bibliothekar wählte. Außerdem bekleidete er noch hohe Ämter. 1749 wurde er älterer Bürgermeister, 1754—1758 Rektor der Universität, 1759 Stadtschultheiß und kurfürstlicher Geheimer Rat. Sein Kurfürst Johann Friedrich Karl schätzte ihn sehr und übertrug ihm sogar 1762 nach dem Tode des Statthalters von Warsberg die Oberaufsicht bei allen Behörden in Erfurt. Im siebenjährigen Kriege waren manche Unordnungen in Erfurt eingerissen, und der Kurfürst mußte scharfe Dekrete erlassen, die dem Bellmont Schuld gegeben wurden. So entspann sich gegen ihn und den Geheimrat v. Lyncker eine förmliche Kabale. Sie brach aus, als der Kurfürst am 4. Juni 1763 starb und Emmerich Joseph sein Nachfolger wurde. Verschiedener Vergehen beschuldigt, wurde Bellmont 1764 von seinen Ämtern suspendiert und am 4. Juni 1765 förmlich abgesetzt. Bis 1781 lebte er nun in völliger Zurückgezogenheit auf seinem Gute Geschwenda bei Arnstadt. In diesem Jahre rief ihn Friedrich Karl Joseph, der letzte der Mainzer Kurfürsten (Dalberg nicht mitgerechnet), auf die ehrenvollste Weise als Geheimen Rat, Regierungs- und Kammerdirektor und Stadtschultheiß nach Erfurt zurück. 1782 ernannte ihn unsere Akademie zu ihrem Mitgliede. Beim Übergang der Stadt an Preußen 1802 wurden ihm seine Ämter vorläufig bestätigt. Er starb am 27. Januar 1803 (s. Erhard in Ersch und Gruber I 8).

Ende 1761 hatte Bellmont, da er kränklich war und durch neu übernommene Ämter, z. B. das des Stadtschultheißen, anderweitig belastet wurde, Professur und Bibliothek gegen eine jähr-

liche Entschädigung von 60 Talern an den Professor Adam Ignaz Turin abgegeben. Von 1765 an bezog dieser das volle Einkommen. Während seiner Amtszeit wurden die Bücherbestände nach ihrem jetzigen Standorte geschafft. Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß die Juristenschule zur Aufbewahrung von Büchern ungeeignet war, da sie im Überschwemmungsgebiete der Gera lag und die Bücher im Erdgeschosse sehr unter der Feuchtigkeit zu leiden hatten. Bei Gelegenheit der Restauration der Universität im Jahre 1768 ließ daher der Kurfürst Emmerich Joseph die Bücherschätze nach dem 2. Stockwerke der Wage am Anger schaffen (Bellmonts sen. ursprünglicher Plan). Zunächst genügte der große, nach dem Anger gelegene Saal, an dessen Rückwand und Seitenwänden sich in halber Höhe eine Galerie hinzieht. Es war der Festsaal des Kaufhauses. Die Bücher standen und stehen zum Teil noch in blauweiß gestrichenen, mit vergoldeten Leisten verzierten, vergitterten Schränken. In der Mitte der Rückwand befand sich ein Alkoven, dessen Schränke die geographischen Bücher und Handschriften aufnahmen. Dem Alkoven gegenüber stand das lebensgroße Ölgemälde Boineburgs, das jetzt im Ausleihezimmer der Bibliothek hängt. (Arnold, S. 191.) Das 1. Stockwerk des Gebäudes enthielt die Gewürzniederlage der Kaufleute. Daher sind die älteren Bücherbestände noch jetzt von einem eigentümlichen würzigen Geruche erfüllt.

Turin starb am 11. Februar 1777. Nach seinem Tode veranlaßte die Bibliothek einen ziemlich unerquicklichen Streit zwischen der Regierung und der Universität, dessen genauere Darlegung hier zu weit führen würde. Seit 1769 stand die Universität unter der Jurisdiktion der Regierung. Drei Jahre später wurde der jugendliche Karl Theodor von Dalberg Statthalter, und alsbald ging durch alle Zweige der Verwaltung ein frischer Zug. Die Bibliothek war in den Jahren 1723—1728 von Bellmont aufgestellt worden. Wahrscheinlich hat hierbei Cromhart die Hauptarbeit getan, denn nach dessen Tode blieb als zweite Arbeit die Anfertigung eines Kataloges übrig, und in dieser Hinsicht geschah so gut wie nichts. Der jüngere Bellmont hatte zu viele Ämter, um sich ausreichend um die Bibliothek bekümmern zu können. Von Turins Tätigkeit ist zu wenig bekannt. Zwar war 1768 die Bibliothek nach dem Anger verlegt worden und angeblich 1770 ihre Aufstellung vollendet. Der

Regierung war aber nicht unbekannt geblieben, daß selbst sieben Jahre später die Bücher noch nicht ganz nach den Disziplinen geordnet waren und daß von dem Katalog nur ein schwacher Anfang vorhanden war. Turins Tod gab ihr Veranlassung auf die Universität einen Druck auszuüben. Sie forderte sofort der Witwe Turins die Bibliothekschlüssel ab und bestellte bis zur Ernennung eines neuen Bibliothekars den ältesten Regierungsrat, Heiland, zur Verwaltung. Die Universität belegte wegen der nach ihrer Ansicht unrechtmäßigen Abgabe der Schlüssel die Witwe erst mit 5, dann mit 20 Talern Strafe und ließ die Bibliothek versiegeln. Die Regierung ließ die Siegel abreißen und verlangte von der Universität, daß die Bibliothek sofort in Ordnung gebracht würde. An den Mißständen sei allein die Universität Schuld, welche die ihr obliegenden jährlichen Visitationen nicht abgehalten habe. Das Gehalt von 50 Talern wollte die Regierung innebehalten und zur Anschaffung nützlicher Bücher verwenden, bis der Bibliothekar (hierzu war schon Dieterich in Aussicht genommen) sein Amt cum inventario oder catalogo übernehmen könne. Die Universität wandte sich in Beschwerden, deren Ausdrücke entschieden zu weit gingen, an den Kurfürsten. Die Regierung hatte aber auch gefehlt, denn sie hatte die Oberaufsicht über die Bibliothek und hätte sich früher um sie bekümmern können. Schließlich kam eine Einigung zustande. Am 21. August 1777 zeigte die Universität dem Kurfürsten an, daß der derzeitige Patron die Professur dem Assessor der juristischen Fakultät Karl Friedrich Dieterich (geb. zu Erfurt am 23. August 1734) übertragen habe und bat um Rückgabe der Schlüssel und um eine Instruktion für ihr Verhalten beim Tode des Bibliothekars. Die Regierung gab aber die Schlüssel nicht sofort heraus, denn die Universität bittet am 15. September erneut darum. Von der letzteren wurde nunmehr die Anfertigung eines Kataloges und eine Instruktion für den Bibliothekar gefordert. Sie reichte die alte Boineburgische Instruktion ein, an der sie nichts zu ändern fand. Am 28. März 1778 genehmigte endlich der Kurfürst diese Instruktion. Nur die Wahl des Gehilfen (§ 6) solle nicht mehr im Belieben des Bibliothekars stehen, sondern unter Mitwirkung der Universität geschehen, damit nicht wieder ein so unwissender Mann, wie Turins Gehilfe, der Medner hieß, dieses Amt erhielte. Unter demselben Datum forderte der Kurfürst die Regierung auf, von Zeit zu Zeit

nachzusehen, ob die Bibliothek richtig verwaltet werde und ob ein Katalog gemacht werde. Im Falle des Todes des Bibliothekars solle der Rector magnificus bis zur Anstellung eines Nachfolgers die Bibliothekschlüssel an sich nehmen.

Dieterich machte sich sofort an die Anfertigung des Kataloges, wobei er von dem Augustiner Prof. Dr. Zwierlein, Prof. Dr. Weißmantel und Prof. Dr. Pingel unterstützt wurde (Erhard, S. 356). Schon 1782 war der Katalog vollendet. Er ist noch vorhanden. Von sechs Bänden enthalten drei den alphabetischen, drei den Standkatalog, der 9364 Werke verzeichnet. Er ist wenig einheitlich eingeteilt in Theologie, Jurisprudenz, Geschichte, Philosophie, Philologie, Medizin und Miscellanea. In der Philosophie sind mit untergebracht Physik, Mathematik, Nationalökonomie, Landwirtschaft, Naturkunde. Der 2. Band des Standkataloges, der die juristischen Werke enthält, ist heute noch gültig. 1786 erhielt die Bibliothek einen bedeutenden Zuwachs, indem Kurfürst Friedrich Karl Joseph die Bücher des 1772 aufgehobenen Jesuitenkollegiums mit ihr vereinte. Ausgenommen waren (nach Schorchs Bericht vom 3. Juli 1817) die philologischen und geographischen Bücher, die dem katholischen Gymnasium überwiesen wurden. Entgegen der Boineburgischen Bestimmung, wonach alle späteren Zugänge in der Bibliothek aufgehen sollten, wurden diese Bücher mit besonderem Katalog in einer Nebenkammer nach dem Hofe hinaus aufgestellt. Da die Jesuitenbibliothek viele Ketzerbücher, nach Motschmann (I 101) gegen 1200, enthielt, wurde sie auch hier und da die Ketzerbibliothek genannt. Ihre Bestände wurden nicht verliehen.

Derselbe Kurfürst ließ 1796 die vom Stadtrat geschenkte ehemalige Ratsbibliothek dort aufstellen, aber auch getrennt, in einer anderen Nebenkammer, und noch dazu ohne Katalog, so daß an eine zweckmäßige Benutzung der Bücher gar nicht zu denken war.

War der Kurfürst so bemüht, den Bücherbestand der Bibliothek zu vermehren, so fügte er ihr andererseits ohne Absicht einen empfindlichen Schaden zu. Aus Anlaß einer Kündigung ließ er das von Boineburg zum Unterhalte der Professur und Bibliothek gestiftete Kapital zu vorteilhafterer Verzinsung als Hypothek auf das Rentamt Loreck am linken Rheinufer eintragen. Durch den Luneviller Frieden 1801 und den bald

folgenden Reichsdeputationshauptschluß gingen das linke Rheinufer und die dort angelegten Einkünfte der rechtsrheinischen Stiftungen an Frankreich verloren. Eine regelmäßige Vermehrung des Bücherbestandes erschien nun vor der Hand ausgeschlossen.

Das Erfurtische Gebiet wurde 1802 preußisch. Für Universität und Bibliothek traten nun trübe Zeiten ein. Die preußische Regierung faßte ernstlich den Gedanken einer Aufhebung der Universität ins Auge, und man fürchtete, daß die Stadt auch die schöne Bibliothek verlieren könnte. Einen Aufschub in diesen Erwägungen brachte der unglückliche Krieg von 1806, durch den Erfurt für eine Reihe von Jahren in französischen Besitz überging. Als Napoleon in den glanzvollen Herbsttagen des Jahres 1808 in Erfurts Mauern weilte, bat ihn eine Deputation der Universität am 30. September um seine Fürsorge. Napoleon versprach viel, hielt aber wenig. Am besten kam die Bibliothek weg. Sie erhielt zur Anschaffung von Büchern und zur Besoldung des Bibliothekars jährlich 300 Taler. Außerdem wurden ihr die Bibliotheken der schon vor der Napoleonischen Zeit im März 1803 aufgehobenen Klöster, des Benediktinerklosters auf dem Petersberge und des Karthäuserklosters, sowie des Severistifts überwiesen. Am 31. Januar 1810 brachte das Consilium academicum, für das Muth und Wunderlich zeichneten, in Nr. 9 des Wöchentlichen Erfurtischen Intelligenzblattes dies zur Kenntnis des Publikums und forderte zur Rückgabe ausgeliehener Bücher dieser Bibliotheken, deren Verbleib nicht nachzuweisen war, an den Conservateur der Universitätsbibliothek, Prof. Wunderlich, auf.

Es muß hier noch nachgetragen werden, daß Dieterich 1805 starb. Die Boineburgische Professur wurde nicht wieder besetzt. Das Bibliothekaramt erhielt Jakob Dominikus, aber ohne einen Pfennig Gehalt zu bekommen. Über ihn vergl. die Monographie von A. Pick: Professor Jakob Dominikus, der Freund des Koadjutors von Dalberg, Hamburg 1894. 1762 in dürftigen Verhältnissen in Rheinberg als Landsmann des Amplonius geboren, erhielt er in dieser Eigenschaft eine Freistelle am Collegium Amplonianum zu Erfurt. Er studierte hier mit solchem Eifer, daß er schon 1784 die philosophische Magisterwürde erwarb. 1787 habilitierte er sich. Dalberg war dem jungen Dozenten sehr gewogen, verschaffte ihm eine gute Hofmeisterstelle bei dem Grafen von Stadion, ließ ihn die nächsten Jahre in der Statthalterei wohnen und vertraute ihm die Aufsicht über seine reiche

Privatbibliothek an. 1789 wurde Dominikus außerordentlicher Professor und hielt nun besonders geschichtliche Vorlesungen. Auch zur Akademie der Wissenschaften stand er in engster Beziehung. Seit dem 2. Januar 1792 ihr Mitglied, wurde er 1804 nach der Versetzung Bellermanns ihr Sekretär. Ende des 18. Jahrhunderts wurde er Lehrer der Geschichte an dem katholischen Gymnasium Emericianum, einer Gründung der Jesuiten, das seit 1773 von den Augustinermönchen (im jetzigen Militärkasino) geleitet wurde. 1801 wurde er ordentlicher Professor und 1805 Bibliothekar. Er verwaltete die Bibliothek jedoch nur in den ersten Jahren. Als er 1809 erster Rat der neu eingerichteten Finanz- und Domänenkammer für Erfurt und Blankenhain geworden war, übertrug er die Bibliotheksgeschäfte dem Professor und Universitätssekretär Wunderlich und nach dessen baldigem Fortzug nach Heiligenstadt dem Professor Schorch.

1810 wurden die beiden Klosterbibliotheken übergeführt. Sie waren in voller Unordnung. Die Karthäuserbibliothek hatte gar keinen Katalog, der des Peterklosters war unvollständig. Welche Werke aus den verschiedenen Klöstern stammen, wird sich in den nächsten Jahren ergeben, wo ich die älteren Bestände der Bibliothek auf die Provenienz hin durchforschen werde; alle Bücher enthalten einen oder mehrere Besitzvermerke. Aus dem Karthäuserkloster scheinen besonders homiletische und patristische Werke zu stammen, aus dem Peterkloster geschichtliche, leider aber war der größere Teil der berühmten Bibliothek, die zuletzt unter der Leitung des gelehrten Abts Placidus Muth stand, während der Franzosenzeit in nicht mehr aufzuklärender Weise verschwunden.

Als Professor Schorch sich zum Severistift begab, um die dortige Bibliothek in Empfang zu nehmen, erklärte ihm der derzeitige Offiziant des Stifts, Rendant Sybel, daß eine Bibliothek nicht vorhanden sei. Schorch begnügte sich mit dieser Erklärung. Im Herbst 1817 ließ die preußische Regierung neue Nachforschungen anstellen. Es ergab sich, daß das Stift nie eine eigentliche Bibliothek, keinen Bibliothekar und keinen Katalog gehabt hatte. Zur Übung für angehende Geistliche waren nur wenige dogmatische, kasuistische und Choralbücher angeschafft und in einem besonderen Lokale der Kirche, an Doppelpulte angekettet, aufbewahrt worden. Diese sind vielleicht zum Teil nach der Säkularisation des Stifts 1803 beiseite geschafft worden.

Der Rest ist zehn Jahre später zugrunde gegangen. Vom 29. November 1813 bis zum 6. Januar 1814 diente die Kirche nämlich während der Belagerung Erfurts durch die Preußen einem französischen Bataillon als Unterkunft, Kochraum und Lazarett. Die Franzosen erbrachen alle Türen, nahmen, was sie brauchen konnten, und warfen das übrige zum Fenster hinaus. In den Läden der Bäcker und Fleischer fanden die Bücher als Einwickelpapier ihr Ende. Wissenschaftlich war nach Muths Gutachten von 1817 nicht viel verloren. Er zitiert die Äußerung eines französischen Bücherkorsaren, der diese Bibliothek ein Rattenfutter nennt. Bedauerlich ist, daß auch das Archiv des Stifts erbrochen und, so weit nicht gestohlen, dem Pöbel preisgegeben wurde. So wurden die wichtigsten Urkunden, Zinsbücher usw. vernichtet.

In der Boineburgischen Universitätsbibliothek waren nun in den nach dem Hofe zu gelegenen Zimmern die Bibliotheken des Jesuitenkollegs, des Rats von Erfurt, des Karthäuser- und des Peterklosters eingestellt worden. Dominikus hatte zu viele Amtsgeschäfte und Schorch war zu kränklich, um eine Neuordnung der Bücher vornehmen zu können. Deshalb erhielt der junge Heinrich August Erhard den Auftrag die Bücher zu ordnen. Niemand hat sich um die Nutzbarmachung der Bücherschätze damals so viele Verdienste erworben wie dieser Mann. Sein Wirken ist um so anerkennenswerter, als sich ihm beim Ordnen der Bücher immer wieder neue Schwierigkeiten in den Weg stellten. Erhard war am 13. Februar 1793 in Erfurt geboren, studierte dort und in Göttingen Medizin, habilitierte sich in seiner Vaterstadt für Medizin und Philosophie und wurde 1813 außerordentlicher Professor. 1814 war er erst im Erfurter Militärlazarett tätig und leitete dann das Provinziallazarett auf dem Ratsfelde bei Frankenhausen. An dem Feldzuge 1815 nahm er als Oberarzt teil. Nach seiner Rückkehr hielt er wieder Vorlesungen. Nach der Aufhebung der Universität widmete er sich literarischen Arbeiten. 1820 war er außerordentlicher wissenschaftlicher Hilfslehrer am evangelischen Gymnasium. 1821 wurde er mit der Organisation des Regierungsarchivs beauftragt, und 1822 wurde ihm die Leitung der nunmehr königlichen Bibliothek übertragen. 1824 wurde er als Archivar des Provinzialarchivs nach Magdeburg versetzt, 1831 in gleicher Eigenschaft nach Münster, und hier starb er den 22. Mai 1851.

In allen freien Stunden der Zeit, die Erhard in Erfurt zubrachte, widmete er sich mit größtem Eifer der Bibliothek. 1810 erhielt er den Auftrag Kataloge der neuerworbenen Bibliotheken aufzustellen. Er nahm den Auftrag an, verfehlte aber nicht, auf das Zweckmäßige einer Verschmelzung der fünf Sammlungen aufmerksam zu machen. Diesen Gedanken verfolgte er weiter, als er 1814 Custos geworden war.

Zwei Jahre später entschied sich das seit 1802 unsichere Schicksal von Universität und Bibliothek. Eine am 24. Sept. 1816 von Teplitz aus erlassene Kabinettsorder verfügte die Aufhebung der Universität. Durch eine Ministerialverfügung vom 17. Oktober desselben Jahres wurde die ehemalige Universitätsbibliothek in eine an Ort und Stelle verbleibende öffentliche königliche Bibliothek umgewandelt. Gleich darauf erhielt sie einen neuen Zuwachs, indem die noch vorhandenen Mitglieder der medizinischen Fakultät, Bernhardi als Dekan, Erhards Vater und Thilow, ihr die Büchersammlung der Fakultät überließen. Den Grundstock zu der letzteren hatte ein Vermächtnis des Lizentiaten der Medizin Joh. Karl Müller gegeben, der 1718 gestorben war. Sie wurde im Laufe des 18. Jahrhunderts durch Ankäufe und Geschenke vermehrt, galt aber dem Müllerschen Testament zufolge mehr als Privateigentum der Mitglieder der Fakultät und hatte deshalb fast immer in der Wohnung des Dekans ihren Platz. Die an medizinischen Büchern arme Boineburgische Bibliothek erhielt dadurch eine schätzenswerte Vermehrung.

Im Frühjahr 1817 schied Dominikus aus Erfurt, da er als katholischer Kirchen- und Schulrat nach Coblenz versetzt wurde; dort starb er schon am 17. Juli 1819. Am 15. Februar zeigte Dominikus der Königlichen Regierung seine Versetzung an und legte seine Stelle als Oberbibliothekar nieder. Zu seinem Nachfolger empfahl er den Professor Schorch. Zugleich bat er darum, diesem den vollen Jahresgehalt pünktlich zu zahlen, ihm selbst sei er seit 1805 rückständig. Schorch wurde zum Bibliothekar ernannt und blieb es bis zu seinem Tode am 27. Januar 1822. Um die Bibliothek hat er sich aber nicht viel gekümmert. Nur selten ließ er sich in ihren Räumen sehen. Die Hauptarbeit fiel auch in der Folgezeit Erhard zu. Am 6. August 1817 erhielt er den Auftrag, für eine bessere Nutzbarmachung der Bibliothek zu sorgen. Gegen eine tägliche Entschädigung von 12 Groschen

sollte er unter Beihilfe des Leutnants a. D. Schier die juristischen und die medizinischen Bücher und die der Exjesuitenbibliothek katalogisieren. Schier schied bald aus, da er in der vorgerückten Jahreszeit seiner Gesundheit wegen in den kalten Sälen nicht arbeiten konnte; ein heizbares Arbeitszimmer war noch nicht vorhanden. So mußte sich Erhard mit Gymnasiasten behelfen. Die Ausführung seines Lieblingsgedankens, die Herstellung einer einheitlichen Bibliothek, schien ihm zu viel Zeit in Anspruch zu nehmen. Er ließ deshalb den theologischen, juristischen und historischen Teil des Boineburgischen Katalogs bestehen und trug die neu hinzugekommenen Bücher in einem Supplementband ein. In den übrigen Fächern vereinigte er alle Bibliotheken, ordnete sie neu und schickte sich an, den Katalog darüber niederzuschreiben, als seine Arbeit durch einen neuen, sehr erheblichen Zuwachs unterbrochen wurde.

Der Statthalter Dalberg, der seit 1787 Koadjutor des Erzstifts Mainz gewesen war, war 1802 Kurfürst geworden und mußte aus Erfurt scheiden, wo er sich so wohl gefühlt hatte und das ihm in vielen Beziehungen zu großem Dank verpflichtet war. An Geschenken ließ er unter anderem zurück ein großes Ölgemälde, Christus am Kreuze darstellend, der Lorenzkirche, seine Kupferstichsammlung der Zeichenakademie, die er selbst 1789 gegründet hatte, und seine kostbare Privatbibliothek den beiden Gymnasien zu gleichen Teilen. Die letztere umfaßte gegen 5500 Bände. Sie wurde nach Anordnung Dalbergs unter Aufsicht des Prälaten Placidus II. als 1. Vorstehers des katholischen Gymnasiums, des Direktors des evangelischen Gymnasiums Joh. Joach. Bellermann und des schon als Bibliothekar dieser Bücherei genannten Prof. Dominikus möglichst gleich verteilt und verlost. Auf katholischer Seite fungierten als Gehilfen Direktor Scheiblein, Professor Fischer und der Aktuar der Königlichen Schul- und Exjesuitenfondskommission Dr. Breitenbach; auf evangelischer Seite die Professoren Ritschl sen. und jun., Herrmann und Möller. Über diese Verteilung und den Inhalt der Bibliothek machte Bellermann einige Mitteilungen in der Thüringischen Vaterlandskunde, 3. Bd., Erfurt 1803, S. 17–23.

Das evangelische Ratsgymnasium (vgl. darüber Thiele: Die Gründung des e. R. zu Erfurt 1561 und die ersten Schicksale desselben. Erfurt 1896), das in dem Augustinerkloster in der Augustinerstraße untergebracht gewesen war, ging 1820 ein. An

seiner Stelle wurde am 2. Juni d. J. in der Eichengasse das neue evangelische Gymnasium eröffnet, das später königlich wurde. Dieses hatte für die Dalbergsche und die eigene, 1797 von Bellermann begründete Büchersammlung keinen Platz mehr, und so wurde im Oktober d. J. die gesamte Gymnasialbibliothek mit der Königlichen Bibliothek vereinigt. Die vorgesetzte Behörde ging hierbei von dem Grundsatze aus, daß eine große Bibliothek mehr nutze als mehrere kleine, und daß Lehrer und Schüler des Gymnasiums die gesamte Königliche Bibliothek mit Gewinn benutzen könnten.

Um dieselbe Zeit ging das Schottenkloster ein, über das 1803 bestimmt worden war, daß es nicht aufgehoben werden, sondern eingehen solle. Die physikalischen Apparate kamen zum Teil in das neugegründete evangelische Gymnasium, die Bücher, vorwiegend mathematischen und naturwissenschaftlichen Inhalts, in die große Bibliothek.

Hierher kam auch bald der dem katholischen Gymnasium geschenkte Teil der Dalbergschen Bücher. In den im Anfang erwähnten Nachrichten hatte Erhard S. 365 den Wunsch ausgesprochen, daß auch dieser, der bis jetzt so wenig benutzt würde, nunmehr zu einem Teile der großen Bibliothek erhoben würde. Beide würden dadurch an Gemeinnützigkeit gewinnen. Erfurt würde sich einer Boineburgisch-Dalbergischen Bibliothek erfreuen, und die Namen dieser beiden großen, um die Wissenschaften wie um Erfurt insbesondere so hochverdienten Männer würden im schönen Verein im Munde der dankbaren Nachwelt, die Wissenschaften liebt und Verdienste ehrt, unwandelbar fortleben. Dieser Wunsch wurde durch das Ministerium, dem Erhard seine Nachrichten übersandt hatte, bald erfüllt. Der katholische Anteil der Dalbergschen Büchersammlung oder, wie sie seiner Zeit genannt wurde, der kurerzkanzlerischen Bibliothek, war von 1802 an von Breitenbach geordnet und Anfang 1805 dem Direktor Scheiblein übergeben worden. Dieser wohnte dem Gymnasium gegenüber in dem alten Jesuitenkollegium, wo er schon die dort verbliebenen Teile der Jesuitenbibliothek verwaltete, zu denen nun die Dalbergschen Bücher kamen. Einige Jahre später, in der Franzosenzeit, kaufte der Kammerassessor a. D. Soller das Kollegium. Scheiblein mußte ausziehen, hatte aber in seiner neuen Wohnung für die Bücher keinen Platz. Auf Veranlassung der französischen Kammer gab daher der Augustinerkonvent im

Kloster (dem jetzigen Militärkasino) zwei Zimmer her. In den Händen der Augustinermönche lag, wie erwähnt, seit 1773 hauptsächlich der Unterricht am katholischen Gymnasium. Der Pater Professor Lucas Zwierlein erhielt die Verwaltung der Bibliothek. Die Überführung geschah ohne Kontrolle durch Gymnasiasten. Während der Belagerung Erfurts erhielten Anfang Januar 1814 die Konventualen plötzlich die Weisung binnen 24 Stunden das Kloster zu räumen, das in ein Lazarett verwandelt werden sollte, und nach dem Jesuitenkollegium zu gehen. Auch die Bücher sollten denselben Tag fort. Es wurde gedroht, daß sie sonst auf die Straße geworfen würden. Zwierlein erlangte durch Vermittlung der Einquartierungskommission, daß Soller bereit war die Bibliothek aufzunehmen. Er eilte mit Gymnasiasten nach dem Kloster zurück, fand aber die Korridore schon mit Verwundeten angefüllt und die Tür zur Bibliothek erbrochen. Später vermißte er eine Sammlung schöner Handschriften. Die Bücher wurden nun in Eile auf Wagen geworfen und nach der Schlösserstraße gefahren. Aus Mangel an Raum wurden ihnen zwei fensterlose Dachkammern angewiesen. Dort ruhten die Bücher, ohne Ordnung auf einem Haufen liegend, bis 1822. Die Schlüssel zu den Kammern hatte Zwierlein. Der Direktor des katholischen Gymnasiums, Abt Muth, hatte gar kein Interesse an den Büchern. Während im Kloster, wenn auch in sehr geringem Maße, gegen Empfangsscheine Bücher ausgeliehen worden waren, hörte dies von 1814 an gänzlich auf. Am 4. Mai 1822 ordnete das Ministerium die Überführung der 2. Hälfte der Dalbergschen Bücher und der Jesuitenbibliothek in die große Bibliothek an. Im Juni erhielt Erhard den Auftrag, die Bücher in den allgemeinen Katalog einzureihen, aber immer dabei zu vermerken, ob sie dem evangelischen oder katholischen Gymnasium gehörten. Sich ergebende Doubletten sollten zum Verkauf ausgesondert werden. Solcher Doubletten gab es sehr viele. Schon einmal, vom 7. Januar 1817 an hatte in der Wohnung des derzeitigen Kustos der Bibliothek Leutnant a. D. Pingel, Nauwerk 35, eine Versteigerung von Doubletten stattgefunden. Das gedruckte Verzeichnis umfaßte auf 64 Seiten in kleinem Oktav 1362 Bände.

In demselben Jahre 1822 wurde das Augustinerkloster, dessen Mitglieder seit 1814 in dem Jesuitenkollegium gewohnt hatten und nicht wieder nach der Regierungsstraße zurückgekehrt waren, aufgehoben. Seine Bibliothek, die nach Erhard

in einem chaotischen Zustande war, wurde der Königlichen Bibliothek überwiesen. Das Jesuitenkollegium wurde Michaelis d. J. von dem evangelischen Gymnasium bezogen, das bis zum 1. Juli 1896 in seinen Mauern weilte. Das katholische Gymnasium, das in den letzten Jahren nur noch Progymnasium war, wurde 1834 aufgehoben.

Ostern 1822 war Erhard an Stelle des am 27. Januar verstorbenen Schorch Bibliothekar geworden. Schon vorher hatte er alle Geschäfte allein besorgt, und auf seinen Antrag wurde die Stelle eines Unterbibliothekars, die er innegehabt hatte, nicht wieder besetzt, die dafür ausgesetzten 40 Taler wurden mit zur Anschaffung von Büchern verwandt. Sein Gehalt betrug 100 Taler. Das Ministerium zeigte sich aber geneigt, diese Besoldung zu erhöhen, falls die Fonds es gestatteten. Nachdem Erhard sodann noch eine Instruktion für den Bibliothekar und eine Benutzungsordnung ausgearbeitet hatte, die am 11. Juni d. J. die ministerielle Genehmigung fanden und im wesentlichen noch heute gültig sind, begann er nun, trotzdem seine Haupttätigkeit (seit dem Dezember 1821 bearbeitete er, anfangs mit Widerstreben, das Regierungsarchiv) den größeren Teil seiner Zeit in Anspruch nahm, das Riesenwerk einen neuen einheitlichen Gesamtkatalog herzustellen. Bewundernswert ist der Bienenfleiß, mit dem er gearbeitet hat, zumal er nur in der guten Jahreszeit sich in den Bücherräumen aufhalten konnte. Schon Weihnachten 1822 konnte er berichten, daß die Bücher des katholischen Gymnasiums und Schottenklosters ganz, die des Augustinerklosters zu zwei Dritteilen katalogisiert und mit der Boineburgischen und den früher aufgenommenen Klosterbibliotheken verschmolzen seien. Nur Theologie und Jurisprudenz seien noch getrennt. Im nächsten Jahre wollte er auch diese einheitlich gestalten und den vor 5 Jahren geschriebenen Katalog der von 1786 bis 1810 einverleibten Bibliotheken als Basis nehmen. Für das Ausleihen von Büchern usw. wurde ihm die Hilfe von Gymnasiasten in Aussicht gestellt. Letztere sollten aber ohne Bezahlung arbeiten, da einerseits es eine Ehre für sie wäre, andererseits sie aus dieser Beschäftigung reichen geistigen Gewinn ziehen könnten. Es meldete sich aber niemand. Wirksame Unterstützung fand Erhard nur durch den Vater unseres verstorbenen Stadtarchivars, Christian Heinrich Beyer, dessen Schwester Johanna er im Juni 1822 heiratete. Beyer ging

2 Jahre später mit seinem Schwager nach Magdeburg und schlug die Archivlaufbahn ein. Es sollte Erhard nicht vergönnt sein, sein großes Werk zu vollenden. Im Frühjahr 1824 wurde er nach Magdeburg an das dort neu eingerichtete Provinzialarchiv versetzt und mußte von dem Katalog die Abteilungen der klassischen Literatur, Medizin, Physik, Philosophie und Mathematik zu seinem lebhaften Bedauern seinen Nachfolgern überlassen.

Nach Erhards Weggang bewarben sich um die Bibliothekarstelle die Oberlehrer Dr. Mensing und Dr. Thierbach. Das Ministerium übertrug aber die Stelle vom 1. Oktober an dem Oberlehrer Dr. Große, da dieser nur 450 Taler Gehalt hatte. Während des Sommers verwaltete der Regierungsreferendar Beyer die Bibliothek.

Ernst Gottlieb Christian Große, der Vater des bekannten, aus Erfurt stammenden Dichters Julius Große, war der Sohn eines Pastors in Elxleben. Er kam 1820 besonders als Religionslehrer an das Erfurter Gymnasium und wurde 1824 Oberlehrer. In den ersten 6 Jahren vollendete er die Ordnung der Bibliothek, so daß im Frühjahr 1831 die Reinschrift des Kataloges beginnen konnte. Im Mai 1830 schied er aus seinem Hauptamt am Gymnasium aus und wurde Divisionsprediger. Dieser Berufswechsel hatte mehrfache Erörterungen über das Verhältnis der Bibliothek zu dem Gymnasium zur Folge. Bevor Große die Stelle eines Divisionspredigers annahm, hatte er von der Regierung die Zusicherung erhalten, daß er weiter Bibliothekar bleiben dürfe; denn falls ihm diese Nebeneinnahme entzogen würde, wollte er lieber Lehrer bleiben. Das Gymnasium und die ihm vorgesetzte Behörde, das seit 1825 eingerichtete Provinzialschulkollegium zu Magdeburg, vertraten den Standpunkt, daß die Bibliothek hauptsächlich für das Gymnasium bestimmt sei und daß bei der Festsetzung der Lehrergehälter auf dieses Nebeneinkommen Rücksicht genommen worden sei. Das Gymnasium hatte ferner 1820, wie oben gesagt, seine Bibliothek abgegeben, war 1822 in größere Räume gezogen und vermißte nun sehr eine Büchersammlung, die jedem Lehrer sofort zur Hand war. Denn wenn auch die Königliche Bibliothek bis zum Jahre 1848, wo das Gymnasium anfing eine eigene Lehrerbibliothek zu schaffen, vornehmlich dessen Wünsche berücksichtigte (daher ihr reicher Schatz an älteren Werken der klassischen Philologie), so war doch ihre Benutzung immerhin um-

ständlich. Das Provinzialschulkollegium beantragte daher, die Bibliothek unter sein Ressort zu stellen und für ein dem Gymnasium angehöriges Institut zu erklären. Das Ministerium gab diesem Antrag nach, nahm aber auf eine ausführlich begründete Vorstellung der Regierung am 11. November d. J. seine Genehmigung zur Abgabe der Bibliothek an das Gymnasium wieder zurück. Bezüglich des Bibliothekars bestimmte es, daß hinfort nur qualifizierte Lehrer des Gymnasiums in Betracht gezogen werden sollten, da der Divisionsprediger zu oft von Erfurt abwesend wäre.

Die Bibliotheksarbeiten hatten bisher sehr unter dem Mangel eines heizbaren Arbeitszimmers gelitten. Neben der Bibliothek lag noch ein Raum (das jetzige Arbeitszimmer), in dem unter Verwaltung des Professors Thilow die anatomischen Präparate der ehemaligen Universität aufgehoben wurden. Am 30. Juni 1830 verfügte nun die Regierung, daß dieses Zimmer geräumt und als Arbeits- und Lesezimmer für die Bibliothek eingerichtet werden sollte. Die brauchbarsten Apparate wurden der chirurgischen Lehranstalt in Magdeburg überwiesen, die übrigen veräußert. Die Stube wurde zunächst noch bis Mitte Oktober dem 31. Infanterieregiment als Schneiderwerkstatt zur Anfertigung neuer Montierungsstücke für das 31. Landwehrregiment überlassen, dessen Kammer sich im 1. Stock des Gebäudes befand. Erst Ende Oktober wurde das Zimmer bezogen. Zur Verbindung mit den Bibliotheksräumen wurde eine Tür durchgebrochen.

Im folgenden Jahre stand der Bibliothek ein neuer Zuwachs in Aussicht. Der am 25. Januar 1807 zu Erfurt verstorbene Canonicus und Pfarrherr Agricola hatte in seinem Testament seine Bücher, die in 2 Teilen zu Erfurt und zu Naunenburg im Eichsfelde aufgestellt werden sollten, als einen unveräußerlichen, mit einem Aufwande von jährlich 5 bis 10 Talern zu vermehrenden Familienbesitz bestimmt. Wegen der Erbschaft entstand ein langwieriger Prozeß, während dessen die aus 5662 Bänden bestehende Sammlung in seit 1802 durch Verlegung der Bibliothek der Kaiserlichen Leopoldinisch-Carolinischen Deutschen Akademie der Naturforscher nach Erlangen leer stehenden Räumen des ehemaligen Augustinerklosters mangelhaft untergebracht wurden. Am 4. Dezember 1831 beantragte der Justizkommissarius Rötger, da sie hier verkämen, ihre Aufnahme in die große Bibliothek. Die Regierung lehnte dies aber ab, da die Bücher noch Familien-

besitz und außerdem nicht wertvoll genug wären. Die Agricola-Bibliothek steht jetzt noch in denselben Räumen, der Ministerialbibliothek angegliedert. Wenn beide einmal in den Räumen der Königlichen Bibliothek aufgestellt werden könnten, so würden ihre Schätze weit mehr nutzbar gemacht werden können. als es bis jetzt der Fall ist.

Sein neues Hauptamt hinderte Große doch weit mehr, als er erwartet hatte, sich der Bibliothek zu widmen. Im September 1830 zog er mit der Division ins Manöver. Die Division ging dann gleich nach Cöln, da die Julirevolution nach Deutschland überzugreifen drohte. Dort blieb Große bis zum 3. März 1831. Er erhielt dann einen kurzen Urlaub, mußte aber wieder vom 16. Mai d. J. bis Ende August 1832 nach Cöln zurückkehren. Während der ersten Abwesenheit vertrat ihn der Gerichtsamtmann Keferstein (in unserer Akademie während seines langen Lebens, er starb 1884 als Justizrat, hervorragend tätig). Während seiner zweiten Abwesenheit vertrat ihn Kritz. Am 1. Juni 1833 wurde Große als Oberprediger des 4. Armeekorps nach Magdeburg versetzt. Sein Nachfolger wurde Kritz.

Justus Friedrich Kritz war 1798 in Kühnhausen bei Erfurt geboren. Nachdem er Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen und Hilfslehrer am Grauen Kloster und am Köllnischen Gymnasium in Berlin gewesen war, kam er Ostern 1824 als Oberlehrer nach Erfurt. 1835 wurde er Professor. Ein witziger Gesellschafter, in politischer Hinsicht sehr freisinnig, war er eine populäre Persönlichkeit und allgemein geachtet wegen seiner gründlichen allgemeinen und besonderen philologischen Kenntnisse (von ihm stammt eine wertvolle Ausgabe des Sallust). In der Weltgeschichte interessierte ihn besonders der Einfluß der leitenden Persönlichkeiten. Deshalb schaffte er z. B. auf der Bibliothek Vehses Geschichte der deutschen Höfe an. Körperliche Leiden hinderten ihn später, seiner Beschäftigung in gewohnter Weise nachzugehen. 1854 wurde ihm ein Fuß abgenommen, was ihm auf den steilen Treppen der Bibliothek sehr hinderlich war. In den letzten Jahren seines Lebens vegetierte er nur noch infolge eines Gehirnleidens. Er starb am 21. April 1869.

Kritz führte zunächst den Standkatalog zu Ende, zu dem die Vorarbeiten von Erhard und Große gemacht worden waren. Dann erwarb er sich große Verdienste um die Erhaltung der

Amplonianischen Bibliothek, der in den ersten Jahren seiner bibliothekarischen Tätigkeit der Untergang drohte.

Ich trage hier zunächst das Wichtigste aus der Geschichte der Bibliotheca Amploniana nach, über die Schum in der Vorrede seines 1887 erschienenen Beschreibenden Verzeichnisses der Amplonianischen Handschriftensammlung zu Erfurt ausführlich berichtet. Die Sammlung war ursprünglich Privatbesitz des um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts lebenden, 1394 zum 2. Rektor der Erfurter Universität erwählten Gelehrten Amplonius Ratinck aus Rheinbergen bei Xanten oder de Berka, wie er sich der Sitte der Zeit nach nannte. 1412, als sich Amplonius schon in Köln befand, gründete er in Erfurt das nach ihm benannte Collegium Amplonianum. Der Erfurter Rat gab hierzu ein ansehnliches Gebäude in der Michaelisstraße, Zur Himmelspforte oder „ad portam coeli", frei von allen Lasten erb- und eigentümlich, übernahm die Verzinsung der gestifteten Kapitalien und die Verteilung der Zinsen an die Kollegiaten. Amplonius gab der Körperschaft das volle und ganze Eigentum an seiner Bibliothek, die damals 635 Bände umfaßte. Auch alle in Zukunft von ihm noch zu machenden Büchererwerbungen waren ausdrücklich in der Schenkung mit inbegriffen. Interessant ist, daß der von Amplonius in den Jahren 1400—1412 mit eigener Hand geschriebene Katalog seiner Sammlung noch erhalten ist. Der gesamte Bestand ist hier in einzelne Fächer eingeteilt und mit Nummern versehen. Dieselben Signaturen befanden sich an den Handschriften. Doch waren diese nicht in moderner Weise in Regalen aufgestellt, sondern lagen auf Pulten, unter denen sie fest angeschlossen waren. Über die Zukunft der Bibliothek enthält die Stiftungsurkunde nur die eine Bemerkung, daß, im Falle der Aufhebung der Erfurter Universität, es den Kollegiaten vorbehalten bleiben sollte, nach freier Wahl mit der Bibliothek nach irgend einer anderen Universität überzusiedeln. Nach einem unerquicklichen Streite mit dem Rate der Stadt erneuerte Amplonius seine Schenkung in einem zweiten Stiftungsbriefe vom 22. September 1423. Untergebracht waren die Handschriften in einem besonderen Raume, dem studorium, das neben dem allgemeinen Studiersaale lag und nur durch dieses betreten werden konnte. Die Kollegiaten bemühten sich nicht nur, die von Amplonius überkommenen Handschriften sorglich zu hüten, sondern sie kauften auch ältere Handschriften hinzu, stellten

später Kollegienhefte ein und legten nach Erfindung der Buchdruckerkunst auch eine Sammlung von Druckschriften an. In den späteren Jahrhunderten ließen es die Kollegiaten allerdings sehr an der nötigen Sorgfalt fehlen. So berichtet Weinrich 1713 (S. 298), daß er von der Amplonianischen Sammlung weiter nichts wisse, als daß dort die Codices trefflich konfus untereinander liegen, und auf manchem Buche ruhe der Staub zwei Finger dick. Ihr Zustand und die Gefahr des gänzlichen Verderbens bewogen schon Bellmont, am 20. Juli 1723 zu beantragen, sie getrennt und unter voller Wahrung des Eigentumsrechtes in der Boineburgischen Bibliothek aufzustellen oder ihr durch Kauf ganz einzuverleiben. Litt die Bibliothek so durch die Vernachlässigung, so hatte sie andere Abgänge dadurch, daß die Kollegiaten aus verschiedenen Gründen Handschriften verkauften. Das geschah besonders an den von 1695 bis 1729 als Kurfürst von Mainz regierenden Grafen Lothar Franz von Schönborn, der ein großer Bücherliebhaber war.

1765 wurden das Kollegium und die Bibliothek nach der Marktstraße in die alte Statthalterei übergeführt. (1872 wurde dieses Gebäude abgerissen. An seiner Stelle steht jetzt das Königliche Realgymnasium.) 1794 wurde der oben erwähnte Jakob Dominikus Dekan des Kollegiums. Um die Bibliothek machte er sich dadurch hochverdient, daß er sie der Verwahrlosung entzog, neu ordnete und der Benutzung wieder zugänglich machte. Zur Anschaffung neuer Werke ordnete er an, daß jeder neu eintretende Kollegiat vom ersten Jahre seines Stipendiums drei Taler an die Bibliothek zahlen mußte.

Die Aufhebung der Universität 1816 berührte das Kollegium insoweit, als Dominikus, der letzte Dekan und einzige Kollegiat, nach Koblenz versetzt wurde. In einer Eingabe an die Regierung vom 17. Dezember 1816 äußerte er sich dahin, daß zweckmäßig die Bibliothek des Collegii Amploniani mit der der ehemaligen Universität verbunden würde. Sie blieb aber vorläufig in der Himmelspforte. 1820 erhielt Erhard vom Ministerium den Auftrag, sie genau zu untersuchen und sich den Vorarbeiten zu einem beschreibenden, wissenschaftlichen Kataloge zu widmen. Nach der ihm zugehenden Instruktion bestand schon damals die Absicht, die wertvollen Bestände einer Universitätsbibliothek zuzuführen, die minder wertvollen zu verkaufen. Vermutlich wollte man sie nach Berlin führen, der Stadt das Kollegienhaus über-

lassen. Hiergegen erhob die Stadt Rheinberg Einspruch und beantragte ihre Verlegung nach Bonn. Ein neuer Statutenentwurf des Kollegiums vom Jahre 1825 bestimmte auch, daß die Bibliothek der Universitätsbibliothek in Bonn einverleibt werden sollte, mit Ausnahme der sich vorzugsweise zur Aufnahme in die Bibliothek zu Berlin eignenden Werke. Der König bestätigte diesen Entwurf nur, soweit er die Bibliothek nicht betraf, und so blieb sie in Erfurt. Sie mußte jetzt eine schlimme Zeit durchmachen. 1827 wurde das Gebäude vom Stiftungsfonds dem Magistrate zu Schulzwecken erst mietweise, dann käuflich überlassen. Die Bücher wanderten in das zu ebener Erde gelegene, feuchte und dumpfe, auch durch mangelhafte Fenster nicht gehörig gegen die Einflüsse der äußeren Witterung geschützte Sacellum, die ehemalige Hauskapelle. Hier wurde sie 1837 von dem verdienstvollen Regierungs- und Schulrat Graffunder und den Gymnasialprofessoren Thierbach und Kritz neu entdeckt. Man sah, daß die Bücher hier ihrem Untergange entgegengingen, und sofort wurden sie nach der Königlichen Bibliothek überführt und dort in dem letzten, nach dem Hofe gelegenen Zimmer untergebracht, in dem jetzt juristische Bücher stehen. Binnen zwei Jahren vollendete Kritz die schwierige Arbeit die vorhandenen 978 Bände neu zu ordnen und einen Katalog zu schreiben. 45 Codices waren durch Moder und Fäulnis so beschädigt, daß sie vernichtet werden mußten. In einem Berichte vom 4. Dezember 1840 an die vorgesetzte Behörde machte Kritz auf die wertvollen Bestandteile der Sammlung aufmerksam. Er hegte die Hoffnung, die Handschriften zu einem dauernden Bestandteile der Königlichen Bibliothek machen zu können, als der Kurator der Universität Bonn, auf den Statutenentwurf von 1825 zurückgreifend, beim Kultusministerium den Antrag stellte, die Bibliothek nach Bonn zu verlegen. Das Ministerium schien diesem Plane nicht abgeneigt. Dagegen trat aber Graffunder auf in einer Denkschrift vom 23. Juli 1841, worin er den nur auf die 1816 nicht erfolgte Verlegung der Bibliothek nach einer Universitätsstadt begründeten Besitzanspruch der Stadt Erfurt an die Sammlung betonte. Unterstützt wurde er hierin durch den Erfurter Magistrat. Das Ministerium ließ darauf den Plan der Verlegung fallen und bestimmte am 13. März 1842, daß die Amploniana gesondert in den Räumen der Königlichen Bibliothek aufgestellt und unter den für letztere

maßgebenden Bestimmungen benutzt werden solle. 1883 wurde sie in ein neu hergerichtetes, feuerfestes Gewölbe des 1. Stockwerkes überführt.

Der Wert der Amploniana besteht vor allem darin, daß sie uns, als noch fast vollständig erhaltene Privatbibliothek eines Gelehrten aus der Zeit um 1400 einzig in ihrer Art, das Handwerkszeug der Gelehrten jener Zeit vor Augen führt. Ist sie auch durch Schums ausführlichen Katalog jetzt bekannter, so sind ihre Schätze doch noch lange nicht ausgebeutet worden. Schuld daran wird hauptsächlich sein, daß sie einer Provinzialbibliothek angegliedert ist, die im Hinblick auf die großen Zentren des wissenschaftlichen Studiums, wo die Gelehrten alles nötige Rüstzeug zum wissenschaftlichen Arbeiten zur Hand haben, als eine entlegene gelten muß. In einem solchen Zentrum würden die Handschriften mit ganz anderem Gewinn bearbeitet werden können. Das beweist deutlich die Benutzungsstatistik. In den letzten 20 Jahren bin ich von hiesigen Einwohnern der einzige, der Amplonianische Handschriften gebraucht hat. Die Erfurter Handschriften der großen Bibliothek dagegen werden oft von hiesigen und auswärtigen Gelehrten, besonders solchen, die über die Geschichte Erfurts arbeiten, herangezogen. Nach auswärts werden jährlich im Durchschnitt 10 Handschriften verschickt. Die dreifache Zahl wird hier von durchreisenden Gelehrten eingesehen. Ein erweiterter Bestand von modernen guten Büchern würde unserer Stadt zu größerem Segen gereichen, als dieser Rest einer altehrwürdigen Vergangenheit, so kostbar er auch an sich sein mag.

Nach Schorchs Tode war auf Erhards Antrag die zweite Bibliothekarstelle nicht wieder besetzt worden. Erhard wollte die Geschäfte lieber allein besorgen und hielt sich auch für verpflichtet dazu, da die Bibliothekarsinstruktion von einer zweiten Stelle nichts erwähnte. Unter Kritz ergab sich jedoch die Notwendigkeit, einen zweiten Beamten dauernd anzustellen. Schon im Sommer 1844 hatte er, von der Gicht geplagt, eine Badereise antreten müssen und war von seinem Kollegen Professor Richter vertreten worden. Seine Beurlaubungen wurden dann häufiger, und deshalb wurde eine zweite Bibliothekarstelle in Aussicht genommen. Eine Kabinettsordre vom 15. Juni 1849 genehmigte die Einrichtung der zweiten Stelle mit einer Remuneration von 50 Talern. Sie wurde Richter übertragen, der schon seit

fünf Jahren Kritz in uneigennütziger Weise zur Hand gegangen war.

Johann Daniel Wilhelm Richter war geboren am 24. April 1796 in Seehausen i. Altmark in dürftigen Verhältnissen als Sohn eines Schlossers. Er erlernte selbst das Schlosserhandwerk. Mit 21 Jahren ließ ihn sein Bruder noch die Franckeschen Stiftungen in Halle besuchen. Er wurde als Unterquartaner aufgenommen und bestand schon 1820 sein Abiturientenexamen. Dann studierte er in Halle Theologie und Philosophie, promovierte 1825, habilitierte sich für alttestamentliche Theologie, ging aber am 1. Oktober 1826 an das Domgymnasium zu Magdeburg. 1828 kam er an das Gymnasium zu Erfurt, wurde im folgenden Jahre Oberlehrer und 1835 Professor. Als Bibliothekar entsprach er den Erwartungen nicht, die man in ihn gesetzt hatte, da er von der schwerfälligsten Unbehilflichkeit war und ihm die Eigenschaften des sich rasch Zurechtfindens, des Überblickens der gesamten Bibliothek abgingen. In den letzten Jahren seines Lebens war er ebenso wie Kritz in der Wahrnehmung der bibliothekarischen Geschäfte durch Krankheit verhindert. Er legte im Mai 1868 sein Amt nieder und starb am 25. Juli dieses Jahres.

Neben Richter bekam Kritz für einige Jahre noch eine zweite Hilfe, wenn man sie so nennen kann, in der Person des Professors Paulus Cassel. Als Sohn eines armen Handelsjuden am 27. Februar 1821 in Groß-Glogau in Schlesien geboren, studierte Cassel, der ursprünglich den Vornamen Selig hatte, unter großen Entbehrungen in Berlin besonders Geschichte und hörte hierin namentlich Leopold Ranke. Er wandte sich dann publizistischer Tätigkeit zu, wurde seit 1849 im literarischen Bureau des Ministeriums des Innern beschäftigt und 1850, als im März das Unionsparlament zusammentrat, nach Erfurt geschickt, um die dortige Zeitung im Sinne der preußischen Regierung zu leiten. Das Parlament ging Ende April schon wieder auseinander. Cassel fühlte sich aber in Erfurt wohl und blieb hier bis Anfang 1859. Dann siedelte er, nachdem er 1855 zum Christentum übergetreten war, im Dienste der Londoner Gesellschaft für die Mission unter den Juden nach Berlin, wo er lange Jahre an der Christuskirche wirkte. Der Professortitel wurde ihm während seines Erfurter Aufenthaltes verliehen. 1874 machte ihn die Universität Wien wegen seiner Verdienste um

die Theologie zum Doktor dieser Wissenschaft honoris causa. Er starb am 23. Dezember 1892 in Friedenau bei Berlin. Am 22. März 1893 hielt der Vizepräsident unserer Akademie, Freiherr von Tettau, auf Cassel in der Akademie, deren Sekretär er von 1854—1858 gewesen war, eine Gedächtnisrede (s. Jahrbücher, Heft 19, S. 333—350). Auf einem Irrtume beruht Tettaus Mitteilung (S. 338), daß die Stelle eines zweiten Bibliothekars an der Königlichen Bibliothek eigens für Cassel eingerichtet worden wäre, um ihm Existenzmittel zu gewähren. Sie bestand, wie oben gesagt, schon seit 1849. Von den ersten Zeiten seines Aufenthalts in Erfurt an hatte Cassel sich lebhaft für die Bibliothek interessiert und uneigennützig in ihr gearbeitet. Die Regierung beauftragte daher Kritz im Mai 1852, er solle Cassel, der zu solchen Bibliotheksarbeiten ebensoviel Interesse als Ausrüstung mitbringe und erbötig sei, seinen Fleiß der Nutzbarmachung der Bibliothek zu widmen, jede mögliche Aufmunterung und Erleichterung geben. Durch Krankheit geplagt, willigte Kritz sofort ein, unter seiner Verantwortung an Cassel die Bearbeitung des Kataloges, dessen bequemere Einrichtung usw. abzutreten, während Richter seine Vertretung im Ausleihegeschäft nach wie vor behalten sollte. In den nächsten Jahren katalogisierte nun Cassel ganz neu die Eruditio universalis, deren Bestand sich durch genaue Durchsicht der Sammelbände von 1500 auf fast 3200 Werke erhöhte, die Subsidia historica, Lexica, Philologie, Grammatik. Außerdem versah er viele Bücher mit Signatur und Stempel und legte ein Buchbinderjournal und ein nach Kategorien geordnetes Ausleihebuch an. Ohne daß er darum petitioniert hatte, wurde ihm darauf für die Jahre 1855 bis 1857 eine jährliche Remuneration von 200 Talern bewilligt. Wegen seiner Kenntnisse geschätzt, wurde er aber von einzelnen Kreisen der Stadt sehr verhätschelt. Daher kam es wohl, wenn er auf der Bibliothek über die ihm gesetzten Grenzen hinausging und sich so benahm, als ob er allein dort etwas zu sagen habe. Auch in das Ausleihegeschäft mischte er sich. So verlieh er hinter dem Rücken der Bibliothekare ohne ministerielle Genehmigung im Jahre 1855 an Professor Homeyer in Berlin eine Handschrift des Sachsenspiegels, die erst Anfang 1859 nach mehrfachen Mahnungen durch Kritz zurückkam. Als er Anfang 1858 die geplanten Arbeiten vollendet zu haben schien, weigerte sich Kritz ihm weiterhin die Schlüssel der Bibliothek auszuhändigen.

Cassel protestierte dagegen, da er als Sekretär der Akademie stets Zugang zu deren Bibliothek haben müsse und außerdem er erst die Bibliothek in einen nutzbaren Zustand gebracht habe, auch nur von seinen Arbeiten ihre völlige Nutzbarmachung zu erwarten sei. Kritz erwiderte darauf in einem Gutachten vom 29. April, daß diese phantasiereiche Auffassung etwas nach selbstgestreutem Weihrauch dufte. Cassel rühme sich zwar seiner Katalogisierung, bringe aber die Bücher nur in Unordnung. Ein berechtigter Kern lag in diesen Vorwürfen, da Cassel die Bücher zur Durchsicht in großen Massen aus den Regalen nahm und auf Haufen liegen ließ oder, was noch schlimmer war, sie an falschem Orte wieder einstellte. Die Bibliothek spürte in dieser Beziehung die Folgen seines Wirkens noch mehr als zwanzig Jahre lang. Zu der gereizten Stimmung, die Kritz gegen Cassel hegte, wird auch der Umstand beigetragen haben, daß Cassel als Hilfsarbeiter jährlich 200 Taler und er selbst als erster Bibliothekar nur 100 Taler Remuneration erhielt. Da Kritz darauf bestand, daß Cassel nur während der öffentlichen Ausleihestunden unter seiner Aufsicht arbeitete, kam dieser im Laufe des letzten Jahres seines Aufenthaltes in unserer Stadt immer weniger zur Bibliothek. Vor seinem Scheiden von Erfurt legte er noch einmal in einem am 13. Dezember 1858 an die Regierung gerichteten Schreiben, das bescheiden gehalten ist, aber eine gewisse Selbstgefälligkeit nicht verkennen läßt, seine Verdienste um die Bibliothek dar. Der letzteren schenkte er seine in Gips modellierte Büste und sein Bild, das er im Ausleihezimmer in der Nähe des Ofens aufhing. Kritz pflegte danach mit seinem beißenden Witze zu bemerken, Cassel habe sich selbst in der Bibliothek hinter dem Ofen aufgehängt.

Als die Bibliothek 1768 nach ihrem jetzigen Standorte verlegt wurde, war sie nur im großen Saale mit viel Raumverschwendung in Schränken untergebracht worden, von denen noch vier vorhanden sind. Infolge der bedeutenden Büchervermehrung in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts wurden die nach Süden gelegenen Zimmer hinzugenommen, deren Wände noch nicht einmal verputzt waren und noch heute in ihrer dürftigen und der guten Erhaltung der Bücher wenig dienlichen Ausstattung an die damals in Preußen herrschende Finanznot erinnern. Fünf Zimmer wurden im Sommer 1823 mit einem Kostenaufwande von 98 Talern mit Regalen ver-

sehen. Für Neuanschaffungen war schon damals nirgends mehr recht Platz. Es dauerte nicht lange, so konnten sie nicht mehr eingestellt werden und wurden vor den Schränken auf den Fußboden gestellt. Mit der Zeit wurden die sich so ergebenden Zustände unerträglich. Auf Betreiben des gelehrten Dezernenten der Bibliothek, des Freiherrn von Tettau, der bei großer Sachkenntnis stets das regste Interesse für sie bekundete, bewilligte 1866 der Kultusminister aus den Zentralfonds die Mittel für Erneuerung des größeren Teiles der Regale im großen Saale und für Herstellung eines neuen geräumigen Saales auf der Westseite des Gebäudes mit Verwendung des zweiten Treppenhauses. Der neue Saal war im September 1868 vollendet.

Weder Kritz noch Richter hatten diese Arbeiten überwachen können. Kritz war schon seit 1866 nicht mehr dienstfähig, und Richter erkrankte 1867 so schwer, daß am 11. Dezember d. J. Professor Weißenborn mit seiner Stellvertretung beauftragt wurde. Am 1. Oktober 1868 wurden dann beide Bibliothekarstellen neu besetzt. Die erste erhielt Weißenborn, die zweite wurde dem Lehrer an der städtischen Realschule I. O. Robert Boxberger, einem wegen seiner Lessing- und Schillerforschungen geachteten Gelehrten, übertragen.

Zu derselben Zeit wurde die Stelle eines Bibliotheksdieners geschaffen. Die Bibliothekare hatten bis dahin die von diesem zu übernehmenden Arbeiten mit besorgen müssen. Nur Cassel war in dem Diener des Erfurter Musikvereins Lilie für das Abstäuben und Zureichen der Bücher eine Hilfe gegeben worden. Die neue, mit 25 Talern dotierte Stelle erhielt Herr Schiel, der schon 1867 aushilfsweise und seit dem 15. Februar 1868 regelmäßig gegen eine Entschädigung von monatlich zwei Talern mit dem Ordnen der Bücher beschäftigt worden war. Er ist 1824 geboren und waltete seines Amtes bis vergangenen Herbst in voller Rüstigkeit mit größtem Pflichtgefühle. Seine der Bibliothek geleisteten Dienste wurden 1893 durch Verleihung des Allgemeinen Ehrenzeichens, im Anfang dieses Jahres durch Verleihung des Kreuzes des Allgemeinen Ehrenzeichens belohnt. Schwere Krankheit verhinderte ihn den ganzen letzten Winter die ihm obliegenden und ihm lieb gewordenen Geschäfte zu besorgen. Er sollte sein Amt nicht wieder antreten und starb am 17. Mai 1906.

Hermann Weißenborn war am 24. September 1813 in

Gera geboren, studierte in Leipzig Philologie, habilitierte sich 1840 in Jena, wurde 1843 dort außerordentlicher Professor und kam am 27. Mai 1850 als Oberlehrer an das Erfurter Gymnasium. Wie kein anderer Bibliothekar vor ihm verwuchs er mit der Bibliothek, die er nach seiner Ostern 1877 im Hauptamte erfolgten Pensionierung bis zu seinem am 16. Januar 1886 erfolgenden Tode geradezu zu seinem zweiten Heim machte. Sein Sinn für Ordnung ließ zu wünschen übrig. Aber mit reichem bibliographischem Wissen ausgestattet, stand er bereitwilligst allen, die seine Hilfe in Anspruch nahmen, mit Rat und Tat bei. Den größten Teil seiner Zeit widmete er der Anfertigung eines alphabetischen Gesamtkataloges. Kritz und Cassel hatten schon die Eruditio universalis, Historia sacra, Patres, Historia ecclesiastica, Lexica, Grammatica und Historia der Boineburgischen Bibliothek verzettelt. Weißenborn hatte seit 1868 die Linguae classicae, Lingua germanica prisca, Antiquitates und Codices Amploniani hinzugefügt. Es fehlten nun noch 17 Abteilungen und die aus den Klosterbibliotheken und von Dalberg stammenden Zugänge. Damit dieser Katalog nun vollendet, die Fachkataloge revidiert und die Bücher, die zum großen Teil noch nach den alten Nummern aufgestellt waren, nach den neuen Nummern umgestellt würden, wurde für die Jahre 1873 bis 1875 auf Weißenborns Antrag ein Zuschuß von je 200 Talern bewilligt. Da in dieser Zeit die Arbeit nicht fertig wurde und außerdem Weißenborn noch ein Materienregister und einen Catalogus vitarum schreiben wollte, bewilligte das Ministerium 1877 noch einmal 2500 Mark, davon 1000 für die letztgenannten Kataloge. Die Herausgabe der ersten beiden Bände der Studentenmatrikel der Universität Erfurt, 1881 und 1884, sowie die Unterstützung Schums bei der Herstellung des Kataloges der Amploniana, 1887 erschienen, hinderten Weißenborn sehr. Am 31. Dezember 1885 meldete er, daß er noch nicht fertig sei, aber bei rüstigen Kräften in 2—3 Jahren zu Ende zu kommen hoffe. Der Tod hinderte ihn sein Versprechen einzulösen. Er starb den 16. Januar 1886. Sein Nachfolger Auermann vollendete mit Unterstützung des cand. phil. Max Rettig nun sehr bald den alphabetischen Zettelkatalog. Die beiden anderen Kataloge blieben fromme Wünsche.

Aus den letzten dreißig Jahren habe ich nur noch einige Personalien anzuführen. Ich hatte schon gesagt, daß am

1. Oktober 1868 die zweite Bibliothekarstelle Dr. Robert Boxberger erhalten hatte. Er war geboren am 28. Mai 1836 zu Gotha, war von 1858—1876 und 1878—1885 an der Realschule I. O. (jetzt Königliches Realgymnasium) zu Erfurt, dann am Friedrich-Wilhelmsgymnasium in Posen und starb am 25. März 1890 in Stadt-Sulza. Da er Ostern 1876 Erfurt verließ, um als Privatgelehrter in Dresden zu leben, wurde sein Nachfolger sein Kollege Dr. Gustav Auermann. Dieser war geboren am 5. November 1843 zu Merseburg, studierte in Halle deutsche und klassische Philologie und Geschichte und kam am 1. Februar 1874 nach Erfurt. Nach Weißenborns Tode erhielt er die erste Bibliothekarstelle, die er bis zu seinem Tode am 26. September 1895 mit großer Gewissenhaftigkeit auch im kleinsten verwaltete. Über sein Leben siehe Thiele, Gedächtnisrede in diesen Jahrbüchern, Heft 22. Die zweite Stelle erhielt Ostern 1886 der damalige Hilfslehrer, jetzige Professor am Königlichen Gymnasium Ewald Lange. Sie wurde mir übertragen, als Lange Michaelis 1890 nach Salzwedel versetzt wurde. Michaelis 1895 wurde ich Auermanns Nachfolger als erster Bibliothekar. Die zweite Bibliothekarstelle verwalteten von Michaelis 1895 bis zum 1. Juli 1902 Oberlehrer Schwerdter, der aus Gesundheitsrücksichten ausschied, bis Michaelis 1903 Oberlehrer Dr. Brinck, der nach Kiel versetzt wurde, bis Ostern 1906 Oberlehrer Deile, seitdem Oberlehrer Henkel.

Zurzeit umfaßt die Bibliothek rund 55000 Bände. In ihrem älteren Bestande ist sie besonders reich an theologischen Werken des 16. und 17. Jahrhunderts. Auch enthält sie eine verhältnismäßig große Zahl von Incunabeln, von denen viele ausgezeichnet erhalten sind. Deren gesonderte Aufstellung, Katalogisierung und sorgfältigere Aufbewahrung, als es bis jetzt leider der Fall ist, muß als eines der nächsten Ziele im Auge behalten werden. Große Lücken sind vorhanden in der Sammlung alter Erfurter Drucke, die nie systematisch durchgeführt worden ist. Die Verwaltung erhält fast wöchentlich solche Drucke angeboten, muß aber aus Geldmangel die eingehenden Offerten beiseite legen. Zur richtigen Einschätzung von Erfurts Bedeutung in den ersten Zeiten der Buchdruckerkunst muß man sich daran erinnern, daß hier im Peterskloster die erste Buchdruckerpresse Thüringens aufgestellt worden ist, die als erstes Buch im Jahre 1479 ein

Lectionar verließ. Ein Exemplar dieses Buches befindet sich noch in der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha.

An Handschriften enthält die Bibliothek außer der Amploniana noch 176 sogenannte Codices Erfurtenses, die meist aus dem 14. bis 18. Jahrhundert stammen. Den kostbarsten Bestandteil davon bildet die fünfbändige allgemeine Studentenmatrikel, welche die Namen aller von der Gründung der Universität bis zu ihrer Aufhebung hier immatrikulierten Studenten enthält. Im 2. Bande lesen wir 1501 unter dem Rektorate des Jodocus Trutvetter aus Eisenach die Eintragung: Martinus Ludher ex Mansfelt, die älteste urkundlich bezeugte Nachricht aus Luthers Leben. Die Verzeichnisse der Jahre 1392—1636 sind, wie oben gesagt, 1881 und 1884 von Weißenborn herausgegeben worden. Den Registerband dazu fertigte Hortzschansky an. Die Herausgabe der übrigen Teile hat die historische Kommission für die Provinz Sachsen und das Herzogtum Anhalt mir übergeben. Die Matrikel der Baccalaureen und Magister, die für das Studium der Erfurter Geschichte so sehr wichtig ist, liegt leider in der Königlichen Bibliothek zu Berlin. Wie sie dahin gekommen ist, kann ich nicht ermitteln. Vielleicht hatte sie der letzte Rektor Joh. Gottlieb Erhard in seiner Privatwohnung und vermachte sie seinem Sohne Heinrich August, der sie nach Magdeburg mitnahm und der Berliner Bibliothek überließ. Im Februar 1871 versuchte Weißenborn durch Austausch des doppelt vorhandenen ersten Bandes der Studentenmatrikel sie wieder für Erfurt zu gewinnen, aber vergeblich. Es wäre dringend zu wünschen, daß sie wieder nach Erfurt zurückkäme. Eine andere Merkwürdigkeit ist das sogenannte Stammbuch Kaiser Maximilians II., dem Freiherrn Johann Georg von Wartenberg gehörig (im 26. Heft der Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, 1905, von mir beschrieben und herausgegeben).

Früher enthielt die Bibliothek dann noch mehrere Handschriften, die sich jetzt in der Königlichen Bibliothek zu Berlin befinden. So einen prächtigen Cicerocodex (im ältesten Katalog mitaufgeführt) in Folio auf Pergament, aus dem 10. Jahrhundert. Er kam im Juni 1832 nach Berlin. Die hiesige Bibliothek erhielt dafür eine große Anzahl von lateinischen und griechischen Klassikern im Werte von 800 Talern. Ferner eine schön geschriebene Papierhandschrift der Werke des L. Coelius Lactantius Firmianus in Folio aus dem 15. Jahrhundert, das Etymologicum

des Grammatikers Isidorus aus derselben Zeit und ein Liber eroticus in persischer, türkischer und arabischer Sprache. Diese kamen 1835 nach Berlin. Kritz hatte am 12. Mai 1834 den Tausch beantragt, reichlichen Gewinn erhofft, bekam aber nur Hegels Werke.

Cimelien sind von der Bibliothek nicht gesammelt worden. Von den Universitätskleinodien, die wiederholt in der Matrikel abgebildet sind, sind noch das etwas reduziert aussehende Barett des Rektors und sein noch vortrefflich erhaltenes Mäntelchen vorhanden. Die beiden Scepter, welche die Universität 1692 aus Anlaß ihres dreihundertjährigen Jubiläums erhalten hatte, wurden 1816 von dem Ministerium der Berliner Universität zum Gebrauche bei der Promotion und Rektorvereidigung überwiesen.

In den Räumen der Bibliothek ist, vermutlich seit der Zeit des Sekretärs und Bibliothekars Dominikus, auch die wertvolle Büchersammlung der Akademie aufgestellt und so für wissenschaftliches Arbeiten weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden. Die Akademie zeigte sich für diese Gastfreundschaft dankbar, indem sie die in den Jahren 1819—1854 im Lesezirkel gehaltenen wissenschaftlichen Zeitschriften, rund 600 Bände, 1855 der Bibliothek schenkte. Seit 1904 sind hier auch die Bücher der Sektion Erfurt des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins aufgestellt.

Für Neuanschaffungen einschließlich der Buchbinderkosten ist jährlich eine Summe von 1185 Mark ausgesetzt, d. h. nicht viel mehr als vor 100 Jahren, während die literarische Produktion bedeutend zugenommen hat und die Bevölkerung, für die eine Bibliothek ein hervorragendes Bildungsmittel ist, von 20000 auf 100000 Einwohner angewachsen ist. Diese geringe Summe nötigte deshalb zu erheblichen Beschränkungen in der Auswahl der Bücher. Solange das Gymnasium keine besondere Bibliothek hatte (bis 1848), wurden unter Große und Kritz vornehmlich Werke der klassischen Literatur angeschafft. Im Januar 1849 wies die Regierung Kritz an, bei Bücherankäufen besonders die vom Publikum vorzugsweise benutzten Teile der Bibliothek zu berücksichtigen. Beim Amtsantritt Weißenborns 1868 stellte v. Tettau Leitsätze für die Bücheranschaffung auf, die meiner Zusammenstellung von 1901 zugrunde liegen und nach denen besonders die Hauptgebiete der philosophischen Fakultät: Philosophie, Geschichte mit ihren Hilfswissenschaften,

Naturkunde, Erdkunde, Kunstgeschichte und neuere Literatur weiter ausgebaut werden sollen. Auermann schaffte vorzugsweise geschichtliche Werke an, um wenigstens ein Fach auf der Höhe zu erhalten. Er mußte aber auch das Erfolglose seines Bemühens einsehen. So enthält denn die Bibliothek Lücken über Lücken, die ohne erheblich größere jährliche Aufwendungen nicht beseitigt werden können. Bei den wenigsten Werken ist es unbedingt nötig, daß sie sofort nach ihrem Erscheinen angekauft werden. Nicht nur ältere, sondern auch neue Werke könnten im Hinblick auf die riesige Ausdehnung, die der Antiquariatsbuchhandel heute genommen hat, fast immer vorteilhaft auf antiquarischem Wege beschafft werden. Diese in der Regel schnellstes Zugreifen erfordernde Anschaffungsmethode, auf die auch Kritz wiederholt (1843 und 1849) hingewiesen hat, ist aber für die hiesige Bibliothek fast ausgeschlossen, da vor Ankauf eines jeden Werkes erst die Genehmigung der Regierung eingeholt werden muß. Eine gewisse Selbständigkeit des Bibliothekars in dem Ankauf neuer Bücher, wie sie 1897 schon bestanden hat, würde der Bibliothek nur zum Vorteil gereichen. Denn nur er kennt die auszufüllenden Lücken, die Bedürfnisse des Publikums und hält sich auf dem Büchermarkt auf dem Laufenden. Eine Kontrolle zur Verhütung des einseitigen Ausbaues der Büchersammlung ist gewiß unerläßlich. Sie könnte aber ausreichend ausgeübt werden an der Hand der Rechnungen, die vierteljährlich eingereicht werden, und einer eventuell am Jahresschluß einzureichenden, nach Disziplinen geordneten Übersicht der Erwerbungen. Auch die mannigfaltigen, von seiten der wissenschaftlich arbeitenden Kreise der Stadt an den Bibliothekar herantretenden Forderungen würden ihn jederzeit davon abhalten einseitig zu werden. Sie geben die beste Richtlinie für die Auswahl der Bücher. Als vorwiegend wissenschaftliche Anstalt ist die Bibliothek in den von der vorgesetzten Behörde erlassenen Instruktionen gedacht. Wenn sie auch selbst nach erheblicher Aufbesserung ihres Etats nicht mit den großen Universitätsbibliotheken in Wettbewerb treten kann, so müßte sie doch in erster Linie für die hier lebenden Gelehrten das ihnen nötige wissenschaftliche Handwerkszeug bieten. Sie soll aber deswegen nicht das andere Ziel vernachlässigen, eine volkstümliche Bibliothek höheren Grades zu sein, ein Gemeingut aller, die auf dem Wege der Lektüre und eigenen Studiums ihre

Bildung vertiefen wollen. Beide Ziele lassen sich recht gut miteinander vereinigen.

Das Beamtenpersonal besteht aus zwei Bibliothekaren und einem Diener, die alle drei im Nebenamt angestellt sind. Der erste Bibliothekar hat wöchentlich 4, der zweite 2, der Diener 6 Dienststunden. Es sind das die für das Ausleihen der Bücher festgesetzten Stunden. Für diese ist auch die Besoldung angesetzt. Sie betrug für den ersten Bibliothekar im 18. und in fast dem ganzen 19. Jahrhundert 300 Mk., zuletzt 360 Mk., für den zweiten 150 Mk. Seit dem 1. April 1893 wurde sie auf 450, resp. 250 Mk. erhöht. Die öffentlichen Stunden werden von dem Ausleihen und Einnehmen der Bücher vollständig in Anspruch genommen. Alle übrigen mit dem Amte verbundenen und, wie der Kundige weiß, ziemlich zeitraubenden Arbeiten, wie die allgemeine Verwaltung, das Auswählen und Katalogisieren der Bücher, die zahlreichen Anfragen von hiesigen und auswärtigen Gelehrten (die der letzteren gehen auch hier zuweilen über die Grenze des Erlaubten hinaus) hat der erste Bibliothekar in seinen Mußestunden zu erledigen.

An Katalogen besitzt die Bibliothek einen wissenschaftlichen, der zugleich Standkatalog ist, und einen alphabetischen. Der erstere besteht aus fünfzehn Foliobänden, zu denen noch für die juristischen Werke der 2. Band des alten Boineburgischen Katalogs tritt. Er verlangt in einigen Teilen eine gründliche Umarbeitung. So muß ganz neu die Abteilung Rechtswissenschaft bearbeitet werden, deren Einteilung für heutige Verhältnisse nicht mehr genügt. Sie scheint immer recht stiefmütterlich behandelt worden zu sein. Rund viertausend juristische Werke, aus den Klosterbibliotheken und späteren Geschenken stammend, sind, ohne eingetragen zu werden, in den entferntesten Zimmern aufgestellt worden. Ihre Einreihung habe ich bis jetzt unterlassen, da ich die ganze Abteilung von Grund aus umarbeiten will. Eine Abteilung Staatswissenschaften existiert überhaupt nicht. Die dahin gehörigen Bücher sind planlos verstreut in der Diplomatik, Politik und Ökonomik, in welch letzterer Abteilung nationalökonomische Werke in schönster Eintracht und bunter Reihenfolge mit Lehrbüchern der Hühnerzucht usw. zusammenstehen. Der alphabetische Gesamtkatalog ist auf Zettel geschrieben und in zweihundert Kasten verteilt. Seine Benutzung wird dadurch sehr erschwert, daß die Zettel prinziplos von einer

Anzahl von Hilfsarbeitern, darunter Gymnasiasten, geschrieben wurden. Am unangenehmsten ist das Aufsuchen von anonym erschienenen Schriften, welche oft unter Wörtern eingeordnet sind, die im Titel gar nicht vorkommen. Die teilweise Umschreibung und vor allem die Ordnung des Zettelkataloges, die für eine zweckmäßige Benutzung der Bibliothek unerläßlich ist, wird noch viele Arbeit erfordern.

Für das *Ausleihen* der Bücher setzte die Bibliotheksordnung vom 24. Juli 1822 Mittwochs und Sonnabends nachmittags für den 1. April bis 31. Oktober die Stunden von 1—3, vom 1. November bis 31. März eine Stunde von $^{1}/_{2}2$—$^{1}/_{2}3$ fest. Seit dem August 1849 war die Bibliothek auch Montags von 1—3 Uhr geöffnet, und Mittwochs und Sonnabends im Sommer von 1—4, im Winter von 1—3 Uhr. Es hat sich aber als zweckmäßig herausgestellt auch vormittags Ausleihestunden anzusetzen. Deshalb ist seit 1896 die Bibliothek Montags und Sonnabends von 11—1, Mittwochs von 1—3 Uhr geöffnet.

Die *Benutzung* der Bibliothek war seit Aufhebung der Universität recht gering, und oft ist dies mit Bedauern festgestellt worden. Die Regierung unternahm es mehrere Male Abhilfe zu schaffen. 1835 forderte sie Kritz, um die Bibliothek dem Publikum bekannter und nutzbarer zu machen und um für ihre künftige Verwaltung eine feste Grundlage zu gewinnen, auf, eine Nachricht von dem Zustande der Bibliothek im Zusammenhang mit ihrer Geschichte auszuarbeiten. Zu Anfang des Jahres 1849 regte sie den Druck eines Katalogauszuges zur Bequemlichkeit des Publikums an. An beiden Arbeiten ist Kritz aber wohl durch seine immer zunehmende Krankheit gehindert worden. Die Benutzung blieb nach wie vor kläglich, und noch vor zehn Jahren wußten sehr wenige Einwohner der Stadt, daß hier eine große öffentliche Bibliothek ist, die jedermann kostenlos zur Verfügung steht. Zur Hebung der Ausleihziffer habe ich zwei Maßnahmen getroffen, die einen sehr guten Erfolg gehabt haben. Einerseits bringe ich seit 1897 im Allgemeinen Anzeiger regelmäßig die Neuanschaffungen zur Kenntnis des Publikums. Andererseits bin ich seit 1901 damit beschäftigt, den Katalog der Bibliothek durch den Druck weiteren Kreisen zugänglich zu machen, nachdem das Ministerium zur Deckung der Druckkosten einen Beitrag bewilligt hatte. Bis jetzt ist ungefähr der 7. Teil des Bücherbestandes in 3 Heften gedruckt. Das 1. Heft enthält

die Geschichte, das 2. die Eruditio universalis, Erdkunde und Antiquitates, das 3. die Naturwissenschaften und deutsche, englische und französische Literatur. Für die Reihenfolge der Abteilungen waren mir entscheidend die Nachfrage und die verfügbaren Geldmittel. Die Hefte sind während der Ausleihestunden für 25 Pfg. das Stück zu haben, und es sind schon eine große Anzahl davon verkauft worden. Die Ausleiheziffer ist seitdem schnell in die Höhe gegangen. Während sie vorher jährlich rund 400 Bände umfaßte, stieg sie sofort auf 1200, 1700, 2800, 3800. Bis Ende April wurden in diesem Jahre schon 2000 Bücher ausgeliehen. Aber selbst unter Berücksichtigung des Umstandes, daß die Bibliothek nicht täglich geöffnet ist, ist die Zahl für eine Stadt von bald mehr als 100000 Einwohnern viel zu gering, und es muß noch eine regere Benutzung angestrebt werden. Freilich werden die Raumverhältnisse dem gesteigerten Verkehr nicht mehr lange genügen können. Außer den Büchersälen ist nur ein kleines Zimmer vorhanden, in dem die bibliothekarischen Arbeiten erledigt werden, der Umtausch der Bücher stattfindet und hiesige und auswärtige Gelehrte in Büchern, die sie nicht mit nach Hause nehmen dürfen oder ihres Umfanges wegen nicht wollen, arbeiten müssen. Ein ersprießliches Arbeiten ist besonders im Winter, wo die Bücherräume zu kalt sind, sehr erschwert. Immer gebieterischer macht sich so die Forderung eines besonderen Lesezimmers geltend. Es könnte zusammen mit einem Ausleiheraume ohne erhebliche Kosten in dem kleinen neuen Saale am Westende des Gebäudes eingerichtet werden.

Die Bibliotheksordnung von 1822 gestattete die Verabfolgung von Büchern an die Mitglieder der Regierung, der Akademie der Wissenschaften, die Lehrer des Gymnasiums und Seminars, an hiesige Gelehrte und Männer von wissenschaftlicher Bildung, an die Schüler des Gymnasiums bis zur Quarta einschließlich. Schon 1832 gab die Regierung Große größere Freiheit. Da es zu schwer war, die Grenzen für wissenschaftliche Bildung festzusetzen, wurde das Ausleihen seinem pflichtmäßigen und gewissenhaften Urteil anheimgegeben. Die letztere Bestimmung ging dann in die erneute Ordnung vom 21. September 1881 über. Danach sind die Bücher jedermann zugänglich, wenn er dem Bibliothekar persönlich bekannt ist oder einen Bürgen stellen kann. Der Zweck einer Provinzialbibliothek wie der hiesigen ist nicht in 1. Stelle Bücher lediglich für die Nachwelt zu

sammeln, sondern sie nutzbringend zu verbreiten. Deshalb soll der Bibliothekar nicht zu ängstlich sein. Er hat es ja stets in der Hand, wertvollere Werke zurückzuhalten, und besteht er zu engherzig immer auf der Herbeischaffung eines Bürgen, so macht er dadurch die Leute nur kopfscheu und schreckt sie von der Benutzung der Bibliothek ab. Die Zeiten sind wohl vorbei, wo die Bibliothekare ihre Schätze wie Cerberusse hüteten und solche, die Bücher entnehmen wollten, unfreundlich anfuhren. Lieber soll man etwas zu liberal sein. Bringt man Vertrauen entgegen, so wird man auch mit Vertrauen belohnt. Wenn wirklich einmal ein Buch verloren gehen sollte (was mir in den sechzehn Jahren meiner Tätigkeit an der Bibliothek nicht ein einziges Mal passiert ist), so ist das weniger zu bedauern, als wenn tausend Bücher ungelesen dastehen.

Seit der Bekanntgabe der Neuanschaffungen durch den Allgemeinen Anzeiger werden auch nach auswärts, nach Orten, die im Verbreitungsgebiete dieses Blattes liegen, häufig Bücher verliehen. Wenn umgekehrt der Leihverkehr mit der königlichen Bibliothek zu Berlin und der Universitätsbibliothek Halle, von denen sich hiesige Gelehrte durch Vermittlung der Bibliothek Bücher schicken lassen, sich immer mehr steigert, so ist das ein Beweis dafür, daß der geringe Etat der Bibliothek nicht erlaubt, die an sie gestellten Anforderungen zu befriedigen. Es ist eine beschämende Tatsache, daß oft die gewöhnlichsten modernen Handbücher aus Halle bezogen werden müssen. Und dieses Hin- und Herschicken stellt sich für den Entleiher sehr teuer, da die Bibliothek nicht die Portovorteile der Universitätsbibliotheken und höheren Lehranstalten (10 Pfg.-Leihverkehr) genießt.

Bei der 1. Bücherentnahme muß seit 1852 jeder Besucher der Bibliothek für 25 Pfg. eine Bibliotheksordnung kaufen und einen Revers unterzeichnen, worin er sich zur Zahlung der in ihr festgesetzten Geldstrafen verpflichtet. Die Leihfrist beträgt für jedes Buch vier Wochen und kann auf Antrag für wissenschaftliche Arbeiten bis zu einem Jahre verlängert werden. Ist die Frist abgelaufen, so hat die Bibliothek das Recht an die Rückgabe der Bücher zu erinnern, ev. sie abholen zu lassen. Mahnzettel wurden Ostern 1853 eingeführt. Manche, die sich nicht vorstellen können, daß die Bibliothek auch noch für andere Leute da ist, sind unwillig, wenn sie gemahnt werden. Aber alle werden gern die 25 Pfennige Mahngebühren bezahlen, wenn

sie wissen, daß diese lediglich dem Bibliotheksdiener zugute kommen, dessen jährliche Remuneration nur 75 Mk. beträgt.

Werfen wir noch einmal einen Blick auf die Entwicklung der Bibliothek zurück. Sie erinnert uns an manche erfreuliche, aber auch an manche unerfreuliche Epoche in der Geschichte unserer Stadt. Im ausgehenden Mittelalter ein stolzes Gemeinwesen, das in der Lage war, aus eigenen Mitteln eine blühende Universität zu unterhalten, war Erfurt 1664 zu einer kurmainzischen Landstadt herabgesunken und im 19. Jahrhundert als preußische Festung in ihrer Entwicklung aufgehalten worden. Erst nach dem letzten großen Kriege, zwar spät, aber noch nicht zu spät, fiel der einengende Befestigungsgürtel. Die Stadt blüht seitdem mächtig empor. Möge die Bibliothek, deren Geschicke mit denen der Stadt stets so eng verknüpft gewesen sind, auch ihrerseits sich recht gedeihlich weiterentwickeln und als ein wichtiger Kulturfaktor in den Dienst der Bevölkerung stellen!

Ferdinand I. und Karl V. im Jahre 1552.

Ein Beitrag zur Ehrenrettung König Ferdinands I.

Von

Dr. **Fischer,**
Pastor in Erfurt.

„Zur Abstellung der Irrungen und Gebrechen deutscher Nation" hatte König Ferdinand I. eine zahlreiche Versammlung deutscher Fürsten weltlichen und geistlichen Standes auf die letzten Tage des Mai 1552 nach Passau eingeladen, ein Ereignis, das fast mehr noch durch die Möglichkeit seines Eintretens, als die in seinem Verlauf erzielten Resultate zu den denkwürdigsten jener Epoche deutscher Geschichte gehört, da es in starkem Gegensatz zu der damals in Deutschland maßgebenden spanisch-habsburgischen Politik und den Ereignissen der vorhergegangenen Jahre steht.

Eben war Karl V. in Verfolgung seiner weitschauenden politischen Pläne seinem letzten Ziele, der Begründung einer auf der Einheit der abendländischen Kirche beruhenden spanisch-habsburgischen Weltmonarchie so nahe gekommen, wie nie zuvor, als sich unerwartet Elemente des Widerstandes erhoben, die das ganze stolze Gebäude umzustürzen drohten. Jener deutsche Fürst, der im schmalkaldischen Kriege in den Händen des Kaisers ein gefügiges Werkzeug zur Unterdrückung des Protestantismus gewesen war, der schlaue Albertiner, nunmehrige Kurfürst, Moritz von Sachsen war es, der an der Spitze einer gegen den Kaiser gerichteten Verschwörung deutscher Fürsten im Bunde mit dem französischen König Heinrich V. gegen die Politik Karls, als sie ihren größten Triumph zu feiern im Begriffe war, ein waffenklirrendes Veto einlegte. „In Innsbruck, mit seinen konziliaren und dynastischen Entwürfen auf eine Weise beschäftigt, daß er für nichts anderes Sinn zu haben schien", [1]) hatte der Kaiser, obwohl gewarnt, das am politischen Horizont aufsteigende

---

[1]) L. von Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 5. Auflage. Leipzig 1873. Bd. V, 169.

Unwetter nicht sehen wollen oder nicht beachtet, so daß er nun, als er der unheilvollen Tatsache eines Überfalles gegenüberstand, in die verzweifeltste Lage geriet. Von neuem schien der europäische Friede in Frage gestellt, von neuem drohte Deutschland durch einen unheilvollen inneren Krieg zerrissen zu werden und es gab zurzeit keinen anderen Weg zur Abstellung der Irrungen und Gebrechen deutscher Nation und zur Abstellung der von den verschworenen Fürsten als Motive ihres Unternehmens vorgebrachten Beschwerden, als den der Verhandlung, um wenigstens für den Augenblick einen modus vivendi zu finden.

Hatte Karl, schon bevor Moritz seinen Zug nach Tirol unternahm, es mit ansehen müssen, daß sein Bruder Ferdinand, der das größte Interesse an der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens hatte, mit dem aufrührerischen Fürsten in Linz verhandelte, ja hatte er ihm notgedrungen Vollmacht geben müssen zu Verhandlungen, deren Ergebnis die Verabredung eines Waffenstillstandes und die Einberufung einer großen Fürstenversammlung nach Passau war, so mußte es jetzt, nachdem jener schwere Schlag ihn betroffen, doppelt schmerzlich für ihn sein, diesen Passauer Verhandlungen ruhig zusehen zu müssen. Welches Gefühl der Ohnmacht und Erniedrigung mochte der Kaiser empfinden angesichts dieser Fürstenversammlung und der Ziele, die sie verfolgte! „In früheren Zeiten“, sagt Ranke,[1]) „hatten die beiden Parteien sich innerhalb der Reichsversammlung entgegengesetzt ....., und der Kaiser hatte es als ein Hilfsmittel seiner Macht benutzt, zwischen ihnen zu vermitteln; jetzt erschien der Kaiser als Partei, als die andere der in der Kriegshandlung begriffene Bund; schon an und für sich gewann ein Ausschuß der Reichsfürsten, der ausdrücklich dazu berufen ward, um eine gütliche Vereinigung zu versuchen, eine großartige Stellung.“ Die besondere Denkwürdigkeit jenes Ereignisses liegt aber gerade in dieser Parteistellung des Kaisers. Und wenn Karl in solcher Lage seinen Bruder, den römischen König Ferdinand, mit der Vermittlung zwischen ihm selbst und dem Bund betraut hatte, so ist von vornherein klar, daß diese Aufgabe für Ferdinand von eminenter Bedeutung sein mußte! Seine offizielle Stellung war eine durchaus neutrale; er gehörte keiner der beiden Parteien an, konnte also nach Lage der Dinge inmitten der von ihm ein-

---

[1]) a. a. O. 186 f.

geladenen Fürstenversammlung keine in dem Sinne beratende und vermittelnde Stellung einnehmen, wie sie jeder der berufenen Fürsten hatte.

War aber die Haltung Ferdinands auch tatsächlich eine neutrale, oder empfahlen ihm seine Interesssen in persönlicher oder politischer Hinsicht mehr ein Hinüberneigen zu einer der beiden Parteien? Diese Frage soll in der folgenden historischen Untersuchung beantwortet werden und zwar auf Grund der von dem Münchener Archivar von Druffel zugänglich gemachten Aktenstücke: von Druffel, Briefe und Akten zur Geschichte des XVI. Jahrhunderts. — Band II: Beiträge zur Reichsgeschichte 1552, München 1880. Band III Abt. I: Beiträge zur Reichsgeschichte 1546—1552, München 1882. Abt. II: Beiträge zur Reichsgeschichte 1552, München 1882. —.

Wenn es sich um die Parteistellung König Ferdinands während des Jahres 1552 handelt, so wird man von vornherein geneigt sein, anzunehmen, daß zwischen den beiden habsburgischen Brüdern ein auf Gemeinsamkeit der Interessen wie der Blutsbande beruhendes freundschaftliches Verhältnis bestanden habe, eine Anschauung, welche auch die ältere Geschichtsforschung durchgängig vertreten hat. So auch Ranke.[1])

Im Gegensatz dazu ist in neuerer Zeit das Bestehen eines Einverständnisses zwischen Ferdinand und dem Unternehmen des deutschen Fürstenbundes behauptet worden. Diese Auffassung hat in Julius Witter ihren, soweit mir bekannt, letzten und zugleich extremsten Vertreter gefunden.[2]) Es fragt sich, ob unsere Quellen uns gestatten, diesen von Witter vorgetragenen Anschauungen beizutreten, nach denen Ferdinand geradezu als Hochverräter erscheint, oder ob im wesentlichen jene ältere Anschauung Witter gegenüber aufrecht zu erhalten ist.

Witter geht darauf aus, zu beweisen, daß Ferdinand durch die während der letzten Jahre eingetretene Entfremdung der habsburgischen Brüder bewogen, mit den antikaiserlichen Tendenzen des Fürstenbundes sympathisiert habe, daß er sich nicht scheute, bei dem Zuge nach Tirol und geplanten Überfall des Kaisers in Innsbruck dem nach Eroberung der Ehrenburger

---

[1]) a. a. O. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation.

[2]) Julius Witter, Die Beziehungen und der Verkehr des Kurfürsten Moritz von Sachsen mit dem römischen Könige Ferdinand. — Neustadt a. d. Haardt 1886.

Klause am 18. Mai 1552 weiter vordringenden Heere durch seine Innsbrucker Regierung die Pässe öffnen zu lassen. Er schreibt:[1] „So hat Ferdinand hinter dem Rücken des Kaisers den verbündeten Fürsten es möglich gemacht, ungehindert ihren Marsch nach Innsbruck zu nehmen, wodurch das kaiserliche Ansehen so gut wie vernichtet wurde; so hat der Vermittler und Bevollmächtigte des Kaisers den Aufständischen sogar in die Hände gearbeitet und es bewirkt, daß die auf den Umsturz der kaiserlichen Gewalt hinzielende Rebellion so gewaltigen Umfang, so großartigen Erfolg gewann. Diesen Siegeszug nach Innsbruck, der des Kurfürsten Moritz Waffenruhm begründete, des Kaisers vornehmsten Plan, eine christlich-abendländische Weltmonarchie zu schaffen, für immer vernichtete, hat Ferdinand durch seine Haltung möglich gemacht." Weiter ist Witter zwar nicht gegangen, tatsächlich aber enthält das, was er ausgesprochen, Konsequenzen, die von noch viel größerer Tragweite sind, die er aber sich gescheut hat, auszusprechen. Wenn nämlich Witters Behauptung aufrecht zu erhalten ist, dann hat Ferdinand an seinem Bruder dem Kaiser, mit dem er währenddessen in eifriger Korrespondenz und persönlicher Gemeinschaft behufs Unterdrückung des Fürsten-Unternehmens blieb, den schwärzesten Verrat verübt, dann ist sein geschichtliches Bild durch einen dunkeln Flecken aufs schwerste entstellt.

Es sind besonders zwei Punkte, welche Witter als die auf Ferdinands Haltung „bestimmend und entscheidend" einwirkenden Motive hervorhebt, einmal die Verstimmung gegen den Kaiser über den Ausgang des spanischen Sukzessionsprojektes,[2] sodann die Rücksicht auf seine eigenen österreichisch-ungarischen Territorialinteressen.[3])

Daß zwischen Karl und Ferdinand tatsächlich Differenzen mancherlei Art bestanden, ist zweifellos und wird auch von Ranke durchaus nicht in Abrede gestellt.[4]) Nach Rankes Darstellung ist aber nachher durch die Zusicherung einer ansehnlichen Türkenhilfe in Ungarn die Verstimmung Ferdinands vollständig beseitigt und späterhin erscheint bei ihm der römische

[1]) a. a. O. S. 73.

[2]) a. a. O. S. 43, 74, 75 unten.

[3]) a. a. O. S. 75.

[4]) a. a. O. V, 86 ff.

König stets, obwohl er naturgemäß „weder die Absichten, noch auch das Interesse seines Bruders vollkommen teilte“[1]) bis zur Aufrichtung des Passauer Vertrags, an dessen Zustandekommen ihm selbst viel lag, durchaus als der persönliche Freund des Kaisers.[2])

Sehr verschieden davon und den Witterschen Anschauungen sich nähernd, nur nicht so extrem, wie jener, schildert Maurenbrecher das Verhältnis Ferdinands zu Karl in den Schriften „Karl V. und die deutschen Protestanten 1865“ und „Studien und Skizzen zur Reformationsgeschichte 1874“ bleibt aber schließlich in seiner einige Jahre später erschienenen kurzen Biographie Ferdinands nur bei der Annahme einer Verschiedenartigkeit der Interessen der beiden Brüder, nicht aber einer direkten Feindschaft stehen,[3]) so daß Witter mit seiner Behauptung, daß Ferdinands Mißstimmung sich bis zum Hochverrat gesteigert habe, allein steht.

Läßt nicht aber die ganze Kombination der Verhältnisse von 1552 bei genauerer Untersuchung eher das Gegenteil vermuten? Ist es eigentlich denkbar, daß Karl, der wie kein anderer alles für seine Zwecke auszunutzen verstand, vorausgesetzt, daß eine ernstere Entfremdung zwischen ihm und seinem Bruder bestand, so unvorsichtig hätte sein sollen, die ganze Vermittlung in die Hand eines Mannes zu legen, den er sich im Herzen entfremdet und mit seinen Sympathien auf feindlicher Seite stehend wußte? Oder hätte ihm etwa eine derartige Verstimmung entgehen können? Mußten nicht, sobald er die Art sah, wie seine Angelegenheiten betrieben wurden, ihm oder den gewandten Ratgebern und gewiegten Diplomaten seiner Umgebung bald die Augen aufgehen über die wahren Empfindungen Ferdinands? Auch ist Karl der Entschluß, gerade Ferdinand mit der Vermittlung zu betrauen, keineswegs durch die Not der Verhältnisse diktiert worden, war vielmehr ein reiner Vertrauensakt, da der Kaiser seine Angelegenheiten in des Bruders Händen am besten beraten glaubte! Und daß er sich darin in Ferdinand nicht täuschte, bestätigt die ganze umfangreiche Korrespondenz der Brüder im Jahre 1552, die so sehr den Stempel eines brüder-

---

[1]) Ebenda S. 185.

[2]) Ebenda S. 186 ff.

[3]) Maurenbecher Artikel „Ferdinand I.“ in der Allg. Deutschen Biographie. Leipzig 1877. Bd. VI S. 82 ff.

lichen, fast herzlichen Verhältnisses trägt, daß man Ferdinands Briefen eine andere Deutung, als die, welche in den Worten liegt, nur geben kann, wenn man in ihm den abgefeimtesten Verräter erblickt, der kein Mittel, selbst das des Meineides nicht scheute, um zu seinem Ziele zu gelangen, der das gewagteste Spiel trieb mit seinem eigenen Bruder, der ihn in manchen geheimen Plan seiner Politik eingeweiht hatte.

Schon war zwischen Ferdinand und Moritz die Verhandlung zu Linz verabredet und die Zusammenkunft auf den 4. April 1552 festgelegt, als Ferdinand am 24. März aus Preßburg den Kaiser um Instruktionen für die bevorstehende Verhandlung bat und, mag nun das Bestreben, einem am kaiserlichen Hofe zeitweilig über ihn verbreiteten Verdacht entgegenzutreten[1]) oder sonstige Gründe ihm die Feder geführt haben, wiederholt den Kaiser seiner ergebenen Gesinnung versichert, die keinerlei Nebenrücksichten, sondern nur den Dienst Gottes und des Kaisers kenne. „V. Mté trouvera", schreibt er,[2]) „que feray pour la pacification des affaires tout sincère debvoir, comme suis tenu envers Dieu et V. Mté, et ainsi que icelle me commendera et enchargera, sans avoir regard à autre respect quelconque, Dieu en ayde etc." und gleich darauf: „j'espère que V. Mté verra et cognoistra, que selon votre comision et commendement ma mectray en extreme de debvoir, et que feray de sorte, que V. Mté cognocitra le désir que ay, de luy servir et obéir de tout mon pouvoir." — In ähnlichem Sinne schreibt er am 1. April aus Wien an Karl:[3]) Die Gemeinsamkeit ihrer Interessen gegenüber den von Deutschland her drohenden Gefahren verbinde sie auch zu gemeinsamem Handeln. Er stehe ganz und gar im Dienste des Kaisers, habe zu dessen Sicherung und Aufrechterhaltung seines Ansehens alles getan, was in seiner schwierigen Lage ihm möglich und „si fut à mon pouvoir, je n'y obmectroye de fere, non seullement ce que V. Mté désire mais d'avantaige: car cognoeis, que seroit pour le service de Dieu, le votre, et notre comung bien et défension .... come Dieu set et V. Mte le peult croire et tenir pour tout certain, que et ainsi, vous soupliant en tout humilité, ainsi le croire et prendre de bonne

---

[1]) von Druffel, II 1022 bes. 164—165. Vgl. Maurenbrecher, Karl V, S. 269.
[2]) von Druffel, II 1165 vgl. Anmerkung.
[3]) von Druffel, II 1196.

parte la bonne voulenté; et ce que fes, que come Dieu set et tout ce que pourroie ou sauroie à fère."

Ist das die heuchelnde Sprache des Hochverrats? Klingt es nicht vielmehr aus seinen Worten wie verhaltene Wehmut um das teilweise verlorengegangene Vertrauen des Kaisers, das er wieder völlig zu erringen sucht? Noch tiefer läßt in Ferdinands Herz ein Brief vom 2. Mai [1]) an seine Schwester, Königin Marie, blicken, der durchaus jede ernstliche Verstimmung Ferdinands ausschließt. Er habe, so schreibt er, angesichts der großen augenblicklichen Gefahr sich zum Unterhändler, „remède" angeboten. Ja, er habe die Absicht, vollständig „obliant à ce cop les choses dictes et passées" sich für den Fall, daß die gütliche Unterhandlung scheitere, vollständig mit dem Kaiser zu verbinden. Sein Verhalten zu rechtfertigen, sei wohl gar nicht vonnöten, „puisque cela est assez cogneu", daß er in den Dienst des Kaisers alles gestellt habe „corps, bien, mes enfans et tout ce que Dieu m'a donné". [2])

Der ganze Brief trägt so sehr den Stempel treuherziger brüderlicher Ergebenheit, daß an der Aufrichtigkeit Ferdinands nicht zu zweifeln ist. Freilich, so klagt er, habe er oft Gelegenheit gehabt, zu denken, daß man wenig Wert lege auf die Lauterkeit seiner Absichten und die Loyalität seiner Gesinnung. So habe er das, was letzthin in Augsburg geschehen, vorausgesagt, und zu seinem Schmerze habe sich nun gezeigt, welch ein guter Prophet er gewesen. Hätte aber „et n'ya riens plus certain" der Kaiser und Granvella, der Bischof von Arras, seinen Rat und seine Warnung befolgt, anstatt auf ihrer Meinung zu bestehen, so stünde es jetzt anders. Ja, er versichert „sur la foy, que je doiz à Dieu et à sa Mté", daß er niemals „directement ou indirectement" etwas „négocié ou practiqué" habe, das dem Beschlusse von Augsburg zuwiderlaufe, daß er vielmehr die Sukzessionsangelegenheit nach Kräften gefördert habe.[3]) Ja, schon vor 3 oder 4 Monaten, sobald diese Praktiken entdeckt seien, habe er alles, was er entdeckt, dem Kaiser mitgeteilt, und ihn

---

[1]) von Druffel II 1373.

[2]) von Druffel sagt in einer Anmerkung zu Nr. 1373, daß diese Worte durch die Tatsachen bestätigt werden, so daß die Maurenbrecherschen Ansichten nirgends eine Stütze finden.

[3]) Diese Versicherung ist besonders wichtig. Vgl. dagegen Maurenbrecher u. Witter.

gewarnt vor den Vorwänden, die man gegen ihn suchen werde. Er habe den Kaiser beschworen, sich vorzusehen „de bonne heure". Aber man habe auf seine wohlgemeinten Warnungen keinen Wert gelegt. Trotzdem sei seine Ergebenheit gegen den Kaiser nicht im geringsten erschüttert oder abgeschwächt; er, wie seine Kinder, seien bereit, bis zum Äußersten für den Kaiser einzutreten. Von dem, was er getan, können dem Kaiser seine Minister Zeugnis ablegen, die stets um ihn gewesen und an allen Verhandlungen teilgenommen.[1]) Selbst alles, was er von seinen „pais supérieurs" zur Verteidigung Ungarns erlangt habe. stelle er in den Dienst des Kaisers. Und wenn er noch etwas zum Schutze seines Landes zurückbehalte, so geschehe es, weil außer dem Türken noch andere Gefahren sein Land bedrohten. Aber alles, alles würde er gern in den Dienst des Kaisers stellen, wenn dieser sich mit mehr Aufmerksamkeit der deutschen Bewegung widmen wollte, als er es bisher getan, anstatt sich auf Verhandlungen zu verlassen, deren Ausgang mindestens ungewiß sei. Obgleich Moritz große Anerbietungen mache, müsse man doch erst den Erfolg abwarten. Daher sei er entschlossen, selbst zum Kaiser zu gehen, um ihn zu gemeinsamem Handeln zu veranlassen.

Kann demnach von einer erheblichen oder gar an Feindschaft grenzenden Verstimmung Ferdinands gegen Karl keine Rede sein, so ist auch dasselbe von Karl gegenüber Ferdinand zu behaupten. Wie bereits vorher hervorgehoben wurde, beweist schon der Umstand, daß Karl, der weltgewandte Diplomat und Menschenkenner, seinen Bruder mit der Vermittlung betraute, daß auch er von einer Verstimmung und einem ihm in den letzten Jahren gegen Ferdinand eingeflößten Mißtrauen durch die ganze Art, wie sich sein Bruder zu ihm stellte, zurückgekommen war.

Sehen wir doch, daß Karl vor und während der Verhandlungen von Linz und Passau seinem Bruder einen vollen Einblick in seine Politik gestattet, ein Umstand, der in Ferdinands Hand das beste Mittel zur Erreichung s e i n e r Pläne war, wenn er mit den antikaiserlichen Tendenzen sympathisierte.

Schon im Frühjahr, noch vor der Zusammenkunft in Linz fanden zwischen Karl und Ferdinand geheime Beratungen statt, die, wenn auch ihr Inhalt unbekannt ist, doch jedenfalls ein

---

[1]) Vgl. v. Druffel II 1371.

durchaus intimes Verhältnis beider voraussetzen. Nach von Druffels Ansicht hat es sich vielleicht um einen Handstreich gehandelt, wenn Ferdinand in einem eigenhändigen Brief an den Kaiser aus Wien vom 5. April schreibt:[1] „... en tous advenemens auray mémoire de ce que il vous a plu me adviser et sera tenu le regart, que V. Mté désire, à sa parole et réputacion, comme est raison, et sera gardé le secret come V. M. le comande; et de cela V. M. peult estre tout asuré, que en l'ung et l'autre sera fet, come V. M. me le comande; et la letre ay incontinant bruslée." — Gleich am folgenden Tage versichert Karl den Bruder seiner wohlwollenden Gesinnung und seiner Überzeugung, daß von dessen Seite nichts außer acht gelassen werde, „... je suis asseurée que de vostre coustel s'y fera tout ce qu'il sera possible"[2] und selbst, wenn Ferdinand ihm abraten mußte, zu ihm nach Wien zu kommen,[3] so zeigt seine Antwort auf diese Abweisung seines Vorschlages, der allein schon ein freundschaftliches und brüderliches Verhältnis voraussetzt, wie er selbst in Ferdinands Abraten nur die brüderliche Sorge um sein Wohl und seine persönliche Sicherheit erblickt. „Et quant à aller vers Vous" schreibt der Kaiser am 7. April aus Innsbruck:[4] „je ne faiz doubte que vous vouldries qu'il peult estre, comme autrefois, ou que je me puisse treuver en temps du moins epechement, dont je vous mercie cordialement, me tenant bien asseuré de votre volenté et de l'affection que me portez." In demselben Sinne verkehren die Brüder brieflich auch in den folgenden Monaten während der langwierigen Verhandlungen in Passau. „Je vous remercie", heißt es in einem Briefe Karls vom 30. Juni,[5] „en préalable très affectueusement la peyne que y avez prinse et tiens pour certain, que comme vos lectres contiennent et mes ministres m'en donnent tesmoignage, y avez eu de travail beaucop et que y avez fait plus que le possible pour amener les adversaires à la raison"...[6])

Wo bleiben solchen schwerwiegenden Zeugnissen gegenüber irgendwelche Anhaltspunkte für jene Wittersche Behauptung?

---

[1]) von Druffel II 1217.
[2]) von Druffel II 1221, S. 333.
[3]) Ebenda 1217.
[4]) Ebenda 1226.
[5]) Ebenda 1617.
[6]) Vgl. Witter, a. a. O. S. 44 Mitte.

Kann aber trotzdem jene andere Behauptung Witters aufrecht erhalten werden, wonach das besonders maßgebende Motiv für Ferdinands antikaiserliche Stellung in der Rücksicht auf seine territorialen Interessen zu suchen ist?

Sicherlich hatte Ferdinands Politik auch territoriale Interessen im Auge. Auch er konzentrierte, wie so viele Fürsten, alle Kräfte auf die Befestigung und Vergrößerung seiner Hausmacht.

Wenn nun bei ihm noch das Streben dazu kam, die Kaiser-Krone und -Würde nach seines Bruders Tode für seine, die habsburgisch-österreichische Linie zu sichern, und wenn er gerade über diesen Punkt mit seinem Bruder in Differenzen geriet in einem Augenblick, wo eine der wichtigsten Provinzen seines Reiches, Ungarn, von neuem von ungeheuren osmanischen Einfällen bedroht wurde, so war es wohl erklärlich, daß er gegen Zusicherung einer ansehnlichen Türkenhilfe in Ungarn zu Konzessionen in betreff der Nachfolge in der Kaiserwürde zu ungunsten seines Hauses sich bereit finden ließ. Geht daraus zwar hervor, wie groß die Rücksicht auf territoriale Interessen bei Ferdinand war, so fragt es sich doch: konnte Ferdinand eine weitere Förderung seiner Territorialinteressen erhoffen, wenn er Verbindungen anstrebte, die ihn von der kaiserlichen Politik entfernen mußten, mit der er doch soeben erst Frieden geschlossen?

Witter behauptet das. „Sollte daher Ferdinand“, schreibt er,[1]) „zu diesem Zuge des Kurfürsten Moritz und seiner Verbündeten nach Innsbruck nicht speziell deshalb seine Einwilligung gegeben haben, um Kaiser Karl durch die Ereignisse selbst, indem er ihm gleichsam die Pistole auf die Brust setzte, zur Nachgiebigkeit und Einwilligung in die Forderung des Kurfürsten Moritz und der mit ihm verbündeten Fürsten zu zwingen? . . . ausschlaggebend aber, daran halten wir fest, wirkten auf Ferdinand die Rücksichten auf seine territorialen Interessen in Ungarn.“ Dagegen drängen sich folgende Erwägungen auf. Zunächst ist Ferdinand eine derartige Kurzsichtigkeit und politische Unklugheit durchaus nicht zuzutrauen. Denn welches waren die Vorteile, die ihm aus einer gänzlichen Notlage des Kaisers erwachsen konnten?

Kurfürst Moritz konnte ihm unmöglich eine Türkenhilfe in Ungarn leisten, solange er noch den Kaiser im Schach halten mußte.

---

[1]) a. a. O. S. 75.

Sobald aber der Kaiser wieder frei atmen konnte, würde er sofort die ganze ihm zu Gebote stehende Macht zu einem Reichskrieg gegen Moritz, sicherlich nicht zu einer Türkenhilfe benutzen. Konnte also Ferdinand für den Augenblick wenigstens von dieser Seite keine Unterstützung erwarten, so mußte er doch anderseits auch seinen Bruder genugsam als einen Mann kennen, der mit eiserner Energie an seinen Ideen festhielt und von dem, selbst wenn man ihm „die Pistole auf die Brust setzte", nicht zu hoffen war, daß er nachgeben würde. Schließlich aber: gesetzt der Überfall, den Ferdinand ermöglicht haben soll, wäre gelungen, der Kaiser wäre gefangen worden und hätte sich durch bedeutende Konzessionen für den Frieden in Deutschland loskaufen müssen, was hätte Ferdinand zu erwarten gehabt? Dieser Überfall, wenn er wirklich gelang, konnte ja in Sachen der Religion, deutscher Verwaltung und anderer Dinge wohl von nachhaltiger Wirkung sein, sobald eben dem Kaiser nichts als hohe Konzessionen um den Preis seiner Freiheit übrig geblieben. Aber war darum des Kaisers Macht für immer gebrochen? Mußte sich Ferdinand nicht sagen, daß es dem Kaiser, wenn er wieder zu Macht und Ansehen gelangte, unmöglich verborgen bleiben konnte, wer dem Feinde die Waffen in die Hand gegeben, ihn meuchlings überfallen zu können?

Solche Erwägungen mußten sich einem politischen Kopfe durchaus aufdringen. Und was konnte Ferdinand von dem Kaiser, sobald dieser ihn als Verräter erkannt, für seine ungarischen Territorialinteressen hoffen? Alles, aber auch alles, wies ihn darauf hin, sich den kaiserlichen Bruder nicht allzu sehr zu entfremden. Und ein Staatsmann, wie Ferdinand, sollte sich durch Aussichten haben verblenden lassen, die ihm im besten Falle ungewisse Vorteile und diese nur für den Augenblick bringen konnten? Es wäre das ein Spiel gewesen, noch ungleich gefährlicher und gewagter, als es die deutsche Fürstenverschwörung für Moritz und seine Verbündeten war, und im Falle des Mißlingens auch seine Folgen für Ferdinand ungleich verderblicher, als sie es für jene sein konnten.

Lassen sich aber dennoch, etwa auf Grund geschichtlicher Ereignisse Witters Behauptungen aufrecht erhalten oder sind nach den vorigen Ausführungen auch die Tatsachen, welche Witter zum Beweise eines Einverständnisses zwischen Ferdinand und Moritz anführt, anders zu beurteilen?

Den ersten Anlaß und Ausgangspunkt zu einer Annäherung des römischen Königs und des sächsischen Kurfürsten sieht Witter in dem Bestehen eines freundschaftlichen Verhältnisses zwischen den beiden Nachbarfürsten.[1] Die geschichtliche Tatsache eines solchen freundnachbarlichen Verhältnisses der beiden Landesfürsten, sowie auch freundschaftlicher Beziehungen zwischen Moritz und Ferdinands Sohn Maximilian, König von Böhmen, ist über jeden Zweifel erhaben.[2] Aber wie weit erstreckte sich dieses Verhältnis? Beschränkte es sich auf offizielle Höflichkeitsbezeugungen zum Zweck der gegenseitigen Versicherung friedliebender Politik, wie sie zwischen benachbarten Fürsten üblich waren und sind, oder gestalteten sich diese Beziehungen allmählich derartig, daß an Stelle des offiziellen Höflichkeitsaustausches ein politisches Einverständnis trat?

Witter erblickt die Anbahnung eines solchen Einverständnisses zunächst in der Sendung des kursächsischen Rates Carlowitz an König Maximilian, als dieser aus Spanien zurückkehrend sich zu den Sukzessionsverhandlungen nach Augsburg begab (Dezember 1550) und schreibt: „Diese Sendung ist nach unserem Ermessen die Zusicherung der Bundesgenossenschaft des Kurfürsten Moritz in dem zunächst an dem Reichstag zu Augsburg zu führenden Kampfe."[3] Er folge in der Beurteilung dieser Sendung, versichert Witter, im wesentlichen den Ausführungen von Maurenbrecher, gegen welche v. Druffel in scharfer Weise polemisiere, indem er in der Sendung des Carlowitz nichts weiter, als „eine zunächst inhaltsleere Höflichkeitsbezeugung" sehe. Tatsächlich aber, das hat Witter gar nicht beachtet, braucht v. Druffel[4] diese Bezeichnung in einem ganz anderen Zusammenhang, indem er nämlich hervorhebt, daß Maurenbrecher in einem neueren Aufsatze über Maximilian seine Ansicht modifiziert zu haben scheine. Der Wortlaut der Maurenbrecherschen Darstellung deute nämlich darauf hin, daß derselbe nunmehr diese Sendung als „ziemlich inhaltslose Höflichkeitsbezeugung" beurteile. Der zugrunde liegende Gedanke stammt also genau betrachtet eigentlich von Maurenbrecher, während allerdings auch Druffel selbst sich nicht dazu verstehen kann, der Sendung eine tiefere Be-

[1]) a. a. O. S. 8.
[2]) Vgl. Ranke a. a. O. V, S. 175.
[3]) a. a. O. S. 35.
[4]) v. Druffel III, I 599 I Anmerkung 1.

deutung beizulegen. Seine Auffassung, die der Kürze halber hier wörtlich ihre Stelle finden mag, ist folgende: „Von einem besonderen Geheimnis war die Reise des .... Carlowitz durchaus nicht umgeben, er hatte sogar dem Johann Friedrich davon erzählt und ihm klar gemacht, daß in Innsbruck mit König Ferdinand und Max wichtige Dinge zur Sprache kommen würden. Auch mit dem Kardinal von Trient hatte er darüber korrespondiert, wie es denn überhaupt ein Unding gewesen wäre, zu einer geheimen Sendung den aller Welt bekannten Carlowitz zu gebrauchen. — — Daß Moritz einen seiner Diener dem König von Böhmen entgegenschickte, hatte auch an sich wohl schwerlich etwas Auffallendes, nachdem er dem Prinzen Philipp in eigener Person, und zwar nicht bloß bis Trient, sondern bis Mailand entgegengereist war.“ [1]) Diese Gründe hat Witter durchaus nicht beachtet. Wir dürfen also im Gegensatz zu ihm das immerhin nicht unwichtige Resultat feststellen, daß bis Ende 1550 trotz jener Sendung keinerlei intime politische Beziehungen zwischen Moritz und Max sich nachweisen lassen, den man in politischer Beziehung mit Ferdinand zu identifizieren, wohl nicht Bedenken zu tragen braucht.

Aber auch für den Schluß des nächsten Jahres und den Anfang des Jahres 1552 gelingt es Witter nicht, aus der Korrespondenz den Beweis zu erbringen, daß die Beziehungen engere geworden waren. Vielmehr schreibt er im Anschluß an jenen bekannten Brief, in dem Ferdinand am 12. Februar 1552, also verhältnismäßig sehr kurze Zeit vor dem Zuge nach Tirol, an Moritz ernste Warnungen richtete: [2]) „Dieser Brief gibt uns ein getreues Bild von dem freundnachbarlichen Verhältnis, in dem Ferdinand und Moritz zueinander standen, zeigt uns aber klar, daß Ferdinand eine Verbindung mit Moritz, die gegen den Kaiser gerichtet gewesen wäre, nicht unterhielt, vielmehr es sein ernstes Bestreben sein ließ, seinen Freund Moritz von einem eventuell feindlichen Vorhaben gegen den Kaiser abzubringen.“ [3]) v. Druffel bemerkt zu diesem Briefe noch ganz besonders, wie beachtenswert es sei, daß der König sein eigenes Interesse mit dem des Kaisers identifiziere. [4]) Es müßte also der Umschlag

[1]) Ebenda.
[2]) Bei von Druffel II S. 982.
[3]) a. a. O. S. 50.
[4]) von Druffel II 982 Anmerkung.

in Ferdinands Gesinnung, daß er nämlich eine Förderung seiner Interessen im Anschluß an die kaiserfeindliche Empörung erblicken konnte, in der für einen solchen Umschwung unglaublich kurzen Zeit von Mitte Februar bis Mitte Mai 1552 vor sich gegangen sein.

Außer jener Sendung des Carlowitz hat also Witter bis Mitte Februar 1552 keine Tatsache, auf die er sich für seine Auffassung der Sachlage berufen könnte. Ebensowenig Anhaltspunkte für einen verräterischen brieflichen oder persönlichen Verkehr bietet die ziemlich umfangreiche Korrespondenz der beiden Fürsten. Noch am 4. März schreibt Ferdinand an Moritz aus Preßburg: „Der Kurfürst möge mit den Verwandten die Rüstung abstellen, zum Kaiser reisen und, nachdem ein Bündnis nicht abgeschlossen, alle Empörung abstellen, wider den Türken Maßregel treffen, dann werde der Kaiser sicher gnädig sein.“[1] Sehr bald indessen wird Ferdinand eingesehen haben, wie wenig Moritz geneigt war, solchen Mahnungen Gehör zu schenken, und da die Ereignisse genugsam bekundeten, wie Moritz darauf antwortete, beschränkte sich Ferdinand angesichts der Tatsachen in seinem späteren Briefwechsel mit Moritz, der übrigens immer spärlicher wird, auf die Besprechung geschäftlicher Dinge bezüglich der bevorstehenden Verhandlungen.[2]) Wenn aber ein Einverständnis zwischen Moritz und Ferdinand bestand, sollte es dann bei diesem offiziellen Briefwechsel geblieben sein? Wäre es dann nicht auffallend, daß in dem ganzen vorhandenen Briefwechsel kein einziger verdächtiger Brief, ja kein verdächtiges Wort enthalten ist?

Witter scheint trotzdem das Bestehen eines geheimen, d. h. verräterischen Verkehrs und Briefwechsels anzunehmen, wenn er schreibt: „Diese hier dem Kaiser gemachten Mitteilungen und Ratschläge müssen es außer allem Zweifel lassen, daß König Ferdinand über die politische Lage wohl unterrichtet war und es seine vornehmste Aufgabe sein ließ, die am politischen Horizont aufsteigenden Wolken zu zerstreuen“[3]) und „unzweifelhaft war König Ferdinand über die Tendenzen der Aufständischen durch seine freundschaftlichen Beziehungen zu Moritz insoweit unterrichtet, daß er die Gewißheit besaß, der drohende Krieg

[1]) von Druffel II 1056 vgl. 1061, 1062.

[2]) Ebenda 1167, 1176, 1198, 1210, 1228, 1277, 1405.

[3]) a. a. O. S. 48.

gilt allein der spanisch-habsburgischen Linie, denn nun und nimmer würde er sonst die Warnungen und Vorstellungen seines Kanzlers und der Tiroler Landesregierung unberücksichtigt gelassen haben." [1]) Diese Worte können nur den Sinn haben, daß Ferdinand die Kunde von allen diesen Dingen durch geheime Beziehungen zum sächsischen Kurfürsten erlangt habe.

Dabei aber läßt Witter dreierlei außer acht: Einmal übersieht er, daß Ferdinand vom Kaiser selbst beauftragt war, sich über die Größe und Art des Unternehmens zu erkundigen und ihm beständig zu berichten, was er in Erfahrung gebracht; dadurch erscheint die ganze Angelegenheit schon von vornherein in einem völlig veränderten Lichte. Dann aber ist die Behauptung, Ferdinand sei durch seine „freundschaftlichen Beziehungen" zu Moritz von dem Ziel der Fürstenverschwörung unterrichtet gewesen, den Tatsachen genau widersprechend, da Graf Schlick und Heinrich von Plauen, Burggraf von Meißen, die hauptsächlichsten und gewiß unverdächtige Gewährsmänner waren, die ihn über alle feindlichen Bewegungen aufs genaueste informierten. [2]) Von einer verdächtigen Quelle, aus welcher Ferdinand seine Informationen schöpfte, kann also keine Rede sein.

Wenn aber endlich Witter behauptet, einen Beweis dafür, daß Ferdinand aufs genaueste informiert und der Schonung seiner Länder und Güter versichert war, in dem Umstande finden zu können, daß er keine Vorsichtsmaßregeln zur Verteidigung und Sicherheit des Kaisers getroffen [3]) und „die Vorstellungen seines Kanzlers und der tiroler Landesregierung unberücksichtigt gelassen habe", [4]) so vermag er für so ungeheuerliche Anschuldigungen keine Beweise vorzubringen.

Die von Druffel veröffentlichten und doch auch von Witter benutzten Aktenstücke beweisen vielmehr, daß Ferdinand auch nach dieser Richtung durchaus kein Vorwurf zu machen ist, da Zeugnisse nicht nur aus seinem eigenen, sondern auch aus fremdem Munde darlegen, wie wenig ihm seine angebliche Vernachlässigung der Sicherung Tirols als kaiserfeindlich angerechnet werden darf.

Nach meinen früheren Ausführungen darf eine Verstimmung

---

[1]) Ebenda S. 52, 53.
[2]) von Druffel II 994, 1016, 1048, 1092 vgl. Witter S. 52.
[3]) a. a. O. S. 51.
[4]) a. a. O. S. 53.

zwischen Karl und Ferdinand im Frühjahr 1552 als beseitigt gelten, so daß aus solchen Gründen für Ferdinand kein Anlaß vorlag, die Sicherung des Kaisers zu vernachlässigen. Wir haben gehört, wie Ferdinand seinem Bruder in herzlich-brüderlicher Weise auseinandersetzt, was er alles für ihn und speziell für die Sicherung Tirols getan habe, soviel ihm bei der drohenden Türkengefahr und anderen „Praktiken" möglich sei. Bereits einen Monat früher, am 5. April, hatte er an Karl über diesen Punkt ausführlicher geschrieben: „... et autant que mon simple entendement se extent ne sera riens négligé que le tout soeit exécuté, comme V. Mté leur comande, et il me desplet très fort que procède cy avant le marquis Albert avecques ses gens et complices; plusit à Dieu, que je eusse plus de puissance et moien de plus pouvoire fere, pour servir et assister à V. Mté, ce que me seroit à la plus grande joie que me pourroiet advenir en ce monde, et j'ay ordoné de fere à ceulx de mon régiment tout ce que est en mon pouvoir. Dieu doeint sa grace, que le tout viegne à la bonne fin, pour son saint service et le votre, et bien et repos de la Christianté."[1])

Ebensowenig läßt er es in zwei Briefen noch früheren Datums, die der Kürze halber hier nicht wiedergegeben werden sollen, an dieser herzlichen Versicherung fehlen.[2])

Man mag über diese Selbstzeugnisse denken, wie man will, und man mag ihnen an sich auch nicht Glauben beizumessen geneigt sein, während allerdings Druffel bemerkt, daß sie durch die Tatsachen bestätigt werden,[3]) so werden sie doch in ein ganz anderes Licht gerückt durch das Zeugnis eines Mannes, von dem man eher das entgegengesetzte Urteil zu hören erwarten möchte, nämlich durch das Zeugnis Granvellas, den wir immer in der unmittelbaren Nähe des Kaisers sehen, in dessen Pläne aufs tiefste eingeweiht. Die Bestätigung der von Ferdinand vorgebrachten Versicherungen aus dem Munde gerade dieses Mannes und eine vom kaiserlichen Hofe stammende Versicherung der Zufriedenheit mit den Maßregeln der Tiroler Regierung ist eine derartige, daß davor jeder Zweifel verstummen muß. Auch wenn des Königs Interesse, so schreibt Granvella aus Inns-

---

1) v. Druffel II 1217.

2) Bei v. Druffel II 1196 u. 1180.

3) v. Druffel II 1373.

bruck am 6. April an Ferdinand,[1]) nicht so direkt bei diesem feindlichen Unternehmen beteiligt wäre, würde der König gewiß das äußerste für den Kaiser aufbieten „Et certes je voys que sa M. Imp. ha très grande contentement doiz qu'elle cognoist le grand devoir que font ceulx d'icy doiz qu'ils ont été persuadez de la pure impossibilité de sa M. Imp.". Allerdings hätte es lange gedauert, bis sie es eingesehen, und bisher wären sie ziemlich nachlässig gewesen. Jetzt aber möge Gott geben, „que comme leur voulenté est bonne, qu'ils ayent aussi le povoir, dont je doubte assez; mais si fault il faire le mieulx que l'on pourra". Der Wortlaut dieses Schreibens an sich ist schon sehr vielsagend. Aber es liegt tatsächlich noch weit mehr darin, als die Worte besagen. Aus Granvellas Mitteilung, daß der Kaiser nunmehr zufrieden sei mit den Maßregeln der Innsbrucker Regierung geht hervor, daß am kaiserlichen Hofe nicht nur nicht der geringste Verdacht gegen Ferdinand vorlag, sondern daß man vielmehr einsah, Ferdinand habe wirklich alles aufgeboten, was in seinen Kräften stehe, daß aber seine Kräfte, die anderweitig, besonders durch die Gefährdung Ungarns so sehr in Anspruch genommen waren, nicht ausreichen würden. Granvella selbst spricht in einem Briefe davon, daß die Türken in großer Zahl sind „et que du coustel du roy il y a peu de provision".[2]) Der Grund also für die Tatsache, daß in Tirol so wenig Sicherheitsmaßregeln getroffen waren, kann nicht in mangelnden Maßnahmen Ferdinands gesucht werden, sondern lediglich in der Ungunst der Verhältnisse. Und um so weniger kann die Schuld daran Ferdinand unter Beilegung böswilliger Motive zugeschoben werden, als wir hören, wie oft Ferdinand den Kaiser, der die Größe der Gefahr entschieden zu spät erkannte, auf deren Umfang und verderbliche Folgen aufmerksam macht und immer wieder in ihn dringt, auch seinerseits die zur Sicherheit nötigen Schritte nicht zu verabsäumen,[3]) und wenn er sich darüber beklagen muß, daß man am kaiserlichen Hofe so wenig auf seine wohlgemeinten Warnungen achte[4]) und sich in Sicherheit wiege, bis es zu spät sein werde,[5]) eine Auffassung, welche durch die

[1]) v. Druffel II 1223.
[2]) v. Druffel II 1683.
[3]) Ebenda 1048, 1196, 1269, 1329.
[4]) Ebenda 1373.
[5]) Witter, a. a. O. S. 53 unten.

Königin Marie, der gegenüber er sich beklagt, bestätigt wird, wenn sie am 11. Mai schreibt:[1]) „Et certes Monsieur je n'y ay jamais doubté ny doubteray de votre affection et debvoir vers l'Impereur, lequel a bonne occasion de penser aux choses par Vous dictes, pour y remedier.“ Wenn wir außerdem erfahren, daß der Kaiser selbst bei der Lage der Dinge den Abmarsch von Spaniern nach Ungarn bewilligt,[2]) so wird man, wie v. Druffel bemerkt, „in den sich in gleicher Richtung bewegenden Maßnahmen Ferdinands gewiß keine Rücksichtslosigkeit gegen den Kaiser sehen dürfen.“ [3])

Es läßt sich demnach bei genügender Benutzung der zur Verfügung stehenden Quellen die Behauptung, Ferdinands Verhalten hinsichtlich der Verteidigung Tirols sei nicht makellos, in keiner Weise aufrecht erhalten.

Es bleibt schließlich noch ein Punkt übrig, der in den Witterschen Behauptungen gleichsam den Schlußstein bildet. Witter sucht zu beweisen, daß dem kaiserfeindlichen Heere von König Ferdinand in verräterischer Absicht die Pässe Tirols geöffnet seien. Selbstverständlich konnte Witter seine Beweisführung nicht lediglich auf jene Kombinationen und Vermutungen gründen, welche oben als den Quellen widersprechend zurückgewiesen werden mußten, wenn er mit einiger Aussicht seine Behauptung verteidigen wollte. Und so führt er denn eine Stelle aus einem Berichte der tiroler Regierung an Ferdinand an, deren Inhalt allerdings auf den ersten Blick so überraschend ist, daß er als eine Bekräftigung der Witterschen Behauptungen erscheint. Aber doch nur auf den ersten Blick. In dem Berichte[4]) heißt es: „W i r h a b e n a u s g e d r u n g e r N o t d e n n ä c h s t e n W e g , d e n w i r v o n E. M. i n B e f e h l g e h a b t , a n d i e H a n d g e n o m m e n , d e n K r i e g s f ü r s t e n u n t e r A u g e n g e s c h i c k t , u n d a u f i h r B e g e h r d e n P a ß g e g e n d i e b e m e l d e t e V e r t r ö s t u n g b e w i l l i g t.“ Wir haben es da mit einer archivalisch und aktenmäßig festgestellten Stelle zu tun, an deren Wortlaut selbstverständlich nicht zu zweifeln ist und mit der wir uns auseinandersetzen müssen.

---

[1]) v. Druffel II 1393.

[2]) Ebenda 1098.

[3]) Ebenda.

[4]) a. a. O. S. 72 f. Da mir das Buch von Schönherrs, aus welchem Witter diese Stelle entnommen, nicht zur Verfügung steht, zitiere ich die Stelle aus Witter.

Angenommen zunächst, die Stelle hätte die Kraft, welche Witter ihr beilegt, so sind doch die Folgerungen, die er daraus zieht, unrichtig. „So" (d. h. also auf Grund dieses von ihm erteilten Befehls) schreibt Witter: „hat Ferdinand hinter dem Rücken des Kaisers den verbündeten Fürsten es möglich gemacht, ungehindert ihren Marsch nach Innsbruck zu nehmen, wodurch das kaiserliche Ansehen so gut wie vernichtet wurde etc." [1]) Es handelt sich bei der Witterschen Auffassung also wesentlich darum, daß Ferdinand durch seine wohlwollende Neutralität gegenüber dem Fürstenbunde die verzweifelte Lage Karls veranlaßt habe, eine Behauptung, die aber dadurch, daß Ferdinand den Befehl zur Öffnung der Pässe gab, durchaus noch nicht bewiesen ist. Denn durch eine Öffnung der Pässe konnte der Vormarsch der Truppen nur um ein ganz Geringes beschleunigt werden, da die Hindernisse, welche das feindliche Heer vorfinden konnte, nach Witters eigener Ansicht sehr wenig geeignet waren, ein wesentliches Hemmnis zu sein und von Moritz leicht umgangen werden konnten, da wir ferner aus einem Briefe der oberösterreichischen Regierung an Ferdinand vom 10. April,[2]) also nur 5 Wochen vor dem Einfall, ersehen, eine Untersuchung der Pässe durch kaiserliche Ingenieure habe ergeben, daß Ehrenberg und Kufstein wohl zu behaupten seien, der Feind aber daran vorbeiziehen könne und deshalb zur Sperrung des Weges ein großes Kriegsvolk erforderlich sei, weil in Kürze ausgedehnte Befestigungen nicht hergestellt werden könnten. Hatte aber der Feind die Möglichkeit, ohne auf erhebliche Hindernisse zu stoßen, zum Ziele zu gelangen, dessen Erreichung ihm tatsächlich durch Beseitigung jener Hindernisse von seiten der tiroler Regierung ohne Blutvergießen bewilligt wurde gegen eine auf Schadloshaltung Tirols lautende kurfürstliche Versicherung,[3]) so ist nicht einzusehen, wie Ferdinand durch dahinzielende Maßnahmen das kaiserliche Ansehen vernichtet haben soll. Daß tatsächlich durch den Zug nach Innsbruck das Ansehen des Kaisers herabgesetzt wurde, soll durchaus nicht geleugnet, es soll nur bestritten werden, daß Ferdinand wesentlich dazu beigetragen, während er doch gar nicht imstande war, den Zug nach Innsbruck durch Abwehrmaßregeln aufzuhalten.

[1]) a. a. O. S. 73.
[2]) v. Druffel II, 1261.
[3]) Witter, a. a. O. S. 72.

Aber betrachten wir, ganz abgesehen davon, einmal den Wortlaut jener oben angeführten Stelle genauer, so ergibt sich, wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß der Sinn, den Witter hineinlegt, darin enthalten sein kann, doch, daß er auch eine völlig andere Deutung zuläßt. Und wenn früher festgestellt wurde, wie wenig damals bei Ferdinand von einer Verstimmung gegen den Kaiser die Rede sein kann, wie wenig verräterische Beziehungen zu Moritz nachzuweisen sind, wie wenig der römische König die Rücksicht gegen den Kaiser und dessen Sicherheit trotz der Gefährdung der eigenen Interessen außer acht ließ, so liegt darin wohl die Berechtigung, nach einer anderen Deutung jenes Wortlaut eszu suchen, und zugleich die Berechtigung, für eine den früheren Ergebnissen der Untersuchung entsprechende Deutung das Recht der Wahrscheinlichkeit in Anspruch zu nehmen.

Witter legt das Hauptgewicht auf die bei ihm gesperrt gedruckten Worte: „Den (sc. Weg) wir von E. M. in Befehl gehabt" und zieht daraus den Schluß, daß der tiroler Regierung direkt ein dahinzielender Befehl Ferdinands zugegangen sei, d. h. er behauptet, daß eine Verständigung der tiroler Regierung mit dem Feinde von Ferdinand veranlaßt wurde. Daß die tiroler Pässe infolge einer Verständigung des Innsbrucker Regiments mit dem Feinde geöffnet worden, ist eine Tatsache, die zweifellos und unbestritten ist. Aber in jenem früher erwähnten Schreiben der Innsbrucker an Ferdinand vom 10. April[1]) erfahren wir auch, daß damals schon Granvella den Rat gab, die Regierung möge zu dem Feinde schicken, mit dem Auftrage, zu sagen, sie sähen Kriegsrüstung, wüßten dennoch nichts vom Krieg, was man von Tirol wolle? v. Druffel bemerkt dazu:[2]) „Maurenbrecher meint: „„es war schon bedenklich, wenn man zu unterscheiden vornahm, ob der Krieg dem Lande Tirol oder der Person Karls gelte"". Wie wir sehen, war es der leitende Minister des Kaisers, welcher der Innsbrucker Regierung diese „bedenkliche" Unterscheidung anriet." Man wird also in einer auf Befehl Ferdinands erfolgten Sendung an den Feind an sich nichts Verdächtiges zu sehen haben. — Aber der Wortlaut unserer Stelle läßt auch vermuten, welcher Art Ferdinands Instruktion

---

[1]) v. Druffel II 1261.

[2]) Ebenda, Anm. 5.

gewesen sein mag. Die Innsbrucker berichten, sie hätten „aus gedrungener Not“ diesen Weg eingeschlagen. Also hat Ferdinand seinen Befehl höchstwahrscheinlich nicht bedingungslos erteilt. Die Innsbrucker glauben vielmehr, ihr Vorgehen dem Könige gegenüber durch die Not der Verhältnisse entschuldigen und rechtfertigen, mindestens aber motivieren zu müssen, weil des Königs Befehl eben nur für den äußersten Notfall gelten sollte. Und dieser Notfall lag vor. Denn Ferdinand scheint noch andere Auskunfsmittel empfohlen zu haben, da die Innsbrucker sagen, diese Verständigung sei der „nächste Weg“, das für den Augenblick der Notlage angemessenste Mittel gewesen. Dadurch aber wird die Tatsache der Paßöffnung in ihrer Bedeutsamkeit schon wesentlich abgeschwächt. Der Vorgang wird sich ungefähr in folgender Weise abgespielt haben: Ferdinand hatte, soweit möglich, für die Verteidigung Tirols, speziell der Pässe gesorgt, eine Fürsorge, die am kaiserlichen Hofe durchaus Anerkennung fand. Dort aber wurde gleichzeitig festgestellt, daß die getroffenen Maßnahmen nicht ausreichen würden, um dem Feinde wirksam entgegenzutreten, weil ihm noch andere Wege offen standen, um Innsbruck zu erreichen. Ferdinand, um seine ohnehin geringen Streitkräfte nicht durch einen aussichtslosen Kampf mit dem Feinde aufzureiben und unnützes Blutvergießen und Schädigung seines Landes zu verhüten, mag dann seiner Innsbrucker Regierung, nachdem schon vorher von kaiserlicher Seite die Anbahnung einer Verständigung mit dem Feinde in Anregung gebracht war, als letztes Auskunftsmittel für den Fall, daß ein Kampf unvermeidlich geworden, die Instruktion erteilt haben, das Unvermeidliche auf gütlichem Wege zu erreichen, ein Auskunftsmittel, das am kaiserlichen Hofe durchaus nicht verdächtig erscheinen brauchte, sondern vielmehr sehr natürlich und durch das Interesse an der Schadlosigkeit des Landes geradezu geboten.

Und dies war wirklich die Stimmung am kaiserlichen Hofe. Hören wir doch wenige Tage nach der Öffnung der Pässe in einem Briefe Karls an Herzog Albrecht von Bayern (vom 25. Mai aus Lienz i. T.)[1]) aus des Kaisers eigenem Munde, wie sehr ihm selbst daran lag, das Land seines Bruders zu schonen. Er schreibt „daß am 18. Mai, obgleich weder sein Bruder, der nicht für sich selbst, noch weniger mit Land und Leuten etwas mit

---

[1]) v. Druffel II 1444.

der Kriegsrüstung zu tun hatte, noch in Erwägung des Friedensstandes er selbst sich einer Feindseligkeit versah, einige der französischen Bundesverwandten unverwarnt an der Ehrenberger Klause, die, soviel der Winter erlaubte, notdürftig befestigt war, erschienen seien und auf Wegen, die bisher wegen des Schnees ungangbar und den Befehlshabern unbekannt, bei der schnell eintretenden Hitze aber gangbar geworden waren, der Klause nahe gerückt seien und dieselbe von vorne und hinten angreifend erobert und sich ihnen in gefährlicher Weise genähert hätten. Obgleich in bezug auf seine Person nichts gelungen, sei er, um seines Bruders Land und Leute zu schonen, die über dies unvorhergesehene Vorgehen erschrocken, weiter in die Grafschaft Tirol gezogen." — —

Wenn der Kaiser selbst so auf die Schonung Tirols bedacht ist, sollte man dann in den gleichen Maßnahmen Ferdinands Feindschaft gegen den Kaiser erblicken dürfen?

Außerdem spricht noch ein anderer Grund gegen die Wittersche Auffassung. In einem Briefe des Kaisers an seine Schwester, Königin Marie, vom 30. Mai [1]) heißt es: „Et marchant la seconde nuyt arrivay à Brauneck, ou le lendemain peus après minuyt ledit Sr. roy (Fernand) eult nouvelles, que ceulx de son régiment d'Isbrouck s'estoient accordez avec ledit duc Mauritz, luy consentant passaige et victuailles." Also ist der Kaiser selbst schon einige Tage nach jener Verständigung über die Sachlage durchaus orientiert, spricht aber trotzdem nicht den geringsten Verdacht gegen Ferdinand aus. Hätte wirklich am kaiserlichen Hofe ein Verdacht gegen Ferdinand geherrscht, so hätte ohne Zweifel eine derartige Verständigung der Innsbrucker mit dem Feinde nicht stattfinden können, ohne daß sie sofort gegen Ferdinand als von ihm in böswilliger Absicht ausgehend ausgebeutet worden wäre. Das oben zitierte Schreiben des Kaisers an seine Schwester macht durchaus den Eindruck, als sehe der Kaiser in jener Verständigung nichts anderes, als die von der Regierung eines neutralen und wenig beschützten Landes in solchen Fällen zu erwartende Rücksicht auf das Land und seine Bewohner. Und, wenn dann in der Zukunft niemals und nirgends von jener Tat der Innsbrucker Regierung als dem Ausgangspunkt einer neuen Verstimmung zwischen den habsburgischen Brüdern die

[1]) v. Druffel II 1438 Anm. 3; vgl. Witter, a. a. O. S. 73f.

Rede ist, so ist das immerhin ein starker indirekter Beweis, daß jene Tat am kaiserlichen Hofe auch wirklich keine Verstimmung hervorgerufen hat, zumal während der nun unmittelbar folgenden Passauer Verhandlungen dasselbe persönlich gute Einvernehmen zwischen den Brüdern fortbesteht.

Ich bin am Schluß. Welches ist das Ergebnis der Untersuchung? Ist es gelungen auf Grund des reichlich vorhandenen Aktenmaterials die Berechtigung der Witterschen Behauptungen von hochverräterischen Sympathien Ferdinands mit den antikaiserlichen Tendenzen des Fürstenbundes zurückzuweisen und zu entkräften, so ist auch die gestellte Aufgabe, die Ehrenrettung Ferdinands, erreicht. — — Eine positiv aufbauende Darstellung des freundschaftlichen Verhältnisses, welches zwischen den habsburgischen Brüdern in jener kritischen Periode zweifellos bestand, mag einer späteren Untersuchung vorbehalten bleiben.

Der Schintoismus, die Nationalreligion der Japaner.

Von

Lic. Dr. **Schwarzlose,**
Frankfurt a. M.

Durch den beinahe $1 \frac{1}{2}$ jährigen Krieg, welchen das kleine Japan vor kurzem und wider das Erwarten der meisten siegreich gegen das kolossale russische Reich führte, ist dasselbe nicht nur allgemein in das Interesse der Welt, sondern auch unwiderleglich in die Reihe der Großmächte eingetreten. Alle Staaten der Erde werden in Zukunft stark mit dem „Großbritannien Asiens", wie man Japan nicht unrichtig bezeichnet hat, rechnen müssen. Ist der Kriegslärm in Ostasien nun auch schon seit längerem verstummt, so ist damit der russisch-japanische Krieg als solcher noch nicht des Interesses verlustig gegangen und mit Ernst wird weiter über die Frage verhandelt, welche Umstände und Vorzüge wohl dem kleinen Inselvolk den Sieg über den unvergleichlich stärkeren Gegner zugeführt haben. Zweifellos war es in jeder Hinsicht besser auf den Krieg gerüstet, wiewohl Rußland nicht minder lange und klar darüber orientiert war, daß dieser Waffengang in Ostasien unvermeidlich eintreten müßte. Nach fachmännischem Urteil war die Organisation von Heer und Marine bei den Japanern mustergültig; die Bewaffnung, Ausbildung und Disziplin ihrer Truppen genügte den höchsten Ansprüchen, auch das Verpflegungswesen und die Fürsorge für die Verwundeten ließ nichts zu wünschen übrig. Unstreitig war es für Japan auch ein Vorteil, daß ihm der Kriegsschauplatz nicht so fern lag wie dem russischen Gegner; aber alle die angeführten Umstände, die sich unschwer durch weitere vermehren lassen, reichen zur Erklärung des japanischen Erfolges noch nicht aus. Solche gewaltigen Kriegstaten und Siege werden nicht allein durch Äußerlichkeiten errungen, sondern dabei fällt gewöhnlich noch etwas anderes als ausschlaggebend in das Gewicht und das ist der Geist, der in der kämpfenden Truppe steckt. Und

dieser Geist eines Heeres steht nicht außer Zusammenhang mit der Religion. Hiermit soll nicht etwa behauptet werden, daß der kriegerische Erfolg von dem religiösen Bekenntnis der Streiter abhängig ist, wohl aber, daß die Glaubenswelt, die Religion fördernd oder hemmend auf Eigenschaften und Tugenden einwirken kann, wie sie der Soldat braucht. Und in diesem Zusammenhange wird die Frage interessant, ob die japanische Religion so geartet ist, daß ihr in bezug auf die militärische Tüchtigkeit des Volkes Bedeutung zukommt. Es ist, äußerlich besehen, nicht ganz richtig, von einer japanischen Religion zu sprechen, da das Volk nicht einem einzigen Glauben anhängt, sondern vielmehr in drei verschiedene religiöse Bekenntnisse gespalten ist. Als solche japanischen Religionen kommen in Betracht der Schintoismus, der Buddhismus und der Konfuzianismus. Neben diesen faßt langsam, aber spürbar das Christentum Fuß, freilich noch nicht in dem Maße, daß man es als eine Religion der Japaner bezeichnen könnte. Die alte japanische Landesreligion ist der Schintoismus; der Buddhismus und Konfuzianismus sind ebenso wie das Christentum importierte Religionen, die aber einen großen Einfluß im Lande gewonnen haben und zwar einen Einfluß, dem man auf Schritt und Tritt in Kultur und Denken der Japaner begegnet. Der Buddhismus hat sogar von 1623—1867 als Staatsreligion gegolten und wird heute verschiedentlich noch irrtümlich als die in Japan herrschende Religion ausgegeben. Will man jedoch in die religiöse und sittliche Denkweise des Japaners eindringen, so muß man sich vor allem mit dem Schintoismus beschäftigen.

In diesem haben wir die japanische Urreligion zu erblicken, er war bis in die Mitte des 6. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung die einzige Religion des Inselvolks und wurde bei der Restauration der kaiserlichen Alleinherrschaft im Jahre 1868 von neuem zur offiziellen Staatsreligion erhoben. Diese Tatsachen erklären es zur Genüge, warum es die nachfolgenden Zeilen versuchen wollen, das Wesen dieser für den japanischen Volksgeist so bedeutsam gewordenen Religion zu schildern.

Es wird vielleicht von manchem dankbar empfunden, wenn wir uns zunächst in ganz kurzen Umrissen die geographische Lage und Geschichte des Volkes veranschaulichen, dessen Religion wir kennen zu lernen wünschen. Bekanntlich ist das Kaiserreich Japan ebenso wie das europäische Großbritannien ein Insel-

reich. Es besteht aus vier großen Inseln, die von etwa 1000 kleineren umlagert sind. Der Gesamtflächeninhalt des Reiches, das für die Zwecke der Verwaltung gegenwärtig in 84 Provinzen zerlegt ist, beläuft sich mit Einschluß von Formosa und der Peskadoresinseln auf ungefähr 418000 qkm. Die Bevölkerungsziffer dürfte nicht unrichtig mit 50 Millionen anzugeben sein. Japan ist ein wechselvoll von Gebirgen und Tälern durchzogenes schönes und fruchtbares Land, an dem auch um seiner äußeren Vorzüge willen die Japaner mit glühender Liebe und Schwärmerei hängen. Über die Entstehung ihres insularen Vaterlandes erzählen sie folgende reizende Legende, die uns zugleich von ihrer mythologischen Vorstellungswelt eine Probe giebt: Jzanami, die Gattin des obersten aller Götter Jzanagi, saß einst auf dem Regenbogen, schaute zur Erde nieder und tauchte spielend ihre Lanze hinunter ins Meer. Als sie dieselbe wieder heraufzog, fielen große und kleine Tropfen in die Tiefe hinab und bildeten unten die Inseln, aus denen Japan besteht. Nicht unwesentlich ist in diesem Mythus die Lanze der Göttermutter. Sie besagt, daß Japan gleichsam aus der Waffe herausgeboren ist. Die Japaner sind immer eine wehrhafte und kriegsfreudige Nation gewesen, darin ähnlich den alten Germanen. Kein Beruf stand bei ihnen so im Ansehen wie der des Kriegers und kein Gewerbe so wie dasjenige des Waffenschmiedes, und in alten Zeiten zogen auch bei ihnen die Frauen mit in den Streit. Das wird manchem unglaublich vorkommen, der sich von der japanischen Frau einseitig nach dem Muster der Geishas ein Bild gemacht hat. Wer in der japanischen Geschichte zu blättern beginnt, den faßt Erstaunen ob des kriegerisches Geistes, der daraus entgegenweht. Auffallend ist ferner die Fülle der Parallelen, die sich zwischen der deutschen und japanischen Geschichte aufdrängen; auch japanische Gelehrte, welche deutsche Geschichte studierten, entdeckten mit Überraschung die mannigfache Ähnlichkeit in der geschichtlichen Entwicklung.

Die Geschichte Japans läßt sich ziemlich sicher bis in das siebente vorchristliche Jahrhundert zurückverfolgen. Da vereinigte Jimmu Tenno (660—584 v. Chr.) den Kern des japanischen Volkes unter seinem Szepter und begründete das japanische Kaiserreich. Im Namen dieses ersten japanischen Kaisers steckt unverkennbar ein tiefer Sinn; denn Jimmu heißt Kriegsgeist und Tenno Himmelskönig. Der letztere Ausdruck spielt auf die

göttliche Abkunft des Herrschers an, worüber später noch mehrfach zu berichten ist. Jimmu ist der Stammvater des heute noch in Japan regierenden Herrscherhauses. Kaiser Mutsuhito, der seit 1867 den Thron inne hat, ist der 122. Regent aus dieser Familie, die demnach mit ihrer $2^1/_2$ Jahrtausende übersteigenden Ahnenreihe sämtliche europäischen Fürstenhäuser in den Schatten stellt. Hierbei darf freilich nicht übersehen werden, daß der Stamm sich nicht immer durch die ebenbürtigen Kaiserinnen, sondern verschiedentlich durch die Nebenfrauen fortgesetzt hat, die der Kaiser bis zu einem Dutzend zu halten berechtigt ist. Er darf allerdings auch diese nur aus dem hohen Adel des Landes nehmen.

Das starke japanische Kaisertum, wie es Jimmu Tenno aufgerichtet, dauerte bis zum Jahre 859 n. Chr. Da fügte es sich, daß nacheinander teils sehr jugendliche, teils sehr schwache Kaiser auf den Thron kamen, und dieser verhängnisvolle Umstand hatte eine doppelte Folge: Einmal entwickelte sich neben dem immer schwächer werdenden Kaisertum ein Vormunds- und Regentenposten, der die Herrschermacht tatsächlich ausübte — also eine Parallele zu dem Hausmeiertum im alten fränkischen Königreich — und sodann rissen die Gouverneure der einzelnen Provinzen nach und nach eine stetig wachsende Unabhängigkeit an sich, die endlich zur Bildung von zahlreichen Vasallenfürstentümern führte, d. h. Japan wurde eine Feudalmonarchie und hatte in dieser langen Periode seiner Geschichte viel Ähnlichkeit mit dem heiligen römischen Reich deutscher Nation. Der japanische Titel dieser Vasallenfürsten ist Daimio. Zeitweise hat es deren über 250 gegeben. Untereinander machten sie sich beständig ihr Ansehen und ihren Besitz streitig, so daß die japanische Geschichte durchzogen ist von den Fehden und Kämpfen dieser Daimios. Zum Ausfechten derselben hielten sie sich regelrechte stehende Heere. Die Offiziere und Mannschaften derselben lieferte die Samuraikaste, der Ritterstand des Landes, in dem das Waffenhandwerk erblich war. Besonders drehte sich der Streit der mächtigen Daimiofamilien um die einflußreichen Staatsämter, unter denen der schon erwähnte Regentenposten den ersten Rang einnahm. Allmählich wurde er in einer bestimmten Familie erblich, zuerst in der Fujiwarafamilie, dann in der Tairafamilie und von 1192 an in der Minamotofamilie. Diese fügte zur Regentenwürde die höchste militärische Gewalt hinzu und

machte daraus das erbliche Amt des Schogunats. Unter dem Schogun haben wir uns einen zugleich mit der obersten Militärgewalt ausgerüsteten Reichskanzler vorzustellen. Von 1192—1868 war in Japan dieser Schogun der eigentliche Regent. Es war jedoch nicht so, wie es vielfach früher in Europa dargestellt und auch in den Schulen gelehrt wurde, daß Japan einen weltlichen und einen geistlichen Kaiser gehabt hätte, wobei man den Schogun zum weltlichen Kaiser machte. Nein, der Schogun stand nominell und auch tatsächlich im Volksbewußtsein unter dem Kaiser und wurde bei jeder Erledigung des Amtes neu von ihm ernannt, aber in Wirklichkeit liefen alle Fäden der Regierung nicht in Kioto, wo der Kaiser seit 794 residierte, sondern in Kamakura und später in Yeddo, wo der Schogun seinen Sitz hatte, zusammen. Yeddo, das heutige Tokio, war ursprünglich wie Berlin ein armseliges Fischerdorf. Es kam zu Bedeutung durch die mächtige Tokugawafamilie, die hierhin im J. 1590 ihre Residenz verlegte und von 1603—1867 ununterbrochen das Schogunat inne hatte. Zum Untergange dieser Würde haben verschiedene Umstände mitgewirkt: Einige der mächtigsten Feudalgeschlechter waren eifersüchtig auf den erblichen Vorrang der Tokugawas, andere Daimios wieder waren erbittert über die tyrannische Art, mit der sie in Unterordnung erhalten wurden; dazu kam, daß viele sich auf Grund historischer Studien für die Wiederherstellung der alten Nationalreligion und insonderheit der alleinigen Regierungsgewalt des Tenno begeisterten, und letzteres um so mehr, als sich gerade den intelligentesten Persönlichkeiten auch unter den Daimios die Überzeugung aufgedrängt hatte, daß das Vorhandensein zweier Regierungszentren für das Gedeihen des Landes schädlich und deshalb nicht mehr aufrecht zu erhalten sei. Endlich hatte das Bakufu, wie die Regierung des Schogun genannt wurde, sich durch allzu freundliches Entgegenkommen gegen die europäischen Mächte, deren Berührung mit dem Lande sehr mißtrauisch angesehen wurde, allgemein mißliebig gemacht. Alles dies zusammen drängte auf Abschaffung des Schogunats hin. Es leuchtet ein, daß die Überwindung eines solchen durch Jahrhunderte eingewurzelten machtvollen Amtes nicht ohne Waffengewalt vor sich gehen konnte. Sie entschied zugunsten der kaiserlichen Würde, die nunmehr in ihrer unbeengten Selbständigkeit wieder auflebte. Der Kaiser nahm seine Residenz vom 26. Nov. 1868 an in

Yeddo, welches zum Unterschied von der Westhauptstadt Kioto, den Namen Tokio, d. i. Osthauptstadt, erhielt. Diese Erneuerung der alleinigen Macht des Mikado wird von den Japanern als ein solcher gewaltiger Wendepunkt in ihrer geschichtlichen Entwicklung empfunden, daß sie von 1868 an, wo sich die Restauration des Kaisertums vollzog, eine völlig neue Zeitrechnung eingeführt haben und nunmehr nach Meiji, d. h. seit der Wiederherstellung des Kaisertums datieren. Bei dieser Gelegenheit kam die alte Nationalreligion auch wieder zu Ehren, indem der Buddhismus von der ersten Stelle verdrängt und der Schintoismus zur Staatsreligion erklärt wurde.

Suchen wir nunmehr das Wesen dieser Religion kennen zu lernen, so ist zunächst festzustellen, daß wir im Schintoismus die Urreligion der Japaner vor uns haben. Der Name Schintoismus ist von dem chinesischen Wort schin (= Geist, Seele, Gottheit) abgeleitet und kann deutsch mit „Götterweg" übersetzt werden. Die Bedeutung ist, daß die also gekennzeichnete Religion ihre Anhänger darüber belehrt, wie sie sich das Wohlwollen der göttlichen Wesen, japanisch Kami genannt, erwerben können. In seiner ursprünglichen Gestalt gehört der Schintoismus oder Kamidienst in die Reihe der primitiven Religionsformen hinein, für welche die Wissenschaft den Namen Animismus geprägt hat. Das Merkmal dieser Religionsstufe besteht darin, daß sie die Natur und die Umgebung der Menschen mit Geistern belebt denkt. In der japanischen Urreligion ist die Grundvorstellung, daß die Seelen der Abgeschiedenen als Geister in ihrer Heimat und in ihrem Vaterlande ein Fortleben führen. Wir begegnen also hier als Wurzel des religiösen Lebens der Überzeugung, daß der Tod die menschliche Persönlichkeit keineswegs vernichtet, sondern nur die im Leibe vorhandene Seele aus ihrer bisherigen Wohnung herausholt, so daß sie nun als Geistwesen herumschweift. Wie so manches andere Volk, z. B. das chinesische, glaubten auch die Japaner sich allerwärts von den Geistern ihrer Verstorbenen umgeben; besonders dachte man sich, daß diese Geister ihr Grab und die Stätten ihres ehemaligen Wohnens und Wirkens umschwebten und dort mit geheimnisvollen Kräften auf Gesundheit und Schicksal der Nachgeborenen einwirkten. Aus dieser Vorstellung heraus entwickelte sich die Totenverehrung, der Ahnenkult. Alle japanischen Gelehrten sind darin einig, daß der Kamidienst die Urform

ihrer Religiosität gewesen sei. Wenn die abgeschiedenen Geister solchen Einfluß auf Wohl und Wehe der Lebenden ausüben, so ist es für diese eine Notwendigkeit, sich diese Geister günstig zu stimmen durch Verehrung und Opfer. Es war freilich nicht bloß das Gefühl der Furcht, welches zur Geisterverehrung führte, sondern dabei lief auch mit unter die Pietät für die Verstorbenen, das Bewußtsein, daß man ihnen das Leben und vieles Gute danke, oder auch die Meinung, daß die Seelen der Verstorbenen in ihrer neuen Daseinsform der Opfergaben bedürften. In welcher Stärke sich diese Motive miteinander mischten, ist bei den einzelnen Völkern schwer zu entscheiden; die Japaner z. B. behaupten, daß lediglich die Liebe zu den Vorfahren ihren Ahnenkult begründet habe und noch veranlasse. Die Verehrung der Geister geschah derart, daß man an ihren Gräbern oder an einem Hausaltare Blumen und Opfergaben für sie niederlegte oder auch durch Beschwörungsformeln und Gebete auf ihre Gesinnung Eindruck zu machen suchte. Die Opferspenden bestanden in allen möglichen Dingen, vorzugsweise in Eßwaren und Getränken, mannigfach sogar in Kleidern. Es bildete sich auch frühzeitig die Sitte heraus, besonders feierliche Gedächtnistage der Verstorbenen zu begehen und an diesen hervorragend reichliche Opfer darzubringen. Namentlich wurden die Geister der Ahnherren und Stammheroen durch solche gemeinsamen und auffälligen Ehrungen ausgezeichnet. Diese größeren und gemeinsamen Feiern führten allmählich den Bau von Tempeln und die Einrichtung eines bestimmten kultischen Zeremoniells herbei, dessen Kenntnis und Ausübung folgerichtig in die Hände eines besonderen Priesterstandes überging. Hervorgehoben muß aber werden, daß der Schintoismus Götzenbilder und ihre Verehrung nicht kennt; er hat sich stets einen gewissen geistigen Charakter bewahrt. Außerdem erschöpft er sich nicht im Kult der Ahnen, sondern er verband mit demselben von Anfang an eine Verehrung der in der Natur waltenden Kräfte, vor deren Übermacht man sich beugte und deren Segen oder Unsegen man empfand. Wie bei anderen Völkern, so kam es auch bei den Japanern zu einer Personifikation der ihnen vornehmlich nahe tretenden Naturkräfte und Himmelserscheinungen, so daß auch sie ihre mythologische Götterwelt erhielten. Himmel, Erde, Sonne, Mond, Sterne, Wasser u. a. mehr wurde deifiziert. Alle anderen Gottheiten traten jedoch zurück hinter der Sonne, die der höchste

Gegenstand der Anbetung wurde und der man auch ein besonders inniges Verhältnis zum japanischen Lande zuschrieb. Es ist alter japanischer Glaube, daß das ursprüngliche Götterpaar Jzanagi und Jzanami als Kinder die Sonnengöttin Amaterasu und die Mondgöttin Tsuki-No-Kami gehabt hätten und daß die herrschende Kaiserfamilie direkt von der Sonnengöttin abstamme. Deshalb ist die Chrysanthemumblüte oder Winteraster die Lieblingsblume der Japaner und zugleich das kaiserliche Wappen. weil sie ihnen als das auf Erden greifbare Symbol der Sonne, also ihrer speziellen Gottheit gilt. Der Hinblick auf die göttliche Abstammung des Mikados und auf seine ruhmreichen Ahnen hatte naturgemäß die Wirkung, daß schon im ältesten Schintoismus der Träger der kaiserlichen Gewalt mit einem einzigartigen Nimbus umgeben und die Pietät und der Gehorsam gegen ihn gleichsam als religiöser Dienst empfunden wurde. Sämtliche religiösen Vorstellungen, die bei den alten Japanern aufkamen, liefen wie in einem heiligen Brennpunkt in dem Mikado zusammen; er wurde der religiöse Kristallisationspunkt des Volkes. Und aus dieser ans Übernatürliche grenzenden Verehrung vor dem Kaiser, dem Sohn der Sonne, erklärt es sich wohl, daß selbst in den kritischsten Augenblicken der japanischen Geschichte sich niemals eine Hand an den Inhaber des Thrones gewagt hat, ein Punkt, auf den die Japaner mit nicht geringem Stolze hinweisen, wenn sie auf die europäische Völkergeschichte zu sprechen kommen. Also Ahnenkult, Sonnenanbetung und Verehrung des Mikados, das sind die drei hervorspringendsten Merkmale des alten Schintoismus, für den außerdem charakteristisch ist das Fehlen der Götzenbilder und alles dessen, was man als ein dogmatisches oder ethisches System bezeichnen könnte.

Und gerade die Stücke, welche dem alten Schintoismus abgingen, die eigneten der Religion, welche um die Mitte des 6. christlichen Jahrhunderts unter der Regierung des Kaisers Kimmei (540—571) vom asiatischen Festlande nach Japan übertragen wurde, nämlich dem Buddhismus. Derselbe kam nach Japan nicht in seiner ursprünglichen Reinheit, sondern verbildet durch die sonderbarsten mythologischen und abergläubischen Vorstellungen und belastet von einer Fülle bunten, sinnenfälligen Zeremoniells. Aber gerade der Umstand, daß er im Gegensatz zu dem prunklosen und schlichten Schintoismus so mächtig auf Sinne und Phantasie einwirkte, verschaffte ihm in Japan einen

unerwartet großen Erfolg und Anhang. Das Land bedeckte sich allenthalben mit buddhistischen Pagoden, Statuen und Klöstern. Vornehmlich waren es die höchsten und niedrigsten Schichten der Bevölkerung, die dem Buddhismus zufielen, der von 1623 bis 1867 sogar Staatsreligion war und heute noch ungefähr 190000 Priester in Japan in seinem Dienst hält. Die gebildeten und kriegerischen Kreise hielten sich entweder von ihm fern oder gehörten ihm nur oberflächlich an. Die Religion, der diese Kreise viele Jahrhunderte hindurch vor ihrer Stammesreligion den Vorzug gaben, war der Konfuzianismus. Was sie an diesem anzog, war einmal die bewundernswerte und strenge Pietät, welche die Lehre des Kong-tse (jap. Koshi) den Eltern und Ahnen gegenüber fordert, und sodann die klare und praktische Morallehre in dem System des chinesischen Philosophen. Richtig darf der Konfuzianismus überhaupt nicht als eine Religion bezeichnet werden, da er in Wirklichkeit alle Fragen nach Gott und Unsterblichkeit, überhaupt alle metaphysischen Probleme vermeidet und lediglich eine nüchterne Morallehre darbietet. Die menschliche Weisheit und Tugend offenbart sich nach ihm am besten dadurch, daß einer das Go-rin, d. h. die fünf menschlichen Pflichtverhältnisse (Eltern und Kinder, Mann und Weib, Freund und Freund, Bruder und Schwester, Herr und Diener) gebührend und gewissenhaft beachtet. Die Lehre des Konfuzius kam vor dem Buddhismus, schon am Ende des 3. christlichen Jahrhunderts nach Japan herüber, sie gewann äußerlich nicht im entferntesten einen dem buddhistischen vergleichbaren Einfluß, ist aber gleichwohl für die japanische Entwickelung von der folgenschwersten Bedeutung geworden und zwar dadurch, daß sie bei der Samuraikaste, d. h. bei dem japanischen Ritterstande dauernd Eingang gewann. Dieser Stand repräsentierte nicht nur die beste japanische Volkskraft, sondern in ihm war auch die Liebe zu dem alten Volksglauben des Schintoismus noch nicht erstorben, im Gegenteil, je mehr sich die gebildeten und soldatischen Kreise Japans auf sich selbst, ihre Eigenart und ihre Geschichte besannen, desto gewaltiger lebte in ihnen auch der Wunsch auf, die alte Volksreligion, die Jahrhunderte lang durch Buddhismus und Konfuzianismus verdrängt war, in neuem Glanze aufleben zu lassen. Die Kreise, in denen dieser Wunsch lebte, waren dieselben, welche die politische Umwälzung zugunsten des Kaisertums herbeiführten, und so erklärt es sich, daß mit der Wieder-

herstellung des Kaisertums eine Restauration des Schintoismus Hand in Hand ging.

Es sind demnach in der Entwickelung des Schintoismus zwei Phasen zu unterscheiden; die eine begreift den alten Schintoismus von der Urzeit der Japaner bis zum Eindringen des Buddhismus, die andere den neuen der Gegenwart. Es liegt jedoch auf der Hand, daß dieser erneuerte Schintoismus kaum in allen Zügen dem ursprünglichen gleichen kann. Weder die Länge der Zeit noch die im Lande so tief eingebürgerten Ideen der eingedrungenen Religionssysteme, wobei man sogar an das zuletzt bekannt gewordene Christentum denken darf, sind spurlos an ihm vorübergegangen. Und so ist denn auch der erneuerte Schintoismus, trotzdem er die ursprünglichen Elemente treu bewahrt hat, in vielen Beziehungen ein ganz anderer geworden. Was ihm das neue Gepräge verleiht, sind vor allem zwei Errungenschaften. Einmal tritt er jetzt, wie man vielleicht sagen darf, mit einer dogmatischen Umrahmung, gleichsam als System auf, und diese geschlossene Zusammenarbeitung seiner Ideen und Kräfte sowie manches Rituelle ist ersichtlich auf das Vorbild des Buddhismus zurückzuführen. Sodann eignet ihm in seiner neuen Gestalt eine ganz festformulierte Morallehre, und dies ist eine Frucht des konfuzianischen Geistes, der nicht bloß seine Gedanken den Japanern vermittelt, sondern sie auch angeregt hat, aus ihrer Eigenart die ethischen Konsequenzen zu ziehen.

Auch im erneuerten Schintoismus bildet den Kern der Ahnenkult, die Verehrung der Geister der Verstorbenen. Manchem wird es erinnerlich sein, wie derselben mehrfach in den Berichten vom Kriegsschauplatz Erwähnung getan wurde. So war z. B. einmal die Meldung zu lesen, daß Admiral Togo gelegentlich einer Gedächtnisfeier die Geister der gefallenen Soldaten direkt angeredet und ihnen zu ihrer Beruhigung die Siege der Flotte gemeldet habe. Im Vergleich zum alten ist der moderne Schintoismus bewußter und konsequenter zu nennen. Es sind jetzt aus ihm bis in die Gesetzgebung hinein die Folgerungen gezogen. Daß der Konfuzianismus mit seiner Betonung der kindlichen Ehrfurcht sehr zur Festigung der den Japanern so tief im Herzen wurzelnden Ahnenverehrung beigetragen hat, ist schon hervorgehoben worden. Dieselbe beherrscht noch heute das gesamte private und öffentliche Leben des Landes, denn auch die großen nationalen Feste wurzeln in diesem Kultus. Man

kann drei Arten desselben unterscheiden. Es gibt eine Verehrung der Familienahnen, der Stammahnen und der Kaiserahnen; die Verehrung der letzteren bildet den Mittel- und Höhepunkt der völlig national und patriotisch gestimmten Religiosität.

Der Ahnenkult wird in den Häusern, in Tempeln sowie an den Gräbern gepflegt. Bekennt sich eine Familie zur Schintoreligion, so befindet sich in ihrem Hause ein Hausaltar, der vielfach nur die Form einer Konsole hat und japanisch Kamidana heißt. Auf dieser Kamidana erhalten die meistens sargähnlich gestalteten Gedächtnistafeln der Vorfahren ihre Aufstellung, auf welchen die Namen derselben und vor allem ihre Todestage vermerkt sind. Vor diesem Hausaltar werden Lampen angebracht und die nach schintoistischem Ritus üblichen Opferspenden niedergelegt. Dieselben stimmen zum Teil mit den im Buddhismus üblichen Spenden überein und bestehen aus Reis, Saké, d. i. das aus Reis bereitete japanische Nationalgetränk, Fisch, Wild, Gemüse, Früchten, Zweigen des Sakaki-Baumes und Stücken von Hanf und Seide, welche Kleidergaben symbolisieren sollen. Für die Darbringung der Opfer sind ganz bestimmte Tage vorgesehen, in erster Linie die Sterbetage der Vorfahren; außerdem werden nach jedem Todesfall eine Zeitlang die zehnten Tage durch Opferfeiern ausgezeichnet. Zu denselben werden regelmäßig Priester zugezogen, die festformulierte Gebete rezitieren und den Seelen der Vorfahren im Namen ihrer Nachkommen „Glück der See und der Berge" anbieten, ein Ausdruck, der einen Hinweis auf die aus Meer und Wald stammenden Opfergaben und zugleich eine Erinnerung an die alten Hauptnahrungszweige, Fischfang und Jagd, enthält. Eine Eigentümlichkeit des schintoistischen Ritus ist das In-die-Händeklatschen, das die religiöse Feier einleitet und sich während derselben wiederholt. Wahrscheinlich liegt demselben die Vorstellung zugrunde, daß die Geister der Verstorbenen dadurch herbeigerufen und auf die ihnen zugedachte Ehrung aufmerksam gemacht würden. An die Opferfeier schließen sich gewöhnlich Festmahlzeiten der Familienglieder an, bei denen der Verdienste der Ahnen gedacht und das Gelöbnis ausgesprochen wird, den von ihnen überkommenen guten Namen in Ehren zu halten.

An drei festen Jahresterminen finden im ganzen Lande gemeinsame Gedächtnisfeiern der Toten statt, wo ihnen

in den Häusern und an den Gräbern Opfer dargebracht und die letzteren reichlich mit Blumen, Kerzen und Lampen geschmückt werden. Diese allgemeinen Totenfeste werden im Frühling, Mitte Juli und Herbst gehalten. Dasjenige im Juli erfreut sich des höchsten Ansehens, und ist der 14. Juli das eigentliche japanische Allerseelenfest, wo die Familiengräber besucht und mit Blumenschmuck und Lichterglanz bedeckt werden. Aber auch sonst spielt das Grab in Anschauung und Leben des Japaners eine bedeutende Rolle. Keine wichtige Unternehmung, keinen einschneidenden Wendepunkt seines Lebens tritt er an, ohne zuvor die Ruhestätten der Vorfahren besucht zu haben. Der Sohn, der das Elternhaus verläßt, der Kaufmann, der eine Reise antritt, der Soldat, der ins Feld zieht, sie alle tun zuvor den Gang zu den Gräbern ihrer Voreltern, und lägen dieselben noch so weit entfernt. Auch der Patriotismus des Japaners hat seine tiefste Wurzel im Ahnenkult; darum beseelt ihn eine so glühende und opferwillige Liebe zu dem heimischen Boden, weil dieser die Gebeine der Vorfahren in sich birgt.

Außer den Familienahnen werden die Stammahnen verehrt. Das sind die Geister der Urahnen, von denen die einzelnen Stämme ihre Abkunft herleiten. Die Stämme waren die ursprünglichen Einheiten, aus denen sich der japanische Staat bildete, und da sie an Ansehen, Reichtum und Rechten unterschiedlich waren, so war es in Japan bis zur Zeit der neuesten Gesetzgebung nicht gleichgültig, welchem Stamm der einzelne zugehörte. Infolgedessen wurde auf eine genaue Genealogie der peinlichste Wert gelegt. Ganz folgerichtig entwickelte sich aus diesem genealogischen Sinn eine Wertschätzung der altüberkommenen Familienwappen und eine fein ausgebildete Heraldik. Die Verehrung der Stammahnen vollzieht sich regelmäßig dreimal im Jahr in Tempeln, die in der Heimat des Stammes liegen. Zu diesen Feiern kommen die Angehörigen eines solchen, die heutzutage in allen Teilen des Landes verstreut wohnen, stets zahlreich zusammen. Seitens der Zivil- und Militärbehörden sowie von Privaten wird ihren Untergebenen für diese Feiern zu Ehren der Stammheroen immer in weitherzigster Weise Urlaub erteilt.

Bei dieser Gelegenheit sei eingeflochten, daß die Schintotempel im Gegensatz zu den buddhistischen durch ihre Einfachheit auffallen. Sie heißen japanisch Miyas und sind über-

wiegend schlichte Holzgebäude ohne allen besonderen Schmuck. Äußerlich ist ihr charakteristisches Merkmal ein galgenförmiges Zugangstor, Torii genannt. An demselben befindet sich gewöhnlich eine Glocke mit einem Seil, welches der Nahende zieht, um den Kami, dem der Tempel geweiht ist, auf sein Kommen und auf seine Wünsche aufmerksam zu machen. Außerdem ist vor dem Tempelraum fast immer eine Opferlade zur Aufnahme der frommen Spenden aufgestellt. Im Innern besitzen die Miyas regelmäßig auf einem unlackierten Tisch einen hellpolierten Metallspiegel und an der Wand die Gohei, ein Bündel weißer Papierstreifen, beides symbolische Gegenstände, über deren Bedeutung die Meinungen auseinandergehen. Denn die einen deuten den Spiegel als Symbol der Seele, die anderen als Symbol der Sonne, während von den Papierstreifen die einen sagen, daß sie ein Abbild der Opfergaben, die anderen, daß sie das Sinnbild eines reinen Lebenswandels darstellen sollen. Zu diesen beiden kultischen Gegenständen gesellt sich in manchen Miyas ein heller Edelstein oder eine Kristallkugel, worin allgemein ein Symbol der Reinheit der Kamis geschaut wird. Ganz Japan soll etwa 20000 solcher Miyas und 102000 Schintopriester zählen. Eine Eigentümlichkeit der Schintogottesdienste besteht darin, daß sie hin und wieder von Aufzügen und theatralischen Vorstellungen, ja auch von einem heiligen Tanz, Kagura genannt, begleitet werden. Die Schintopriester (Kannushi), denen der Kult und die Pflege des festbestimmten Rituals obliegt, tragen nur bei Ausübung ihres Amtes eine besondere Tracht, vor allem den schwarzen krempenlosen Hut mit weißer Binde. Sie haben weder eine Zölibatspflicht noch Klöster; ihr Amt überkommen sie in der Regel erblich. Abgesehen von den schon erwähnten Anlässen werden sie bei Geburts- und Todesfällen in Anspruch genommen, um durch Gebete und Zeremonien zu entsühnen; denn man glaubt, daß Geburt und Tod verunreinigen. Nicht unerwähnt bleibe in dieser Skizze über den japanischen Kultus, daß der japanische Kaiser das Recht hat, den Geist irgend eines Verstorbenen unter die Götter zu versetzen und seine allgemeine Verehrung anzubefehlen.

Das wichtigste Stück des Ahnenkultus ist die Verehrung der kaiserlichen Ahnen. Darin findet sich das ganze Volk zusammen, denn sie wird auch von den Kreisen desselben geübt, welche sich nicht offiziell zur Schintoreligion bekennen. In

jedem japanischen Hause trifft man auf ein geweihtes Plätzchen, auf eine Kamidana, die für diesen Nationalkult bestimmt ist. Auf derselben liegt überall als Symbol dieser Kultgemeinschaft ein Bruchstückchen von den Opfergaben aus dem großen Nationaltempel in Ise und vor derselben die gleiche Spende, die den Familienahnen geweiht wird. An jedem Morgen bezeugen sämtliche Hausgenossen diesem Heiligtum ihre Ehrerbietung, indem sie in die Hände klatschen und sich verneigen. Abends erstrahlt dasselbe in Kerzenglanz. Für die Allgemeinheit hat dieser Kult seinen Mittelpunkt in dem Tempel zu Yamada in der Provinz Ise, welcher der Sonnengöttin Amaterasu geweiht ist. Hier wird neben anderen Reliquien das Urbild der in den Miyas befindlichen Spiegel, nämlich der göttliche Spiegel bewahrt, der nach der Tradition aus der ältesten Zeit der kaiserlichen Dynastie stammt und stets verehrt worden ist. Eine Nachbildung dieses Spiegels ist in dem Heiligtum des kaiserlichen Palastes, und davor verrichtet der jeweilige Herrscher mit seiner Familie seine Andacht. Es ist übrigens für jeden treugesinnten Japaner Pflicht, wenigstens einmal in seinem Leben die Wallfahrt zum Heiligtum von Ise unternommen zu haben. Der Anbetung der kaiserlichen Ahnen dienen auch sämtliche japanischen Nationalfeste; nur der Geburtstag des regierenden Mikados und das Neujahrsfest machen eine Ausnahme. Jedoch ist an diesen beiden Tagen die Liebe zum Herrscherhause und Vaterlande ebenfalls die Hauptsache. An den nationalen Festtagen finden ähnlich wie bei uns Schulakte statt. Die Kinder werden vor den Bildnissen des Kaisers und der Kaiserin versammelt und hören dann die kaiserliche Verordnung über die Erziehung. Die allgemeine Verehrung der kaiserlichen Ahnen hat folgerichtig die Wirkung, auch den lebenden Inhaber des Thrones mit einer alles andere überragenden Ehrfurcht zu umgeben und ihm ans Göttliche streifende Machtwirkungen zuzuschreiben.

Wohl kaum in einem anderen Lande ist die Liebe zum angestammten Herrscherhause und die ehrerbietige Unterordnung unter den Monarchen ein so integrierender Bestandteil des Patriotismus wie gerade in Japan. Seiner Macht, seiner Erleuchtung, seinen Tugenden werden letzthin alle Erfolge zugeschrieben. Die Kundgebungen der siegreichen Feldherren in dem letzten Kriege enthielten wiederholt solche Äußerungen. Das war nicht leere

Form oder byzantinische Kriecherei, sondern notwendiges, ehrliches Ergebnis ihrer religiösen Anschauung.

Der Ahnenkult ist aber nicht bloß die Wurzel und der Angelpunkt der japanischen Religiosität, sondern auch das grundlegende Moment für das bürgerliche und rechtliche Leben. So steht z. B. die Ehe vollständig im Banne dieses Vorstellungskreises. Ihr oberster Zweck ist nach japanischer Anschauung die Aufrechterhaltung des Ahnenkultus. Als schlimmstes Unglück gilt es, zu sterben, ohne einen Sohn zu hinterlassen; denn die Glückseligkeit der Vorfahren und die eigene hängt davon ab, daß die Pflege der Ahnen von Geschlecht zu Geschlecht sich fortsetzt. In das Erbrecht, in die Bestimmungen über Adoption und Ehescheidung spielt die Überzeugung von der Notwendigkeit einer ununterbrochenen Totenverehrung hinein, und begreift es bei dieser Lage der Dinge jeder unschwer, daß der Mangel eines männlichen Leibeserben als berechtigter Scheidungsgrund anerkannt wird. So übt also der Schintoismus auf Schritt und Tritt auf den Japaner, seine Denkart und Lebensweise den maßgebendsten Einfluß aus. Sein Familienleben, seine Vaterlandsliebe und Kaisertreue beruht auf diesem seinem Glauben; aber auch seine gesamte Sittlichkeit.

Der wiederhergestellte Schintoismus ist mit einer unter dem Einflusse des Konfuzianismus entstandenen nationalen Morallehre verbunden, und welcher Wert ihr beigemessen wird, erhellt am besten daraus, daß dieselbe auf sämtlichen japanischen Schulen als obligatorischer Gegenstand gelehrt wird.

Ihre Grundlage ist die Ethik, die sich nach und nach bei der kernigen Kaste der Samurai, dem altjapanischen Militäradel, herausgebildet hatte und mit dem Namen Bushido, „der Weg des Ritters“ d. h. Vorschrift für die Lebensart des Ritters, bezeichnet wird.

Wenn man diesen strengen, an die alte spartanische Art erinnernden Moralkodex näher ansieht, so merkt man, daß er mit den Anschauungen des Schintoismus, insonderheit mit der Ahnenverehrung die engste Fühlung hält. Das Ziel dieser moralischen Erziehung ist die Ausbildung des einzelnen zu einem kraftvollen Gliede seines Standes und des Vaterlandes, zu einer Persönlichkeit, die unter Aufbietung aller ihrer Kräfte und ohne Scheu vor irgend welchem Opfer das Erbe der Väter aufrecht zu erhalten und weiterzugeben gewillt ist. Es liegt von vorn-

herein in dieser Ethik ein auf das Ganze gerichteter, ein stark patriotisch gefärbter Zug.

Damit der einzelne seine Pflichten gegen Voreltern und Mitmenschen, gegen Kaiser und Vaterland erfüllen kann, ist es erforderlich, daß er in die alten Nationaltugenden der Treue, der kindlichen Pietät und der Tapferkeit hineinwächst und überhaupt zu einer geschlossenen Persönlichkeit erstarkt.

Dieses Erstarken wird in erster Linie leiblich verstanden. Auf die Kräftigung, Abhärtung, Stählung und Gesundheit des Körpers wird der größte Wert gelegt; er wird auch daran gewöhnt, Entbehrungen und Unbilden ohne Nachteil zu ertragen. Sogar das weibliche Geschlecht wird mit der allem europäischen Boxen und Ringkämpfen überlegenen Methode der Selbstverteidigung vertraut gemacht, die Dschiu-Dschidsu genannt wird und neuerdings auf europäischem und amerikanischem Boden wieder ihren gefürchteten Ruf bewährt hat. Wörtlich heißt Dschiu-Dschidsu Muskelbrechung. Zu der sorgfältigen körperlichen Ausbildung veranlaßt die Japaner nicht bloß die Erkenntnis, daß allein der gesunde Mensch den höchsten Anforderungen genügen kann, sondern auch die Überzeugung, daß der Leib das kostbarste Vermächtnis der Vorfahren ist. Auf die Frage: Woher stamme ich? antwortet die japanische Lehre: Von deinen Eltern! und daraus folgert sie die Pflicht des einzelnen, seine Person ebenso wie alles andere, das von den Vorfahren stammt, in Ehren zu halten.

Die Eigenschaften, auf deren Erwerb besonders streng und zielbewußt hingearbeitet wird, sind Selbstbeherrschung, Mut, Geistesgegenwart in Gefahr, Seelenstärke in Freud und Leid, Selbsterkenntnis und Ehrgefühl. Um den Mut zu stärken und das Gefühl der Furcht zu überwinden, werden bei der Jugend alle Mittel angewandt, u. a. auch dieses, die jungen Leute nachts allein auf die Begräbnisstätten zu schicken. Vor allem wird aber auf Erzielung der vollkommensten Selbstbeherrschung hingearbeitet. Sie ist die eigentliche japanische Kardinaltugend. Als solche hat sie sich auch in dem jüngsten Kriege bewiesen. Während desselben haben die Japaner aller Stände fortlaufend Proben ihrer Selbstbeherrschung und zugleich ihrer Seelenstärke und Geistesgegenwart geliefert. Als der Krieg begann, war in vielen europäischen Blättern zu lesen, mit welcher Ruhe und Empfindungslosigkeit die Japaner

die Heimat verlassen und die Fahrt in den Krieg angetreten hätten; verschiedentlich wurde ihnen diese Haltung sogar als Stumpfsinn und Teilnahmlosigkeit gedeutet. Es war aber nichts weniger als dies. Auch in ihren Herzen schmerzte das Weh des Abschiedes. Bedenken wir, daß es für den Japaner entsprechend der Verflochtenheit seiner religiösen Anschauung mit dem heimatlichen Boden besonders traurig ist, fern von diesem zu sterben und in fremder Erde bestattet zu werden. Diese Überwindung der natürlichen Empfindungen, insonderheit derjenigen des Schmerzes, ist ein Resultat der japanischen Erziehung. Nach derselben ist es unfein und verrät Minderwertigkeit, wenn man Regungen des Herzens oder Schmerzen des Körpers vor anderen merken läßt. So und zwar nur so erklärt sich die Gelassenheit, mit welcher im letzten Kriege nicht bloß Militärs, sondern ganz allgemein Väter und Mütter die Meldung vom Tode ihrer Söhne hinnahmen. Aber auch im gewöhnlichen Verlauf des Lebens befleißigt sich der Japaner der peinlichsten Selbstbeherrschung. Was auch immer in seinem Gemüt vorgehen mag, stets wird er ängstlich zu vermeiden suchen, daß einer merkt, wie ihn Leid oder Schmerz bewegt. Selbst wenn man's ihm ansieht, wird er auf die Frage, was ihm fehle, stets antworten: Nichts. Diese Gepflogenheit hat mit dazu beigetragen, die Japaner in den Ruf der Verstellung und Lügenhaftigkeit zu bringen. Und doch entspringt ihr Verhalten, abgesehen von der eben skizzierten Selbstzucht, nur ihrem Grundsatz, im Umgange mit anderen möglichst angenehme Seiten herauszukehren und vornehmlich niemals deren Seelenruhe und Frohsinn durch Mitteilung der eigenen Sorgen und Leiden zu trüben. Im Gegensatz dazu wird Mitgefühl mit dem Nächsten und Mitleid mit den Schwachen ernsthaft empfohlen. Daß auch diese mitfühlende Seite bei dem Japaner stark anklingen kann, beweist das warme Verständnis und die gebefreudige Unterstützung, die er einer Liebestätigkeit wie derjenigen des Roten Kreuzes entgegenbringt. Für diesen Dienst stehen willig aus allen Volkskreisen Mittel und Hände zur Verfügung. Das wäre auffallend, wenn der Egoismus ungezügelt bliebe. Die ganze moderne religiössittliche Erziehung des Schintoismus treibt vielmehr auf Unterordnung unter die Gesamtheit hin. Im Dienste derselben sich hinzuopfern, ist die Pflicht des einzelnen. Das Bewußtsein erfüllter Pflicht ist für den einzelnen der süßeste Lohn. Die Aus-

sicht auf Belohnung oder Vergeltung in einer jenseitigen Welt wird in diesem Erziehungssystem völlig übergangen.

Hingegen wird das Ehrgefühl empfindsam geschärft. Hat ein im Geiste Bushidos erzogener Japaner das Bewußtsein, daß an seiner Ehre ein Flecken hängt, so sucht er seine Makellosigkeit durch die unter dem Namen Harakiri sattsam bekannte Selbstentleibung wiederherzustellen, die im Lande ihrer Übung jedoch überwiegend Seppuku genannt wird.

Wie schon gesagt, geschieht diese soeben in Umrissen geschilderte Ausbildung des einzelnen unter dem höheren Gesichtspunkte, daß nur ein mit solchen Anschauungen und Tugenden Behafteter ein brauchbares Glied der Gesamtheit und des Vaterlandes sein könne. Nicht der einzelne ist in der japanischen Moral Selbstzweck, sondern das Vaterland, das seine Verkörperung in dem Mikado erhält. Unter dem Schutze seiner Ahnen ist es geworden, was es ist. Gewissenhafte Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes, aufopferungsfähige Hingebung an den Mikado, das ist der höchste Lebenszweck des Japaners.

In diesem heiligen Brennpunkt laufen die Wünsche und Bestrebungen aller zusammen. Daß die Gesamtheit es ist, für die der einzelne leben und wirken soll, das wird auch markig gepredigt in den kaiserlichen Erziehungsgrundsätzen, die bei allen nationalen Feiern der Jugend stets von neuem in das Gedächtnis gerückt werden. Da wird gemahnt: „Seid gehorsam euren Eltern und euren Freunden treu; euer Benehmen sei höflich und maßvoll; euren Nächsten liebet wie euch selbst; seid fleißig in euren Studien und in eurem Beruf; bildet eure geistigen Fähigkeiten und stärkt eure sittlichen Gesinnungen; erhöhet das Gemeinwohl und fördert die Interessen der Gesellschaft; leistet unverbrüchlichen Gehorsam der Verfassung und allen Gesetzen des Reiches; offenbart euer Nationalgefühl und euren Mut und helft Uns, die Ehre und Wohlfahrt Unseres Reiches, welches dem Himmel und der Erde an Wert gleicht, zu mehren.“ Wie die religiöse Seite des Schintoismus als seiner höchsten Spitze der Verehrung der kaiserlichen Ahnen zutreibt, so ist die Krönung seiner Morallehre ehrerbietige Treue und unbegrenzter Gehorsam dem Mikado gegenüber. Will man den Schintoismus auf eine kurze Formel bringen, so darf man als Kern und Stern seiner Lehre das Gebot hinstellen: Du sollst den Mikado als Sohn der Sonne verehren und ihm gehorchen.

So läßt sich der Schintoismus in seiner modernen Gestalt nicht unrichtig definieren als ein durch die Religion geweihter Patriotismus oder man kann auch sagen, die glühende Liebe des Japaners für sein Vaterland und seinen Kaiser ist seine Religion. Und wenn diese patriotische Religiosität in unseren Tagen in Japan alle anderen dort vertretenen Bekenntnisse zu überflügeln trachtet, so erklärt sich dies hinreichend aus den gewaltigen Erfolgen, welche die japanische Nation in den letzten 20 Jahren nach innen und außen errungen hat. Denn diese Erfolge beruhen, wie das unbefangene Urteil zugestehen muß, auf dem erneuerten Schintoismus und der mit ihm eng verbundenen Morallehre des Bushido. Es ist noch nicht ausdrücklich gesagt worden, aber wohl schon durchgefühlt worden, daß diese Morallehre an verschiedenen Punkten ein Berührtsein von europäischer Zivilisation und vom Geiste des Christentums spüren läßt, jedoch die Hauptsache daran ist asiatisch, ist japanisch. Selbstverständlich haben die Japaner alle Vorteile und Fortschritte der westlichen Kultur sich angeeignet und verwertet, aber das Geheimnis ihrer Erfolge, auch des letzten liegt in der ihnen eigentümlichen patriotischen Religiosität. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß der Schintoismus auch in Japan Gegner hat und daß sehr viele seiner Anhänger weit unter seinem Ideal bleiben — wo ist aber die Religion, bei der dies nicht zutrifft! — jedoch unverkennbar ist es der Geist dieser Religion, welcher Japan groß gemacht und in dem letzten gewaltigen Kriege die japanischen Truppen zu der bewundernswerten todesmutigen Tapferkeit und ausdauernden Hingebung angespornt und befähigt hat. Denn es darf nicht vergessen werden, daß die Grundsätze des Schintoismus heute nicht mehr bloß die Denkweise der gebildeten Kreise, insonderheit der alten Kriegerkaste der Samurai, sondern diejenige der Volksmajorität ausmachen, welche dieselben neben der häuslichen Beeinflussung auch allgemein durch die Schule in sich aufgenommen hat und weiter aufnimmt. Dieser Umstand erklärt auch z. T. den Stillstand des Christentums unter der gegenwärtigen japanischen Generation. Ob die Japaner in der Zukunft, wenn die Gedankenwelt des Westens immer unaufhaltsamer zu ihnen hereinflutet und den Glauben von der göttlichen Abstammung des Mikado unhaltbar macht, an ihrer Nationalreligion, d. h. am Schintoismus, werden festhalten können, das ist eine

andere Frage, und es wird wohl zutreffend sein, sie verneinend zu beantworten. Aber ebenso zutreffend ist es, wenn die Japaner in ihren Werken schreiben und mündlich bekennen, daß Bushidos Lehre die moderne Umgestaltung ihres Vaterlandes herbeigeführt hat. Die opferwillige Moral der Schintoreligion hat jedoch nicht nur diesen Erfolg zu verzeichnen, sondern sie ist es auch, die vor den Wällen von Port Arthur, auf den Schlachtfeldern der Mandschurei und bei den Kämpfen auf wogendem Meer ihre Triumphe gefeiert und den japanischen Truppen diesen Geist eingeflößt hat, ohne den der ruhmreiche Sieg der japanischen Nation ein Rätsel bliebe.

Universität und Akademie
zu Erfurt
unter der Fremdherrschaft.
1806—1814.

Von

D. Georg Oergel.

Das Jahr 1906 ist ein Zentenarjahr wie für den ganzen preußischen Staat, so insonderheit für die Stadt Erfurt. Der im Jahre 1806 infolge der Niederlage bei Jena erfolgte Zusammenbruch der preußischen Monarchie war auch für Erfurt höchst verhängnisvoll. Losgerissen von dem erst vier Jahre vorher geknüpften Bande staatlicher Zugehörigkeit zu Preußen, geriet diese Stadt in die unumschränkte Gewalt des korsischen Eroberers und hat in einer siebenjährigen Not- und Drangperiode, wie kaum eine zweite im deutschen Vaterlande, das Elend einer schrankenlosen und gewalttätigen Fremdherrschaft durchkosten müssen.

Wenn ich daran gehe, in den folgenden Blättern das Gedächtnis an diese Leidenszeit, die unsere Vorfahren vor hundert Jahren zu bestehen hatten, aufzufrischen, und die „Erfurter Franzosenzeit“ [1]) zum Gegenstande einer historischen Darstellung wähle, so kann und will ich zwar nicht ein vollständiges und allumfassendes Bild jener drangsalsvollen Jahre geben. Mein Zweck ist, im einzelnen darzulegen, wie sich in dieser Zeit allgemeiner Zerrüttung die Verhältnisse der gelehrten Körperschaften gestaltet haben. Erfurt war ja eine Universitätsstadt und Sitz einer Akademie, also zur Pflege geistiger Interessen in hervorragender Weise berufen. Die Schicksale der Universität und der Akademie Erfurts zur Zeit der Napoleonischen Gewaltherrschaft sind es daher, die ich in der folgenden Darstellung zu behandeln versuchen werde. Ich biete damit zugleich eine Ergänzung meiner Arbeit über die Geschichte der Akademie, wo die Periode der französischen Herrschaft nur in gedrängter Über-

---

[1]) Unter dem Titel „Bilder aus Erfurts Franzosenzeit“, von mir vorgetragen in der Festsitzung der Königl. Akademie am Vorabend des Geburtstags Sr. Majestät des Kaisers und Königs am 26. Januar d. J. Der Vortrag erscheint jetzt in erweiterter Gestalt.

sicht behandelt werden konnte.[1]) Daß ich die Universität mit in den Kreis der Betrachtung eingeschlossen habe, wird man natürlich finden; sie berührt sich zu nahe mit der Akademie, als daß sie von der Darstellung hätte ausgeschlossen werden können, hat überdies bisher überhaupt noch keinen Geschichtsschreiber gefunden, und was sie in diesem ihrem letzten Stadium durchgekostet hat, verdient der Vergessenheit der Nachwelt entzogen zu werden. Dagegen werde ich die großen politischen Ereignisse und die Schicksale, die die Stadt und ihre Bewohner im allgemeinen betrafen, nur soweit berühren, als sie den Hintergrund des Trauerspiels bilden und zur Illustration des Gegenstandes von Bedeutung sind.[2])

---

[1]) „Die Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt von ihrer Wiederbelebung durch Dalberg bis zu ihrer endgültigen Anerkennung durch die Krone Preußen (1776—1816)", Jahrbücher N. F., Heft XXX. Erfurt 1904.

[2]) Eine gründliche Darstellung der Geschichte Erfurts zur Zeit der französischen Herrschaft fehlt leider immer noch. Wir sind daher für diese Zeit hauptsächlich auf das angewiesen, was Konstantin Beyer in seiner „Neuen Chronik von Erfurt oder Erzählung alles dessen, was sich vom Jahr 1730 bis zum Jahr 1815 in Erfurt Denkwürdiges ereignete", Erfurt [1821] nebst desselben „Nachträgen", Erfurt 1823, in bunter Fülle von wichtigen und unwichtigen Nachrichten beibringt. Besser unterrichtet sind wir über die Zeit des Fürstenkongresses durch die Aufsätze „Kaiser Napoleon der Große in Erfurt", Stück 13. 14 und 15 der „Neuen allgemeinen Weltbühne auf das Jahr 1808", Erfurt bei Joh. Friedr. Nonne, und durch die Spezialarbeit [von Arnold] „Erfurt in seinem höchsten Glanze", 2 Bändchen, Erfurt 1808 bei Friedr. August Knick. Für die folgende Zeit ist besonders wichtig die vom Buchhändler Joh. Karl Müller verfaßte, aber anonym erschienene Schrift „Erfurt unter französischer Oberherrschaft, ein aktenmäßiges Gemälde der Leiden, Erpressungen, Mißhandlungen und Betrügereien, die diese Provinz während den sieben Jahren erduldete". Deutschland, im ersten Jahre der Freiheit 1814, — in warm patriotischem Ton gehalten, im Urteil scharf, aber gerecht, in den Mitteilungen zuverlässig, weil aktenmäßig belegt. Über die Endzeit handeln auf Grund eigener Kenntnis die Aufsätze „Etwas über Erfurt während der französischen Herrschaft" in der von Luden herausgegebenen „Nemesis", Weimar 1814, I., III. und IV. Stück, für deren Verfasser ich Dominikus halte. — Über die Schicksale der Universität in dieser Zeit wird man genau und zuverlässig unterrichtet durch einen ausführlichen Artikel im Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung, Jahrg. 1814 Nr. 13 und 14, der den Titel führt: „Geschichte der Universität Erfurt während der französischen Herrschaft" und zweifellos den damaligen jungen Dozenten H. A. Erhard, späteren Archivar, zum Verfasser hat. — Für die Akademie stand dem Verfasser obigen Aufsatzes außer dem Protokollbuch (Cd) bisher unbenutztes Aktenmaterial (Ad und Ae) zur Verfügung.

Drei Perioden lassen sich in der siebenjährigen Drangsalszeit unterscheiden.

I. Von der Kapitulation am 16. Oktober 1806 bis zum Fürstenkongreß im September 1808.

II. Der Fürstenkongreß zu Erfurt im September und Oktober 1808 und seine unmittelbaren Folgen.

III. Vom Frühjahr 1809 bis zur Befreiung der Stadt am 6. Januar 1814.

Die erste Periode ist eine Zeit der Drangsale und Entbehrungen. Die zweite fällt mitten ein wie ein strahlendes Meteor und erweckt neue Hoffnungen, um bald darauf in um so tiefere Nacht zu versinken. Die dritte Periode zeigt uns fünf lange bange Jahre gesteigerter Drangsal und völliger äußerer und innerer Zerrüttung, bis endlich der siegreiche Arm Preußens der gequälten Stadt die heißersehnte Erlösung brachte.

An diese drei Perioden wollen wir uns in der folgenden Darstellung anschließen.

I.

Von der Kapitulation am 16. Oktober 1806 bis zum Fürstenkongreſs im September 1808.

Die Schlacht von Jena (14. Okt. 1806) war geschlagen. Noch am Abend des Schlachttages wälzten sich erst vereinzelt, dann massenhaft die Trümmer der preußischen Armee in die Stadt hinein, hinter den Mauern der Festung Schutz, Brot, Obdach und Verband für ihre Wunden suchend. Leider war der Zustand dieses dem Schlachtfeld zunächst gelegenen Waffenplatzes wenig kriegsgemäß. Als daher die den Preußen auf dem Fuße folgenden Franzosen die Stadt umzingelten und ungestüm die Übergabe forderten, sah sich der Kommandant, Major von Prueschenk, auf den Rat des unter den Flüchtlingen befindlichen greisen Generalfeldmarschalls von Möllendorf genötigt, ohne Schwertstreich, nachdem kaum ein paar Schüsse gewechselt waren, die Kapitulation abzuschließen, kraft deren die gesamte preußische Garnison kriegsgefangen wurde und die Stadt und Festung in die Gewalt der Franzosen überging (16. Okt.).

Die Bürger, die kurzsichtig genug gewesen waren, den Kommandanten zu beglückwünschen, daß er ihren Vorstellungen nachgegeben und die Stadt vor den Schrecknissen einer Belage-

rung bewahrt habe, mußten bald einsehen, daß sie sich gründlich verrechnet hatten. Denn als nun die siegreiche und beutegierige französische Soldateska einzog und die Bürgerhäuser überschwemmte, als nun Kontribution auf Kontribution folgte, Requisition auf Requisition, als nun die Truppendurchzüge und Gefangenentransporte kein Ende nahmen und immer neue Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Bürger stellten, da lernten sie erkennen, was es heißt, schutzlos einem gewalttätigen Feinde preisgegeben zu sein. Der französische Übermut machte auch vor dem Heiligen nicht Halt, die schöne und geräumige Predigerkirche, die Hauptkirche der Evangelischen, wurde von der Militärbehörde mit Beschlag belegt, erst zur Unterkunft der Gefangenen, dann zu einem Heumagazin benutzt. Am 26. Okt. erfolgte dann die offizielle Besitzergreifung der Stadt durch die französischen Gewalthaber. Auf Ordre des Kaiser Napoleon, erlassen aus Wittenberg, wurden die preußischen Adler überall entfernt, alle öffentlichen Kassen beschlagnahmt und die ganze Verwaltung der französischen Militärdiktatur unterstellt. Die Zivilbehörden wurden zwar vorläufig in ihren Funktionen belassen, aber an die Spitze derselben ein kaiserlicher Kommissar gestellt, der Intendant Ms. l'Abbé Briaucourt, der nun die ganze Regierungsgewalt in Händen hatte und davon zu Ehren der großen Nation und zu seinem eigenen Vorteil unbeschränkten Gebrauch machte.

Der Friede von Tilsit (7. Juli 1807) brachte in diesen Verhältnissen keine Veränderung. Während Napoleon über die anderen zwischen Elbe und Rhein gelegenen, seiner Willkür preisgegebenen Länder verfügte, sie teils ihren angestammten Herren zurückgab unter der Bedingung des Anschlusses an den Rheinbund, teils daraus neue Fürstentümer schuf, so das Königreich Westfalen, beliebte es ihm, Stadt und Land Erfurt nebst Blankenhain auf dem Standpunkt einer „eroberten Provinz" stehen zu lassen. Dies Ländchen wurde keinem Fürsten zugeteilt, auch nicht an den Rheinbund angeschlossen, ebensowenig dem großen französischen Kaiserreich einverleibt, sondern blieb der direkten Gewalt des kaiserlichen Eroberers vorbehalten. Wenn durch irgend etwas, so wird durch diesen Fall die völlige Impotenz des Rheinbundes dokumentiert; der die Rechte Deutschlands vertreten wollende Fürstenbund ließ es ohne Wimperzucken zu, daß sein „Protektor" ein Stück deutschen Landes als herren- und

rechtlos behandelte. Die auf ein Fixum gesetzten und unfehlbar einzuliefernden Steuern (in Höhe von 382000 Fr. jährlich) flossen fortan in die Regalienkasse nach Paris. Die Domänen, im Januar 1808 in Beschlag genommen, wurden kaiserlicher Privatbesitz. Dagegen wurden die verbrieften Rechte und Ansprüche, die Privatpersonen an diese Kassen hatten, geradezu annulliert. In traurige Lage kamen die Besitzer von Staatsobligationen aus der Kurmainzischen Zeit; die französischen Gewalthaber versagten ihnen die Anerkennung und zahlten keinen Pfennig Zinsen, wodurch manche wohlhabende Familie, die ihr Vermögen in diesen Staatspapieren angelegt hatte, an den Bettelstab gebracht wurde. Wehe auch den Insassen der von Preußen aufgehobenen Klöster; sie waren auf Rente aus dem Domanialfonds angewiesen und mußten jetzt ihr Brot an den Türen suchen, weil die Domänenverwaltung ihnen ihre bescheidene Rente vorenthielt. Rechnen wir hinzu, daß Handel und Wandel stockte und die Fabriken, die einem guten Teil der städtischen Bevölkerung Arbeit und Verdienst gewährten, stillstanden, so wird man verstehen, daß alle Schichten der Bürgerschaft unter dem ihnen aufgehalsten Elend seufzten und sich beklagten, unter einer Regierung zu stehen, deren Grundsätze Willkür und unersättliche Habgier war, und die keine, auch noch so verbriefte Rechte der Untertanen anerkannte.

Dies vorausgeschickt, wenden wir uns nun den beiden gedachten gelehrten Körperschaften zu.

Die **Universität**, die ihre Existenz durch vier Jahrhunderte hindurch gerettet hatte, aber längst nur noch ein Schatten ihrer ehemaligen Größe war, war bekanntlich von der preußischen Regierung auf den Aussterbeetat gesetzt worden, aber sie lebte noch, oder wenigstens sie vegetierte noch, als ihr Besitz so plötzlich auf die Franzosen überging. Man mag das Verfahren, das die Krone Preußen gegen dies ihr vor kurzem zugefallene altehrwürdige Institut eingeschlagen, tadeln, — und es ist sicher nicht lobenswert, daß sie es zum langsamen Tode des Marasmus senilis verurteilt hatte — aber sie hatte sich nicht am Eigentum der Hochschule vergriffen, hatte ihr alle bisher unter Kurmainz genossenen Zahlungen geleistet, ja die so gering bemessenen Einkünfte der einzelnen Professoren dadurch verbessert, daß sie die Gehälter der durch Tod oder Versetzung vakant gewordenen und grundsätzlich unbesetzt gelassenen Stellen unter die zurück-

bleibenden verteilte, so daß die äußere Existenz der Hochschullehrer ungefährdet war.

Das wurde anders, als die Franzosen ihr Regiment antraten. Zunächst belegten sie das Kollegienhaus, das alte Collegium majus, darin die Juristen, Mediziner und Philosophen ihre Auditorien und Promotionssäle hatten, mit Beschlag und machten daraus ein Heumagazin. Die daneben stehende ehemalige Bursa, die der philosophischen Fakultät gehörte und einen Mietzins von 91 Taler eintrug, nahmen sie weg, um daraus ein Lazarett für Aussätzige und Venerische zu machen, und forderten gleichwohl von der Fakultätskasse die auf dem Gebäude lastenden Abgaben. Ebenso beschlagnahmten sie das „Coelicum", den im Kreuzgange des Doms belegenen Festsaal der Theologen, um ihn als Magazin für Lazarettutensilien zu benutzen. Das alles geschah gleich anfangs bei der Besitznahme der Stadt und hätte mit der dringenden Notlage der damaligen Kriegszeit entschuldigt werden können; aber die Franzosen setzten sich in diesen akademischen Räumen dauernd fest und gaben sie erst auf, als sie 1814 die Stadt und Festung verlassen mußten. Mit dem neuen Jahre 1807 sahen sich die Professoren auch der Gehälter beraubt, soweit sie dieselben aus öffentlichen Kassen zu beziehen hatten, und alles Bitten und Flehen um das, was sie rechtlich zu fordern hatten, war umsonst, nach oft stundenlangem Warten in den Vorzimmern der Gewalthaber sahen sich die gelehrten Herren schnöde abgewiesen. Auch die Freiheit von der Einquartierungslast, die die Professoren bis dahin genossen hatten, wurde von den Franzosen nicht respektiert; der unbesoldete Universitätsprofessor mußte so wohl oder vielmehr so übel wie jeder Bürgersmann, wenn die Reihe ihn traf, seine 6, 8, 10, zeitweilig auch mehr Mann Soldaten aufnehmen und vorschriftsmäßig verpflegen. Daß auch der Freitisch, den Kurfürst Emmerich Joseph für 20 arme Studierende gestiftet hatte, aufhören mußte, versteht sich ganz von selbst, denn die 460 Taler jährlich, die dafür aus der herrschaftlichen Kasse ausgesetzt waren, wurden von den Franzosen unterschlagen.

Unter diesen Umständen muß man sich wundern, daß die Universität überhaupt noch ihr Leben weiter gefristet hat. Aber sie wahrte trotz aller Ungunst der Zeit ihren, wenn auch äußerst bescheidenen Bestand und gab deutliche Lebenszeichen von sich. Im Jahre 1806 sind 27 Studenten immatrikuliert worden, im

Jahre 1807 wurden ihrer 51, im Jahre 1808 39 aufgenommen. Die Durchschnittszahl der Studierenden dieser Jahre wird auf 50 angegeben. Die Professoren, ihrer Hörsäle beraubt, lasen trotz Waffenlärm und Einquartierungslast privatissime in ihren Studierzimmern. Auch Promotionen fanden statt, besonders in der medizinischen Fakultät. So wurden im Zeitraum vom 16. bis 22. Oktober 1806, also kurz nach der Schlacht von Jena und während der Einnahme der Stadt durch die Franzosen nicht weniger als neun Mediziner promoviert. Im Laufe des Jahres 1807 fanden 24 Promotionen statt, in denen sich 26 Kandidaten der Medizin den Doktorhut erwarben. Nicht viel geringer ist die Zahl der Mediziner, die im Jahre 1808 promoviert worden sind (20). Bescheidener sind die Zahlen der Promovierten in den anderen Fakultäten, doch brachten es die Philosophen in den Jahren 1807 und 1808 auf sieben. Wir sehen daraus, daß die Erfurter Hochschule immerhin noch einige Bedeutung hatte; ihre Hauptstärke lag im Gebiet der Heilkunde und der naturwissenschaftlichen Fächer, auf dem mehrere hervorragende leistungsfähige und leistungsfreudige Dozenten, ich nenne nur Erhard sen., Trommsdorf und Bernhardi, wirkten. Wir sehen aber auch hier wieder, welche unverwüstliche Kraft dem Idealismus des echten deutschen Gelehrten innewohnt. Aller Misere trotzbietend, stand der Erfurter Professor auf seinem Posten und ließ sich in der Pflege des ihm obliegenden Wissenschaftsgebiets weder durch Waffenlärm, noch durch Entbehrung irre machen. Auf die Dauer freilich waren diese Zustände nicht zu ertragen. Wenn nicht bald Abhilfe erfolgte, mußte der letzte Rest der altehrwürdigen Hochschule in Trümmer sinken. Und da die Hoffnung auf solche Abhilfe immer mehr schwand, konnte man nur mit banger Sorge in die Zukunft blicken.

Die **Akademie der nützlichen Wissenschaften** war in ähnlicher Lage, wie die Universität, als die Stadt Erfurt in den Besitz der Franzosen geriet. Auch sie war von der preußischen Regierung in der Schwebe gelassen und mit dem Schicksal des Aussterbens bedroht. Dennoch bestand sie fort, einige 30 Mitglieder am Ort und in den benachbarten Städten, Weimar, Jena, Gotha etc. zählend und mit einer großen Zahl auswärtiger Gelehrter — die offizielle Liste weist zirka 240 Namen auf — in Korrespondenz stehend. Treu wahrte sie unter Leitung des feinsinnigen, nun hochbetagten Freiherrn von Dacheröden das

Andenken an ihren Neubegründer und langjährigen Protektor, den unvergeßlichen Karl von Dalberg, der ihr im Jahre 1802 wider alles Erwarten durch den Gang der politischen Ereignisse entrissen worden war, und suchte in seinem Geiste fortzuwirken. Ihre monatlichen Sitzungen hielt sie in Ermanglung eines eignen Gebäudes im Privathause eines ihrer Mitglieder ab, des als Mensch wie als Gelehrter und Staatsdiener gleich achtbaren Mathematikers Professor und Kammerrat Reinhard am Anger (jetzt Nr. 23?). Als Sekretär diente ihr, nach Abgang des nach Berlin als Direktor an das Kölnische Gymnasium berufenen Professor Bellermann, seit Januar 1804 der sehr rührige und im kräftigsten Lebensalter stehende Professor der Geschichte Jakob Dominikus aus Rheinberg, der zugleich die Stelle eines Dekans im hiesigen Collegium Amplonianum („Himmelspforte") und eines Bibliothekars der Boineburgica bekleidete.

Die Akademie erfuhr durch die französische Okkupation zunächst keine Veränderung, abgesehen davon, daß ihre Sitzungen durch die Einquartierung hoher Offiziere, womit das Reinhardsche Haus wegen seiner Geräumigkeit und günstigen Lage andauernd belegt wurde,[1]) häufig unterbrochen wurden. Die Herren Franzosen nahmen von der Akademie noch weniger Notiz, als von der Universität; wegnehmen konnten sie ihr als solcher nichts, denn sie besaß weder Kapitalien noch Grundstücke, und was die von Kurmainz ausgesetzte, von Preußen anerkannte, aus Staatsmitteln zu zahlende bescheidene Subsidie anlangt, so wurde sie, was nach dem bisher Gesagten kaum zu verwundern ist, von den französischen Behörden völlig ignoriert.

Nicht weniger als durch diese äußeren Umstände wurden die Arbeiten der gelehrten Gesellschaft durch die politischen Missionen behindert, die ihr Sekretär, sei es freiwillig oder unfreiwillig, auf sich nahm. Professor Dominikus wurde von den Zivilbehörden überall da zugezogen, wo es mit den neuen Gewalthabern etwas im Interesse des Landes zu verhandeln gab. Seine genaue Kunde von Land und Leuten, wovon er in seiner gekrönten Preisschrift „Erfurt und das Erfurtische Gebiet" vom Jahre 1793 den Beweis erbracht, seine Begabung für volks- und finanzwirtschaftliche Fragen, seine hervorragende Anpassungsgabe,

[1]) Zur Zeit des Fürstenkongresses wohnte hier z. B. der König von Württemberg mit zahlreichem Gefolge.

die gleichwohl die nötige Würde zu wahren wußte, dazu seine Kenntnis der französischen Sprache ließen ihn zu solchen Missionen in hohem Grade geeignet erscheinen. So begleitete er die Deputation, die im Winter 1806—7 von der Provinz Erfurt und dem Eichsfelde ins kaiserliche Hauptquartier nach Warschau gesandt wurde, und war neben dem Kammerpräsidenten von Dohm Wortführer bei den dortigen schwierigen und leider resultatlosen Verhandlungen mit dem allgewaltigen kaiserlichen General-Intendanten, dem Grafen Daru. Ebenso war er Teilnehmer der Deputation, die im Mai 1808 im Auftrage der Stadt Erfurt an das kaiserliche Hoflager nach Bayonne abging, um ihr Erleichterung der schweren Auflagen zu erwirken; leider war auch diese Mission erfolglos, mit leeren Versprechungen kamen am 12. August die Abgesandten heim.

Dennoch setzte die Akademie ihre Arbeiten fort. Die erste offizielle Sitzung in der Franzosenzeit, davon das Protokollbuch uns Mitteilung macht, fand am 5. März 1807 statt, nachdem soeben Dominikus aus Polen zurückgekehrt war, und es zeugt von dem die Mitglieder beseelenden Eifer und Lebensmut, daß sie beschlossen, ihre Sitzungen zu verdoppeln, um das seit längerer Zeit Versäumte nachzuholen. Herr von Kaisenberg, Regierungspräsident zu Erfurt, seit dem 15. April v. J. Mitglied der Akademie, der diesen Antrag gestellt hatte, gab in uneigennütziger Weise sein Wohnhaus zu den Versammlungen her. Wirklich fanden nun eine Zeitlang zweimal im Monat Sitzungen statt, am 23. April sogar eine Festsitzung, die durch die Geburtstagsfeier des Herrn von Dacheröden veranlaßt, einen außerordentlich feierlichen Verlauf nahm. Um ihren bisherigen hochverdienten Direktor in vorzüglicher Weise zu feiern, wurde der 76 Jahre zählende alte Herr bei dieser Gelegenheit „mit Vorbehalt künftiger landesherrlicher Genehmigung" zum Präsidenten proklamiert und damit eine Würde, die seit dem im J. 1783 erfolgten Tode des Dr. Schorch unbesetzt geblieben war, wiederhergestellt. Unter gleichem Vorbehalt schritt man dann zur Wahl eines neuen Direktors an Dacherödens Statt, wobei sich die Mehrzahl der Stimmen für Herrn von Kaisenberg entschied. Haben diese Vorgänge uns darüber belehrt, daß die Akademiker durchaus noch nicht zu den Toten geworfen sein wollten, so wird diese ihre Stimmung durch den weiteren Verlauf der Feier bekräftigt. Im Hause des befreundeten Kaufmanns und Fabrikanten Triebel

am Anger[1]) wurde zu Ehren des neuernannten Präsidenten ein solennes Mahl veranstaltet, an welchem außer verschiedenen Ehrengästen 23 Mitglieder sich beteiligten. Das ziemlich opulente Menü können wir aus der den Akten einverleibten Rechnung des Garkochs feststellen, es fehlte auch nicht das übliche Festgedicht von Diakonus Lossius verfaßt, durch Druck vervielfältigt und in Saffian mit Goldschnitt gebunden. Die Gesamtkosten dieses akademischen Ehrentages wurden unter die Teilnehmer repartiert, sie betrugen für den einzelnen 3 Rthlr. 15 GGr., — eine Summe, die manchem unter ihnen sauer geworden sein mag zu zahlen, aber um der Sache willen bereitwillig geleistet wurde. Es folgten nun noch mehrere Monatssitzungen, an denen sich die Mitglieder mit erneuertem Eifer beteiligten. Dann aber machten sich die Störungen der friedlichen Arbeit aufs neue geltend. Vom Oktober 1807 bis Januar 1808 mußten, wie das Protokollbuch meldet, die Sitzungen ausfallen „wegen der überlegten Einquartierung, der zurückgehaltenen Zahlungen und anderer Folgen des Kriegs". Ein großer Verlust für die Akademie war auch der Abgang des Herrn von Kaisenberg, der im April 1808 einem Rufe der Westfälischen Regierung nach Heiligenstadt folgte. Den Geburtstag ihres Präsidenten am 22. April feierte die Gesellschaft, „um alles Geräusch beim harten Druck der Zeit zu vermeiden", ganz in der Stille. Vom Mai ab gab es wieder eine dreimonatliche Pause, „weil die Einquartierung und der Druck allgemein war". Erst am 31. August, als die so schwer belastete Bürgerschaft wieder etwas aufatmete, konnten die Mitglieder wieder zu einer Sitzung zusammentreten, die dann am 10. September fortgesetzt wurde.

Die Abhandlungen, die in dieser Periode vorgetragen worden, sind zum großen Teil durch die Zeitverhältnisse veranlaßt und beeinflußt. So las Dominikus am 5. März 1807 seine „Ansicht über das Verhältnis des Kontinents zu England und Englands zum Kontinent" vor. Herr von Dacheröden lieferte am 18. März d. J. eine Arbeit „Über Verteilung der Kontributionen"; er beantwortete darin die Frage: „Welches ist die zweckmäßigste, den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Billigkeit angemessene Art,

---

[1]) Jetzt Garnisonkommandogebäude, Anger Nr. 6, dasselbe Haus, welches während des Fürstenkongresses dem Kaiser Alexander von Rußland zur Wohnung diente.

Kriegskontributionen so zu verteilen, daß jeder Staatsbürger im richtigen Verhältnisse daran Anteil nimmt, und sie am schnellsten und leichtesten erhoben werden können?" Von Landrat von Resch wurde am 9. Mai d. J. verlesen eine Abhandlung „Über Fleischpulver, ein Mittel, die Subsistenz der Armen zu sichern". Derselbe zeigte in der nächsten Sitzung das Modell eines leichtbeweglichen Krankenbettes vor. In der Septembersitzung d. J. kam eine staatswissenschaftliche Abhandlung des Regierungsrats von Faber zur Verlesung „Über Vergütung der Kriegsbrandschäden durch Brandversicherungsgesellschaften"; er stellte dabei den Hauptsatz auf, daß Kriegsbrandschäden, wenn sie nicht ausdrücklich übernommen, kein Gegenstand der Vergütung sein könnten.[1]) Und der Mathematiker Professor Siegling beschäftigte am 8. März 1808 die Versammlung mit der Frage „Über Scheidemünze: 1. Wieviel kann an Scheidemünze zirkulieren, ohne daß es dem Publikum zum Nachteil wird? 2. Wann und wie kann man zu geringhaltige auswärtige Münze außer Kurs setzen?" In Ansehung der ersten Frage bewies er historisch, daß kaum 65000—70000 Taler in Scheidemünze kursieren könnten, während damals 266000 Taler in solcher zirkulierten;[2]) zur zweiten rügte er zunächst die Mißbräuche, die sich der Wucher gestattete, und suchte dann die Mittel ausfindig zu machen, ihnen zu begegnen.

Die Vertreter der exakten Wissenschaften gingen, unbeirrt durch die politischen Umwälzungen, ihren vorgeschriebenen Weg weiter. Aus dem Gebiete der Chemie lieferten Trommsdorf und Bucholz, aus dem der Mineralogie Bernhardi mehrere mit Beifall aufgenommene Abhandlungen. Leider kennen wir von diesen, sowie von anderen der Akademie vorgetragenen Aufsätzen, z. B. des Prälaten Muth über seine „Retirade nach dem Eichsfeld vor und während dem Kriege", oder des Diakonus Lossius „Über den Charakter der Erfurter" fast nur die Titel. Sie sind nicht zum Abdruck gekommen, wie denn überhaupt in dieser Periode kein Band der Akten zustande kam. Der Grund ist sehr naheliegend, es fehlte der Akademie unter dem französischen Regime völlig an Mitteln, um auf literarischem Wege nach außen ihre

---

[1]) Diese Abhandlung ist die einzige, die zum Abdruck gekommen ist, in Band IV der Nova Acta 1809.

[2]) Die Überhäufung mit minderwertiger preußischer Scheidemünze war ein damals vielbeklagter Übelstand, der am 2. März 1808 fast zu einem Arbeitertumult ausgeartet wäre, s. Konstantin Beyer a. a. O. S. 381.

Existenz zu erweisen. Sie konnte unter diesen Umständen nur ein Innenleben führen.

Bei dieser Sachlage ist es erklärlich und verzeihlich, wenn die Akademie einen neuen Weg einschlug, sich die Gunst der französischen Gewalthaber zu verschaffen. Eine Eingabe an den Kaiser Napoleon vom 21. November 1806 um Bestätigung der Akademie und Gewährung von Subsistenzmitteln war unbeantwortet geblieben. Darum beschloß man nun im März 1807 einem seiner Grandseigneurs die Ehrenmitgliedschaft anzutragen, um so einen Gönner und Fürsprecher beim kaiserlichen Hofe zu gewinnen. Die Wahl fiel auf Herrn Peter Daru, kaiserlichen Staatsrat und Generalintendanten, zu dessen Geschäftskreise das Rechnungswesen nicht bloß der Armee, sondern auch des kaiserlichen Hauses und der okkupierten Provinzen gehörte, der als solcher also oberster Chef der Verwaltung der Provinz Erfurt war. Man wähnte, mit der Ernennung dieses Mannes einen glücklichen Griff zu tun, da er ja nicht bloß ein hoher Staatsbeamter, sondern auch ein namhafter Gelehrter und Dichter war. Hatte er sich doch durch eine wohlgelungene metrische Übersetzung des Horaz ins Französische und eigene moralische Dichtungen den Namen eines warmherzigen und edeldenkenden Menschenfreundes erworben! Freilich Dominikus hatte ihn soeben von einer anderen Seite kennen gelernt, es gab, wo es sich um den Vorteil der großen Nation und ihres Abgotts Napoleon handelte, keinen gemeineren und knickigeren Menschen als ihn. Trotzdem war es Dominikus, der den Plan befürwortete und das Schreiben an den hochgebietenden Herrn abfaßte, datiert vom 18. März, worin er ihm die Notlage der Gesellschaft schilderte und deren Abhilfe dringend ans Herz legte. Den Entwurf dieses Schriftstücks haben wir nicht mehr bei den Akten, wohl aber die sehr prompt eingetroffene Antwort von Darus Hand,[1]) datiert Thorn le 9 avril 1807. Sie charakterisiert ganz den Mann, der als fein gebildeter Franzose drei Seiten füllt mit Ergüssen des Dankes für das übersandte Diplom und der Anerkennung für die hohe Ehre, die ihm von seiten der hochberühmten gelehrten Gesellschaft zuteil geworden, aber sich hütet, auch nur mit dem geringsten Wort anzudeuten, daß er sie in ihrer Notlage zu unterstützen und für ihre gerechten Forderungen einzutreten bemüht

---

[1]) s. Beilage A.

sein werde. Auch die weiteren Bittgesuche, die die Gesellschaft an ihr neugewonnenes Ehrenmitglied richtete, erwiesen sich als völlig erfolglos. Daru ließ die Erfurter Akademie kalten Herzens in ihrer Not stecken, nicht einen Sou Subventionsgelder hat sie mit all ihren Bettelbriefen ihm abringen können.

Ganz dieselben Erfahrungen machte die Universität mit ihren Eingaben an den allgewaltigen Generalintendanten. Sie erhielt keine oder nichtssagende Antworten. Selbst eine lateinische, mosaikartig aus Horaz-Sentenzen zusammengesetzte Vorstellung blieb unberücksichtigt. Die Franzosen selbst äußerten, das Dichterwort „gutta cavat lapidem non vi, sed saepe cadendo" gelte von diesem Pierre — das war Darus Vorname — nicht.

Wir sehen, beide gelehrte Körperschaften waren in gleich hoffnungsloser Lage. Sie mußten das Schicksal der unglücklichen Stadt teilen, deren Bürgerschaft unter dem Druck herzloser Fremdherrschaft vor dem Abgrund stand.

Da leuchtete plötzlich in tiefer Nacht ein Hoffnungsstern auf.

II.

Der Fürstenkongreß zu Erfurt vom 27. September bis zum 14. Oktober 1808 und seine unmittelbaren Folgen.

Das war eine überraschende, allgemeines Staunen erregende Nachricht, die am 13. September der als neuernannter Gouverneur einziehende Marschall Oudinot nach Erfurt brachte, daß Se. Majestät der Kaiser die Stadt zu besuchen und hier eine Zusammenkunft mit vielen hohen Potentaten zu veranstalten vorhabe. Und das fast Unglaubliche geschah. Die Bürger Erfurts sahen 14 Tage darauf Napoleon einziehen, dann den Kaiser Alexander von Rußland mit seinem Bruder Großfürst Konstantin, dazu die Könige und Fürsten des Rheinbundes sowie Spezialgesandte aus aller Herren Ländern. Während der nun folgenden 18 Tage war das sonst so stille Erfurt Sitz eines Kongresses, wie ihn die Welt noch nicht gesehen, und erlebte in seinen bescheidenen Mauern eine Macht- und Glanzentfaltung, die zu seiner sorgenvollen und kümmerlichen Lage in schneidendem Gegensatze stand.

„Erfurt in seinem höchsten Glanze“ ist der Titel einer damals erschienenen, aus zwei Bändchen bestehenden Druckschrift, die über die äußeren Ereignisse jener Tage, die Empfangsfeierlichkeiten, Illuminationen, Paraden und nicht zum geringsten über die Theateraufführungen der eigens aus Paris hergesandten Truppe, Talma an der Spitze, — eingehend und mit schönfärberischer Kunst berichtet. Und wer sich über diese Dinge unterrichten will, mag zu diesem Schriftchen greifen, nur hüte er sich vor der Meinung, daß das hier vorgeführte Gemälde das richtige Stimmungsbild der Erfurter Bürgerschaft ist. Der Verfasser — es ist der bekannte Literat und Privatdozent Arnold — geht über alle tieferen, die Gemüter seiner Mitbürger bewegenden Fragen mit leichter Feder hinweg. „Erfurts glänzendes Elend“ wäre der angemessenere Titel für eine Beschreibung dieser festlichen, in seinen Mauern abgespielten Tage gewesen.

Wir sehen ab von diesen öffentlichen Schaustellungen, die der Emporkömmling Bonaparte für seiner Cäsarenwürde entsprechend hielt, auch von den im geheimen Kabinett zwischen beiden Kaisern und ihren Ministern gepflogenen weltpolitischen Verhandlungen. Uns interessiert hier nur die Frage: Was konnte sich Erfurt, da es den Vorzug hatte, den Weltbeherrscher eine verhältnismäßig lange Zeit in seiner Mitte zu sehen, für Hoffnungen machen? und die andere: Was hat es unter diesen so über Erwarten günstigen Umständen erreicht?

Es war ja natürlich, daß der Kaiser, nachdem er einmal die Stadt so bevorzugt und zum Kongreßort bestimmt hatte, sich nun auch über ihre Verhältnisse etwas eingehender kümmern mußte. Gleich nach seinem Einzuge in der Mittagsstunde des 27. September, wo eine Deputation aus Stadt und Land Erfurt ihn im Gouvernementsgebäude, oder, wie es jetzt hieß, im kaiserlichen Palais gehorsamst begrüßte, erkundigte er sich nach diesen Dingen, und da er aus den Antworten merkte, daß der Klagen viele und schwere, auch wohl nicht unbegründete seien, gebot er, ihm über die Lage der Provinz schriftlichen Bericht einzureichen. Diesem Verlangen wurde umgehend entsprochen. Am 29. ward ihm die „Vorstellung“ [1]) der Bürgerschaft und des

---

[1]) Der Wortlaut dieser „Vorstellung“ ist abgedruckt sowohl in der Schaubühne, 14. Stück S. 876ff., als bei Arnold, 2. Bdch. S. 7ff., ist also von der Zensur zugelassen worden.

platten Landes von Erfurt und Blankenhain überreicht. Der schon oft genannte Jakob Dominikus ist ihr Verfasser. Sie macht ihm als Patrioten und Volksökonomen alle Ehre; denn wenn es auch nicht an den obligaten Lobhudeleien fehlt, so sind doch die Beschwerdepunkte kurz, klar und ohne Vertuschung zusammengestellt. Die Eingabe gipfelt in zwei Bitten, daß Se. Majestät die der Provinz von den kaiserlichen Beamten — ohne Wissen und Willen des gnädigsten Kaisers — auferlegten, ihre Kräfte weit übersteigenden Lasten erleichtern, und — dem Lande bald einen guten Fürsten geben möge. Zu letzterem Punkte war schon vorher die Besorgnis ausgesprochen, daß die befürchtete Abtrennung der Domänen ins Werk gesetzt werden würde. „Sollte der Fall wirklich eintreten", heißt es unter Nr. 11 der Beschwerdepunkte, „so wird der zukünftige, dem Lande von Ew. Majestät geschenkte Souverän auch nicht ein einziges Mittel haben, die Staatsschulden zu bezahlen und für die ersten Bedürfnisse dieses Landes zu sorgen, z. B. für Holz; denn die Domänen sind der Nerv des Landes." Napoleon nahm die Vorstellung, die er aufmerksam durchlas, nicht ungnädig auf. Zu der ersteren Bitte tat er einige hoffnungweckende Äußerungen, zur letzteren verhielt er sich absolut schweigend, und dies Stillschweigen des Allgewaltigen war auch eine Antwort. Wirklich kam er der Stadt mit einigen Gnadenerlassen zu Hilfe, er bestimmte die Summe von 50000 Fr. zur Bestreitung der Einquartierungskosten und demnächst 12000 Fr. für die hiesigen Armen. Auch erfolgte später (unter dem 15. Oktober) durch Daru eine kaiserliche Verfügung, die Milderung der vielbeklagten Einquartierungslast betreffend; die Ernährung der Truppen, der durchmarschierenden sowohl als der liegenbleibenden, sowie der Pferde, sollte fortan nicht mehr der Stadt zur Last fallen, sondern aus anzulegenden Kriegsmagazinen erfolgen. Erfreut atmeten die Bürger auf, daß ihnen der Kongreß diese frohe Aussicht gebracht habe. Es war aber auch nichts als eine frohe Aussicht, denn die kaiserlichen Behörden machten keine Miene, den Befehl ihres Herrn auszuführen, und die Bürger mußten nach wie vor die Mannschaften voll verpflegen. „Der Kaiser", sagte achselzuckend der Generalintendant, „ist wohl ein guter Soldat, aber kein Ökonom." Später, als die Beschwerden der Bürgerschaft immer lauter und dringender wurden, hieß es gar, der kaiserliche Erlaß sei nur ein temporärer gewesen und habe für die

Folge keine Gültigkeit mehr. So wurden Maßregeln, die der Kaiser in einem Anflug von Wohlwollen getroffen, von seinen Untergebenen einfach annulliert. Der Ertrag des hochgefeierten Erfurter Fürstenkongresses war also für die Stadt und ihre Bürgerschaft gleich Null.

Aber vielleicht kam diese Tagung doch den hiesigen gelehrten Körperschaften zugute?

Ihnen müssen wir nun wieder unsere Blicke zuwenden.

Daß Erfurt Sitz einer **Universität** sei, erfuhr Napoleon wohl erst bei seinem Einzuge am 27. September, als er vor dem Brühler Tore neben dem zu seinem Empfang erschienenen Magistrat und der Geistlichkeit auch das Corpus der Hochschullehrer in ihren altertümlichen Trachten und verschiedenfarbigen Fakultätsabzeichen versammelt sah. Die von ihnen nachgesuchte Audienz wurde gnädigst gewährt. Am 30. September Vormittag 9 Uhr empfing der Kaiser die von der Universität erwählte Deputation, bestehend aus dem Rektor Magnificus Prälat Placidus Muth und den beiden Professoren Christian Lossius und Jakob Dominikus. Die Herren überreichten das in Großfolio auf Atlas gedruckte Begrüßungs- und Huldigungsprogramm,[1]) das im schwülstigsten Lapidarstil „den Größten, den je die Welt gesehen", vergötterte. Es ist dem Gelehrtenbrauch gemäß lateinisch abgefaßt. Und das ist ein Glück, denn „latine non erubescimus". Arnold und die „Schaubühne" freilich teilen ihren Lesern nicht nur den lateinischen Text, sondern auch eine wortgetreue deutsche Übersetzung mit, ohne zu ahnen, welche Schmach sie damit deutschen Professoren antun, die sich in einer unglücklichen Stunde genötigt gesehen, dem korsischen Eroberer eine solche Phrasensammlung zu Füßen zu legen. Bei Napoleon erreichten sie damit ihren Zweck. Er las wohlgefällig das Schriftstück, erkundigte sich teilnehmend nach den Verhältnissen der Hochschule und stellte huldvoll in Aussicht, daß er ihr Schutz und Unterstützung gewähren werde. Schon der Gedanke, wie günstige Gelegenheit ihm hier geboten sei, sich in diesen Kreisen populär zu machen und den Ruhm eines Beschützers und Pflegers der Wissenschaften zu erwerben, wenn er die von der

---

[1]) Es ist im Auftrage des Rektors abgefaßt von dem sonst hochachtbaren, als Lehrer wie als Schriftsteller wohlverdienten Philosophen Christian Lossius. Er war ebenso wie Muth und Dominikus tätiges Mitglied der Akademie.

preußischen Regierung zum Tode verurteilte Anstalt fortleben ließ, legte ihm nahe, der Deputation einige verheißungsvolle Äußerungen mitzugeben. Und als die Herren wagten, die traurige Lage der Pensionäre zu berühren und für diese Allerärmsten ein Wort der Fürbitte bei Sr. Maj. einzulegen, gab er auch hier tröstliche Zusicherung. „Pour les pensions, je les ferai payer", mit diesen Worten entließ er die hochbeglückte Deputation.

In der Tat blieb Napoleon die Erfüllung seiner Zusagen nicht ganz schuldig. Durch ein Dekret vom 10. Oktober überwies er der Universität aus dem Domänenfonds eine jährliche Revenue von 3001 Fr. 64 cent. oder 812 Rtlr. 18 Ggr. Man wird nicht finden, daß das ein eines Kaisers würdiges Geschenk gewesen, zumal wenn man bedenkt, daß die französische Regierung schon vorher die Summe von 40000 Fr., das sog. Boineburgische Stiftungskapital, wovon eine Professur und die Bibliothek unterhalten werden sollte, mit Beschlag belegt hatte, von deren Rückzahlung weder jetzt, noch später je die Rede gewesen. Aber — so genügsam waren Erfurtische Professoren und so leicht konnte man sich ihre Befriedigung erkaufen — dies kaiserliche Gnadengeschenk ward mit großem Jubel begrüßt und als Angeld auf eine bessere Zukunft aufgenommen. Der Rektor unterließ nicht, in seinem diesjährigen Weihnachtsprogramm durch die allzeit bereite Hand des Professor Dominikus diese huldreiche Fürsorge des Kaisers für die Universität Erfurt in alle Welt auszuposaunen, und im Frühjahr folgenden Jahres wurde der Vermittler dieser kaiserlichen Gnadengabe, Mons. Louis Alexander Gentil, kaiserlich französischer General-Domänendirektor zu Erfurt, von der hiesigen philosophischen Fakultät mit einem Doktordiplom honoris causa belohnt. Wie wenig Grund diese Freuden- und Dankbezeugungen hatten, wird sich später noch deutlicher zeigen.

Die **Akademie** ist in dieser Zeit allgemeinen Trubels weniger stark hervorgetreten. Eine Audienz bei Napoleon hat sie nicht nachgesucht. Dazu konnte sich der greise Freiherr von Dacheröden, der noch unter Friedrich dem Großen gedient hatte und in den Traditionen eines altpreußischen Edelmanns fortlebte, nicht entschließen. Wohl aber plante er eine Sitzung größeren Stils, zu der auch die auswärtigen Mitglieder und die zurzeit anwesenden fremden Zelebritäten als Gäste geladen werden sollten. Zum Versammlungsraum bot er, obwohl er

schon den Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt nebst Gefolge im Quartier hatte, sein eigenes am oberen Ende des Angers[1] gelegenes Wohnhaus an. Die Sitzung war zuerst auf den Nachmittag des 5. Oktober festgesetzt und die Einladungen ergangen. Sogar Daru, im Gefolge des Kaisers hier anwesend, hatte sein Erscheinen zugesagt. Da entschloß man sich plötzlich in der Frühe des angesetzten Tages die Sitzung abzusagen und auf einen späteren Termin zu verschieben.

Die Ursache dieses plötzlichen Entschlusses war — Dalberg. In der Nacht vorher war er angekommen und hatte im Stiftshause des Vikarius Jorg am Fallloch seine bescheidene Wohnung genommen.

Der ehemalige Statthalter Erfurts und kurmainzische Koadjutor Freiherr Karl von Dalberg, jetzt Fürst-Primas des Rheinbundes, war von allen Erfurtern bisher mit Schmerzen vermißt worden und man hatte die Hoffnung, ihn unter den fürstlichen Kongreßbesuchern zu sehen, fast schon aufgegeben. Jetzt war auch er erschienen, der letzte unter den Rheinbundfürsten,[2]) zur allgemeinen Freude der Erfurter Bürgerschaft. Nirgends war die Freude größer, als bei den Mitgliedern der Akademie, die mit Recht in Dalberg ihr geistiges Haupt sahen und zu ihm als ihrem Neustifter und Vater emporblickten. Durch die Nachricht von seinem Eintreffen waren die Erfurter Akademiker wie elektrisiert. Alte, längst vergrabene Hoffnungen wurden wieder lebendig.

Man sagte sich, daß das späte, wider Erwarten doch noch erfolgte Erscheinen Dalbergs etwas zu bedeuten habe. Wenn Kaiser Napoleon diesen seinen warmherzigen Freund und Verehrer — trotz seiner selbstverständlichen Scheu, gerade Erfurt, den Sitz seiner einstigen dreißigjährigen schaffensfrohen Tätigkeit, jetzt unter so veränderten Umständen wieder zu besuchen, — nun doch noch zur Teilnahme am Kongreß veranlaßt habe, so müsse er mit ihm eine ganz besondere Absicht haben. Der Wunsch, dem Ländchen einen eigenen Fürsten vorgesetzt zu

---

[1]) Damalige Nr. 1560, jetzt Anger 37/38 im Besitz des Akademiemitgliedes Herrn Geh. Kommerzienrats Lucius.

[2]) Falsch sagt Beaulieu-Marconnay, Karl von Dalberg und seine Zeit. Bd. II S. 163, er wäre unter den zum Kongreß erschienenen Rheinbundfürsten „keiner der letzten" gewesen. Der Fürst-Primas war in der Tat der letzte, der ankam, wie er auch einer der ersten war, der den Kongreß wieder verließ.

sehen, war ja noch lebendig und vor wenigen Tagen dem Kaiser vorgetragen worden. Zudem war es ja, selbst bei der Willkür, mit der der „Protektor“ die Fürsten und Länder des Rheinbundes behandelte, etwas Unerhörtes, ein Unikum, daß er ein Stück deutschen Landes, mitten im Rheinbundgebiet gelegen, dauernd herrenlos lassen wollte. Und wenn der Allgewaltige nun dies Manko beseitigen wollte, wer war würdiger, den Fürstenthron von Erfurt zu besteigen, wer hatte gerechtere Ansprüche auf denselben, als derjenige, welcher dies Stück des ehemaligen Kurstaates Mainz schon als Koadjutor mit dem Recht der Nachfolge verwaltet hatte, und an welchem die Herzen der Erfurter mit unveränderter Liebe und Treue hingen? Das waren Gedanken, die die Herzen der Besten unter der Bürgerschaft bewegten. Die Mitglieder der Akademie aber trugen sich mit der besonderen Hoffnung, daß sie mit Dalbergs Wiederkunft ihren seit 6 Jahren schmerzlich vermißten Spezialprotektor wiederfinden sollten.

Ähnliche Gedanken mögen Karl von Dalbergs Seele erfüllt haben, als er, der dringenden Einladung seines kaiserlichen Gönners Folge gebend und alle widerstrebenden Gefühle niederkämpfend, den Boden wieder betrat, wo er die glücklichsten Jahre seines Lebens zugebracht und von dem ihn sehr wider seinen Wunsch und Willen vor 6 Jahren ein grausames Geschick losgerissen hatte.

Früh am Morgen des 5. Oktober war Dominikus im Auftrage des Herrn von Dacheröden bei ihm. Beide Männer besprachen sich über die Lage Erfurts und der Akademie und die Aussichten auf die Zukunft. Dominikus ließ einfließen, daß man hier in Erfurt die Hoffnung hege, ihn bald als Landesherrn begrüßen zu können, und sprach die Bitte aus, der Akademie auf alle Fälle zu gestatten, daß sie ihn wieder, wie ehemals, als ihren Protektor ansehen und sich unter seine Obhut und Oberaufsicht stellen dürfe. Dalberg war, wie es seinem Naturell entsprach und die Lage der Dinge gebot, sehr zurückhaltend, gab aber die bestimmte Erklärung ab, daß er, solange er nicht öffentlich zum Landesherrn von Erfurt erklärt worden wäre, auch auf die Würde eines Protektors der Akademie verzichten müsse. Überhaupt werde er in seinem Auftreten alles vermeiden, was trügerische Hoffnungen wecken oder ihn im Licht eines Prätendenten zeigen könnte. Deshalb verbat er sich „alles öffentliche Gepränge, alle Aufwartungen ganzer Kollegien oder Gemeinheiten“. „Wer

einzeln als Privatperson zu mir kommt, äußerte er, ist mir herzlich willkommen; alles Vivatrufen, alles Versammeln und Aufziehen meinetwegen muß ich streng verbitten." Dagegen gab er seine Zustimmung zu einer auf den 11. d. M. anzuberaumenden solennen Akademiesitzung und sagte sein Erscheinen zu.

Soweit ist der Gang der Dinge nach unseren Akten klar. Über das Weitere haben wir nur Vermutungen.

Noch an demselben Vormittag stattete der Fürst-Primas, begleitet von seinem geistlichen Rat Weihbischof Kohlborn, dem Chef seiner Truppen, Generalleutnant von Pfürdt und seinem Minister Graf von Beust, dem Kaiser Napoleon seine offizielle Visite ab, danach dem Kaiser Alexander, dem König von Sachsen und den anderen anwesenden Potentaten. Am Vormittag des folgenden Tages empfing er den Gegenbesuch Napoleons, Alexanders und der anderen Fürsten. Am Mittag machte er dann den Ausflug der Monarchen nach Weimar mit, weniger um dem Jagdsport zu huldigen, als um seine alte Freundin Frau von Wolzogen, bei der er auch Wohnung nahm, wiederzusehen. Dieser erschien er, wie sie in ihren Aufzeichnungen bemerkt, sehr gealtert, in trüber und gedrückter Stimmung, der er auch in einigen, nicht ganz klaren Andeutungen Ausdruck gab.[1]) Wir erfahren dann nur noch von ihm, daß er folgenden Tags nach Erfurt zurückgekehrt, sich äußerst still und zurückgezogen hielt, nur wenigen alten Freunden zugänglich. Am Sonntag den 9. Oktober wohnte er in der Stiftskirche St. Severi einer stillen Messe bei, tags darauf machte er seine Abschiedsbesuche und am Abend spät in der elften Stunde verließ er Erfurt, ohne die mit ihm für den folgenden Tag vereinbarte Akademiesitzung abzuwarten. Dominikus, einer der wenigen, der ihn noch in der Abschiedsstunde sprach, erhielt den Auftrag, ihn in der Sitzung zu entschuldigen.

Der Grund dieses auffallenden fluchtartigen Aufbruchs ist wohl nur in dem negativen Resultat der zwischen ihm und Napoleon und zwischen den beiderseitigen Ministern geführten Verhandlungen zu suchen. Daß solche stattgefunden haben, ist unzweifelhaft, auch daß sie Erfurt betroffen haben, nicht minder. Wissen wir doch, daß das Wenige, was Napoleon für die Stadt Erfurt und für die Universität getan hat, durch die Vorstellungen

---

[1]) s. Beaulieu a. a. O. S. 164.

des Fürst-Primas veranlaßt worden ist.[1]) Was aber über die Besetzung des Erfurter Fürstenthrons verhandelt worden sein mag, und woran die Erfüllung der Hoffnung der Erfurter Patrioten, die, wie es scheint, Dalbergs eigene Hoffnung war, gescheitert sein mag, entzieht sich unserer Kunde. Es ist sehr fraglich, ob Napoleon ernstlich an eine Herausgabe Erfurts gedacht hat. Vielleicht war sie, wenn überhaupt in nähere Erwägung gezogen, an solche Bedingungen geknüpft, die für den Fürst-Primas — denken wir z. B. an die Domänenfrage — unannehmbar waren. Vielleicht waren auch Konkurrenten da, oder spielten noch andere Intriguen mit, die ihm das ganze Geschäft verleideten. Die Verhandlungen werden nur mündlich geführt worden sein, und da die Beteiligten, vor allen Dalberg darüber absolutes Stillschweigen bewahrt hat, auch wohl Dominikus gegenüber, ist es uns nicht mehr möglich, der Sache auf den Grund zu kommen. Jedenfalls war der Fürst-Primas so verstimmt, daß ihm die Freudigkeit, einer Sitzung seiner ehemaligen Mitarbeiter auf dem Felde der Wissenschaft beizuwohnen, gründlich verdorben war.

Von einer Zuweisung des Erfurter Territoriums an einen eigenen Fürsten ist fortan nicht mehr die Rede, und auch von dem bescheidenen Wunsche der Akademie, Dalberg wieder zu ihrem Protektor zu erhalten, verlautet später keine Silbe mehr.

Die Sitzung der Akademie fand an dem festgesetzten Tage, am 11. Oktober, im Dacherödenschen Hause statt und nahm den programmäßigen Verlauf. Für die Mitglieder hatte sie freilich, da Dalberg nicht teilnahm, bedeutend an Interesse verloren. In der Hoffnung, ihren einstmaligen Protektor wieder zu sehen, hatten sich mehrere auswärtige Mitglieder, Bertuch Vater und Sohn aus Weimar, Becker und von Hof aus Gotha, Erhard aus Leipzig etc. eingestellt und waren nun sehr enttäuscht. Erschienen war eine Anzahl hoher Ehrengäste: Bourgoing, kaiserl. französischer Gesandter am Hofe zu Dresden, Prinz Alexander

---

[1]) s. den Aufsatz „Etwas über Erfurt etc." in der Nemesis III. Stück. Hier heißt es S. 359: „Seit dem Jahre 1808 hatte die leidende Provinz unter tätiger Mitwirkung ihres ehemaligen Statthalters, des Fürsten-Primas, Karl von Dalberg, mehrere Versprechungen erhalten, und der Kaiser schien der Provinz wohlzuwollen; aber es blieb meistens bei den Versprechungen, und zwar aus übelwollender Absicht derjenigen, welche die kaiserlichen Befehle erfüllen sollten."

von Sapieha, kaiserl. französischer Kammerherr, von Rode, Geh. Kabinettsrat des Herzogs von Anhalt-Dessau, Marcus, Hofrat aus Bamberg, Professor von Morgenstern, kaiserl. russischer Hofrat, Direktor der Bibliothek und des Museums zu Dorpat u. a. m. Die Minister Napoleons Champagny und Maret hatten sich in höflichen Schreiben entschuldigt und Vertreter gesandt. Nur Daru glänzte durch Abwesenheit. Vortragsstoff war reichlich vorhanden und mannigfaltig. Professor Schorch lieferte in französischer Sprache eine Abhandlung über das poetische Gemüt, Hofrat Becker-Gotha sprach über die Holzschneidekunst unter Vorzeigung seiner Sammlung seltener alter Holzschnitte, Trommsdorf legte seine chemischen Untersuchungen über den Kampfer vor und zeigte den Unterschied zwischen natürlichem und künstlichem Kampfer, endlich der Jurist Erhard-Leipzig sprach über den Geist des Code Napoléon. Zum Schluß wurden 6 neue Mitgliedern kreiert, die Herren Hugo Maret (Herzog von Bassano), Champagny, Bourgoing, Prinz Sapieha, von Morgenstern und von Rode.

Der einzige reelle Erfolg dieser Sitzung war ein Geschenk des Prinzen Alexander von Sapieha im Betrage von 100 Taler Preuß. Cour. als Beihilfe zu den Druckkosten der Akademie. Dieser Pole, ein Mann von Verständnis für die Wissenschaft, Mitglied mehrerer wissenschaftlicher Gesellschaften zu Warschau, Turin und Lyon, wollte sich damit erkenntlich zeigen für die ihm von der Erfurter Akademie erwiesene Ehre. Fast möchte man ausrufen: „und das war ein Samariter." Die anderen hochmögenden Herren, insonderheit die französischen Großwürdenträger nahmen die Ehrenbezeugung der Akademie als etwas Selbstverständliches hin, ohne zu bedenken, daß sie damit auch eine Verpflichtung gegen dieselbe auf sich genommen.

Infolge dieser reichen Gabe, die der Akademie wenige Wochen nach Schluß des Kongresses zuging, konnte sie nun zur Herausgabe eines neuen Bandes ihrer Akten schreiten. Es war der IV. Band der Acta Nova, der im Januar 1809 herausgegeben und, wie recht und billig, dem wohltätigen Prinzen dediziert wurde. Als eine große Arbeitsleistung erweist sich dieser Band gerade nicht. Er enthält 9 Abhandlungen, von denen aber 8 schon im Jahre 1805 vorgetragen und 1806 vor dem preußisch-französischen Kriege als Einzeldrucke erschienen und buchhändlerisch vertrieben waren, darunter z. B. der Aufsatz Alexanders von Humboldt über

die elektrischen Fische, der 1805 zu Rom geschrieben, in der Sitzung vom 9. Oktober d. J. verlesen und 1806 im Verlage von Beyer und Maring in Erfurt erschienen, dem Publikum längst bekannt war. Neu war nur die 9. Abhandlung, die oben erwähnte Arbeit Fabers über Kriegsbrandschäden, eine gewiß achtungswerte Leistung und wegen des beigefügten Chronologischen Verzeichnisses der Brandversicherungs-Ordnungen wohl noch heute von historischem Werte, aber als einzig neues Stück des ganzen Bandes doch zu unbedeutend. Daher war das Publikum von dieser neuesten auf den Büchermarkt geworfenen Leistung der Akademie wenig befriedigt. Auch die vom Sekretär Dominikus geschriebene Vorrede — sie ist datiert vom 17. Januar 1809 — wurde mit Recht bemängelt, sie enthielt nur ein allgemeines Resumé über die Schicksale der Akademie seit 1804, wo der letzte Band erschienen, und Nekrologe über die seitdem verstorbenen Mitglieder, am eingehendsten über den vortrefflichen Kammerrat Reinhard, der kurz vor dem Kongreß (20. Sept. 1808) aus dem Leben geschieden war. Aber sowohl das Verzeichnis der neuernannten Mitglieder, als auch der Bericht über die Sitzungen und Arbeiten der Akademie wurden dem Publikum vorenthalten, weil, wie der Verfasser sagt, ihm nicht mehr als zwei Druckbogen zur Verfügung standen. Diese Stücke wurden auf den nächsten Band verschoben, — ad calendas Graecas, denn der verheißene V. Band ist nie erschienen. Der eben skizzierte IV. Band ist überhaupt das letzte literarische Produkt geblieben, das die Akademie vor ihrer Reorganisation durch Preußen veröffentlicht hat.

Endlich, nach jahrelangem Warten und unermüdlichem Petitionieren bequemte sich die französische Regierung dazu, der Akademie die zustehenden Subsidiengelder zu bewilligen. Zum Glück für sie war ein Wechsel in der Generalintendantur eingetreten. Noch während des Kongresses war Daru zum Gesandten und Ministre plénipotentiaire an den Berliner Hof designiert worden und ein Graf Villemancy an seine Stelle getreten. Dieser wird zwar von unserem Chronisten Konstantin Beyer für einen Blutsauger erklärt, aber andere geben ihm ein besseres Zeugnis; [1]) er war jedenfalls nicht so hart und erbarmungslo

[1]) Erhard a. a. O. in der Literatur-Zeitung charakterisiert ihn als „wirklich edel gesinnt und gutmütig“, was wohl Übertreibung nach der anderen Seite hin ist.

wie sein Vorgänger, sondern milderen Regungen des Herzens zugänglich. Die Akademie hatte gutgläubig auch ihm bei seiner Anwesenheit in Erfurt im Januar (1809) das Mitgliedsdiplom überreicht und sollte diesmal in ihrem Vertrauen nicht zuschanden werden. Unter dem 4. März d. J. verfügte er, daß sie aus Staatsmitteln denselben Zuschuß erhalten solle, den Preußen und vorher Kurmainz gewährt hatten, d. h. 130 Tlr. 15 Gr. jährlich, und zwar zu rechnen vom 1. Januar des laufenden Jahres ab und, wie ausdrücklich hervorgehoben wurde, ohne rückwirkende Kraft. Die beiden Jahre 1807 und 1808 fielen also in der Berechnung völlig aus.

Die Akademie war herzlich froh, wenigstens das erreicht zu haben. Auf ein Mehreres war beim französischen Regime nicht zu rechnen.

Mit Recht wunderte man sich über die filzige Art der Fürsorge der großen Nation für die geistigen Interessen Erfurts. „Woher kommt es, daß die französische Nation, sonst so liberal, wenn es ohne große Kosten des Staats geschehen kann, so wenig für Erfurt tut, das doch der Kaiser öffentlich so ausgezeichnet hat?" — so schrieb unter dem 4. April 1809 ein teilnehmender auswärtiger Gelehrter an den Sekretär der Akademie. Die Antwort auf diese Frage ist unschwer zu finden: Erfurt war in Napoleons und seiner Diener Augen nichts als eine eroberte Stadt, das Erfurter Gebiet nichts als eine „reservierte" Provinz, die sie nach Belieben ausnutzen konnten, die aber keinen Anspruch auf Fürsorge zu erheben hatten. Napoleon sah seinen Vorteil darin, das Fürstentum Erfurt keinem Fürsten zuzuteilen. Weder dem Rheinbund eingegliedert, noch mit dem französischen Kaiserreich vereinigt, sollte es ein Anhängsel bleiben, das zu seiner eigenen Verfügung stand. Nur als Waffenplatz im Herzen Deutschlands, — als Kappzaum für die benachbarten Rheinbundfürsten, insbesondere Thüringens, — als Einnahmequelle für seine Privatschatulle und die seiner Generale und Günstlinge hatte Erfurt für ihn eine Bedeutung. Mit dem Gedanken hat er die Stadt Erfurt verlassen am 14. Oktober, und weil seine Diener ihres Herrn Ansichten wußten, handelten sie danach.

Das war das Resultat, das für den Kongreßort Erfurt von der großartigen Versammlung heraussprang.

III.

Vom Frühjahr 1809 bis zur Befreiung der Stadt am 6. Januar 1814.

Mit dem Frühjahr 1809, wenige Monate nach dem Kongreß, beginnt für Erfurts Leidenszeit eine neue Epoche und zwar die drangsalsvollste.

Alle einsichtigen Berichterstatter stimmen darin überein, daß sie die bisherigen Leiden der Stadt und Bürgerschaft nur für Vorspiele halten gegenüber der nun hereinbrechenden Zeit systematischer Vernichtung von Stadt und Land in wirtschaftlicher, wie in moralischer Beziehung.

Ebenso einstimmig nennen sie als Urheber des über die unglückliche Provinz flutenden Verderbens keinen geringeren, als den Marschall Davoust, Herzog von Auerstädt, Général en chef der großen von Napoleon wegen des drohenden Krieges mit Österreich im Winter 1808—9 gebildeten Rheinarmee.

Schon Anfang Dezember hier angelangt und mit seinem ganzen Hauptquartier nebst einer zahlreichen Garnison, einem großen Militärlazarett und einem Heer von Bureaubeamten auf Kosten der Stadt hier ein Vierteljahr lang (vom 5. Dez. 1808 bis 5. März 1809) verweilend, hat dieser herzlose Kriegsmann zu der völligen Verarmung von Stadt und Land den Grund gelegt. Aber nicht bloß das, — mit Generalvollmacht von seinem kaiserlichen Herrn versehen, hat er auch in die Verfassung der Provinz tiefe verderbliche Eingriffe getan und sie in seinem Sinne „organisiert". Davousts Werk ist es, daß das Ländchen völlig zu einer französischen Militärdespotie umgestaltet wurde.

Fortan wurde die Parole ausgegeben, daß Napoleon, Kaiser der Franzosen, König von Italien und Protektor des Rheinbundes als Fürst des Landes Erfurt anzusehen und zu respektieren sei. Das Verständnis für den preiswürdigen Vorzug, den großen Kaiser als besonderen Landesherrn zu besitzen, wurde der Bürgerschaft mit allen Mitteln einzuprägen gesucht. Grundsätzliche Vernichtung aller deutschpatriotischen Gesinnung, Ausrottung jeder Anhänglichkeit an Preußen und sein Königshaus, Einimpfung einer grenzenlosen Verehrung Napoleons und unbedingten Billigung aller seiner Anordnungen — war nun das Prinzip der Landesregierung.

Zur Durchführung dieser Ideen mußten Änderungen im Personal der Verwaltung eintreten. Der in Devousts Augen viel zu milde und schonende bisherige Intendant l'Abbé Briaucourt wurde entfernt. An seine Stelle trat nun ein Mann, dem man solche Schwächen und Halbheiten nicht nachsagen konnte, Ms. Alphons Devismes. Ein halbgebildeter, aufgeblasener, sittenloser Emporkömmling, — ehemals Korporal in einem französischen Linienregiment, dann Lehrer der französischen Sprache in Erlangen, — zog er mit seiner Gemahlin, die eine noch dunklere Vergangenheit hatte, — die böse Fama nannte sie eine ehemalige Pariser Ballettänzerin und Maitresse Davousts — in Erfurt ein, um als kaiserlicher Kommissar und Intendant der Provinz die unumschränkte Herrschaft auszuüben. Zum Zeichen seiner Hoheit bezog er das Regierungsgebäude, den einstigen Wohnsitz der kurmainzischen Statthalter, zuletzt Dalbergs, worin auch Napoleon während des Kongresses gewohnt hatte. War Napoleon Fürst, so war er jetzt Vizefürst des Landes Erfurt.

Ebenso ward die bisherige Kriegs- und Domänenkammer, die oberste Verwaltungsbehörde umgewandelt und nach Entfernung der altpreußischen Beamten mit neuen Personen besetzt, die die Garantie gaben der erwünschten Nachgiebigkeit und Franzosenfreundlichkeit. An die Spitze dieser jetzt „Kaiserl. Königl. Finanz- und Domänenkammer" betitelten Behörde wurde der Landrat von Resch gestellt, ein Mann, der merkwürdig schnell die von seinem früheren Landesherrn, dem König von Preußen, empfangenen Wohltaten — Amt und Würden, auch Adelsdiplom — vergessen und sich zu einem waschechten Franzosenfreunde und Napoleonverehrer umgemodelt hatte. Zum Dank für diese seine Gesinnungstüchtigkeit durfte er neben dem Amt des Kammerpräsidenten das des Landrats weiterführen, was für das Regiment sehr bequem und für seine Privatkasse höchst vorteilhaft, aber für das Land ebenso nachteilig war. Hauptaufgabe dieser Landesbehörde war, die ihr durch den Herrn Intendanten zugehenden Befehle prompt auszuführen, und besonders dafür zu sorgen, daß das dem Ländchen, welches kaum 48000 Seelen zählte, auferlegte Fixum von 382000 Fr. jährlicher Regalienabgabe unfehlbar an die kaiserliche Kasse nach Paris abgeführt wurde. Das naturgemäß und bei zunehmender Verarmung des Landes in gesteigertem Maße eintretende Manko hatte sie durch Anziehen der Steuerschraube und Auflegung von Zu-

schüssen auf die Steuerzahler (die sog. Impots additionels) auszufüllen. Und die gehorsame Kammer, der jeder Ausfall als Mangel an Diensteifer und Pflichttreue ausgelegt wurde, tat alles Mögliche und Unmögliche, um die Peiniger der Provinz zufrieden zu stellen.[1])

Eine Abteilung der Regalienkasse war bisher die Domänenkasse gewesen. Jetzt wurde die letztere abgesondert und einer selbständigen Behörde unterstellt. Der bisherige kaiserliche Domänendirektor Ms. Gentil wurde daher zum General-Domänendirektor erhoben und mit der Aufgabe betraut, soviel aus den Grundstücken herauszuschlagen, wie irgend möglich, und zu Domänen zu erklären, was irgend einen Schein davon hatte. Keiner fähigeren, dienstbeflisseneren und gewissenloseren Person konnte Davoust diese Mission auftragen, als dieser. Gentil hat seine Aufgabe mit einer Finesse erfüllt, die seinem Spürsinn alle Ehre macht. In Erfurt hat dieser Biedermann sich unvergeßlich gemacht. Sein Werk ist es, daß die seit der Reformation ungangbaren Kirchen S. Viti, S. Johannis, S. Matthiae etc. meistbietend zum Abbruch verkauft worden sind, daß die Benediktinerkirche auf dem Petersberge ihr herrliches Geläut und ihre vortreffliche Orgel verloren hat, und es ist nicht sein Verdienst, daß der wahnsinnige Plan, die beiden wertvollen und gangbaren Gotteshäuser, die katholische Severistiftskirche und die evangelische Prediger-Pfarrkirche, zum Abbruch zu verkaufen, nicht ausgeführt worden ist.[2]) An die Domänenkasse wurden aber auch unglaublich hohe Anforderungen gestellt. Sie ergab z. B. im Jahre 1811 den Barertrag von 261 364 Fr., eine beträchtlich höhere Summe, als früher unter preußischer Verwaltung eingekommen war. Davon sollten aber nach der vom Kaiser getroffenen Disposition

---

[1]) Die Finanzwirtschaft oder vielmehr Mißwirtschaft der französischen Gewalthaber in Erfurt während der siebenjährigen Fremdherrschaft bedarf noch einer gründlichen fachmännischen Untersuchung. Materialien zu einer solchen dürften reichlich vorhanden sein. Als wertvolles Druckmaterial nenne ich nur:

„Statistique de la Province d'Erfurt dressée par Monsieur Devismes, Commissaire du Gouvernement, Intendant de la Province, d'après l'ordre de Son Excellence Monsieur le Comte de Fermon, Ministre d'Etat, Intendant Géneral du Domaine Extraordinaire de la Couronne etc. etc. etc. pour l'annee 1811." Gr. Fol. Erfurt, imprimée par Henri Knick.

[2]) Beide Kirchen wurden wirklich im Erfurter Intelligenzblatt vom 18. Mai 1811 „auf Befehl des Kaisers" zum Verkauf in öffentlicher Versteigerung ausgeboten. Glücklicherweise fand sich kein Bieter.

erhalten: der General Reille eine Dotation von 20000 Fr., der Graf Tascher, durch seine Gemahlin ein Neffe Dalbergs, eine solche von 60000 Fr., und eine Anzahl von nicht weniger als 95 Generälen und Offizieren je 2000 Fr. = 190000 Fr., zusammen also 270000 Fr. Da nun Napoleon außerdem eine Menge kleinerer Zahlungen auf die Domänenkasse angewiesen hatte, z. B. außer an die hiesige Universität an die neugegründete katholische Pfarrei zu Jena, so reichten die Einkünfte der Domänenkasse bei weitem nicht hin, alle Ansprüche zu befriedigen. In diesem Falle mußte die Regalienkasse einfach zuschießen, d. h. den Steuerzahlern wurde ein „Impot additionel" zudiktiert, um die Herren Militärs voll zu befriedigen; die Empfangsberechtigten aber aus dem Zivilstande, z. B. die oft genannten Pensionäre, hatten das Nachsehen, oder mußten sich mit einer Teilzahlung zufrieden geben.

Welche Unmasse von Not und Elend in diesen Angaben steckt, kann nur angedeutet werden, ebenso, wie verderblich dies Steuer- und Finanzsystem auf das ganze Land wirkte. Die Provinz mußte dabei verarmen, wenn so große Summen nach Frankreich abgeführt wurden, ohne daß Werte von da zurückflossen. Man hat berechnet, daß in diesen sieben Jahren beinahe $1^1/_2$ Millionen Taler aus Erfurt nach Paris gewandert sind.[1] Dagegen war die Ausfuhr Erfurtischer Fabrikate nach Frankreich ausdrücklich verboten.

Die Spitze aber aller Neuerungen und Davousts eigenstes Werk war die Neuordnung der Polizei. Sie sollte nicht mehr wie bisher unter dem Stadtrat, auch nicht unter der Kammer, sondern der letzteren nebengeordnet direkt unter dem Intendanten stehen. Ein gewisser Kahlert, der bisher die bescheidene Stellung eines städtischen Polizeiinspektors inne gehabt hatte, wurde für würdig befunden, unter dem Titel eines General-Polizeiinspektors an die Spitze der neuen Aufsichtsbehörde zu treten. Mit weitgehender Vollmacht ausgerüstet, hatte er ein Heer von Polizisten, darunter auch, was in Erfurt ganz unerhört war, Geheimpolizisten zur Verfügung. Systematische Knebelung der Bürger, Unterdrückung jeder freien Meinung, Verletzung des Briefgeheimnisses, Spionagedienste bis ins Innerste der Familie hinein — war die Aufgabe, die diesen Schergen von ihrem

[1]) Nemesis 1814, 1. Stück S. 111.

Organisator gestellt war, und Kahlert hat sie mit meisterhafter Routine auszuführen verstanden. Nichts hat die Erfurter so empört, als dies französische Polizeisystem. Ähnlich wurde eine Landgendarmerie eingerichtet, und mit einer übermäßigen Zahl von Köpfen (21 berittene und ebensoviel Fußgendarmen) besetzt, um auch die Dorfbewohner zu knebeln. Und wie zum Hohn, mußte die Provinz diese ihre Peiniger aus eigener Kasse unterhalten.

Dies Trifolium Devismes, Gentil und Kahlert wirtschaftete nun in Stadt und Land nach Herzenslust. Und Herr von Resch mit seiner Kammer war ihr gefügiges Werkzeug, zur Ehre des großmächtigen Kaisers, der dies kleine Ländchen gewürdigt hatte, sich von ihm als Landesfürsten beherrschen und — ruinieren zu lassen.

So ging es die folgenden Jahre bis in den Herbst 1813 hinein. Als dann nach der Völkerschlacht bei Leipzig die Errettung nahete und die siegreichen Truppen der Verbündeten sich um die Stadt und Festung lagerten, mußte die unglückliche Bürgerschaft noch eine äußerst harte Probezeit bestehen und die schwersten, fast übermenschlichen Drangsale einer vom Feinde besetzten und hartnäckig verteidigten Festung — Erpressungen und Gewaltsamkeiten aller Art, Feuersnot, Hungersnot, Seuchen — durchkosten, bis endlich am 6. Januar 1814 die Befreiungsstunde schlug und General Kleist von Nollendorf an der Spitze seiner Armee unter dem Jubel der aufatmenden Bevölkerung seinen Einzug hielt. Jetzt endlich war die Fremdherrschaft abgetan und die Stadt kehrte in die rettenden Arme ihres rechtmäßigen Herrn und Königs zurück.

So viel über diese dritte Periode im allgemeinen. Jetzt erübrigt noch ein Blick auf unsere gelehrten Körperschaften zu dieser Zeit.

Es darf wohl kaum noch ausgesprochen werden, daß diese Zeit für Studienzwecke und Studienanstalten eine im höchsten Grade ungünstige gewesen ist. Die Militärdespotie eines ausländischen Eroberers, wie sie seit 1809 in Erfurt aufgerichtet war, war kein Boden, auf dem die zarte Pflanze der Wissenschaft gedeihen konnte.

Dennoch hören wir von allerlei Errungenschaften und Aufbesserungen im Bereich der **Universität**. In der Tat erfuhr diese von seiten des französischen Regimes, im Anschluß an die

von Napoleon persönlich gemachten Zusicherungen, noch mehrere angebliche Wohltaten, die wir hier registrieren müssen.

1. Napoleon in seiner Eigenschaft als Landesherr und damit als Kanzler setzte ihr, wie früher üblich gewesen, einen Vizekanzler in der Person des derzeitigen Rector magnificus, des Prälaten Dr. th. Placidus Muth. 2. Der Intendant Ms. Devismes gestattete, das Dozentenpersonal, das von Preußen bekanntlich auf den Aussterbeetat gesetzt worden war, wieder zu ergänzen und neue Professoren zu berufen. 3. Der Kaiser gewährte der Universität die Erwerbung eines geeigneten umfangreichen Grundstücks zur Erweiterung ihres botanischen Gartens. 4. Derselbe schenkte der Universität die Bücher der aufgehobenen Klöster der Petermönche und der Karthäuser, sowie des aufgehobenen Severistifts, angeblich 3337 Bände, zur Vermehrung ihrer Bibliothek. Dies alles im Laufe des Jahres 1809. Endlich 5. Der General-Domänendirektor Gentil schenkte, dem Vorbild seines kaiserlichen Herrn nacheifernd, der Universität die von ihm für 70 Taler aus dem Domanialbesitz angekauften Schlösser Gleichenburg und Mühlburg samt einer großen Anzahl aus den aufgehobenen Klöstern stammender Ölgemälde (den 6. Dez. 1811).

Diese Wohltaten des Kaisers und seiner Diener wurden natürlich mit allen Dankesbezeugungen entgegengenommen und die Großtaten dieser Beschützer und Förderer der Wissenschaften volltönend gepriesen. Des Weihnachtsprogramms vom J. 1808 haben wir schon gedacht; in denen von 1809 und folgenden Jahren bis 1812 wird unter dem Titel „de novis perantiquae Universitatis incrementis" dies Thema fortgesetzt; sie sind voll Lobhudeleien gegen den großmütigen Kaiser und seine ihm gleichgesinnten hiesigen Vertreter Gentil und Devismes. Letzterem glaubte man sogar eine besondere akademische Ehrung schuldig zu sein und ernannte ihn unter dem Dekanat des Dr. Justin Weißmantel am 5. März 1810 zum Doktor beider Rechte.

Aber bei Lichte besehen erweisen sich diese Wohltaten als ziemlich illusorisch. Zu Punkt 1 ist zu bemerken, daß die Wiederbesetzung der längst überflüssig gewordenen Vizekanzlerwürde eine inhaltleere Formalität war, eine Ehrenbezeugung für den verdienten alten Prälaten, die dem Gouvernement keinen Sou kostete. Zu Nr. 2, daß die neuernannten, zum Teil vortrefflichen Professoren, z. B. der Chemiker Christian Friedrich Bucholz und der Technologe Völker, wohl den Titel, aber keine Besoldung

bekamen, denn es fiel den Franzosen nicht ein, die Fonds entsprechend zu erhöhen.[1]) Nr. 3 ist gar keine Schenkung, sondern ein regelrechter Kauf. Die französische Regierung bot das betreffende Grundstück der Universität an zu dem allerdings sehr mäßigen Preise von 500 Tlr., diese aber, gänzlich aller Mittel bar, hätte auf das Geschäft nimmer eingehen können, wenn nicht der Professor der Botanik Bernhardi im Interesse der Sache aus eigenen Mitteln den Kaufpreis gezahlt hätte. Der eigentliche Wohltäter ist also in diesem Falle der opferwillige Professor gewesen, der auch die ganze kostbare Einrichtung der wüsten Fläche zu Gartenzwecken aus seiner Tasche bestritt, mit Unterstützung der Akademie, die aus ihren beschränkten Mitteln einen kleinen Beitrag (25 Tlr. jährlich) zur Unterhaltung des Gartens beisteuerte.[2]) Zu Nr. 4 ist zu bemerken, daß diese Gabe einen sehr zweifelhaften Wert hatte, denn aus der reichhaltigen Bibliothek des Petersklosters waren die wertvollsten Handschriften und Druckwerke längst auf rätselhafte Weise verschwunden, die der Karthäuser war unbedeutend, fast nur asketischen Inhalts, und, was das merkwürdigste, eine Bibliothek hatten die Stiftsherren von St. Severi, wie sich bei näherer Nachforschung herausstellte, nie besessen, konnte daher selbst der Kaiser Napoleon nicht verschenken. Was aber die höchst eigentümliche Schenkung Nr. 5 anlangt, die die Universität der Geberlaune ihres Mitgliedes, des Dr. philos. Gentil verdankte, so wußte sie damit absolut nichts anzufangen, weder mit den Burgen, die längst Ruinen waren,

---

[1]) Wie eigenmächtig und selbstsüchtig der Kaiser Napoleon mit der Besetzung der besoldeten Universitätslehrerstellen verfuhr, davon gibt der Fall Henry ein eklatantes Beispiel. Mit dem Ableben des Professor Agricola, Domkapitulars am Marienstift und Inhabers der sog. Lektoralpräbende († 1807, den 25. Jan.), war die Stelle eines Dozenten des kanonischen Rechts und der Kirchengeschichte erledigt. Napoleon machte 1808 seinen Günstling Ms. Gabriel Henry, Pfarrer der katholischen Gemeinde zu Jena, zum Domkapitular; dieser verzehrte seine Pfründe in Jena, ohne sich im geringsten um die damit verbundene Professur zu kümmern. Der Erfurter Universität gingen damit mindestens 350 Tlr. jährlich verloren.

[2]) Dieser so erweiterte botanische Garten, eine Zierde der Stadt, hat noch die Universität um ein Bedeutendes überlebt und ist von seinem Begründer Prof. Bernhardi bis in sein hohes Alter hinein in uneigennütziger Weise mit alleiniger Unterstützung der Akademie unterhalten worden. Warum nach seinem am 13. Mai 1850 erfolgtem Tode der Garten aufgehoben und zu baulichen Zwecken parzelliert worden ist (jetzt „Gartenstraße") bedarf noch der Aufklärung.

noch mit den Bildern, Porträts alter Erzbischöfe und Äbte, die durchaus keinen Wert hatten. Ruinen hatte man in Erfurt schon selbst, oder sah man entstehen, denn die französische Regierung tat nichts zur Reparatur der akademischen Gebäude, obwohl sie sie zum Teil, wie z. B. das Collegium majus zu eigenen Zwecken benutzte; und für die Erhaltung der wissenschaftlichen Institute, des physikalischen Museums, des anatomischen Theaters und des chemischen Laboratoriums hatte sie keinen Sou übrig. Wir werden daher nicht unrecht tun, wenn wir alle diese Wohltaten für Täuscherei erklären; sie waren, echt französisch, auf den Schein berechnet und haben in dieser Hinsicht ihren Zweck nicht verfehlt. Gaben sich doch die Herren Professoren, für die Dominikus hier wieder die Feder führte, selbst dazu her, die große Liberalität der französischen Gewalthaber in ihren Programmen vor der ganzen gelehrten Welt mit allem panegyrischen Pathos, dessen die lateinische Sprache nur fähig ist, auszuposaunen!

Wie aber die Franzosen wirklich dachten, das mußte selbst dem blödesten Auge klar werden, als der Intendant Devismes, der neue Dr. jur., sich nun daran machte, die alten Fonds der Universität zugunsten der kaiserlichen Domänenkasse einzuziehen, und die Frechheit hatte, diesen Raub damit zu begründen, daß der Kaiser ja die Universität neu dotiert habe. Fast drei Viertel ihrer bisherigen Einnahme ging somit der Universität verloren, und die Professoren waren schlimmer daran als je, nur wenige noch einigermaßen ausreichend besoldet, die meisten an den Bettelstab gebracht. Unter diesen Umständen, da sie sich von der Landesregierung verlassen und betrogen sahen, faßten sie den hochherzigen Entschluß, Alle für Einen Mann zu stehen und zu retten, was noch zu retten war. Der ihnen verbliebene Rest sämtlicher Universitätsfonds betrug 2461 Tlr. 23 Gr. 9 ₰ jährlicher Einkünfte. Hiervon beschlossen sie am 29. Nov. 1810, zunächst die dem Untergang zu entreißenden Institute, insbesondere das Theatrum anatomicum und das Laboratorium chemicum, zu unterhalten und die Gehälter der Exerzitienmeister, der Pedelle und des botanischen Gärtners zu bestreiten, den Rest aber unter sich zu gleichen Teilen mit Aufhebung aller individuellen Ansprüche zu verteilen. Nach diesem Plane empfing jeder Professor für das laufende Jahr 1810 ungefähr 78 Tlr., später bei steigenden Zinsverlusten von Jahr zu Jahr weniger; zuletzt bezog

jeder nur 45 Tlr., wovon er sich, seine Familie und — seine Einquartierungsmannschaft unterhalten sollte. Wer kein Privatvermögen besaß, verfiel jetzt gänzlicher Verarmung. Mehrere von ihnen verstarben in einem Elend, wie man es kaum beim geringsten Handarbeiter trifft. Der oben genannte Schriftsteller und Privatdozent Arnold erlag 1812 dem Hungertyphus, und die beiden angesehenen Professoren, der Philosoph Lossius und der Nationalökonom Gotthard, die 1813 dahingerafft wurden, starben in bitterster Not, jener, der eine 42jährige Dienstzeit hinter sich hatte, mit Hinterlassung von 8 Groschen, dieser nach 22 Dienstjahren fast ohne Kleider und Betten, denn die waren ins Leihhaus gewandert.

Bei alledem ging das akademische Leben doch noch seinen Gang. Es fanden sich immer noch Studenten ein, zwar nicht in genügender Zahl, um die Aufrechterhaltung eines akademischen Lehrkörpers zu rechtfertigen, aber doch so viele, daß der äußere Schein einer Hochschule gewahrt werden konnte. Inskribiert wurden im Studienjahr 1809—10 55, sonst durchschnittlich 30 Studenten, im Jahre 1813—14 waren ihrer immerhin noch 27, und sobald die Stadttore nach dem 6. Januar 1814 für den Fremdenverkehr wieder offen standen, stellten sich innerhalb der nächsten vier Wochen 13 neue Studenten ein. Die meisten von ihnen scheinen dem Studium der Naturwissenschaften und Medizin obgelegen zu haben. In der medizinischen Fakultät sind in den 5 Jahren 1809—1813 38 Kandidaten promoviert worden, in der philosophischen 13 und in der juristischen 6, darunter 2 honoris causa (der Intendant Alphons Devismes und der Kammerpräsident Franz Anton von Resch). Nur in der theologischen Fakultät, d. h. der katholischen, denn die Theologen Augsburgischer Konfession besaßen bekanntlich das Promotionsrecht nicht, sind keine Promotionen mehr gehalten worden.

Die Universität erlebte auch noch einen Wechsel im Rektorat. Zehn Jahre lang hatte Prälat Muth diese Würde und Bürde getragen, jetzt im Juni 1813 gab er sie altersschwach und kampfesmüde auf. Die Geduld, die er in der langen und bangen Zeit seines Rektorats bewiesen, soll anerkannt werden, und in seiner ehrwürdigen und priesterlichen Haltung wird er den übermütigen Franzmännern immerhin einigen Respekt abgenötigt haben; aber es fragt sich doch, ob nicht ein größeres Maß ven Schneid und Rückgrat den Fremdlingen gegenüber

mehr ausgerichtet, die Rechte der Hochschule besser gewahrt hätte. Jetzt trat an seine Stelle durch regelrechte Wahl, die aber nicht mehr im Coelicum (s. oben S. 234) abgehalten werden konnte, eine jüngere Kraft, der Professor Primarius der medicinischen Fakultät, Johann Theophil Erhard, Vater des bekannteren Archivars und Geschichtsforschers Dr. med. et phil. Heinrich August Erhard.

Nennenswertes konnte er in der Zeit der ausgehenden Fremdherrschaft nicht mehr leisten. Er war dazu berufen, die Universität durch die Drangsal der Endzeit hindurchzuretten, aber auch — sie zu Grabe zu leiten. Sobald die Krone Preußen wieder in den Besitz der Stadt Erfurt getreten, konnte es niemandem mehr zweifelhaft sein, wie das Endurteil über die Hochschule lauten werde. Die Rudera ihrer einstigen Herrlichkeit, die die französische Regierung vorgefunden und nur scheinbar gestützt und aufgebessert, in Wirklichkeit vielmehr verschlimmert hatte, wieder aufzubauen und den zu Tode siechenden Körper mit neuem Leben zu erfüllen, überstieg die Kräfte des sich aus tiefem Verfall wieder emporringenden preußischen Staats. Daß die Universität aber das unvermeidliche Verhängnis mit Würde trug und in Ehren unterging, dafür sorgte an seinem Teil ihr letzter Rektor. Ihre deutsch-patriotische Gesinnung zu erweisen, machte die Erfurter Hochschule noch einmal von ihrem Promotionsrechte Gebrauch, indem sie die beiden um das Vaterland und speziell um Erfurt hochverdienten Männer, den General von Dobschütz und den Vizelandesdirektor Kuhlmeyer zu Doktoren der Philosophie erhob am 22. Mai 1814. Und als zwei Jahre später (12. Nov. 1816) eine Königliche Kabinettsorder das längsterwartete Schicksal besiegelte und die Aufhebung der Universität anordnete, entledigte sich wehmutsvoll, aber würdig der scheidende Rektor der Aufgabe, die bisherigen Kollegen und Kommilitonen aus dem Verbande zu entlassen. Er tat es in seinem Weihnachtsprogramm 1816, darin er unter dem Titel: „de Universitatis Erfordiensis splendore antiquo ejusque detrimenti causis“ und im Anschluß an die Worte Virgils

Stat sua cuique dies, breve et irreparabile tempus
Omnibus est vitae, sed famam extendere factis
Hoc virtutis opus, —

auf die vierhundertjährige Geschichte der nun verschiedenen Lehranstalt zurückblickend, ihr ein treffliches literarisches Denkmal setzte.

Auch die **Akademie** hatte in der letzten Periode der Fremdherrschaft viel Schweres zu bestehen. Sie machte eine Krisis durch, die ihr das Beharren auf dem richtigen Wege nicht wenig erschwerte und manche bedenkliche Erscheinung zeitigte.

Zunächst freilich, solange noch ihr Präsident von Dacheröden an der Spitze stand, hatte es keine Not. Überdies gab die Schenkung des polnischen Prinzen und die endlich erlangte französische Dotation [1]) neuen Lebensmut. Die Akademiker nahmen mit frischen Kräften ihre Arbeiten, die seit der berühmten Sitzung vom 11. Oktober 1808 einige Monate geruht hatten, wieder auf. Während des Jahres 1809 wurden ziemlich regelmäßig Monatssitzungen gehalten, Abhandlungen vorgetragen, auch Stoff für den neuen Band der Acta Nova (Tom. V) gesammelt. Auch den Geburtstag des verehrten Präsidenten feierten sie noch einmal (diesmal am 20. April) in üblicher Weise mit Festrede, Festgedicht und Festmahl, bei welchem letzteren die Tafel in sinniger Weise mit der Dacheroediana geziert war. Das Thema der von Dominikus gehaltenen Festrede lautete in deutlicher Beziehung auf die Feier dieses Tages: „Über Anhänglichkeit an äußere Dinge." [2]) Von besonderer Wichtigkeit war, daß man an diesem Tage zur Wahl eines neuen Direktors als Nachfolger des Herrn von Kaisenberg (s. oben S. 237 f.) schritt, um dem greisen Präsidenten wieder einen Gehilfen zur Seite zu setzen. Die Wahl fiel auf den Mediziner Andreas Wilhelm Büchner, der sich von seiner langjährigen verdienstvollen Tätigkeit als Arzt und Physikus zu Bergen in Norwegen den Titel eines königlich dänischen Justizrats erworben, und seit 1802 in seiner Vaterstadt Erfurt privatisierend, sich als eifriges Mitglied

[1]) Wir geben das interessante Dokument hinten unter Beilage B.

[2]) Hiernach ist Heinzelmann zu berichtigen, der in seinen „Beiträgen zur Statistik der Akademie" (Heft XXX der Jahrbücher N. F., Erfurt 1904) sub voce Dominikus S. 313 als Thema angibt: „Über Anhänglichkeit an unsere Könige"! Der Grund dieses Versehens ist in der auffallend unschönen und undeutlichen Handschrift des Dominikus zu suchen. — Übrigens hat Heinzelmann eine ähnliche Geburtstagsrede vom 22. April 1805 betitelt „Über die Feier der Geburtstage bei den Alten", die in Bd. IV der Acta Nova zum Abdruck gekommen ist, versehentlich ganz weggelassen.

der Akademie, welcher er schon seit 1792 angehörte, hervorgetan hatte.[1]) Als nun am 20. November d. J. der lange gefürchtete Fall eintrat, daß Freiherr von Dacheröden, im 78. Lebensjahre stehend, mit Tode abging, war die Akademie doch nicht völlig verwaist. Freilich konnte Büchner, so hochachtbar er war als Mensch und als Freund und Pfleger der Wissenschaft, den Präsidenten nicht ersetzen, dem schon seine höhere gesellschaftliche Stellung bei allen Mitgliedern der gelehrten Gesellschaft Auktorität und Respekt verliehen hatte. Und eine solche Auktoritätsperson tat der Akademie dringend not bei den geistigen und sittlichen Gefahren, die die Folgezeit in gesteigertem Maße mit sich brachte.

Wir haben schon gesehen, daß Herr von Resch unter dem französischen Regime Präsident der neugebildeten Finanz- und Domänenkammer geworden; neben ihm traten noch drei Akademiker in die neue Landesbehörde ein, die Herren von Weißenborn und von Faber, beide vom König von Preußen geadelt, und — Professor Dominikus, letzterer sogar als erster Rat und Direktor, d. h. Stellvertreter des Präsidenten.

Was Dominikus bewogen hat, den von den französischen Gewalthabern an ihn ergangenen Ruf zu dieser Stellung anzunehmen, entzieht sich unserer Kenntnis. War es Ehrgeiz, der sich dadurch geschmeichelt fühlte, daß die Franzosen seinen Gaben und Kenntnissen solche Anerkennung schenkten? Oder war es die gesicherte Lebensstellung, die ihm, dem armen Professor, durch ein Gehalt von 1400 Tlr. geboten wurde? Oder war es der gutgläubige Idealismus, der sich zutraute, in dieser hohen Stellung manches Gute der Stadt und Provinz erwirken, manchen Schaden von ihr abwenden zu können? Wir wissen es nicht. Wohl aber wissen wir und müssen es mit Bedauern aussprechen, daß dieser Schritt für seinen inneren Menschen, für seine Gesinnung als deutschen Mann und deutschen Gelehrten große Gefahren mit sich brachte, denen er nicht hinreichend gewachsen war. Für die Akademie aber war es ein nicht geringer Schade,

---

[1]) Über Andreas Wilhelm Büchner vgl. meinen oben S. 230 Anm. 1 angeführten Aufsatz in Heft XXX der Jahrbücher N. F., S. 188 u. S. 222 f. — Heinzelmanns Angaben l. l. S. 311 sind unvollständig und teilweise irreführend. Ich bemerke noch, daß es sich bei Büchners erster in den Novis Actis tom. IV abgedruckter Abhandlung nicht um eine Revaccination handelt, wie Heinzelmann angibt, sondern um die erste Vaccination zu Bergen in Norwegen.

daß ihr Sekretär sein Wissen und Können in den Dienst der französischen Herrschaft stellte, hinfort auch mit weltlichen Geschäften so überladen war, daß ihm für die Wissenschaft und sein akademisches Amt kaum Zeit und Kraft übrig blieb.

Wie die Bürgerschaft überhaupt, so spalteten sich auch die Akademiker in zwei Parteien. Die einen, v. Resch, v. Weißenborn und Genossen hielten es mit den Franzosen, gaben ihr Deutschtum auf, buhlten um die Gunst der Fremdlinge, um Ehre, Glück, Wohlleben einzuheimsen. Die anderen, zu denen Trommsdorf, Siegling und auch der Akademiedirektor Büchner gehörten, bewahrten sich ihre deutsche Gesinnung und trauerten über Deutschlands und Preußens tiefen Fall. Jene führten das große Wort und waren die Helden des Tages, diese mußten still im Winkel stehen und durften ihren Gefühlen weder durch Wort noch Tat Ausdruck geben. Und Dominikus stand, äußerlich wenigstens, auf seiten der Franzosenfreunde, bildete sich wohl ein, eine vermittelnde Stellung einzunehmen, ward aber mehr und mehr zu jener Seite hinübergezogen und innerlich von ihr verstrickt, nur daß er sich, was hier ausdrücklich bemerkt werden muß,[1]) von den wilden Orgien, in denen der Intendant Devismes und seine Helfershelfer, die Deutschfranzosen, sich gefielen, stets fern und moralisch intakt erhalten hat.

Die Veranlassung zu dem Umschwung, der sich nach dieser Richtung hin in der Akademie vollzog, gab merkwürdigerweise der Todesfall des Herrn von Dacheröden. Die Gesellschaft wollte ihren verdienten Präsidenten durch einen öffentlichen Trauerakt ehren, wählte dazu als den passendsten Tag den 22. April (1810), seinen Geburtstag, und beschloß, den Intendanten um die Erlaubnis zu bitten, den großen Saal im Gouvernementshause zur Feier benutzen zu dürfen. Der Erhörung dieser letzteren Bitte scheint man sich aber nicht recht sicher gewesen zu sein, — genug, in der sehr schwach besuchten Märzsitzung wurde die Frage erhoben, ob es nicht zweckmäßig sei, dem Herrn Intendanten das Mitgliedsdiplom mitzuteilen, „um ihn für das Interesse der Akademie zu gewinnen". Diese verhängnisvolle Frage wurde ohne lange Überlegung bejaht und dem Herrn Alphons Devismes, einem Manne, dem nichts so fern lag

---

[1]) Was auch von Augenzeugen ausdrücklich anerkannt wird, z. B. „Erfurt unter französischer Oberherrschaft" S. 31—35.

wie die Wissenschaft, die Mitgliedschaft zuerkannt.[1]) „Zweckmäßig“ war dieser Schritt allerdings, denn nun erhielt die Akademie nicht bloß den Saal, sondern durfte sich auch der persönlichen Gegenwart des neuen Mitgliedes bei der Feier erfreuen. „Der Intendant“, heißt es im Protokoll vom 17. April (denn auf diesen Termin war schließlich die Feier festgesetzt worden), „eröffnete die Sitzung durch eine Rede, worin er zuerst der Akademie für die ehrenvolle Aufnahme dankte, und dann auf den Gegenstand der heutigen Versammlung überging, der ihm um so trauriger wäre, da er die Tugenden des Verstorbenen tief verehrt habe“. Mit welchen Gefühlen die patriotisch gesinnten Mitglieder diese Rede des französischen Schwätzers zu Ehren eines kerndeutschen Edelmannes angehört haben mögen, läßt sich denken. Die Feier nahm übrigens einen würdigen Verlauf. Musikdirektor Fischer trug das Mozartsche Requiem mit gewohnter Meisterschaft vor, die Gedächtnisrede hielt der Geh. Legationsrat Bertuch aus Weimar, der zugleich den Hofrat Wieland, einen Koätanen des Verstorbenen und langjähriges Mitglied der Erfurter Akademie, entschuldigte; eine biographische Skizze gab der Sekretär, und mehrere Mitglieder beteiligten sich mit Trauergedichten. Warum aber auch an diese Feier ein Mahl angeschlossen werden mußte, bleibt unverständlich; übrigens hielten sich von demselben eine ganze Anzahl Mitglieder fern, der Herr Intendant aber wurde als Ehrengast freigehalten.

Schon acht Tage nach dieser Feier (23. April) öffneten sich die Flügeltüren des Gouvernementssaals wieder der Akademie. Auf Wunsch des Intendanten, der hier natürlich Befehl war, feierte sie das Andenken der Vermählung des Kaisers Napoleon mit der Erzherzogin Marie Luise, und das zahlreich versammelte Publikum konnte nun aus dem Munde des Professor Lossius eine Festrede hören, deren Thema lautete: „Über die Vorsicht [d. h. Vorsehung], die Napoleon gerade zur Jetztzeit die Welt betreten ließ.“

Nach diesem Vorgange konnte die Akademie nicht mehr umhin, die weiteren Festtage der „großen Nation“ mitzufeiern.

---

[1]) Wenige Tage vorher hatte ihm die juristische Fakultät die Doktorwürde zuerkannt, was jedenfalls auf den Beschluß der Akademie mit eingewirkt hat. Übrigens haben die gelehrten Gesellschaften zu Jena, die lateinische sowie die mineralogische, auch nicht Anstand genommen, Herrn Devismes unter die Zahl ihrer Mitglieder aufzunehmen.

Der Intendant nutzte die Gelehrtengesellschaft geflissentlich dazu aus, die Festfreuden der Franzosen und Franzosenfreunde zu erhöhen und durch ihre Festsitzungen die französischen Nationalfeste in den Augen und vor den Ohren der Bürgerschaft zu legitimieren. Die Jahre 1811 und 1812, die bekanntlich den Höhepunkt des Napoleonkultus in deutschen Landen bilden, zeichnen sich auch in der Geschichte Erfurts durch dies Charakteristikum aus. Wir schweigen von der „Napoleonshöhe" am Steiger, die mit ihrem Napoleonstempel ein Privatwerk des Präsidenten von Resch war, sowie von dem Obelisken auf dem Anger, den die Finanz- und Domänenkammer zu Ehren des Kaisers auf Kosten der Provinz errichten ließ, und halten uns nur an die Veranstaltungen, die von der Akademie als solcher ausgegangen sind. Da ist zu erwähnen die Feier zur Geburt des Königs von Rom am 9. Juni 1811, sowie die Feiern des Napoleonstags (15. August) 1811 und 1812. Das Programm ist bei diesen Feiern immer ziemlich gleichlautend: Festmusik, Festrede zum Preise Napoleons, vielleicht auch noch ein Vortrag wissenschaftlichen Inhalts, und zum Schluß feierliche Ernennung neuer auswärtiger Mitglieder.

Die feierlichste Sitzung war wohl die vom 15. August 1811, zu der auch eine größere Zahl auswärtiger Mitglieder aus Weimar, Jena, Gotha und anderen Orten erschienen war. Außer der von Superintendent Beyer-Sömmerda gehaltenen Eingangsrede, die von der Bedeutung des Tages ausgehend den Wünschen der Versammlung für den Kaiser Ausdruck gab, wurden zwei Festreden gehalten, eine lateinische von Professor und Pfarrer Gebhard: „de natalibus hominum illustrium" im Anschluß an die Verse Martials

Linguis omnibus et favete votis,
Natalem colimus, tacete lites, —

und eine französische des Kanonikus Henry aus Jena, der auf das Versprechen des Kaisers, die Universität und das Domkapitel nicht aufzuheben, „erfreuliche Aussichten für die Zukunft" gründete. Dazu kamen noch zwei wissenschaftliche Abhandlungen, davon die des Herrn von Hoff-Gotha „Gemälde der physischen Beschaffenheit, insbesondere der Gebirgsformationen Thüringens" sich durch ihre Gediegenheit auszeichnete und durch allgemeinen Beschluß zum Abdruck für den nächsten Band der Acta reserviert wurde.[1])

---

[1]) Da dieser Band (Tom. V) nicht erschien, ließ der Verfasser seine Arbeit 1812 als Separatdruck erscheinen.

Zu Mitgliedern wurden neun auswärtige Herren ernannt, fünf Deutsche, drei Franzosen und ein Deutsch-Russe. Obenan steht der Name Goethes. Der Dichterfürst wurde erst jetzt und bei dieser Gelegenheit Mitglied der Erfurter Akademie; in seinem Dankschreiben, welches im Original in unseren Akten erhalten ist,[1]) unterläßt er nicht, es als eine besondere Ehre zu bezeichnen, daß die Akademie seiner „an einem so großen Feste" gedacht habe.

Charakteristischer aber ist noch die Feier am 9. Juni desselben Jahres. Sie hat eine Vorgeschichte, die wir kurz berühren müssen. Das dicht vor den Wällen Erfurts gelegene Dörfchen Daberstedt war in die Gefahr geraten, sein Schulhaus und das dabei gelegene Gärtchen zu verlieren, denn der General-Domänendirektor Gentil hatte beide Objekte für kaiserliche Domänen erklärt und in seine Liste de prise en possession eingetragen. Die Bauern aber, empört über diese offenbare Ungerechtigkeit, hatten Einspruch erhoben und waren mittels irgend welcher günstiger Konnexionen bis an den Kaiser gegangen. Dieser hatte sich von der Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugt und durch ein Dekret vom 18. April d. J. verfügt, daß ihnen beide Stücke zurückgegeben werden sollten. Die Herren Devismes und Gentil (welcher letztere inzwischen auch Mitglied der Akademie geworden) beschlossen nun, diesen einfachen Akt der Gerechtigkeit zu einer Haupt- und Staatsaktion aufzubauschen und dazu diese Akademiefeier zu benutzen. Zu diesem Zweck mußten auch die Daberstedter Bauern zur Feier im Gouvernementssaal erscheinen, um nach einer musikalischen Symphonie eine gelehrte Abhandlung des Sekretärs anzuhören „Über die Entstehung der Akademien und ihre Berechtigung, an politischen Ereignissen teilzunehmen". Dann konnten sie Ms. Gentil französisch perorieren hören, der eine feurige Lobrede auf den Kaiser hielt, das Dekret desselben publizierte und der Gemeinde ihr Eigentum wieder zusprach. Der Stadtamtmann von Faber, zu dessen Amtsbezirk das Dorf gehörte, dankte im Namen der Gemeinde in einer französischen Rede, worin er sich verpflichtete, diesen Beweis kaiserlicher Huld durch eine Steininschrift zu verewigen und das Andenken daran durch ein alljährlich an diesem Tage zu begehendes Kinderfest zu erhalten. Endlich wandte er

---

[1]) Wir bringen es hinten als Beilage C zum Abdruck.

sich in deutscher Sprache an die Gemeinde, um ihr zu Gemüt zu führen, daß diese an sich geringfügige Schenkung (!) darum so bedeutend wäre, weil der großmächtige Kaiser an dies kleine Dorf gedacht habe, und um sie zu den Untertanenflichten dankbarer Liebe und Anhänglichkeit zu ermahnen. — Das war eine Akademie-Festsitzung nach dem Herzen der Herren Devismes und Gentil, die sich von Dominikus sogar mehrere Extra-Ausfertigungen des Protokolls in französischer Sprache ausbaten, welche aber der Würde und dem Zweck der Akademie schnurstraks widersprach. Die meisten Mitglieder haben das wohl gefühlt; sie waren, der wackere Direktor Büchner an der Spitze, von dieser komödiantenhaften Sitzung ferngeblieben. Übrigens wird das Possenspiel, das man hier mit Daberstedt getrieben, um so klarer und zugleich bedauerlicher, wenn man den Ausgang dieses freundlichen Dörfchens kennt; dieselben Franzosen, deren Kaiser angeblich so großes Interesse für dasselbe bewiesen, haben es zwei Jahre darauf, als die Belagerung durch die Preußen begann, niedergebrannt samt Schulhaus und Kirche und es ist spurlos vom Erdboden verschwunden!

Daß in dieser Zeit der Fremdherrschaft verhältnismäßig viele Franzosen in die Reihen der Mitglieder aufgenommen worden sind, ist begreiflich. Doch ist ihre Zahl nicht so groß, als man gewöhnlich annimmt. Von den 59 in den Jahren 1807—1813 neuernannten Mitgliedern sind 34 Deutsche und 25 Franzosen.[1]) Unter den letzteren sind Namen von Gelehrten ersten Ranges, deren Mitgliedschaft der Akademie nur zur Ehre gereichen konnte, namentlich auf dem Gebiete der im damaligen Frankreich in hoher Blüte stehenden Naturwissenschaften. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß die Erfurter sich bei ihren Neuernennungen zu sehr von politischen Rücksichten leiten ließen. Die Ernennung französischer Minister und Großwürdenträger wurde offenbar durch das Buhlen um die Gunst der hochmögenden Herren veranlaßt. Und weil man weniger nach wissenschaftlichen Leistungen, als nach Rang und Würden fragte, nach dem äußerlichen Vorteil, den einflußreiche Personen der Akademie verschaffen konnten, kam man dazu, sich Leute anzugliedern, die ihrem Bildungsgrade und Charakter nach in diesen Kreis nicht hineingehörten. Die Ernennung eines Devismes war

---

[1]) Siehe das Verzeichnis in Beilage D.

ein Fehlgriff, dessen Makel an der Erfurter Akademie und ihren damaligen Leitern haften bleibt. Ein Mann, der im Grunde seines Herzens die Wissenschaft verachtete und ihre Diener für Narren hielt, — Esel nannte er sie mit einem bißchen Latein im Kopfe [1]) — dazu durch seinen unsittlichen Wandel allgemein Anstoß erregte, durfte nicht Mitglied werden, auch wenn sein Eintritt noch so viel äußere Vorteile bot. Und wir haben schon gesehen, zu welchen Konsequenzen diese Aufnahme führte. Eine weitere Konsequenz war die Aufnahme des Ms. Gentil. Devismes, von seinem Mitgliedsrecht Gebrauch machend, brachte bei nächster Gelegenheit diesen seinen Landsmann und Gesinnungsgenossen in Vorschlag, und die Herren Akademiker nickten gehorsamst zu, indem sie ihrem Aufnahmebeschluß das Mäntelchen umhingen, „er habe sich bereits um die Universität verdient gemacht und man dürfe sich von ihm noch viel versprechen für die Zukunft.“ Ein recht zweifelhafter Gewinn war auch die Aufnahme des Ms. Henry in Jena, des Canonicus Beatae Mariae Virginis von Napoleons Gnaden; weniger seinem eingereichten kirchenpolitischen Schriftchen verdankte er diese Ehrenbezeugung, als seiner einflußreichen Persönlichkeit, „er würde, hieß es, der Akademie durch seine Bekanntschaft nützen können“. Auch sonst sah man bei den Ernennungen aufmerksam nach oben und hütete sich peinlichst vor jeder Aufnahme, die in den herrschenden Regionen Anstoß erregen konnte. Man wird unter den mancherlei ehrenvollen Namen, die im Aufnahmeverzeichnis stehen, keinen einzigen Preußen finden; das hat seinen guten Grund, — alles, was preußisch war, war unter dem französischen Regime verpönt. Zur Zeit des Fürstenkongresses und in der Folgezeit, wo Napoleon und Alexander Freunde waren, wurden russische Gelehrte mit Freuden aufgenommen; als aber im Januar 1812 ein Mitglied einige Russen in Vorschlag brachte, wurde sofort abgewinkt, weil oben nun ein anderer Wind wehte.

Unter den Namen der aufgenommenen Personen glänzt auch der eines regierenden deutschen Fürsten, des Herzogs August von Sachsen-Gotha und Altenburg, ein in den Annalen der Akademie bisher noch nicht vorgekommener Fall. Der Kunst und Wissenschaft pflegende Fürst hatte die Bitte, ihm das Mitgliedsdiplom überreichen zu dürfen, gnädigst aufgenommen. So er-

---

[1]) „Ils ne sont que des ânes remplis de latin.“ Nemesis, 3. Stück S. 358.

folgte denn am 27. Mai 1810 im Schloß zu Gotha die feierliche Überreichung desselben durch eine Deputation, bestehend aus dem Akademiedirektor Büchner, dem Sekretär Dominikus, dem Präsidenten von Resch und — dem Intendanten Devismes, welcher letztere sich die Gelegenheit nicht entgehen ließ, den Herzog in einer französischen Rede als Mitglied und Kollegen zu begrüßen. Der bekanntlich sehr leutselige hohe Herr versicherte mündlich und wiederholte es später auch schriftlich, daß er gerne jede Gelegenheit ergreifen werde, der Akademie seine Hochachtung zu betätigen. Leider mußte er ein Jahr darauf erleben, daß derselbe Devismes seine Schergen aussandte und aus der herzoglichen Residenzstadt einen angesehenen Bürger aufheben und in die Gefangenschaft nach Magdeburg schleppen ließ. Es war der Hofrat Becker, langjähriges Mitglied der Erfurter Akademie, der in der berühmten Oktobersitzung vom J. 1808 zu den Vortragenden gehört hatte, also Devismes' und des Herzogs Kollege. Er hatte sich aber durch freisinnige Zeitungsartikel den Zorn des Marschall Davoust zugezogen, und in diesem Falle hörte für den Herrn Intendanten jede Rücksicht auf Menschlichkeit, geschweige denn auf Kollegialität auf.

Unter den dargelegten Umständen kann es uns nicht wundernehmen, wenn die regelmäßigen Sitzungen in diesen Jahren stark ins Stocken gerieten und die positiven Leistungen nachließen. Da überdies die freie wissenschaftliche Forschung verpönt war, mußten die Geisteswissenschaften fast ganz zurücktreten. Nur den exakten Wissenschaften wurde Raum gegönnt und Männer wie Trommsdorf, Bucholz, Thilow, Bernhardi arbeiteten unentwegt in ihren Fächern weiter. Das Hauptinteresse wandte sich infolge der Notstände und Entbehrungen, die die Kontinentalsperre mit sich brachte, der Frage nach Schaffung von Surrogaten für Kolonialwaren zu, z. B. für Zucker und Baumwolle. Auf diesem Felde arbeitete auch Herr von Resch mit, allerdings, wie es scheint, mit mehr Eifer als Erfolg; unermüdlich war er in Anstellung von Versuchen und immer wieder legte er Proben seiner erzielten Resultate vor, die aber selten vollen Beifall fanden und von denen sich wohl keines dauernd bewährt hat. Das war auch ein beliebtes Arbeitsfeld von Bertuch sen.-Weimar, der z. B. in der Februarsitzung 1811 eine Abhandlung über Zucker- und Kaffeesurrogate vortrug, die er auch im Druck erscheinen ließ. Selbst der Gedanke, die Kultur des Waids, die Quelle des

einstigen Reichtums Erfurts, wieder zu beleben und damit den teuren Indigo zu ersetzen, tauchte noch einmal wieder auf und führte zu neuen praktischen Versuchsanlagen, die in der Akademie wiederholt besprochen wurden. Das waren die einzigen Gegenstände, für die sich auch der Intendant Devismes interessierte, und wenn ein solches Thema auf dem Programm stand, versäumte er nicht, der Sitzung beizuwohnen. Leider sind die Arbeiten, soweit sie nicht anderweitig in den Druck gegeben worden sind, nicht auf die Nachwelt gekommen. Der längst angekündigte Tomus V der Acta Nova erschien nicht, obwohl Materialien reichlich gesammelt waren und die 50 Tlr. Subvention, die andere Hälfte der Sapiehaschen Schenkung, bereit lagen. Wahrscheinlich fand sich kein Verleger in Erfurt, der selbst mit dieser Subvention unter den damaligen unsicheren Verhältnissen die Herausgabe riskieren wollte. Auf diese Weise sind uns auch sonstige wertvolle Arbeiten, z. B. des Professor Gotthard über die ehemalige Kommerziendeputation zu Erfurt, die er in mehreren Sitzungen (1804 und 1809) vorgetragen hat, verloren gegangen.

Es bleibt uns nun nur noch übrig, einen Blick auf den Schlußakt dieses Dramas, die Ereignisse des Jahres 1813 zu werfen. Bei allem Schweren, das dieses Jahr für die Bewohner der Stadt und auch für die Akademiker brachte, — sie konnten z. B. nur einmal in demselben eine Sitzung halten — leuchtet uns ein Lichtpunkt entgegen, das ist die Ernüchterung wenn nicht aller, so doch der meisten unter ihnen von ihrer Franzosenfreundschaft. Vor allen Dominikus besann sich darauf, daß er ein deutscher Mann war, und schüttelte die Ketten, die er sich von franzmännischem Übermut hatte anlegen lassen, mannhaft ab. Veranlaßt durch ein unglaublich hochfahrendes, ehrenrühriges, von Vorwürfen strotzendes Schreiben des Intendanten an die Kammer vom 1. Juni 1813,[1]) legte er folgenden Tags[2]) seine Stelle als Kammerdirektor nieder, weil, wie er dem Intendanten schrieb, seine Grundsätze und sein Ehrgefühl ihm nicht erlaubten, ferner diesen Posten zu bekleiden. An den Gewaltsamkeiten, die die

[1]) Es ist vollständig (in Übersetzung) abgedruckt in „Erfurt unter französischer Oberherrschaft" S. 129—133.

[2]) A. Pick in seiner Schrift „Professor Jakob Dominikus, Freund des Koadjutors von Dalberg", gibt S. 29 als Datum seiner Amtsniederlegung den 2. Juni 1812 an. Im Jahr irrt er sich, es war das Jahr 1813.

französischen Behörden zuletzt in wahnsinniger Steigerung ausübten, hatte er also keinen Anteil, verband sich vielmehr mit den patriotisch gesinnten Kollegen, um den Mitbürgern in ihrem Elend beizustehen und zu retten, was noch zu retten war.

Als dann am 6. Januar 1814 die Erlösungsstunde schlug, jubelten die Mitglieder der Akademie, die die Schreckenszeit überstanden hatten und nicht eine Beute der Seuche geworden waren, fast einstimmig den Befreiern und dem seinen Besitz wieder antretenden Könige entgegen. Der erste Akt der nun wieder deutsch gewordenen Akademie war, daß sie, gleichsam zur Sühne für die den französischen Unterdrückern überreichlich und übermäßig erwiesenen Ehrenbezeugungen, die deutschpatriotischen Männer, die nun im Namen des Königs an die Spitze der wiedergewonnenen Provinz traten, die Herren von Klewitz, Gebel und Kuhlmeyer, zu Ehrenmitgliedern ernannte, sich selbst aber durch Zuwahl gut deutsch gesinnter Mitbürger, des Rektors der Universität Erhard, des Seniors des evangelischen Ministeriums Engelhard, des Direktors des evangelischen Gymnasiums Müller u. a. m. zu ordentlichen Mitgliedern ergänzte. Die persönliche Anwesenheit Friedrich Wilhelms III. bei seiner Heimkehr von Paris am 1. August entschied ihr Schicksal. Während die Universität unrettbar ins Grab sank, durfte sie durch königliche Gnade weiter bestehen unter dem Namen, den sie noch heute führt: Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt.

Beilagen.

A. Dankschreiben Darus für das ihm übersandte Mitgliedsdiplom.

(An den Sekretär Dominikus.)

Monsieur,

Je reçois avec infiniment de reconnaissance le diplome, que l'académie d'Erfurth m'a fait l'honneur de m'adresser. Je n'ai pas été jusqu'à présent assez heureux, pour qu'il s'offrit aucune occasion de témoigner à cette société savante, combien la juste célébrité dont elle jouit, m'avoit du long-tems inspiré de considération pour Elle. La protection éclairée, que S. M. l'Empereur accorde aux sciences et à ceux qui, comme vous les cultivent avec tant de succès, ne laisse rien à faire aux personnes chargées d'une partie de l'administration. Je ne puis donc voir dans l'honneur imprévu, que l'académie vient de me faire, en m'admettant au nombre de ses membres, que le témoignage d'une bienveillance, à laquelle je suis d'autant plus sensible, qu'il étoit moins attendu et moins mérité. Sans doute ce n'est point au peu que j'ai fait que je dois attribuer cette faveur; mais à l'honneur que j'ai d'appartenir à l'Institut de France. En adoptant un de ses membres vous avez voulu prouver, que les gens de lettres de toutes les nations sont compatriotes, et vous m'avez imposé des devoirs, qu'il me sera bien doux de remplir.

Je vous prie, monsieur, de vouloir bien être auprès de l'académie l'interprète de ma respectueuse reconnaissance et d'agréer vous même l'hommage de la haute considération, avec laquelle j'ai l'honneur de vous saluer.

Daru.

Thorn, le 9 avril 1807.

B. Der Dotationsbrief der französischen Behörden für die Akademie.

Administration générale
des Finances
des Pays conquis.

ARMÉE DU RHIN.

No. 419.

Erfurt, le 11 Mars 1809.

Le Commissaire Impérial
l'Intendant de la Province d'Erfurt.

à Monsieur Dacheroeden
Président de l'académie des sciences.

Monsieur,

J'ai l'honneur, de vous prévenir, que conformément à une décision de Mr. l'Intendant général, il a bien voulu faire droit à la réclamation, que vous lui avez faite par votre lettre du 27 février dernier, en accordant à l'académie un Subside annuel de Rthlr. 130. 15 gr. que vous demandéz pour faire face aux différents frais qu'elle est dans la nécessité de supporter.

Je vous préviens en conséquence, Monsieur, que cette somme est à votre disposition de mois en mois, et dèsque vous désireréz toucher les mois de janvier et de février dernier, je m'empresserai de vous faire parvenir des mandats sur la caisse principale.

Quant aux 205 Rthlr. 15 gros, que vous demandéz pour les années antérieures, les circonstances ne nous permettent point de pouvoir les acquitter dans ce moment, et je ne pourrai même à cet égard vous faire aucune promesse

Recevez, Monsieur,
l'assurance de ma considération distinguée.

Devismes.

C. Dankschreiben Goethes für das ihm übersandte Mitgliedsdiplom.

(An den Sekretär Dominikus.)

NB.! Nach A. Pick a. a. O. S. 32 befindet sich der Entwurf dieses Schreibens im Goethe-Archiv zu Weimar. Wir sind in der Lage, das in unseren Akten befindliche Originalschreiben, das Goethes eigenhändige Unterschrift trägt, zu veröffentlichen.

Hochwürdiger,
Hochgeehrtester Herr,

Die Hochansehnliche Akademie der nützlichen Wissenschaften zu Erfurt erzeigt mir eine besondere Ehre, indem sie meiner an einem so großen Feste gedenken und mich unter ihre Glieder gefällig aufnehmen wollen. Ich wünsche, daß dasjenige, was ich auf meinem Lebensgange gewollt und vermocht, auch einigen Nutzen möge gestiftet haben, damit ich mit einigem Zutrauen unter so viel würdigen, auf das Beste ihrer Mitmenschen bedachten Männern einen Platz nehmen könne.

Haben Sie die Güte, meinen Dank für diese Auszeichnung der Gesellschaft auf das verbindlichste auszudrücken, und glauben Sie der Versicherung, daß dieses Geschenk mir nicht angenehmer hätte zukommen können, als durch die Hände eines Mannes, den ich so lange Höchlich zu schätzen Ursache habe. Und so ist es keine leere Formel, wenn ich mich mit besonderem Zutrauen und vorzüglicher Hochachtung unterzeichne

Ew. Hochwürden

gehorsamster Diener

Weimar, J. W. Goethe.
den 11. September 1811.

D. Verzeichnis der von der Akademie zur Zeit der französischen Herrschaft (1807—1813) ernannten Mitglieder.

Vorbemerkung.

Da in Band IV der Acta Nova das Verzeichnis der neu aufgenommenen Mitglieder fehlt und der Band V, in welchem es folgen sollte, überhaupt nicht erschienen ist, so ist die Akademie die Mitteilung ihres Mitgliederverzeichnisses dem Publikum schuldig geblieben, was damals und auch später vielfach beklagt worden ist. Für die Zeit der französischen Herrschaft, die uns hier beschäftigt, versuche ich das Versäumte nachzuholen, soweit es auf Grund des Protokollbuchs und des Aktenmaterials möglich ist. Heinzelmann hat in seiner verdienstvollen Arbeit „Zur Statistik der Akademie" (Heft XXX der Jahrbücher N. F., Erfurt 1904) diese Zeit zwar mit berührt — denn sein Gesamtregister beginnt mit dem Jahre 1804 —, aber grundsätzlich nur diejenigen Personen aufgeführt, die aktiv beteiligt gewesen sind durch wissenschaftliche Beiträge zu den Sitzungen oder zu den Publikationen der Akademie, infolgedessen die Namen der in den gedachten Zeitraum gehörenden Personen bei ihm fast sämtlich ausgefallen sind. Wir geben das Verzeichnis, wie es für unseren Zweck am geeignetsten ist, in chronologischer Reihenfolge, nach dem Datum ihrer Ernennung. Wo eine literarische Leistung oder sonstiges wissenschaftliches Verdienst den Grund der Ernennung abgegeben, ist es in Klammern beigefügt. Übrigens wird man Paulus (Selig) Cassel recht geben müssen, wenn er in seiner „Historischen Skizze der Erfurter Akademie" (Denkschrift zum Sekulartage ihrer Gründung, Erfurt 1854) S. CXIX behauptet, daß der zur Zeit der Fremdherrschaft invita Minerva aufgenommenen Mitglieder vielleicht drei oder vier gewesen sein dürften.

Auch für die Ernennungen der darauf folgenden preußischen Zeit 1814 ff. fehlt ein Verzeichnis, dessen Aufstellung und Veröffentlichung ich mir, als Gegenstück zu dem gegenwärtig gebotenen, für später vorbehalte.

1807. 5. März. Daru, Peter, kaiserl. französischer Staatsrat und Generalintendant. (Horaz-Übersetzer.)

" von Faber, Ignaz,[1]) Dr. U. J. Regierungsrat und Stadtamtmann zu Erfurt (bekannt durch seine „Historisch-juristische Abhandlung von den Freigütern und Freizinsen im Erfurtischen", Erfurt 1793).

---

[1]) Bei Heinzelmann nicht erwähnt. Ignaz Faber war geborener Erfurter und zu Erfurt 1793 zum Dr. j. u. promoviert. Unter französischem Regime Rendant der kaiserlichen Domänenkammer, starb er zu Erfurt während der Belagerung als Opfer der Seuche den 29. Dezember 1813. Über ihn als Akademiemitglied s. oben S. 239 u. 268 f.

1807. 3. Juni. Coste, Arzt zu Nancy.

„ Fischer, Romanus, Pater im Augustinerkloster zu Erfurt.

1808. 31. Aug. Ferrier, Franz Louis August, Inspecteur des douanes zu Worms. (Verfasser des „Gouvernement consideré dans ses rapports avec le commerce“.)

11. Okt. Maret, Hugo, Herzog von Bassano, kaiserl. franz. Minister Staatssekretär.

„ de Champagny, Jean Baptiste Compère, kaiserl. franz. Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

„ de Bourgoing, kaiserl. franz. bevollmächtigter Gesandter am Hofe des Königs von Sachsen.

„ von Sapieha, Prinz Alexander, kaiserl. franz. Kammerherr, Mitglied der Ehrenlegion, Ritter des St. Hubertusordens, Mitglied der königl. Sozietät zu Warschau, des Instituts zu Turin und des Athenäums zu Lyon.

„ von Morgenstern, Karl, kaiserl. russischer Hofrat und Professor, Direktor der Bibliothek und des Museums zu Dorpat.

„ von Rode, August, Geheimer Kabinettsrat des Fürsten von Dessau.

1809. 11. Jan. von Villemancy,[1]) Graf, kaiserl. franz. Generalintendant und Senator.

„ Savary, Inspecteur aux revues, attaché à l'Intendance général.

6. Febr. Henrich, Placidus, Benediktinermönch in St. Emmeran zu Regensburg. (Verfasser des vom Fürst-Primas eingesandten „Monumentum Keppleri“.)

„ Desquiron, membre de l'académie de legislation, Procureur Impérial Substitut zu Mainz.

8. März. Henry, Gabriel,[2]) Pfarrer der katholischen Gemeinde zu Jena, Kanonikus des Erfurter

---

[1]) Er war damals in Erfurt anwesend, ebenso sein Gehilfe Savary.

[2]) Bei Heinzelmann nicht erwähnt. Über ihn s. oben S. 259 Anm. 1 und S. 270.

Marienstifts. (Verfasser der Schrift: „Correspondance de deux ecclesiastiques catholiques sur la question: est-il temps d'abroger la loi du célibat des prêtres?" Tübingen 1807 bei Cotta.)

1809. 8. März. Heurteloup,[1]) Chirurgien en chef de l'armée du Rhin près Monseigneur le Duc d'Auerstedt, Inspecteur général du service de santé. (Medizinischer Schriftsteller.)

„ Gilbert,[1]) Medecin en chef de l'armée du Rhin près Monseigneur le Duc d'Auerstedt. (Medizinischer Schriftsteller.)

8. Juni. von Stengelin,[2]) Otto Christian Freiherr, Domherr von Lübeck, herzogl. Mecklenburg-Schwerinscher Kammerherr, Mitglied der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit, z. Z. in Erfurt (schrieb u. a. über Hagelschaden - Versicherungsgesellschaften).

„ Stieglitz, Christian Ludwig, Dr. jur., Dozent zu Leipzig.

8. Dez. Schuster, Wilhelm Friedrich, herzogl. sächsischer Oberkonsistorialrat und Oberhofprediger zu Gotha. (Verfasser der „Apologie des Eides".)

„ Morgue, Jaques Antoine, ehemaliger Minister des Inneren zu Paris, Mitglied des Conseil général des hospices et secours zu Paris und der Société d'agriculture du Departement de la Seine etc. etc. (hatte eine Ablung über Unterstützungsgesellschaften eingesandt: „Plan d'une Caisse de prévoyance et de secours").

---

[1]) Beide waren in Erfurt anwesend im Frühjahr 1809 im Hauptquartier des Marschall Davoust. Gilbert wird als human denkender und handelnder Mann gerühmt.

[2]) Freiherr von Stengelin lebte privatisierend in Erfurt seit etwa 1805, befreundet mit dem Präsidenten von Dacheröden. Er verließ Erfurt infolge der ihm unleidlich gewordenen Zustände im Juli 1810. Hiernach sind die Angaben Heinzelmanns a. a. O. S. 333 sub voce Stengelin zu berichtigen.

1810\. 5. Febr. **Gehler**, Professor und Hofrat zu München.

„ **du Haüy**, René Just, Mitglied der Ehrenlegion und des Nationalinstituts zu Paris (Mineralog).

„ **Cuvier**, George, Mitglied der Ehrenlegion und des Nationalinstituts zu Paris (Zoolog).

„ **Chaptal**, Comte de Chanteloupe, ehemaliger Minister des Inneren zu Paris, Tresorier du Senat, Großoffizier der Ehrenlegion, Mitglied des Institut national (Chemiker).

8\. März. **Pohl**, Professor der Naturwissenschaft zu Prag. (hatte sein „Tentamen florae Bohemicae“, Prag 1809, eingesandt).

„ **Vater**, Johann Severin, Professor der Theologie und der morgenländischen Sprachen zu Halle (hatte sein Werk „Über die Bevölkerung von Amerika“, 1810, eingesandt).

„ **Devismes**, Alphons, kaiserl. Kommissar und Intendant zu Erfurt.

23\. April. **von Salisch**, Graf, herzogl. sächs. Hofmarschall, Oberschenk und Kammerherr zu Gotha.

„ **von Hoff**, Karl, herzogl. sächs. Geheimsekretär zu Gotha.

„ **Riedel**, herzogl. sächs. Geheimer Landkammerrat zu Weimar.

27\. Mai. Seine Durchlaucht **August**, Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg, Ritter des russischen S. Andreas- und S. Annenordens, Mitglied der Gesellschaft der Arkadier zu Rom und der mineralogischen Gesellschaft zu Jena.[1])

5\. Okt. **Crusius**, Christian, kaiserl. österreichischer Postoffizier zu Wien. (Verfasser eines Postlexikons.)

27\. Nov. **Gentil**, Alexander, kaiserl. französischer General-Domänendirektor zu Erfurt.

1811\. 7. Jan. **von Piringer**, Michael, Sr. k. k. apostolischen Maj. wirklicher Hofsekretär zu Wien. (Verfasser der Schrift „Ungarns Banderien“, 1810.)

---

[1]) Herzog August war selbst schriftstellerisch hervorgetreten mit seiner Idyllendichtung „*Κυλλήνιον* oder Auch ich war in Arkadien“. Gotha 1805.

1811. 23. Febr. Marcel de Serres, Inspecteur général de l'Université Impériale de France, zu Paris. (Naturhistoriker.)

3. April. Krügelstein, Johann Friedrich, Dr. med., herzogl. Gothaischer Rath und Bürgermeister zu Ohrdruff (bekannt durch staatswissenschaftliche Schriften, z. B. über Feuerpolizei).

15. Aug. von Goethe, Wolfgang, Exzellenz, herzogl. Sachsen-Weimarischer wirklicher Geheimer Rat, Ritter des russischen S. Annenordens erster Klasse, Mitglied der Ehrenlegion, zu Weimar.

" von Voigt, Christ. Gottlob, Exzellenz, herzogl. Sachsen-Weimarischer wirklicher Geheimer Rat, Oberkammerpräsident, Ritter des russischen S. Annenordens erster Klasse, zu Weimar.

" von Schlotheim, Ernst Friedrich, Herzogl. Sachsen-Gothaischer Kammer-Vizepräsident und Kammerherr, korrespondierendes Mitglied der königl. Akademie zu München, etc. etc. zu Gotha.

" Jacobs, Friedrich, Dr. phil., herzogl. Sachsen-Gothaischer Hofrat, Oberbibliothekar und Direktor des Münzkabinetts zu Gotha, Ritter des Zivilverdienstordens der bairischen Krone, ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München, der Sozietät der Wissenschaften zu Göttingen und der lateinischen Gesellschaft zu Jena, korrespondierendes Mitglied des Nationalinstituts zu Amsterdam.

" Döring, Friedrich, Dr., herzogl. Sachsen-Gothaischer Kirchen- und Schulrat, Direktor des Gymnasium illustre zu Gotha, Mitglied der lateinischen Gesellschaft zu Jena.

" Vauquelin, Louis, Direktor der Ecole de Pharmacie zu Paris, Mitglied des Institut National, Professor der Chemie im Collège de France etc.

1811. 15. Aug. Lussac, Guy, Professor am Polytechnikum zu Paris, Mitglied des Institut National.

„ Thenard, Professor an der Ecole de Pharmacie zu Paris.

„ Giese, Ferdinand, Dr. phil., kaiserl. russischer Hofrat und Professor zu Charkow.

1. Okt. Seidensticker, Johann Anton Ludwig, Dr. J. U., herzogl. Sachsen-Weimarischer Hofrat und Professor der Rechte zu Jena. (Verfasser der „Kritischen Literatur des gesamten Napoleonischen Rechts".)

1812. 28. Jan. Rumi, Karl Georg, Dr. phil., Professor zu Ödenburg in Ungarn (hatte sein Werk über „Die Mineralien der Gömörschen Gespanschaft" eingesandt).

15. April. von Froriep, Ludwig Friedrich, Dr. med., geboren zu Erfurt 1779, damals Professor der Chirurgie und Anatomie zu Tübingen [später Obermedizinalrat zu Weimar].[1])

15. Aug. von Einsiedel, Friedrich Hildebrand, herzogl. Sachsen-Weimarischer Geheimer Rat und Oberhofmeister zu Weimar.

„ von Müller, Friedrich, herzogl. Sachsen-Weimarischer Geheimer Rat zu Weimar.

„ Peucer, Fr., herzogl. Sachsen-Weimarischer Regierungsassessor zu Weimar.

„ Reichard, herzogl. Sachsen-Gothaischer Kriegsrat zu Gotha.

„ Ukert, Assessor und Bibliothekar zu Gotha.

„ Lasteyrie, C. P., Privatgelehrter zu Paris, Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften. (Verfasser eines Werks über den Waid: „Du pastel de l'indigotier et des autres vegetaux, dont on peut extraire une couleur bleue").

19. Okt. Klinkhard, Joseph, Senator in Duderstedt (hatte mehrere Schriften über Verbesserung der Stubenöfen und des Rauchfangs eingesandt).

---

[1]) Über ihn vgl. Heinzelmann l. l. S. 315.

1812, 19. Okt. Anschütz, Heinrich, Künstler und Gewehrhändler zu Suhl.

„ Monheim, Jean Pierre Joseph, Pharmazeut in Aachen. (Verfasser einer „Analyse des eaux thermales de Borcelle a Aix la Chapelle".)

„ Kern, Vincenz, Dr. med., ordentlicher Professor der praktischen Chirurgie und Klinik zu Wien (hatte seine im Hörsaale zu Wien gehaltene Rede eingesandt).

1813. 22. März. von Feuerbach, Paul Anselm, Dr. jur., königl. bairischer wirklicher Geheimer Staatsrat zu München (berühmter Kriminalist).

28. Juni. Hye, Anton, Dekan und Pfarrer zu Haders in Österreich unter der Enns.

10. Sept. Heuberg,[1]) ein Däne, Sekretär beim Minister Maret.

12. Sept. Mehldorf, ehemaliger Prinzenerzieher am großherzogl. Hofe zu Darmstadt (hatte eine Arbeit eingesandt „Verzeichnis der Fossilien").

---

[1]) Er war in Erfurt anwesend schon 1808 bei Gelegenheit des Fürstenkongresses, jetzt wieder im September 1813, nahm am 12. September an der Akademiesitzung teil. Er wird als ein Mann vielseitiger wissenschaftlicher Bildung gerühmt.

Gedenkrede

auf den verewigten

Professor D. Dr. Wilhelm Heinzelmann,

Sekretär der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften,

gehalten am 13. September 1905
in der ordentlichen Sitzung der Akademie

von

D. Georg Oergel,
seinem Nachfolger im Sekretariat.

Johannes Rudolf Wilhelm Heinzelmann erblickte das Licht der Welt zu Salzwedel am 16. Mai 1840. Sohn eines evangelischen Pfarrers und Sproß einer angesehenen altmärkischen Pastorenfamilie, sah er sich von jung auf als zu einem Theologen bestimmt an. Nachdem er daher das Gymnasium seiner Vaterstadt absolviert hatte, bezog er zugleich mit seinem älteren Bruder, dem getreuen Genossen seiner Studien, im Herbst 1858 die Universität Halle, um Theologie zu studieren. Dieser Hochschule gehörte er bis Michaelis 1861 an, mußte jedoch wegen angegriffener Gesundheit seine Studien ein Jahr lang unterbrechen. Das Wintersemester 1861—62 verlebte er in Berlin, kehrte dann aber nach seinem geliebten Halle zurück, um hier seine Studien zum Abschluß zu bringen. Neigung und Gaben leiteten ihn zur Bevorzugung der systematischen Theologie, und auf diesem Gebiete fand er an Julius Müller einen Führer von hervorragender Bedeutung. Die Vorlesungen dieses geistvollen und tiefgegründeten Systematikers (eines Bruders des durch seine archäologischen Forschungen in weiten Kreisen bekannten, jung gestorbenen Otfried Müller) übten auf den jungen Studenten eine nachhaltige Wirkung aus und befestigten in ihm jene Richtung auf das Ideale und jene Durchdringung mit der Gotteskraft lebendigen und positiven Christentums, die er sich sein Leben lang bewahrt hat. Daneben war ihm Tholuck ein väterlicher Freund und Führer zur seligmachenden Wahrheit des Evangeliums. Nachdem er Anfang 1864 die erste theologische Prüfung mit Ehren bestanden, trat er Ostern desselben Jahres in den mit dem Kloster Unserer Lieben Frauen zu Magdeburg verbundenen theologischen Konvikt ein, zunächst am Domgymnasium, später am Pädagogium des Klosters daselbst. Die hier verlebten zwei Jahre literarischer Muße verwandte er auf die

Vertiefung seiner theologischen Kenntnisse, besonders aber auf das Studium der neueren Philosophie und der Werke unserer großen deutschen Klassiker. Hier entschied er sich auch für den Beruf, in dem er sich später so trefflich bewährt hat, ein Lehrer und Erzieher der Knaben höherer Stände zu werden. Kurz vor Ablauf seiner Konviktszeit legte er im März 1866 vor der Königlichen Wissenschaftlichen Prüfungskommission in Halle das Examen pro facultate docendi ab und fand Ostern desselben Jahres Anstellung als letzter ordentlicher Lehrer und Ordinarius von Sexta am königl. Domgymnasium zu Halberstadt.

Während seines achtjährigen Aufenthalts in Halberstadt sehen wir ihn noch Schwankungen ausgesetzt in der Erkenntnis seiner Lebensaufgabe. Nicht voll befriedigt durch den ihm zugewiesenen Unterricht in den unteren Klassen des Gymnasiums, unterzog er sich im Oktober 1867 der zweiten theologischen Prüfung pro ministerio. Er bestand sie glänzend, nahm auch zwei Jahre später einen Ruf als zweiter Geistlicher an St. Johann in Halberstadt an, wurde in Magdeburg ordiniert und verwaltete dann 5 Jahre lang neben seinem Hauptamt als Gymnasiallehrer das Nebenamt eines praktischen Geistlichen.

Aus dieser Zwitterstellung wurde er im Jahre 1874 durch seinen Gönner Regierungs- und Schulrat Dr. Todt herausgerissen. Dieser veranlaßte das königl. Provinzialschulkollegium, die durch das plötzliche Ableben des Oberlehrers und ersten Religionslehrers Rudolphi erledigte Stelle am königlichen Gymnasium zu Erfurt unserem Dr. Heinzelmann zu übertragen. Gern folgte er diesem Ruf, der ihm eine geachtete Lebensstellung und eine seinen Gaben und Kräften angemessene Lebensaufgabe sicherte und damit die Streitfrage zwischen Kanzel und Katheder endgültig zugunsten des letzteren entschied.

Seit Michaelis des gedachten Jahres 1874, wo er sein Amt in Erfurt antrat, war Heinzelmann unser: Hier war er auf den Boden gestellt, wo sein reicher Geist in stetigem und einheitlichem Wirken sich fruchtbringend erweisen, wo sein Wissen und Können sich in langjähriger emsiger wahrhaft gemeinnütziger Tätigkeit bewähren sollte. Und daß er über 30 Jahre lang der Unsrige gewesen, dessen wollen wir uns heute, da wir über seinen Verlust trauern, in Dankbarkeit erinnern und Gott den Herrn für diese teure uns so lange gewährte Gabe preisen.

Was Heinzelmann auf seinem eigentlichen Berufsfelde als

Lehrer unserer Gymnasialjugend geleistet, wird nur von solchen, die mit fachmännischen Augen schauen und als Kollegen ihm zur Seite gestanden haben, voll gewürdigt werden können. Meinem Urteil sind daher, wie ich wohl weiß, Grenzen gezogen. Dennoch darf ich aus eigenem Wissen sagen, daß er mit Begeisterung an seinem Berufe als Jugendbildner hing und daß er auch bei seinen Schülern für die Fächer, in denen er unterrichtete, insonderheit Religion und Deutsch in den oberen Klassen, Begeisterung zu erwecken verstand. Er forderte wohl viel von seinen Primanern, aber er gab ihnen auch viel, idealen Schwung, sittlich religiösen Halt, Sinn für das Gute, Wahre und Schöne in Literatur und Kunst, in Kirche und Vaterland, und manche von seinen ehemaligen Schülern, die längst in Amt und Würden stehen, bekennen noch heute gern und dankbar, welchen Segen sie von seinem Unterricht empfangen haben und wie sie durch den von ihm gelegten Grund in ihrer ganzen Herzensrichtung für die Kämpfe des Lebens wider die negativen Mächte gekräftigt worden sind. Wenn man auch einen Lehrer an seinen Früchten erkennen darf und soll, so muß man Heinzelmann die Palme reichen, der so viele köstliche Samenkörner in die Herzen der ihm anvertrauten Jünglinge auszustreuen verstanden hat.

Mir liegt aber die besondere Aufgabe ob, Heinzelmann in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen, in seiner Bedeutung für unsere Akademie zu würdigen.

Als er, 34 Jahre alt, nach Erfurt kam, ging ihm der Ruf eines Mannes von hervorragender Begabung und gründlicher philosophischer Durchbildung voraus. Die Dissertation über „Augustins Lehre von der Unsterblichkeit und Immaterialität der menschlichen Seele“, mit welcher er sich ein halbes Jahr vorher zu Jena den Doktorhut der Philosophie erworben, hatte ihn als selbständigen Denker und tiefschauenden Forscher gezeigt. So kam es, daß unsere Akademie gemeinnütziger Wissenschaften, die damals unter der Leitung des Oberregierungsrats Freiherrn von Tettau als Vizepräsident und des Realschuldirektors Dr. Koch als Sekretär stand, schon im folgenden Jahre ihn in ihre Mitte aufnahm. Seit dem 23. Juni 1875 ist er ordentliches Mitglied unserer Gelehrtengesellschaft gewesen, hat ihr also volle 30 Jahre angehört. Mit Vorträgen über „Schleiermacher und die Romantiker“, in denen gleich der hohe ideale Schwung seiner Geistesrichtung hervortrat, eröffnete er im Februar und März 1876 die

Reihe seiner der Akademie gebotenen Arbeiten. Verschiedene Abhandlungen folgten. So „Über die Geschichte der Bilderbibeln“, die ihm Gelegenheit gab, die Vorzüge unseres landsmännischen Meisters Schnorr von Carolsfeld vor dem Franzosen Doré ins Licht zu stellen. Auch sonst machte er durch Vorträge in wissenschaftlichen Vereinen, sowie durch Veröffentlichungen in Fachzeitschriften seinen Namen in der Gelehrtenwelt und den Kreisen der Gebildeten bekannt, und gehörte so in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu den wenigen Mitgliedern, die den Ruf der Erfurter Akademie nach Kräften zu wahren und durch Mitteilung aus dem Schatz ihres Wissens und Könnens die Existenz derselben zu erweisen suchten. Denn es war die Zeit, wo die Akademie unter dem Sekretariat des gealterten Koch mehr und mehr erlahmte und aus Mangel an Anregung allmählich in Schlummer sank, wo die Außenwelt kaum noch etwas von ihrem Dasein wußte, und die Wissenden ihr das Prognostikon des nahen, sicheren Todes stellten.

Anders wurde es erst, als nach dem am 27. September 1891 erfolgten Tode Kochs der Senat auf den Vorschlag des Vizepräsidenten Freiherrn von Tettau unsern Heinzelmann in die erledigte Stelle eines Sekretärs einsetzte. Unter den vielen Verdiensten des hochachtbaren Herrn von Tettau um die Akademie ist das nicht das geringste, daß er, von dem Bestreben geleitet, das altehrwürdige Institut zu neuem Leben wieder zu erwecken, und in der Überzeugung, daß dies der rechte Mann dazu sei, ihr in der Person Heinzelmanns einen Sekretär und damit dem Organismus eine Seele gab. Willig folgte dieser am 1. Oktober 1891 dem an ihn ergangenen ehrenvollen Ruf, und als er in der nächsten ordentlichen Sitzung (28. Okt.) vom Vizepräsidenten dem Plenum in seiner neuen Würde vorgestellt wurde, äußerte er sich nach der Danksagung für das ihm entgegengebrachte Vertrauen folgendermaßen:

> „Es hat, wie Sie wissen, meine hochgeehrten Herren, nicht an Stimmen gefehlt, die unserm Institute die Lebensfähigkeit abgesprochen, ja selbst nicht an solchen, welche seine Daseinsberechtigung in Zweifel gezogen haben. Man hat gemeint, die Zwecke der Akademie als einer Anstalt und Gemeinschaft, welche sich die Pflege der gemeinnützigen, auch im Leben sich als förderlich erweisenden und gerade dadurch sich bewährenden Wissenschaften als Ziel setzt,

würden erfüllt in anderen, lebensfähigeren Vereinen unserer Stadt, es fehle mithin an einem tatsächlich vorliegenden Bedürfnis nach weiterer wissenschaftlicher Vereinigung und Verständigung. Es ist hier nicht der Ort und die Zeit, diese und ähnliche, auf schiefer und einseitiger Auffassung der uns hier in der Akademie gesetzten Aufgabe beruhenden Bedenken mit Gründen zurückzuweisen und den Schein der Berechtigung dieser Einwürfe aufzulösen. Lassen Sie uns das Daseinsrecht und die Lebensfähigkeit unserer Gesellschaft einfach durch die Tat beweisen, ich meine durch den gediegenen Gehalt, durch die treffende Wahl des Gegenstandes unserer Vorträge, vor allem durch ihre regelmäßige monatliche Wiederkehr! Ich meinerseits verspreche, es in dieser Hinsicht an der dazu erforderlichen persönlichen Bemühung nicht fehlen lassen zu wollen."

Ich habe diese Äußerung wörtlich angeführt; sie zeigt uns, wie schwierig die Lage war, die Heinzelmann bei Antritt seines Sekretariats vorfand; sie zeigt uns aber auch, wie zuversichtlich er alle pessimistischen Gedanken und Gegenreden niederschlagend die Sonderexistenz der Akademie mit ihrer Sonderaufgabe behauptete; sie gibt uns zugleich auch den Sinn an, mit dem der neue Sekretär an sein Amt herantrat, sie enthält in kurzen Worten sein Programm: Arbeit, Geistesarbeit, gediegene, ansprechende, regelmäßige Arbeit erfordert die Akademie von ihren Mitgliedern, und — der Sekretär will darin mit gutem Beispiel vorangehen.

Nach diesem Programm hat er gehandelt. Schon in den ersten Monaten seines Wirkens zeigte sich der neue das alte Institut belebende Geist. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder, die auf 19 zurückgegangen war, wurde durch Zuwahl von literarisch gebildeten Mitbürgern aus verschiedenen Wissenszweigen vermehrt; 9 neu eingetretene Mitglieder nahmen schon an der gedachten Sitzung vom 28. Oktober teil. Der Senat, der auf drei Personen, Vizepräsident, Sekretär und Rendant, zusammengeschmolzen war, ergänzte sich durch Kooptation neuer Mitglieder. Die Sitzungen, die in den letzten Jahren nur noch zur Kaisergeburtstagsfeier oder bei besonderer Veranlassung abgehalten worden waren, wurden nun wieder als regelmäßig in jedem Monat abzuhaltende, durch wissenschaftliche Vorträge der

ordentlichen Mitglieder auszufüllende, festgelegt; der Sekretär machte hierin den Anfang mit seinem am gedachten 28. Oktober gehaltenen Vortrage „Über die Erziehung zur Freiheit“. Auch öffentliche Vorträge populärwissenschaftlichen Inhalts für ein weiteres gebildetes Publikum wurden wieder eingerichtet und hervorragende Redner aus der Zahl der hiesigen und auswärtigen Mitglieder dafür gewonnen; den ersten hielt am 18. November der uns leider so bald durch den Tod entrissene Gymnasialdirektor Heß (gestorben den 3. Febr. 1892) über das Thema: „Geist und Wesen der deutschen Sprache“, den zweiten am 6. Dezember der bekannte tüchtige Theologe und Kirchenhistoriker Lic. Dr. Schwarzlose, ein ehemaliger Schüler Heinzelmanns, über die „Geschichte der römischen Christengemeinde im ersten Jahrhundert“. Noch in demselben Monat ward der Senat schlüssig über eine von der Akademie zu stellende Preisaufgabe. Die Gesellschaft tat damit einen Schritt zur Erfüllung ihrer gemeinnützigen Zwecke, wie er seit mehr denn 30 Jahren (seit 1860) nicht mehr versucht worden war. Die Erträge der abgehaltenen öffentlichen Vorträge ermutigten dazu. Das höchst aktuelle Thema, das unter dem 30. Januar folgenden Jahres bekanntgemacht und mit einem Preise von 500 Mk. bedacht wurde, lautete: „Was läßt sich zur Pflege einer gediegenen echt volkstümlichen Bildung in den Arbeiterkreisen tun?“ Bald darauf, Februar 1892, erschien auch das neue Heft der Jahrbücher (Heft XVII N. F.), das erste von Heinzelmann redigierte. Es enthielt außer fünf wertvollen Abhandlungen, darunter eine aus Heinzelmanns Feder, einen vom Sekretär ausgearbeiteten Bericht über die Tätigkeit der Akademie, sowie ein Verzeichnis ihrer Mitglieder, — eine Mühwaltung, der sich der Sekretär Koch seit 1873 nicht mehr unterzogen hatte. Dank der Fürsorge des neuen Sekretärs erfuhr die Welt jetzt doch wieder etwas von dem, was innerhalb der Akademie vorging, und lernte ihre Mitglieder dem Namen nach kennen.

Ich habe mich über die ersten Monate des Heinzelmannschen Sekretariats in so ausführlicher Weise verbreitet, um damit an dem Gegensatz von einst und jetzt die Verdienste des neuen Sekretärs um die Akademie am deutlichsten und überzeugendsten darzulegen. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß die mit dem 1. Oktober 1891 eingetretene Erneuerung unseres altehrwürdigen Instituts in erster Linie der schaffensfreudigen

Tatkraft dieses seltenen Mannes zu verdanken ist. Ich brauche seine Tätigkeit nun nicht weiter Jahr für Jahr zu verfolgen. In dem Sinne und mit dem Eifer, wie er das Werk in Angriff genommen, setzte er es fort. Mit ganzer Kraft, soweit sie ihm bei seinem gewissenhaft verwalteten Schulamt zur Verfügung stand, ja oftmals über seine Kraft — denn seine Gesundheit war durchaus nicht kernfest — gab er sich den mit seinem akademischen Ehrenamte verbundenen Aufgaben hin und wußte die entgegenstehenden Hindernisse zu überwinden. Er warb ständig neue Mitglieder aus allen Wissenszweigen hier am Orte und aus der auswärtigen Gelehrtenwelt, um die entstehenden Lücken auszufüllen und Mitarbeiter für die Zwecke der Akademie heranzuziehen. Die ordentlichen Sitzungen im geschlossenen Kreise der Akademiker wurden regelmäßig Monat für Monat abgehalten; dazu kam in jedem Winter ein Zyklus von öffentlichen Vorträgen für das weitere bildungsbedürftige Publikum. In der Abhaltung von Vorträgen rein wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Inhalts ging er selbst mit gutem Beispiel voran. Seine Vorträge waren immer gediegen, nicht bloß dem Inhalt, sondern auch der Form nach, auf die er mit Recht großes Gewicht legte, aus dem Ganzen seines umfassenden Wissensgebietes geschöpft, logisch aufgebaut und auf die idealen Zwecke ethischer, nationaler und positiv christlicher Natur abzielend. Die Jahrbücher der Akademie, die seit Heinzelmanns Amtsantritt regelmäßig ihrem Namen entsprechend Jahr für Jahr erschienen sind, während sie früher nur in Fristen von 2 bis 3 Jahren ans Licht getreten waren, und deren wir entsprechend den 15 Amtsjahren Heinzelmanns (1891—1905) 15 Hefte besitzen (Heft XVII—XXXI der Neuen Folge), sind beredte Zeugen der Geistesarbeit, die von den Mitgliedern und nicht zum wenigsten vom Sekretär der Akademie als Herausgeber geleistet worden ist. Der für das Jahr 1892 gestellten Preisaufgabe sind noch drei andere gefolgt, die bekanntlich alle insofern miteinander in Zusammenhang stehen, als sie die brennendsten Fragen auf sozialem Gebiet umfassen. Professor Heinzelmann war bei der Stellung der Themata und Beurteilung der eingereichten Arbeiten in ganz hervorragender Weise beteiligt als Mitglied und Vorsitzender der Preisrichterkommission. Was das sagen will, erhellt daraus, daß sämtliche Fragen eine reichliche Anzahl von Preisbewerbern fanden, einige sogar überreichlich, die erste 76; die zweite 28;

die dritte 72 und die vierte 10 Preisbewerber. Heinzelmann hat jede einzelne dieser z. T. recht umfangreichen Arbeiten durchgesehen und eingehend zensiert.

Außerdem war mit seinem Sekretariatsamt auch manche sonstige Ehrenpflicht verbunden, der er sich mit Eifer und Geschick unterzogen hat. Dahin gehören die den verstorbenen Mitgliedern gewidmeten Nekrologe. So hielt er seinem Vorgänger Direktor Dr. Koch in der mehrgedachten Sitzung vom 28. Oktober 1891 die Gedächtnisrede, in der er der Bedeutung des als Mensch, wie als Gelehrter (Naturwissenschaftler) hochachtbaren, wenngleich ihm heterogenen Mannes gerecht zu werden verstand. Mit mehr Wärme und vollerem Verständnis konnte er sich in der Gedächtnisrede auslassen, die er dem Vizepräsidenten Herrn von Tettau nach seinem am 3. Oktober 1894 erfolgten Tode hielt. Diesem hochverdienten und allverehrten Manne, zu dem er selbst als zu dem Nestor des Erfurtischen Gelehrtenkreises aufblickte, setzte er in seiner Rede vom 17. Oktober d. J. ein ebenso treffliches, als wohlverdientes Ehrendenkmal. Es war wenige Monate, nachdem die Akademie den 90. Geburtstag ihres Vicepräsidenten in öffentlicher Sitzung gefeiert hatte (20. Juni 1894), bei welcher Gelegenheit der Sekretär den Jubelgreis durch eine wohldurchdachte Rede über den „praktischen Beruf der Wissenschaft und die Aufgabe der Erfurter Akademie" feierte. Das Schicksal wollte es, daß dasselbe Jahresheft (Jahrbücher N. F., Heft XXI, Erfurt 1895), welches die Beschreibung dieser seltenen Geburtstagsfeier und den Wortlaut der dabei gehaltenen Festreden (von den Herren Senatsmitgliedern Biltz, Neubauer, Heinzelmann und Professor Dr. Kirchhoff-Halle) brachte, dem Andenken des unvergeßlichen langjährigen Vizepräsidenten gewidmet werden mußte und die Gedenkrede Heinzelmanns auf ihn, sowie die Beschreibung der ihm zu Ehren veranstalteten Trauerfeierlichkeiten enthielt. Noch bei einer anderen tiefschmerzlichen Trauerfeier, als der erlauchte Präsident unserer Akademie Prinz Georg von Preußen die Augen geschlossen hatte (2. Mai 1902) fungierte Heinzelmann als Gedächtnisredner. Er entledigte sich dieser Aufgabe in höchst angemessener Weise, indem er auf die hinterlassenen schriftstellerischen Werke des fürstlichen Dichters liebend und anerkennend einging. (15. Mai 1902, siehe Jahrb. N. F., Heft XXIX, Erfurt 1903.)

Weniger in die Öffentlichkeit gedrungen, auch von weniger

befriedigendem Erfolg begleitet, dennoch hier nicht zu verschweigen sind Heinzelmanns vieljährige Bemühungen um Revision der Statuten unserer Akademie. Daß die Statuten, wie sie im Jahre 1818 abgefaßt, unter dem 1. September 1819 die Allerhöchste Sanktion des Königs Friedrich Wilhelm III. gefunden haben, im Laufe der Zeiten völlig unbrauchbar geworden, fühlte keiner mehr als Heinzelmann. Wir besitzen von seiner Hand neben einem trefflichen Promemoria einen Entwurf völlig neuer Statuten vom November 1901, die auch die Billigung des Senats erfahren haben und im Jahresbericht für 1902 Heft XXVIII der Jahrbücher S. 115 ff. abgedruckt stehen. Dennoch sind sie bisher nur Entwurf geblieben, da die Umstände es noch nicht gestattet haben, die Allerhöchste Bestätigung derselben einzuholen. Heinzelmanns Hoffnung, daß das bis zur vorjährigen Jubelfeier unserer Akademie möglich sein werde, ist nicht in Erfüllung gegangen. Die alten Statuten bestehen auf dem Papier noch zu Recht, in der Praxis aber haben sie längst alle Geltung verloren. Als Ersatz dient vorläufig die „Geschäftsordnung" vom 12. Dezember 1894, die wir ebenfalls der Feder Heinzelmanns verdanken, die sich in den Händen aller Mitglieder befindet und sich im großen und ganzen als zutreffend bewährt haben dürfte.

Die letzte große Leistung Heinzelmanns als Sekretär war die Vorbereitung der 150jährigen Jubelfeier der Akademie, die wir im Juli v. J. gefeiert haben. Ich verweise nur auf die umfangreiche, von ihm mit besonderem Fleiß und Geschick redigierte Festschrift (Heft XXX der Jahrbücher), und insonderheit auf die von ihm selber gelieferte Arbeit, unter dem Titel: „Beiträge zur Geschichte und Statistik der Erfurter Akademie im 19. Jahrhundert." Quellenmäßige historische Forschung gehörte eigentlich nicht zu Heinzelmanns Lieblingsbeschäftigungen, entsprach auch nicht seinen Gaben und Anlagen; um so mehr muß man anerkennen, was er in seiner Liebe zur Akademie hier zur Erforschung ihrer geschichtlichen Entwicklung im letzten Jahrhundert geleistet und an Bausteinen für eine künftig abzufassende Geschichte der Akademie zusammengetragen hat. Ihm dafür noch nach seinem Abscheiden einen besonderen Dank abzustatten im Namen der Mitlebenden und der Nachwelt, halte ich mich an dieser Stelle für verpflichtet. Daß sonst das Fest einen so würdigen allgemein befriedigenden Verlauf genommen, ist zum großen Teil sein Verdienst. Und es hat gewiß alle Teilnehmer

mit Freude und Genugtuung erfüllt, daß ihm bei dieser Gelegenheit von kompetentester Seite die Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen zuerteilt worden ist, indem die theologische Fakultät der Nachbaruniversität Jena ihn auf Grund seiner Augustinforschungen durch den Mund ihres anwesenden Vertreters Herrn Professor D. Baentsch feierlich zum Doktor der Theologie promovierte. Schon vorher war ihm durch die Gnade Sr. Majestät des Kaisers und Königs der Rote Adlerorden IV. Klasse und von Sr. Königlichen Hoheit dem Großherzog von Sachsen das Ritterkreuz I. Klasse des „Hausordens vom weißen Falken“ verliehen worden, auch führte er schon lange (seit 189[illegible]) den Titel eines königlichen Professors, und das waren ihm sehr wertvolle Auszeichnungen; aber keine hat ihn in dem Grade erfreut, wie diese Anerkennung von akademischer Seite.

Diese Jubiläumsfeier bildete den Höhepunkt seiner Tätigkeit für die Akademie. Jetzt glaubte er seine Wirksamkeit als Sekretär abschließen zu dürfen. Das herannahende Alter und die stärker sich geltend machenden leiblichen Gebrechen legten ihm den Rücktrittsgedanken nahe. Was er früher bereits hin und wieder erwogen, ward im Frühling d. J., nachdem er noch das letzte Jahresheft abgeschlossen und den Bericht über die Jubiläumsfeierlichkeiten veröffentlicht hatte (Heft XXXI v. J. 1905), zum unabänderlichen Entschluß. Offenbar wirkte dazu mit die ihn sehr betrübende Erfahrung, daß sein Gesundheitszustand ihm nicht gestattete, seinen Vorsatz auszuführen und in der öffentlichen Festversammlung zur Feier des 100 jährigen Todestages Friedrich von Schillers am 9. Mai die Festrede zu halten. Er mußte sich durch seinen Kollegen Herrn Professor Dr. Thimme vertreten lassen und konnte nicht einmal persönlich dem Festakt im großen Festsaal des Rathauses beiwohnen. Noch in demselben Monat (22. Mai) stellte er den Antrag, ihn zum 1. Oktober von seinem Akademieamt zu entbinden, um dann ausschließlich, soweit und solange seine Kräfte es gestatteten, seinem Schulamte leben zu können. Ungern sah der Senat ihn scheiden, da man in ihm mit Recht den lebensvollen Repräsentanten unserer wissenschaftlichen Bestrebungen erblickte, dessen Sachkunde und Diensteifer von niemand unter uns ersetzt werden konnte. Aber das Gewicht seiner Gründe und die Entschiedenheit seines Entschlusses war so überwältigend, daß vom Versuch einer Umstimmung Abstand genommen werden mußte: der Senat

schritt daher zur Wahl eines Nachfolgers, die auf meine Wenigkeit fiel, und beschloß zugleich, Herrn Professor D. Dr. Heinzelmann mit dem Augenblick seiner bevorstehenden Amtsniederlegung in Anerkennung seiner hohen Verdienste um die Akademie in die Zahl der Ehrenmitglieder zu versetzen.

Eine nicht geringe Beruhigung war es mir im Blick auf das mir zugedachte verantwortungsvolle Amt, daß mein verehrter Vorgänger mich noch während der folgenden Monate über die Aufgaben eines Sekretärs zu informieren versprach, so daß ich nicht unvorbereitet die Bürde auf mich nehmen sollte. Am Sonntag den 2. Juli besprach ich mich noch mit ihm über den Arbeitsplan für die nächsten Monate. Im Juli und August sollten, wie üblich, Ferien sein, im September, heute den 13., wollte er sich in der ordentlichen Sitzung von der Akademie verabschieden, und in der Oktobersitzung sollte ich dann in seine Funktion eintreten. Tags darauf (3. Juli) reiste er mit seiner Gattin nach Karlsbad ab, um für ein Leberleiden, das ihm seit längerer Zeit zu schaffen machte, Heilung zu suchen.

Da traf, uns allen unerwartet, am 21. Juli die telegraphische Nachricht seines Ablebens ein. Ein Schlaganfall, der ihn zwei Tage vorher betroffen, hatte seinem tätigen Leben ein Ziel gesetzt.

Seine treue Gattin stand ihm liebreich pflegend in seinen letzten Stunden zur Seite. Die beiden Söhne, telegraphisch ans Sterbebett ihres Vaters gerufen, trafen ihn nicht mehr am Leben. Am 25. Juli haben wir ihn hier an der Stätte seines 31jährigen Wirkens in wohlverdienten Ehren zur letzten Ruhe gebettet. Und heute, wo er gedachte, sein Akademieamt niederzulegen, deckt ihn schon seit 6 Wochen der grüne Rasen, und mir liegt es ob, ihm die Gedächtnisrede zu halten und mich damit als seinen Nachfolger vorzustellen.

Es war wohl gut so. Ein langes Siechtum, vielleicht gar mit zerrütteten Geisteskräften, wäre ihm, dem Geistesarbeit sein täglich Brot war, sehr schwer geworden zu ertragen. Nach Gottes weisem Rat sollte er bis an das Ende seines Lebens das ihm ans Herz gewachsene Amt bekleiden, als Secretarius perpetuus, worauf er, wie bekannt, großen Wert legte, aus der Welt gehen!

Zwei Freuden wurden ihm noch vor seinem Scheiden zu teil. Er erfuhr noch die Nachricht von der Munifizenz Sr. Exzellenz

des Herrn Kultusministers, wodurch die materielle Existenz der Akademie, ein Gegenstand banger Sorge in den letzten Monaten, für die Zukunft gesichert worden ist. Und es wurde ihm noch das erste Exemplar seines letztherausgegebenen Buches „Deutsch-christliche Weltanschauung", eine Sammlung hervorragender Vorträge und Abhandlungen, die in den letzten vierzehn Jahren entstanden waren, Halle a. S. 1905, der theologischen Fakultät zu Jena in Dankbarkeit gewidmet, auf sein Krankenbett gelegt. Die Sammlung enthält 12 Nummern, davon 10 in unserer Akademie vorgetragen worden sind, ist uns also ein wertvolles Erinnerungszeichen an den nun entschlafenen Mitarbeiter und Vorkämpfer. Seine wahrhaft patriotische Gesinnung, seine ideale Schwungkraft, seine christliche Weltanschauung, sein *φιλοσοφεῖν κατὰ Χριστόν* und *εἰς Χριστόν* — tritt dem Leser darin lebendig vor die Augen. Es mag nicht alles darin vor der Kritik bestehen und sich dauernde Geltung erringen, aber der ideale dem Höchsten und Besten zustrebende Sinn des Verfassers wird stets Anerkennung finden. In unserer Mitte aber hat er sich durch sein rastloses Wirken und Schaffen, durch seine opferwillige Hingabe an den Dienst der Wissenschaft bis an den Tod, ein bleibendes Denkmal gesetzt; solange die Akademie bestehen wird, wird der Name Heinzelmann unvergessen bleiben.

Inhalt.

Widmung und Gedenkrede auf den verewigten Prinzen Albrecht von Preußen, Präsidenten der Akademie.

des Herrn Kultusministers, wodurch die materielle I
Akademie, ein Gegenstand banger Sorge in den letzt
für die Zukunft gesichert worden ist. Und es wurd
das erste Exemplar seines letztherausgegebenen Buche
christliche Weltanschauung", eine Sammlung hervorra
träge und Abhandlungen, die in den letzten vierzehn
standen waren, Halle a. S. 1905, der theologischen
Jena in Dankbarkeit gewidmet, auf sein Kranken
Die Sammlung enthält 12 Nummern, davon 10 in u
demie vorgetragen worden sind, ist uns also ein we
innerungszeichen an den nun entschlafenen Mitarbeite
kämpfer. Seine wahrhaft patriotische Gesinnung, s
Schwungkraft, seine christliche Weltanschauung, sein
κατὰ Χριστόν und *εἰς Χριστόν* — tritt dem Leser da
vor die Augen. Es mag nicht alles darin vor der
stehen und sich dauernde Geltung erringen, aber der
Höchsten und Besten zustrebende Sinn des Verfassers
Anerkennung finden. In unserer Mitte aber hat er
sein rastloses Wirken und Schaffen, durch seine opfer
gabe an den Dienst der Wissenschaft bis an den Tod,
des Denkmal gesetzt; solange die Akademie bestehen
der Name Heinzelmann unvergessen bleiben.

Inhalt.

Druck von Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.

In demselben Verlage sind erschienen:

Jahrbücher der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge.

Heft I. (1860.) Preis statt 2 ℳ. nur 1 ℳ.
Heft II. (1861.) Preis statt 3 ℳ. nur 1,50 ℳ.
Heft III. (1863.) Preis statt 4,50 ℳ. nur 2,25 ℳ.
Heft IV. (1866.) Preis statt 4,50 ℳ. nur 2,25 ℳ.
Heft V. (1866.) Preis statt 5 ℳ. nur 2,50 ℳ.
Heft VI. (1870.) Preis statt 5 ℳ. nur 2,50 ℳ.
Heft VII. (1873.) Preis statt 3,60 ℳ. nur 1,80 ℳ.
Heft VIII. (1877.) Preis statt 3,60 ℳ. nur 1,80 ℳ.
Heft IX. (1877.) Preis statt 3,60 ℳ. nur 1,80 ℳ.
Heft X. (1880.) Preis statt 3 ℳ. nur 1,50 ℳ.
Heft XI. (1882.) Preis statt 2 ℳ. nur 1 ℳ.
Heft XII. (1884.) Preis statt 6 ℳ. nur 3 ℳ.
Heft XIII. (1885.) Preis statt 3 ℳ. nur 1,50 ℳ.
Heft XIV. (1886.) Preis statt 3 ℳ. nur 1,50 ℳ.
Heft XV. (1886.) Preis statt 3 ℳ. nur 1,50 ℳ.
Heft XVI. (1890.) Preis statt 1,50 ℳ. nur 0,75 ℳ.
Heft XVII. (1892.) Preis statt 2 ℳ. nur 1 ℳ.
Heft XVIII. (1892.) Preis statt 4,50 ℳ. nur 2,25 ℳ.
Heft XIX. (1893.) Preis statt 5 ℳ. nur 2,50 ℳ.
Heft XX. (1894.) Preis statt 5 ℳ. nur 2,50 ℳ.
Heft XXI. (1895.) Preis statt 2 ℳ. nur 1 ℳ.
Heft XXII. (1896.) Preis statt 4,50 ℳ. nur 2,25 ℳ.
Heft XXIII. (1897.) Preis statt 2 ℳ. nur 1 ℳ.
Heft XXIV. (1898.) Preis 5 ℳ.
Heft XXV. (1899.) Preis 3 ℳ.
Heft XXVI. (1900.) Preis 5 ℳ.

Jahrbücher der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge. Heft XXVII. (1901.) Preis 2 ℳ.

Inhalt: Gekrönte Preisarbeit von Stadtschulrat Dr. G. Kerschensteiner: „Wie ist unsere männliche Jugend von der Entlassung aus der Volksschule bis zum Eintritt in den Heeresdienst am zweckmässigsten für die bürgerliche Gesellschaft zu erziehen?" — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie für das Jahr 1900/1901. Geschäftliche Mitteilungen. Sitzungsberichte. Nekrolog des Professors Dr. Alfred Breysig vom Universitätsprofessor Dr. Kurt Breysig. Statistische Mitteilungen.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXVIII. (1902.) Preis 2 ℳ.

Inhalt: Gymnasialdirektor Dr. Thiele: Die Schicksale der Erfurter Akademie nützlicher (gemeinnütziger) Wissenschaften nach der ersten Besitznahme Erfurts durch Preussen (1802-3). — Gymnasialdirektor Schulrat Dr. Funck: Das römische Afrika. — Pastor Oergel: Der nationale Gedanke im deutschen Humanismus. — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie für das Jahr 1901/2. Geschäftliche Mitteilungen. Sitzungsberichte. Statistische Mitteilungen.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXIX. (1903.) Preis 4,50 ℳ.

Inhalt: Professor Dr. Heinzelmann: Gedenkrede auf den verewigten Prinzen Georg von Preussen, den langjährigen Präsidenten der Königlichen Akademie. — Gymnasialdirektor Dr. Thiele: Archäologische Wünsche eines altklassischen Philologen. — Geheimer Sanitätsrat Dr. Köster: Über die Persönlichkeit des Horaz in seinen Oden. — Friedrich Treitschke: Der Föhn der Alpen und der deutschen Mittelgebirge. — Stiftssuperintendent Professor Bithorn: Blicke in Bismarcks Seelenleben. — Dr. med. Hans Axmann: Die Giftwirkung des Wassers, eine hygienische Studie. — Schlosspfarrer Lic. Dr. Schwarzlose: Die geistlichen Schauspiele der Vergangenheit. — Dr. jur. et phil. Stephan Kekule von Stradonitz: Die Ahnen des Prinzen Georg von Preussen, eine genealogische Studie. — Professor Dr. Heinzelmann: Über den ethischen Beruf der Kunst. — Gymnasialdirektor Dr. Thiele: Philologische und archäologische Studien. — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie für das Jahr 1902/3. Geschäftliche Mitteilungen. Sitzungsberichte. Nekrolog des am 10. Januar 1903 verstorbenen Senatsmitgliedes und Rendanten der Akademie Dr. Ernst Biltz. Preisaufgabe der Akademie für das Jahr 1903. Statistische Mitteilungen.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXX. (1904.) (Festschrift zur Feier des 150jährigen Bestehens der Königl. Akademie.) Preis 10 ℳ.

Inhalt: Gymnasialdirektor Dr. Rich. Thiele: Die Gründung der Akademie nützlicher (gemeinnütziger) Wissenschaften zu Erfurt und die Schicksale derselben bis zu ihrer Wiederbelebung durch Dalberg (1754–1776). Mit urkundlichen Beilagen. — Pastor D. Oergel: Die Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt von ihrer Wiederbelebung durch Dalberg bis zu ihrer endgültigen Anerkennung durch die Krone Preussen (1776–1816). — Professor Dr. Wilh. Heinzelmann: Beiträge zur Geschichte und Statistik der Erfurter Akademie im neunzehnten Jahrhundert. — Sanitätsrat Dr. Rich. Loth: Das Medizinalwesen, der ärztliche Stand und die medizinische Fakultät bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts in Erfurt. — Gymnasialprofessor a. D. Dr. Alb. Lüttge: Die Lebensarbeit eines Hohenzollern im Osten Europas. — Geschichts- und Porträtmaler Eduard von Hagen: Die Transfiguration von Raffael. Ein Deutungsversuch. — Dr. A. Baumeister, Kaiserl. Ministerialrat a. D. in München: Ein Vorschlag zur Neugestaltung des Geschichtsunterrichts in der obersten Klasse unserer höheren Schulen. — Lic. theol. Otto Albrecht, Pastor in Naumburg a. S.: Luthers Kleiner Katechismus nach der Wittenberger Ausgabe vom Jahre 1540 zum ersten Male herausgegeben. — K. K. Schulrat Prof. Dr. Val. Hintner: Beiträge zur tirolischen Namenforschung. — Prof. Dr. Herm. Althof: Gerald und Erchambald. Eine Untersuchung über ein Problem in der Waltharinsforschung.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXXI. (1905.) Preis 2 ℳ.

Inhalt: Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie für die Jahre 1903/1905. Geschäftliche Mitteilungen. Bericht über die Feier des 150jährigen Jubiläums der Akademie. Statistische Mitteilungen. — Rektor Irgang in Merseburg: Die Notwendigkeit von Fortbildungsschulen für die aus der Volksschule entlassenen jungen Mädchen, die Organisation und der Lehrplan solcher Schulen (Gekrönte Preisarbeit).

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.

Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XXXIII.

ERFURT, 1907.
Verlag von Carl Villaret.
(Inhaber Arthur Frahm.)

Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XXXIII.

ERFURT, 1907.
Verlag von Carl Villaret.
(Inhaber Arthur Frahm.)

Inhalt.

Gedenkrede

auf den verewigten

Vizepräsidenten der Königlichen Akademie
gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

Kgl. Gymnasialdirektor Dr. Richard Thiele,

gehalten am Mittwoch, den 18. September 1907
in der ordentlichen Sitzung der Akademie

von

Prof. Dr. Stange,
Sekretär der Akademie.

Am 17. September des vergangenen Jahres kamen wir zusammen, um in ernster Trauer das Andenken des vier Tage vorher zu seinen Vätern heimgegangenen erlauchten Präsidenten unserer Akademie, Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Albrecht von Preußen, zu ehren, der nur wenige Jahre an der Spitze unserer Gesellschaft stand, aber in dieser kurzen Zeit stets die wärmste Teilnahme für alle unsere wissenschaftlichen Bestrebungen bekundete. Am Karfreitag dieses Jahres, den 29. März, schied von uns der würdige, uns allen durch sein immer hilfsbereites, freundliches, bescheidenes Wesen liebgewordene, um die Wissenschaft hochverdiente Sekretär der Akademie, Herr Pastor em. D. theol. Georg Oergel, dessen Persönlichkeit und wissenschaftliches Wirken uns hier noch einmal am 24. April von berufener Seite vor Augen geführt wurde. Und zum 3. Male binnen Jahresfrist müssen wir uns heute zu einer ernsten Feier vereinigen. Sie gilt dem Andenken unseres am 11. August d. J. so jäh verschiedenen, nunmehr in Gott ruhenden Vizepräsidenten, des Herrn Gymnasialdirektors Dr. Richard Thiele. Eine reiche Ernte hat der Tod wahrlich gehalten. Es ist ein Jahr der Trauer, wie es unsere Akademie seit ihrem Bestehen noch nicht erlebt hat. Doch nicht klagen wollen wir in dieser Stunde. Seit Tacitus' Zeiten ist es die schöne Sitte deutscher Männer gewesen, ihrer Trauer Ausdruck zu geben in pietätvollem Gedenken an das, was ihnen ein Verstorbener gewesen ist.

Und in diesem Sinne lassen Sie diese ernste Stunde der pietätvollen Erinnerung an die Persönlichkeit und das Wirken des Heimgegangenen geweiht sein. Als ich am 15. April d. J. das Amt eines Sekretärs übernahm, der Schwere der meiner wartenden Bürde wohl bewußt durch den langjährigen näheren

Verkehr mit meinen beiden Vorgängern, wurde ich ermutigt durch den von Herzen kommenden Zuspruch unseres Vizepräsidenten, durch die liebenswürdige Freundlichkeit, mit der er mir seine reiche Erfahrung zur Verfügung stellte. Eine weite Aussicht eröffnete sich mir in eingehenden Zwiegesprächen über unser gemeinsames Arbeiten zur Verwirklichung der idealen Ziele unserer gelehrten Körperschaft. Nur ein Vierteljahr sollte ich mich seiner Unterstützung erfreuen. Da rief ihn Gott fast noch auf der Höhe des Lebens, mitten im rüstigsten Schaffen ab. Nie hätte ich gedacht, daß so bald schon mir die traurige Pflicht obliegen würde, ihm hier die Gedenkrede zu halten. Aber wenn es auch eine schmerzliche Aufgabe ist, so erfülle ich sie doch gern, da sie die Gelegenheit bietet, den Gefühlen dankbarer Verehrung, die uns für ihn erfüllen, Ausdruck zu geben.

Richard Friedrich Karl Theodor Thiele wurde geboren am 30. Dezember 1846 in Schwenda i. Harz (Kreis Sangerhausen) als Sohn des Pfarrers Dr. Karl Thiele, der 1855 als Oberpfarrer nach Heringen in der goldnen Aue versetzt wurde und dort am 14. März 1862 starb. Seine Kindheit verlebte er im Elternhause, in der herrlichsten Gebirgsgegend, und so prägte sich ihm von früh an jene Vorliebe für die Berge ein, die ihn so oft in unsern schönen Thüringerwald und in die Alpen reisen und dort Erholung von den Anstrengungen der Berufsarbeiten suchen ließ. Auch die ersten Schuljahre verlebte er in dieser Gegend, indem er das Gymnasium zu Nordhausen besuchte. Erst später ging er an die Lateinische Hauptschule der Franckeschen Stiftungen zu Halle a. S. über, wo er am 19. Februar 1866 ehrenvoll die Reifeprüfung bestand. Schon auf der Schule hatten ihn die deutsche und die klassischen Sprachen in besonderem Maße angezogen. Er bezog nun Ostern 1866 die Universität Leipzig, um klassische Philologie und deutsche Sprache und Literatur zu studieren, und ging Ostern 1868 nach Halle, um dort seine Studien fortzusetzen und zum ersten Abschluss zu bringen. Reich begabt, von der Schule mit einer tüchtigen Grundlage ausgerüstet, faßte er das Lebensziel, das er sich gesteckt hatte, fest ins Auge, betrieb seine Studien mit zähem und energischem Fleiße und konnte sie deshalb auch in kürzester Zeit vollenden. Am 15. November

1869 wurde er auf Grund der von ihm eingereichten Dissertation „Prolegomena ad Hymnum in Venerem Homericum“ zum Doctor der Philosophie promoviert, und am 30. Juli 1870 bestand er mit Auszeichnung das Examen pro facultate docendi. Es war eine unruhige Zeit. Am 19. Juli hatte Frankreich Preußen den Krieg erklärt. Viele gleichaltrige Studiengenossen Thieles zogen hinaus in den Kampf für das Vaterland und mußten ihre Studien auf lange Zeit unterbrechen. Ihm war es nicht vergönnt gewesen, des Königs Rock zu tragen, aber reichliche Arbeit bot sich ihm in der Heimat in der Vertretung eingezogener Kollegen. Schon seit Ostern 1870 war er an der Latina in Halle als Hilfslehrer beschäftigt gewesen. Von Michaelis dieses Jahres bis Michaelis 1871 leistete er an derselben Anstalt sein pädagogisches Probejahr ab. Den 1. Oktober 1871 wurde er sofort als ordentlicher Lehrer und Inspektor auf der Pensionsanstalt angestellt und wirkte in dieser Stellung bis Michaelis 1874. Die Lehrer der Latina nahmen den eifrigen Kollegen, den sie schon als strebsamen Schülef schätzen gelernt hatten, gern in ihre Mitte auf, und in regem, nicht bloß geselligem, sondern auch wissenschaftlichem Verkehr mit ihnen und mit seinen akademischen Lehrern verlebte er in Halle eine Reihe von Jahren, an die er stets gern zurückdachte. Die Erinnerung an sie erweckte in ihm auch den Wunsch, nach seiner Pensionierung den Rest seines Lebens in Halle zu verbringen. Nahm auch sein Beruf viel Zeit in Anspruch, so fand er doch immer Gelegenheit, sich mit den liebgewonnenen philologischen Studien zu beschäftigen. In der Gelehrtengeschichte fesselte ihn namentlich eine Persönlichkeit, mit der er viel Verwandtes hatte und deren Geistesentwicklung und Werken er sein ganzes Leben hindurch sein größtes Interesse zuwandte: Gotthold Ephraim Lessing. Wie eindringend er sich in Halle mit diesem Geisteshelden beschäftigt hat, zeigt die in den Jahren 1875—76 in Gemeinschaft mit Fr. Schröter bearbeitete große Ausgabe von Lessings Hamburgischer Dramaturgie.

Michaelis 1874 begann für Thiele ein Wanderleben. Aus seiner thüringischen Heimat kam er nach dem Westen Deutschlands, von da nach dem äußersten Osten, um schließlich wieder nach Thüringen, das er in sein Herz geschlossen hatte, zurückzukehren.

Zunächst wirkte er 2 Jahre als ordentlicher Lehrer an dem Gymnasium in Wesel; alsdann war er 3 Jahre an dem Gymnasium in Bochum tätig, wo er auch von Ostern 1878 bis Ostern 1879 stellvertretend das Direktorat verwaltete; Michaelis 1879 aber, also im Alter von 33 Jahren, wurde er zum Direktor am Fürstlich Lippeschen Gymnasium Leopoldinum in Detmold ernannt. Ostern 1884 erhielt er die Leitung des Kgl. Gymnasiums in Ratibor, von wo er den 1. Juni 1892 an das Kgl. Gymnasium in Erfurt versetzt wurde.

In Erfurt wirkte Thiele noch volle fünfzehn Jahre. Was er als Leiter des Gymnasiums geschaffen hat, ist hier nicht meines Amtes zu schildern. Für seine Lehrer war er stets von größtem Wohlwollen erfüllt und suchte vor allem in ihnen die wissenschaftliche Tätigkeit wach zu erhalten. Er sorgte dafür, daß jedes Jahr dem Schulprogramm eine wissenschaftliche Arbeit beigegeben werden konnte. Der reiferen Jugend war er ein hervorragender Lehrer. Selbst voll Begeisterung für das klassische Altertum, war er bestrebt, in strenger Schulung des Geistes und doch in anregendster Weise seine Schüler zu wissenschaftlich tüchtigen Persönlichkeiten heranzubilden. Sein ausgedehntes Wissen befähigte ihn, den Lehrstoff auf das Vielseitigste und Anregendste auszugestalten. Vor allem besaß er einen köstlichen Schatz: die Liebe zu seinen Schülern, die Liebe, die auch im Schwachen die Pflanze sieht, die nach Wärme und Sonnenschein dürstet.

Und welche Arbeit hatte er in der Verwaltung zu leisten! Kaum hatte er 1892 sein neues Amt in Erfurt angetreten, da wurde der Neubau des Gymnasialgebäudes beschlossen, und ihm fiel die schwierige Arbeit zu, diesen Neubau mit zu leiten und die Schüler am 3. Juli 1896 in das neue Gebäude zu überführen. Während seiner Amtsführung nahm die Schülerzahl beständig zu, so daß schließlich alle Klassen von Sexta bis Prima in Doppelcoeten zerlegt werden mußten. Hervorragend war in der Bewältigung der Arbeiten, die die Leitung einer großen Anstalt mit sich brachte, die Sorgfalt und Genauigkeit, die liebevolle Hingabe, mit der er unscheinbare Dinge besorgte, und überall, auch da, wo ein anderer für ihn eintreten konnte, am liebsten zur Vermeidung jeden Zeitverlustes die nötigen Arbeiten selbst erledigte.

Es ist erstaunlich und bewundernswert, wie Thiele bei all dieser Arbeit noch Zeit fand für andere Interessen und für seine Familie. Größeren Gesellschaften, glänzenden Festen abhold, fand er sich gern in kleinerem Kreise mit Freunden zur Pflege heiterer Geselligkeit zusammen. Aber die liebste Erholung suchte er im Kreise der Seinen. Wie hing er an seinen Kindern! Nie traf man ihn ohne sie auf dem Spaziergange. Für sie lebte und strebte er. Sie glücklich zu machen, ihre Zukunft zu sichern, war schließlich doch das letzte Ziel all seines Schaffens.

Ließen ihm auch die Berufsgeschäfte wenig Zeit, so hielt er es doch für seine Pflicht als Staatsbürger und in seiner besonderen Berufsstellung, sich vom öffentlichen Leben nicht fernzuhalten, und er betätigte sich auf sozialem, kirchlichem und politischem Gebiete in hervorragendem Maße. Jahrelang war er in schwieriger Zeit Vorsitzender der größten Gesellschaft unserer Stadt. Ein gläubiger Christ und eifriger Besucher des Gottesdienstes, nahm er stets regen Anteil an den Beratungen der Kreissynode, der er als Mitglied angehörte. Auf politischem Gebiete aus innerster Überzeugung ein Vertreter der konservativen Anschauungen, war er ein eifriges Mitglied des Vorstandes des hiesigen Konservativen Vereins. Als echter Patriot wurde er nicht müde in Vorträgen und Schriften, die für die weitesten Kreise der Bevölkerung bestimmt waren, immer wieder auf die erhabene Gestalt Kaiser Wilhelms I. und die Rolle hinzuweisen, die Preußen in der Entwicklung Deutschlands zu seiner jetzigen Größe gespielt hat.

Man sollte meinen, daß die bisher erwähnte Berufstätigkeit und alle die Verpflichtungen, die die amtliche Stellung des Entschlafenen mit sich brachte, sein Leben vollständig ausfüllten. Schier unbegreiflich muß es einem da scheinen, wie er noch Zeit finden konnte zu streng wissenschaftlicher Arbeit. Und doch war ihm die Beschäftigung mit der Wissenschaft ein Bedürfnis, in dessen Befriedigung er keine Rücksichtnahme auf Gesundheit und andere Interessen kannte. Von den 43 im Druck erschienenen Arbeiten, die ich am Schlusse im Zusammenhang erwähnen werde, sind 10 in den Jahren 1872—1892 und die übrigen 33 in den 15 Jahren seines Aufenthaltes in Erfurt veröffentlicht worden. Eine wissenschaftliche Tätigkeit von ganz

außerordentlicher Ausdehnung, die sich hier in Erfurt
Größe entfaltete. Sein nie ermüdender Fleiß, ein
Schnelligkeit der Auffassung, staunenswerte Leichtigke
Wiedergabe seiner Gedanken, eine lebhafte Phantasie,
Gedächtnis und eine zähe Energie kamen ihm dabei
statten. Und daß er gerade in Erfurt literarisch so
war, lag vor allem daran, daß er hier unsere alteh
Akademie vorfand. Das war der Boden, den er brau
Vereinigung, die ihn anregte zu wissenschaftlichem
Hier war er in seinem Element. Am 1. Juni 1892
nach Erfurt. Schon fünf Tage später wurde er, da
guter Ruf als Gelehrter vorausging, Mitglied der A
am 10. Dezember desselben Jahres Mitglied des Sen
am 20. Oktober 1894 der Nachfolger des am 3. de
verstorbenen langjährigen, als Mensch und als Geleh
vorragenden Vizepräsidenten, des Oberregierungsrates
Freiherr von Tettau.

Direktor Thiele trat sein Amt an, als die Akade
in einem mächtigen Aufschwung befand. Es war
in der die Meinung, die sich schon hier und
daß sie nur eine ehrwürdige Reliquie aus den Z
Erfurter Universität sei, zu Schanden wurde. Übe
sich neues Leben. Ältere Mitglieder erfuhren die W
des erfrischenden Balsams echt wissenschaftlichen
Jüngere Talente wurden zur Mitarbeit herangezogen
Entfaltung ihrer Kräfte ermuntert. Das Sekretariat la
Händen unseres trefflichen, unvergeßlichen Professor
mann, der sich für dieses Amt wie kein zweiter eign
wissenschaftliche Leben der Akademie war geregelt u
nach allen Seiten anregend und befruchtend. Ma
glauben, daß unter diesen Umständen, bei der rastlos
keit des Sekretärs, die Stelle des Vizepräsidenten
genehmes Ehrenamt war, daß der Inhaber lediglich
präsentation seine Kräfte in den Dienst der Aka
stellen brauchte. Die Eingeweihten wissen, daß dem
war, daß Thiele die Pflichten seines Amtes mit einem
Feuereifer übernahm und sich der ihm erwiesenen E
besten Kräften würdig zu zeigen suchte. Lag auch
des wissenschaftlichen Lebens der Akademie, die Sorg

Vorträge in den ordentlichen und öffentlichen Sitzungen, für die Preisaufgaben, die Redaktion der Jahrbücher u. s. w., in guten Händen, für den Vizepräsidenten gab es in den nächsten Jahren doch auch reichlich zu tun. Es galt die für ein erfolgreiches wissenschaftliches Arbeiten unentbehrlichen finanziellen Grundlagen der Akademie zu sichern, es galt Vorbereitung zu treffen für einen würdigen Verlauf der im Jahre 1904 bevorstehenden 150jährigen Wiederkehr des Tages der Gründung der Körperschaft. Daß unser Jubiläum in einer so großartigen und glänzenden Weise gefeiert wurde, daß die Akademie in ihren Bestrebungen die Anerkennung der hohen Behörden gefunden hat und, durch die Munifizenz Seiner Exzellenz des Herrn Kultusministers von ihren materiellen Nöten befreit, sich ohne Sorgen der Pflege und Förderung der Wissenschaften widmen kann, daran hat unser Vizepräsident den wesentlichsten Anteil gehabt, und wir wollen ihm nicht vergessen, wie er gerade in dieser Beziehung alle seine Kräfte für das Wohl der Akademie einsetzte.

Seine aufopfernde Tätigkeit fand auch die gebührende Anerkennung. War ihm schon früher in seiner Eigenschaft als Gymnasialdirektor am 18. April 1881 das Fürstlich Lippesche Ehrenkreuz III. Klasse und am 3. Juli 1896 bei Gelegenheit der Einweihung des neuen Erfurter Gymnasialgebäudes der Rote Adlerorden IV. Klasse verliehen worden, so erhielt er als Vizepräsident der Akademie am 11. April 1900 von Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog von Sachsen das Ritterkreuz I. Klasse des Großherzoglich Sächsischen Hausordens der Wachsamkeit oder vom weißen Falken. Und aus Anlaß des Jubiläums ernannte ihn am 1. Juni 1904 Seine Majestät der Kaiser und König zum Ritter des Hohenzollernschen Hausordens unter Verleihung des Adlers des Ordens, und Seine Hoheit der Herzog von Meiningen verlieh ihm am 28. Juli 1904 das Ritterkreuz I. Klasse des Herzoglich Sächsisch Ernestinischen Hausordens. Innig freute er sich über die Anerkennung, die sein Wirken durch diese Auszeichnungen gefunden hatte. Aber auch die Akademie muß stolz darauf sein, galt das dem Vizepräsidenten gespendete Lob ja dem Streben aller Mitglieder.

Und er selbst war in erster Linie Mitglied der Körperschaft, d. h. ein Glied, das teilnahm an allen wissenschaftlichen

Bestrebungen. Nicht dekorative Spitze wollte er sein, nein, ein vorbildliches Mitglied. Diesem seinem Ziele ist er treu geblieben bis an sein Ende. Wie er sich in seinem Hauptberufe rühmen konnte, nie eine Unterrichtsstunde versäumt zu haben, so nahm er auch an sämtlichen Sitzungen der Akademie teil, es sei denn, daß ihn die allerdringendsten Umstände fernhielten. Alle in den Vorträgen behandelten Gegenstände erweckten von der einen oder andern Seite sein Interesse und ließen ihn sich in der anregendsten Weise an der folgenden Diskussion beteiligen. Und wie oft bot er uns aus dem reichen Schatze seines Wissens und aus den Studien, die ihn gerade beschäftigten, einen Abschnitt dar! Nie brauchte der Sekretär wegen Besetzung der Vortragstage in Verlegenheit zu sein. War ein Mitglied, vielleicht durch Krankheit, plötzlich verhindert einen angekündigten Vortrag zu halten, so konnte man stets auf den Vizepräsidenten rechnen, der hilfsbereit in die Lücke eintrat.

Auf welchen Gebieten bewegte sich nun sein wissenschaftliches Arbeiten, für das, wie wir gesehen haben, vornehmlich die letzten fünfzehn Jahre seines Lebens in Betracht kommen? Die Hauptrichtlinien gaben seine germanistischen und altphilologischen Universitätsstudien. Auf dem Gebiete der deutschen Literatur stand Lessing auch in Erfurt im Mittelpunkte seiner Studien. Zu der schon erwähnten großen kritischen Ausgabe der Hamburgischen Dramaturgie fügte er eine kleinere, handlichere Ausgabe für Schule und Haus und wies auf die Wichtigkeit der Theaterzettel der sogenannten Hamburgischen Entreprise, von denen er ein Exemplar in der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha fand, für Lessings Dramaturgie hin. Neben der Dramaturgie fesselte ihn besonders die Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet“, und reiches Material für eine geplante Schulausgabe dieser klassischen Schrift findet sich in seinen hinterlassenen Papieren. Ein anderes Mal zeigte er die hohe Bedeutung der Insel Island für das germanische Altertum. In der Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zu Erfurt im Jahre 1903 sprach er über die sprachliche Bedeutung unserer mitteldeutschen Urkunden und Handschriften, deren Wichtigkeit für die Klarlegung der Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache heute immer mehr anerkannt wird.

Auf dem Gebiete der klassischen Philologie gab er eine sehr hohe Anforderungen an Wissen und Können stellende Aufgabensammlung zum Übersetzen ins Lateinische heraus. Dann besorgte er für Unterrichtszwecke eine Auswahl aus Ciceros rhetorischen Schriften nebst einem Schülerkommentar und beschäftigte sich wiederholt eingehender mit dem Leben und dem Wirken des Sophokles und des Horaz. Mit Vorliebe wandte er sich später der Archæologie zu. Um die klassischen Stätten des Altertums und die Meisterwerke antiker Kunst mit eigenen Augen zu schauen, machte er in den Jahren, in denen das Reisen schon in unserem zivilisierten Mitteleuropa hohe Anforderungen an den Körper stellt, noch große Reisen nach Italien, Griechenland und selbst nach Kleinasien. Ihre wissenschaftlichen Ergebnisse sind in folgenden Werken enthalten: „Archæologische Wünsche eines altklassischen Philologen"; „Philologische und archæologische Studien"; „Reiseerinnerungen an Griechenland"; „Eine Vertretungsstunde in Oberprima", ein Schriftchen, in dem er das Grabmal der Hegeso in Athen, den Vatikanischen Augustus und den sogenannten Alexandersarkophag in Konstantinopel behandelt; und endlich „Das Forum Romanum mit besonderer Berücksichtigung der neuesten Ausgrabungen", ein Buch, das bald eine zweite Auflage erlebte und den Neuling in anschaulicher Weise in dem Wirrwarr der Ausgrabungen des Forums zurechtweist.

Die philologischen Studien traten im Laufe der Zeit immer mehr in den Hintergrund gegen die historischen. Denn Thiele lebte hier in Erfurt in einer Stadt, die von größtem Interesse in ihren lokalen Ereignissen und in ihren Beziehungen zu allen großen Epochen der deutschen Geschichte, wie wenige andere zum Studium der Geschichte geradezu zwingt. Seine Vorstudien für die Festschriften zur Einweihung des neuen Gymnasialgebäudes im Jahre 1896 und zur Jubelfeier unserer Akademie im Jahre 1904 führten ihn auf das Gebiet der heimatlichen Geschichtsforschung, auf dem er die schönsten Erfolge erzielen sollte. Die Klarlegung der Gründungsgeschichte des Gymnasiums im Jahre 1561 ließ ihn sich näher mit der Geschichte des 16. Jahrhunderts beschäftigen, d. h. mit der interessantesten Zeit der Geschichte Erfurts, die ihn in gleichem Maße fesselte wie jeden, der sich in ihren Bann begibt. Als reife Früchte

seiner Studien ergaben sich die Ausgaben von Konrad Stolles thüringisch-erfurtischer Chronik Memoriale und des Erphurdianus Antiquitatum Variloquus in den Publikationen der Historischen Kommission für die Provinz Sachsen und das Herzogtum Anhalt. Beide Werke, besonders das letztere, das dem Bearbeiter die größten Schwierigkeiten darbot, legen Seite für Seite Zeugnis ab von einem wahren Bienenfleiße und bieten in ihren gründlichen Anmerkungen dem Forscher einen reichen Stoff dar. Aus Stolles Chronik ergaben sich als Auszüge die volkstümlichen Schriftchen: „Bilder aus Erfurts Vergangenheit“ und „Bilder aus Thüringens Sage und Geschichte“; aus dem Variloquus die Studie über den Stadtsyndikus Dr. Berthold Bobenzahn, die in dem Jahrbuche dieses Jahres als letzter Beitrag des Verstorbenen zu den Arbeiten der Akademie abgedruckt ist.

Wir sehen, daß Thieles literarische Tätigkeit außerordentlich groß war, so groß, wie sie zu entfalten nur wenigen vergönnt ist, deren Zeit in gleicher Weise durch Berufsgeschäfte in Anspruch genommen ist. Sie gewährte ihm volle innere Befriedigung, verschaffte ihm äußere, höchst ehrende Anerkennung, aber legte auch den Keim zu seinem verhältnismäßig frühen Tode. Er hatte bis auf eine von Jugend auf ihm anhaftende Nervosität einen starken Körper, bezeichnete sich selbst oft als Russen, beachtete aber nicht, daß die geistige Anstrengung, die er sich täglich zumutete, seine Nerven immer mehr zerrüttete. Er konnte nicht rasten. Darin lag, wie er selbst sagte, seine Krankheit. Krankhaft war die Hast, mit der er, von Jahr zu Jahr schneller, von Arbeit zu Arbeit eilte. Kaum war der Druck eines Werkes begonnen, so dachte er schon wieder an ein anderes, und während der Durchsicht der Korrekturbogen entwarf er schon den Plan zu dem neuen Werke und verschaffte sich alle dazu nötigen Hilfsmittel. Alle Warnungen, alle Bitten, auf seine Gesundheit mehr Rücksicht zu nehmen, schlug er in den Wind. Als begeisterter Vertreter der klassischen Philologie hatte er zur Vertiefung seines Wissens Italien und Griechenland bereist. Sein sehnlichster Wunsch war, die Hauptorte des griechischen Festlandes und diejenigen Stätten des ägäischen Meeres, — in der Inselwelt und an der Küste Kleinasiens —, wo die Wiege der griechischen Kultur gestanden hatte, noch einmal in seinem Leben zu sehen. Im vorigen Jahre sollte

dieser Wunsch verwirklicht werden. Ich war einer seiner Begleiter. Wiederholt war Thiele vor Antritt der Reise in seinem Entschlusse wieder schwankend geworden, da Schwindelanfälle und häufiger eintretende Beklemmungen ihn zur Vorsicht mahnten. Nicht ohne bange Besorgnis traten wir die Reise an. Sie sollte uns über Konstantinopel nach der Westküste Kleinasiens von Troja bis zum Mäander und über die Inseln nach Griechenland führen. Durch unsern Beruf gezwungen, hatten wir nicht den Frühling oder Herbst als Reisezeit wählen können, sondern mußten den Juli ausnutzen. Heiß brannte die Sonne jeden Tag von dem ewig wolkenlosen Himmel, und die mangelhafte Kultur der Gegenden, die wir zu Pferde oder Wagen durchkreuzten, stellte an die Kräfte des im 60. Lebensjahre stehenden Mannes hohe Anforderungen. Seit jener Zeit fühlte Thiele sich zwar etwas freier, was seine Schwindelanfälle und seine Nervosität betraf. Aber das Herz, das wohl schon vorher nicht gesund gewesen war, begann ihm einige Wochen nach der Reise bedenklich zu schaffen zu machen. Doch über die körperlichen Schmerzen halfen ihm die Freude, den Hauptwunsch seines Lebens erfüllt zu sehen, und der geistige Gewinn hinweg, den er aus der Reise gezogen hatte. Zunächst hielt er in der Akademie einen öffentlichen Vortrag über „Die Akropolis von Athen auf Grund eigener Anschauung und nach dem neuesten Stande der Forschung geschildert". Es machte ihm Freude, einen Vortrag über dasselbe Thema in etwas abgeänderter Form in Roßleben zu halten. Ferner sprach er über „Deutsches Wesen in Kleinasien" in anziehendster Weise im hiesigen Gustav-Adolf-Verein, bei welcher Gelegenheit er seine warme Anteilnahme an der deutsch-evangelischen Sache im Orient an den Tag legte. Schließlich beschrieb er die Reise von Smyrna nach Didyma, die unter dem Titel „Im jonischen Kleinasien" in einem Hefte der Gymnasialbibliothek dieser Tage erscheinen wird.

Vor Beginn der diesjährigen Sommerferien nahmen die Herzbeklemmungen zu. Häufiges Nasenbluten beunruhigte ihn und flößte ihm selbst Todesahnungen ein. Zur Erholung ging er in seine geliebten Berge, nach Tirol. Hätte er doch nur die dort verbrachten Wochen lediglich der Erholung gewidmet! Doch die Korrektur seines letzten Werkes nahm ihn viel in Anspruch. Seines letzten in dem Sinne seines letzten voll-

endeten Werkes, denn schon sammelte er den Stoff zu einer Arbeit über die Heilanstalten des Asklepios, die antiken Naturheilanstalten. Am 10. August schickte er das Register an die Druckerei. Er teilte mir dies in einer Karte mit, die ich erst am Montag nach Empfang der Todesnachricht erhielt. Die Karte schloß: „Ich befinde mich, Gott sei Dank, recht wohl. Morgen geht es nach Innsbruck, übermorgen nach München; Deo juvante Freitag zu Hause.“ Ja, Freitag war er zu Hause, aber in einem anderen Sinne, in seiner ewigen Heimat. In Innsbruck war er Sonntag, den 11. August, mittags um 1/2 1 Uhr plötzlich einem Schlaganfall erlegen, und am Freitag begleiteten wir ihn nach seinem Wunsche in Heringen bei Nordhausen zur letzten Ruhestätte, auf einem idyllisch schönen ländlichen Friedhofe in der Nähe seiner geliebten Eltern.

So ist er denn plötzlich, wenn auch für die, die ihn näher kannten, nicht unerwartet, von uns gegangen aus einem inhaltsvollen, arbeitsreichen und von schönsten Erfolgen gekrönten Leben, mitten herausgerissen aus dem tätigsten Wirken. — Unsere Akademie verliert sehr viel an ihm; wie viel, das wird uns erst im Laufe der Jahre zum Bewußtsein kommen. Ein reicher Geist, eine lautere Seele von rührender Dankbarkeit, von liebenswürdigstem Wesen, von scharfem Urteil und rastlosem Fleiße in der wissenschaftlichen Arbeit, so steht er in unser aller Gedächtnis. Diese Eigenschaften machen sein Andenken unvergessen bei uns. Möge er uns vorbildlich bleiben, möge die Liebe zur Wissenschaft, die er gehegt hat, auch uns immerdar beseelen! Ave cara anima!

Verzeichnis der von Gymnasialdirektor Dr. Thiele durch den Druck veröffentlichten Abhandlungen.

1. Prolegomena ad Hymnum in Venerem Homericum. 1872.
2. Der codex Mosquensis der Homerischen Hymnen. 1874 (Philologus XXXIII).
3. Lessings Hamburgische Dramaturgie. Für die oberste Klasse höherer Lehranstalten und den weiteren Kreis der Gebildeten erläutert von Fr. Schröter und R. Thiele. 1878.
4. Festrede am 22. März 1877.
5. Die deutsche Frau im Mittelalter. Eine kulturhistorische Skizze. Bochum 1878.

6. Thomas Abbts Anteil an den Briefen die neueste Literatur betreffend (in den Beiträgen zur deutschen Philologie). 1879.
7. Eva Lessing, ein Lebensbild. 1. Teil. 1881.
8. Gedächtnisrede auf Kaiser Friedrich III. 1888.
9. Vorlagen zum Übersetzen ins Lateinische für die Prima des Gymnasiums. 1891.
10. Zur Gestaltung der lateinischen Lektüre im Gymnasium. (Neue Jahrb. f. Philol. u. Päd.) 1891.
11. Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische für angehende Studierende der klassischen Philologie. 1892.
12. Die Insel Island und ihre Bedeutung für das germanische Altertum (Jahrb. d. Akad. 20). 1894.
13. Was hat Preußen für Deutschland getan? 1894. 2. Aufl. 1895.
14. Sophokles und sein Philoktet. (Jahrb. d. Akad. 20). 1894.
15. Lessings Hamburgische Dramaturgie. Ausgabe für Schule und Haus von Fr. Schröter und R. Thiele. Halle 1895.
16. Die Theaterzettel der sogenannten Hamburgischen Entreprise (1767—1769). Beiträge zur deutschen Literatur- und Theatergeschichte. 1. Die Wichtigkeit der Theaterzettel für Lessings Hamburgische Dramaturgie. 1895.
17. Ein Brief von Eva Lessing (Jahrb. d. Akad. 22). 1896.
18. Aus eines Dichters Werkstatt. Ein Beitrag zur Charakteristik von Ferdinand Freiligrath. Ebenda.
19. Zur ältesten Geschichte von Schulpforta. Drei Briefe des Johannes Rivius aus den Jahren 1543 und 1544. (Mitteilungen d. Ges. f. deutsche Erziehung u. Schulgeschichte IV). 1896.
20. Die Gründung des evangelischen Ratsgymnasiums zu Erfurt (1561) und die ersten Schicksale desselben. 1896.
21. Neun Briefe von Matthaeus Dresser. Ein Beitrag zur Schul- und Gelehrtengeschichte im 16. Jahrhundert. 1897.
22. Michelangelos Moses, ein Deutungsversuch. (Jahrb. d. Akad. 24). 1900.
23. Kaiser Wilhelm der Große, ein Lebensbild. 1900.
24. Horaz und sein Säculargedicht, ein Beitrag zur Geschichte der hellenischen Dichtweise in Rom. (Jahrb. d. Akad. 26). 1900.
25. Memoriale, thüringisch-erfurtische Chronik, von Konrad Stolle. Bearbeitet von R. Thiele. 1900.
26. Deutschlands Weltmachtstellung im Mittelalter. 1901.
27. Bilder aus Erfurts Vergangenheit. Nach Konrad Stolles Chronik. 1901.
28. Die Schicksale der Erfurter Akademie nützlicher (gemeinnütziger) Wissenschaften nach der 1. Besitznahme Erfurts durch Preußen

(1802—1803). Ein Erinnerungsblatt im Säcularjahr. (Jahrb. d. Akad. 28 und Programm des Kgl. Gymnasiums). 1902.

29. Bilder aus Thüringens Sage und Geschichte. Nach Konrad Stolles Chronik. 1902.
30. Papst Sixtus IV. und der Konzilsversuch des Erzbischofs Andreas von Granea (in Deutsch-evangel. Blätter). 1902.
31. Archäologische Wünsche eines altklassischen Philologen. (Jahrb. d. Akad. 29.) 1903.
32. Philologische und archäologische Studien. Ebenda.
33. Die sprachliche Bedeutung unserer mitteldeutschen Urkunden und Handschriften (im Protokolle der Generalversammlung des Gesamtvereins der Geschichts- und Altertumsvereine zu Erfurt 1903). 1904.
34. Reiseerinnerungen an Griechenland. 1903.
35. Auswahl aus Ciceros rhetorischen Schriften. 1904.
36. Die Gründung der Akademie nützlicher (gemeinnütziger) Wissenschaften zu Erfurt und die Schicksale derselben bis zu ihrer Wiederbelebung durch Dalberg (1754—1776). (Jahrb. d. Akad. 30). 1904.
37. Eine Vertretungsstunde in Oberprima (in Lehrproben und Lehrgänge 80). 1904.
38. Das Forum Romanum mit besonderer Berücksichtigung der neuesten Ausgrabungen. (Programm des Königl. Gymnasiums). 1904. 2. Auflage 1906.
39. Über die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft der Akademie. (Jahrb. d. Akad. 31.) 1905.
40. Schülerkommentar zur Auswahl aus Ciceros rhetorischen Schriften. 1905.
41. Erphurdianus antiquitatum Variloquus incerti auctoris. Bearbeitet von R. Thiele. Halle 1906.
42. Der Erfurter Stadtsyndikus Dr. Berthold Bobenzahn und sein Ende. Ein Beitrag zur inneren deutschen Geschichte am Anfange des 16. Jahrhunderts. (Jahrb. d. Akad. 33.) 1907.
43. Im Jonischen Kleinasien (Gymnasialbibliothek, herausgeg. von H. Hoffmann, Heft 45). 1907.

Außerdem viele Rezensionen und kleinere Abhandlungen in germanistischen, altphilologischen und paedagogischen Zeitschriften.

A. Jahresbericht der Akademie

für das Jahr 1906/1907

erstattet vom Sekretär der Akademie **Prof. Dr. Stange.**

I. Geschäftliche Mitteilungen.

Wie in dem letzten Jahrbuche, muß auch diesmal wieder zunächst von Veränderungen einschneidender Natur in dem Personalstande der Akademie berichtet werden.

Vor einem Jahre hatte die Akademie den Verlust ihres hochverehrten Präsidenten, Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Albrecht von Preußen, zu beklagen. Zu unserer Freude konnten wir noch im Winterhalbjahre allen Mitgliedern mitteilen, daß sein ältester Sohn, Seine Königliche Hoheit Prinz Friedrich Heinrich von Preußen, die Gnade gehabt hat durch ein huldvolles Schreiben vom 7. Februar d. J. das Präsidium unserer Akademie zu übernehmen. Sie wird durch ernste wissenschaftliche Arbeit dieses Huldbeweises stets würdig zu sein sich zur vornehmsten Pflicht machen.

Dagegen erlitt die Akademie schwere Verluste durch den Tod ihres Sekretärs und ihres Vizepräsidenten.

Am 29. März, am Karfreitage, verschied nach längerem Leiden Herr Pastor D. Georg Oergel, der nicht ganz zwei Jahre das Sekretariat verwaltete, aber in diesem kurzen Zeitraume sein Amt so geführt hatte, daß wir nur mit dem schmerzlichsten Bedauern ihm das Geleite zur letzten Ruhestätte gaben. Seine Verdienste sind in diesem Jahrbuche in hervorragender Weise gewürdigt. Hier sei nur noch erwähnt, wie der Senat

in dem Nachrufe vom 30. März seiner Persönlichkeit gerecht zu werden versuchte: „Ausgerüstet mit den reichsten Geistesgaben, ein edler Mensch und langjähriger treuer Seelsorger, hat er in nie müder wissenschaftlicher Arbeit der kirchengeschichtlichen Forschung, besonders mit Bezug auf Luthers Leben, die ersprießlichsten Dienste geleistet, ferner auch sich um die Erforschung der Gelehrtengeschichte Deutschlands seit der Reformation und vornehmlich um die innere und äußere Geschichte der ehemaligen Universität Erfurt, in eingehendster Weise um die Geschichte unserer Akademie und überhaupt um die Geschichte Erfurts die hervorragendsten Verdienste erworben." An Oergels Stelle wurde in der am 15. April stattfindenden Senatssitzung der Verfasser dieses Berichtes zum Sekretär erwählt.

Einen weiteren schweren Verlust erlitt die Akademie durch das am 11. August in Innsbruck plötzlich erfolgte Ableben ihres langjährigen Vizepräsidenten, des Herrn Gymnasialdirektors Dr. Richard Thiele. Wenn uns auch die Nachricht nicht unerwartet kam, da der Verstorbene sich in der letzten Zeit krank fühlte, so hat sie uns doch nicht weniger schmerzlich berührt. Sein Tod hat eine nur schwer zu ersetzende Lücke in die Reihe unserer Mitglieder gerissen. Die Beisetzung der Leiche fand dem Wunsche des Heimgegangenen gemäß am 16. August in Heringen bei Nordhausen statt, wo sein Vater als Oberpfarrer gewirkt hatte und wo seine beiden Eltern zur Ruhe gebettet waren.

Von den Ehrenmitgliedern sind verstorben:

Seine Königliche Hoheit der Großherzog Friedrich von Baden (28. September 1907).

Seine Exzellenz der Staatsminister Herr Dr. jur. von Bötticher, Oberpräsident a. D. der Provinz Sachsen, Domherr zu Naumburg a. S. (3. März 1907).

Seine Exzellenz der Wirkliche Geheime Rat Herr Dr. Kuno Fischer, o. Universitätsprofessor in Heidelberg (5. Juli 1907).

Herr Geheimer Kirchenrat D. Dr. Adolf Hilgenfeld, o. Universitätsprofessor in Jena (12. Januar 1907).

Herr Graf von Wintzingerode, Landeshauptmann der Provinz Sachsen a. D., auf Schloß Bodenstein bei Wintzingerode (18. Juli 1907).

Von auswärtigen Mitgliedern sind uns durch den Tod entrissen die Herren:

Geheimer Oberregierungsrat Kammerherr Graf von Bernstorff in Berlin (21. April 1907).

Geheimer Regierungsrat Dr. Alfred Kirchhoff, o. Universitätsprofessor a. D. zu Mockau bei Leipzig (10. Februar 1907).

Geheimer Regierungsrat Dr. Oskar Schade, o. Universitätsprofessor in Königsberg i. Pr. (30. Dezember 1906).

Allen diesen Herren, die rege Mitglieder der Akademie gewesen sind und ihre Bestrebungen eifrigst, zum Teil in hervorragender Weise unterstützt haben, bewahren wir ein dankbares Angedenken.

Insbesondere drängt es uns des schmerzlichen Verlustes zu gedenken, den die Akademie durch den Heimgang Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs Friedrich von Baden erlitten hat. Seit 1902 unser Ehrenmitglied, bezeugte Seine Königliche Hoheit für unsere Arbeiten stets das wärmste Interesse. Seine Teilnahme an den Aufgaben der Akademie gab er auch dadurch kund, daß er ihrer Bibliothek in gnädigster Weise sämtliche Publikationen der Badischen Historischen Kommission schenkte. Die Akademie wird des Heimgegangenen stets in treuester Dankbarkeit gedenken.

Zu ordentlichen Mitgliedern wurden neu ernannt:

Herr Professor Gotthold Deile, Oberlehrer am Kgl. Realgymnasium in Erfurt (18. September 1907).

Herr Stadtbaurat Paul Peters in Erfurt (2. Juni 1907).

Zu auswärtigen Mitgliedern wurden folgende Herren ernannt:

Dr. Alexander Cartellieri, o. Universitätsprofessor in Jena (18. September 1907).

Lic. Dr. Otto Clemen, Gymnasialoberlehrer in Zwickau i. S. (23. November 1906).

Dr. Gustav Körte, o. Professor der Archæologie an der Universität Göttingen (23. November 1906).

Dr. Kunz von Brunn, gen. von Kauffungen, Stadtarchivar in Mühlhausen i. Thür. (23. November 1906).

Dr. Paul Weber, Universitätsprofessor in Jena (18. September 1907).

Professor Dr. Theodor Wiegand, Abteilungsdirektor der Kgl. Museen in Berlin, z. Z. in Konstantinopel (23. November 1906).

Die Sitzungen wurden in herkömmlicher Weise abgehalten. Es fanden während des verflossenen Jahres 15 Sitzungen statt, 3 Senatssitzungen, 6 ordentliche und 6 öffentliche Sitzungen. Den Herren, die uns in liebenswürdigster Weise durch Übernahme der öffentlichen Vorträge unterstützt haben, sei auch an dieser Stelle für ihr gemeinnütziges Wirken der wärmste Dank ausgesprochen.

Als Preisaufgabe war Ende Januar 1906 das Thema gestellt worden: „Der sächsische Bruderkrieg". Als Endtermin für Einlieferung der Arbeiten war der 1. April 1907 festgesetzt worden. Trotzdem wir hoffen durften, daß ein lebhafter Wettbewerb stattfinden würde, ist keine Bearbeitung eingelaufen. Es muß angenommen werden, daß die gesetzte Frist (ein Jahr) zu kurz war, und deshalb hat der Senat beschlossen, dieselbe Preisaufgabe noch einmal auszuschreiben, und als Endtermin den 1. Januar 1909 festgesetzt. Zugleich wurde der ausgesetzte Preis von 500 auf 800 Mk. erhöht.

Am 18. Dezember 1906 feierte das Ehrenmitglied der Akademie Herr k. k. Sektionschef i. R. Professor Dr. Theodor Ritter von Sickel seinen 80. Geburtstag. Die höchsten Ehrungen wurden dem berühmten Historiker aus allen Teilen der Welt dargebracht. Die Akademie rechnet es sich zur Ehre an, daß auch sie ihre herzliche Freude über dieses seltene Fest durch Übersendung einer Adresse bezeugen durfte.

Auch in diesem Jahre fand im Juli eine Sitzung der Kommission für die Herstellung einer prähistorischen Fundkarte Thüringens statt, an der als Vertreter der Akademie unser verstorbener Vizepräsident teilnahm.

II. Sitzungsberichte.

In der ersten öffentlichen Sitzung am 24. Oktober 1906 hielt Herr Geheimer Regierungsrat Professor D. Dr. Fries, Direktor der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S., Vortrag über „Friedrich Gedike ein altpreußischer Schulmann". Der Vortrag ist in diesem Jahrbuche abgedruckt.

In der zweiten öffentlichen Sitzung am 31. Oktober hielt der Vizepräsident Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele über „Die Akropolis von Athen auf Grund eigener Anschauung und nach dem neuesten Stande der Forschung geschildert" einen Vortrag, der durch eine große Zahl von Lichtbildern veranschaulicht wurde.

Nachdem er eine kurze Schilderung der geographischen Verhältnisse gegeben und gezeigt hatte, wie sich aus der Ebene von Attika einzelne Hügel, Reste eines ursprünglich zusammenhängenden Höhenzuges, erhoben, — eine Bodengestaltung, die sich merkwürdigerweise bei unserm Erfurt wiederholt — ging er dann auf den Hügel, der den Namen Akropolis führt und schon in altersgrauer Zeit besiedelt worden ist, näher ein. In einer gedrängten Übersicht führte er dem Zuhörer zunächst die Geschichte vor, die die Akropolis im Laufe der Jahrtausende erfahren hat. In prähistorischer Zeit eine Wallburg, wurde sie von den Urbewohnern, den Pelasgern, zur Königsburg erhoben und mit dem riesigen Mauerwerk befestigt, dessen Reste wir noch heute bewundern. Hier wohnte neben dem Könige oder Gaufürsten das Volk, zugleich thronte hier im Herrscherhause die Stammesgöttin Athene. Die geschichtliche Zeit beginnt mit der Einwanderung der Jonier. Jetzt entsteht durch Ansiedelung am Fuß der Akropolis die Stadt Athen, die von der Göttin den Namen führt. Nach Abschaffung des Königtums wird die Akropolis ein der Göttin Athene geweihter heiliger Bezirk, der im Laufe der Jahrhunderte und dank der sich entwickelnden und von Stufe zu Stufe steigenden hellenischen Kunst mit den herrlichsten Bau- und Kunstdenkmälern geziert worden ist. Der Höhepunkt dieser Kunstschöpfungen fällt in die Zeit nach den Perserkriegen unter Themistokles, Kimon und Perikles, durch deren patriotische Fürsorge die Burg jene architektonischen und

plastischen Kunstwerke erhielt, die Athen zur schönsten Stadt der antiken Welt machten. Den Glanz der Akropolis in jener klassischen Zeit, wo ein Phidias seine Meisterwerke schuf, zeigte neben vielen anderen Bildern die vorgeführte Rekonstruktion von Durms Hand. Mit dem Ausgang des Peloponesischen Krieges trat der Niedergang ein, Athen verlor zugleich mit seinem Ansehen seinen Glanz, und auch die Pracht seiner Burg erblich. Auch diese lange an tragischen Ereignissen reiche Periode des Niedergangs wurde in ihren Hauptzügen geschildert. Zur Zeit der hellenischen Wirren und in den ersten Jahrhunderten der Römerherrschaft erfreute sich Athen zwar noch der Gunst und des Schutzes von oben. Aber seit dem 3. und 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung war die Stadt und ihre Burg einer Reihe von Plünderungen und Zerstörungen ausgesetzt. Die Einfälle nordischer Völkerschaften, die Mißregierung der Byzantinischen Kaiser, die langwierigen und blutigen Türkenkriege, endlich die 400jährige Türkenherrschaft, — alle diese Schicksale haben neben Naturereignissen (1645 zerstörte der Blitz die zu einem Pulvermagazin benutzten Propyläen) den Raub und die Zerstörung der Kunstwerke der Akropolis herbeigeführt. Erst seit infolge des griechischen Unabhängigkeitskrieges im Jahre 1835 Athen die Hauptstadt des neuen griechischen Königreichs geworden, ist dem Verderben Einhalt geboten worden, und man hat sich bemüht, das noch Vorhandene zu retten. Die Akropolis enthält zwar nur Ruinen, aber Ruinen von einer großartig einzigen Schönheit, wenn diese Marmorpracht von der feurigen Sonne des Südens bestrahlt wird. — Auf diesen historischen Teil folgte nun eine Schilderung der Einzelheiten. Redner führte den Zuhörer zur Akropolis hinauf und zeigte ihm, unterstützt von den bildlichen Darstellungen, die einzelnen erhaltenen oder wieder aufgefundenen oder wenigstens in effigie rekonstruierten Prachtstücke, so den Tempel der Athene Nike, die Propyläen, den Prozessionsweg mit seinen Altären und Weihgeschenken, die Kolossalstatue der Athene Promachos, das Erechtheion, vor allem das eigentliche Wahrzeichen Athens, den selbst in seinen Ruinen noch wunderbar schönen Parthenon, den Haupttempel der Pallas Athene.

In der dritten öffentlichen Sitzung am 14. November hielt Herr Oberbibliothekar Professor Dr. Ehwald aus Gotha einen

Vortrag über „Aldhelm von Malmesbury“, der in diesem Jahrbuche abgedruckt ist.

In der vierten öffentlichen Sitzung am 28. November hielt Herr Professor Dr. Schneider Vortrag über „Das Inkareich und seine Einrichtungen“. Der Vortrag ist in diesem Jahrbuche abgedruckt.

In der fünften öffentlichen Sitzung am 12. Dezember hielt Herr Universitätsprofessor D. Dr. Baentsch aus Jena Vortrag über das Thema: „Aus der Werdezeit der Religion Israels“. Der interessante und mit lebhaftem Beifalle aufgenommene Vortrag ist dann von dem Herrn Redner überarbeitet und unter dem Titel: „Monotheistische Strömungen im alten Orient und der Monotheismus Israels“ in diesem Jahrbuche abgedruckt worden.

In der öffentlichen Festversammlung am 26. Januar 1907 zur Vorfeier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs in der Aula des Kgl. Gymnasiums hielt Herr Verwaltungsgerichtsdirektor Jordan den Festvortrag, in dem er die verflossenen ersten 25 Jahre der sozialen Gesetzgebung behandelte.

In der ersten ordentlichen Sitzung am 27. Februar sprach Herr Justizrat Schröer über „Das jus puniendi des Staates“. Der Herr Vortragende erläuterte zunächst auf rechtsphilosophischem Wege den Begriff des jus puniendi im subjektiven und objektiven Sinne und zeigte dann an der Hand der Geschichte der Strafe und des Strafrechtes, wie die Strafgewalt erst mit dem Erstarken der Staatsidee zu Ausgang des Mittelalters Staatsregel geworden. Das heutige staatliche Strafrecht folgt aus dem Wesen des Staates selbst als des Behüters der Rechtsordnung. Es stellt sich aber nicht nur als ein Recht, sondern gleichermaßen auch als eine Pflicht des Staates dar, die er zum Schutze seiner Bürger und um seiner eigenen Existenz willen auszuüben hat. Die Grundlage und zwingende Voraussetzung des jus puniendi des Staates ist und bleibt die Gerechtigkeit. Eine kurze Betrachtung über die moderne Strafrechtspflege und Strafgesetzgebung schloß den Vortrag.

In der zweiten ordentlichen Sitzung am 13. März las Herr Gymnasialdirektor Dr. Thiele eine Abhandlung über: „Augustus und Horaz. Ein Beitrag zur Gründungsgeschichte des römischen Kaisertums.“

In der dritten ordentlichen Sitzung am 24. April hielt Herr Professor Dr. Krauth Vortrag über: „Die deutschen Flußnamen, deren Wortstamm mit dem Wort Wasser zusammenhängt."

Der Herr Vortragende knüpfte seine Ausführungen an eine Arbeit an, die er dem diesjährigen Osterprogramm des hiesigen Königl. Realgymnasiums beigegeben hat, betitelt: „Vorgeschichtliche Eigentümlichkeiten der mittelländischen Sprachen, erläutert am Stammbaum der Wörter: „Wasser" und „Fluß". Er hat darin eine kurze historische Übersicht gegeben über den jetzigen Stand der Flußnamenforschung und auseinandergesetzt, weshalb er von den herrschenden Ansichten abweicht. Während die übrigen Forscher darauf aus sind, die Flußnamen Deutschlands entweder aus der deutschen Sprache oder aus dem Keltischen oder aus dem Sanskrit zu erklären, ist Krauth der Ansicht, daß die meisten unserer Flußnamen keiner bestimmten indogermanischen Sprache zuzuweisen sind, sondern daß sie in ihren lautlichen Bestandteilen gemeinsames Sprachgut aller um das Mittelmeer herumwohnenden Völker enthalten. Die Entstehung dieser Namen reicht in die vorgeschichtliche Zeit hinein. So erklären sich die in geschichtlicher Zeit nicht mehr angängigen lautlichen Verschiedenheiten in den Urformen des Flußnamens Weser: Visurgis und Wisuraha (Wisara, Wisera, Wesera) in Mitteleuropa, Pisoraca (Pisuerga) in Spanien und Passarge in Ostpreußen. Es ist daher nicht erlaubt, Weser für ein ausschließlich deutsches Wort zu halten. Ebenso verkehrt ist es, die süddeutsche Isar(a) als sicher keltisch anzusehen. Denn neben den französischen Isère-Flüssen gibt es auch eine Iser in Böhmen, eine Usora in Bosnien, einen Ussuri in der Mongolei, ja selbst in Nord-Afrika kommt ein Küstenfluß Isser östlich von Algier vor. Auch das russische Osero „See" gehört hierher. Ferner wendete sich der Vortragende gegen das Streben der Flußnamenforscher, den Flußnamen eine bestimmte Bedeutung unterzulegen, sie also von Eigenschaftswörtern oder Tätigkeitswörtern abzuleiten. Bei dem Uralter der Flüsse selbst ist es viel leichter möglich, daß der Mensch seine Sprache mit Hilfe der Flußnamen weiter bildete und entwickelte als umgekehrt. Es ist z. B. unwahrscheinlich, daß der Mensch die Flußnamen Alle, Ehle, Ihle, Ohlau, Ill, Ollius (Oglio) gab, weil

diese Flüsse „eilen" — von den drei ersten, die in der Tiefebene fließen, würde das geradezu falsch sein! Vielmehr ist anzunehmen, daß der Mensch das Tätigkeitswort „eilen" bildete, um zu bezeichnen: „es so machen, wie die Flüsse Alle, Ehle, Ihle, Ohlau, Ill und Ollius."

Nach diesen einleitenden Bemerkungen suchte dann der Vortragende den Nachweis zu erbringen, daß das Dingwort „Wasser" in einer ganz beträchtlichen Anzahl unserer Flußnamen vollständig oder teilweise enthalten ist. Vollständig erhalten ist es z. B. in dem Flußnamen „Wetter" in der Wetterau; zu vergleichen ist das „Wetter", das „Unwetter", das „Gewitter", d. i. eine Ansammlung von „Wasser" führenden Wolken. In Süddeutschland begegnet der Flußname Pfätter, auch Federbach. Eine Nebenform ist „Vesser", ein Nebenfluß der Schleuse (zur Werra-Weser). Auch der Name Visur-gis = Wisur-aha (jetzt Weser) enthält in seinen beiden ersten Silben das Wort Wasser; denn die Endung gis (cus in Isar-cus Eisack), später durch aha ersetzt, bedeutet auch weiter nichts als „Bach", „Fluß", „Gischt". Visurgis heißt also „Wasser-Fluß". Wenn im Namen der Weser das dem niederdeutschen water entsprechende t nicht begegnet, so beweist das, daß dieser Flußname weit älter ist, als die Scheidung der deutschen Sprache in ihre beiden Dialekte. Man ist vielmehr berechtigt, das magyarische viz = Wasser zum Vergleich heranzuziehen, ferner den nordspanischen Flußnamen Pisor-aca, die ostpreußische Passar-ge, ferner das Vezère in Frankreich, die Masser (z. Schwarza) im Thüringerwalde, die Bzura in Polen, den Muzur in Armenien und den Bezor im Lande der alten Philister. Eine kürzere Form bietet die ostpreußische Pissa, ferner die Biese in der Altmark und die Mies in Böhmen, auch der gewöhnliche Ausdruck „pi . . ." für „das Wasser lassen" gehört hierher. — Diese Aufzählung von Flußnamen, deren Zusammenhang mit dem Worte „Wasser" deutlich hervortritt und in dem oben erwähnten Osterprogramm eingehender nachgewiesen wird, ist dem Vortragenden ein Beweis für die Freiheit des Vokalismus und in gewissen Grenzen auch des Consonantismus in den Flußnamen der Länder um das Mittelmeer herum; Eigentümlichkeiten, welche in geschichtlichen Zeiten der Sprachen nicht mehr in diesem Umfange beobachtet werden können. Der Vor-

ragende nennt sie daher „vorgeschichtliche Eigentümlichkeiten der mittelländischen Sprachen".

Um noch tiefer in den verwickellen Bau der Flußnamen einzudringen, stellt er dann folgende Beispiele untereinander:

Visurgis, Wisuraha (Weser)
Pisoraca (Spanien)
Passarge (Ostpreußen)
. Isarcus (Eisack)
Syrgis (Irgis zur Wolga) (Herodot)
Siroca (Ungarn)
Sarca (r. zur Etsch)
. . Sarce (Frankreich)
Sorge (zur Nogat)
Zorge (zur Helme) ?
Sorgue (zum Tarn)
. . . Irgis (öfter im unteren Wolgagebiet)
. . . Oraca (Orke zur Eder)
(Ohre zur Apfelstädt)
(Ohre zur Elbe)
. . . . Reca (i. Krain)
. . . . Rega (i. Pommern)
Ega (i. Spanien)
Ehe (i. Franken)
Oka (i. Rußland)
. . . . . Ohe (i. Bayern)
Akes (i. Alt-Persien, Herod.)
Acha (Ache, in Süddeutschland)

Ferner stellt er unter einander:

Vezère (2 Flüsse in Frankreich)
Isara (Isère)
. Isar
Iser
Sara (Rußland)
. . Sarus (Kleinasien)
Söhre (Harz)

. . . | +ara
Ahr (zur Lahn bei Dietz)
(l. zum Rhein)
Ar (zur Mosel
Era (zum Arno)
Or (zum Ural).

Wenn man in Betracht zieht, daß Personennamen gern und oft im Anfang verstümmelt werden (z. B. Matthias, Thies, Hias, Hies-el), ist man vielleicht geneigt, zu glauben, daß auch die kleineren Flußnamen aus größeren durch Verstümmlung im Anfang entstanden seien. Aber das geht nicht an. Denn überlieferte Beispiele solcher Verstümmelung sind ganz vereinzelt, z. B. Pathissus, Tissos, Tisia, Theis (z. Donau).

Vielmehr ist der Anfang der Flußnamen unantastbar, nur mit der Einschränkung, daß der erste Konsonant des Namens sein führender Hauptstamm ist, nicht der etwa beginnende Vokal; z. B. Isarcus und Sarca haben als führenden Hauptstamm das S.

Die beiden oben aufgestellten Namenreihen belehren uns ferner, daß die langen Flußnamen durch Aneinanderfügung von einkonsonantischen Stämmen entstanden sind, die, wie acha und ara, auch für sich allein Flußnamen sein können. So stellt sich der Flußname Pisoraca als eine Summe der Einzelstämme: apa (Abbe) + asa (Ise) + ara (Ahr) + aca (Ache) dar. Sie bedeuten alle ohne Ausnahme „Wasser“ oder „Fluß“, aber mit einer besonderen Nüance, auf die der Vortragende in einer späteren Arbeit näher eingehen wird.

In der vierten ordentlichen Sitzung am 15. Mai hielt Herr Professor Dr. Lüttge Vortrag über das Thema: „Der Humor bei Homer.“ Der Vortrag ist in diesem Jahrbuche abgedruckt.

In der fünften ordentlichen Sitzung am 19. Juni hielt Herr Dr. med. Reißner Vortrag über das Thema: „Über neuere physiologische Forschungen im Hochgebirge.“ In Ergänzung eines früher in der Akademie gehaltenen Vortrages „Über Ursachen und Wesen der Bergkrankheit“ berichtete der Herr Vortragende über neuere Untersuchungen, welche von den Berliner Professoren Zuntz, Löwy, Müller und Caspari im Schweizer Hochgebirge vorgenommen worden sind. Die An-

schauungen, zu welchen jene Forscher über die Physiologie des Menschen in den Hochalpen gelangt sind, wurden hierbei ausführlich erörtert.

In der sechsten ordentlichen Sitzung am 18. September hielt der Sekretär die Gedenkrede auf den am 11. August verstorbenen Vizepräsidenten der Akademie, Herrn Gymnasialdirektor Dr. Thiele.

III. Verzeichnis der Mitglieder der Akademie.[1]

Gesamtzahl: 205.

---

a. Präsidium.

Präsident der Akademie: Seine Königliche Hoheit Prinz Friedrich Heinrich von Preußen.

b. Ehrenmitglieder (21).

Seine Königliche Hoheit der Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen. 1901.

Seine Hoheit der Herzog Georg von Sachsen-Meiningen. 1902.

Seine Königliche Hoheit der Herzog Karl Eduard von Sachsen-Coburg und Gotha. 1905.

Seine Durchlaucht der Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg. 1902.

Seine Exzellenz der Staatsminister Herr D. Dr. von Studt. 1904.

Seine Exzellenz der Staatsminister Herr Freiherr von Rheinbaben, Chef des Finanzministeriums in Berlin. 1904.

Seine Exzellenz der Staatsminister Herr Dr. Freiherr Lucius von Ballhausen auf Kleinballhausen. 1891.

---

[1] Die den einzelnen Namen beigefügten Ziffern bedeuten das Jahr der Aufnahme.

Seine Exzellenz der Wirkliche Geheime Rat Herr Dr. Althoff, Direktor der 1. Abteilung für die Unterrichts- und Kunst - Angelegenheiten im Kultusministerium zu Berlin. 1904.

Herr Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat von Brauchitsch, Regierungspräsident a. D., auf Mittel-Gerlachsheim bei Marklissa in Schlesien. 1891.

„ Oberpräsident a. D. der Provinz Schleswig-Holstein von Dewitz in Schleswig. 1899.

„ Regierungspräsident von Fidler in Erfurt. 1904.

„ Geheimer Oberregierungsrat D. Dr. Wilh. Schrader, Kurator a. D. der vereinigten Friedrich-Universität Halle-Wittenberg in Halle a. S. 1894.

„ Geheimer Regierungs- und Obermedizinalrat Dr. med. Schuchardt in Gotha. 1868.

„ Professor Dr. phil. et jur. Theodor Ritter von Sickel, k. k. Sektionschef i. R., in Meran. 1897.

„ Dr. phil. August Baumeister, Kaiserlicher Ministerialrat a. D. in München. 1899.

„ Ober- und Geheimer Regierungsrat Trosien, Direktor des Königl. Provinzialschulkollegiums in Magdeburg. 1901.

„ Geheimer Hofrat Dr. Karl Ruland, Direktor des Goethe-Nationalmuseums in Weimar. 1894.

„ Geheimer Regierungsrat Dr. Wilhelm Hittorf, o. Professor der Chemie und Physik an der Universität in Münster. 1904.

„ Professor D. Martin Kähler, Senior der theologischen Fakultät in Halle a. S. 1004.

„ Geheimer Justizrat Dr. Heinrich Dernburg, o. Universitätsprofessor und Mitglied des Herrenhauses, in Berlin.

„ Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat D. Dr. Harnack, o. Professor der Theologie und Generaldirektor der Königl. Bibliothek in Berlin. 1904.

c. Mitglieder des Senates (8).

(Sämtlich in Erfurt.)

Herr Professor Dr. Emil Stange, Sekretär der Akademie. 1891.

„ Sanitätsrat Dr. Loth, Rendant der Akademie. 1893.

„ Realgymnasialdirektor Professor Dr. Zange. 1891.

Herr Senior, Superintendent und Pastor D. Dr. Bärwinkel. 1891.
„ Oberbürgermeister Dr. jur. Schmidt. 1897.
„ Oberrealschuldirektor Dr. Venediger. 1892.
„ Professor Schubring. 1877.
„ Verwaltungsgerichtsdirektor Jordan. 1902.

d. Ordentliche Mitglieder (47).

(Sämtlich in Erfurt.)

Herr Professor Apel. 1897.
„ Dr. med. Axmann, praktischer Arzt. 1899.
„ Amtsgerichtsrat Becker. 1897.
„ Professor Dr. Beermann. 1896.
„ Professor Dr. Bernhardt. 1877.
„ Schulrat Dr. Brinckmann, Direktor des Lehrerinnen-Seminars. 1897.
„ Professor Dr. Brünnert. 1892.
„ Professor Dr. Cramer. 1897.
„ Professor Deile. 1907.
„ Professor Dischner. 1897.
„ Pastor Dr. Fischer. 1904.
„ Oberregierungsrat a. D. Dr. jur. Geutebrück. 1889.
„ Stadtschulrat Dr. Gutsche. 1904.
„ Geschichts- und Porträtmaler von Hagen. 1891.
„ Professor Hellmann. 1897.
„ Professor Dr. Herwig. 1898.
„ Medizinalrat und Kreisarzt Dr. Heydloff. 1904.
„ Professor Hoffmann. 1991.
„ Justizrat Huschke. 1895.
„ Regierungsrat Johannes. 1906.
„ Stadtrat Kappelmann. 1902.
„ Professor Dr. Krauth. 1904.
„ Oberstleutnant a. D. Kubale. 1899.
„ Geheimer Regierungsrat Lange, Bürgermeister a. D. 1902.
„ Geheimer Kommerzienrat Lucius. 1893.
„ Professor Dr. Lüttge. 1903.
„ Geheimer Baurat Neumann. 1895.
„ Stadtarchivar Dr. Overmann. 1903.
„ Stadtbaurat Peters. 1907.
„ Professor Dr. Pöhlig. 1899.

Herr Oberregierungsrat Dr. Pohle. 1898.
„ Dr. med. Reißner, praktischer Arzt. 1901.
„ Pfarrer Scheibe. 1898.
„ Professor Dr. Schmitz. 1877.
„ Professor Dr. Schneider. 1905.
„ Ober- und Geheimer Regierungsrat a. D. Scholtz. 1897.
„ Justizrat Schröer. 1904.
„ Generalmajor z. D. Freiherr von Schroetter. 1900.
„ Pastor Lic. Dr. Schulze. 1889.
„ Professor Schulze. 1897.
„ Geheimer Sanitätsrat Dr. Schwenkenbecher. 1893.
„ Professor Dr. med. Stacke. 1898.
„ Professor Dr. Paul Stange. 1899.
„ Professor Dr. Thimme. 1904.
„ Landrat Dr. Voigt. 1903.
„ Justizrat Dr. Weydemann. 1894.
„ Sanitätsrat Dr. Zschiesche, Direktor der Provinzial-Hebammenlehr- und Entbindungs-Anstalt. 1893.

e. Auswärtige Mitglieder (127).[1]

Herr Pastor Lic. Albrecht in Naumburg a. S. 1895.
„ Professor Dr. Anemüller in Detmold. 1906.
„ D. Dr. Baentsch, o. Universitätsprofessor in Jena. 1892.
„ Geheimer Oberschulrat Dr. von Bamberg, Gymnasialdirektor in Gotha. 1899.
„ Amtsgerichtsrat Bartolomäus in Krotoschin. 1903.
Seine Exzellenz der Wirkliche Geheime Rat Herr Dr. med. von Behring, o. Universitätsprofessor in Marburg. 1894.
Herr Amtsgerichtsrat Dr. Béringuier in Berlin. 1889.
„ Professor Dr. Biereye, Rektor der Klosterschule in Roßleben. 1903.
„ Geheimer Medizinalrat Dr. Binswanger, o. Universitätsprofessor in Jena. 1904.
„ Professor Bithorn, Stiftssuperintendent und Erster Domprediger in Merseburg. 1894.

---

[1] Wir bitten die verehrten Mitglieder dringend, uns von jeder eintretenden Veränderung des Wohnortes oder des Titels Kenntnis zu geben.
Der Sekretär der Akademie.

Herr Landrat von Bloedau in Arnstadt. 1904.
„ Landgerichtsdirektor Dr. Bockenheimer in Mainz. 1902.
„ Geheimer Baurat Boie in Elgersburg. 1899.
„ Geheimer Hofrat von Bojanowski, Oberbibliothekar in Weimar. 1899.
„ Dr. jur. Brandis, Großherzogl. Bibliotheksdirektor in Jena. 1906.
„ Dr. Breysig, o. Universitätsprofessor in Berlin-Schmargendorf. 1894.
„ Dr. Brode, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1894.
„ Leutnant a. D. Brunckow, Schriftsteller in Dessau. 1880.
„ Geheimer Hofrat Dr. Burkhardt, Großherzogl. Archivdirektor und Herzogl. Sächsischer Archivar in Weimar. 1899.
„ Dr. Cartellieri, o. Universitätsprofessor in Jena. 1907.
„ Lic. Dr. Clemen, Oberlehrer in Zwickau i. S. 1906.
„ Geheimer Regierungsrat Dr. Conrad, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1894.
„ Professor Dr. Dobenecker in Jena. 1897.
„ Professor Dr. phil. et jur. Dörpfeld, erster Sekretär des Kaiserlichen Deutschen Archäologischen Instituts in Athen. 1904.
„ D. theol. Ecke, o. Universitätsprofessor in Bonn. 1899.
„ Professor Dr. Ehwald, Oberbibliothekar in Gotha. 1900.
„ Oberbaurat Erlandsen in Sondershausen. 1906.
„ Geheimer Hofrat Dr. Eucken, o. Universitätsprofessor in Jena. 1894.
„ Militäroberpfarrer R. Falke in Frankfurt a. M. 1894.
„ Professor Dr. H. Fechner in Breslau. 1860.
„ Oberleutnant a. D. K. W. Th. Fischer in München. 1902.
„ Geheimer Regierungsrat D. Dr. Fries, o. Universitätsprofessor und Direktor der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S. 1899.
„ Geheimer Schulrat Dr. Funck, Gymnasialdirektor in Sondershausen. 1900.
„ Professor Dr. Georges, Herzogl. Bibliothekar und Vorsteher des Herzogl. Haus- und Staatsarchivs in Gotha. 1899.

Herr Dr. A. Götze, Direktorial-Assistent am Königl. Museum für Völkerkunde in Berlin. 1901.

„ D. theol. G. Graue, Superintendent a. D. in Nordhausen. 1903.

„ Professor Dr. H. Größler in Eisleben. 1899.

„ Dr. O. Harnack, o. Professor der Literaturgeschichte an der technischen Hochschule in Stuttgart. 1904.

„ Geheimer Kirchenrat D. Dr. jur. et phil. A. Hauck, o. Universitätsprofessor in Leipzig. 1904.

„ Konsistorialrat D. Haupt, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1893.

„ Konsistorialrat Dr. Heine, Militäroberpfarrer a. D. in Kirchscheidungen a. U. 1891.

„ Pfarrer J. Heinzelmann in Villach in Kärnten. 1902.

„ Konsistorialrat Dr. Hermens, Militäroberpfarrer in Magdeburg. 1897.

„ Geheimer Regierungsrat Herrmannn, Provinzialschulrat in Berlin. 1894.

„ Geheimer Ober-Justizrat Herrmann, Landgerichtspräsident in Nordhausen. 1894.

„ Professor Dr. E. Hesse in Magdeburg. 1885.

„ Dr. H. Hilgenfeld, o. Universitätsprofessor in Jena. 1903.

„ K. K. Schulrat Professor Dr. V. Hintner in Wien. 1894.

„ Geheimer Regierungsrat Dr. O. Holder-Egger, o. Universitätsprofessor in Berlin. 1906.

„ Dr. H. Hübschmann, o. Universitätsprofessor in Straßburg. 1875.

„ Professor Dr. Hülsen, Sekretär des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts in Rom. 1904.

„ Dekan Lic. Hummel in Crailsheim. 1893.

„ Archivrat Dr. Jacobs, Fürstlicher Archivar und Bibliothekar in Wernigerode. 1899.

„ Dr. F. Jacobsen, Landgerichtsdirektor in Flensburg. 1892.

„ Schulrat Dr. F. Jonas, Stadtschulinspektor in Berlin. 1901.

„ D. Dr. Kautzsch, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1904.

„ Oberkonsistorialrat Professor D. Kawerau, Propst von St. Petri in Berlin. 1898.

Herr Dr. jur. et phil. St. Kekule von Stradonitz, Kammerherr des Fürsten zu Schaumburg-Lippe, in Berlin-Groß-Lichterfelde. 1901.

„ Geheimer Archivrat Dr. L. Keller in Charlottenburg. 1894.

„ Kgl. Studienrat Dr. G. Kerschensteiner in München. 1901.

„ Kaiserlicher Geheimer Regierungsrat E. Klewitz, Direktor im Aufsichtsrat für Privatversicherung, in Berlin-Grunewald. 1898.

„ Dr. Knabe, Oberrealschuldirektor in Marburg a. L. 1896.

„ Geheimer Legationsrat Dr. Knappe, General-Konsul a. D. in Berlin. 1900.

„ Dr. G. Körte, o. Universitätsprofessor in Göttingen. 1906.

„ Geheimer Sanitätsrat Dr. Köster in Naumburg a. S. 1898.

„ Professor Dr. P. Koetschau, Gymnasialdirektor in Eisenach. 1905.

„ D. Dr. Kolde, o. Universitätsprofessor in Erlangen. 1898.

„ Professor Dr. J. Kreutzer in Köln a. Rh. 1902.

„ Kirchenrat Dr. Kroner in Stuttgart. 1865.

„ Dr. Kunz von Brunn gen. von Kauffungen, Stadtarchivar in Mühlhausen (Thür.). 1906.

„ Geheimer Hofrat Dr. K. Lamprecht, o. Universitätsprofessor in Leipzig. 1904.

„ Geheimer Regierungsrat Leuchtenberger, Direktor des Königl. Wilhelmsgymnasiums in Berlin. 1889.

„ Dr. G. Liebe, Königl. Archivar in Magdeburg. 1897.

„ Geheimer Regierungsrat Dr. Th. Lindner, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1894.

„ Geheimer Justizrat Dr. Fr. von Liszt, o. Universitätsprofessor in Berlin-Charlottenburg. 1893.

„ Geheimer Baurat Lochner in Berlin. 1897.

„ D. Dr. Loofs, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1900.

„ Dr. O. Lorenz, Superintendent und Oberpfarrer in Weißenfels. 1886.

„ Justizrat Dr. Martinius in Naumburg a. S. 1894.

„ Geheimer Schulrat Professor Dr. Menge in Oldenburg. 1899.

„ Fr. Mestre y Noé, Archivero de la Biblioteca Histórica Municipal in Tortosa in Spanien. 1899.

Herr Dr. P. Mitzschke, Großherzogl. Archivrat i. R. des Geheimen Staatsarchivs in Weimar. 1901.

„ Geheimer Regierungsrat Dr. Muff, o. Universitätsprofessor und Rektor der Königl. Landesschule in Pforta. 1898.

„ Dr. Neubauer, Direktor des Lessing-Gymnasiums in Frankfurt a. M. 1904.

„ Dr. K. J. Neumann, o. Universitätsprofessor in Straßburg. 1897.

„ D. Dr. Nippold, o. Universitätsprofessor in Jena. 1894.

„ Generalmajor z. D. Oberg in Naumburg a. S. 1894.

„ Nobile Dottore Pietro da Ponte, Membro della R. Deputazione di Storia Patria in Brescia. 1879.

„ Geheimer Medizinalrat Dr. Pfeiffer in Weimar. 1904.

„ Professor Dr. Quidde in Georgenthal. 1863.

„ Dr. A. Rausch, Rektor der Lateinischen Hauptschule und Kondirektor der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S. 1901.

„ Dr. Fr. Regel, o. Universitätsprofessor in Würzburg. 1898.

„ Dr. W. Rein, o. Universitätsprofessor in Jena. 1898.

„ Professor Fr. Schaper, Bildhauer in Berlin. 1904.

„ D. Schauerte, Propst und bischöflicher Kommissar in Magdeburg. 1898.

„ Militäroberpfarrer Schaumann in Posen. 1901.

„ Geheimer Hofrat Dr. W. Scheibner, o. Universitätsprofessor in Leipzig. 1860.

„ Geheimer Oberregierungsrat Dr. F. Schmidt, vortragender Rat im Kultusministerium, in Berlin-Steglitz. 1904.

„ Dr. G. Schmidt, Pastor em. in Halle a. S. 1894.

„ Dr. M. G. Schmidt, Oberlehrer an der Oberrealschule in Marburg a. L. 1901.

„ Dr. F. Schreiber, Oberlehrer in Roßleben. 1891.

„ Wirklicher Geheimer Rat Dr. med. Schultze, o. Universitätsprofessor in Jena. 1873.

„ Lic. Dr. Schwarzlose, erster Pfarrer an St. Katharinen in Frankfurt a. M. 1891.

„ Geheimer Hofrat Dr. E. Sievers, o. Universitätsprofessor in Leipzig. 1894.

„ Geheimer Justizrat Dr. jur. et phil. R. Stammler, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1904.

Herr Geheimer Medizinalrat Dr. R. Stintzing, o. Universitätsprofessor in Jena. 1894.

„ Dr. H. Suchier, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1899.

„ Geheimer Hofrat Professor Dr. Suphan, Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar. 1894.

„ Professor Dr. Thiele, Oberlehrer a. D. in Halle a. S. 1893.

„ Geheimer Justizrat Dr. A. Thon, o. Universitätsprofessor in Jena. 1894.

„ Pastor em. G. Topf in Groß-Salze. 1892.

„ Geheimer Postrat W. P. Tuckermann in Charlottenburg. 1873.

„ Wolf von Tümpling, Kaiserlicher Legationsrat in Thalstein bei Jena. 1897.

„ Professor Voigt, Provinzialschulrat in Berlin-Friedenau. 1898.

„ Professor Dr. M. Voretzsch in Altenburg (S.-A.). 1895.

„ Dr. A. Wangerin, o. Universitätsprofessor und Präsident der Leopoldina in Halle a. S. 1904.

„ D. Warneck, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1892.

„ Dr. Weber, Universitätsprofessor in Jena. 1907.

„ Dr. M. Weitemeyer, Augenarzt in München. 1899.

„ D. Dr. Wendt, o. Universitätsprofessor in Jena. 1905.

„ Dr. K. Wiedenfeld, Professor der Staatswissenschaften an der Königl. Akademie in Posen. 1903.

„ D. Dr. Fr. Wiegand, o. Universitätsprofessor in Greifswald. 1906.

„ Professor Dr. Wiegand, Direktor der Königl. Museen in Berlin, z. Z. in Konstantinopel. 1906.

„ Dr. K. Winderlich, Direkor der höheren Mädchenschule und des Lehrerinnen-Seminars in Görlitz. 1901.

„ Professor D. L. Witte in Halle a. S. 1896.

„ Dr. J. Zawodny in Prag. 1897.

„ Geheimer Justizrat Dr. E. Zitelmann, o. Universitätsprofessor in Bonn. 1894.

IV. Verzeichnis der Behörden, Anstalten und wissenschaftlichen Gesellschaften, mit denen die Akademie im Tauschverkehr steht.

Gesamtzahl: 114.

A. Europa.

I. Deutsches Reich.

a. Königreich Preußen.

Berlin: Kultusministerium.
Berlin: Königl. Preußische Akademie der Wissenschaften.
Berlin: Verein für die Geschichte Berlins.
Bonn: Universitätsbibliothek.
Bonn: Verein von Altertumsfreunden im Rheinlande.
Brandenburg a. H.: Historischer Verein.
Breslau: Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur.
Danzig: Naturforschende Gesellschaft.
Danzig: Provinzial - Kommission zur Verwaltung der westpreußischen Provinzial-Museen.
Danzig: Westpreußischer Geschichtsverein.
Eisleben: Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
Elberfeld: Naturwissenschaftlicher Verein.
Erfurt: Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt.
Erfurt: Königliches Gymnasium.
Erfurt: Königliches Realgymnasium.
Erfurt: Städtische Oberrealschule.
Erfurt: Gartenbauverein.
Erfurt: Gewerbeverein.
Erfurt: Thüringer Wald - Verein.
Frankfurt a. O.: Naturwissenschaftlicher Verein.
Görlitz: Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften.
Göttingen: Königliche Gesellschaft der Wissenschaften.

Greifswald: Rügisch-Pommerscher Geschichtsverein.
Halle a. S.: Kaiserliche Leopoldinisch-Carolinische deutsche Akademie der Naturforscher.
Halle a. S.: Thüringisch-sächsischer Verein für Erforschung des vaterländischen Altertums und Erhaltung seiner Denkmale.
Halle a. S.: Verein für Erdkunde.
Halle a. S.: Provinzialmuseum.
Hannover: Geographische Gesellschaft.
Hannover: Naturhistorische Gesellschaft.
Kassel: Verein für Erdkunde.
Kassel: Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
Kassel: Verein für Naturkunde.
Königsberg: Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Lüneburg: Naturwissenschaftlicher Verein.
Marienwerder: Historischer Verein.
Mühlhausen (Thür.): Altertumsverein.
Münster: Verein für die Geschichte und Altertumskunde Westfalens.
Osnabrück: Naturwissenschaftlicher Verein.
Posen: Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.
Stettin: Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Thorn: Kopernikus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Wiesbaden: Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung.
Wiesbaden: Nassauischer Verein für Naturkunde.

b) Deutsche Bundesstaaten außerhalb Preußens.

Altenburg: Geschichts- und altertumsforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Altenburg: Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Ansbach: Historischer Verein für Mittelfranken.
Augsburg: Historischer Verein für Schwaben und Neuburg.
Braunschweig: Verein für Naturwissenschaft.
Bremen: Historische Gesellschaft des Künstlervereins für Bremische Geschichte und Altertümer.
Bremen: Naturwissenschaftlicher Verein.
Darmstadt: Historischer Verein für das Großherzogtum Hessen.

Detmold: Geschichtliche Abteilung des naturwissenschaftlichen Vereins.
Dresden: Flora, Königlich Sächsische Gesellschaft für Botanik und Gartenbau.
Dresden: Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis.
Erlangen: Universitätsbibliothek.
Gießen: Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.
Hall a. Kocher: Historischer Verein für das Württembergische Franken.
Hamburg: Verein für Hamburgische Geschichte.
Hamburg: Naturwissenschaftlicher Verein.
Hamburg: Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung.
Heidelberg: Historisch-philosophischer Verein.
Hildburghausen: Verein für Sachsen-Meiningische Geschichte und Landeskunde.
Hohenleuben: Vogtländischer altertumsforschender Verein.
Jena: Verein für Thüringische Geschichts- und Altertumskunde.
Meiningen: Hennebergischer altertumsforschender Verein.
München: Königliche Akademie der Wissenschaften.
München: Königliche Hof- und Staatsbibliothek.
München: Historischer Verein von Oberbayern.
Nürnberg: Germanisches Museum.
Nürnberg: Naturhistorische Gesellschaft.
Schwerin: Verein für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.
Straßburg i. E.: Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek.
Stuttgart: Württembergische Kommission für Landesgeschichte.
Tübingen: Königliche Universitätsbibliothek.

II. Österreich-Ungarn:

Brünn: Naturforschender Verein.
Hermannstadt: Verein für siebenbürgische Landeskunde.
Laibach: Musealverein von Krain.
Linz a. D.: Museum Francisco-Carolinum.
Prag: Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen.
Prag: Lotos, naturwissenschaftlich - medizinischer Verein für Böhmen.
Prag: Lese- und Redehalle der deutschen Studenten.

Preßburg: Verein für Natur- und Heilkunde.
Reichenberg: Verein der Naturfreunde.
Wien: Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
Wien: Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.

III. Andere Staaten Europas.

Basel: Naturforschende Gesellschaft.
Bergen: Museum.
Cherbourg: Société nationale des sciences naturelles et mathématiques.
Christiania: Königliche Universität.
Leeuwarden: Friesch Genootschap van Geschied-, Oudheid- en Taalkunde.
Luxemburg: Fauna, Verein Luxemburger Naturfreunde.
Moskau: Kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher.
St. Petersburg: Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
Riga: Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen.
Stockholm: Königliche Akademie der Wissenschaften.
Stockholm: Königliche Vitterhets Historie och Antiquitets Akademie.
Upsala: Königliche Universitätsbibliothek.

B. Amerika.

Albany, N. Y.: New York State Library.
Boston, Mass.: Society of Natural History.
Buffalo, N. Y.: Society of Natural Sciences.
Chapel Hill, N. C.: Elisha Mitchell Scientific Society.
Chicago, Ill.: Chicago Academy of Sciences.
Cincinnati, Ohio: Lloyd Library of Botany etc.
Halifax, N. S.: Nova Scotian Institute of Science.
St. Louis, Miss.: Academy of Science.
St. Louis, Miss.: Missouri Botanical Garden.
Madison, Wisc.: Academy of Sciences, Arts and Letters.
Milwaukee, Wisc.: Natural History Society.
New Haven, Conn.: Academy of Arts and Sciences.
Philadelphia, Penn.: Academy of Natural Sciences.
Salem, Mass.: Tufts College Library.

San Francisco, Cal.: California Academy of Sciences.
Washington, D. C.: Smithsonian Institution.
Washington, D. C.: U. S. National Museum.

V. Zuwachs zur Bibliothek der Akademie.

An Geschenken sind der Akademie zugegangen:

a) Von Ehrenmitgliedern:

Von Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog von Baden: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, N. F. Bd. 21. Heidelberg 1906. — Gothein: Der Breisgau unter Maria Theresia und Joseph II. = Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission. N. F. Nr. 10. 1907.

b) Von Mitgliedern in Erfurt:

Axmann: Über elektromagnetische Starkstrombehandlung (Correspondenzblatt des Thür. Ärzte-Vereins). Weimar 1904. — Ein eigentümliches Drehmoment im wellenförmigen magnetischen Wechselfelde (Phys. Zeitschrift). Göttingen 1904. — Zur Auswahl der Ferienkolonisten (Zeitschr. f. Schulgesundheitspflege). Zürich 1904. — Physiologie des Wetters (Himmel und Erde). Berlin 1905. — Aus der naturwissenschaftlichen Technik des Altertums (Himmel und Erde). Berlin 1904. — Alte und neue Strahlen im Dasein der Menschheit (Wiener klin. Rundschau) 1905. — Gelehrte Illusionen und Täuschungen (Naturwissensch. Wochenschau). Jena 1905. — Zur hysterischen Myopie der Schulkinder (Deutsche med. Wochenschr.). Berlin 1904. — Schulärztliche Paedagogik (Deutsche med. Wochenschr.). Berlin 1905. — Theorie der einheitlichen Wirkung verschiedener Strahlenarten (Technische Woche). Berlin 1905. — Die Uviol-Quecksilberlampe (Elektrotechn. Zeitschr.). Berlin 1905. — Neue Rheostaten (Med. Zentral-Zeitung). Berlin 1905. — Wundbehandlung mittelst ultravioletten Lichtes

(Münchener med. Wochenschrift). 1905. — Über elektromagnetische Therapie (Deutsche med. Presse). Berlin 1905. — Lichtsalbenbehandlung mittelst Wärmestrahlen (Deutsche med. Wochenschrift). Berlin 1905. — Die Uviol-Quecksilberlampe und Behandlung mittelst ultravioletter Strahlen (Med. Klinik). Berlin 1906. — Die Uviol-Quecksilberlampe (Bayr. Industrie- u. Gewerbeblatt). München 1906. — Aus dem Rettungswesen der Großstädte (Correspondenzblatt). 1906. — Technik der Uviol-Behandlung (Zeitschr. f. phys. Therapie). Berlin 1906—7.

Bärwinkel: Einige Bemerkungen zur modernen Philosophie, Theologie und Naturwissenschaft (in Deutsch-evangelische Blätter. 32. Jahrg.). Halle 1907.

Beermann: Die internationale Hilfssprache Novilatin. Ein Vorschlag. Leipzig 1907.

Deile: Die Frauen der höfischen Gesellschaft nach dem Wigalois des Wirnt von Grafenberg. Jüterbog 1992. — Klingers und Grillparzers Medea mit einander und mit den antiken Vorbildern des Euripides und Seneca verglichen. Erfurt 1901. — Die höheren Schulen und das Fremdwort (in Pädagogische Studien. 63. Jahrg.). Dresden 1902. — Die Phantasie im Dienste des Unterrichts (Ebenda. 24. Jahrg.). 1903. — Über Erziehung zur Pietät (Ebenda). — Wiederholungsfragen aus der deutschen Literatur mit angefügten Antworten. 3 Teile. Dessau 1905. — Kurzer Überblick über die Geschichte der deutschen Literatur. Ballenstedt 1906. — Freimaurerlieder als Quellen zu Schillers Lied „An die Freude“. Leipzig 1907.

Hoffmann: Sokrates. Von Lange; Die Religion der alten Römer. Von Wolf; Die Religion der alten Griechen. Von Wolf; Tod und Totenkultus bei den alten Griechen. Von Chudzinski (Gymnasialbibliothek, Heft 41—44). Gütersloh 1906—7.

Loth: Dr. Joh. Wilh. Baumer, der erste Sekretär der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. (S.-A.). Erfurt 1906. — Die Dozenten der medizinischen Fakultät der Universität Erfurt in den Jahren 1646—1816. (S.-A.). Erfurt 1907.

c) Von auswärtigen Mitgliedern:

Albrecht: Zur Bibliographie und Textkritik des kleinen Lutherschen Katechismus (Schluß), (im Archiv f. Reformationsgeschichte. 3. Jahrg. 3. Heft). Berlin 1906.

Anemüller: Wilhelm v. Humboldt und Karoline Luise, Fürstin zu Schwarzburg-Rudolstadt. Mit bisher ungedruckten Briefen Humboldts (S.-A. aus der Deutschen Revue). Stuttgart 1906.

Biereye: Geschichte der Stadt Erfurt. Lief. 15—16. Erfurt 1907.

Cartellieri: Über Wesen und Gliederung der Geschichtswissenschaft. Akademische Antrittsrede, gehalten am 12. November 1904. Leipzig 1905. — Die Regesten der Bischöfe von Konstanz und ihr Kritiker (S.-A. aus Alemannia, N. F. V 1/2).

Clemen: Georg Helts Briefwechsel (Archiv für Reformationsgeschichte. Erg. Bd. II). — Eine Abhandlung Caspar Ammans (Archiv für Reformationsgeschichte. 4. Jahrg). Leipzig 1907.

Götze: Gotische Schnallen. Berlin 1907.

Graue: Zur Gestaltung eines einheitlichen Weltbildes. Leipzig 1906.

Hilgenfeld: Verzeichnis der von Adolf Hilgenfeld verfaßten Schriften. Leipzig 1906.

Hintner: Ein Beitrag zum deutschen Wörterbuche. Brixen 1907.

Hülsen: Jordans Topographie der Stadt Rom im Mittelalter. 1,1. Berlin 1878; 1,2. 1885; 1,3. 1907; 2. 1871.

Kekule von Stradonitz: Ausgewählte Aufsätze aus dem Gebiete des Staatsrechts und der Genealogie. N. F. Berlin 1907.

Klewitz: Monatschrift für deutsche Beamte. 30.—31. Jahrgang. Berlin 1906—7.

von Kauffungen: Das Domkapitel von Meißen im Mittelalter. Diss. — Zur Geschichte Meißens im Kriegsjahre 1745. Beides S.-A. aus Mitteil. d. V. f. d. Geschichte d. Stadt Meißen. 6. Bd.). Meißen 1902—3.

Mitzschke: Das Naumburger Hussitenlied. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen volkstümlichen Dichtung. Naumburg a. S. 1907.

Scheibner: Zur Auflösung der Ikosædergleichung. II. — Über Möbius' Kreisverwandtschaft und die Transformation durch reziproke Radien. — Zur linearen Transformation

der Thetafunktionen und eliptischen Modulfunktionen. (S.-A. aus den Berichten der math. phys. Klasse der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. 58. Bd.). 1906.

Schmidt, M. G.: Die Konvention von Altranstedt vom 22. August 1707. Leipzig 1906.

Voretzsch: Der sächsische Prinzenraub in Altenburg. Altenburg 1906.

Wangerin: Franz Neumann und sein Wirken als Forscher und Lehrer. Braunschweig 1907.

Winderlich: O du mein Schlesien! Einaktige Dramen auf geschichtlichem Hintergrunde. Görlitz 1907.

d) Von sonstigen Personen:

Gutzmer, o. Universitätsprofessor in Halle: Reformvorschläge für den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht. 2. Teil. Leipzig u. Berlin 1906.

Hensler, E. Dr. in Straßburg: Das Königreich zu Mainz. (S.-A. aus Studien aus Kunst und Geschichte. Friedrich Schneider zum 70. Geburtstage gewidmet von seinen Freunden und Verehrern). Freiburg i. Br. 1906.

Löffler, Regierungsrat in Erfurt: Die notwendigen Änderungen unseres Etats-, Kassen- und Rechnungswesens. (S.-A. aus Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Herausg. v. Conrad. 3. F. 33. Bd.). 1907.

Molee, E.: Nieu teutonish, an international union language. Washington 1906.

Schemann, Professor in Freiburg i. Br.: Die Gobineau-Sammlung der K. Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg. Straßburg 1807.

Thüringer Wald-Verein in Erfurt: Die Cyriaksburg bei Erfurt. Von Robert Huth. Erfurt 1907.

Wize, K. F. Dr. in Jeżewo in Posen: Friedrich Justus Riedel und seine Ästhetik. Berlin 1907.

Für diese reichlichen und wertvollen Zuwendungen zur Vermehrung unserer Bibliothek sagen wir allen geehrten Einsendern unsern verbindlichsten Dank.

B. Abhandlungen.

Gedenkrede

auf den verewigten Sekretär der Akademie gemeinnützigger Wissenschaften zu Erfurt Pastor em. D. Georg Oergel,

gehalten am Mittwoch, den 24. April 1907 in der ordentlichen Sitzung der Akademie

von **Prof. Dr. Zange**
Kgl. Realgymnasialdirektor zu Erfurt.

Ein verdientes Glied unsrer Gesellschaft ist in der Frühe des Charfreitags, am 29. März, aus diesem Leben abgerufen worden, unser Sekretär, der Pastor em. und Doktor der Theologie Georg Oergel. Er war uns viel. Wie wenige hat er als Glied unserer und andrer gelehrten Gesellschaften in unsrer Stadt und darüber hinaus die Wissenschaft gefördert. Er ist es wert, daß wir seiner treu gedenken und ich rechne es mir zur Ehre, daß mir der Auftrag geworden ist, dem Geschiedenen an dieser Stelle die Nachrede zu halten.

Karl Georg Oergel wurde am 10. April 1840 in Stralsund als Sohn des Lehrers und Küsters an der dortigen Nikolaikirche geboren und verlebte seine ganze Jugendzeit bis zum Abgang zur Universität in seiner Vaterstadt. Nachdem er den ersten Unterricht in seines Vaters Schule genossen hatte, besuchte er das Stralsunder Gymnasium. Aufgewachsen im Schatten der Kirche, im kinderreichen Hause an strenge Zucht und Ordnung wie an Bescheidenheit gewöhnt und frühe zu regelmäßigem Besuch des Gottesdienstes angehalten und mit Ehrfurcht vor Gottes Wort erfüllt, schien er bei seinen guten Gaben von Haus aus zum Theologen berufen zu sein, und in den jüngeren Jahren entschied er sich auch für diesen Beruf. Aber als er nach vorzüglich bestandener Reifeprüfung endgiltig wählen sollte, trug er doch Bedenken, die theologische Laufbahn bestimmt zu betreten. Der Konfirmandenunterricht hatte das Herz kalt gelassen, der Schulreligionsunterricht mehr Zweifel als Glauben zu erwecken gewußt. Daher erwählte er, um den Gewissenskämpfen, die er witterte, zu entgehen, das philologische Studium. Und obwohl er sich, als er 1859 die Universität Greifswald bezog, als Theologe und Philologe inskribieren ließ,

hörte er doch im ersten Jahre fast nur philologische Vorlesungen. Waren doch die philologischen Lehrstühle gerade damals in Greifswald gut besetzt. Männer wie Schömann, Schaefer, Susemihl waren seine Lehrer. Gleichwohl befriedigte das bloße Philologiestudium ihn nicht; und so wandte er sich im zweiten Studienjahre doch entschieden der Theologie zu. Sein drittes Studienjahr brachte er in Berlin, sein viertes in Erlangen zu. Dort wirkten Unionstheologen von hervorragender Bedeutung, wie Nitzsch, Dorner, Twesten, Steinmeyer und neben diesen der Prediger Büchsel klärend und aufbauend auf Geist und Gemüt des immer entschiedener nach Wahrheit suchenden Studenten, in Erlangen Vertreter lutherischer Rechtgläubigkeit ersten Ranges, wie Hofmann, Franz Delitzsch, Thomasius, Frank und Theodor Harnack (der Vater des bekannten Berliner Theologen).

Überzeugt von der Richtigkeit und Schriftgemäßheit der lutherischen Lehre verließ er im Herbst 1863 die Universität, um zunächst in Wiborg in Finnland die Leitung einer deutsch-lutherischen Mädchenschule bei dem streng lutherischen Pastor Steger anzunehmen, der ihn auch oft zur Aushilfe im Predigen heranzog. 1865 bestand er vor dem Konsistorium in Stettin seine erste theologische Prüfung. Darnach trat er, von dem Generalsuperintendenten Jaspis, dessen volle Zuneigung er sich im Examen erworben hatte, empfohlen, in dem Hause des durch seine christliche Tätigkeit bekannten Generalkonsuls Quistorp in Stettin eine Hauslehrerstelle an. Beides, das christliche Leben dieses Hauses, wie der persönliche Umgang mit Jaspis wirkten weiter fördernd auf seine theologische Bildung und christliche Erfahrung ein. Je ernster er es aber mit seinem Berufe als Theologe nahm, desto mehr drängte ihn sein zartes Gewissen zu der Überzeugung, daß er in der unierten Landeskirche kein Pfarramt verwalten, insonderheit zum Gebrauch der Agende dieser unierten Kirche sich nicht verpflichten könne, ohne mit seinem Glauben in Konflikt zu geraten. Daher trat er, der ungünstigen äußeren Verhältnisse, die seiner warteten, nicht achtend, im Juni 1867 „mit schwerem Herzen, aber getrosten Gewissens", wie er später an das Oberkirchenkollegium in Breslau berichtete, aus der unierten Landeskirche aus und ließ sich in die evangelisch-lutherische Kirche in

Preußen aufnehmen. Bald darauf bestand er das zweite theologische Examen in Breslau und trat im selben Jahre noch in Seefeld bei Colberg sein erstes Pfarramt an.

So ist der Mann geworden, was er war. Was hat er geleistet?

Er hat zunächst im Pommernland, seiner engeren Heimat an drei Orten altlutherische Gemeinden mit Gottes Wort und Sakrament bedient, in Seefeld 1867—73, in Cammin 1873—80 und in Stettin 1880—1884.

Seine erste pfarramtliche Tätigkeit aber wurde unterbrochen durch die Beteiligung am deutsch-französischen Krieg 1870. Als der Krieg ausbrach, stellte sich der für König und Vaterland glühende junge Pastor als freiwilliger Feld- und Lazarettprediger zur Verfügung. Am 3. August wurde er unter Vermittelung seiner Kirchenbehörde zur seelsorgerlichen Bedienung für die Soldaten der evangelisch-lutherischen Konfession im Felde und in den Lazaretten befohlen. Am 10. August begab er sich auf den Kriegsschauplatz. Seine Tätigkeit erstreckte sich außer dem Besuch der zahlreichen Lazarette an der Grenze auf die um Metz versammelten Korps der I. und II. Armee und deren Lazarette und schloß nach der Kapitulation von Metz mit der Bedienung der dort konzentrierten Truppen und der dortigen Lazarette. Sein an sich wegen der Vereinzelung seiner besonderen Glaubensgenossen ungeheuer anstrengender Dienst wurde noch dadurch erschwert, daß ihm die den anderen freiwilligen Militär-Geistlichen bewilligten Kompetenzen nicht zustanden, er also auf die geringen Geldmittel seiner Kirche, auf die Güte der einzelnen militärischen Chefs und auf seine eigene Energie angewiesen war. Es gehörte gewiß kein geringes Maß physischer und moralischer Kraft dazu, um so als ganz alleinstehender Mann, ohne die gewöhnlichen Hilfsmittel eines Burschen, eines Pferdes und der täglichen Lieferung von Lebensmitteln, die in einer großen Armee und in einer Unzahl von Lazaretten zerstreuten altlutherischen Glaubensgenossen zu bedienen. Aber mit zäher Energie hat er sich in hingebender Vaterlandsliebe durch alle Truppenteile rund um Metz herum bewegt, eine große Zahl Lazarette bis Nanzig hin besucht und speziell beim II. Armeekorps, das von den um Metz gelagerten die meisten Lutheraner enthielt, fast jeden Truppenteil bis zu

den äußersten Vorposten hin bedient. Auch auf einem Schlachtfelde fand er Gelegenheit sich zu betätigen, bei dem letzten Ausfallsgefecht vom 7. Oktober brachte er von Maizières aus den Verwundeten und Sterbenden den Trost des Evangeliums.

Bis zum 10. November blieb er im Felde. Da aber waren seine Kräfte so aufgerieben, daß ein Verbleiben bis zum Ende des Krieges unmöglich war. Daher überließ er die Fortsetzung seiner seelsorgerischen Tätigkeit einer anderen frischen Kraft und kehrte zurück. Zu dieser Aufzehrung seiner physischen Kräfte hatten wesentlich die Entbehrungen einer vierwöchentlichen Gefangenschaft mit beigetragen. Auf der Reise von Courcelles, wo er die zweite Division bedient hatte, nach St. Barbe, wo er die erste bedienen wollte, hatte er nämlich den richtigen Weg verfehlt und war so bei Grigy in die Hände der französischen Vorposten geraten. Achtzehn Tage lang wurde er in strenger Isolierhaft in einer Militärsträflingszelle gehalten und als Spion in kriegsgerichtliche Untersuchung gezogen. Erst als sich nach wiederholtem Verhör seine Unschuld herausgestellt hatte, wurde seine Gefangenschaft erleichtert und er standesgemäß behandelt, bis ihm endlich durch Auswechselung die Rückkehr zum preußischen Heere möglich wurde.

Wir kennen diese Tatsachen aus einem Berichte des Entschlafenen an das Königliche Kriegsministerium vom 12. März 1873. Derselbe schließt mit der Bemerkung: „So konfessionell begrenzt meine seelsorgerliche Aufgabe war, so habe ich sie nie engherzig auf die Glieder meiner Konfession beschränkt, sondern zu jeder Zeit jedem Leidenden und Trostbedürftigen, abgesehen von aller Konfession, den Trost des Evangeliums gespendet. So habe ich getan, was ich konnte. Dem Herrn aber sei die Ehre für alles!" Der Bericht ist wohl erstattet, weil seine Kirchenbehörde ein Erinnerungszeichen oder eine Beihilfe zu den Ausgaben für die Wiederherstellung seiner Gesundheit beantragt hatte, — im Berichte selbst findet sich kein deutlicher Hinweis darauf. Einen Erfolg hat die Eingabe nicht gehabt. Seiner Liebe zu König und Vaterland aber hat das natürlich nichts abgebrochen. Wir wissen, wie bereit er bis ins Greisenalter war, seinen Mann zu stellen, wenn's galt für König und Vaterland auf den Plan zu treten. Bei jeder Wahl sah man den ehrwürdigen Mann auf der Plattform der Wahl-

verhandlungen. Wie rührig er in den stillen Zeiten zwischen den Wahlen, wo viele die Hände in den Schoß legen, für die Ausbreitung staatserhaltender Gesinnung arbeitete, das bezeugen ihm die Mitglieder des Vereins, dem er nach seiner politischen Überzeugung angehörte. Als es am 5. Februar dieses Jahres in unserer Stadt galt, in der Stichwahl den Ordnungsparteien gegen die Umsturzpartei den Sieg zu verschaffen, da hatte ihn schon die Krankheit gepackt, die ihm den Tod bringen sollte; gleichwohl ließ er sich nicht abhalten, seiner Wahlpflicht zu genügen; er ließ einen Wagen kommen und ließ sich zur Wahlurne fahren, um seine Stimme abzugeben für seinen König und für seines Volkes Wohl.

Im Jahre 1884 berief ihn die hiesige Altlutherische Gemeinde zu ihrem Pastor. Dem strengen, tiefgegründeten Lutheraner und eifrigen Geschichtsfreunde war es natürlich eine Freude, den Boden betreten und da wirken zu können, wo der große Reformator die Reformation, die er der Kirche und seinem deutschen Volke bringen sollte, zunächst innerlich in sich selbst durchgekämpft hatte, und wo so viele, so unzählige geschichtliche Erinnerungen und namentlich kirchengeschichtliche den Kenner auf Schritt und Tritt umstehen. Und welche Fülle von Geschichtsquellen aller Art sollte sich bald dem wie wenige zum Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber berufenen Manne erschließen.

Seine erste Liebe und sein erstes Interesse gehörte natürlich seiner Gemeinde, der er bei unglaublich geringem Einkommen — 1200 Mark mit freier Wohnung! — mit großer Treue und unermüdlicher Freudigkeit bis zu seiner Emeritierung im 65. Lebensjahre diente. Aber auch da sollte seiner Gabe und Neigung für historische Forschung und Darstellung bald eine schöne Aufgabe erwachsen. Im Jahre 1886 feierte die hiesige altlutherische Gemeinde das Jubiläum ihres 50jährigen Bestehens. Dazu schrieb Oergel die Geschichte dieser Gemeinde, welche im Jahre 1886 unter dem Titel „Eben-Ezer" im Selbstverlag des Verfassers erschien. Es verdient hervorgehoben zu werden, und muß auch dem, der nicht gleicher Ansicht mit dem Verfasser ist, auffallen, wie ruhig, sachlich und königstreu bei aller Zähigkeit im Festhalten am Bekenntnis, bei aller Begeisterung für die durch viele Leiden

bewährte eigne Kirche und bei aller Entschiedenheit in der Verwerfung der Union und der für sie vorgebrachten Gründe die Darstellung auch in diesem Jubelbüchlein ist, wo sich die Überschreitung der Grenze der Objektivität so nahe legte.

In sein rechtes Fahrwasser aber kam der Unermüdliche erst, als er den Spuren des jungen Luther nachging, im städtischen Archiv, wo der wohl orientierte und jederzeit hilfsbereite Archivar Dr. Beyer ihn einführte, auf der Königlichen Bibliothek, im Augustinerkloster. Er zog neue Schätze ans Licht[1] und nutzte die bereits bekannten Quellen, namentlich die Matrikeln der Erfurter Universität, in einer Weise aus, wie es vorher noch nicht geschehen war. Und indem er alle Spuren, die von da wieder zu anderen Archiven und Bibliotheken leiteten, sorgsam verfolgte, vermochte er aus Erfurt sowohl wie von auswärts, von Gotha, Jena, Magdeburg, Berlin, München, Cöln, Rheinberg und anderen Städten Urkunden herbeizuschaffen, die zur weiteren Aufklärung oder Bestätigung des Gefundenen dienten.

Der Magnet aber, der ihn hineinzog, war natürlich, wie gesagt, der junge Luther. Der hatte ja in Erfurt studiert, in Erfurt seine ersten Mönchsjahre verlebt. Über ihn durfte man also hoffen, in Universitäts- und Klosterakten noch so manches zu finden, was in das Verständnis seiner Jugendjahre Licht warf. Und viel Neues hat der sorgfältige, umsichtige Forscher gefunden. Einen Teil davon hat er niedergelegt in der einzigen neben dem genannten Jubelbüchlein Eben-Ezer noch selbstständig erschienenen Druckschrift „Vom jungen Luther, Beiträge zur Lutherforschung". Diese Schrift ist zwar nicht das Erste, was er aus seinen umfangreichen Studien durch den Druck veröffentlicht hat, sie ist erst im Jahre 1899 erschienen, aber eben weil es die erste und einzige selbständige

---

[1] Besonders erwähnt sei hier die „Sammlung von Urdrucken aus der Reformationszeit", welche Oergel in einer Dachkammer des Augustinerklosters entdeckte und durch Überführung in einen würdigeren Raum, die „Martinskammer" im „Martinsstift", im westlichen Teile des Augustinerklosters unterbrachte, sowie durch einen wohlgeordneten Katalog der Forschung zugänglich machte, 790 Nummern aus der über 4000 Bände umfassenden Bibliothek, die der Begründer des Rettungshauses „Martinsstift", Rektor Reinthaler, gesammelt hatte, darunter 230 Urdrucke von Luther selbst und 181 von seinen Freunden und Mitarbeitern. Erfurt, Verlag des Martinsstiftes, 1892.

Veröffentlichung aus diesem Gebiete ist und wegen der Bedeutung, die dieser Gegenstand für die ganzen Forschungen des Entschlafenen hat als principium agens, gehört es sich, daß wir sie obenan stellen, sie zuerst würdigen. Sie ist eine Sammlung von populär-wissenschaftlichen Vorträgen, welche teils in unserer Akademie, teils im hiesigen Geschichts- und Altertumsverein gehalten worden waren, aber ihre populäre Form nimmt ihr nichts von ihrer wissenschaftlichen Bedeutung. Was Maurenbrecher in seinen Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformationszeit im Jahre 1874 schrieb: „Die Jugendgeschichte Luthers ist ein Feld, das des kritischen Bearbeiters in voller und reiner Jungfräulichkeit heute noch wartet," das galt auch noch im Jahre 1899, und unsres Oergel Schrift „Vom jungen Luther" ist die erste Arbeit, die diesem Mangel abzuhelfen einen tüchtigen Anfang gemacht hat. „Die hier benutzten Quellen sind, so konnte der Verfasser im Vorwort mit Recht sagen, von den Fachmännern bisher entweder ganz unbeachtet gelassen, oder doch nicht genügend durchforscht und ausgenutzt worden." Mit Recht durfte er daher auf die Beachtung nicht nur weiterer Kreise, sondern auch der gelehrten Welt rechnen, und die Ernennung zum Doctor der Theologie durch die Erlanger Universität, welche sich ausdrücklich auf die Verdienste Oergels um die Erforschung der Reformationsgeschichte bezieht, ist ein Beweis, wie sehr gerade auch diese Arbeit von den zuständigen Gelehrten geschätzt wurde. Alle fünf Abhandlungen sind wahre Muster eindringender, umsichtiger und gewissenhaft abwägender geschichtlicher Forschung unter Zuhilfenahme aller naheliegenden oder mehr oder weniger versteckten Zeugnisse. Über das Geburtsjahr Luthers (1482 statt 1483?) und seinen Geburtstag (7. Dezember statt 11. November?), über seinen angeblichen Jugendfreund „Alexius", über die Zustände, die Ordnungen, das Leben in den Erfurter Klöstern zur Zeit Luthers und vorher und insbesondere über Luthers Erlebnisse im Augustiner-Eremitenkloster, worüber ebenfalls viele verkehrte Vorstellungen im Schwange gehen, endlich über Luthers theologischen Studiengang, der noch sehr wenig aufgehellt war, hat Oergel zum ersten Male ein helleres Licht verbreitet, viele nebelhafte und willkürliche Vorstellungen mit scharfer Kritik für immer abgetan.

Aber die Waberlohe, in der das Dornröschen verzaubert lag, war die Universität Erfurt und war das Klosterleben Erfurts. Sollte über den jungen Luther Aufklärung kommen, so mußte das Dunkel aufgehellt werden, welches diese beiden großen Kulturfaktoren jener Zeit einhüllte, und so mußte der Lutherforscher zum Universitäts- und Klosterforscher werden. Und wie unermüdlich der Heimgegangene auf diesen beiden Gebieten forschte bis an seinen Tod, das wissen wir alle, die wir seine Vorträge hier oder im Altertumsverein mit angehört haben. Er konnte sich nicht genug tun die Fühlhörner seines geschichtlichen Spürsinns nach allen Richtungen auszustrecken. Denn alles, auch das scheinbar ganz Fernliegende konnte ungeahntes Licht auf den Hauptgegenstand werfen, dem immer seine erste Liebe zugewandt blieb. Das macht gewiß in erster Linie mit den rechten Geschichtsforscher, daß er einen weiten Blick hat und — ein warmes Herz für alles, was seinem Späherblick begegnet, aber dabei auch Ruhe, Willigkeit zu entsagen, zu entbehren, still zu warten, bis sich die Kreise vieler einzelnen Entdeckungen unwillkürlich, wie aus sich selbst, zum Ganzen schließen, und das fertige Resultat so zu sagen in den Schoß fällt; denn es läßt sich nichts erzwingen, nichts erfliegen auf diesem Gebiet. Begeisterung, der ungezügelte Wunsch kann nur in die Irre führen. So forschte unser Oergel. Und so sind denn seine ersten und seine meisten Veröffentlichungen keineswegs Luther gewidmet, sondern der Universität Erfurt. Denn obwohl zur Erforschung der Geschichte dieser berühmten Universität schon manches geschehen war durch Männer wie Sinnhold, Kampschulte, Weißenborn, Schum, so stand es doch ähnlich wie mit Luthers Jugend. Ein beträchtlicher Teil des Quellenmaterials war noch ganz unbeachtet geblieben, andres ungenügend durchforscht und ausgebeutet oder durch vorgefaßte Meinung, wie namentlich von Kampschulte, in falsche Beleuchtung gestellt. Und da hat sich nun Oergel sowohl durch Aufdeckung neuer Quellen wie durch ihre exakte Verwertung große Verdienste nicht nur um die Aufhellung der Geschichte der Erfurter Universität, sondern des deutschen Universitätslebens überhaupt erworben. Mit dem Vortrag „Zur Erinnerung an die Universität Erfurt“, der 1892 zum 500jährigen Jubiläum ihrer Gründung erschien und sich

eben mit der Gründung und der Vorgeschichte der Universität befaßte, beginnt eine ganze Reihe von Veröffentlichungen über diesen Gegenstand, ich zähle 13, meist Vorträge, aber auch Quellen- und Urkundenbücher. Es folgten zunächst „Beiträge zur Geschichte des Erfurter Humanismus“ im selben Jahre 1892, dann die Abhandlung über „Die Lebens- und Studienordnung der Universität Erfurt während des Mittelalters“ 1893 und darnach eine ganze Reihe kleinerer und größerer Arbeiten über die einzelnen wissenschaftlichen Institute der großen Universität. Den Reigen eröffnet hier im Jahre 1894 die eben so schöne wie gründliche Abhandlung über das bedeutendste und angesehenste Institut, das Collegium majus, später katexochen die Universität genannt, wovon das Hauptgebäude heute noch steht und wissenschaftlichen Zwecken dient. Diese Arbeit diente zugleich als Festschrift zum 90. Geburtstage unsres langjährigen Vizepräsidenten, des ehrwürdigen Ober-Regierungsrats Freiherrn von Tettau. Es folgten weiter die „Urkunden zur Geschichte dieses Collegium majus“ im selben Jahre, dann die Abhandlungen über „Die Bursa pauperum“ 1896, die „Geschichte des Collegium zur Himmelspforte während des Mittelalters bis 1521 nebst Urkunden“, im Jahre 1898, und „Die Geschichte desselben Collegs von der Reformation bis zur Reduktion 1521 bis 1664“, im Jahre 1899, endlich die „Geschichte des Collegium Beatae Mariae Virginis, der Juristenschule“ mit Urkunden.

Diese Arbeiten sind von größter Wichtigkeit und ganz besonders die umfangreichsten über das Collegium zur Himmelspforte oder das Collegium Amplonianum. Denn die Geschichte der Erfurter Universität ist zu einem guten Teil die Geschichte seiner einzelnen wissenschaftlichen Institute, und auch das Allgemeine kann aus der Geschichte und den Urkunden der einzelnen Institute am reichlichsten und oft auch am sichersten abgeleitet werden. Von dem angesehensten aber, dem Collegium majus, haben wir infolge des Sturmes auf dasselbe und seine Einäscherung im Jahre 1510 nur ein sehr dürftiges Urkundenmaterial. Desgleichen fließen die Quellen auch über die andern ziemlich spärlich mit Ausnahme des Collegiums zur Himmelspforte, oder des Collegium Amplonianum. Von ihm

ist durch die Gunst der Verhältnisse ein ungewöhnlich reiches Quellenmaterial auf uns gekommen, und die Quellen reichen bis zu seiner Gründung, im Jahre 1412, also bis 20 Jahre nach Gründung der Universität zurück. So begreift es sich, daß unser Oergel diesem Institut, das nach dem Collegium majus zugleich das bedeutendste war und mit ihm um die Palme rang, ganz besondren Fleiß zuwandte. Und trotz mancher Vorarbeiten gabs noch viel zu tun. Denn Weißenborn hatte sich nur mit der Gründungs- und Anfangsgeschichte befaßt und Schum nur die wichtige Amplonianische Bibliothek katalogisiert und ihre Entstehung und Schicksale geschildert, die Geschichte des Kollegs und seiner Bewohner aber war im Dunkeln geblieben. Oergel hat sie ans Licht gezogen und damit für eine Geschichte der Universität Erfurt die wertvollste Unterlage geschaffen. Was er selbst über die „Lebens- und Studien-Ordnung der Universität Erfurt“, welcher Schrift wir schon gedachten, und über „Die Studienreform der Universität Erfurt vom Jahre 1519“, sowie über „Das Bursenwesen der mittelalterlichen Universitäten insbesondere Erfurts“ 1904, geschrieben hat, ruht wesentlich mit auf diesen Einzelforschungen.

Das größte Ansehen aber verdankt die Erfurter Universität dem Humanismus, und so hat Oergel denn auch dieser hervorragenden wissenschaftlichen Richtung der Reformationszeit, die auf Luthers Entwicklung und den Gang der deutschen Kirchen-Reformation überhaupt einen so großen Einfluß gehabt hat, von Anfang an das größte Interesse entgegen getragen. Bereits im Jahre 1892, gleichzeitig mit den ersten der uns beschäftigenden Veröffentlichungen, erschien die schon erwähnte Abhandlung „Beiträge zur Geschichte des Erfurter Humanismus“, im Jahre 1902 die Festrede über „Den nationalen Gedanken im deutschen Humanismus“, und 1903 der Vortrag: „Zwei neue Werke über den Erfurter Humanismus“.

Auf diesem Gebiete war ja schon mehr vorgearbeitet, besonders durch Kampschultes epochemachendes Werk „Die Universität Erfurt in ihrem Verhältnis zum Humanismus und zur Reformation“, das in den Jahren 1858 bis 60 in Trier erschienen war. Aber auch hier vermochte Oergel sowohl aus

den alten, schon von Kampschulte benutzten Quellen als besonders aus dem mancherlei neuen Quellenmaterial, das unterdeß zutage gefördert worden war, so viel neue Tatsachen ans Licht zu stellen und die auch durch die Einseitigkeit des Urteils oft sehr getrübte Auffassung der Personen und Verhältnisse so vielfältig zu klären und zu berichtigen, daß seine Verdienste hier vielleicht nicht geringer sind als auf den übrigen Gebieten. Wie er den Stoff beherrschte, und wie er auch die neuesten gelehrten Veröffentlichungen auf diesem Gebiete mit seiner Sachkenntnis zu ergänzen und zu berichtigen vermochte, sieht man aber am raschesten und deutlichsten an der zuletzt genannten Schrift, in der er erstlich das Buch des Breslauer Professors Bauch über „Die Universität Erfurt im Zeitalter des Frühhumanismus" und die Abhandlung Walter Brechts über „Die Verfasser der Epistolae obscurorum virorum" bespricht. Wie fein ist z. B. der Nachweis über die Beteiligung und Nichtbeteiligung Huttens an der Abfassung dieser einzigartigen Briefe, wie klar treten Personen und Sachen vor uns hin. Diese Arbeit macht der Phantasie des Verfassers, deren der Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber auch nicht entraten kann, nicht weniger Ehre als seinem strengen Wahrheitssinn und nüchternen Urteil.

Soviel über Oergels Forschungen über die Erfurter Universität und ihre Geschichte. Diese Studien machten ihn heimisch nicht nur im Erfurter Stadtarchiv, sondern auch auf dem Boden der Stadt selbst und ihrer Umgebung. Nach Beyers Heimgang dürfte es in Erfurt keinen Menschen gegeben haben, der mit allen denkwürdigen Häusern und Örtlichkeiten dieser erinnerungsreichen Stadt und ihrer Geschichte besser vertraut gewesen wäre als er. Wer Rats bedurfte, bei ihm klopfte er nicht vergeblich an. Doch existiert, so viel mir bekannt, nur eine Veröffentlichung, die sich auf die Stadt als solche bezieht, es ist die Abhandlung über „Das ehemalige Erfurtische Gebiet", welche er 1903 mit Karte in den Mitteilungen des Geschichts- und Altertumsvereins erscheinen ließ.

Als Mitglied des Senats unserer Akademie und zuletzt als Sekretär hat sich Oergel schließlich ziemlich eingehend auch mit der Geschichte unserer Gesellschaft befaßt. Für die Festschrift zum Jubiläum derselben im Jahre 1904 lieferte er

die „Geschichte der Akademie von ihrer Wiederbelebung durch Dalberg bis zu ihrer endgiltigen Anerkennung durch die Krone Preußen (1776—1816) und in einem Vortrag zur Kaisersgeburtstagsfeier schilderte er „Universität und Akademie zu Erfurt unter der Fremdherrschaft“. Außerdem enthalten unsere Jahrbücher noch 2 Gedenkreden von ihm, eine auf den verewigten Prinzen Albrecht von Preußen, den langjährigen Präsidenten der Akademie, und eine auf den heimgegangenen Professor Dr. Heinzelmann, den so verdienten langjährigen Sekretär unserer Gesellschaft.

Das hat der Entschlafene geleistet. Aus dem Werke erkennt man den Meister. Ein Mann von seltener Schaffensfreudigkeit ist von uns geschieden. Seine eigentümliche Begabung, ein klarer durchdringender Verstand, verbunden mit ebenso treuem Gedächtnis wie reger Phantasie, die sich in der Jugend auch in manchem Gedichte betätigte, prädestinierten ihn zum Gelehrten und zum Geschichtsforscher. Die gediegene Erziehung und Bildung, die ihm vom Vaterhause bis zur Hochschule zu teil wurde, rüsteten ihn mit soliden Kenntnissen und geistigen Fertigkeiten, vor allem aber mit jenem unerbittlichen Wahrheitssinn im Forschen und Leben aus, durch welchen er auch wirklich zum Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber geschickt wurde. Bei aller Entschiedenheit im Bekenntnis auf politischem wie auf kirchlichem Gebiete eignete ihm doch große Milde im Urteil über andre und im Verkehr mit andren. Das haben wir alle erfahren. Wie warm sein Herz allezeit für König und Vaterland schlug, habe ich bereits gesagt. In seinem persönlichen Leben hat er viel Schweres durchzukämpfen gehabt. Seine erste zur Lebensgefährtin Erwählte starb ihm als Braut. Seine Gattin, die er im Jahre 1870 heimführte, eine Tochter des altlutherischen Pastors Odebrecht in Stettin, und mit der er bis zu ihrem im vorigen Jahre zur gleichen Zeit erfolgten Tode in glücklicher Ehe verbunden war, schenkte ihm 4 Kinder, von denen zwei, ein Sohn und eine Tochter, ihn überleben, zwei aber in jungen Jahren an langer unheilbarer Krankheit dahinsiechten. Mit echter christlicher Ergebung trug der edle Mann alle diese schweren Heimsuchungen, wie auch die vielen Entbehrungen,

die ihm das überaus dürftige Einkommen seines Amtes auferlegte. Verkennung und Kränkung, an der es ihm auch nicht fehlte, vermochten ihm nicht die Gemütsruhe zu rauben, geschweige ihn bitter und hart gegen andre zu machen. Mild und freundlich sahen wir ihn bis zum Ende unter uns wandeln, und wissenschaftliche Fragen waren es, die ihn auch noch auf seinem Kranken- und Sterbelager beschäftigten, wie es seine Fieberphantasien verrieten. So lebte er auch in den letzten Tagen und Stunden nicht nur unter den Seinen, sondern auch unter uns, die wir so zu sagen seine weitere Familie bildeten. Danken wir ihm, indem wir seiner stets ehrend gedenken!

Verzeichnis der von Pastor D. G. Oergel durch den Druck veröffentlichten Abhandlungen.

1. Eben-Ezer, Festschrift zum 50jährigen Jubiläum der evang. lutherischen Gemeinde zu Erfurt (Geschichte derselben). Erfurt, Selbstverlag des Verfassers 1886.
2. Beiträge zur Geschichte des Erfurter Humanismus. In den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, Heft 15. E. 1892.
3. Die Lebens- und Studien-Ordnung der Universität Erfurt während des Mittelalters. In den Jahrbüchern der Akademie, Heft XIX. E. 1893.
4. Zur Erinnerung an die Universität Erfurt. Mitteilung. u. s. w., Heft 16. E. 1894.
5. Urkunden zur Geschichte des Collegium majus zu Erfurt. Ebenda.
6. Das Collegium majus zu Erfurt. E. 1894.
7. Die Bursa pauperum zu Erfurt. Mitteil., Heft 18. E. 1896.
8. Das Collegium zur Himmelspforte während des Mittelalters. Mitteil., Heft 19. E. 1898.
9. Das Collegium zur Himmelspforte von der Reformation bis zur Reduktion 1521—1664. Mitteil., Heft 20. E. 1899.
10. Die Studienreform der Universität Erfurt vom Jahre 1519. Jahrbücher, Heft XXV. E. 1899.

11. Vom jungen Luther. Beiträge zur Lutherforschung. E. 1899.
12. Zur Erinnerung an Karl Beyer. Mitteil., Heft 22. E. 1901.
13. Das Collegium Beatae Mariae Virginis (Juristen-Schule) zu Erfurt. Ebenda.
14. Jakob von Jüterbogk und Benedikt Stolzenhagen. Ebenda.
15. Der nationale Gedanke im deutschen Humanismus. Festrede. Jahrbücher, Heft XXVIII. E. 1902.
16. Das ehemalige Erfurtische Gebiet. Mit Karte. Mitteil., Heft 24. E. 1903.
17. Das Bursenwesen der mittelalterlichen Universitäten, insbesondere Erfurts. Sonderabdruck aus „Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine" 1904.
18. Die Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt von ihrer Wiederbelebung durch Dalberg bis zu ihrer endgültigen Anerkennung durch die Krone Preußen (1776—1816). Jahrbücher, Heft XXX. E. 1904.
19. Universität und Akademie zu Erfurt unter der Fremdherrschaft 1806—1814. Jahrbücher, Heft XXXII. E. 1906.
20. Gedenkrede auf den verewigten Prinzen Albrecht von Preußen, Regenten von Braunschweig, Präsidenten der Kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Ebenda.
21. Gedenkrede auf den verewigten Professor D. Dr. Wilhelm Heinzelmann, Sekretär der Kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften. Ebenda.
22. Zwei neue Werke über den Erfurter Humanismus. Besprechung von 1. Die Universität Erfurt im Zeitalter des Frühhumanismus von Gustav Bauch. Breslau 1904. 2. Die Verfasser der Epistolae obscurorum virorum von Walther Brecht. Straßburg 1904. Mitteil., Heft 26. E. 1905.
23. Die Karthause zu Erfurt. Mitteil., Heft 27. E. 1907.

In den Jahrbüchern der Akademie (XXIX) 1903 findet sich S. 248 ff. ein zwar nicht fehlerfreier, aber doch beachtenswerter Bericht über einen Vortrag Oergels in der Akademie über das Thema

24. Ulrich von Hutten in seinen Beziehungen zur Stadt Erfurt und zu den Erfurtischen Humanisten.

Georg Oergel.

Ein Erinnerungsblatt

von

Prof. Dr. Johannes Biereye
Rektor der Klosterschule zu Roßleben.

Kein anderes Gefühl als das der wärmsten Dankbarkeit und aufrichtigsten Hochachtung ist es, das mir die Feder in die Hand drückt, um dem vorstehenden trefflichen Lebensbild Georg Oergels noch ein paar schlichte Worte hinzuzufügen und auch für meine Person die Bedeutung des Verlustes zu würdigen, den unsere Akademie durch den Tod dieses Mannes erfahren hat.

Nicht davon will ich des näheren reden, von welch seltener religiöser Tiefe der Entschlafene war, und wie er mit Hintansetzung alles Andern nur dem lebte, was er religiös für wahr hielt; meine Aufgabe soll nur darin bestehen, ihn in seinem Verhältnis zur Geschichtswissenschaft mit wenigen Zügen zu schildern. Man möge es mir verzeihen, wenn ich hierbei von mir selber ausgehe und zunächst persönliche Beziehungen zu ihm erwähne. Ich hoffe, dadurch sein Bild etwas deutlicher zu gestalten.

Es war im Jahre 1902, als ich begann an die Fortsetzung der bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gediehenen Beyerschen Geschichte der Stadt Erfurt heranzutreten. Das erste Gebiet, das ich zu bearbeiten hatte, war die Geschichte der Erfurter Universität in ihrer Glanzzeit und Luthers Aufenthalt in unserer Stadt. Ich suchte der gesamten Literatur über diesen Gegenstand Herr zu werden und nahm zum Schluß auch die Schriften Oergels zur Hand. Geradezu entzückt war ich da von der klaren Darstellungsweise dieses Mannes, von seiner Kunst, die Leser zum Mitforschen heranzuziehen, vor allem aber von den Fortschritten, die er zu Wege gebracht hatte gegenüber der letzten zusammenfassenden und in glänzendem Stile geschriebenen Arbeit der vorangehenden Generation,

dem Werke von Kampschulte über die Universität Erfurt in ihrem Verhältnisse zu dem Humanismus und der Reformation (2 Bde, Trier 1858 und 1866).

Ich brannte darauf, den Verfasser kennen zu lernen. Nach einigen vergeblichen Versuchen gelang es mir im Oktober 1902. Ich suchte ihn in seiner Amtswohnung in der Großen Arche auf. Gleich die erste Begegnung zeigte mir die Eigenart des Mannes.

Ich trug ihm meine, ihm übrigens schon bekannte Absicht vor, die Beyersche Geschichte der Stadt Erfurt fortzusetzen. Erbaut war er nicht von diesem Plane. Erst, meinte er, müßten große wissenschaftliche Vorarbeiten geliefert werden, vornehmlich das Urkundenbuch der Stadt Erfurt, dann müsse hieraus eine wissenschaftliche Geschichte großen Stils erstehen, und schließlich könne auf Grund eines solchen Werks eine volkstümliche Geschichte folgen, wie sie die Beyersche sein wolle. — Ich entgegnete: diese Schwierigkeiten hätte ich mir sämtlich auch klar gemacht, da aber doch nun das einmal begonnene Werk kein Torso bleiben dürfe, und da man zweitens wohl lange warten könne, ehe sich jene Vorbedingungen für das Ideal einer „volkstümlichen Geschichte" erfüllen würden, so hätte ich mich aus Liebe zur Sache und zur Stadt meiner Väter entschlossen, mit Heranziehung nicht nur des literarischen, sondern auch, soweit möglich, des urkundlichen Materials, das Wagnis auszuführen. Ich sei jetzt gekommen, um ihn zu fragen, ob er mich in meinem Plane unterstützen wolle. — Auf dem Gebiete der politischen Geschichte, meinte er bescheiden, sei er nur wenig zu Hause, was er aber in der Gelehrtengeschichte bieten könne, stelle er mir gern zur Verfügung. Eine Frage habe er noch: wie ich mich zu den „Chroniken" stelle. Ich meinte, schwerlich würde ich ganz ohne sie hinkommen, aber einen besonders großen Wert schriebe ich ihnen nicht zu. Da atmete er auf. Von andern habe er gehört, so sagte er, ich wolle auf diese „Chroniken" im wesentlichen meine Arbeit aufbauen, jetzt freue er sich im Interesse der Sache, eines besseren belehrt zu werden. Er für seine Person halte die Chroniken für ganz wertlos; nur wer auf die letzten Quellen zurückgehe, könne bei der so vielfach entstellten Überlieferung der Geschichte Erfurts sichere und brauchbare Ergebnisse erzielen.

Ich bat ihn nun um die Erlaubnis, den von mir bis dahin fertiggestellten Abschnitt über „Luther in Erfurt“ vorlesen zu dürfen. Je länger ich las, um so lebhafter drückte er mir seine Freude darüber aus, daß ich über die einschlägigen Quellen und literarischen Hilfsmittel, insbesondere über seine eigenen Forschungen unterrichtet war; was mich aber besonders angenehm berührte, war die Beobachtung, daß er sich nicht im mindesten dadurch verletzt fühlte, wenn ich einmal zu anderen Schlußfolgerungen als er selbst gekommen war. „Ich habe ein faible für diese Idee“ oder ähnlich bescheiden vertrat er seine Ansicht. Zum Schluß gab er mir eine ganze Reihe wertvollster Winke, aus denen ich das geradezu profunde Wissen des Mannes, seine völlige Herrschaft über den Stoff, seinen sicheren Takt im Urteil erkannte, besonders aber seine offene Ehrlichkeit, mit der er die Grenzen seiner eigenen Kenntnis zugestand. Meine begeisterten Ideen über die Bedeutung Erfurts hörte er freundlich mit an. Nicht schon damals, aber später merkte ich, daß er aus dem Stadium der ersten unbegrenzten Begeisterung für die Geschichte der Metropole Thüringens, in dem ich mich damals befand, herausgetreten war in das eindringender, nüchterner, wohl abwägender Erforschung.

Als er mir zuletzt das Versprechen wiederholte, mich, soweit er nur könne, unterstützen zu wollen, da überkam mich das frohe Gefühl, daß damit ein Hauptfaktor für das Gelingen meiner schweren Aufgabe gegeben sei. — Und was er mir versprochen, das hat er in rührender Weise gehalten, bis der Tod ihn uns entriß. Stets nahm er mich freundlich auf, wenn ich zu ihm kam; alle schwierigen Probleme durfte ich mit ihm durchsprechen, ganze Abschnitte meiner Geschichte ihm vorlesen.

Bei alledem lernte ich allmählich nicht nur seine Arbeitswerkstatt und seine Auffassung von Welt und Menschen im allgemeinen kennen, ich gewann auch Einblick in sein Familienleben; und mit der zunehmenden Kenntnis seiner inneren Wesensart und seiner äußeren Lebensbedingungen wuchs meine Liebe und Bewunderung für den seltenen Mann, dessen wissenschaftliche Bedeutung neben seiner sittlichen Größe und selbstlosen Bescheidenheit mir immer vorbildlicher erschien.

Doch ich wollte ja nur über den Historiker Oergel sprechen, wie er mir in Wort und Schrift entgegentrat!

Da gehe ich wohl am richtigsten von dem Geschichtsforscher Oergel aus, um dann den Geschichtsschreiber zu charakterisieren.

Sein Verfahren als Geschichtsforscher war nach jeder Richtung hin musterhaft. Mit einem Forschertrieb, der nicht eher ruhte, als bis er das äußerst Erreichbare sich zugänglich gemacht hatte, war er hinter dem urkundlichen Quellenmaterial her. Was er nicht in Erfurt fand, das suchte er in soundsovielen Archiven und Bibliotheken anderer Städte auf. Mit einem einzigartigen Spürsinn verstand er zu entdecken. Rechnungen, unscheinbare Notizen, Unterschriften unter den gleichgiltigsten Registrierungen der Verwaltung zog er heran, um ihnen historisches Leben einzuhauchen. Was er auf diese Weise an wissenschaftlichem Material zusammengetragen hat, es ist ein kostbarer, vielfach noch unverarbeiteter Schatz. Wie manchem andern, so stellte er ihn auch mir ohne den geringsten Vorbehalt zur Verfügung. Wie viel habe ich nicht gerade aus diesen Notizen gelernt, namentlich für die sachgemäße Beurteilung der kirchlichen Verhältnisse Erfurts! Eine jede Bibliothek würde mit den von ihm in Mappen wohlgeordneten Sammlungen eine unschätzbare Erwerbung machen!

Soviel von dem Material, das er gewann. Ging er nun daran, es zu verwerten, überhaupt die handschriftlichen Quellen zu bearbeiten, so war es eine Lust, ihn hierbei zu beobachten. Mit einem bewundernswert eindringenden Scharfsinn machte er sich an die Entzifferung. Stellen, an deren Lesbarkeit andere schon verzweifelt hatten, wußte er oft sofort richtig zu erkennen oder durch eine leichte, in die Augen springende Konjektur zu enträtseln. Wie er es verstand, für schwer zu übersetzende Texte des schlechten mittelalterlichen Lateins durch eine streng philologische Interpretationskunst und einen staunenswert sicheren Blick die richtige Übersetzung zu finden, davon wissen gar manche zu erzählen, die sich in ihren Nöten an ihn wandten.

Hatte er abgeleitete Darstellungen zu verwenden, so ging er aufs äußerste vorsichtig und kritisch vor. Am verdächtigsten erschienen ihm die bis dahin in erster Linie benutzten Chroniken, die in ihrem treuherzigen Erfurter Deutsch

so ungemein anheimelnd wirken und durch den Duft des über ihnen schwebenden ganz eigenartigen alterfurtischen Lebens das Gemüt zu fassen wissen, aber, Wahres und Falsches durcheinandermengend, bestenfalls die Dinge so bringen, wie sie sich der Mann aus dem Volke dachte, meist jedoch eine heillose Verwirrung anrichten. Was strenge Kritik und Herausschälung des tatsächlichen historischen Kernes aus jederlei Quellenmaterial und literarischen Hilfsmitteln betrifft, so ist Oergel von keinem anderen Erfurter Geschichtsforscher erreicht, geschweige denn übertroffen worden. Die auf diesem Gebiet regsamsten und verdientesten Männer des neunzehnten Jahrhunderts, Erhard wie Herrmann, Kirchhoff wie Schum, v. Tettau wie Beyer, an unbedingter Zuverlässigkeit stehen sie alle hinter Oergel zurück. Es ist jammerschade, daß er nicht sein Urteil über die Bewertung der Quellen und Hilfsmittet für die Erfurter Geschichte in systematischer Zusammenfassung veröffentlicht oder hinterlassen hat. Die gelegentlich mündlich hingeworfenen Brocken sind viel zu spärlich, um zu genügen. —

Hatte der Geschichtsforscher Oergel alles auffindbare und irgend zugängliche Material sich zu eigen gemacht und sich völlig in dasselbe vertieft, auch über alle in Frage kommenden Personen und Dinge sich so genau wie nur irgend möglich unterrichtet, hatte er dann mit Zuhilfenahme der Phantasie alle vorhandenen Lücken ergänzt und war er somit völlig Herr des Stoffes geworden, so goß der Geschichtsschreiber Oergel diesen Stoff in die ihm am besten entsprechende Form. „Wenn man nur weiß, was man will, dann findet sich das rechte Wort von selbst“, so sagte er öfter, dem Catonischen: „rem tene, verba sequentur“ sich anschließend. Auf eine blendende Darstellung, auf rhetorischen Schmuck und pathetischen Schwung legte er keinen Wert, wohl aber auf einen klaren Ausdruck, eine überzeugende Schlußfolgerung und eine zweckmäßige Gliederung. Erscheinen manchem seine Ausführungen auch zuweilen etwas nüchtern, die zwingende Logik seiner Gedankengänge wirkt immer fesselnd und anziehend, die warme innere Anteilnahme des Verfassers an seinem Gegenstande immer wohltuend und gewinnend.

Eine schwere Klippe für den Historiker Oergel hätte seine streng lutherische Richtung in der Theologie bilden können:

das war nicht der Fall. Nichts als das Bestreben, die Wahrheit zu finden, leitete ihn. Das unbestechliche und fleckenreine Gewissen des Historikers gab stets den Ausschlag. Eine Verschleierung zugunsten einer Lieblingsmeinung, eine tendenziöse Gruppierung der Tatsachen im Interesse einer Partei kannte er nicht. Wie Ranke wollte er nur erkennen, wie es wirklich gewesen. So warm seine Liebe zu Luther war, so groß seine Begeisterung für die Reformation, so charakterstark er, wo es galt, seinen Standpunkt zu vertreten wußte, — auch die Gegner Luthers und der von ihm angefachten Bewegung suchte er zu würdigen, ihr Handeln von ihrem Standpunkte aus zu erklären und ihnen gerecht zu werden.

Dieser Gerechtigkeit und Billigkeit gegenüber Andersdenkenden entsprach auch die Art, wie er sich mit den Gelehrten auseinandersetzte, die wissenschaftlich zu von ihm abweichenden Meinungen gelangt waren. Sah er z. B. sich auch durch eigene gründliche Forschungen genötigt, die Grundanschauungen Kampschultes in verschiedenen Fragen zu zerstören: seine Vorzüge erkannte er stets rückhaltlos an.

Daß das Forschungsgebiet, auf dem er sich bewegte, von Luther ausging, ist bei dem innerlich dem strengsten Luthertum angehörigen Geistlichen nicht zu verwundern. In launiger Weise erzählte er mir einst, wie es ihm gegangen sei, als er, nach Erfurt übergesiedelt, nun sich an die Erforschung von Luthers Beziehungen zu dieser Stadt, von dem damaligen Universitäts- und Klosterleben habe heranmachen wollen. Für diese Materie, so habe ihm ein im Geschichts- und Altertumsverein maßgebender Herr damals gesagt, liege eine völlig erschöpfende und abschließende Arbeit in Kampschultes Buch vor, es sei deshalb nicht angebracht, gerade dies Gebiet zu wählen. Trotzdem habe er es gewagt, und die einzelnen Fragen näher studierend, sei er zu ganz anderen Schlußergebnissen als Kampschulte gekommen. — Es sind Ergebnisse, die einen ganz gewaltigen Fortschritt gegen jenen katholischen Historiker bedeuten, Ergebnisse von unermeßlichem Wert für die Geschichte der Jugend Luthers, der Einführung der Reformation in Erfurt, der Erfurter Universität. Sein Plan ging dahin, nachdem er die Studien vom „jungen Luther" einheitlich zusammengefaßt hatte, zunächst eine systematische Geschichte

von der Einführung der Reformation in Erfurt zu schreiben und der theologischen Fakultät in Erlangen zu widmen, die ihn durch Verleihung der theologischen Doktorwürde geehrt hatte, alsdann die Geschichte der Universität Erfurt in Angriff zu nehmen, ein Werk, das schon längst als eines der wichtigsten Desiderien der wissenschaftlichen Welt gilt.[1]

Gar Manches verzögerte die Ausführung seiner Absichten. Zum Teil waren es seine Bescheidenheit und Selbstlosigkeit. Als geistiger Speisemeister für den Geschichts- und Altertumsverein, sowie in der letzten Zeit für die Akademie, wollte er auch an seinem Teile Arbeiten für die Jahreshefte dieser Körperschaften liefern, wodurch er seine Kräfte doch etwas zersplitterte. Auch daß er jedem half, der sich an ihn mit wissenschaftlichen Anliegen wandte, verursachte ihm Zeitverlust. Zu einem weitern Teile ließen ihn seine persönlichen Verhältnisse, eigene Krankheit und die seiner armen, zuletzt gelähmten Gemahlin, sowie anderes Mißgeschick nicht recht zu geschlossener Arbeit kommen. Erst in der allerletzten Zeit schien sich sein Leben ruhig und behaglich zu gestalten und insbesondere ihm die Muße zu der von ihm so geliebten wissenschaftlichen Beschäftigung zu gewähren. Jetzt konnte man hoffen, daß er uns die beiden Werke bescheren würde, die ihm als sein wissenschaftliches Lebensziel vorschwebten. Es kam anders. Eine schwere Krankheit überfiel ihn und begann die Tätigkeit des Schaffensfreudigen zu lähmen. Und einem hochbegabten und treuen Baumeister gleich, der ein fest gesichertes Fundament für das Kunstwerk seines Lebens gelegt und fast alle Bausteine wohlgeformt zusammengebracht hat, plötzlich aber hinweggerufen wird, um nie wiederzukehren, wurde Georg Oergel mitten aus seiner Arbeit davon geholt, bevor er zum Abschluß gebracht, was er mit vieler Liebe und sorgfältigem Fleiß begonnen.

Ist deshalb dieses Leben bedeutungs- und wertlos gewesen?

Nun und nimmermehr. Der Boden für die wissenschaftliche Forschung über Luthers Jugend, über die Universität Erfurt, über das kirchliche Leben dieser Stadt, insbesondere über ihre

---

[1] Vgl. hierzu die Bemerkung von R. Thiele auf der ersten Seite der Festschrift zur Feier des 150jährigen Bestehens der Kgl. Akademie zu Erfurt. 1904.

Stellung zur Reformation ist von ihm geebnet; fast alles bisher zugängliche Material zum Bau ist herangeschafft, die wichtigsten Bausteine und Bauteile sind wohl von ihm geformt und harren nur der Zusammenfügung und der rechten Verbindung; für alles aber, was fehlt, hat er die Methode der Bearbeitung in musterhafter Weise vorgezeichnet. Das Glück, von dem großartigen Gesamtwerk den Ruhm und die Ehre zu ernten, ist ihm versagt worden. Wie es in allen übrigen Dingen sein Los war, in Bescheidenheit und Selbstlosigkeit zu leben und zu wirken, so auch in der Wissenschaft.

Allerdings kannte dieser Mann für sein Handeln auch nicht die Motive, die so manche andere zu wissenschaftlicher Arbeit in Bewegung setzen: nicht das verzehrende Verlangen nach dem Klange des Ruhmes — obwohl des venusinischen Sängers Wort: „monstror digito praetereuntium“ in den letzten Jahren auch von ihm galt, wie ich es selbst mehrfach beobachtete, — noch viel weniger die schnöde Gewinnsucht, die die Göttin Wissenschaft zur melkenden Kuh herabwürdigt; für ihn war das schlechthin Letzte und Tiefste, das die ganze Richtung seines Wesens Bestimmende: das heilige Feuer des Triebes, die Wahrheit zu erkennen. In der Befriedigung dieses Triebes fand er den süßesten Lohn seiner Arbeit. Er war mit einem Worte ein Idealist, der alle, die in den Kreis seiner Wirksamkeit hineintraten und nur einigen Sinn für ideale Eigenart mitbrachten, in unwiderstehlicher Weise anzog und mit stiller Bewunderung und herzlicher Zuneigung zu solchem schlichten Edelsinn erfüllte.

Als ich vor zwei Jahren daran ging, das Wesen eines der besten Männer zu schildern, der in Erfurt geboren ward und hier Zeit seines Lebens wirkte, ich meine das des Reformators Johannes Lang, da schwebte mir fortwährend als die ihm wesensähnlichste Persönlichkeit vor Augen Georg Oergel. Die Worte, die ich über ihn schrieb: „Keine von den bestechenden Größen des Humanistenkreises, keine von den Persönlichkeiten, die im Glanze von Ruhm und Ehre das letzte Ziel des Menschen sehen, vereinigte diese schlichte Gelehrtennatur in sich doch die inneren Eigenschaften, die zur Durchführung einer großen Lebensaufgabe befähigen: mit der Unerschrockenheit jenes Johannes in der Wüste verband er eine Tiefe der

Überzeugung, die ihn den ganzen Menschen restlos für die einmal erkannte Wahrheit einsetzen ließ ......", diese Worte passen im letzten Grunde nicht nur für den Reformator Erfurts, sondern auch für den Mann, welcher der bedeutendste Forscher auf dem Gebiete der Geschichte der Reformation geworden ist.[1]

Sein Andenken sei gesegnet nicht nur bei der Akademie der Wissenschaften und den Freunden der Erfurter Geschichte, nein auch bei der ganzen Bürgerschaft der Stadt, um die er sich in so selbstloser Weise verdient gemacht hat.

---

1) Eine merkwürdige Fügung des Schicksals ist es, daß beide Männer, Lang wie Oergel, am dritten Ostertag bestattet worden sind.

Monotheistische Strömungen im alten Orient und der Monotheismus Jsraels

von Universitätsprofessor

D. Dr. Baentsch in Jena.

Es ist allgemein bekannt, daß die Religionsgeschichte unter allen Religionen der Welt, den gegenwärtigen und den vergangenen, nur drei Religionen als wirklich monotheistische Religionen anerkennt. Das ist erstens die Religion des Judentums, dann das Christentum und drittens der Islam. Der Islam steht zum guten Teile auf den Schultern des Christentums und des Judentums, und es ist die allgemeine Ansicht, daß gerade der streng monotheistische Gedanke von Muhammed seiner Zeit dem Judentum entnommen ist. Das Christentum steht historisch besehen wieder auf den Schultern des Judentums, denn die Vorstellung von dem einen Gott, dem Schöpfer der Welt und dem Vater der Menschen, ist das Erbe, das das Christentum von dem Judentum übernommen hat. So bliebe denn für die vorchristliche Zeit, für das Altertum, nur eine einzige wirklich monotheistische Religion, das Judentum, übrig. Aber auch das Judentum hat den monotheistischen Gedanken nicht etwa erst geschaffen. Wir wissen ja, daß die Religion, die wir als Judentum bezeichnen, erst seit dem 5. vorchristlichen Jahrhundert in die Geschichte eingetreten ist. Dieses Judentum ist seinerseits aus der Religion Israels hervorgegangen und hat von dieser den monotheistischen Gedanken bereits geerbt, so daß also die Religion Israels am letzten Ende als die Religion gelten darf, die der Welt den monotheistischen Gedanken geschenkt hat. Wir wissen zwar, daß dieser monotheistische Gedanke in der Religion Israels vielfach nicht ganz rein auftritt. Weil diese Religion eine Nationalreligion war, erscheint der monotheistische Gedanke hier vielfach in nationaler Einengung und Beschränkung, aber wir dürfen darüber nicht vergessen, daß in den höheren Ausgestaltungen dieser Religion, wie sie

uns in den Propheten Israels und in den urgeschichtlichen Spekulationen der Genesis entgegentreten, der monotheistische Gedanke durchaus vertreten ist und hier zuweilen in einer Reinheit erscheint, die uns berechtigt, die Religion Israels den monotheistischen Religionen zuzugesellen und sie als die monotheistische Religion des Altertums zu bezeichnen.[1]

Wir erinnern uns nun aber, daß in den letzten Jahren, als der Streit über Babel und Bibel heftig entbrannt war, der Religion Israels ihr monotheistisches Monopol mit Entschiedenheit bestritten worden ist. Es war der Berliner Assyriologe Friedrich Delitzsch, der mit Emphase erklärte, daß es auch in Babylonien freie und erleuchtete Geister gegeben hätte, die den einen Gott verkündet und sich mit Entschiedenheit zu ihm bekannt hätten. Diese Behauptung fand heftigen Widerspruch bei den jüdischen und christlichen Theologen nicht nur, sondern auch — und das machte den Widerspruch ganz besonders wirksam — bei bedeutenden Assyriologen (wie z. B. bei Bezold und Jensen), die ganz offen erklärten, sie hätten von einem Monotheismus innerhalb der babylonischen Religion nicht das gerinste finden können. Damit schien die Sache abgetan, und über Delitzsch brach ein wahres Zorngericht herein, wobei man ihm den Vorwurf machte, daß er die Religion Israels ihres höchsten Ruhmestitels, die einzige monotheistische Religion des Altertums zu sein, schnöde hätte berauben wollen.

Das war nun freilich ein etwas vorschnelles Verfahren. Temperamentvolles, von religiösem Eifer getragenes Eintreten für die Einzigartigkeit der Religion Israels unter den Religionen der alten Welt im Bunde mit unzureichenden Kenntnissen auf dem Gebiete der allgemeinen Religionsgeschichte hat das Wahrheitsmoment, das der Behauptung von Delitzsch trotzalledem innewohnte, nicht erkennen lassen. Es hat sich hinterher doch herausgestellt, daß Delitzsch mit seiner Behauptung von einem

---

[1] Als monotheistisch dürfte allerdings auch die Religion des Zarathustra in Anspruch genommen werden. Doch wird deren monotheistischer Charakter durch den eigentümlichen Dualismus, der sich schon auf der ältesten Stufe dieser Religion zeigt und sich später immer schärfer herausbildet, stark beeinträchtigt. Aus diesem Grunde sehen wir hier von einer Berücksichtigung dieser Religion grundsätzlich ab.

babylonischen Monotheismus nicht so ganz Unrecht gehabt hat, ja noch mehr, es ist in der letzten Zeit immer deutlicher geworden, daß sich nicht nur in der babylonischen, sondern auch in anderen Religionen des alten Orients, besonders der ägyptischen, sehr deutliche monotheistische Gedanken finden. Es wird keinem Menschen einfallen, deshalb etwa die ägyptische oder babylonische oder sonst eine alte orientalische Religion für eine monotheistische Religion auszugeben. Nein, diese Religionen sind und bleiben polytheistische Religionen. Was wir von ihnen sagen können, ist nur, daß sich in ihnen monotheistische Strömungen geltend machen, daß es in ihnen zu monotheistischen Lehren gekommen ist. Namhafte Kenner der allgemeinen Religionsgeschichte behaupten sogar, daß sich dergleichen monotheistische Tendenzen in allen polytheistischen Religionen nachweisen lassen. Wir wollen dieser Behauptung nicht wiedersprechen, müssen es uns aber versagen, andere als altorientalische Religionen in den Kreis dieses Vortrages hereinzuziehen, da wir nur diese Religionen aus ihren Urkunden heraus einigermaßen genau kennen und hier nichts behaupten möchten, wofür wir nicht die volle Verantwortung übernehmen könnten.

Wir glauben nun auf ein allgemeines Interesse rechnen zu dürfen, wenn wir diese monotheistischen Strömungen innerhalb der altorientalischen Religionen einmal zum Gegenstand einer besonderen Untersuchung machen. Diese Strömungen zeigen einmal, daß es doch auch in den polytheistischen Religionen des alten Orients, von denen man oft mit so großer Geringschätzung geredet hat, nicht an einem Zuge nach oben zum Lichte hin gefehlt hat, daß sie also nicht so gottverlassen gewesen sind, wie man sich oft einbildete, und dann führen uns diese monotheistischen Strömungen ganz von selbst dahin, den Monotheismus, auf den sie abzielen, mit dem Monotheismus der Religion Israels zu vergleichen. Diese Vergleichung setzt uns aber in den Stand, das Wesen des israelitischen Monotheismus und zugleich auch das Wesen des altorientalischen Monotheismus in möglichster Schärfe zu erfassen, denn durch nichts wird das Wesen einer Sache so scharf erkannt, als dadurch, daß man sie mit einer anderen, ihr ähnlichen Sache vergleicht.

I.

Zunächst wollen wir zeigen, wie es in den altorientalischen Religionen zu monotheistischen Anschauungen und Lehren gekommen ist. Wir beginnen da mit der ägyptischen Religion, denn in dieser treten uns monotheistische Ansätze zuerst urkundlich belegt entgegen. Die ägyptische Religion ist eine Naturreligion, d. h. die in ihr verehrten Gottheiten sind personifizierte Naturmächte, deren Walten in den mancherlei Naturerscheinungen und besonders in den Gestirnen und unter diesen wieder namentlich in der Sonne erkannt wurde. Jeder der ägyptischen Gaue oder Nomen hatte seine ihm eigentümlichen Gottheiten mit einem obersten Gotte an der Spitze, auf den sich die Verehrung natürlich konzentrierte. Der Kult dieses Gottes war an seinen Gau gebunden, aber das Walten dieses Gottes stellte man sich als weit über die Grenzen des Gaues hinausreichend vor. Zwar kam sein Walten in erster Linie seinem Gau zu gute, aber seinen Verehrern galt er zugleich als der Gott, der das All erschaffen hat und es erhält, eine wunderliche Diskrepanz zwischen der theoretischen universalen Bedeutung des Gottes und seinem oft winzigen Macht- und Kultbereich auf der Erde. An den meisten Heiligtümern stellte man sich den obersten Gott als im Sonnengestirn waltend vor, der oberste Gott war also hier der Sonnengott. Als nun die verschiedenen Gaue Ägyptens zu einem Reiche mit einem Pharao an der Spitze verschmolzen wurden — was schon sehr früh geschehen ist —, ergab sich die Notwendigkeit, auch die verschiedenen Gaugottheiten zu einem großen Göttersystem zusammen zu fassen. Der oberste Gott des ägyptischen Göttersystems wurde natürlich der Sonnengott. Die obersten Gaugötter wurden mit dem Sonnengott einfach identifiziert, oder sie wurden als besondere Erscheinungsformen des Sonnengottes angesehen, dergestalt, daß der eine Gott als Gott der Frühsonne und der Frühjahrssonne, der andere als Gott der Mittagssonne und der Sommersonne, der dritte als der Gott der Abendsonne und der Herbstsonne, der vierte als der Gott der toten Sonne (d. h. der Sonne vom Sonnenuntergang bis zum Sonnenaufgang) und der Wintersonne angesehen wurde. Auch die übrigen Götter wurden von der Priesterspekulation schließlich alle mit dem Sonnengotte identifiziert d. h. als

Teilerscheinungen oder Erscheinungsformen des einen höchsten Gottes, des Sonnengottes, angesehen. Bereits im sogenannten mittleren Reiche, das etwa 1700 v. Chr. abschloß, war diese monotheisierende Lehre von den ägyptischen Priesterschaften ausgebildet worden. Sie begegnet uns dann auch im neuen Reiche auf Schritt und Tritt. Ihre besondere Pflege fand sie bei der Priesterschaft von Heliopolis. Es ist uns eine Formel überliefert, in der diese Lehre ihren begrifflichen Ausdruck fand. Sie lautet:

die Morgensonne ist gleich Chepera
die Mittagssonne ist gleich Rê'
die Abendsonne ist gleich Atum
die tote Sonne ist gleich Osiris.

Auch in vielen alten Sonnenhymnen reflektiert sich diese Lehre. Der Sonnengott erscheint hier nicht nur als Vater und König der Götter, sondern geradezu als „der Einzige" als „der in Wahrheit Lebende". Dieser Einzige gilt dann natürlich auch als der Schöpfer und Erhalter der Welt und aller in ihr lebenden Wesen. Er ist es, wie es in einem solchen Hymnus heißt:

„Der dies alles gemacht hat, ‖ der Einzige mit vielen Händen,
Er befahl, und die Götter entstanden, ‖ er ist der Vater der Götter,
Der, der die Menschen machte, ‖ und die Tiere schuf."

In einem anderen Sonnenhymnus heißt es:

Anbetung dir, o Rê' beim Aufgang, ‖ Atum beim Untergang!
Du gehst auf, gehst auf, und strahlst und strahlst, ‖ gekrönt als König der Götter.
Du bist der Herr des Himmels und der Herr der Erde, ‖ der die Oberen machte und die Unteren.
Du einziger Gott, der von Anbeginn ist, ‖ der die Länder machte und die Menschen erschuf,
Der die Himmelsflut machte und den Nil erschuf, ‖ der das Wasser machte und was darin ist.

Wir sehen deutlich, wir sind hier auf dem Wege zu einem gewissen Monotheismus. Zwar werden die Götter in diesen Hymnen noch erwähnt, aber sie treten hinter den Einzigen, der von Anbeginn ist, vollkommen zurück; sie sind seine Geschöpfe, die wie die anderen Kreaturen des Einzigen Macht und Gottheit verkünden helfen. Man braucht in diesen Hymnen nur die Götter, bei deren Nennung es sich im Wesentlichen doch nur

noch um eine façon de parler handelt, zu streichen, und die Hymnen könnten in dem alttestamentlichen Psalmbuch stehen. Dieser Schritt, der augenscheinlich auch ganz in der Konsequenz der Lehre lag, ist in Ägypten nun auch wirklich getan worden, und zwar von einem Pharao, der sich dadurch einen bleibenden Platz in der Religionsgeschichte errungen hat.

Dieser Pharao war Amenhotep (Amenophis) IV., der ca. 1400 regierte. Amenhotep war der Theologe unter den Pharaonen. In seiner Jugend war er wohl Schüler der Priester von Heliopolis gewesen, jedenfalls lag sein Reformwerk in der Konsequenz der Lehre dieser Priesterschaft. Er stellte die ausschließliche Verehrung des einzigen Gottes, des in der Sonne sich manifestierenden Gottes Rê', als Grundsatz auf und schaffte die Verehrung aller anderen Götter durch Regierungsukas ab. Es war im sechsten Jahre seiner Regierung, daß er den Kult des Sonnengottes oder der in der Sonnenscheibe sich manifestierenden Gottheit zur ägyptischen Staatsreligion machte. Die Tempel aller übrigen Gottheiten wurden polizeilich geschlossen und ihre Güter mit Beschlag belegt. Die Götterstatuen wurden zerstört, die Darstellungen der Götter an den Tempelmauern wurden ausgekratzt und ihre Namen überall getilgt. Der König selbst legte seinen mit dem Namen des thebanischen Gottes Amon zusammengesetzten Namen Amenophis (Amenhotep) ab und nannte sich Ech en Aton=Geist des Sonnengestirns, womit er sich gewissermaßen als Inkarnation, als irdischen Vertreter des einen Gottes charakterisieren wollte. Auch die alte Residenz Theben, die ja der Herrschaft des Gottes Amon unterstand und mit den Traditionen dieses Gottes unlösbar verwachsen war, gab er auf und gründete eine neue Residenz, die den prunkvollen Namen „Horizont des Sonnengestirns" empfing, und deren Trümmer heute durch den Ruinenhügel Tell el Amarna bezeichnet werden. Die Einführung der Reformation oder der neuen Religion hat sich in Ägypten ohne große Umwälzungen vollzogen. Mochten immerhin die Priesterschaften der abgesetzten Götter mit der neuen Gestaltung der Dinge unzufrieden sein und im Geheimen hetzen und schüren, so kam es doch nicht zu einer offenen Revolution und die Staatsmaschine blieb im Gang. Aber populär ist die neue Religion in Ägypten nicht geworden. Sie hat den König nicht lange überlebt. Nach

seinem Tode kamen bald die alten Götter wieder zu Ehren; die monotheistische Reform bedeutete lediglich eine Episode in der ägyptischen Religionsgeschichte. Doch ehe wir auf den Zusammenbruch des Reformwerkes eingehen und uns seine Ursachen klar zu machen suchen, müssen wir doch noch einen Blick auf die religiösen Vorstellungen des Amenophis selbst werfen. Sie kommen zu einem klaren und schönen Ausdruck in der berühmten Sonnenhymne dieses Königs,[1] aus der wir ein paar charakteristische Proben mitteilen möchten. Es heißt da:

„Du erscheinst schön im Horizonte des Himmels, ‖ du lebende Sonne, die zuerst lebte.
Du gehest auf im östlichen Horizonte ‖ und erfüllest die Erde mit deiner Schönheit.
Du bist schön und groß und funkelnd ‖ und hoch über der Erde.
Deine Strahlen umarmen die Länder, soviel du geschaffen hast.
Du bist Rê' . . . . ‖ du bezwingst sie durch deine Liebe.
Du bist fern, ‖ aber deine Strahlen sind auf Erden.
Gehst du unter im westlichen Horizonte, ‖ so ist die Erde finster, als wäre sie tot.
Sie schlafen in ihren Kammern ‖ mit verhülltem Haupt.
Ihre Nasen sind verschlossen, ‖ und kein Auge siehet das andere.
Stähle man ihre Habe, ‖ sie merkten es nicht.
Jeder Löwe kommt aus seiner Höhle heraus, ‖ und alles Gewürm beißt.
Die Erde schweigt, ‖ der sie schuf, ruht ja in seinem Horizonte.
Frühmorgens gehst du im Horizonte auf ‖ und leuchtest als Sonne am Tage.
Die Finsternis flieht, ‖ wenn du deine Strahlen spendest.
Die Bewohner Ägyptens sind fröhlich, ‖ sie erwachen und stehen auf ihren Füßen, wenn du sie erhoben hast.

[1] Man vergleiche zu diesem Hymnus übrigens den 104. Psalm, der so viel charakteristische Ähnlichkeiten mit ihm aufweist, daß man eine Abhängigkeit seines Verfassers von dem Hymnus annehmen muß.

Sie waschen ihren Leib || und greifen nach ihren Kleidern.
Sie erheben ihre Hände, dich zu preisen. || Das ganze Land tut seine Arbeit."

Ein anderer Passus lautet:

„Wie viel ist, was du gemacht hast!
Du schufst die Erde nach deinem Wunsche, du allein || mit Menschen, Herden und allen Tieren.
Alles, was auf Erden ist, was auf den Füßen geht || und was schwebt und mit den Flügeln schlägt."

Und endlich noch der Schluß:

„Du schufst die Jahreszeiten, || um all dein Erschaffenes zu erhalten;
Den Winter, um sie zu kühlen, || die Glut, damit sie dich [d. h. deinen Segen] kosten.
Du schufst den fernen Himmel, um an ihm zu strahlen, || um all dein Erschaffenes zu sehen,
Allein und aufgehend als lebende Sonne, || erglänzend und strahlend, dich entfernend und wiederkehrend.
Du schufst die Erde für die, die aus ihr entstanden sind, || die Hauptstädte, Städte, Stämme, Wege und Ströme,
Aller Augen schauen dich vor ihnen, || wenn du die Tagessonne über der Erde bist."

Die Proben zeigen zur Genüge, wie rein hier die monotheistische Stimmung ist. Die Götter, die in den älteren Sonnenhymnen doch immer noch eine gewisse Rolle spielten, sind hier ganz verschwunden. Der Gott des Amenophis ist nicht mehr König und Vater der Götter, auch nicht einmal mehr der Phrase nach, sondern er ist wirklich „der Einzige" und „der in Wahrheit lebende" Gott, der „Gott der Ewigkeit", der zuerst war und der allein die Welt erschaffen hat und erhält.

Aber so schön der Monotheismus des Amenophis auch war, er hat sich in Ägypten nicht durchsetzen können. Das lag einmal daran, daß das Volk noch immer in der alten Religion seine Befriedigung fand. Die ganze monotheistische Reform war nicht aus einem Bedürfnis des Volkes heraus geboren, sondern entsprach lediglich dem individuellen Bedürfnis des theologisch gebildeten Königs. Dazu kam noch ein anderes

Moment, und auf dieses möchte ich hier den Hauptnachdruck legen. Dieser solare Monotheismus besaß in sich nicht die Kraft, die polytheistische Religion innerlich zu überwinden, weil er sich trotz seines hohen ethischen Einschlags nicht über die Stufe einer Naturreligion hinaus erhob, sofern er nämlich die Gottheit noch immer mit einem Naturphänomen, mit der Sonne, unauflöslich verquickte. Amenophis hat es nicht verstanden, den einen Gott, den er ahnte, von dem altgewohnten Symbol zu lösen. Sein Gott war an die Sonnenscheibe gebunden, im Glanze der Sonnenscheibe zeigte sich seine Herrlichkeit. Wenn die Gottheit sich aber in der Sonnenscheibe manifestierte, warum soll sie sich, so fragte das Volk mit Recht, nicht auch in den übrigen Himmelskörpern offenbaren und warum soll man denn diesen als Teiloffenbarungen der einen Gottheit nicht auch die gebührende Verehrung erweisen? Es wurde so durchaus und mit vollem Recht als ein Willkürakt empfunden, daß Amenophis gerade nur die Sonne auf Kosten der übrigen Sterne und Naturerscheinungen bevorzugte. Und so erklärt es sich, daß seine Reform keinen Bestand hatte. Nach seinem Tode brach sein Werk zusammen unter einer gegenreformatorischen Bewegung, der sein Nachfolger, der Pharao Sakere, zum Opfer fiel. Dessen Nachfolger gibt den Kult der alten Götter wieder frei und führt zum Zeichen dessen den Namen Tut ench Amon, also einen Namen, der wieder mit dem Namen des vorher perhorrescierten Amon von Theben zusammengesetzt ist. Derselbe König verläßt auch die Residenz von El Amarna und siedelt wieder nach Theben über. Die Residenz El Amarna verödet seitdem und wird nach und nach zum Trümmerhaufen. Durch Jahrtausende hindurch hat er vergessen dagelegen, höchstens haben Araber ihn durchstöbert, entweder nach Schätzen grabend, oder um sich für ihre eigenen kümmerlichen Bauten Material daraus zusammen zu suchen. Aber am Ende des vorigen Jahrhunderts ist der Name des alten Trümmerhügels wieder lebendig geworden, als er uns in den Amarna-Briefen, die länger als drei Jahrtausende in ihm begraben gewesen waren, einen der wichtigsten Funde schenkte, die uns der alte Orient bisher überhaupt gegeben hat.

Wenden wir uns von Ägypten nun zu dem alten Babylonien im Osten und sehen zu, wie sich dort monotheistische Strömungen

aus der polytheistischen Religion heraus entwickeln. Im alten Babylonien lagen die Verhältnisse ähnlich wie in Ägypten, nur daß die babylonische Religion einen noch stärkeren astralen Charakter hatte d. h. ihre Götter in noch intensiverer Weise zu den großen Gestirnen, Sonne, Mond, Venusstern und den übrigen vier Planeten Jupiter, Mars, Merkur und Saturn in Beziehung setzte. Darum ist das Göttersystem hier auch durchsichtiger, klarer, einheitlicher als das ägyptische, das nicht die reine astrale Stimmung zeigt. Bis etwa 2200 v. Chr. zerfiel Babylonien in eine Anzahl kleinerer Stadtkönigreiche, deren jedes (genau wie die alten ägyptischen Nomen) sein Pantheon mit einem summus deus an der Spitze hatte. In Uruk wurde der große Himmelsgott Anu, in Nippur der Gott Bel, der Herr der Länder, in Eridu (in der Nähe des Meeres) der Gott Ea, der Herr der großen Wassertiefe und zugleich der tief verborgenen Weisheit, verehrt; die übrigen großen Kultorte teilten sich in die Verehrung der 7 großen planetarischen Gottheiten. Der Sonnengott Samas hatte in Sippar seinen Tempel, und die Planetengötter Marduk, Nebo, Ninib und Nergal hatten ihre Kultstätten in Babel, Borsippa, Lagas und Kutha. In Ur (dem Ur-Kasdim des A. T.) florierte der Kult des Mondgottes Sin oder Nannar (= Erleuchter), und der Göttin Istar wurde in Agade ein eifriger Kult geweiht. So hatte jedes Gebiet in seinem Gotte zugleich ein Stück Universum und ein Stück Himmel, und die Kulte des gesamten babylonischen Landes zusammengenommen repräsentierten einen Kult aller Götter des Kosmos und aller Götter des Himmels.

Waren alle diese Götter wegen der lokalen Beschränkung ihres Kultus auf der einen Seite lokale Numina, so hatten sie auf der anderen Seite als Himmelsgötter und Astralgötter eine weit über ihr Kultbereich hinausragende Bedeutung. Und so begegnen wir auch hier der anscheinend widerspruchsvollen Tatsache, daß eine Gottheit einmal an ein bestimmtes Landgebiet gebunden erscheint, zugleich aber auch als Himmelsherr gilt, d. h. als ein Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat und mit seiner Macht erhält. Und das gilt von dem einen Gotte so gut wie von dem anderen, und man gewinnt so von vornherein den Eindruck, daß eigentlich überall nur der eine Gott verehrt wird, in den verschiedenen Kultorten nur mit verschiedenen

Namen und unter Hervorhebung einer besonderen Seite seines Wesens. In diesen Verhältnissen liegt eben die Möglichkeit der monotheistischen Spekulation begründet.

In der ältesten uns bekannten Zeit, genoß der Mondgott Sin, der seinen Spezialkult in Ur Kasdim hatte, in ganz Babylonien das größte Ansehen. Er wird denn auch in Hymnen in einer Weise gefeiert, die uns ganz monotheistisch anmutet. Wir besitzen eine wunderschöne uralte Hymne auf den zu Ur verehrten Mondgott Sin, aus der wir hier zur Probe ein paar Verse mitteilen. Es heißt in ihr:

„Barmherziger gnädiger Vater, ‖ in dessen Hand das Leben des ganzen Landes gehalten wird,
O Herr, deine Gottheit ist wie der ferne Himmel, ‖ wie das weite Meer, Ehrfurcht gebietend,
Der erschaffen das Land, Tempel gegründet, ‖ sie mit Namen genannt hat.
Vater, Erzeuger der Götter und Menschen, ‖ der Wohnungen aufschlagen ließ, Opfer einsetzte;
Der zum Königtum beruft, das Zepter verleiht, ‖ der das Schicksal auf ferne Tage hinaus bestimmt."

„Im Himmel, wer ist erhaben? ‖ Du, du allein bist erhaben!
Auf Erden, wer ist erhaben? ‖ Du, du allein bist erhaben!
Dein, dein Wort, wenn es droben, wie der Sturmwind einherfährt, ‖ läßt es Speise und Trank gedeihen,
Dein, dein Wort, wenn es auf die Erde sich niederläßt, ‖ so entsteht das Grün.
Dein, dein Wort macht Stall und Hürde fett, ‖ breitet aus die Lebewesen.
Dein, dein Wort läßt Wahrheit und Gerechtigkeit erstehen, ‖ so daß die Menschen die Wahrheit sprechen.
Dein, dein Wort gleicht den fernen Himmeln, der verborgenen Unterwelt, ‖ die niemand durchschaut.
Dein, dein Wort, wer verstände es, ‖ wer käme ihm gleich?"

Dieser Hymnus wäre ganz und gar monotheistisch, wenn nicht ab und zu einmal auch die anderen Götter mit erwähnt würden. Freilich spielen die anderen Götter keine Rolle, sie stehen außerhalb der Verehrung und erscheinen entweder als

Geschöpfe des großen Gottes, die seinen Ruhm vermehren helfen (vergl. Vater, Erzeuger der Götter und Menschen), oder als seine Diener, die (ähnlich wie Engel) zu seinem Dienst bereit stehen und sein Herz d. h. seinen Zorn durch Gebet und Fürbitte zu beruhigen suchen. In charakteristischer Weise kommt das am Schluß des Hymnus zum Ausdruck, wo es heißt:

„Deine geliebte Gemahlin, die Göttin Aja, die gnädige, ‖ „Herr, sei ruhig“ rufe sie dir zu;
Der Held Samas, dein geliebter Sohn, ‖ „Herr, sei ruhig“ rufe er dir zu.
Die Himmelsgötter, ‖ „Herr, sei ruhig“ mögen sie dir zurufen,
Die Erdgötter, ‖ „Herr, sei ruhig“ mögen sie dir zurufen,
Die Götter Himmels und der Erde, ‖ „Herr, sei ruhig“ mögen sie dir zurufen.“

Man sieht: diese Götter stehen außerhalb der Verehrung und Anbetung. Sie bilden den himmlischen Hofstaat des Gottes Sin analog dem Hofstaate eines mächtigen Königs auf Erden. „Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt, so umstehn sie geschäftig den Herrscher der Welt.“ Und sofern sie das Herz des höchsten Gottes durch Fürbitte zu beruhigen suchen, erinnern sie merkwürdig an die fürbittenden Heiligen der katholischen Kirche.

Ganz ähnliche Hymnen lassen sich nun aber auch für die anderen großen Götter nachweisen. Auch Marduk wird gepriesen als der „Schöpfer des Alls“, die Istar, die Himmelskönigin und göttliche Mutter, deren Kult sich einer ähnlichen Beliebtheit erfreute wie die Verehrung der Jungfraumutter Maria in der katholischen Kirche, wird gefeiert als die „Leiterin der Menschen“, als die „Herrin von Himmel und Erde“, deren Macht alle Lebewesen huldigen müssen. Man weiß schließlich gar nicht mehr, worin die großen Götter sich von einander unterscheiden, sie fließen für unser Bewußtsein in einen großen Gott zusammen, der sich im Himmel und auf Erden in mannigfacher Weise und unter verschiedenen Namen offenbart. Und auch für das Bewußtsein der alten Babylonier d. h. wenigstens der Gebildeten unter ihnen, vornehmlich der hochgebildeten Priesterschaften, sind diese Götter zu einem großen

Göttlichen zusammengeflossen, dessen Teiloffenbarungen oder Erscheinungsweisen die verschiedenen Götter darstellen. Man hat in Babylon dafür auch eine charakteristische Formel gefunden, die wir nachher noch kennen lernen werden. Wir müssen zuvor aber die Geschichte der babylonischen Religion noch einen Schritt weiter verfolgen.

Wir hatten oben bemerkt, daß bis zum Jahre 2200 v. Chr. Babylonien in eine Menge kleiner Königtümer zerfiel. Das wurde anders, als der große babylonische König Hammurabi den babylonischen Einheitsstaat mit Babylon als Hauptstadt begründete. Das hatte auch für die Religion seine bedeutsamen Folgen. Die Götter der Babylonier wurden in ein festeres System gebracht, und an die Spitze des Systems trat nunmehr der Gott von Babylon Marduk. Das Zeitalter des Mondgottes Sin, der bis dahin eine dominierende Rolle in der Lehre gespielt hatte, war jetzt vorüber, es brach ein Zeitalter des Sonnengottes an, denn Marduk war eine Sonnengottheit, deren Offenbarung man speziell in der Frühjahrssonne sah, und der zugleich der Planet Jupiter geweiht war, aus Gründen, die wir hier nicht näher auseinandersetzen können, da sie uns viel zu weit in die astrologischen Spekulationen der alten Babylonier hineinführen würden. Kurz und gut, Marduk wurde jetzt der Gott der Babylonier *κατ'ἐξοχήν* und ist es auch geblieben bis zum Zusammenbruch des babylonischen Staates. An diesen Marduk haben sich nun im Laufe der Jahrhunderte interessante monotheistische Spekulationen angeheftet, für die uns auch eine charakteristische Formel überliefert ist. Diese Formel stammt nun zwar erst aus den Zeiten des neubabylonischen Reiches d. h. etwa aus dem 6. vorchristlichen Jahrhundert, aber es ist ein reiner Zufall, daß wir bis jetzt nur diese in jüngerer Zeit aufgeschriebene Formel besitzen,[1] die Spekulationen, die ihr zu Grunde liegen, sind viel älter. Diese Formel lautet aber:

„Ninib ist Marduk der Kraft,
Nergal ist Marduk des Kampfes,
Bel ist Marduk der Herrschaft und des Regiments,

---

[1] Ähnliche Spekulationen haben sich übrigens auch an andere große Götter angeknüpft, so an Ea, Bel, Ninib, Nergal, Addu = Ramman. Das zeigt, daß diese Betrachtungsweise keineswegs vereinzelt war. An den verschiedenen Heiligtümern ist sie nur verschieden ausgestaltet gewesen.

Nebo ist Marduk des Geschäfts,
Sin ist Marduk als Erleuchter der Nacht,
Samas ist Marduk als Herr alles dessen was recht ist."
usw. usw.

Die Formel will besagen: Es gibt im Grunde nur einen summus deus, Marduk mit Namen, alle die vielen Götter, wie Ninib, Nergal, Nebo, Bel, Samas, Sin u. s. w. sind Marduks im Kleinen d. h. sie sind nur Teilerscheinungen des göttlichen Lebens, das in seiner Fülle in dem Gott Marduk beschlossen liegt. Wer erinnert sich da nicht jener ägyptischen Formel, die in ganz analoger Weise die Einzelgötter als Teilerscheinungen des großen Sonnengottes hinstellt? Hier wie dort also dasselbe Prinzip der Betrachtungsweise, hier wie dort derselbe Weg auf eine monotheistisch geartete Gottesvorstellung hin.

Ob es im alten Babylonien oder Assyrien auf Grund dieser monotheistischen Spekulation auch einmal zu einer wirklichen monotheistischen Reform gekommen ist, wie im alten Ägypten, ist nicht ganz durchsichtig.

Trotz alledem wird man weder die ägyptische noch die altbabylonische Religion als monotheistische Religion in Anspruch nehmen dürfen. Denn im großen Ganzen ist es hier wie dort nicht über Ansätze zu einer monotheistischen Betrachtungsweise hinausgekommen, und die monotheistischen Theorien treten viel zu vereinzelt auf und tragen zudem viel zu sehr theologisches oder philosophisches Gepräge, als daß sie für die Religion des Volkes von irgend welcher Bedeutung hätte sein können. Aber auch wenn diese Theorien die Religion des Volkes beeinflußt hätten, so wäre doch die Religion des Volkes nie und nimmer eine monotheistische Religion geworden in dem Sinne, in dem die Religion Israels eine monotheistische ist. Und das führt uns endlich zu dem zweiten Punkt unserer Aufgabe, die wir uns für heute gestellt haben. Wir müssen zum Schluß noch einen kurzen Vergleich anstellen zwischen dem, was man als wirklichen altorientalischen Monotheismus bezeichnen kann, und dem Monotheismus der alttesstamentlichen Religion oder der Religion Israels in ihren höheren Ausprägungen.

II.

Was uns da nun gleich auf den ersten Blick als tiefgreifender Unterschied zwischen beiden Arten von Monotheismus auffällt, ist, daß der altorientalische Monotheismus uns im Gewande einer spekulativen Lehre entgegentritt, der israelitische dagegen in der Form eines unumwundenen, klaren religiösen Bekenntnisses zu dem einen Gotte. Es sind also zwei grundverschiedene Stimmungen, die die vergleichende Betrachtung beider in uns auslöst. Dort im alten Babylon und im alten Ägypten hat der monotheistische Gedanke einen überwiegend wissenschaftlichen Charakter. Er ist eigentlich nur für die Wissenden da, er trägt das Gepräge einer esoterischen Lehre. In Israel dagegen wird der monotheistische Gedanke dem Volke in allen seinen Schichten verkündet. Er wird von Männern, die von ihm erfüllt sind, und die es nicht lassen können von ihm zu reden, als wichtigste, grundlegende religiöse Wahrheit in die Menge hineingetragen. Er wird laut auf allen Märkten und Gassen. Er soll das Eigentum des ganzen Volkes und jedes einzelnen in ihm werden. Ein Unterschied zwischen „Wissenden und Nichtwissenden" wird hier nicht gemacht. Alle sollen Wissende werden, d. h. Bekenner des einen Gottes werden und ihr Bekenntnis zu ihm in einem seinem Willen entsprechenden Wandel betätigen. Um diesen ersten großen Unterschied zu verstehen, müssen wir uns gleich einen zweiten klar zu machen suchen.

Der altorientalische Monotheismus schließt den Polytheismus nicht aus, sondern vielmehr als seine Voraussetzung ein. Die vielen Einzelgötter sind ja doch Teilerscheinungen der einen göttlichen Macht und verdienen als solche göttliche Verehrung. Dieser Monotheismus bedeutet also keineswegs eine Überwindung des Polytheismus und will auch im Grunde keine solche bedeuten. Darum erscheint von seinem Standpunkte aus der Kampf gegen den Polytheismus auch nicht als sittliche Pflicht. Man darf die altorientalischen Priester darum auch nicht etwa als Heuchler ansehen, wenn sie in ihren Schulen den „Wissenden" oder denen, die es werden wollten, die monotheistische Lehre verkünden, im Kultus dagegen den Dienst der vielen Götter verwalten. Beides verträgt sich gar wohl miteinander, ja fordert sich gegenseitig heraus. So

begreifen wir hier wieder aufs Neue, daß Amenophis IV. mit seinem radikalen solaren Monotheismus bei seinem Volke kein Verständnis fand, denn dieser Monotheismus war vom Standpunkte einer Naturreligion aus, den ja auch Amenophis nicht verlassen hatte, eine Inkonsequenz. Solange man die Gottheit zu einem bestimmten Gestirn in unlösliche Beziehung setzte, mußten die anderen Gestirne und Naturphänomene immer wieder mit dem Anspruch hervortreten, auch ihrerseits Offenbarungen der Gottheit darzustellen und darum einer Verehrung würdig zu sein. Ganz anders liegen die Dinge aber bei dem israelitischen Monotheismus. Der mit keinem Astralsystem verknüpfte Gott Israels erhebt in absoluter Weise den Anspruch, der alleinige Gott zu sein. Er duldet keine andern Götter neben sich. Er ist ein einiger Gott und erkennt keine Teilerscheinungen von sich, die göttlicher Verehrung würdig wären, an. D. h. m. a. W. der israelitische Monotheismus bedeutet eine bewußte und prinzipielle Überwindung des Polytheismus. Er ist ein mächtiges, lebendiges, kräftiges religiöses Prinzip, das gegen alles polytheistische als etwas heidnisches mit elementarer Gewalt reagiert. Die Vertreter dieses Monotheismus mußten daher dem Polytheismus den Krieg erklären, mußten ihn bis aufs Blut bekämpfen, ihn mit Stumpf und Stiel auszurotten suchen. Ein Paktieren war hier unmöglich. Auch nur der Versuch dazu wäre Verrat oder Heuchelei gewesen.

Wollen wir das bisher Ausgeführte auf eine klare Formel bringen, so können wir etwa sagen: Wenn die Vertreter des altorientalischen Monotheismus von dem Göttlichen und seinen Teilerscheinungen reden, so setzt sich das für den Israeliten in die Formel um: Der eine wahre Gott und die Götzen. Dementsprechend kann der Israelit auch mit der Unterscheidung von „Wissenden und Nichtwissenden“ nichts anfangen; ihm setzen sich diese Begriffe in religiös-sittliche Werturteile um. Aus den Wissenden werden ihm die „Verehrer des einen wahren Gottes“, aus den Nichtwissenden dagegen die „Heiden“, „Götzendiener“, die „Toren“. Man vergleiche hierzu die Terminologie des Islam, der die Zeit des Heidentums als die Zeit der „Unwissenheit“ bezeichnet. Also auch in diesem Monotheismus eine ähnliche Umwertung der Begriffe, denn die „Unwissenheit“ erscheint hier als etwas, das

durchaus überwunden werden muß, im Unterschiede von dem Nichtwissen, das ruhig neben dem „Wissen“ einhergehen kann.

Unsere bisherigen Ausführungen haben uns nun aber schon erkennen lassen, daß für eine Vergleichung der beiden Arten von Monotheismus der eigentlich springende Punkt in der total verschiedenen Gottesauffassung liegt. Der Gott des altorientalischen Monotheismus ist und bleibt an die Gestirne gebunden, d. h. er bleibt in den Naturzusammenhang hinein verflochten und fließt, anstatt sich über die Natur, über Sonne, Mond und Sterne als ihr souveräner Herr und Gebieter zu erheben, immer wieder mit einer bestimmten Gestirngottheit, sei es der des Mondes oder der Sonne, zusammen. Gewiß steht hinter dem monotheistischen System der Alten die Ahnung von dem einen souveränen Gott und Gebieter, der zwar in der Welt und ihren Erscheinungen wirksam, doch von diesen selbst wieder unterschieden werden will. Aber dieses Ahnen ist nicht zur Klarheit hindurchgedrungen, ist immer in den Banden der Naturverehrung und Naturvergötterung hängen geblieben und hat darum den Polytheismus, der die notwendige Konsequenz der Naturvergötterung ist, nicht überwinden können. Der Gott Israels dagegen steht in keiner inneren Beziehung zu dem astralen System; er ist mit absoluter Klarheit und Bestimmtheit daraus herausgelöst. Er waltet über Sonne, Mond und Sternen als freie, geistige, schöpferische Macht, als lebendige Persönlichkeit, zu der der Mensch in ein unmittelbares Verhältnis treten, der er sich, ohne des Symbols der Sonne, des Mondes oder eines anderen Gestirnes zu bedürfen, ans Herz werfen kann mit dem Jubelruf seiner Seele: Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde, nach Sonne, Mond und Sternen, denn sie sind Geschöpfe wie ich, Geschöpfe, die wohl deine Macht und Herrlichkeit verkünden, die aber nicht du selber sind.

Mit dieser verschiedenen Gottesauffassung hängt nun gleich noch ein andres wichtiges Moment zusammen. Die Gottheit des altorientalischen Monotheismus hat, weil sie aus dem Naturlaufe und Naturzusammenhange sich nicht hat herauslösen können, sich auch nicht zu einer wirklich ethischen Macht verdichten können. Ganz sicher trägt der babylonische Marduk wie der ägyptische Sonnengott, und auch die anderen Götter

alle, ethische Züge, ja oft recht kräftige ethische Züge. Sie sind gnädig und barmherzig, gut und gerecht, Bestrafer des Bösen, Belohner des Guten. Und doch kommt es hier nicht zu einer reinen ethischen Stimmung, sie sind keine rechten ethischen Persönlichkeiten, denn im Grunde sind sie ja doch an die Sterne gebundene, naturhafte Mächte, denen die ethischen Züge nur angeheftet sind. Der Gott Israels dagegen als rein geistig aufgefaßte, über den Naturlauf hinausgehobene, persönliche Größe erscheint zugleich als eine im Kerne ihres Wesens ethische Persönlichkeit, als die Verkörperung des sittlichen Gedankens. Dem astralen Monotheismus des alten Orients steht so der israelitische nicht nur als rein geistiger, sondern zugleich als ethischer Monotheismus gegenüber.

So besteht also der denkbar schärfste Unterschied zwischen dem altorientalischen und dem israelitischen Monotheismus. Und wer diesen Unterschied erfaßt hat, wird nicht mehr daran denken, daß die Israeliten ihren Monotheismus etwa aus Babylon oder aus Ägypten direkt bezogen hätten, oder daß der israelitische Monotheismus etwa nur die palästinensische Nüance des allgemeinen altorientalischen Monotheismus darstelle. Es handelt sich hier um mehr als eine bloße Nüance, es handelt sich hier um einen qualitativen Unterschied. Und doch müssen historische Zusammenhänge zwischen jenem orientalischen und israelitischen Monotheismus bestehen. Indem die alttestamentliche Überlieferung den Abram zu Ur-Kasdim, dem Kultort des babylonischen Gottes Sin, in ausdrückliche Beziehung setzt, indem sie den Joseph zum Schwiegersohne des Oberpriesters von Heliopolis macht, d. h. des Oberpriesters jener ägyptischen Priesterschaft, in der die monotheistische Lehre des alten Ägyptens besonders zu Hause war; indem sie endlich den Moses in Ägypten geboren und auferzogen werden läßt in einer Zeit, wo die monotheistische Reform des Amenhotep noch keiner fernen Vergangenheit angehörte, zieht sie selber die Fäden, die sich zwischen dem israelitischen und altorientalischen Monotheismus hin- und herweben. Aber in Israel hat jener altorientalische Monotheismus eine totale Umbildung erfahren. Was dort bloßes Ahnen, Suchen und Tasten war, tritt uns hier in klarer Vollendung und reiner Vollkommenheit entgegen. Darin eben zeigt sich die innere Überlegenheit

der israelitischen Religion über die altorientalischen Religionen, und darauf beruht ihre Lebenskraft. Die altorientalischen Religionen sind zu Grunde gegangen und gehören heute nur noch der Geschichte an. Die israelitische Religion ist die Mutter der drei großen monotheistischen Weltreligionen, des Judentums, des Christentums und des Islams geworden, und in ihren großen Zeugnissen der Propheten und der Psalmisten übt sie selbst heute noch eine direkte Wirkung auf die religiösen Gemüter aus. So hat die Geschichte selbst — die untrügliche Richterin — über den unvergleichlichen Wert der Religion Israels entschieden. Und fragen wir, woher dieser unvergleichliche Wert ihr kam, so weist uns die Geschichte auf die großen religiösen Persönlichkeiten hin, die die Träger dieser Religion gewesen sind, auf einen Abram in altersgrauer, nebelhafter Vergangenheit, auf einen Moses in einer großen Wende der Zeiten, und endlich auf die großen Propheten. Alle diese großen Persönlichkeiten aber weisen uns wieder auf Gott selber hin, der sich ihnen in ihrem Inneren offenbart, ihnen sein Wesen kundgetan und sie damit zu Organen seiner Offenbarung für die ganze Welt gemacht hat.

Darstellung und Kritik der negativen Auffassung des Bösen bei Leibniz

nebst Versuch einer positiven Auffassung.

Neue Leibnizstudien

von

Lic. Dr. Gustav Schulze

Pastor an der Predigerkirche in Erfurt.

Eins der schwersten Probleme ist das Problem des Bösen. Eine der gewaltigsten Mächte in der Welt ist die Macht des Bösen.

Obgleich das Böse so oft unverkennbar als eine positive, reale Macht erscheint, haben doch manche Denker alter und neuer Zeit theoretisch eine negative Auffassung desselben vertreten.

So vor anderen der große Philosoph, Polyhistor und Bildungsträger H. W. Freiherr v. Leibniz, der Begründer der Berliner Akademie der Wissenschaften.

Er hat diese Auffassung besonders geltend gemacht behufs der Rechtfertigung Gottes wegen des Uebels in der Welt in seinen bekannten, der ersten preußischen Königin dedicierten Essai de Théodicée sur la bonté de Dieu et la liberté de l'homme et l'origine du mal (1710; uns liegt vor die 2. Ausgabe Amsterdam 1720, und wir zitieren ihre Paragraphen mit §).*) Wissenschaftlich conciser hat er seine dort niedergelegten Gedanken zusammengefaßt und präcisiert in einer der „Théodicée" beigegebenen Abhandlung „Causa Dei asserta per iustitiam eius" etc. (hier zitiert mit C. und der betr. Abschnittnummer). Aber auch in den übrigen zahlreichen Schriften Leibnizens finden sich mannigfache Bezugnahmen auf seine in der Théodicée und Causa Dei niedergelegten Grundanschauungen (die schönste Gesamtausgabe seiner Werke von Foucher de Careil 1859). Wir zitieren hier mit p. die Seiten der Erdmannschen Ausgabe der Opp. phil. Leibnitii, Berol. 1840, gelegentlich auch Dutens, Leibnitii opp. omnia, Genev. 1768 und „Deutsche Schriften" von Guhrauer.

---

*) Versio latina Theodiceae Tubing. 1771. Deutsche Uebersetzung der Théodicée von Gottsched 1763.

Leibniz subsummiert das „Böse" als malum morale unter den Begriff des „Uebels" und stellt es neben das malum metaphysicum und malum physicum.

Wir haben s. Z. infolge einer von der philosophischen Fakultät der Universität Halle gestellten Preisaufgabe auf Grund eingehender Detailstudien in einer in Fichte-Ulricis „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik" (1877, Bd. 70,2) abgedruckten Abhandlung den Begriff des metaphysischen und des physischen Uebels bei Leibniz genau festzustellen gesucht in Abweichung von der Darstellung Kuno Fischers in seiner Geschichte der neueren Philosophie 2. Bd. 1. Aufl. 1855. 2. Aufl. 1864, (cf. die Besprechung hierüber in der Revue philosophique par Ribot Nov. 1877).

Es ist uns eine willkommene Gelegenheit, uns hier dem Begriffe des „moralischen Uebels" bei Leibniz näherzuwenden und so unsere Leibnizstudien fortsetzen zu können.

Um im Zusammenhange der Leibnizschen Begriffe zu bleiben, rekapitulieren wir zunächst kurz folgendes.

Leibnizens Begriff des Uebels im Allgemeinen kann man sich bilden aus folgenden Stellen. § 8: un moindre bien est une espèce de mal, vergl. mit C. 67: minus bonum habet rationem mali; § 20: le formel du mal consiste dans la privation und § 30: la privation fait le formel des imperfections. Danach besteht nach Leibniz das Uebel im Allgemeinen in der Privation des Guten oder der Vollkommenheit, im Mangel an Vollkommenheit.

Woher nun diese Privation, dieser Mangel? Darauf erhalten wir die runde und nette Antwort § 20: Die Idee oder die ideelle Natur der Kreatur, wie sie in den im göttlichen Intellekt begründeten „ewigen Wahrheiten" beschlossen liegt, ist der Grund des Uebels (§ 20, 335, 380, 381. C. 69). Nämlich eben diese ideelle Natur der Dinge oder Kreaturen (als Monaden) bringt es mit sich, daß dieselben beschränkte (endliche) sein müssen, und zwar beschränkt zunächst in ihrer Empfänglichkeit (Receptivität) für die aufzunehmende, von Gott ihnen mitzuteilende (vergl. C. 69, 72, § 31, 377, p. 627b, 708, 42) Vollkommenheit und folglich auch in ihrer Vollkommenheit selbst. Oder um es anders auszudrücken: aus der ideellen (C. 69) ursprünglichen (originalis) wesentlichen (quam habent

ex essentia sua C. 69; cf. auch § 20: limité essentiellement; p. 708, 47) Beschränktheit (limitatio) der Kreatur fliesst zunächst ihre beschränkte Empfänglichkeit (§ 30: la limitation de la réceptivité), aus der sodann die beschränkte Vollkommenheit (denn „perfectio receptivitate limitatur", vergl. C. 72) oder der Mangel an Vollkommenheit oder das Uebel notwendig folgt.

Das Prinzip des Uebels ist also die ideelle Natur der Dinge als beschränkter, endlicher, oder die ideelle wesentliche (ursprüngliche) Beschränktheit der Dinge, oder mit einem anderen Wort: die „Endlichkeit" d. h. als ideelle Macht, die Idee der Endlichkeit. Diese Endlichkeit in concreter Realität, diese ideelle Beschränktheit in Wirklichkeit übergegangen, an realen Dingen sich zeigend und zwar in der Beschränkung ihrer Essenz d. h. positiven Wesenheit oder Realität oder Vollkommenheit („est enim perfectio nihil aliud quam essentiae quantitas", p. 147 b) ergibt das metaphysische Uebel.

So fallen also alle „Unvollkommenheiten" unter den Begriff des metaphysischen Uebels; denn sie alle können als Privation der Essenz oder Realität betrachtet werden. Wenn Leibniz p. 720 a als Beispiel des metaphysischen Uebels anführt: lorsqu' un être intelligent perd son bon sens, so ist daraus zu ersehen, dass er auch den Mangel des Intellects, woraus — wie wir sehen werden — Irrtümer entspringen, zum metaphysischen Uebel rechnet. Und mit Recht. Denn gehört nicht der Intellekt zum Wesen der vernünftigen Kreatur, so dass eine Privation desselben zugleich einen Mangel an Wesenheit (Essenz, Realität) involviert?

So besteht denn das metaphysische Uebel im Mangel an Vollkommenheit, an und für sich betrachtet, im einfachen metaphysischen Sinne, wonach sie begrifflich gleich ist mit Essenz oder Realität. Daher heißt es § 21: le mal métaphysique consiste dans la simple imperfection d. h. doch wohl im Unterschied vom Gefühl dieser Unvollkommenheit, worin (wenn man Leibniz richtig versteht) das physische Uebel besteht. Vergl. die Stelle p. 720 a: „lorsqu' un être intelligent perd son bon sens sans douleur et par conséquence sans mal physique!" So dürfen wir wohl mit Recht sagen, dass das physische Uebel nach Leibniz im Gefühl der Unvollkommenheit besteht. Darum bezeichnet er es mit den Ausdrücken: douleur, misère,

souffrance, déplaisir, malheur, incommodité, calamitas, infortunium, incommodum, afflictio.

Das Weitere und Genauere darüber s. in unserer oben genannten Abhandlung.

Wir wenden uns nunmehr zum moralischen Uebel oder zum Bösen.

Wie das Uebel im Allgemeinen in der Privation oder im Mangel an Vollkommenheit besteht, so auch im Besonderen das moralische Uebel. Woran aber zeigt sich im moralischen Uebel der Mangel an Vollkommenheit; wessen Vollkommenheit erweist sich im Bösen als mangelhaft? Da ist zunächst daran zu erinnern, dass nach Leibniz zu einer guten oder bösen Handlung zweierlei gehört, nämlich: ut sciamus velimusque, quae agimus (C. 98). Wenn also im Bösen, insbesondere in einer bösen Handlung, ein Mangel an Vollkommenheit sich geltend macht, so kann dieser Mangel nur die Vollkommenheit des Intellects und Willens betreffen. Wie ist nun diese Privation näher zu denken? So: der Wille trachtet im Allgemeinen nach dem Guten (§ 33: la volonté tend au bien en général, § 154: le franc arbitre va au bien); wenn aber der Intellect, der nämlich wegen der ihm natürlichen Beschränktheit (Unvollkommenheit) nicht alles klar und deutlich erkennt, durch den Schein getäuscht (§ 319: les apparences nous trompent) ein geringeres Gut, das immer den Charakter des Uebels hat (minus bonum habet rationem mali), oder auch ein wahres Uebel, das aber unter einem scheinbaren oder vermeintlichen Gut sich birgt (§ 154: le mal — caché sous le bien et comme masqué) irrtümlicher Weise als ein grösseres oder ein wahres Gut uns hinstellt, und der Wille nun dies geringere oder vermeintliche Gut erwählt und zu erreichen trachtet, so besteht eben in diesem Mangel des Weiterstrebens nach einem höheren oder wahren Gut (§ 33: dans cette privation d'une tendence ultérieure) das moralische Uebel oder das Böse.

Auf diese Weise bezieht also Leibniz das Böse zunächst auf den Willen. Allein da die im Bösen sich geltend machende Willensprivation aufs Engste mit der Privation oder Beschränktheit des Intellekts zusammenhängt (vergl. die häufige Zusammenstellung von l'erreur und la malice § 33, 153, 155. p. 627b, bes. p. 652a: c'est toujours faute de raison qu'on fait une

mauvaise action, womit noch zu vergleichen Wolff, Theol. nat. II, 289: malum morale actionibus liberis non inhaeret, nisi quatenus erronea praesupponit iudicia), stets nur infolge jener, resp. nach einem irrigen Urteil des Intellects erscheint, also tatsächlich davon abhängig und dadurch bedingt ist: so muß man behaupten, dass L. das Böse nicht bloß mit dem Willen, sondern auch mit dem Intellect in Beziehung setzt, — ja, mit letzterem sogar in primärer Weise, da, wie gesagt, die irrigen Urteile des Intellects den mangelhaften Strebungen des Willens vorangehen, den Willen auf das Uebel oder minder Gute ablenken, während, wenn der Intellect stets richtig über das zu erstrebende Gut urteilte, der Wille, der ja an sich nach dem Guten trachtet, ohne Zweifel stets auch das Gute erstreben würde. Obwohl also den Worten nach L. das Böse der gewöhnlichen Anschauung gemäß auf den Willen bezogen wissen will (vergl. auch die Ausdrücke: la mauvaise volonté, la malice), so ist doch der innerste Grund und Kern desselben vielmehr in der natürlichen Beschränktheit oder Unvollkommenheit des Intellects zu suchen.

So oft also der Intellect, während er auf Gott oder das höchste Gut sich richten sollte, am Kreatürlichen hängen bleibt (creaturis adhaerescit, C. 73), so oft der Wille auf Fleischliches sich richtet (ad carnalia vertitur C. 86) oder auf sinnliche Vergnügungen sich beschränkt (§ 33) oder wenn er „alacritatis defectu refringitur“ (C. 73), so dass er ein wahres Gut nicht mit aller ihm möglichen Kraft und Energie erstrebt: so sind das alles Privationen, die das malum morale involvieren, mag es in Irrtümern oder mangelhaften Wollungen oder in daraus hervorgehenden fehlerhaften Handlungen (vitiosa actio, faute) sich manifestieren. Demnach werden wir sagen dürfen, dass das moralische Uebel nach L. im Mangel an Vollkommenheit des Intellects und des Willens besteht, woraus Irrtümer, mangelhafte Wollungen und böse Handlungen entspringen; oder genauer: dass das Böse nach L. im beschränkten Wollen (insbesondere als dem Mangel des Strebens nach einem höheren oder wahren Gute) samt dem daraus folgenden beschränkten Handeln besteht, welche Beschränktheit des Willens selbst wieder mit der natürlichen Unvollkommenheit des Intellekts aufs Engste zusammenhängt.

Das letzte Prinzip des moralischen Uebels liegt, wie das alles Uebels überhaupt, in der ideellen ursprünglichen Beschränktheit der Kreatur. Die ideelle Natur der Kreatur, wie sie in den im göttlichen Intellect ruhenden „ewigen Wahrheiten“ gegründet ist, bringt es mit sich, dass die Kreatur nur mit beschränkter Vollkommenheit (die eigentlich das malum metaphysicum involviert!) begabt sein kann. Da nun die Vollkommenheit vornehmlich in klaren und deutlichen Perceptionen besteht (p. 709, 49), so folgt, dass keine Kreatur ganz frei von „confusen Perceptionen“, weil nie ganz ohne „Schranke“ („Materie“) sein kann, denn sonst wäre sie Gott (§ 64, 124, 403 etc.) und das gilt selbst von den Engeln (§ 310, Guhrauer, Deutsche Schriften I, 411: „Kein Geschöpf kann ohne Unwesen sein, sonst wäre es Gott. Die Engel und Heiligen müssen es haben“).

Aufs Kürzeste gesagt, das Böse besteht also nach L. in oder folgt aus (beide Ausdrücke confundiert er) der Privation: § 153: la privation suffit pour causer l'erreur et la malice; p. 627b: les erreurs et les mauvaises inclinations naissent de la privation.“

Leibniz bekennt sich also zur privativen oder, wie wir unten sehen werden, streng genommen rein negativen Auffassung des Bösen.

Dieselbe ist ja allerdings schon lange vor Leibniz vertreten worden. Schon der Neuplatoniker Plotin nennt das Böse *στέρησιν ὄντος* (= *τοῦ ἀγαθοῦ*). Bei den alten Kirchenvätern war diese Auffassung ziemlich verbreitet. Basilius nennt *τὸ κακὸν στέρησιν ἀγαθοῦ*, Gregor von Nyssa *ἀπουσίαν κρείττονος*, Origenes *στερῆσθαι τοῦ ὄντος*; besonders hat Augustinus diese Theorie ausgesprochen, so civ. Dei 11, 9: mali natura nulla est, sed amissio boni mali nomen accepit (c. 22 malum non est nisi privatio boni) 12,7 conversio a bono maiori ad minus bonum, auch Conf. 7,16. Seiner Autorität folgten die Scholastiker, bei denen sich das Leibniz ähnliche Dictum findet: daß der Wille eigentlich immer zum Guten sich neige: „nihil appetimus nisi sub ratione boni“ cf. Thomas Summa P. I qu. 63 Art. 1. Das Genauere bei Münscher — v. Cölln, Dogmengeschichte II, 1 pag. 74. 3. Aufl.

Wir schreiten nunmehr zu einer kritischen Beleuchtung dieser negativen resp. privativen Auffassung des Bösen. Die-

selbe kann man von einem doppelten Standpunkte aus vornehmen, vom empirischen und vom spekulativen. Als drei bekannte und besonders beachtenswerte Vorgänger hierin nennen wir Schelling (Philosoph. Schriften Bd. I), Sigwart (das Problem des Bösen 1840) und Jul. Müller (Christl. Lehre von der Sünde 1844).

Zunächst fällt schon von der Erfahrung oder Wirklichkeit her ein Licht auf jene theoretische Auffassung, das dieselbe als unzutreffend erscheinen läßt. Tatsächlich erscheint das Böse sehr oft durchaus nicht bloß als in einem Mangel oder einer Schwäche des Willens und Verstandes begründet, sondern mit ungewöhnlicher körperlicher und geistiger Kraft, sinn- und erfindungsreichem Verstande, lebhafter Phantasie, kräftigem Affect, ausserordentlicher Energie des Willens verbunden. Die Bösewichte sind sehr oft nicht die Schwächeren, sondern die von der Natur Begabteren und Stärkeren. Schon die einfache Ueberlegung, daß es der Mensch, die vollkommenste aller sichtbaren Kreaturen ist, der des Bösen allein fähig ist, zeigt, daß der Grund desselben keineswegs in Mangel oder Beraubung liegen kann, daß es vielmehr mit einer gewissen positiven und aktiven Kraft ausgerüstet ist.

Das scheint Leibniz selbst gelegentlich einzugestehen, wie aus zwei von ihm beliebten und wiederholt beigebrachten Vergleichen erhellt. Dreimal (§ 30, C. 71, p. 627b) braucht er das Bild von den beiden Schiffen, die — verschieden belastet — auf demselben Strome (ceteris paribus) mit verschiedener Geschwindigkeit dahingleiten. Was die Schiffe dahingleiten macht oder bewegt, ist der Strom, der auf beide gleiche Wirkung ausübt, sie mit gleicher Schnelligkeit zu bewegen sucht. Aber beide sind für gleiche Schnelligkeit nicht empfänglich. Das mit der größeren Last beschwerte Schiff beschränkt (limitiert) die Wirkung des Stromes und empfängt daher nur geringere Schnelligkeit. Die Schnelligkeit kommt also vom Strom und seiner Triebkraft, die langsame Bewegung (d. h. die Privation der Schnelligkeit) kommt vom Schiff und seiner Schwere oder Trägheit (inertia, cf. C. 71: velocitas inertiâ limitata). Aber, muss man fragen, ist nicht diese natürliche Trägheit selbst eine Art Kraft, Widerstandskraft, so dass man füglich von einer vis inertiae redet? Das gibt nun Leibniz selbst einmal zu, in-

dem er § 30 sagt, die inertia leiste der Bewegung Widerstand (donner une répugnance à être mû). Aber er ninmt dies Zugeständnis alsbald wieder zurück, um jede positive Mitwirkung bei der Verlangsamung auszuschließen, indem er sagt, die Materie sei von Natur geneigt zur Langsamkeit oder Privation der Schnelligkeit, aber — fügt er vorsichtig hinzu — non pour la diminuer par soi-même, car ce serait agir! mais pour modérer par sa réceptivité l'effet de l'impression.

In einem zweiten von Leibniz § 153 beigebrachten Bilde und Beispiel des durch Kälte gefrorenen Wassers, das ein eisernes Rohr sprengt, kommt er nochmals nahe daran, dem Bösen eine gewisse positive wirksame Kraft zuzuerkennen. Allein er weiß das Beispiel so zu drehen und zu deuten (vermittelst einer übrigens heutzutage antiquierten physikalischen Erklärung), daß er behaupten kann, das Positive komme nur par accident und par concomitance manchmal zum Bösen. Allein es handelt sich in Wirklichkeit und gemäß der Erfahrung um Etwas, was nicht zufällig und zuweilen in Begleitung des Bösen erscheint, sondern was vielmehr das innerste durchgreifende Wesen des Bösen ausmacht. Es ist etwas durchaus Wesenhaftes und Positives.

Dafür noch einige Erfahrungsbeispiele!

Lügenhaftigkeit, Ungerechtigkeit, Untreue und dergl. sind doch ihrem Wesen nach nicht erschöpft, wenn man sagt, sie seien ein Mangel an Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Treue. Wohl sind sie dieses Gute nicht, aber sie gehen über dieses Nichtsein hinaus und ebendamit in ein positives Wesen über, worin nun eben ihre Natur besteht. Man sage dagegen nicht, daß ja auch schon das Nichttun des Guten böse sei. Das Nichttun an sich ist als solches nicht böse, sondern wird es erst, wenn eine bestimmte Willenstendenz, eine bestimmte Absicht zugrunde liegt, welche eben das Positive daran ist. Diese Willenstendenz oder -qualität berücksichtigt Leibniz — wie wir unten sehen werden — zu wenig.

Gehen wir über zur speculativen Widerlegung der Leibnizschen Auffassung! Dieselbe bringt es — um gleich auf den Hauptpunkt hinzuweisen — nicht zu einer qualitativen Verschiedenheit oder vielmehr Gegensätzlichkeit zwischen Gut und Böse, wie sie doch durch das sittliche Bewußtsein bezeugt wird,

sondern nur zu einer quantitativen Verschiedenheit. Wenn nämlich nach Leibnizens Meinung der Wille eigentlich immer auf das Gute gerichtet ist, auch bei einer sog. bösen Handlung, so unterscheidet sich eine gute Willensstrebung und Handlung von einer bösen nur dadurch, daß jene ein größeres, die letztere nur ein geringeres Gut erstrebt; der Unterschied ist also kein qualitativer und absoluter, sondern bloß ein quantitativer und relativer.

Dieser Mangel aber an strenger und absoluter Scheidung zwischen Gut und Böse rührt bei Leibniz daher, daß er die spezifisch moralische Natur oder Eigenart des Guten und des Bösen zu wenig scharf erfaßt und es mit dem metaphysischen Guten und Uebel in ungehörige Verbindung bringt. Gut und Böse setzt er nämlich nicht so sehr zu dem Willen und seiner inneren Qualität in Beziehung, als zu den erstrebten äußeren Objecten und deren Vollkommenheit oder quantitativer „Realität." Alles, was „ist", ist „gut", und um so besser, je mehr „Realität" es in sich schließt. Wird aber damit die moralische Eigenart oder der sittliche Charakter des Guten gewahrt? Der Begriff der Realität bezieht sich auch auf rein natürliche Dinge und führt nur auf das metaphysisch Gute; dieses nimmt nicht schon dadurch moralischen Charakter an, daß es überhaupt Objekt des Willens wird (der ja an sich immer schon nach dem Realen oder Vollkommenen oder Guten strebt). Vielmehr erst die recht erfaßte Freiheit des menschlichen Willens und sein Verhältnis zum göttlichen Willen bringt es zum wahrhaft sittlich Guten.

Dasselbe gilt auch vom sittlich oder moralisch Bösen. Nach Leibniz ist Etwas ein metaphysisches Uebel, wenn es weniger Realität enthält, und es wird zum malum morale oder Bösen, wenn dies weniger Reale Gegenstand des Willens wird. Aber warum verändert es dadurch auf einmal seinen Charakter? Etwa, weil der Wille, dessen Objekt es wird, selber moralisch böse ist? Aber einen wirklich moralisch bösen Willen kennt Leibniz gar nicht! Das mag absurd klingen, ist aber wirklich so. Moralisch böse nennen wir den Willen, der mit Bewußtsein das erstrebt, was er nach des Gewissens Zeugnis als von Gott verboten und darum als böse erkannt hat. Nach Leibniz aber strebt ja der Wille von Natur immer nach dem

Guten d. h. Realen und nur durch die Unvollkommenheit des Intellects getäuscht ergreift er manchmal etwas weniger Gutes oder ein Uebel, aber doch auch dieses sub specie boni.

Subjektiv ist also der Wille eigentlich immer ein guter; man könnte ihn nur im objektiven Sinne auch „böse" nennen, sofern er nämlich weniger reale Objekte erstrebt. Das ist aber kein wahrhaft moralisch böser Wille. Einen solchen kennt L. streng genommen nicht. Dann können aber auch Dinge oder Handlungen, die Objekte eines solchen Willens werden, nicht eigentlich moralisch böse genannt werden. Sie sind und bleiben nur etwas metaphysisch weniger Gutes oder Reales. Leibniz löst — kurz gesagt — das moralische Uebel im metaphysischen auf oder führt es darauf zurück.

Das ergibt sich auch aus der oben nachgewiesenen engen Verbindung, in die L. das Böse mit dem Intellect setzt, wie wir sehen, in eine primärere und naturnotwendigere, als mit dem Willen, ja so notwendig, dass der innerste, tiefste Grund des Bösen eigentlich in der Beschränktheit oder Unvollkommenheit des Intellects zu suchen ist. Das ist aber nach L's. Theorie ein metaphysischer Mangel. Sie führt das sog. malum morale wirklich auf das malum metaphysicum zurück.

Das ergibt sich endlich auch aus der ganzen Leibnizschen Begriffsbestimmung des Bösen als „Privation" des Willens oder des Weiterstrebens nach einem höheren Gut. Nun haben aber schon die Scholastiker, z. B. Thomas von Aquino, einen Unterschied gemacht zwischen Privation und Negation.[1] Und das mit Recht. Negation bezeichnet einen Defekt oder Mangel, welcher der Natur eines Dinges nicht widerstreitet, das Fehlen von Etwas, was nicht notwendig zur Natur des Dinges gehört. Privation dagegen bezeichnet den Mangel an Etwas, was notwendig und naturgemäß in einem Dinge sein müßte, durch dessen Fehlen das Ding unvollkommener oder in seinem Wesen verkürzt wird; die Privation widerstreitet also dem Wesen oder der Natur des Dinges. Negationen sind und müssen in allen endlichen Dingen sein, d. h. in jedem Dinge fehlt etwas, was in anderen ist, ohne daß seine eigenste Natur da-

[1]) Ebenso sagt der Vorläufer Leibnizens, Cartesius: der Irrtum sei nicht bloß eine Negation, sondern Privation einer Erkenntnis, die da sein sollte.

durch verkürzt wird, im Gegenteil wird gerade seine besondere individuelle Natur im Unterschied von anderen Dingen dadurch charakterisiert. (Vergl. Kant, sämtl. Werke, ed. Hartenstein, Bd. 6, S. 5: „Wenn sich Dinge von einander unterscheiden, so geschieht es durch dasjenige, was in dem Einen ist und in dem Anderen nicht ist“[1]). Die Negationen sind also von dem Wesen der endlichen d. h. beschränkten Dinge nicht zu trennen und führen nur auf das metaphysische Uebel. Wie steht es aber nun mit dem „moralischen“ Uebel? Besteht es in Negation oder Privation? Leibniz gebraucht stets den letzteren Ausdruck, aber er kann ihn unmöglich in dem von uns oben fixierten strengen Sinne meinen. Denn da die Privation, in der nach seiner Auffassung das Böse besteht, aus der ursprünglichen natürlichen Beschränktheit der Kreatur folgt, so entspricht sie eben der Natur des Geschöpfes, widerspricht ihr nicht, ist also in Wahrheit keine Privation, sondern eine einfache Negation. So wird also von Leibniz das Böse oder malum morale wieder auf das malum metaphysicum zurückgeführt. Da nun aber alles Endliche seiner Natur nach mit solchem metaphysischen Mangel behaftet ist, so kommt die Leibnizsche Theorie folgerichtig auf den Satz: „Alles Endliche als solches ist bös“, d. h. es verschwindet ihr aller Unterschied zwischen Gut und Böse!

Unter anderem Gesichtspunkte kann man dafür auch sagen: nach dieser Theorie kann und wird das Böse in Ewigkeit nie ganz verschwinden, so gewiß auch die höchsten und heiligsten Geister, da sie einmal endlich geschaffene sind, nie ganz ohne die metaphysische Schranke der Endlichkeit, also auch nicht ohne ein minimum von Beschränktheit auch im Guten d. h. nicht absolut ohne Böses sein können. (Vergl. das oben über die „Engel“ Gesagte).

Eine Theorie, die zu solchen Konsequenzen führt, kann aber nicht befriedigen; denn mit Recht sagt Richard Rothe in s. „Theol. Ethik“, 1. Aufl., Bd. II, S. 187, „daß jedes derartige Begreifen des Bösen ausgeschlossen ist, durch welches sich unser Verwerfungsurteil über dasselbe irgendwie mindert.“

---

[1]) Auch nach Spinoza ist „omnis determinatio negatio“, die allerdings nur infolge unserer inadäquaten Imagination den Schein einer Privation annimmt.

Das Böse ist aber nach Leibnizens Theorie eigentlich nichts Verwerfliches, Verdammliches und Verabscheuungswürdiges, sondern höchstens etwas Beklagenswertes, wie Leibniz selbst einmal § 26 sagt: „il est encore bon de considérer, que le mal moral n' est un si grand mal que parce qu'il est une source de maux physiques,“[1] — als ob das physische Übel etwas Schlimmeres wäre, als das moralische! Wundern möchte man sich nur, warum bei solchen Konsequenzen auch ein Augustinus, der doch so streng über die sündliche Verderbtheit der menschlichen Natur geurteilt hat, das Böse nur in die „Privation“ setzt. Aber — si duo faciunt idem, non est idem! Bei Leibniz ist die Privation ein passiver Zustand des Beraubtseins, bei Augustin aber ein Akt des Beraubens; bei jenem ist das Böse eine bedauerliche Willens- und Verstandesschwäche, bei diesem eine verkehrte und verderbte Willenstendenz („malum tendit ad non esse, nocet privatque bono“); da herrscht „der Geist, der stets verneint“.

Nachdem wir so das Unzureichende der negativen Auffassung des Bösen nachgewiesen, wollen wir es versuchen, eine positive Auffassung desselben zu vertreten, indem wir uns dabei auf Gedanken stützen, wie sie schon von Chr. H. Weiße in s. „philosophischen Dogmatik“, dem jüngeren J. H. Fichte in seiner „Spekulativen Theologie“ und R. Rothe in seiner „Theolog. Ethik“ ausgesprochen worden sind.

Erweist sich der der privativen Auffassung des Bösen zu Grunde liegende Begriff der Quantität als unbrauchbar, so gilt es, einen andern Grundbegriff zu suchen, um von ihm aus die Möglichkeit und Wirklichkeit des Bösen und seinen Gegensatz zum Guten besser zu begreifen. Dieser Grundbegriff kann kein anderer sein, als der Begriff der „qualitativen Einheit“, d. h. der Einheit unter sich verschiedener wesentlicher Qualitäten. Es kann demnach der Unterschied zwischen dem Guten und dem Bösen nur darin liegen, daß in jenem die Einheit der unter sich verschiedenen Qualitäten in Harmonie besteht, in diesem dagegen die Harmonie gestört und zur Disharmonie wird. Welches nun aber sind diese unter sich verschiedenen

---

[1] Trivialer drückt dies Gottsched in einer Note zu dieser Stelle in seiner deutschen Übersetzung aus: „wie sich die Motten aus Dummheit („Mangel an Intellekt!“) die Flügel am Lichte verbrennen!“

wesentlichen Qualitäten, in deren gestörter Einheit oder in deren verkehrtem Verhältnis das Böse besteht? Wir werden darauf geführt durch den im ganzen Bereich des endlichen kreatürlichen Seins sich manifestierenden Gegensatz des „In-sich-und-für-sich-Seins" und des „In-einem-Ganzen-Seins". Nur durch den Zusammenschluß dieser beiden gegensätzlichen Momente kann allein eine Kreatur bestehen: denn wie sie ohne das erste im Ganzen sich verlieren und verschwinden würde, so würde sie ohne das letztere aus dem Ganzen isoliert und herausgerissen der Welt nicht angehören.

Im Menschen nun steigern und bestimmen sich diese beiden Seiten näher zur bewußten „Selbstheit" und zur „Gottbezogenheit" oder unmittelbaren bewußten Beziehung zu Gott.

In der normalen, mit Bewußtsein vollzogenen Einheit dieser Momente besteht das Gute; im disharmonischen Vorwiegen und Sich geltend machen des Momentes der Selbstheit besteht das Böse. — Doch suchen wir das im folgenden noch näher zu bestimmen.

Jedem Kreatürlichen als solchem eignet ein gewisses Für-sich-sein-wollen und -können, oder „kreatürliche Spontaneität" (Weiße; „Sonderwille", Fichte). Diese Spontaneität, dieses Selbst-sein-wollen wächst notwendig, vertieft und verfestigt sich in sich selbst in demselben Grade, je höher und reicher angelegt, je vollkommener das Geschöpf ist, — und erfaßt sich so schließlich im höchsten Geschöpf, im Menschen, als willensmäßige Selbstheit, als natürlich-selbstischer Wille, der nur auf das eigene Selbst, seine Erhaltung, Befriedigung und ausschließliche unbedingte Geltung schlechthin und rücksichtslos gerichtet ist (Selbstsucht).

Dieser selbstische oder selbstsüchtige Wille ist nun freilich, eben weil nur aus der kreatürlichen Naturbasis des Menschen hervorwachsend, zunächst auch nur erst ein natürlicher und darum unfreier, nicht schon sittlicher, so lange noch nicht vom sittlichen Bewußtsein des Anderssollens und -könnens begleitet. Den Charakter des moralisch Bösen nimmt er dadurch an, daß er seine bisher kreatürlich-natürliche, durch Naturbestimmtheit gegebene Richtung — im Gegensatz zu einer im erwachenden sittlichen Bewußtsein ihm mit dem Anspruch auf Geltung und Befolgung entgegentretenden anderen Richtung — mit be-

wußter Entscheidung fernerhin festhält und bejaht. Nämlich in seinem Gewissen fühlt sich der Mensch auf Gott bezogen, findet also zunächst im Gewissen seine Gottbezogenheit als eine schon vorhandene, daseiende, und doch daneben auch zugleich als eine seinsollende, d. h. als eine solche, die obwohl schon mit der sittlichen Anlage gleichsam im Keime gegeben, doch erst durch selbstbewußte willenhafte Bejahung wahrhaft realisiert und sodann stetig immer mehr befestigt werden soll, — und zwar dies Alles im Gegensatz zu der kreatürlich-natürlich gegebenen, auf das eigene Selbst gewandten Richtung: sodaß, während und indem der Mensch sich an Gott hingiebt, er eben damit sich selbst aufgeben, die auf Befriedigung und Geltendmachung seines Selbst gerichteten Tendenzen verneinen und aufheben soll. Freilich ist nun diese Richtung auf Gott und Hingabe an Gott, obwohl sie mit dem Anspruch auf absolute Geltung im Gewissen auftritt und sich bezeugt, nicht in der Weise absolut, daß sie ein völliges Aufgeben, Verlieren und Vernichten des eigenen Selbst involvierte; vielmehr ist sie derart, daß sie allererst eine wahrhafte Selbstgewinnung, Selbstförderung und Selbstbefriedigung ermöglicht, indem erst in der Hingabe an und in der Gemeinschaft mit Gott der Mensch sein besseres (selbst aus Gott stammendes) Teil in reinerer und höherer Weise wiedergewinnt.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich, daß das Böse allerdings notwendig und unvermeidlich ist, eben weil in der Naturbestimmtheit des Menschen begründet. In der kreatürlichen Spontaneität oder natürlichen Selbstheit liegt der Grund des sittlich Bösen, das natürlich oder vorsittlich-Böse. Dieses wird dadurch zum sittlich Bösen, daß diese natürliche Selbstheit entgegen einem im Gewissen auftretenden gegenteiligen Postulat willenhaft weiter bejaht, verstärkt und zur bewußten Selbstsucht potenziert wird. Auch dies letztere ist zunächst deshalb notwendig, also der Übergang des natürlich Bösen ins sittlich Böse beim Erwachen des sittlichen Bewußtseins deshalb notwendig, weil ja das sittliche Bewußtsein zunächst zu schwach ist, um gegen die viel stärkeren, natürlich selbstischen Triebe mit Erfolg reagieren und ankämpfen zu können. Erst durch allmähliche (nicht ohne göttliche Mitwirkung erfolgende) Erstarkung des sittlichen Bewußtseins und durch gesteigerte An-

ziehungskraft des andern, eben durch das Gewissen hindurch wirkenden Poles (der Gottbezogenheit) ist eine Abkehr vom eigenen Selbst und eine Hinkehr zu Gott und zum Guten, und zwar eine freie, sittliche Hinkehr, möglich. Denn wäre das Sittengesetz von Anfang an ein fertig gegebenes und mit überwältigender, zwingender Macht dem Menschen gegenübertretendes; — wäre die Gottbezogenheit von Anfang an eine präponderierende und unwiderstehliche: dann würde die Hinwendung zum Guten und zu Gott keine selbständige, freie, sittliche, sondern eine erzwungene, notwendige, magische sein. — Damit sie wahrhaft frei und selbständig sei, ist aber ferner gerade auch die aktuelle Priorität des Bösen notwendig. Denn das Gute erscheint doch viel mehr als die selbsteigene, freie Tat des Menschen, wenn es aus einem bisher bestehenden entgegengesetzten Zustande heraus errungen, aus dem überwundenen realen Gegenteil seiner selbst gewonnen wird, als wenn es bloß aus dem Nichtwollen seines (bloß als entgegengesetzte Möglichkeit ins Bewußtsein tretenden) Gegenteils hervorgeht; — die Bejahung des Guten erscheint doch als etwas viel Positiveres und Wertvolleres, wenn sie nicht nur als eine, nunmehr nur mit dem Bewußtsein der gegenteiligen Möglichkeit verknüpfte, fortgesetzte Bejahung eines schon bestehenden Zustandes oder Strebens erscheint; sondern wenn sie eine wirklich von vorn anfangende, bisher überhaupt noch nicht stattgehabte Bejahung eines Neuen ist (nicht eines absolut Neuen, da ja die Gottbezogenheit schon von Anfang an im Gewissen stattfindet, aber doch insofern eines Neuen, als sie [die Gottbezogenheit] nun allererst in den bewußten Willen aufgenommen wird), und zwar nach vorgängiger Verneinung eines bisher festgehaltenen realen Gegensatzes. — Und dies eben erscheint uns als der Hauptvorzug der hier ausgesprochenen Auffassung des Bösen, daß in ihr die Bedeutung desselben für das Realwerden des sittlich Guten und speziell für das Real- oder Aktuellwerden der Freiheit ganz und voll zum Ausdruck kommt.

Denn besteht Freiheit in der Möglichkeit des Anderskönnens, so ist die Freiheit so lange noch nicht wahrhaft real, so lange die Möglichkeit des Anderskönnens noch nicht unbezweifelbar erwiesen und gesichert ist, so lange dies Anderskönnen selbst noch nicht betätigt und realisiert ist. Und darum

ist auch der Mensch, so lange er böse, auch mit dem Bewußtsein des Anderssollens und -könnens (des Guten) böse ist, nicht wahrhaft frei; dies wird er erst, wenn er dies Anderskönnen wirklich betätigt und vollzieht; erst dadurch realisiert, aktualisiert er seine Freiheit, und so ist in der Tat nur „der Prozeß der Befreiung (vom Bösen) die wirkliche Freiheit!“

Dadurch wird keineswegs das Schuldbewußtsein aufgehoben; denn dies geht ja auch genau betrachtet gar nicht darauf, daß überhaupt Sünde im Menschen ist, sondern daß sie noch in ihm ist, daß er sich von ihr noch nicht (mehr weniger) frei gemacht hat, daß er dem auf ihre (allmähliche) Aufhebung und Überwindung gerichteten innern sittlichen Gebot und Antrieb nicht oder nicht ernst genug nachgekommen ist.

Ein anderer Vorzug der hier angenommenen Auffassung des Bösen scheint uns der zu sein, daß nur so die Freiheit und die Sittlichkeit in ihrer allmählichen Entwicklung aus dem Naturleben oder Naturboden recht verstanden werden. Auch wird so dem Bösen der Charakter des Zufälligen, Willkürlichen und damit Unbegreiflichen genommen und es kann auch so erst in seiner Teleologie, in seiner Beziehung zu Gott und zum göttlichen Willen, befriedigend verstanden werden.

Durch obige Darlegung entscheidet sich auch die namentlich unter neuern Theologen viel erörterte Frage: ob Selbstsucht oder Sinnlichkeit (Weltliebe) das Prinzip der Sünde sei. Gewiß ist die letzte und tiefste Wurzel, das wahre Prinzip der Sünde, die Selbstsucht, resp. die zur Selbstsucht sich steigernde und konzentrierende kreatürliche Spontaneität oder Selbstheit. So lange nun der menschliche Wille noch ein bloß natürlicher ist, oder noch vorwiegend unter Naturbestimmtheit steht, wird er sich auch vorwiegend auf natürliche, kreatürliche (weltliche) Dinge oder auf Befriedigung natürlicher, sinnlicher Triebe und Begehrungen richten. Aber auch diese zunächst und direkt auf die äußern, sinnlichen Objekte gewandte Richtung ist im Grunde und indirekt doch auch nur eine Richtung auf das eigene Ich, das eben in der Hingabe an das Kreatürliche für sich selbst Befriedigung sucht.

Friedrich Gedike

ein altpreussischer Schulmann[1])

von

Geh. Regierungsrat D. Dr. Fries
Universitätsprofessor und Direktor der Franckeschen Stiftungen in Halle.

1) Vortrag gehalten in der Sitzung der Kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt am 24. Oktober 1906.

Ihre Akademie hat sich, wie es in der Urkunde lautet, die Aufgabe gestellt, den „hilfreichen Verkehr des Wissens mit dem werktätigen Leben zu vermitteln, damit die Palme der Wissenschaft auch Früchte für das Leben trage". In diesem Sinne nennt sie sich Akademie gemeinnütziger Wissenschaften.

Solchem Prinzip dürfte die Wahl eines pädagogischen Themas zu einem öffentlichen Vortrag zweifellos entsprechen, denn wenn eine, so ist die Pädagogik eine gemeinnützige Wissenschaft, so gewiß sie nicht ins Blaue malt, sich nicht in lebensunfähige Theorien verliert, sondern auf dem Boden der Wirklichkeit fußt und praktische Ziele verfolgt, ja das höchste, wichtigste praktische Ziel, das es geben kann, mit immer erneutem, heißem Bemühen verfolgt. Handelt es sich hier doch um das höchste Anliegen der Menschheit, nämlich darum, ihren stetigen geistigen Fortschritt zu verbürgen. Man mag die Pädagogik definieren, wie man will, auf die Auffassung wird man als auf die grundlegende immer wieder zurückgeführt, daß sie ist die planmäßige Einwirkung der älteren Generation auf die jüngere, um diese dazu zu befähigen, das ihr überkommene Erbe an geistigen Gütern mit vollem Verständnis anzutreten und nicht nur zu bewahren und auszunutzen, sondern ihrerseits vervollkommnet weiter zu überliefern.

Diese Aufgabe ist eine wesentlich sittliche, weil den Willen ernst in Anspruch nehmend, daher die Pädagogik der Ethik eng verwandt und verbunden und eine Gehilfin der Politik, welcher sie ihre Ziele verinnerlicht und zugleich auch erst erreichbar macht. So ist die Schule, in der die Pädagogik vor allem wirksam wird, in der Tat, wie man sie genannt hat, ein Politikum, die höhere wie die niedere, und wo neue Be-

strebungen im politischen Leben eines Volkes sich erheben, vielleicht im Drange sich durchzusetzen zu schärfsten gegenseitigen Fehden ausarten und die Volksseele bis in ihren tiefsten Grund aufwühlen, da entsteht auch sogleich ein Kampf um die Schule, will heißen um die Beeinflussung des heranwachsenden Geschlechtes. Unsre Zeit weiß davon zu sagen!

Auf dem Gebiet des Schulwesens erscheint nun nichts schädlicher als rascher Wechsel der leitenden Grundsätze, als schwächliche Nachgiebigkeit gegenüber unbeständigen Zeitströmungen, die den historischen Zusammenhang leichtherzig preisgiebt und, mit der Vergangenheit brechend, ins Ungewisse hinaussteuert. Da bietet sich als beruhigendes Heilmittel die Geschichte der Pädagogik dar; ihre Kenntnis wirkt klärend und belehrend, denn sie zeigt uns, was frühere Generationen erdacht, erstrebt, geleistet, und indem wir uns im Bilde der Vergangenheit spiegeln, gewinnen wir einen richtigeren Blick, ein freieres Urteil für das, was unsere Zeit bewegt, kommen wir zur Selbstbesinnung und Vertiefung, die gerade unseren Tagen so not tut. Wollen Sie mir darum gestatten, Ihnen heute das Bild eines hervorragenden Schulmannes vorzuführen, dessen Leben etwa vor 100 Jahren sich abschloß. In seiner Person kennzeichnet sich die ganze Richtung seiner Zeit, er hat an einflußreicher Stelle mitgewirkt an den wichtigen organisatorischen Maßnahmen, die für unser höheres Schulwesen von grundlegender Bedeutung geworden sind.

Wir blicken zurück in einen Zeitraum, den man mit Recht das pädagogische Jahrhundert genannt hat, in welchem Neues mit Gewalt sich bahnbrechen will, Altes mit Standhaftigkeit dem Anprall widerstrebt; in welchem die weitesten Kreise des Volkes, die Gebildeten voran, am Streite der Ansichten lebhaften Anteil nehmen. Da tritt, von Rousseaus weithinwirkenden Ideen angeregt, die Schule der Philanthropen auf den Plan und verkündet mit bestechender Zuversichtlichkeit eine allgemeine Reform des Schulwesens unter dem Gesichtspunkt der Gemeinnützigkeit. Die praktischen Versuche, die Basedow und seine Genossen machen, werden von Philosophen und Staatsmännern in überraschendem Maße beachtet, gewürdigt und empfohlen, von Fürsten und Volksfreunden mit staunenswerter Opferfreudigkeit unterstützt, ohne sich doch auf die Dauer

gegenüber einer ernsteren und tieferen Auffassung von den Aufgaben des höheren Unterrichts behaupten zu können.

Auf der anderen Seite steht, fest in der Tradition wurzelnd, der Neuhumanismus mit seiner Vergeistigung der Altertumsstudien, sonderlich mit seiner Hervorhebung des Griechentums, der unsere großen Dichter und Denker — Herder und Humboldt vor allen zu nennen — in seinen Kreis zieht, der auch unter Führung eines F. A. Wolf einen höheren Lehrerstand erst schafft und bildet.

Und dann Pestalozzi. Von reinstem Wollen für das Gemeinwohl beseelt, gibt er sein ganzes Sein an die edle Aufgabe der Erziehung der unteren Klassen dahin; er scheitert in seinen eigenen Unternehmungen, sieht aber durch treue, überzeugte Schüler und Anhänger seine Ideen in anderen Ländern, gerade auch in unserem preußischen Vaterlande siegreich und fruchtbar durchgesetzt.

Inmitten dieser reichen Bewegung steht Friedrich Gedike. Geboren 1754 in einem Dorfe der Priegnitz als Sohn eines Predigers, den er schon als 9 jähriger Knabe verlor, dann erzogen im Waisenhaus zu Züllichau unter Steinbart, der später als Professor an die Universität Frankfurt überging und dem er zeitlebens die Dankbarkeit eines Sohnes bewahrte, nach Vollendung seiner theologischen und philologischen Studien 1776 Subrektor des Friedrich Werderschen Gymnasiums in Berlin, 3 Jahre später — als 25 jähriger! — schon Leiter dieser Anstalt, 1784 Oberkonsistorialrat, 1787 Mitglied des damals gegründeten Oberschulkollegiums, der obersten preußischen Unterrichtsbehörde, und Begründer des pädagogischen Seminars, 1790 Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften, 1791 Mitdirektor der zu jener Zeit vereinigten Gymnasien, des Berlinischen zum Grauen Kloster und des Köllnischen, 1793 nach Büschings Tode Direktor dieser Anstalt: also in vielseitigster Tätigkeit, bis ein allzufrüher Tod 1803 dem Streben des noch nicht 50 jährigen ein Ziel setzte.

Dies der äußere Umriß seines Lebens. Nach einer harten, entbehrungsreichen Jugend, in der er eindrucksvoll die Wahrheit des alten Spruches *ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται* an sich erfahren hat, gestählt zu unermüdlicher Arbeit, voll Kraft und Feuer, steigt er unaufhaltsam schnell die Laufbahn hinan zum

höchsten Amte, das überhaupt je einem Schulmanne beschieden ist. Früh gereift durch ernste Lebenserfahrung und doch von jugendlichem Schwunge getragen, tüchtig in den Wissenschaften vorgebildet, für seinen Beruf von der Natur reich begabt, eine männliche Gestalt mit kräftigem Organ, mit sicherstem Auftreten, im Besitz uneingeschränkter persönlicher Autorität, darf er im Lehramte des Erfolges von vornherein gewiß sein, ist aber doch viel zu gründlich und gewissenhaft, um nicht dem Unterricht die fleißigste Vorbereitung zu widmen und alle Obliegenheiten des Amtes aufs Genaueste wahrzunehmen. Setzte er doch sogar nicht einmal am Hochzeitstage, obwohl ihm dieser ein lang und heiß ersehntes Glück brachte, seine Lektionen aus!

Des freien Wortes mächtig, unterrichtete er lebendig und anregend, bevorzugte aber dabei durchaus die dialogische Lehrform. „Eine Unterredung“, so sagt er selbst, „wo Kopf an Kopf sich reibt und wo der Lehrer gleich dem Stahl (wiewohl freilich viele Lehrer mehr dem Eisen oder gar dem Blei gleichen) auch aus dem härtesten Kiesel Funken herausschlägt, schafft und weckt weit mehr helle Begriffe als das leidende Zuhören einer oft nicht verstandenen, immer höchstens nur verstandenen ununterbrochenen Rede“. Er will es eben dem Sokrates nachtun, der mit seinen Schülern sprach, nicht den Sophisten, die zu ihren Zuhörern redeten. Nicht Aneignung von Wissen, sondern Denken lernen ist ihm oberstes Ziel.

Kenner der deutschen Literatur älterer und neuerer Zeit, pflegt er zugleich in der Schule mit besonderer Liebe die griechische Sprache und zieht hierbei den Kreis der Lektüre ziemlich weit: Homer, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Pindar, Herodot, Xenophon, Plutarch, Plato. In den altsprachlichen Lektionen erstrebt er eine Verbindung des Sprach- und Sachunterrichtes, indem er aus den Schriften Ciceros eine Geschichte der alten Philosophie gewinnen läßt und die platonischen Dialoge für die Logik ausnutzt. So bewährt er sich als echter und rechter Humanist, ohne sich in das Formale zu verlieren; sehr klar erfaßt er, was das Hauptziel alles gelehrten Unterrichts sein soll: die Schüler zu gebildeten und bildungseifrigen, denkenden Menschen zu erziehen, sie zur Höhe freien Umblickens nnd Forschens hinaufzuführen. — Wenn uns aber seine eben geschilderte Lehrweise anmutet, als

stimme sie auffällig zu neueren Reformen und Anweisungen, so ist das nur ein Beweis dafür, daß das Rechte zu allen Zeiten von Einsichtigen erkannt und erstrebt worden ist, wenn es sich auch freilich nicht allgemein als Richtschnur durchsetzen kann. Ja, das Gesunde wächst und gedeiht am erfreulichsten in der Freiheit, während Vorschrift und Anordnung den Unwilligen oder Unfähigen doch nicht zu dem empfohlenen und gebotenen Verfahren führt — wenigstens nicht auf die Dauer.

Aber Gedike wollte nicht bloß Lehrer, sondern zugleich Erzieher sein. Das Geschäft des Lehrers und Erziehers erklärt er mit vollem Recht als so genau und innig ineinander verwebt, „daß es entweder Trägheit oder Mangel an Kraft und Kenntnis sei, wenn der Lehrer sich damit begnüge, Licht in den Verstand zu tragen, und die eigentliche Erziehung oder Bildung des Herzens dem Zufall oder solchen Händen überlasse, die entweder nichts oder Unkraut hinein säen". — Er stellt an seine Schüler hohe Anforderungen und tritt vor sie als strenger Mahner zur Pflicht, aber er will den Fleiß fördern nicht durch Zwang, sondern durch Lust und Interesse am Gegenstand und durch Anregung des Ehrtriebes. Vergehungen verhütet er lieber, als daß er sie bestraft, und das kann gelingen, sobald der Lehrer das richtige persönliche Verhältnis zu seinen Schülern hat. In der Schrift vom Jahre 1780 betitelt „Hoffnung und Furcht, Lob und Tadel auf der Wage des Pädagogen" geht er den Regungen des jugendlichen Herzens mit feinem Verständnis nach. Die Liebe seiner Schüler ist ihm ein wesentlicher, unentbehrlicher Bestandteil seines Glückes, und er hat sie besessen.

Bei der 100jährigen Jubelfeier des Friedrich Werderschen Gymnasiums handelt er in seiner Festrede von „den Freuden des Schulmannes". Hier gesteht er, sein Amt in dieser Hinsicht nicht mit großen Erwartungen angetreten zu haben: noch ein Jüngling, erfüllt von Wünschen und weitgreifenden Plänen, habe er eine gewisse Ängstlichkeit verspürt vor der keine große Befriedigung verheißenden Engigkeit des Berufes; aber in der Ausübung desselben hat sich dann seine Auffassung vertieft, sein Blick geweitet für dessen hohe Aufgaben. Darum preist er nun mit Begeisterung den Beruf des Menschenbildners, der nicht nur an den engen Kreis, worin er unmittelbar wirke,

zu denken habe, sondern sich auch den weiten, mittelbaren vorstellen müsse, für den er wirke, insofern der künftige Wirkungskreis seiner Zöglinge gewissermaßen auch der seinige sei. So stehe er in höherem Auftrage da, Gott gebrauche ihn als Mittelsperson zur Ausführung seines Planes der allgemeinen Glückseligkeit.

Der Schulmann hat zum Studium des Menschen die beste Gelegenheit, denn er beobachtet ihn in seiner Entwickelung. Noch hängt nicht die dichte Decke der Verstellung vor dem Herzen seines Zöglings, womit es nachherige Situationen, Umgang, Absichten, sogenannte feine Lebensart und Selbstgefälligkeit verschleiern. Er sieht den Keim, die Knospe, die Blüte, den Ansatz zur Frucht. Er hat vor sich eine Schar von Zöglingen aus den verschiedensten Ständen und zu den verschiedensten Ständen bestimmt, von unendlich mannigfaltigen Anlagen des Verstandes und Willens.

Wenn so der Blick auf die Gegenwart für den denkenden Schulmann interessant und erfreulich ist, der Blick in die Zukunft ist es nicht minder. Gelingt es ihm, dem Drang und Streben der jugendlichen Natur die Richtung zum Wohle der Menschheit zu geben, so darf er darauf rechnen, daß ihm einst noch der Jüngling und Mann seine treue Arbeit dankbar lohnen. „Ich bin überzeugt“, sagt Gedike, „daß der Lehrer, der über lauter undankbare Schüler klagt, entweder überall nicht weiß, was Dankbarkeit ist, oder es nicht verdient, dankbare Schüler zu haben, oder — der gewöhnlichste Fall — die Kunst nicht versteht, sich solche zu erziehen.“ — Er kann sich aus seinen Zöglingen treue Freunde bilden. Hat er erst einmal durch seine eifrigen Bemühungen sie intellektuell gefördert und zugleich durch liebreiche Behandlung ihre Herzen gewonnen, so wird er sie gewiß nie wieder verlieren, — oder aber es war gleich anfänglich nicht der Mühe wert, sie zu gewinnen. Solche Freuden erwärmen das Herz und geben immer wieder aufs neue die Freudigkeit, des Berufes gleichmäßigen Kreislauf zu durchmessen. Wessen Gefühl zu kalt und wessen Gesichtskreis zu eng ist, der besitzt natürlich für solche Freuden keine Empfänglichkeit!

Ich habe eben im wesentlichen nur Gedikes Gedanken wiedergegeben. Wenn wir solche, aus idealster Auffassung des

Berufes, aus freudigster Begeisterung für denselben hervorquellende Äußerungen hören, sollte uns das doch wohl nachdenklich machen. Soviel ich wenigstens sehe, entbehrt der Durchschnitt der heutigen Erzieher in Haus und Schule jener Wärme des Empfindens für die Zöglinge, jener Rücksichtnahme auf ihre Eigenart. Man redet ihnen viel von Pflicht, schränkt ihre Freiheit ein durch allerhand Satzungen und Verbote und ahndet jede Übertretung nach allgemein gültigen Normen; — nun, ich bin sehr weit davon entfernt, den erziehlichen Wert fester Führung und strenger Konsequenz zu verkennen, aber ich frage: denken wir auch genug daran, daß die Zöglinge Rechte an uns haben, Ansprüche an uns machen dürfen? Vergessen wir nicht zu leicht, daß wir auch einmal jung gewesen sind und freundliche Nachsicht und Geduld bedurft haben; wie da rauhe Behandlung, unverdienter Tadel uns abgestoßen, dagegen wohlmeinender Zuspruch uns ermutigt, ungeschmälerte Anerkennung uns erfreut, jeweils vertrauter Händedruck eines verehrten Lehrers uns erhoben hat? Warum denn also zurückhalten mit Lob und Ermunterung, während man doch nicht kargt mit Zurechtweisungen? Warum denn nicht einen fröhlichen Ton, selbst einen heiteren Klang in die Schulstube hineinbringen, um die oft trockene Kost des Lernens zu würzen? Wie in der Natur Himmelsklarheit und Wolkenzug, Sonnenschein und Regen in wohltätigem Wechsel erscheinen, so mag auch des Menschen Seele, sonderlich die jugendliche, nicht in einem starren Einerlei festgehalten werden, sie verlangt nach Abwechselung von Anstrengung und Abspannung, von pflichtmäßigem Tun und von freier Bewegung, von gebietender Beeinflussung und von Beweisung der Güte.

Aber unsre Zeit neigt unverkennbar zu einer straffen, halb militärischen Behandlung der Jugend, und so fehlt unserm Verkehr mit dieser das Herzliche, Gewinnende oft nur zu sehr; es ist fast so, als sei das von Gedike oft und gern gebrauchte Wort „liebreich" aus dem pädagogischen Handlexikon des Lehrers und Erziehers ganz und gar gestrichen. Ist wirklich, wie behauptet wird, die Lust an der Schule jetzt gegen früher gemindert, hier hat man den Grund dafür zu suchen. Wo eben in der Hauptsache nur Druck, Drängen und Treiben herrscht, da kann das Gemüt nicht zu seinem Rechte kommen,

da bahnt sich kein persönliches Vertrauensverhältnis an, bei dem doch erst redliches Streben, lebendiges Pflichtgefühl, Lauterkeit der Gesinnung, kurz eine gesunde Entwicklung der Jugend gewährleistet ist. — Man spricht heute viel vom Schulleben — das Wort ist übrigens noch gar nicht so alt, man versteht darunter gewöhnlich nur die Schule, wie sie in ihrer Gesamtheit, besonders auch bei festlichen Veranstaltungen in Erscheinung tritt — das sucht man schön auszugestalten und zu schmücken. Nun, das ist recht und gut und hinterläßt gewiß einen bleibenden Eindruck, aber jedenfalls gehört als wesentliches Stück dazu auch das einzelne, alltägliche Schülerleben. Sorgen wir vor allem dafür, daß diesem ein kräftiger, warmer Pulsschlag nicht fehle.

Seinen Grundsätzen allgemeinere Geltung zu verschaffen fand Gedike reiche Gelegenheit, sobald er die Leitung einer Schule übernahm. Das Fr. W. Gymnasium, im Anfange des Jahrhunderts unter Joachim Lange blühend und angesehen, bedurfte damals äußerlich wie innerlich eines energischen Wiederherstellers, und das wurde ihm Gedike. Mit köstlichem Humor schildert er bei dem 100jährigen Jubiläum der vom Großen Kurfürsten gegründeten Anstalt ihre anfänglichen, uns geradezu ungeheuerlich erscheinenden räumlichen Verhältnisse. Das Werdersche Rathaus war ein wahrer Proteus. Unter einem Dache befanden sich Rathaus, Kirche, Gerichtsstube, Stadtkeller, Gefängnis, Brotladen, Folterkammer und Schule — eine sonderbare Vereinigung. — „Die neun Musen waren zwar seit jeher verträgliche Geschöpfe“ ruft Gedike, „aber das mögen sie und Apollo verhüten, daß ihr Tempel bei uns wieder Folterkammer werde, obgleich diese Kombination noch hier und da observanzmäßig ist.“ Aus diesem unwürdigen Zustand wurde die Schule nur sehr allmählich und selbst unter Gedike noch nicht völlig erlöst.

Dem räumlichen Elend entsprach die spärliche Frequenz, Gedike fand nur 5 Klassen mit im ganzen 28 Schülern vor. Quinta und Quarta zählten je 9, die Tertia 6, die Sekunda 3 Schüler, in Prima thronte gar nur ein einziger. Jetzt wurde die Anstalt neu organisiert, wobei Gedike völlig selbständig verfuhr; mit welchem Erfolg, das zeigte der rasch steigende Besuch, der sich bei seinem Abgang auf über 300 Schüler

belief. Diese Freiheit der Bewegung verdankte Gedike damals allein seinem persönlichen Ansehen, denn der obersten Schulbehörde gehörte er noch nicht an. In der Einladungsschrift zur öffentlichen Prüfung 1781 bekennt er daher mit Genugtuung: „ich habe das Glück, daß mir durch kein unveränderliches Schulreglement die Hände gebunden sind und daß meine Oberen viel zu patriotisch für die Entwickelung unserer Schule gesinnt sind, um zu verlangen, daß über jede Veränderung im Schulplane erst ausdrücklich Anfrage geschehen und spezielle Erlaubnis nachgesucht werden müsse. Wo das aller Augenblicke geschehen muß, da ist es gar kein Wunder, wenn viele gute Einrichtungen, die sonst mit leichter Mühe zu machen wären, unterbleiben."

Umweht es uns Schulmänner, uns Beamte von heute beim Hören dieser Worte nicht wie Freiheitsodem?! Verordnungen, Verfügungen, Erlasse, deren Sammlungen zu dicken Bänden anschwellen, wie überall, so auch auf dem Gebiet der Schule. Es wird zuviel regiert, und selbst beim besten Willen und Einsehen der Behörden ist um der allgemeinen Norm willen ein Unterbinden der Selbständigkeit unausbleiblich, sodaß nur ein wirklich freier Geist die Freiheit finden kann, von der trotzalledem noch geredet wird.

Als Gegner des einseitigen Klassenlehrersystems, das den jüngeren Lehrer, der sich dauernd mit den Anfängern beschäftigen muß, lähme, den oberen Lehrer stolz mache, führte Gedicke an seiner Schule das Fachsystem ein, wonach einerseits der Lehrer sein Hauptfach in mehreren Klassen unterrichtet und so die Schüler besser fördert, die infolgedessen länger in seiner Hand bleiben; wonach andrerseits die Schüler — und das ist das wichtigste — in verschiedenen Fächern, durchaus ihren betreffenden Leistungen entsprechend, verschiedenen Klassen angehören können, also z. B. im Französischen einer höheren Klasse als im Lateinischen oder umgekehrt. Diesem System, das Gedike freilich nicht selbst erfand, sondern das z. B. an den höheren Schulen der Franckeschen Stiftungen in Halle schon früher bestand, danach aber um der gleichmäßigen Förderung willen aufgegeben wurde, liegt das Prinzip des Individualisierens zu Grunde, und begabteren Naturen ist dadurch tatsächlich ein rascheres Fort-

schreiten gesichert. Jetzt besteht es meines Wissens nur noch an der Erziehungsanstalt in Schnepfenthal, indessen tauchen Pläne zu seiner teilweisen Erneuerung auf im Sinne freierer Unterrichts-Bewegung der oberen Klassen.

Als Direktor übte Gedike eine durchgreifende Aufsicht, den Lehrern begegnete er freundlich, aber doch als Vorgesetzter, wirkte jedoch besonders durch sein eigenes Beispiel anfeuernd. Den reiferen Schülern widmete er eine väterliche Fürsorge und suchte ihnen den Übergang zur Universität dadurch zu erleichtern, daß er sie in besonderen Stunden mit allen Verhältnissen und Gefahren des akademischen Lebens bekannt machte. Hierauf nahm er dann in seinen Entlassungsreden Bezug, um sozusagen aus den vorausgegangenen einzelnen Belehrungen und Mahnungen die Summa zu ziehen. — Diese hodegetische Unterweisung, in früheren Zeiten vielfach ausgeübt und von der Behörde auch angeordnet, ist leider so gut wie ganz außer Gebrauch gekommen; sie kann unserer Jugend, die ohne Erfahrung und Weltkenntnis mit einem jedem Eindruck offenen Herzen aus den Schranken der Schule zur studentischen Freiheit übergeht und sich dabei plötzlich ohne einen warnenden Freund, ohne einen bewährten Führer sieht, sicherlich Segen bringen, nur muß sie wirklich aus einsichtiger Erfahrung hervorquellen und in wahrhaft väterlichem Ton gehalten, vor allem aber von dem persönlichen Vertrauensverhältnis zwischen Direktor und Schüler getragen sein.

Eine für jene Zeit völlig neue, für die Folgezeit hochbedeutsame Wirksamkeit entfaltete Gedike als Lehrerbildner. Der bekannte Staatsminister Friedrich des Großen und Friedrich Wilhelm II. Freiherr von Zedlitz, ein Mann von vielseitiger Bildung und von unermüdlicher Tatkraft, erfüllt von warmem Interesse für das Schulwesen und von den philanthropischen Bestrebungen angezogen, erkor sich die Universität Halle zu einem Zentrum pädagogischer Belehrung aus, indem er einen der bedeutendsten Vertreter jener Richtung Ernst Christian Trapp vom Dessauer Philanthropin in eine neugegründete pädagogische Professur dorthin berief. Als dieser nach wenigen Jahren, ohne bleibende Erfolge erreicht zu haben, von Halle schied, wählte Zedlitz wieder einen praktischen Schulmann zu seinem Nachfolger. Das war der bald so berühmt gewordene

Neuhumanist Friedrich August Wolf. Auch er erfüllte indessen die Erwartungen des Ministers nicht, versagte sich vielmehr schließlich ganz den pädagogischen Anforderungen und gründete statt dessen das philologische Seminar, das Vorbild aller späteren wissenschaftlichen Universitätsseminare, eine Pflanzstätte des eigens und planmäßig für den schulmännischen Beruf vorgebildeten höheren Lehrerstandes.

Was in Halle mißglückt war, sollte nun in Berlin ins Werk gesetzt werden, und hierzu ersah sich der Minister den vorzüglich geeigneten Gedike, den er genau kannte, denn von ihm ließ er sich in die alte Literatur, besonders die griechische einführen und erholte sich so täglich im Heiligtum der griechischen Muse von den Staatsgeschäften. Auf diese Weise entstand 1787 am Fr. W. Gymnasium nach Gedikes eigensten Ideen das erste vom Staat gegründete und mit Staatsmitteln ausgestattete pädagogische Seminar zur Heranbildung von geschickten und erfahrenen Lehrern, das dann nach mannigfachen Wandlungen und Versuchen durch die im Jahre 1890 erfolgte Gründung der staatlichen Gymnasialseminare zahlreiche Nachbildungen erhalten hat. — Die Anleitung war bei Gedike teils theoretisch teils praktisch, ersteres durch das Studium der besten Schul- und Erziehungsschriften und durch Abfassung pädagogischer Abhandlungen, für welche möglichst individuelle Berücksichtigung des Unterrichts vorgeschrieben wurde, letzteres durch Hospitieren und eigene Lehrversuche nach Anweisung und unter Aufsicht des Direktors. Neben den ordentlichen Mitgliedern, deren anfängliche Zahl 5 bald auf 8 stieg, waren auch außerordentliche und Exspektanten zugelassen; der Direktor wählte sie selbst aus, und zwar nach rein pädagogischen Gesichtspunkten, die Hauptbedingung für ihn bildete eine „vorzügliche Neigung zum Schulamt". Sie unterrichteten ungefähr in 10 Wochenstunden sowohl in unteren wie in oberen Klassen mit Wechsel der Gegenstände nach jedem Halbjahr, sie hospitierten auch unter einander, wie sie sich überhaupt zu pädagogischem Zwecke in gegenseitiger Verbindung halten sollten.

Es ist hier nicht am Platze, auf die Einzelheiten näher einzugehen; die Instruktion, mit der die heute geltenden Bestimmungen bei auch nur flüchtiger Vergleichung große Über-

6*

einstimmung zeigen, war durchaus zweckmäßig und beruhte auf reifer Erfahrung und Einsicht. Nur mag ich es nicht unterlassen, mit einem Worte auf das erziehliche Moment hinzuweisen, weil es uns deutlich zeigt, wie weise Gedike hier das Wesentliche erkannte, worauf besonders Anfänger von vornherein mit allem Ernste aufmerksam zu machen sind, die doch allzusehr — eben aus Mangel an Erfahrung — zum raschen Zufahren und Aburteilen hinneigen. In der Beziehung lautet die Anweisung für die Kandidaten also: „In der Disziplin sollen sie sorgfältig Leichtsinn und Bosheit unterscheiden und überhaupt einen gehörigen Unterschied zwischen den verschiedenen Quellen, Veranlassungen und Graden irgend einer vorgefallenen Unregelmäßigkeit machen." Behufs besonderer Übung im Erziehungsgeschäft bestellte Gedike sie deshalb auch zu Tutoren, d. h. Aufsehern oder Pflegern solcher Schüler, welche eine genaue Beobachtung und eingreifende Fürsorge bedurften, und schärfte ihnen gerade hierfür eine liebreiche Behandlung ein, durch die auch störrische Naturen zu gewinnen sind.

1793 führte Gedike das Seminar, das ja nicht an die Schule, sondern an seine Person gebunden war, an das Berlinische Gymnasium zum grauen Kloster über, dessen Leitung er damals übernahm. Für die wahrlich nicht geringe Bemühung, die er ihm widmete, erntete er aber den schönsten Lohn, den Arbeit finden kann: den Erfolg. Denn die Anstalt gewann bald so großes Ansehen und Vertrauen, daß mehrere Kandidaten unmittelbar nach dem Besuch derselben zu wichtigen und schwierigen Schulämtern berufen wurden. Aus dem Verzeichnis der Mitglieder seien nur einige berühmte Namen aufgeführt: Spilleke, der die Leitung der Heckerschen Anstalten in Berlin erhielt und auf die Entwicklung des Realschulwesens den größten Einfluß gewann; Süvern, der, als man das zertrümmerte preußische Staatswesen im Jahre 1808 nach dem Tilsiter Frieden neu aufzubauen begann, in die oberste Schulbehörde eintrat, hier im Humboldtschen Geiste wirkte und Hervorragendes leistete; Schleiermacher, in dem wir nicht bloß den geistvollen Theologen, sondern auch den tiefgründigen Pädagogen verehren. So durfte Gedike schon 3 Jahre nach der Errichtung die Eltern versichern, daß die Schule sowohl hinsichtlich des eigentlichen

Unterrichts wie inbezug der erziehlichen Behandlung der Schüler durch das Seminar sehr erhebliche Vorteile gewinne. Jedenfalls hat er bei der Leitung desselben die Wahrheit der Behauptung glänzend erwiesen, daß das Lehren eine große und schwere Kunst und daß diese Kunst nicht das Werk der bloßen Natur oder des Zufalls, sondern das Ergebnis mehrjähriger Übung und Erfahrung ist, die jedoch immer besondere natürliche Anlagen voraussetzt; daß sie ferner auch keineswegs durch Bücher, sondern nur durch überlegte Praxis sich erlernen läßt. Es steht mit ihr wie mit der Arzeneiwissenschaft: beide können nur durch Versuch und Erfahrung erweitert und vervollkommnet werden, da alle, wenngleich aus der Natur des Menschen abgeleiteten Regeln dennoch durch die individuelle Beschaffenheit des zu bearbeitenden Gegenstandes jeden Augenblick Einschränkung und Ausnahme erleiden.

Es war eine natürliche Folge des hohen Ansehens, das Gedike genoß, daß er zum Mitglied von Behörden und gelehrten Körperschaften erwählt wurde. So trat er schon als 29 jähriger in das Oberkonsistorium und bald darauf, als der Minister das Ober-Schulkollegium errichtete, in dieses ein. Seine Hauptaufgabe war hier, die Prüfungen der Schulamtskandidaten abzuhalten und ihre Probelektionen an seinem Gymnasium zu beaufsichtigen; hier hat er aber auch maßgebend mitgewirkt bei der bedeutsamsten Tat dieser obersten Unterrichtsbehörde, das ist die Einführung einer Prüfung für Jünglinge, die zur Universität abgehen wollten, um ihre Reife für das Studium festzustellen, eine heilsame und notwendige Maßregel, die durch Klagen über die Unzulänglichkeit der Kenntnisse vieler Studierenden hervorgerufen war und den Universitäten endlich eine gleichmäßig vorgebildete Zuhörerschaft liefern sollte. In alten Zeiten hatte man sich wohl damit geholfen, daß man an der Universität selbst eine Art Vorbereitungsanstalt schuf, wie es z. B. Melanchthon in Wittenberg getan, später war man zu Aufnahmeprüfungen übergegangen, diese aber konnten aus leichtbegreiflichen Ursachen kaum gründlich sein und darum kein klares und gerechtes Ergebnis zeitigen. Deshalb verlegte man jetzt durchaus vernünftig die Reifeprüfung an die Schulen, machte sie zu einem Schlußakt des Unterrichts und gab sie damit zweckmäßig in die Hand der Lehrer.

Es ist für unsere Zeit, die so gern am Bestehenden rüttelt und alte Festsetzungen auflöst, bezeichnend, daß man diese durch mehr als ein Jahrhundert bewährte Einrichtung zu einem Angriffsobjekt gemacht hat; erst vor kurzem war in der wissenschaftlichen Beilage der Nationalzeitung eine große Anzahl von gutachtlichen Äußerungen für und wider ihre Beibehaltung, zum großen Teil recht subjektiv gehalten, zusammengestellt. Nach meiner Meinung würde durch Beseitigung der Reifeprüfung zunächst dem Universitätsunterricht eine neue Erschwerung bereitet, dann aber auch der Schule und den Schülern selbst ein schlechter Dienst erwiesen werden. Für die letzteren fiele allerdings ein Grad der Spannung, aber auch ein eigener Reiz des Abschlusses und ein gut Teil der Befriedigung hinweg, welche sie jetzt zu empfinden berechtigt sind, sobald sie die Prüfung erfolgreich überstanden haben. An das Ende der Schullaufbahn gehört ein wichtiger Akt, eine Zielleistung, und wer nur redlich strebt, der ist dieser Anforderung gewachsen, ohne daß erst in Vater- oder Mutterherzen Beängstigungen sich zu regen brauchen. Freilich, wer mit dem Leben (der Schule) spielt, kommt nie zurecht und besitzt eben nicht die Reife, um im Leben selbständig für sich zu entscheiden.

Nur im Vorübergehen sei es gestreift, dass Gedike 1790 Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde und in diesem Gelehrtenkreise mehrere treffliche Vorlesungen gehalten hat.

Wir sehen, auf seinen Schultern lag eine seltene Fülle von Würden und Bürden, trotzdem fand er noch Zeit, sich schriftstellerisch zu betätigen. Schon seine, dem Minister von Zedlitz gewidmete Erstlingsschrift aus dem Jahre 1779, betitelt „Aristoteles und Basedow oder Fragmente über Erziehung und Schulwesen bei den Alten und Neuen“, zeigt, wie sein Blick über das Gegenwärtige hinausdrang und wie er aus Vergleichen ein richtiges Urteil zu gewinnen suchte. Ebenso hat er später Luthers Pädagogik gewürdigt und überhaupt — abgesehen von einigen Schriften sprachlichen und antiquarischen Inhalts sowie von mehreren Chrestomathien sein Nachdenken dem Unterricht und dem Schulwesen gewidmet, indem er eine lange Reihe von Schulprogrammen in deutscher Sprache über pädagogische Fragen verfaßte, rein zur Orientierung des Publikums bestimmt, dem er über seine Ansichten und über den Unterrichtsbetrieb

an seinen Schulen genaue Auskunft geben wollte. Sie sind uns zum größten Teil unter dem Titel „Gesammelte Schulschriften“ in zwei Bänden überliefert und bekunden ausnahmslos eine reife schulmännische Einsicht, gewonnen und geleitet durch Erfahrung. Sie umfassen ebensowohl das Schulwesen und seine Organisation im allgemeinen, wie sie eingehen auf einzelne Fragen des Unterrichtes. — Als Proben führe ich nur zweierlei an. In der Abhandlung „Einige Gedanken über die Uebung im Lesen“ leitet Gedike aus der Tatsache, daß nur wenige Menschen ordentlich d. h. so lesen, wie es der Inhalt und die darin herrschende Gedankenfolge oder Empfindung verlangt, die Forderung her, daß diese Uebung in der Schule mehr getrieben werde; sie sei ein wichtiger Teil des Jugendunterrichtes, das hätten schon die Alten gewußt und beherzigt. Hiermit rechtfertigt er zugleich die Lese- und Deklamationsübungen, die er an der eigenen Schule abhalten läßt.

Das ist übrigens ein Punkt, in dem wir es auch heute noch lange nicht überall zu einem voll befriedigenden Ergebnis gebracht haben, trotz einer Menge von Lehren und Anweisungen. Freilich kann die Uebung nur aufgrund der vorbildlichen Leistung des Lehrers fruchtbar werden, und deshalb hat Gedike auch diesem in einer besonderen Abhandlung dafür wohl erwogene Vorschriften gegeben.

In einer anderen Schrift wieder handelt er vom Sprachunterricht überhaupt und fordert zum Zwecke einer allgemeinen Schulverbesserung, daß man die lateinischen Schulen in den kleineren Städten zu Realschulen umschmelze, auf den Gymnasien aber nur solche Schüler aufnehme, die wirklich zu einem gelehrten Berufe bestimmt sind. Hier spricht der weitblickende Organisator, dem die Folgezeit in der Hauptsache Recht gegeben hat. Denn tatsächlich gingen nach Einführung der Reifeprüfung die kleineren Stadtschulen, welche den Anforderungen derselben nicht zu genügen vermochten, der Mehrzahl nach ein, und allmählich vollzog sich auch an denjenigen, die zunächst noch nicht auf den altsprachlichen Unterricht hatten verzichten wollen, die von Gedike angedeutete Umwandlung, bis dann in neuester Zeit diese Entwicklung naturgemäß in dem gleichberechtigten Dreiklassensystem: Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule zum Abschluß gekommen ist.

Auch der Organisation der weiblichen Bildung wandte Gedike seine Aufmerksamkeit zu. In den Annalen des preußischen Kirchen- und Schulwesens, die er herausgab, wies er auf den Mangel an Schulen für die weibliche Jugend höherer Stände hin, die der Staat nur allzulange der privaten Veranstaltung überlassen hat, und empfahl die Gründung von Lehrerinnen-Seminaren.

Man könnte aus Gedikes Schriften leicht eine Blütenlese kerniger, gehaltreicher Stellen sammeln, die noch heute, oder soll ich sagen, heute wieder besonders beherzigenswert erscheinen: überall volle Wertung des schulmännischen Berufes, aber auch die höchste Auffassung von seinen Pflichten und Aufgaben, namentlich der erzieherischen. Er verachtet geradezu den Lehrer, der seine Schüler nur Wissen, wenns hoch kommt, Denken, aber nicht zugleich Empfinden, Handeln, Leben lehrt. So enge Schranken darf er seiner Tätigkeit nicht setzen; er soll vielmehr jede Tugend des häuslichen, bürgerlichen und öffentlichen Lebens mittelbar schon im Unterricht, dann aber auch unmittelbar durch seinen Umgang, durch vertrauliche Privatunterredungen und durch sein eigenes Leben und Handeln lehren.

Ja gewiß, es gilt gerade in unserer Zeit für alle die es angeht: Eltern, Lehrer, Erzieher, die Jugend zu bewahren vor häßlichen Untugenden, die jetzt verderblich um sich greifen: vor der krankhaften Zweifelsucht, der frivolen Oberflächlichkeit, dem törichten Wahne, der sie verführt, leerem Schalle und hohlem Schatten nachzujagen. Sie soll sich vielmehr festketten an die allein Gesundung bringenden Ideale des Wahren, Guten und Schönen, um sie aus sich selbst hervorzubringen und zu verwirklichen zum Heile der Gesamtheit, damit unser Weg in die Höhe und nicht in die Tiefe gehe. Und dabei fällt unzweifelhaft der Schule eine Hauptaufgabe zu, für deren befriedigende Lösung jeder Lehrer an seinem Teile mit verantwortlich ist.

Nun hat zwar aus so manchem angeführten Worte des Schulmannes auch der Mensch zu uns gesprochen, aber doch würde dem Bilde der rechte Hintergrund fehlen, wenn wir ihn uns nicht vorstellen könnten, wie er sich außeramtlich, sonderlich als Gatte und Vater in des Hauses trautestem Kreise gegeben

hat. — Wie er selbst eingesteht, erschien er Fremden oft ungesellig, aber er verschmähte nur das Rauschende der Vergnügungen, keineswegs den anregenden gehaltreichen Gedankenaustausch in ungezwungenem Zusammensein mit Gleichgesinnten. — Viele fanden ihn nüchtern und kühl, aber er empfand sehr lebhaft; nur vermied er es, seine Empfindungen zur Schau zu tragen, und eben weil er seines aufwallenden Gefühls nicht sicher war, hatte er schon von frühauf eine Selbstbeherrschung geübt, die dann bei fortschreitender männlicher Festigung seines Charakters der äußeren Haltung etwas Steifes verleihen mußte. Es sind uns eine Reihe Gedichte teils patriotischen, teils persönlichen Inhalts von ihm überliefert; in diesen zeigt er sich gar nicht frei von der gefühlsseligen Ueberschwenglichkeit, die dem 18. Jahrhundert eigen ist.

Nach Freundschaft und Liebe verlangte sein Herz, und beide sind ihm zuteil geworden. Seinem Schwiegersohn Horn verdanken wir eine Biographie, die uns einen klaren Einblick in das Gedikesche Familienleben gewährt: An der Seite einer inniggeliebten Frau, die ihm 5 Kinder schenkte, war ihm ein schönes Los beschieden. In diesem Verhältnis ließ er seine Gefühle ungehemmt ausströmen in Äußerungen der Liebe und Zärtlichkeit. Horn hat der Biographie Gedikes Briefe an seine Braut und Gattin beigegeben, die teils von leidenschaftlicher Sehnsucht, teils von reinster Befriedigung zeugen. Im Jahre 1797 machte er eine Reise nach Italien, 1802 eine amtliche Reise in die neuerworbenen Provinzen Süd- und Neuostpreußen: immer wieder zog das Herz ihn mächtig heimwärts; es war, als ahnte er, daß ihm ein langer Genuß des Familienglückes nicht beschieden sein sollte. In der Tat war seine Gesundheit durch rastlose, aufreibende Geschäftigkeit erschüttert, eine für den Frühling des Jahres 1803 geplante Erholungsreise nach dem Süden, auf welcher er im ehrenvollen Auftrage des Königs auch die Methode Pestalozzis an Ort und Stelle zu studieren gedachte, kam, weil er im Winter tödlich erkrankte, nicht mehr zur Ausführung.

So hat er den jähen Zusammenbruch des Vaterlandes, dessen schmerzliche Erinnerung uns in diesen Tagen so nahe gerückt ist, nicht erlebt, hat dem Wiederaufbau des preußischen Staatswesens, wozu er unter den ersten mit berufen gewesen

wäre, seine bewährte Kraft nicht widmen können, aber in den Schülern, die er herangebildet und mit seinem Geist erfüllt, hat er doch dazu mitgewirkt und somit, wie er den Besten seiner Zeit genug getan, auch weiter gelebt für alle Zeiten. Hat in gewissem Verstande auch für uns gelebt, sofern er uns, die wir wieder in einer sehr ernsten, gährenden, gefahrdrohenden, auch pädagogisch unruhevoll bewegten Zeit stehen, manches lehrreiche und mahnende Wort zu sagen hatte, sofern er uns aus unsres Lebens rasch wechselnder, fast verwirrender Vielgestaltigkeit, die viel Unklares mit sich bringt, zu klaren Problemen und alten Wahrheiten zurückrief und den nachsinnenden Blick auf den Wesenskern aller Erziehungs- und Unterrichtsfragen hinlenkte.

Aldhelm von Malmesbury

von

Professor Dr. phil. R. Ehwald
Oberbibliothekar der Herzgl. Bibliothek in Gotha.

Zweimal hat das weltbeherrschende Rom das meerbeherrschende Albion errobert: einmal durch seine Legionen, deren Adler nicht nur die Macht der Cäsaren, sondern auch die Kultur der Siebenhügelstadt über den Erdkreis trugen; das zweitemal durch seine Priester, für deren pontifex maximus die weltumspannenden Pläne und die weltumspannende Herrschaft auf und aus den Trümmern der Kaiserpaläste erwachsen sind. In dem ersten Jahrzehnt des fünften Jahrhunderts, als auch Galliens römische Kultur zusammenbrach, wurden in den Stürmen der Gotennot die Legionen von der Insel zurückgerufen; kaum zwei Jahrzehnte vergehen, so beginnen die Versuche des römischen Stuhls, die heidnischen Sachsen und die christlichen Kelten in die Kreise seiner Macht zu ziehen. Nirgends zeigt sich deutlicher die historische Bedeutung der Roma aeterna: was die weltliche Macht verloren, erobert die Kirche; und die Geschichtsschreibung spiegelt den Wechsel der Zeiten: die Kämpfe der Legionen um England hat Roms größter Historiker, der Senator Tacitus, die der Kirche der erste germanische Geschichtsschreiber, der Presbyter Beda beschrieben.

Freilich ist nicht erst mit dem Beginne des fünften Jahrhunderts das Christentum nach Britannien gekommen. Das römische Heer und der römische Verkehr, die mannigfachen Beziehungen zum christlichen Festlande haben dieses, ohne daß wir über Einzelheiten näher unterrichtet sind, mitgebracht, und St. Alban war der erste englische Märtyrer. Von dem christianisierten England ist der neue Glaube wieder durch den Verkehr hinübergewandert zu den Iren, deren Insel nie von einem Römerheer betreten worden ist und nie einen Teil des Römerreichs gebildet hat; der Irenbekehrer St. Patrick ist, wie H. Zimmer erwiesen

hat, eine legendarische Persönlichkeit. Aber dieses von den wanderlustigen britischen und irischen Kelten bekannte Christentum, als dessen glänzendster Vertreter und erster Missionar der heilige Kolumban, der Gründer von Luxeuil in Frankreich und Bobbio in Oberitalien, der Lehrer des heiligen Gallus gelten kann, stand nicht unter dem Einfluß von und nicht in Verbindung mit Rom.

Durch den Einbruch der heidnischen Sachsen, die die Mitte und den Osten Englands einnahmen, ward diese britische Volkskirche zum großen Teile von heidnischen Elementen überschwemmt; in den westlichen Teilen der Insel dagegen, also in Wales, Devonshire, Cornwall, und in den nördlichen Teilen, in Northumberland, hatte sie sich behauptet; in Irland, wohin sächsische Eroberer so wenig wie römische jemals vorgedrungen sind, ist sie nie gestört worden. In den irischen Klöstern blühte die klassische und kirchliche Bildung des vierten Jahrhunderts weiter; hier entwickelte sich eine kirchlich liturgische Literatur; hier fand die häretische Lehre des Pelagius Eingang und Bekämpfung; hier wurde selbst noch einiges Griechisch gelehrt und gelernt, hier eine besondere Art der lateinischen Schrift und Schriftverzierung ausgebildet, die mit den literarischen Schätzen später auf die Angelsachsen übergegangen ist.

Gegen Briten aber und Schotten — so heißen die Bewohner Irlands wie die nach Nordengland ausgewanderten Kelten — gewinnt Rom in den heidnischen Sachsenreichen, besonders durch die Kirchenpolitik Gregors des Großen, die Kraft zu eigner Entfaltung. Hofkirche steht gegen Volkskirche; Männer deutschen Stammes werden auch hier Roms mächtige Stützen, Träger und Helfer, und königliche Frauen seine erfolgreichsten Helferinnen; die weltgeschichtliche Frage, „ob die der Kultur und der Religion der Menschheit gewonnenen Gebiete wieder verloren gehen sollen", wird auf diesem Boden gelöst, und auch das ist von weltgeschichtlicher Bedeutung geworden, daß die Männer, die das Christentum von England auf das heidnische Festland trugen, daß vor allem der größte von ihnen, Bonifatius, von diesen Anschauungen der sächsisch-römischen Kirche erfüllt waren.

Um die Mitte des siebenten Jahrhunderts ist Roms Sieg entschieden; die Sicherung und Weiterführung des Erfolges knüpft sich in erster Linie an die durch Theodor von Tarsus,

den Erzbischof, und Hadrian, den Afrikaner, den Abt, erneuerte Schule von Canterbury, deren erste und berühmteste Schüler die Angelsachsen Aldhelm von Malmesbury und Ceolfrid von Jarrow, der Lehrer Bedas, gewesen sind. Es ist ein wunderbares Schauspiel, hier auf engem Raum die Vertreter dreier Weltteile, dreier Nationen und dreier Kulturepochen zusammenstehen zu sehen, alle von einer Idee durchdrungen und alle einer Macht dienend, die sich zu neuen Siegeszügen von hier aus gerüstet hat; hier übergab die alte Welt die Fackel einem neuen Volk. Denn Aldhelm und Beda der Ehrwürdige, des frühen Mittelalters größter Gelehrte, sind neben Alchwine von York, dem Kultusminister unseres großen Kaisers Karl, die drei Angelsachsen, durch die ihre Nation Einfluß auf das gesamte germanische Geistesleben des siebenten bis neunten Jahrhunderts errang. Die lateinische Literatur des Mittelalters bietet, wie es ihr bester Kenner, Ludwig Traube, dessen früher Tod ein unersetzlicher Verlust für die Wissenschaft ist, einmal ausgesprochen hat, die gewaltigste Erscheinung, die man sich denken kann, eine Weltliteratur. Zu ihrem Verständnis aber ist nicht nur die Kenntnis der führenden Geister notwendig, sondern nicht minder die der Männer, die die Verbindung und den Zusammenhang der Epochen und Nationen herstellen, und zu diesen gehört zweifellos der Mann, dem die folgende Darstellung gilt, Aldhelm, der erste Bischof von Sherborn, dessen Leben zugleich ein getreues Spiegelbild jener von politischen Kämpfen und wechselvollen Kriegen erfüllten Zeit ist, in der als einzige Kulturmacht die römische Kirche erscheint.

Über Aldhelms Leben und Wirken sind wir verhältnismäßig gut unterrichtet. Urkunden seines Klosters, deren Echtheit freilich zum Teil angezweifelt wird, und Briefe von ihm haben sich, letztere besonders zusammen mit dem Briefwechsel des Bonifatius, erhalten; wichtige Nachricht gibt über ihn Beda in seiner Kirchengeschichte; St. Dunstan hat im X. Jahrhundert sein Gedächtnis erneuert, so daß die Tradition lebendig blieb. Der fromme Abt von Abingdon, Faricius, hat im Anfang des XII. Jahrhunderts eine ausführliche Darstellung vom Leben Aldhelms gegeben; das weitaus Beste aber, das über ihn geschrieben ist, verdanken wir dem für seinen berühmtesten Klostergenossen begeisterten Wilhelm von Malmesbury, des normannischen Englands erstem Geschichtsschreiber. In seinen großen,

1125 abgeschlossenen Schriften über die Taten der englischen Könige und der englischen Bischöfe hat dieser „volkstümliche und grundlegende" Historiker alles gesammelt und zu einem einheitlichen, mit bewundernder Liebe gezeichneten Bilde verwertet, was sein Kloster, dessen Bibliothekar er war, an mündlicher Überlieferung und urkundlichem Material über seinen Begründer und ersten Abt erhalten hatte. Das ganze fünfte Buch des Werks über die englischen Bischöfe, das uns in der Originalhandschrift von Magdalen College zu Oxford erhalten ist, ist ganz Aldhelms Andenken gewidmet.

Geboren, wie ich glaube, Ende der vierziger Jahre des VII. Jahrhunderts, als Sproß des königlichen Geschlechtes von Wessex, unter Coinwalchs Regierung, der selbst schon Christ war, und unter dem zuerst ein Bischof, der wegen seiner Bildung und seines Eifers vom König bewunderte Agilbert, in Wessex weilte, war Aldhelm als Christ und Sachse, als Lehrer und Priester mitten hineingestellt in eine große und entscheidende Aufgabe: es galt die weltliche Machtstellung der römischen Kirche auch auf geistigem Gebiete zu begründen. Die Herrschaft der Schotten für Schule und theologische Bildung war damals in England unbestritten; im Norden hatten sie in Jona und Lindisfarne neue Sitze ihres Einflusses gewonnen; der Bischof von Wessex selbst, obwohl Franke von Geburt, hatte seine letzten Studien in Irland gemacht, und in Aldhelms Heimat hatte sich eben am nordwestlichen Rand des Königreiches, in naher Nachbarschaft der Kelten von Wales und Devonshire, Maidulf, „der Abkunft nach ein Schotte, der Bildung nach ein Philosoph, dem Geschäfte nach ein Mönch", niedergelassen und bald eine kleine Anzahl nach mönchischer Regel lebender Schüler um sich gesammelt. In diese Gemeinschaft trat Aldhelm ein; in ihr hat er seine ersten Studien gemacht, seine ersten geistlichen Würden erlangt. Da öffneten, wahrscheinlich schon 669, Theodor und Hadrian die Hallen ihrer Schule. „Weil Beide", schreibt Beda, „einen überströmenden Reichtum an heiligen und weltlichen Kenntnissen besaßen, scharten sich bald Schüler in Haufen um sie, und täglich fluteten Ströme heilsamer Weisheit in deren Herzen. Bis heute noch leben von ihren Schülern welche, die Latein und Griechisch wie ihre Muttersprache kennen, und glücklichere Zeiten wahrlich

hat es, seit die Angeln nach Britanien gezogen sind, nie gegeben.“ Kein Wunder, daß auch Aldhelm nach Canterbury in die „Burg des Wissens“, die zugleich eine Hochburg römischen Kirchenwesens war, übersiedelte, und so einer der Ersten wurde, die die Elemente der irischen, bei Maidulf erlernten und der römischen von Canterbury ausgehenden Bildung in sich vereinten. Es sind uns Stücke von seinen Briefen an Hadrian erhalten, in denen er diesen voll Dankbarkeit als den Lehrer „seiner unerfahrenen Kindheit“ — es ist die spiritalis infantia gemeint — preist, und von einem zweimaligen Aufenthalt in Canterbury redet; und ebenso ist uns Theodor als sein Lehrer bezeugt. Genaueres erfahren wir über seine Studien aus dem Briefe, den er kurz vor Weihnachten 672 an seinen Gönner, den Bischof Eleutherius geschrieben hat; in ihm schildert er den zum Teil weit über das Hergebrachte hinaus gehenden Studienbetrieb von Canterbury, dessen Niederschlag wir, zum Teil bis ins Einzelne, in Aldhelms Schriften nachzuweisen auch heute noch imstande sind. Gewiß geht die bewundernswerte Vertrautheit mit der Bibel, den klassischen und kirchlichen Dichtern, vor allem Vergil und Sedulius, und den Kirchenvätern, vor allem Augustin Hieronymus, Rufin, Gregor, Cyprian, den Märtyrerakten und seine Kenntnis der grammatischen Literatur in letztem Grunde auf den Unterricht dieser Schule zurück. „Nicht kurze Zeit“, schreibt er dabei, „muß bei diesen gelehrten Studien hinbringen, wer von geschicktem Scharfsinn begeistert die Rechte römischer Gesetze gründlich erlernen und alle Geheimnisse der Rechtsgelehrten im innersten Herzen durchforschen, und, was noch viel beschwerlicher und verwickelter ist, die hundert Arten der Metra nach den Füßen unterscheiden und nach musikalischer Sangesmelodie bei gerader Sylbenbahn betrachten will.“ Daß in Canterbury schon im VII. Jahrhundert römisches Recht, doch wohl, was auch an sich wieder wichtig genug ist, als Grundlage für die von den weltlichen Gewalten in Anspruch genommene praktisch-staatliche Tätigkeit der Kleriker betrieben und juristische Studien mit denen der Metrik und Musik in Paralelle gestellt werden, schien mir merkwürdig genug um zu versuchen, die fast unglaubliche Geschraubtheit des Ausdrucks möglichst wörtlich wieder zu geben, obgleich Aldhelm eigentlich unübersetzbar ist. Aldhelm weiß, daß die Mehrzahl der Iren — die

Scottici scioli, die schottischen Vielwisser, wie er sie einmal nennt — seine persönlichen Gegner sind; aber er sieht es doch zunächst nicht als eine persönliche, sondern als seine kirchliche und seine nationale Aufgabe an, ihren Einfluß zu brechen und die Schule für seine Angelsachsen zu erobern: auch hier zeigt sich die fröhliche Jugendkraft emporstrebenden Germanentums. Das interessanteste Zeugnis dafür ist ein nur in englischen Handschriften erhaltener Brief, der mir eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte der irisch-angelsächsischen Pädagogik überhaupt zu sein scheint. Aldhelm bittet in ihm seinen jungen Landsmann Ehfrid, der sechs Jahre in irischen Klöstern studiert hat, seine dort erworbene Gelehrsamkeit nun zum Nutzen der eigenen Volksgenossen zu verwenden.

„Noch geht, schreibt er, hin und her der Zug der auf segelführendem Pfad über den Meerstrudel nach Hibernien fahrenden Schüler, wie die Schar der Honig sammelnden Bienen, gerade als ob auf Britanniens fruchtbaren Fluren Argivische Lehrer und Römische Quiriten sich gar nicht auffinden ließen. Aber bei aller Gelehrsamkeit der Iren ist dies jetzt nicht mehr nötig, seit Theodor die Binde des Priestertums verwaltet, der von dem Anfangsdienst an in der Blüte philosophischer Kunst aufgewachsen ist, und da Hadrian derselben Bruderschaft dient, unsagbar geschmückt mit ausgereifter Gelehrsamkeit."

Wohl ist trotzdem die frühere Klosterbildung in Irland weiter gepflegt worden und gediehen, bis die Wikingerstürme sie zerstörten: ich nenne als glänzende Vertreter irischer Schulen nur zwei, den gelehrten Sedulius Scottus, von dem uns der älteste Fürstenspiegel und wertvolle Sammlungen aus den Klassikern erhalten sind, und den reichsten und originellsten Geist des neunten Jahrhunderts Johannes Scottus Eriugena, den Freund Karls des Kahlen, den ersten Scholastiker. Jedoch die Zeit, da die Iren die einzigen Lehrer waren, ist für immer vorüber und nicht zum wenigsten mit durch Aldhelms Wirksamkeit; Angelsachsen treten von nun an neben und über die Iren. Schon hier aber möchte ich darauf hinweisen, daß die weitverbreitete Auffassung von den großen Verdiensten der Iren „um die Bereicherung des geistigen Lebens des Kontinents" und die Erhaltung der alten Literatur, die sie in gewissen Grenzen zweifellos haben, nach den neuesten Untersuchungen eine

starke Einschränkung erfahren muß. Man vergißt zu leicht, daß ihre großen Erfolge der Zeit nach später sind als Theodor und Alchwine, und daß sie auch auf dem Festland reiche Handschriftenschätze und auch selbständig entwickelte Gelehrsamkeit antrafen.

Wenige Jahre nach seiner durch Kränklichkeit veranlaßten Rückkehr nach dem stillen Malmesbury wird Aldhelm nach dem Tode Maidulfs der erste Abt des neuen Klosters, und nun entwickelte sich die Schule, die bis dahin nur ein dürftiges Dasein geführt, in glänzendster Weise. Daß er die Regel Benedikts einführte, ist nicht bezeugt; daß aber, wie in den Benediktinerklöstern, die Pflege der Studien pflichtmäßig war, unzweifelhaft. Malmesbury wird ein neuer Mittelpunkt der neuen Bildung, zu dem, wie Wilhelm sagt, auf allen Pfaden die Schüler hinzuströmten, und nicht nur Kleriker, sondern auch — und auch dies ist bezeichnend für die Lernbegier der jungen Nation — Jünglinge der vornehmsten und herrschenden Geschlechter, die die Freuden weltlichen, oft recht tollen Genusses mit den Reizen der neu erwachten Gelehrsamkeit zu verbinden suchten. Von Aldhelms Schülern nenne ich nur die Könige Aethilwald von Mercia und Aldfred von Northumberland; daß Aldhelm auch bei den Iren Anerkennung fand, lernen wir aus seinem Verhältnis zu dem schottischen Prinzen Artwil, der, was er schrieb, an Aldhelm sandte, damit dieser es von der scabredo Scottica, der schottischen Krätze, befreie; die berühmtesten von den Männern aber, die nach Aldhelms Tode aus seiner weiterblühenden Schule hervorgegangen sind, waren im achten Jahrhundert Lul, der Nachfolger des Bonifatius im Erzbistum Mainz, und im elften Wilhelm, sein Biograph.

Tritt jedoch in Aldhelms Lehrtätigkeit mehr seine nationale Bedeutung hervor, so steht naturgemäß ganz unter kirchlichem Gesichtspunkt sein Bestreben als Abt und Bischof. Wohl war für ihn und seine Zeit römisches Christentum und Kultur, weltliche und geistliche Bildung, Kloster und Schule noch eins oder wenigstens untrennbar verbunden, aber für die Betrachtung empfiehlt es sich sie auseinander zu halten. Eins aber bleibt für Aldhelm immer das Wesentliche: der Anschluß an Rom, und das Streben, seiner Kirche zum Sieg zu verhelfen. Denn auch er ist durchdrungen von der seine angelsächsichen

Zeitgenossen erfüllenden Überzeugung, die ihren lebhaftesten Ausdruck in einer von Beda überlieferten Weissagung erhält, die sich auch am Rande einer der ältesten und wichtigsten Aldhelms Handschriften, eines Würzburger Codex des IX. Jahrhunderts findet: „So lang das Colosseum steht, steht Rom; wenn das Colosseum sinkt, sinkt Rom; wenn Rom sinkt, sinkt die ganze Welt. Was stehst, was staunst du, britannischer Ochse?" Durch seine Verwandtschaft mit den westsächsischen Königen Centwin, Caedwal und Ini, denen er in einem seiner kirchlichen Gedichte ein schönes Denkmal gesetzt hat, und durch ihren Eifer für die Sache der orthodoxen Kirche mächtig unterstützt, hat er den Besitz des eigenen Klosters gemehrt und die Interessen anderer Klöster, besonders Abingdons und Glastonburys, in dem Bewußtsein, daß er damit ebenso für die Sache der Zivilisation wie der Kirche wirke, freudig gefördert, vor allem aber in dem Bereich aufzubauen gesucht, auf dem jede Kirche gegründet sein muß, in den Herzen des Volks.

Kein Geringerer als der mächtigste und zugleich gelehrteste Sachsenkönig Englands, Alfred der Große, wie unser Kaiser Karl, ein eifriger Sammler heimischer Überlieferung, hat bei Erwähnung eines der angelsächsischen Lieder Aldhelms, das noch im XII. Jahrhundert gesungen worden ist, erzählt, wie er diese gewann. Das noch halbbarbarische Volk, wenig geneigt sich durch die Predigt lange festhalten zu lassen, sei sofort nach der Messe wieder heimgeeilt. Da habe sich der heilige Mann an einer Brücke, die von der Stadt aus in das Feld führte, aufgestellt und habe die Sachsen durch seine Lieder, denen sie gerne lauschten, aufgehalten. Nachdem er dies mehrmals getan, habe das Volk sich an ihm gefreut und sich um ihn geschart. Durch diesen klugen Gedanken habe er allmälig seine Landsleute, indem er Worte der heiligen Schrift einfließen ließ, zum Verstand gebracht; hätte er streng und mit dem Bann wirken wollen, wahrlich, er würde nichts erreicht haben. Ob die von dem großen König belobte Methode des ehrwürdigen sächsischen Bischofs nicht auch für andere Zeiten und andere Zwecke wirksam wäre, will ich nicht untersuchen; das aber weiß ich, daß es ein hübscher und tiefer Gedanke zugleich war, auf dem Digby Monument in Sherborn ihn darzustellen mit dem Heiligenschein geschmückt und die Leier im Arm haltend.

Zeigt sich uns hier die kluge Liebenswürdigkeit seines zu begeisterter Anhängerschaft ziehenden Wesens, so sehen wir doch an anderem Orte den Mann, dem kampffrohes Sachsenblut in den Adern rollt, kampffroh und tapfer mit in der vordersten Reihe der Streiter. Bis zu welcher Erbitterung die Gegnerschaft der Briten und Sachsen auf kirchlichem Gebiete damals gekommen war, eine Feindschaft, die noch heute zwischen Iren und Engländern glimmt, dafür haben wir Aldhelms eigenes Zeugnis. „Die Priester jenseits der Severnbucht, sagt er in dem gleich zu erwähnenden Brief, in Demetia — das ist in dem heutigen Pembrokeshire in Wales —, die sich ihrer Reinheit rühmen, verabscheuen die Gemeinschaft mit uns so, daß sie weder in der Kirche mit uns den Gebetsdienst verrichten, noch am Tisch des Herrn das Mahl mit uns nehmen wollen, ja die Speisebrocken und die Reste des Mahles den Hunden und Schweinen vorwerfen. Die Gefäße und Schalen lassen sie mit Asche und Sand sühnen und reinigen! Der Bundesgruß wird uns nicht gewährt, kein Bruderkuß geboten, kein Wasser gereicht. Kommt einer von uns zu ihnen, so lassen sie ihn nicht eher zu, als bis sie ihn vierzig Tage in Buße zuzubringen gezwungen." Und woher dieser fanatische Haß der doch einem Glauben dienenden Priester, die zudem die Einheit der Glaubenslehren nachdrücklich hervorheben, und zwischen denen keine häretische Lehre steht, wie sie der pelagianische Streit in die irische Kirche oder Gottschalk in die fränkische Kirche gebracht hat, nicht eine Neuerung der Kirchenzucht, wie sie Columban durch Einführung der Beichte in der fränkischen Kirche anbahnte? In einer Frage der Kirchenordnung und einer Frage der kirchlichen Tracht findet der nationale Gegensatz der Sieger und der Besiegten seinen handgreiflichen Ausdruck, und je äußerlicher der Grund war, desto leidenschaftlicher wurde er festgehalten, weil er schon äußerlich schied und sein Aufgeben schon äußerlich die Niederlage angezeigt hätte: es handelt sich um die Osterfestfeier, deren Festsetzung ebenso viel unzählige Kämpfe für die Kirche, wie Schwierigkeiten für das bürgerliche Leben hervorgerufen hat, damals aber innerhalb der römischen Kirche seit länger als einem Jahrhundert entschieden war, und — die Tonsur! Die heilige Woche, die in den ersten Monat, d. h. in den Monat,

in dem der erste Vollmond auf oder hinter das Frühjahrsäquinoktium fallen mußte, begann die keltische Kirche frühstens mit dem 14., die römische mit dem 16. Mondtage; die Kelten verlegten den Frühjahrsanfang auf den 25., die Römer auf den 21. März; die Kelten rechneten nach dem alten 84 jährigen, die Römer mit einer doppelten Reform nach einem von Alexandria aus durchgesetzten, zuletzt von Dionysius Exiguus fixierten 19 jährigen Cyklus. Daß bei solchem Unterschied Kelten und Römer das höchste Fest der Christenheit, dessen Bedeutung beide gleich hoch schätzten, nicht zusammen feiern konnten, war eine notwendige und wohl auch von den Briten gewollte Folge. Die Tonsur aber trugen die Römer kranzartig, im letzten Grund zur Erinnerung an die Dornenkrone des Heilands; die Kelten schoren sich das Haupt von Ohr zu Ohr. Für Ostertermin und Tonsur berief sich die römisch-sächsiche Kirche mit demselben Recht auf St. Peter, wie die britisch-keltische auf St. Johannes.

Der kirchengeschichtlich sehr wichtige Streit, in dem übrigens auch der Schotte Adamnan von Jona, durch Ceolfried belehrt, für die römische Lehre unter den Iren eintrat, verdient eine viel eingehendere Behandlung, als sie hier gestattet ist; ich erwähne hier nur soviel, daß er mit außerordentlicher Heftigkeit und Ausführlichkeit gekämpft worden ist, und daß Aldhelm noch als Abt, also vor 705, wahrscheinlich schon 680 ebenso lebhaft wie ein anderer Canterburyman, Ceolfrid, für die römische Partei das Wort ergriffen hat. Daß dies auf Beschluß eines Bischofskonzils geschah, ist ein Beweis dafür, welches Vertrauen und welches Ansehen er schon damals in der sächsisch-römischen Kirche genoß. In seinem berühmten Brief an Gerent von Wales und den Klerus von Devonshire setzt er dem König auseinander, welches Unheil der Kirche aus diesem Streite erwächst. Wohl spricht er das schöne Wort aus: „Katholischer Glaube und die Eintracht brüderlicher Liebe ziehen untrennbar auf gleichem Pfade dahin", aber die Vorbedingung der Eintracht ist für ihn die Unterwerfung unter die von ihm vertretene Kirche. Denn „vergebens und eitel rühmt sich des katholischen Glaubens, wer die Lehre und Regel des heiligen Petrus nicht befolgt", und wie sechzehn Jahre vorher Wilfrid von York als stärkstes Argument dem

König Oswiu gegenüber das Wort des Herrn gebraucht hatte: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen", so ist auch für Aldhelm diese Stelle das A und das O seiner Beweisführung. Welchen Erfolg er gehabt hat, wissen wir nicht genau; nach Beda war er beschränkt auf die Briten, die unter westsächsischer Herrschaft standen; nach Wilhelm von Malmesbury verdankten die Briten überhaupt ihm bis auf seine Zeit ihre Bekehrung; aber seine Schrift, meinte Wilhelm, hätten sie vernichtet.

So wirkte Aldhelm als Priester und Kirchenpolitiker ganz in dem Sinn, in dem sein großer Lehrer Theodor die englische Kirche leitete; seine Erfolge haben ihm die Heiligsprechung gebracht. Die Treue aber, die er seinem Führer hielt, setzte er als festeste Bürgschaft gemeinsamen Erfolges für den gesamten Klerus voraus. Als der eben erwähnte Wilfrid, die unruhigste, wirksamste und zugleich am schwersten verständliche Persönlichkeit jener Periode, von Aldfrids von Northumberland wildem Nachfolger mit Verbannung bedroht wurde, da forderte Aldhelm in flammenden Worten dessen Geistliche auf, mit ihm von dannen zu ziehen. „Wenn weltliche Männer, die von heiligem Wissen nichts haben, ihren Herrn beim Hereinbrechen des Unglücks verlassen und den sorglosen Frieden der lieben Heimat der Bedrängnis ihres Herrn im Elend vorziehen, verfallen sie da nicht in Spott und Schmach? Was wird man von euch sagen, wenn ihr euren Bischof, der euch gehegt und gepflegt hat, im Elend allein laßt?" Ich habe auch diesen Zug anführen wollen, um zu zeigen, wie in dem angelsächsischen Manne auch im Priesterkleide noch die altgermanische Pflicht der Gefolgstreue lebendig war, die Tacitus in seiner „Germania" als das heiligste Band der Heldengemeinschaft gepriesen hat.

Bei Aldhelms überzeugter Begeisterung für Rom als Sitz des Papstes und Hauptstadt der alten Welt werden wir uns nicht wundern, von seiner Pilgerfahrt dorthin zu erfahren; auch in dieser Beziehung aber ist er ein Typus seiner Zeit. Wenn es auch schwerlich richtig ist, daß Papst Sergius (687—701) ihn nach Rom eingeladen habe, so steht doch seine Reise dorthin zweifellos fest. Es ist ein charakteristischer, später überhandnehmender und schlimme Zustände zeitigender Zug für die Angelsachsen jener Periode, die Roms treueste Diener

geworden waren, daß der westsächsische König Caedualla seine Krone niederlegte, um in Rom sich taufen zu lassen, daß Vornehme und Niedre, Laien und Priester, Männer und Frauen trotz aller Beschwerden und Gefahren der Reise doch wetteifernd dorthin eilten, gezogen ebenso von der alles Germanenvolk zwingenden geheimnisvollen Sehnsucht nach dem Süden, wie von dem Verlangen, ihren Glauben zu stärken und in der Nähe der heiligen Orte zu weilen, um, wie Beda sagt, desto freudigere Aufnahme durch die Heiligen im Himmel zu verdienen. Denn kein stärkeres Moment für die Aufnahme des Christentums unter den Sachsen hat es gegeben, als die Hoffnung auf die ewige Seligkeit, für die die Gunst des Himmelspförtners die beste Gewähr bot; wie ihre Ahnen wollten auch sie emporfahren zur Himmelsburg.[1] Daß diese Reisen der frommen Angelsachsen von höchster Bedeutung auch für die Überführung römischer Bildung, lateinischer Handschriften, italischer Kunst und Kunstprodukte nach England gewesen sind, braucht kaum ausdrücklich bemerkt zu werden. Wunderbare Dinge weiß die fromme Legende von dem Aufenthalt Aldhelms in Rom und seiner Fahrt über die Alpen zu berichten; das wichtigste aber, was er außer der gewaltigen Erinnerung und der Mehrung seines Ansehens heimbrachte, war das Privileg des Papstes für die Freiheit seiner Klöster von aller und jeder, geistlicher wie weltlicher Gewalt. Malmesbury stand von da an unmittelbar unter dem Pontifex in Rom; kein Bischof hatte das Recht einzugreifen in sein Leben, seine Verwaltung, seine Ordnung, seine Wahlen. Und dieses Privileg erkannten die heimischen Könige an: und damit war wieder ein Präzedenzfall für Roms Geltung geschaffen; wie Malmesbury stand auch Fulda direkt unter dem Papst.

Dreißig Jahre war Aldhelm Abt gewesen, als Haeddi, der Bischof von Winchester, der Nachfolger des Eleutherius, 705 starb; das große Bistum von Wessex zu teilen riet der Umfang des Sprengels, die durch die Gunst der westsächsischen Könige

---

1) Wir besitzen in einem rhythmischen Gedichte in Achtsylblern eine ausführliche Schilderung einer solchen Romfahrt aus der Feder Aethilwalds, eines Schülers Aldhelms, an dessen Schluß ausführlich die mitgebrachten Geschenke, besonders die schönen seidenen Gewänder und deren Herstellung geschildert werden.

mächtig erstarkte, eine wirksamere Organisation ermöglichende Kraft der sächsischen Kirche, vor allem die Nähe der häretischen Kelten. So entstanden aus einem zwei Bistümer, das östliche mit dem alten Bischofssitz Winchester, das westliche, ungleich größere, mit dem neuen Sitz Sherborn an der Grenze der Britenkirche. Es war ein Tag hohen persönlichen und politischen Erfolgs, als Erzbischof Berchtwald von Canterbury den frommen Aldhelm, den jedes Alter und jeder Stand für die Würde bestimmte, in Canterbury weihte. Auch als Bischof aber behielt er die Abtswürde über seine Klöster — neben Malmesbury hatte er auch From und Bradford on Avon gegründet — bei, auf den einstimmigen Wunsch und Beschluß seiner Mönche, die keinen andern, solange er lebe, zu dieser Würde wählen wollten: gewiß das lauteste Zeugnis für die Liebe und Achtung, die er sich bei denen erworben, die ihn am genauesten kannten. Aus seiner Bischofszeit wissen seine Biographen von Besonderem nichts zu berichten. In strenger Askese, die er, auch als das Alter größere Pflege heischte, nicht aufgab, lebte er den Seinen ein leuchtendes Vorbild pflichttreuer Amtsverwaltung, fleißig seine Diözese durchwandernd und predigend Tag und Nacht. Vielleicht ist uns der Bericht eines der Kleriker, die er durch die fernsten Gebiete seines Sprengels sandte, in einem der rhythmischen Gedichte erhalten, das mit Aethilwalds Briefen und Gedichten überliefert ist. Am 31. Mai 709 ist er gestorben. Sein wundertuender Leichnam wurde in Malmesbury beigesetzt.

Das Bild aber, das ich von Aldhelms kirchlichem Tun zu entwerfen gesucht habe, würde unvollständig sein, wenn ich nicht wenigstens mit einem Wort auf seine Bemühungen hinwiese als Bauherr und Baumeister. Die veränderte Stellung der Kirche fand ihren sichtbaren Ausdruck in den monumentalen Bauten, die jetzt unter Mitwirkung festländischer Meister in England erstanden, und die nicht weniger laut zu ihren Zeitgenossen redeten wie in späteren Jahrhunderten die romanischen und gothischen Dome. Beda spricht ausführlich von der großartigen Bautätigkeit, die Benedict Biscop im Norden entfaltet hat; nicht minder bedeutend war die Aldhelms in Wessex. Zwar hat sich von seinen zahlreichen Kirchen und Kapellen nichts erhalten als spärliche Reste in der Kathedrale von Sherborn, aber noch im XII. Jahrhundert bewunderte man die Majestät

und die Pracht der Basiliken, die er in seiner Abtei und seinem Bischofssitze errichtet hatte.

Weit größere, über die Grenzen von Malmesbury wie Sherborn weit hinausreichende Bedeutung gewann Aldhelm jedoch als literarischer Mann. Denn durch ihn wird der angelsächsische Stamm eingeführt in die lateinische Literatur. Er ist der erste Nordgermane, der als Schriftsteller auftritt; er gewinnt seinem Volk Anteil am geistigen Leben der Nation nicht nur, sondern des Abendlandes; mit ihm beginnt die erste Renaissance unter den christlichen Völkern, die unter den Karolingern ihre Blüte erreicht. Wie der in Gallien am Ende des VI. Jahrhunderts lebende Norditaliener Venantius Fortunatus der letzte Dichter des klassischen Italiens gewesen ist, so war ein Jahrhundert später der westsächsische Priester Aldhelm der erste der durch germanische Säfte verjüngten neuen Zeit. Dieses Verdienstes aber ist er sich selbst auch froh bewußt. „Gewißlich hat, schreibt er an einen königlichen Freund, noch Niemand, der aus dem Geschlecht unseres Stammes geboren und in der Wiege germanischen Volkes gehegt ist, bei einer Aufgabe solcher Art sich gemüht," und stolz wendet er auf sich die Verse Vergils an

Mit mir werd ich zuerst in das Vaterland, währt mir das Leben,
Von dem Aonischen Gipfel heimkehrend, die Musen geleiten,
Und Idumäische Palmen bring, Mantua, dir ich als Erster.

Wir wissen, daß Aldhelm auch als Dichter in seiner Muttersprache berühmt war; leider ist von diesen Schöpfungen nichts erhalten. Man hat vermutet, daß sich einzelnes von ihm unter den angelsächsischen Rätseln des Exeterbuches findet; aber die zweifellos vorhandenen Übereinstimmungen desselben mit Aldhelm sind gewiß, wie die ebenso zweifellos nachweisbaren Nachahmungen jüngerer Rätseldichter erkennen lassen, aus den lateinischen Originalen Aldhelms entnommen. Wir haben von ihm nur lateinische prosaische und poetische Schriften, und zwar ist die bedeutendste von ihm zuerst in Prosa, dann in Versen geschrieben, wie es nach des Sedulius Vorgang neben manchen andern auch Aldhelms Zeitgenosse Beda im Leben des heiligen Cuthbert, wenn auch in umgekehrter Reihenfolge, getan hat.

Mit dem Text Aldhelms ist es bisher sehr übel bestellt trotz der vorhandenen, aber noch nicht benutzten trefflichen, z. T. bis in die Zeit kurz nach Aldhelm zurückgehenden Handschriften, weil die ersten Herausgeber allein die gerade sich bietenden codices zu Grunde legten; ja die letzte aus den vierziger Jahren des XIX. Jahrhunderts stammende englische Ausgabe, die allerdings das Verdienst hat, alles vorhandene, freilich auch nicht zugehöriges, zum erstenmal zusammengefaßt zu haben, entbehrt jeder Sicherheit und jeder eigenen Kritik. Aber auch der gereinigte Text bietet der Schwierigkeiten genug: es gilt wirklich vielfach von ihm, was in einem wunderlich aus angelsächsischen, griechischen und lateinischen Worten zusammengewürfelten Geständnis ein angelsächsischer Schreiber in einer aus Canterbury stammenden, jetzt im Corpus Christi College in Cambridge verwahrten Handschrift des X. Jahrhunderts das Buch von sich selbst sagen läßt: „Biblos ic . . . ponus et pondus pleno cum sensu geonges geanothe geomres iamiamque", d. h. „Ich, das Buch, (bin) in vollem Sinn die Mühe und Last des durch Klagen alsbald traurigen Jünglings." Aber die historische Bedeutung des Mannes verlangt und rechtfertigt eine kritische Ausgabe.

Vollständig sind von Aldhelm nur hexametrische Gedichte überliefert; die ältesten Distichen aus angelsächsischer Feder sind die des Abtes Ceolfrid, die dieser als Widmungsgedicht für das „schönste Buch der Welt", wie es ein begeisterter Beschreiber genannt hat, den jetzt in Florenz befindlichen codex Amiatinus der Bibel verfaßt hat. Von Aldhelms rhythmischen gereimten Achtsilbern, wie sie uns aus dem schottischen Antiphonar von Bangor zuerst entgegentönen, haben wir nur kurze Bruchstücke.

Die Hexameter Aldhelms, obwohl durch eine Reihe von Freiheiten und Willkürlichkeiten von dem strengen Bau klassischer Metrik weit abweichend, zeigen doch im Gegensatz zu der die Silben nur zählenden Komposition ein immerhin starkes Empfinden für die Form, wie es die klassischen Völker als unvergängliches Erbe allen künftigen Geschlechtern hinterlassen haben; und selbst die Sprache Aldhelms ist in den Gedichten einfacher und natürlicher als in seiner Prosa. Zudem ist er hier ganz Schüler römischer, klassischer und kirchlicher Vorbilder; denn außer Columban und Cellanus von Péronne kennen

wir keinen Iren, der lateinische metrische Verse geschrieben hätte. Die Prosa Aldhelms dagegen ist maniriert bis zum Äußersten; daß er kunstgemäß zu schreiben meint, beweist schon der Ausdruck dictare, den er dafür anwendet. Geschraubt in den Gedanken, in den Perioden von oft kaum übersehbarer Länge, geziert im Ausdruck bis zur Dunkelheit durch Metaphern, Umschreibungen, Abstraktionen, durchsetzt mit griechischen und seltenen, den Glossensammlungen und den Etymologien Isidors entnommenen Wörtern, nirgends zufrieden mit einfachem Ausdruck, zeigt sie trotz des glänzenden Gewandes doch den innerlich Barbar gebliebenen Fremdling. Seine Neigung zur Alliteration und der immer wiederholte, oft durch reimenden Gleichklang verschärfte Parallelismus der Satzglieder und Sätze verstärkt noch den Eindruck des Fremdartigen und Seltsamen. Freilich ist dieser nicht überall gleich stark, am stärksten in dem oben erwähnten Brief an Ehfrid, den zur Grundlage für die Beurteilung zu nehmen, wie es Taine in seiner ebenso gedankenreich wie glänzend geschriebenen englischen Literaturgeschichte tut, einseitig und deshalb unrichtig ist. Darin jedoch hat Taine gewiß recht, daß sich gerade darin die Unausgeglichenheit der beiden starken, die Individualität Aldhelms bestimmenden Elemente zeigt, des lateinischen Genius und des überströmenden germanischen Gedanken- und Gefühlsreichtums. Wenn aber Wilhelm von Malmesbury Aldhelms Tadlern das pointierte Urteil entgegenhält, daß man ihn nach seinem Geist für einen Griechen, nach seinem Glanz für einen Römer, nach seinem Prunk für einen Angeln halten müsse, so hat er wohl eine Mischung in seinem Styl geahnt, aber die richtigen Quellen nicht gefunden, die vielmehr — und auch dies ist von ebenso großer literargeschichtlicher wie kulturhistorischer Bedeutung — in seinem Verhältnis zu den Iren, seiner angelsächsischen Herkunft und einer Eigentümlichkeit der späteren römischen Kunstprosa zu suchen sind.

Es ist uns unter dem Titel Famina Hisperica eine Art Encyklopädie über Welt und Schulleben mit einer angehängten Räubergeschichte erhalten, die, höchstwahrscheinlich aus schottischen Kreisen stammend, in der Mitte des VII. Jahrhunderts verfaßt ist, und im Gegensatz zur Scottica latinitas — wir haben schon die scabredo Scottica kennen gelernt — den Anspruch

erhebt, das Ausonicum oder Hispericum famen, d. h. das echt italische Latein zu reden. Diese Famina Hisperica zeigen in einem noch gesteigerten Maße die Eigentümlichkeit der Diktion Aldhelms; wollte er die Iren besiegen, so mußte er seiner Meinung nach sich auch in dem von ihnen als klassisch erachteten Styl überlegen zeigen. Daher der rhythmische Bau, die Unzahl der schmückenden Attribute, die Scheu vor eigentlichem und einfachem Ausdruck, daher die auffallende Wortstellung, daher die häufigen Hexameterstücke, daher die Verwendung seltener und griechischer Worte und Formeln. Alliteration und Reime dagegen entstammen der Aldhelm vertrauten und von ihm geübten angelsächsischen Poesie, der ohrenfällige Periodenschluß aber seinen lateinischen Vorbildern, vor allen einem Cyprian und Sedulius, bei denen das von den mittelalterlichen Skribenten als cursus planus, tardus, velox formulierte Klauselgesetz schon herrschend geworden war.

Uns erscheint demnach Aldhelms Sprache als eine hybride Miß- und Mischbildung, nicht so Aldhelms Zeitgenossen, die wetteifernd sie als ihr Muster so befolgt haben, daß wir von einer Aldhelmschen Schule reden können und z. B. in ihr ein treffliches Kriterium für die Zuweisung der im Briefwechsel des Bonifatius erhaltenen Stücke besitzen und die Echtheit der als echt bezweifelten Urkunden sich m. E. durch sie erweist. Selbst ein Mann wie Bonifatius, der schwerlich Aldhelm persönlich gekannt hat, dessen Lehrer aber im Benediktinerkloster Nhutscele Wynbrecht, Aldhelms Freund, gewesen ist, in seinen früheren Schriften, und Lul, unser Hersfelder Landsmann, ja selbst der Ire Cellanus schreiben nach Aldhelms Vorbild. Und nicht nur Männer, sondern auch Frauen, die in jener Zeit den lebhaftesten Anteil an dem kirchlichen Leben und seinen gelehrten Studien nahmen, folgen wie seinem Unterricht, so seiner Schreibweise: ich nenne statt vieler nur Leobgytha, die als erste Äbtissin von Bischofsheim Bonifatius nach Deutschland gerufen hat. Am handgreiflichsten tritt dieses Streben Aldhelms nach Absonderlichem in den akrostichischen und telestichischen Künsteleien der Vorreden zu seinen poetischen Werken hervor, die aber auch wieder ihre Nachahmer in Bonifatius, Alchwine, Rabanus Maurus und am interessantesten in Otfrids Evangelienharmonie gefunden haben. Wenn trotz solcher Schwächen Aldhelm doch

als Englands erster Klassiker bezeichnet werden muß, so geschieht dies nicht im ästhetischen, sondern im literargeschichtlichen Sinne, und in diesem mit vollem Recht: denn er war der erste Angelsachse, der als lateinischer, an klassischen Mustern gebildeter Schriftsteller selbst als anerkanntes Vorbild auf mehrere Generationen in maßgebendem Einfluß gewirkt hat. Diesseits und jenseits des Kanals ertönte sein Lob: einen in der Darstellung glänzenden, durch die Kenntnis der weltlichen wie kirchlichen Literatur bewundernswerten Schriftsteller nannte ihn Beda; Cellanus von Péronne aber pries seine Reden als Werke schönster Lippe, von deren reinster Quelle Bäche strömen, die den Sinn vieler erquicken können.

Aldhelm ist trotz zweifelloser dichterischer und rhetorischer Begabung kein Mann, dem schöpferische Phantasie, überquellende Empfindung, zwingender Gedankenreichtum die Feder in die Hand drückt. Wie einige seiner Briefe gleich Flugschriften gewirkt haben, so stehen auch seine schriftstellerischen Leistungen in engster Verbindung mit seiner Tätigkeit für Klosterleben und Schule. Als Kleriker hat er seine Predigten geschrieben, von denen leider nichts erhalten ist; als Bauherr seine als Inschriften für Kirchen und Altäre gedachten Weihgedichte; als Abt und Freund des Nonnenklosters von Berking, dessen Äbtissin Hildelitha seine Freundin ist und unter dessen Nonnen königliche Verwandte von ihm dem Höchsten dienen, sein großes Doppelwerk vom jungfräulichen Leben; als Lehrer sein Handbuch der Metrik mit den als Musterstücken eingelegten hundert Rätseln; als Verwandter der Könige von Wessex sein Gedicht zur Einweihung der Marienkirche Bugges, der edlen Tochter des Königs Centwin. Alle seine Schriften aber durchweht der fromme und freudige, auch im Ueberschwang der Worte doch vernehmliche Geist der neuen römisch-angelsächsischen Kultur.

Trat er mit den zuerst erwähnten Stücken in eine seit Paulinus von Nola auch von Christen gern geübte, von de Rossi im zweiten Band der christlichen Inschriften meisterhaft in ihrer gesamten Entwickelung dargestellte Gepflogenheit ein, so ist der in seinen beiden großen Schriften behandelte Stoff erst recht römisches Gut. Für den dogmatisch-paränetischen Teil seiner Schrift vom jungfräulichen Leben schloß er sich an

die reiche kirchliche Literatur, besonders an Cyprian, Augustin und Hieronymus an; für die in der Prosa an den Schluß des ersten Teils, im Gedicht an den Schluß des Ganzen gestellte Lehre von den acht Todsünden verweist er selbst auf Cassians Collationen und Gregors Moralien; die die Jungfräulichkeit verherrlichenden Beispiele aber hat er aus seiner geradezu glänzenden Literaturkenntnis, oft wörtlich übernommen, zusammengestellt. Auch den Gedanken poetischer Behandlung dieses Stoffes mag er gallisch-römischen Dichtern, dem Alcimus Avitus von Vienne und Venantius Fortunatus von Poitiers verdanken.

Es ist bezeichnend für das die Klosterwelt jener Zeit umflutende wilde weltliche Leben und die auch in den Klöstern sich geltend machenden irdischen Gedanken, daß Aldhelm gerade diesen Stoff zu wählen für gut fand, und für den Dichter, mit welcher schier unerschöpflichen Freudigkeit an der Reinheit der Lehre und der Hoheit der Vorbilder er ihn behandelt hat; andererseits ist es natürlich, daß ein solches Thema, das mehr durch die Gesinnung und die Tendenz, als durch Reichtum poetischer Motive sich empfahl, ermüdende Wiederholungen bietet. Aber es enthält doch auch Stellen von zweifellos poetischem Wert, so die Verse, in denen Aldhelm den vergeblichen Kampf der heidnischen Götter für ihre Tempel, das Wirken des Hieronymus, den Kampf der Tugenden und Laster nach dem im Einzelnen nicht weiter verwendeten Vorbild der Psychomachie des Prudentius besingt; poetisch ist vor allem der Schluß, in dem er die himmlischen Heerscharen preist, mit denen er selbst einst vereint zu werden hofft

Möge auch ich mir verdienen, mit diesen, den Himmelsbewohnern,
Denen ein liebliches Los zufiel, und welche des Sieges
Fahnen, mit Kränzen geschmückt, hoch schwingen und über den Sternen
Sich um den himmlischen Tron zu Tausenden drängen im Kreise,
Als der letzte zur Ruhe geführt zu werden, vertrauend
Auf die himmlische Gabe, da Christus im Äther der König!

Der metrische Traktat, wichtig als erstes Schul- und Lesebuch eines Angelsachsen und somit eines deutschen Schulmeisters überhaupt, schöpft ebenso fast ganz aus auch uns noch

erhaltenen Quellen; aber die von ihm für grammatischen Stoff, wenn auch nicht zuerst, verwendete Dialogform ist als mustergiltig nach ihm vielfach beibehalten worden. Die Einleitung enthält eine wiederum auf reiche Belesenheit begründete Darstellung der Siebenzahl; er schickt sie voraus, um die Bedeutung der siebenfachen Sakramente ins rechte Licht zu setzen, die ihn mit seinem Patensohn Aldfrid von Nordhumbrien, den Adressaten des Buches, verbindet: und es gehört ausharrende Geduld dazu, sich durch diese krause und herbeigezogene Gelehrsamkeit hindurchzuwinden. Ganz anders steht es mit der eingelegten Rätselsammlung, die von allen Werken Aldhelms das erfreulichste ist, die unmittelbarste Wirkung gehabt und auch ihre selbständige Ueberlieferung gefunden hat.

Der für die Literatur des ausgehenden Altertums unschätzbare Codex Salmasianus hat uns die älteste, hundert hexametrische Stücke umfassende Rätselsammlung erhalten, als deren Verfasser ein uns sonst unbekannter Dichter Symfosius — der Name ist ihm vielleicht aus der Verwendung der Rätsel beim Male beigelegt — genannt wird. An sie schließt sich Aldhelm in der Zahl der Rätsel, im Metrum, vielfach auch im Stoff nach seinem eigenen Zeugnis, wie nach Ausweis der Gedichte an; aber schon darin geht er über ihn hinaus, daß er sich nicht in drei Verse einschnürt, sondern je nachdem es die Natur des immer redend eingeführten Gegenstandes erforderte, diesen in vier, fünf, sechs und mehr Versen — das ans Ende gestellte Rätsel über die Schöpfung hat 83 Hexameter — behandelt. Mit diesem bei den Angelsachsen sehr beliebten, noch von Alchwine mit sichtlichem Behagen oft verwendeten Stoff hatte Aldhelm, wie der Erfolg bewies, den glücklichsten Griff getan: zuerst der 731 zum Erzbischof von Canterbury geweihte Tatwin, — dann der Freund Bedas Hwaetbrecht, dem seine Frömmigkeit den Beinamen Eusebius verschaffte, weiter der Verfasser einer anonym überlieferten Sammlung und der große Bonifatius, der freilich mit der Beschreibung moralischer Begriffe neue Bahnen einschlägt, endlich, was wohl am interessantesten ist, Cynewulf, der angelsächsische Rätseldichter des Exeterbuchs, sind wetteifernd seine Nachfolger und Nachahmer geworden.

Ist aber schon die Erwähnung mancher Dinge in dieser Zeit an sich interessant, wie die der Orgel, der Seidenraupe,

des Einhorns, des Elefanten, des Kamels, so ist die Art, wie Aldhelm die Dinge poetisch beschreibt, ich will nicht sagen geistreich, aber immer anmutig, geschickt und treffend. Ich beschränke mich darauf, ein einziges Rätsel anzuführen, an das sich gleich die angelsächsische Nachahmung anschließen mag.

Mich hat die tauichte Erde aus frostigem Innern geboren,
Und nicht bin ich gemacht aus dem haarigen Vließe der Wolle;
Kein Einschlag umzieht, kein sausender Faden umhüpft mich,
Und kein serischer Wurm umwebt mich mit gelblichem Flaume.
Nicht von dem Schiffchen zerrupft, und nicht von der Lade zerschlagen
Werde ich dennoch als Kleid in der Rede der Menge bezeichnet;
Nimmer fürcht' ich die Pfeile, dem Köcher, dem langen entnommen.

Cynewulf hat dasselbe Ding mit Weglassung des letzten Verses — ich gebe die Uebersetzung Dietrichs — also beschrieben:

Mich hat der feuchte Boden, der frostig kalte
Aus seinem Innern zuerst geboren.
Nicht weiß ich gewirkt mich aus wolligem Vließe,
Aus Haaren mit hoher Kunst, nach meines Herzens Denken;
Nicht gewundnes Gewebe noch Werfte hab' ich,
Noch in vollen Rotten rauschen die Faden mir,
Noch schreitet das schnurrende Schifflein über mich,
Noch soll ein Schaft mich schlagen irgend;
Auch die Würmer webten nicht mit Wunderkunst mich
Die das gelbe Gottgewebe geben zum Schmucke:
Dennoch will man weit mich auf Erden
Nennen vor der Welt ein wonniges Kleid.
Sage mit sichren sinnvollen Reden,
Weiser in Worten, was dies Gewand sei.

Wir sehen, eng genug hat sich der heimische Sänger dem gefeierten Landsmann in römischer Tracht angeschlossen, und wie ich glaube, er hat ihn übertroffen.

Wenn sich aber zahlreich im achten, sicher noch im neunten Jahrhundert Spuren des literarischen Einflusses Aldhelms nachweisen lassen, so verschwinden diese im zehnten. Hroswith, die in einer ihrer Komödien einen Stoff behandelt, den auch

Aldhelm behandelt hatte, weist keine Spur von Bekanntschaft mit ihm auf. Was Bildungsferment lernfroher Jugendzeit gewesen war, hatte in literarischen Kreisen, die die Klassiker selbst wieder kennen gelernt hatten, keine Kraft mehr. Wohl nennt im elften Jahrhundert in dem aus Paulus Diaconus und Beda geschöpften Teil seiner Chronik der gelehrteste der Reichenauer Mönche, Herimannus contractus, und zwar zum erstenmal in solchem Zusammenhang, den Aldhelm als geistlichen Mann und in einem gleichfalls zur Mahnung der frommen Dienerinnen Christi verfaßten, in einem Münchner Codex aus Regensburg erhaltenem Gedicht, von dem sich ein gutes Stück — und zwar in reinerer Fassung — auf einem Pergamentblatt der Gothaer Bibliothek gefunden hat, schildert er nach Aldhelms, oder vielleicht richtiger nach des von Aldhelm beeinflussten Alchwines Vorgang die ihnen von den acht Hauptlastern drohenden Gefahren. Wir sehen: in den gelehrten Kreisen war sein Name und sein Werk lebendig geblieben, und dasselbe lehren uns die Handschriften. Denn zu falschen Schlüssen würden wir geführt, wenn wir für das Nachleben Aldhelms nur an die literarischen Zeugnisse uns halten wollten. Lauter reden die auch selbständig überlieferten lateinischen, die altenglischen und althochdeutschen Glossen, mit denen zahlreiche Aldhelmhandschriften versehen sind, davon, wie er noch im neunten und zehnten Jahrhundert für die Lektüre und die Erklärung der Schule einen Mittelpunkt bildete; ja, für die altenglischen Glossen sind seine Schriften die Hauptquelle.

Wir wissen, daß seine Bücher von Cellanus nach Nordfrankreich, von Lul nach Deutschland, von Alvarus nach Spanien gebracht worden sind. Zahlreich sind die englischen Handschriften des neunten und zehnten Jahrhunderts; im neunten Jahrhundert wurde er in St. Riquier und Corbie, dem Mutter-Kloster des westfälischen Corvey, in St. Amand, in Angers und Dijon gelesen; wohin Angelsachsen auf ihren Wanderzügen durch Frankreich und Lothringen den Rhein hinauf in deutsche Klöster kamen, dahin brachten sie auch die Handschriften ihres berühmten Landsmanns und schrieben sie da ab; in Mainz, Lorsch, Murbach, woher ein schon im VIII. Jahrhundert geschriebener Codex der Gothaer Bibliothek stammt, in Reichenau, Würzburg und St. Gallen finden wir seine Werke, vielfach noch

geschrieben in der insularen Schrift seiner Landsleute, denen er die ersten nationalen Vorlagen geschaffen hatte.

Aus den späteren Jahrhunderten des Mittelalters sind uns nur wenig Handschriften von ihm erhalten; erst der ebenso gelehrte, wie wegen seiner Fälschungen berüchtigte Abt von Sponheim, Trithemius, der Zeitgenosse des Conrad Celtes, des Führers der deutschen Humanisten, hat sich wieder für ihn interessiert und die erste Nachricht von ihm in seiner Literaturgeschichte der kirchlichen Schriftsteller gegeben. Dieselbe jetzt in Pommersfelden befindliche Handschrift, in der für ihn Hroswith von Gandersheim abgeschrieben wurde, enthält auch das Gedicht Aldhelms: die Blütezeit der zweiten Renaissance erinnerte sich wieder an den Mann, der die Frühzeit der ersten eingeleitet hatte.

Ich habe den Leser in ein weitabgelegenes und nur selten besuchtes Gebiet der Kirchen- und Literaturgeschichte geführt. Obwohl es sich um große Ziele handelt, so entbehren doch die Kämpfe, von denen ich berichtet, des dramatischen Interesses, und die schriftstellerischen Werke, von denen ich gesprochen, der Herrlichkeit des Stoffes und der Form, die Herz und Sinn eines jeden zu fesseln die Kraft und das Recht haben; auch von des geschilderten Mannes Leben und Tun gilt das Wort, daß die Welle ihn trug, ihn verschlang und er versank. Und doch — wer den Zusammenhang alles Kulturlebens, wer die Entwickelung geschichtlichen Fortschrittes mit wissenschaftlicher Vertiefung verfolgt, der wird auch dem frommen Bischof von Sherborn die kulturelle Bedeutung nicht absprechen, weder für die Kreise, in denen er stand, noch über seine Diöcese und seine Lebenszeit hinaus. Es ist etwas Großes, ein rohes Volk hinüberführen zu helfen zu geistigem Leben und zur Mitarbeit an den Aufgaben seiner Zeit. Was aber in den Schulen Theodors und Aldhelms gepflanzt und gepflegt worden ist, das hat seine Früchte getragen weit über das VII. Jahrhundert und weit über die Grenzen von Kent und Wessex hinaus. Ich führe nur eins an. Die beiden Klöster, die die Kulturzentren unserer Heimat geworden, Fulda und Hersfeld, sind aus dem Geist erwachsen, der in Canterbury und Malmesbury gebildet und gediehen war; denn Bonifaz wie Lul waren dieses Geistes Schüler. Wer das Erdreich bestellt, bereitet die Ernte vor, und wer die Anfänge

kennt, versteht auch Entwickelung und Fortgang; die ‚Andacht zum Unbedeutenden', die Sulpice Boisserée an den Brüdern Grimm gepriesen, bleibt auch auf literar- und kulturgeschichtlichem Gebiet wie auf dem der Kunstgeschichte die Voraussetzung jeder tieferen und gerecht würdigenden Einsicht. Und weil sich dies kaum an einem andern Beispiel eindringlicher zeigen läßt als an Aldhelm, habe ich es gewagt, von seinem Leben und Wirken zu berichten, auch abgesehen davon, daß Fäden von ihm herüberführen in unsere Heimat.

Der Humor bei Homer

von

Professor Dr. Lüttge.

In unsern Tagen, wo Naturwissenschaften und Technik so wunderbare Erfolge erzielt und unserm Zeitalter ihr Gepräge gegeben haben, wo andererseits die Literatur aller gebildeten Völker das verwickelte Leben der Gegenwart künstlerisch darzustellen bemüht ist, hört man nicht selten die Meinung aussprechen, daß der Gedankeninhalt der klassischen Literatur erschöpft sei, daß die moderne Bildung ausschließlich national sein und sich auf sich selbst stellen müsse. Andererseits ist das Verlangen die Griechenwelt gründlich kennen zu lernen reger als je. Eine Expedition nach der anderen wird ausgesandt, um aus dem Schutt der griechischen Städte in Unteritalien, Kleinasien und Hellas selbst Inschriften, Statuen und ganze Stadtteile zu heben. In der Tat, wenn man die wunderbaren Schöpfungen der Griechen in Architektur und Plastik, deren Werke uns in Nachbildungen überall umgeben, wenn man ihre Leistungen in Geschichtschreibung, Beredsamkeit und Philosophie betrachtet, so möchte man noch heute dem Franzosen Thiers[1] beistimmen, der als Grundsatz, der Napoleon bei der Regelung des Unterrichtswesens geleitet habe, ausspricht: „Dans un temps où les idées religieuses se sont affaiblies, si la connaissance de l'antiquité s'évanouissait aussi, nous ne formerions plus qu'une société sans lien moral avec le passé, uniquement instruite et occupée du présent, une société ignorante, abaissée, exclusivement propre aux arts mécaniques!"

Ganz unvergängliche Schätze haben uns die griechischen Dichter, vor allem die Tragiker, hinterlassen. Von ihnen erinnern die Tragödien des Aeschylus an die Erhabenheit, die das Kennzeichen der orientalischen Dichtung ist. Sophokles

[1] Histoire du Consulat et de l'Empire III, 473.

steht durch die abgeklärte Milde seiner Denkart und seiner Sprache unserm Empfinden am nächsten. Die feste Fügung des Dialogs, die Pracht der Bilder in den Chorliedern, die feine Kunst in der Verwendung der mannigfaltigen Versmaße wird immer ein Gegenstand unserer Bewunderung bleiben. Nie werde ich für meine Person den Eindruck vergessen, den die Antigone des Meisters bei der ersten Lektüre auf mich vor mehr als fünfzig Jahren gemacht hat, und dieser Eindruck hat sich im Laufe langer Jahre immer mehr befestigt und vertieft. Als unerschöpfliche Quelle für die griechischen Dichter steht an ihrer Spitze Homer, den die Griechen „den Dichter" schlechthin nannten und von dem Horaz sagt: „nil molitur inepte." Es ist bekannt, wie groß sein Einfluß auf die Dichter der griechischen Glanzzeit gewesen, wie lange er nach gewirkt hat bis in die alexandrinische Epoche, wie Virgil in seinen Fußtapfen gewandelt, wie er unsern Göthe zur Achilleis und zu dem Entwurf einer Nausikaadichtung begeistert hat. Von den großen Dichtungen, die seinen Namen tragen, hat wohl die Odyssee, das hohe Lied der Heimatsliebe und der Frauentreue, größere Liebe und eingehenderes Verständnis weiterer Kreise gefunden. Der Wechsel der Situationen, die an das Herz greifenden und unsere gemütliche Teilnahme unmittelbar weckenden Abenteuer des um die Heimkehr unablässig ringenden Helden, die Wunderwelt, die uns in der Erzählung des Odysseus vorgeführt wird, seine gefahrvollen Kämpfe um die Heimat und seine ererbten Rechte, halten unsere Spannung bis zu Ende wach, wenn wir auch in der letzten Hälfte des 23. und im 24. Buche spätere Einschiebsel erkennen. Die Ilias kann auf den ersten Blick durch die lange Reihe furchtbarer Kampfszenen vielleicht ermüdend wirken. Wenn man sich aber in die Lektüre des gewaltigen Werkes vertieft, ohne sich zusammenhangslos in seine Einzelheiten zu verlieren, so wird man die künstlerische Einheit, die gewaltige Steigerung in der Schilderung der vier Schlachttage, in die der Krieg um Troja zusammengedrängt ist, und die Einheit des dramatischen Aufbaues wahrnehmen. Ganz klar gibt uns das erste Buch die Exposition und das erregende Moment der Handlung. In geschickter Anordnung treten Menelaus und Paris, in deren Interesse der Krieg geführt wird, zuerst auf den Kampfplatz. Dann sehen

wir, wie die Folgen des achilleischen Zornes sich in den Siegen der Trojaner, die in der Anzündung des ersten griechischen Schiffes ihren Höhepunkt erreichen, immer mehr bemerkbar machen, wie dann die rücksichtslose Hartnäckigkeit des zürnenden Helden in wahrhaft tragischer Weise durch den Fall des Freundes, den er im Augenblick der höchsten Not den bedrängten Landsleuten zu Hilfe sendet, gestraft wird, wie er dann durch die Pflicht der Racheübung die Sache der Achäer zum Siege führt, wie endlich die unmenschliche und abstoßende Härte, mit der er diese Rache an seinem, uns sympathischen Gegner, Hektor vollzieht, in der stimmungsvollen Nachtszene des letzten Buches ein versöhnendes Gegenstück erhält, so daß uns das Ganze in beruhigter und befriedigender Stimmung entläßt.

Neben diesem Gang der gewaltigen Handlung erhalten wir in beiden Epen eine ausgeführte Darstellung der die Helden umgebenden Welt als Hintergrund der Handlung. Mannigfaltiger und reicher als bei irgend einem anderen Dichter ist das Bild, das Homer, besonders in den reich ausgeführten Gleichnissen, von der die Handelnden umgebenden Natur entwirft, sei es, daß er eine Erscheinung derselben mit einem treffenden Beiwort bezeichnet, sei es, daß er schildernd bei ihr weilt und uns mitten in den grausigen Schlachtszenen einen Augenblick behaglichen Ausruhens verstattet. So zeichnet uns der Dichter ein klares Bild vom Himmel, den Gestirnen, von allen denkbaren atmosphärischen Erscheinungen, vom Wind, Regen und Schnee, von denen er den letzteren mit entschiedener Vorliebe, die wir auch teilen, behandelt. Unerschöpflich ist er in der Schilderung des dem Griechen so vertrauten Meeres. Der „breitbrüstige“ Gott, der des Meeres feuchte Pfade beherrscht, nimmt das Land als „Erdumfasser“ freundlich in seine Arme oder umbrandet es mit seinen Rossen, deren Mähnen die Kämme der Wogen sind, daherfahrend, als „Erderschütterer“ gewaltig. Das feuchte Element selbst erscheint unter der Einwirkung der verschiedenen Beleuchtung, auch beeinflußt von der Stimmung des Betrachtenden in mannigfachster Gestalt und verschiedenartigster Beleuchtung: bald ist es schwarz, grau und nebelfarbig, bald schimmernd, veilchen- und weinfarbig; breit ist sein Rücken, auf dem es die Schiffe trägt, bald fließt es ruhig und still, bald wogt es stürmisch und laut aufrauschend,

wie es in dem schönen Verse gemalt wird „κύματα παφλάζοντα πολυφλοίβοιο θαλάσσης" bald ist es die wohltätige, göttliche Salzflut, bald ist es die öde, den Menschen feindliche Wasserwüste. Von gleicher Anschaulichkeit und Mannigfaltigkeit ist auch die Darstellung der Quellen, Bäche und Flüsse. Von den quellenreichen (πολυπίδακες) Bergen strömen die Kinder des Himmels (διιπετεῖς) in tiefrauschenden Silberwirbeln in die Ebene herab, führen in wildem Aufruhr Erdmassen mit sich, unterspülen den Uferrand und reißen die entwurzelten Söhne des Waldes mit sich.

Den gleich scharfen Blick, denselben glücklichen Ausdruck beweist Homer in der Schilderung der Pflanzenwelt: der Held wird erquickt, wie der Tau die Ähren im sprossenden Saatfelde erfrischt. Der Dichter kennt die schwarzfarbigen Bohnen, die Erbsen, das schwankende Rohr, das frisch aufsprießende Gras, den taufrischen Klee, den weichen Lotus, die süße Distel, das Lieblingsfutter der Maultiere, vergleicht den Leibrock des Odysseus mit der Schale der Zwiebel, schildert, wie der Mohn im Garten vom Frühlingsregen beschwert, sein Haupt sinken läßt. Mit sichtbarem Interesse betrachtet der Dichter die Baumwelt: die himmelhohe Tanne, die schlank gewachsen in den Äther emporragt, die stark belaubte, hochwipflige Eiche, die ihre langen Wurzeln tief in den Boden senkt und so Wind und Regen trotzt, die glatte Pappel, die im Sumpfe wächst und vom Wasser genährt wird, die von Winden gepeitschte Esche, die breitrindige Kornelkirsche, den wilden Birnbaum, die schöne Platane, die Tamariske und den breitblättrigen Feigenbaum.

Dieselbe liebevolle, scharf zuschauende Aufmerksamkeit, mit der Homer die unbelebte Natur betrachtet, widmet er auch dem Tierreiche in seinen verschiedensten Gestalten. Er spricht von den Maden, die, von den Fliegen erzeugt, sich in die Wunden der Gefallenen einnisten, von dem die Hunde quälenden Ungeziefer, von den Bremsen, die die weidenden Kühe verfolgen, von den Fliegen, die sich in dichten Scharen auf dem Viehofe einfinden, wenn die Milch in die Gefäße gegossen wird, von den in der Mitte beweglichen Wespen, von dem Schwarm der Honig bereitenden Bienen, die sich einer Traube gleich an die Blütenbäume hängen, von den Zikaden, die auf

Waldbäumen sitzend ihr helles Zirpen erschallen lassen, und von den Heuschrecken, die vor dem von Landleuten angelegten Feuer fliehend sich in das Wasser ducken. So zieht die ganze Tierwelt, Fische und Schlangen, Vögel vom Sperling und Staar bis zur Nachtigall und zum Adler, zahme und wilde Vierfüßler an unsern Augen vorüber, und in prachtvoller, lebenswahrer Anschaulichkeit werden als vornehmste Gestalten der Tierwelt das Pferd, der Eber, und in allen möglichen Situationen besonders der Löwe, der in des Dichters Zeit in Kleinasien häufig gewesen sein muß, uns vorgeführt.

Die so geschilderte Natur wird aber auch in stimmungsvoller Weise in Beziehung zum Gemüt des Menschen gesetzt. Ich erwähne nur das schöne Gleichnis, in dem die Hinfälligkeit des Menschen mit dem fallenden Laube verglichen wird, oder die Schilderung der Stimmung Achills nach dem Verluste der Briseis, der fern von den Gefährten am grauen Meere sitzend auf die unendliche Salzflut hinstarrt. Hierher gehört auch der Vergleich des fallenden Helden mit dem unter der Axt des Holzhauers niedersinkenden Baume, ein Vergleich, aus dem unverkennbar ein gewisses Gefühl des Bedauerns spricht, wie wir es empfinden, wenn wir einen schönen Baum zu Boden sinken sehen; wie ansprechend schließt endlich der Dichter seine Schilderung der Sternwelt mit den schlicht schönen Worten: „Und herzlich freut sich der Hirte".

Ergänzt werden diese Naturschilderungen zu einem Weltbilde durch den Einblick, den uns der Dichter in die Kultur seiner Zeit tun läßt. Wir sehen vor unsern Augen die Tätigkeit des Jägers und Fischers, des Ackerbauers und Gärtners, des Maurers und Zimmermannes, des Webers und Drechslers, des Gerbers und Erzgießers, die Künste des Arztes und Sängers, und alle diese Hantierungen und Kunstübungen spielen sich mit so genauer Deutlichkeit vor unsern Augen ab, daß man fast glauben möchte, der Dichter habe sie genau gekannt oder sei selbst in ihnen tätig gewesen.

Neben diesem stofflichen Reichtum, den ich nur andeutungsweise berührt habe, tritt dann die bewußte Kunst in der Gestaltung dieses Stoffes hervor. Alle bedeutenden Wendungen des gewaltigen Ringens werden von dem Dichter durch die Beratungen der Führer, wie durch die Entscheidungen der

Götter im Olymp sorgfältig vorbereitet. Durch eingehende Schilderung der Schiffe und Streitwagen, der Waffen und Rüstungen der Helden, durch die Beschreibung des Scepters, das die Redner in den Händen halten, wird zugleich die Wichtigkeit der kommenden Ereignisse hervorgehoben und unsere Spannung, mit der wir ihnen entgegensehen, gesteigert. An den entscheidenden Wendepunkten endlich liebt es der Dichter eine Fülle dichterischen Schmuckes zu häufen. Man denke nur an die überaus treffenden Bilder und Vergleiche, mit denen im zweiten Buche der Ilias der Beginn des ersten Schlachttages eingeleitet wird, Vergleiche, von denen keiner entbehrlich und überflüssig erscheint. Zu diesen Kunstmitteln gehören auch die seltenen Fälle, in denen der Dichter seine persönliche Anteilnahme an den Ereignissen äußert, der Anruf der Musen, die Apostrophe, die rhetorische Frage, mit denen der Dichter den Fluß der Ereignisse unterbricht und großen Aufgaben gegenüber die eigene Kraft zu steigern sucht. In der Darstellung des Kampfes selbst sehen wir dann dieselbe bewußte Kunst sich betätigen. Selten erwähnt der Dichter dieselbe Verwundung, mit anatomischer Genauigkeit, die für unser Gefühl oft etwas gräßliches hat, schildert er die verschiedenen Verletzungen und ihre tödlichen Wirkungen. Wie weiß er ferner unsere Teilnahme zu steigern durch Hervorhebung der Momente, die den Fall des Helden für ihn selbst und die Seinigen besonders schmerzlich erscheinen lassen! So ist Dolon (Il. X, v. 317) der einzige Sohn seines Vaters neben fünf Töchtern, Hephästos rettet den Idaeus, damit der Vater nicht beide Söhne verliere, herzbewegend sind die Klagen des Priamos und der Hekuba, mit denen sie den Hektor von dem Kampfe mit Achill zurück zu halten suchen. Ferner verdienen die Reden der homerischen Helden unsere besondere Aufmerksamkeit. Abgesehen von der Anschaulichkeit und dem Reichtum der Sprache, erregt ihre Redeweise selbst unser Interesse. Die homerischen Helden reden viel, während die germanischen Recken mit barbarischer Tatkraft stumm zuschlagen oder ihre Gefühle und Entschlüsse nur sparsam begründen. Die Gewohnheit sich mit Gründen zu verständigen, ihre Rede mit Bildern und Gleichnissen zu schmücken, deutet auf die Gewohnheit der Verständigung und eine vorgeschrittene

Bildung, wie auch die metrische Form der Dichtungen darauf hinweist, daß eine reiche Übung ähnlicher Gesänge dem homerischen Zeitalter vorhergegangen sein muß.

Unter diesen reichen Kunstmitteln, die unser Dichter mit bewußter Absichtlichkeit verwendet, um in seine Erzählung erfrischende Abwechslung zu bringen oder eine innere Befreiung von schmerzlicher Spannung herbeizuführen, spielt der Humor keine unwesentliche Rolle. In einem Briefe Herders an Merck[1] heißt es in dieser Beziehung; „Goethe fing Homer in Straßburg zu lesen an; er steht mir allemal vor, wenn ich an eine so recht ehrliche Stelle komme, da der Altvater über seine Leier sieht — wenn er sehen konnte — und in seinen ansehnlichen Bart lächelt. Es ist eine ansehnliche Menge, so wie von allem, so auch von humour in ihm, diesen namlich nicht wie britische Wolke, sondern als griechisch-asiatischen Sonnenglanz gedacht." Was Merck hier sagt, ist auch in das allgemeine Bewußtsein übergegangen, denn das „homerische Gelächter" ist sprichwörtlich geworden. Zuerst zeigt sich dieser Humor im Wortwitz. Wir finden, in der Ilias naturgemäß mehr als in der Odyssee, eine reiche Fülle von Schimpfworten, durch die der Scheltende sich seinen Groll vom Herzen herunter redet, auch hierin der natürliche Mensch, während die moderne Konvenienz bei dem ersten Schimpfwort die Tat an Stelle der Worte treten läßt.

An erster Stelle stehen bei dem griechischen Dichter wie bei uns die Schimpfworte, in denen der Mensch mit dem Tiere verglichen wird. So redet Achill[2] in der gewaltigen Zankszene des ersten Buches den Völkerhirten Agamemnon mit den schmähenden Worten an: „Trunkenbold, Hundsauge, Hasenherz", denn wir Deutsche würden wohl den „Hasen" für den „Hirsch" einsetzen. Derselben Sphäre entlehnte Bezeichnungen wie „Hundsauge", „Hundsfliege", Zusammensetzungen, durch die ein besonderes Maß von Frechheit ausgedrückt wird, kehren öfters wieder. (Il. 8, 289). So nennt Teukros den Hektor „wütender Hund", Poseidon nennt ihn „tollwütig", Achill nennt den Agamemnon „hündisch", ein Wort, das dann durch den Zusatz „mit Unverschämtheit umgürtet" anschaulich erläutert wird. Hektor[3] bezeichnet die Achäer als „gottverdammte

[1] Briefe von J. H. Merck an Göthe, Herder und Wieland p. 44.
[2] Il. 1, 225. [3] Il. 8, 527.

Hunde“ (κύνες κορεσσιφόρητοι). Helena[1] nennt sich in scharfer Selbstanklage „unheilstiftende Hündin“. „Weib“ und „Hund“ vereinigt Agamemon,[2] wenn er die Troer „feige Hündinnen“ nennt. Auch die Götter wenden gegen einander dieselben beschimpfenden Ausdrücke an. So schilt Ares die Athene „Hundfliege“ und Hera die Artemis κύον ἀδεές „freche Hündin“.— Wenn Hektor[3] den Ajax „Stierstolzer“, d. h. Großprahler“ nennt, so berühren sich hier griechische und deutsche Anschauungen, denn auch in unserm Schimpfwörterschatz spielen „Hund“ und „Rind“ in anmutiger Zusammensetzung eine bedeutende Rolle.

Daß ein Mann, besonders ein Krieger, den andern „Weib“ nennt, ist natürlich ein schwerer Schimpf, worin unsere Anschauung mit der griechischen übereinstimmt. Oft kehrt eine Wendung wieder, wie sie Nestor[4] den kampfunlustigen Achäern entgegen schleudert: „Ihr Prahler, achäische Weiber, nicht Männer“. In ähnlicher Weise schilt Hektor[5] den Diomedes: „Du gleichst einem Weibe. Fort mit dir, „feige Puppe“, und ebenso verächtlich klingt es, wenn Diomedes[6] zu Paris sagt: Ich bekümmere mich so wenig um Dich, als wenn ein Weib nach mir wirft, oder ein törichtes Kind.“ In derselben Richtung bewegen sich die Scheltworte, mit denen Hektor[7] dem weibischen Paris seine Feigheit vorwirft: „Unglücksparis, Weibertoller, Schwindler, oder wenn Diomedes ihn mit dem köstlichen ‘παρθενοπίπα’ „Jungfraukucker“ begrüßt, ebenso wie Melantho[8] dem verkleideten Odysseus vorwirft, daß er nach den Weibern schaue: ὀπιπεύεις δὲ γυναῖκας. —

Dem männlichen Kämpfer tritt der weichliche „Tänzer“ gegenüber, wie Meriones[9] genannt wird, ebenso wie dem Schwertkämpfer in leis verächtlichem Sinne der leichte „Bogenschütz“ und dem ernsten wortkargen Helden der „leere Schwätzer“ entgegengestellt wird. Agamemon[10] schilt seine Achäer „eitle Schwätzer“, und sein Bruder Menelaus[11] nennt seine im Angriff stockenden Landsleute: „Ihr mutlosen Prahler, eitle Schwätzer“. Wenn Ajax[12] den Idomeneus ‘λαβραγόρης, Waschweib nennt, so revanchiert sich dieser durch die Entgegnung „Meister im Zank, Lästermaul“. Thersites,[13] der Mund des griechischen Pöbels, wie ihn Herder nennt, wird „Lästermaul, Maulheld,

1) Il. 6, 344. 2) Il. 13, 623. 3) Il. 13, 824. 4) Il. 3, 96. 5) Il. 8, 163. 6) Il. 8, 389. 7) Il. 3, 39. 8) Od. 19, 67. 9) Il. 16, 617. 10) Il. 8, 230. 11) Il. 7, 85. 12) Il. 23, 479. 13) Il. 2, 246.

maßloser Schwätzer" genannt. In seiner Verzweiflung treibt der greise Priamus, als er sich anschickt Hektors Leichnam zu holen, seine Söhne mit den Scheltworten: „Schandbuben, Tänzer, Betrüger und Diebe" zu größerer Eile an. In der Zankszene des ersten Buches macht der zornige Achill, den Athene abhält, das Schwert gegen den Völkerhirten zu ziehen, seinem Groll mit den Worten Luft: „Habgieriger, Volksverzehrer, Trunkenbold", und neben der ehrenden Anrede Ἀτρείδη κύδιστε steht naiver Weise φιλοκτεανώτατε πάντων — ἀναιδείην ἐπιειμένε — μέγ' ἀναιδές. Auch gegen die Götter macht sich der Unwille der Menschen und der anderen Götter in kräftigen Schimpfworten Luft. Asios nennt in seinem Zorn sogar den Göttervater „Lügenfreund". Auf Ares, den Vertreter maßlosen Kampfzornes, häuft Athene, in der die Besonnenheit im Kampfe personifiziert ist, Schimpfworte: „Rasender, Sinnverwirrter" und an einer andern Stelle: „Meuchelmörder, Mordbefleckter, Unheilstifter, Wetterwendischer". Seinerseits beklagt sich Ares beim Zeus über die κούρῃ οὐλομένῃ, ᾗ τ' αἰὲν ἀήσυλα ἔργα μέμηλεν.

In der Odyssee sind die leidenschaftlich erregten Szenen und damit die Schimpfreden seltner als in der Ilias. Sie kommen fast nur in den den Freiermord einleitenden Abschnitten vor: „Elender, Vertilger der Malzeit", „Frecher und unverschämter Bettler", „Störer des Festes", „Unnütze Last der Erde", „Sinnverwirrter", „Betrunkener", das sind die Schimpfworte, die die übermütigen Freier auf den unbekannten Bettler häufen. Als Odysseus langsam den Bogen spannt, da wird ihm zugerufen: „Jagdmacher, Versteckspieler des Bogens"; „Herumtreiber, tückischer Hund" wird Eumaeus genannt. Die treuen Hirten, die bei dem Anblick des Bogens ihres Herrn weinen, schilt Antinous „dumme Bauern, Eintagsfliegen". „Hochfahrender, unbändiger Prahler" nennt Antinous den die Rechte seines Hauses wahrenden Telemach. — Iros vergleicht den Odysseus mit einem Backofenweib: γρηῒ καμινοῖ ἴσος Schmeichelnd nennt Kalypso den Odysseus „Frevler", wie wir wohl das Wort „Spitzbube" anwenden, und Athene begrüßt ihren Schützling in wohlwollender Anerkennung mit den Worten „Raenkeschmied", „Unersättlich in Listen".

Unserm Empfinden nach haben auch manche der zahlreichen Vergleiche neben ihrer anschaulichen Lebendigkeit einen

humoristischen Anstrich. Bei der Schilderung des Aufbruchs werden die anrückenden Achäer mit Zugvögeln, Fliegen und Ziegen, die Trojaner mit Schafen, Wespen und Hunden, an einer anderen Stelle[1] das Schlachtgeschrei der Trojaner mit dem Blöken einer Schafherde verglichen, um das Durcheinanderschreien der in dem Troerheer vereinigten, gemischten Stämme zu bezeichnen. Dem lauten Lärm der Asiaten steht die feierliche Stille, mit der die Achäer in die Schlacht rücken, gegenüber; sie werden dadurch als auf einer höhern Kulturstufe stehend bezeichnet. Die Myrmidonen werden mit hungrigen Wölfen oder mit Wespen verglichen, die spielende Knaben aufgestört haben. Einen humoristischen Eindruck macht es ferner, wenn Odysseus mit einem Widder, Agamemnon mit einem Stier oder die ausdauernde Tapferkeit des Ajax mit der störrischen Hartnäckigkeit eines Esels verglichen wird, der aus dem Saatfelde nicht weicht, wenn auch die Dorfjungen ihre Knüttel auf ihm entzwei schlagen; wenn Patroklus mit einem Habicht verglichen wird, der Schaaren von Krähen und Staren mühelos zerstreut; wenn endlich geschildert wird, wie Athene dem Menelaus den ausdauernden Mut einer Fliege einhaucht, die trotz aller Abwehr den Mann beißend verfolgt. Humoristisch klingt es auch, wenn der weinende Agamemnon mit einer Quelle dunklen Wassers verglichen wird, ein Vergleich, der mich an das Witzwort des französischen Grafen d'Hérisson erinnert, der den in den Verhandlungen mit Bismarck weinenden Jules Favre eine „urne lacrimatoire“ nennt.

Wieder andere Vergleiche gibt es, in denen der Humor an das Gräßliche streift. Dahin gehört es, wenn der Dichter den Körper des Hippolochos, dem Agamemnon Kopf und Hände abgeschlagen hat, mit einem Mörser vergleicht, wenn Patroklos den Nestor über den Wagensitz zerrt, wie ein Mann den Fisch an der Angel emporzieht, oder wenn Peneleus das Haupt des Ilioneus auf der Lanze wie einen Mohnkopf empor hebt, wenn endlich der von Achill getroffene Hippodamos[2] brüllt, wie ein Stier, der als Opfertier zum Altar des Poseidon geschleppt wird. Behaglicher klingen manche Vergleiche in der Odyssee. So wird der von den Winden hin und her geworfene Odysseus[3] mit trockenen Disteln und Fruchthülsen verglichen, die der

[1] Il. 14, 436. [2] Il. 20, 400. [3] Od. 5, 338.

Wind auseinander treibt, oder der an den Felsen zerschundene Held mit einem Polypen, an dessen Saugnäpfchen Steinchen hängen; mit behaglichstem Humor endlich wird der sich im Laube versteckende Odysseus[1] mit einem Feuerbrande verglichen, den Landleute unter der Asche verborgen haben, um das Feuer zu erhalten. Aber neben diesen behaglichen Bildern stehen auch in der Odyssee finstere und das Gräßliche streifende Vergleiche. So, wenn von Agamemnon gesagt wird, er sei gemordet wie der Ochs an der Krippe, wenn seine mit ihm gemordeten Gefährten mit geschlachteten Schweinen, wenn die gehängten Mägde mit Krammtsvögeln und Tauben, die, in Schlingen gefangen, sich zu Tode zappeln, verglichen werden; wenn endlich von den erschlagenen Freiern gesagt wird, sie lägen wie die im Netz gefangenen Fische am sandigen Strande.

An die Vergleiche darf man wohl eine Reihe von Worten und Ausdrücken anfügen, die zweifellos einen humoristischen Klang haben. Dahin gehört die einige Male wiederkehrende Wendung *χόλον καταπέσσειν*[2] „seinen Groll hinunterschlucken, und ebenso *γέρα πεσσέμεν*,[3] „die Geschenke verdauen". In stark ironischem Sinn sagt Achill[4] von Agamemnon *ἵνα πάντες ἐπαύρωνται βασιλῆος*, „damit alle den König genießen, sich an ihm freuen". Ähnlich sagt Achill[5] von Lykaon, „er werde seine Lanze schmecken" (*γεύσεται*). Von den Freiern heißt es in sarkastischem Sinn *'Ινα πάντες γενοίατο πικρόγαμοι*, „daß ihnen die Hochzeit versalzen werde." Mit leisem Spott heißt es[6] von den über den Beschluß des Zeus zürnenden Göttinnen, Athene und Hera „sie mucksten (trotzten) dazu" (*ἐπέμυξαν*). Bald darauf sagt Zeus zu der grollenden Hera: „Du möchtest Priamus und seine Kinder bei lebendigem Leibe verzehren." Zum Telemach sagt Antinous:[7] *ὡς ἂν ἐπισμυγερῶς ναυτίλλεται εἵνεκα πατρός*,' „daß ihm die Fahrt schmählich bekommen möge." In der Beratung über die Fortsetzung des Kampfes sagt Odysseus: *γαστέρι δ' οὔπως ἔστι νέκυν πενθῆσαι Ἀχαιούς*,' „mit dem Magen können die Achäer den Toten nicht beklagen!" Witzig heißt es von Schimpfworten[8], „es seien ihrer so viele, daß sie ein Schiff mit hundert Ruderern nicht fortbringen könnte, ähnlich wie Lucian[9] von *ὅλας ἁμάξας βλασφημιῶν* spricht. — Von Dolon[10]

[1]) Od. 5, 488. [2]) Il. 1, 81. [3]) Il. 2, 33. [4]) Il. 1, 410. [5]) Il. 20, 60. [6]) Il. 4, 20. [7]) Od. 4, 672. [8]) Il. 20, 245. [9]) Luc. Eun. 2. [10]) Il. 10, 375.

heißt es, „er stehe „schlotternd“ (βαμβαίνων) vor seinen Verfolgern“ und von Apollo, er habe ‚προπρο κυλενδόμενος, „sich zu seinen Füßen windend“ den Göttervater gebeten. Behaglich mutet uns an, wenn Nausikaa[1] ihren Vater πάππα, Penelope die Euryklein „μαῖα“ Mütterchen, und Telemach den treuen Eumäus „ἄττα“ nennt. Mit naivem Selbstgefühl sagt Nausikaa von ihrem Vater, „er säße da, zechend wie ein Gott.“

Hierher dürften auch die Wortspiele mit verschiedenen Namen gehören, so wenn Paris ‘Δύσπαρις,’ „Unglücksparis“, Ilion Κακοίλιον „Unglücksilion“ genannt, wenn von Iros d. h. „Herr Iris“ gesagt wird, er werde ”Αιρος,’ nicht mehr Iros sein.“ In gutmütigem Scherz redet Telemach[2] seine Mutter „μῆτερ“ ἐμὴ δύσμητερ, „Unglücksmutter“ an.

Bedeutender als in diesem Wortwitz ist der Humor in einem Witz, der in der Zeichnung komischer Personen, in ganzen Szenen und in ausgeführten Vergleichen zu Tage tritt. Der Dichter der homerischen Lieder hat seine Komposition in der Erkenntnis gestaltet, daß die menschliche Seele die Spannung schmerzlicher Empfindungen und tiefer Gemütserregungen auf die Dauer schwer erträgt, daß dergleichen Darstellungen, je stärker sie die Seele ergreifen, um so mehr das Bedürfnis des Wechsels der Eindrücke, der Erleichterung wecken, so daß der Hörer oder Leser durch den Wechsel erfrischt, mit verstärkter Teilnahme dem Laufe der Ereignisse zu folgen vermag. Diese Erkenntnis, die die Griechen veranlaßt hat, ihren Tragödien das Satyrspiel an die Seite zu stellen, die den großen britischen Dichter veranlaßt, ernste und erschütternde Situationen durch komische Szenen zu unterbrechen, ein Kunstgriff, der auch in unsern deutschen Epen, im Walthariliede, in den Nibelungen und der Gudrun nicht ganz fehlt, diese Erkenntnis hat nach meiner Ueberzeugung auch den Dichter der homerischen Lieder dazu geführt, in bewußter Absichtlichkeit die hohe Spannung, die die gewaltigen Kampfszenen in uns hervorrufen, durch die Darstellung komisch angehauchter Persönlichkeiten und durch humoristische Szenen zu unterbrechen. Dergleichen Personen finden wir in den Reihen der Trojaner und im Lager der Griechen, auch die Götter hat der Humor des Dichters nicht verschont. „A Jove principium“. Wenn Hegel Recht hat, daß das Komische

[1] Od. 10, 375. [2] Od. 23, 97

entsteht, wenn neben das Erhabene das Niedrige tritt, so ist diese Mischung in der Darstellung des homerischen Zeus nicht zu verkennen. Der erhabene Vater der Götter und Menschen, der wolkenauftürmende, donnerfrohe Olympier[1], der durch das Nicken seines Hauptes den ganzen Olymp erschüttert, rühmt sich in etwas prahlerischer Weise, daß, wenn alle Götter und Göttinnen an einem Seile zögen, sie ihn nicht herabziehen könnten, während er Erde und Meer an den Olymp binden könnte, so daß alles in der Luft schwebe. An einer anderen Stelle[2] erinnert er die widerspenstige Gattin daran, wie er sie einst mit gefesselten Händen, zwei Ambosse an den Füßen im Äther und in Wolken habe schweben lassen, während die hilfsbereiten Götter von der Schwelle des Olymp geschleudert seien. Wieder an einer anderen Stelle[3] droht er der Hera und Athene, daß er ihre Streitwagen zerschmettern und ihnen selbst Wunden beibringen wolle, deren Heilung zehn Jahre dauern würde. Zu diesen Aeußerungen göttlicher Allmacht steht dann sein Verhältnis zu der Gattin in scharfem Gegensatz. Er nennt[4] sie *κακότεχνος, ἀμήχανος*, „Tückische, mit der nichts anzufangen sei", beklagt,[5] daß er die Hera nicht mit Worten zu bändigen vermöge, daß sie stets geneigt sei, seine Pläne zu vereiteln, hündischeres[6] als sie gäbe es nichts, um ihr Grollen[7] bekümmere er sich nicht, und doch verrät er seine Besorgnis vor dem Zorn der Gattin dadurch, daß er die Thetis, der er die Verherrlichung ihres Sohnes verheißen hat, bittet, sie möchte leise fortgehen, damit die Hera nichts bemerke. Als ihm Hera bittere Vorwürfe macht, daß er den Sarpedon retten wolle, gibt Zeus nach, läßt aber blutige Tropfen zur Erde fallen; später[8] klagt er, Hera habe ihren Willen durchgesetzt, als ob die Achäer ihre eigenen Kinder wären. Wenn Zeus trotz dieses Mißverhältnisses sich von der Gattin, die durch die Hilfe des Schlafgottes ihn betört und sein Verlangen durch anfängliches Versagen steigert, betrügen läßt, daß er beide in eine Wolke einhüllt, die nicht einmal die Strahlen des Helios durchdringen können, so steht dies Verhalten in einem komisch wirkenden Gegensatze zu seiner Allmacht, die auch durch andere Konzessionen in einem zweifelhaften Lichte erscheint.

---

1) Il. 8, 20. 2) Il. 15, 18. 3) Il. 8, 402. 4) Il. 15, 14. 5) Il. 5, 891. 6) Il. 4, 83. 7) Il. 16, 439. 8) Il. 18, 359.

Von den übrigen Göttern ist die Gestalt des Hephästos mit sympathischem Humor behandelt. Als in der Götterversammlung Hera den Drohungen des Zeus gegenüber mit Mühe ihr Herz bezwingt und die Götter sich unwillig dem Gebote des Herrschers fügen, da tritt der göttliche Schmied hinkend auf, reicht der Mutter den Becher mit aufmunternden Worten, schenkt auch den übrigen Göttern aus dem Mischkrug süßen Nektar ein und ringt so der erzürnten Himmelskönigin ein widerwilliges Lächeln ab, während die übrigen Götter in ein unbändiges Gelächter ausbrechen. So löst sich die schwere Spannung, die die Götter umfangen hielt, in wohltuender Weise in eine befreiende Heiterkeit auf. Als dem Hephästos der Besuch der Thetis gemeldet wird, bringt er, wie ein ehrsamer Meister, erst sein Handwerkzeug in Ordnung, wischt sein rußiges Antlitz mit einem Schwamm ab, legt einen anständigen Chiton an und erscheint dann, von zwei Dienerinnen gestützt, um die Wünsche der besuchenden Göttin entgegen zu nehmen. Auch seine wehmütige Klage[1], daß er an Schönheit und Wohlgestalt dem Ares nicht gewachsen sei, macht einen komischen Eindruck. Etwas philisterhaft klingt es, wenn H. erklärt, das Liebespaar nicht eher lösen zu wollen, bis Zeus ihm die Hochzeitsgeschenke zurückgegeben habe. Wenig göttlich erscheinen dann, als Vertreter leichtsinniger Jugend, Hermes und Apoll, die beim Anblick des in Fesseln geschlagenen Liebespaares sich an die Stelle des Ares wünschen. Die übrigen Götter brechen in ein unbändiges Gelächter aus, weil hier der Lahme den Schnellen ereilt habe. Wenig göttlich und echt menschlich klingt es[2], wenn Hera die Artemis *κύον ἀδεές* nennt, sie an der Handwurzel hält und ihr lächelnd den Bogen um die Ohren schlägt. Die Göttin flieht schüchtern wie die Taube vor dem Habicht, und Zeus empfängt sie mit behaglichem Lächeln. In humoristischem Lichte erscheint auch Ares, wenn er, der Vertreter der blinden Kampfeswut, der besonnenen Kriegsgöttin Athene entgegen tritt. Sie häuft auf ihn eine Fülle von Schmähworten, nennt ihn „Meuchelmörder“, Mordbefleckter, Unheilstifter, Wetterwendischer“, lacht über den Fall des von ihr mit leichter Mühe niedergestreckten Gottes, der bei seiner Verwundung schreit wie neuntausend Krieger, in seinem Fall sieben Morgen bedeckt und dann winselnd bei Zeus sich über seine göttliche

[1] Od. 8, 310. [2] Il. 21, 500.

Gegnerin beklagt. Der Gegensatz der ungeheuren Kraft zu dem kläglichen Fall, über den Zeus wie immer, wenn er auf Kampf und Streit herabschaut, behaglich lacht, verfehlt auch bei uns seine komische Wirkung nicht. — Wenn wir vom Olymp zur Erde hinabsteigen und zuerst die troischen Helden ins Auge fassen, so weist die Gestalt des Paris komische Züge auf: In sein Pantherfell gehüllt, mit Schwert, Bogen und zwei Speeren gerüstet, fordert er prahlend die vornehmsten Helden der Achäer zum Kampfe heraus, weicht aber beim Erscheinen des Menelaus feige zurück, wie ein Wanderer, der auf seinem Wege plötzlich eine Schlange gewahrt. Schön in Aussehen, wie sein mannhafter Bruder schilt, aber ohne Stärke und Kraft, ein Gegenstand des Spottes für die Feinde. In seiner Schönheit und der Pracht seiner Gewänder, so heisst es später, sieht er nicht aus, als ob er aus der Schlacht komme, sondern als ob er zum Reigentanz gehen wolle, und während die Seinen im harten Kampfe stehen, genießt er die Geschenke der goldenen Aphrodite. Verächtlich sagt daher Diomedes[1] von ihm: „Ich bekümmere mich so wenig um dich, als wenn ein Weib nach mir wirft, oder ein törichtes Kind". Auch Hektor wirft dem weibischen Bruder seine Feigheit vor und nennt ihn: „Weibertoller, Schwindler". Mit grimmigem Humor wird auch der Fall des trojanischen Othryoneus[2] geschildert, der mit zukünftigen Heldentaten prahlt, durch die er eine Tochter des Priamus zu gewinnen hofft. Idomeneus trifft ihn, wie er hochmütig einherschreitet, schleift den Leichnam zu den Schiffen, damit er dort über die Hochzeit verhandle, „denn", so fügt er sarkastisch hinzu, „wir sind keine schlechten Brautwerber".

Unter den Heldengestalten im griechischen Lager sind vor allem Nestor und Ajax mit wohlwollendem Humor behandelt. Der Trisaeclisenex[3] ist der Typus eines etwas ruhmredigen Kriegers und eines Lobredners der Vergangenheit. Er rühmt sich, daß er im Kampfe mit den Epeern wie ein Sturmwind unter sie gefahren sei, 50 Streitwagen gewonnen und bei jedem Streitwagen zwei Männer getötet habe. „So war ich", setzt er dann in melancholischer Resignation hinzu, „wenn ich überhaupt war". Ebenso prahlt der „alte Zecher" bei den Wettspielen, die zu Ehren des Patroklus veranstaltet werden, dass er in seiner Jugend

1) Il. 8, 389. 2) Il. 13, 397. 3) Il. 11, 747.

im Wettlauf, im Faust- und Speerkampf alle besiegt habe. Die Gestalt des tapferen[1], zuverlässigen, wortkargen Ajax wird mit entschiedenem Wohlwollen, aber doch mit leiser Ironie behandelt. Im dreizehnten Buche werden die beiden Ajax mit dunkelfarbigen Ochsen verglichen, die mit gleichem Eifer den Pflug durch das Brachfeld ziehen, die ausdauernde Tapferkeit des Helden, der seinen Schild wie einen Turm trägt, wird durch den Vergleich mit einem störrischen Esel veranschaulicht, und wenn er in seiner Verteidigung der Schiffe von einem Verdeck zum anderen schreitet, erscheint er dem Dichter wie ein Kunstreiter, der von einem Pferde auf das andere springt. Als unverdiente Kränkung[2] seines Namenvetters erscheint es, wenn die Göttin der Weisheit ihm ein Bein stellt, sodaß Mund und Nase sich mit Kuhmist füllen, ein Mißgeschick, das von den Achäern mit behaglichen Gelächter begleitet wird. Unter den minderwertigen Persönlichkeiten tritt besonders Thersites hervor, der sich in frecher Weise in die Entscheidung der Großen über die Frage mengt, ob man ausharren oder schmachbedeckt von Troja abziehen solle. Die häßliche Gestalt des hinkenden Mannes mit sparsamem Haupthaar, spitzem Kopfe und Schultern, die sich über der Brust zusammenneigen, erscheint den schönheitsfreudigen Griechen als Karrikatur, wenn er mit scharfer und schneidender Stimme seine Schmähungen gegen die Fürsten ausstößt. Wenn dann Odysseus den frechen Aufwiegler hart mit dem Scepter trifft, so daß Schwielen auf seinem Rücken auflaufen, und der Getroffene „dummblickend" in lautes Weinen ausbricht, dann erregt der klägliche Anblick die Lachlust der Griechen, und ihre Aufregung beruhigt sich durch das komische Zwischenspiel. Eine ähnliche Rolle spielt in der Odyssee der Bettler Iros, dessen Faustkampf mit Odysseus den furchtbaren Freiermord einleitet. Es wirkt komisch, wie Odysseus nach reiflicher Ueberlegung sich entschließt, nur leise zuzuschlagen und seinem Gegner doch den Kinnbacken zerschmettert, dann den am Boden liegenden „kläglichen Wicht" an die Hofmauer lehnt und ihm einen Stock in die Hand gibt, mit dem er Hunde und Schweine abwehren, aber nicht mehr Fremden und Bettlern gebieten soll. Iros liegt dann still da, mit dem Kopfe nickend, wie ein Betrunkener. Neben der Schilderung dieser komisch-traurigen Persönlichkeiten

[1] Il. 23, 630. [2] Il. 23, 774.

tritt der warmherzige Humor des Dichters in ganzen Szenen hervor, die die ernsten Schlachtschilderungen einleiten und unterbrechen. In der Ilias enthält das 6. Buch ein solches Zwischenspiel. Mit recht mütterlicher Sorgfalt will Hekuba den aus dem Kampf heimkehrenden und wieder dahin eilenden Lieblingssohn mit Wein erquicken. Mit einem glücklichen Lächeln schaut der liebenswürdige Held auf den Astyanax, den eine Amme auf dem Arme trägt. Das Kind schreit, durch den nickenden Helmbusch des Vaters erschreckt, laut auf und schmiegt sich an den Busen der Wärterin. Der rührenden Vaterfreude des Gatten stimmt „durch Thränen lächelnd" Andromache bei; sie ahnt den baldigen Tod des Gatten und beklagt im voraus das traurige Geschick des Kindes.

Eine größere Fülle freundlich anmutender, humoristischer Szenen enthält die Odyssee. So klingt es naiv, wenn Telemach[1] Athene, die die Gestalt des Mentor angenommen hat, fragt: „Wie bist du auf unsere Insel gelangt? Ich glaube nicht, daß du zu Fuß hierher gekommen bist", oder wenn er auf die Frage des Gastes, ob er ein Sohn des Odysseus sei, antwortet[2]: „Meine Mutter sagt, ich sei sein Sohn. Ich selbst weiß es nicht." Ebenso naiv klingt es für unser Empfinden, wenn Mentor[3] sich ein Gastgeschenk ausbittet, und zwar „ein recht schönes", oder wenn Nestor[4] den Telemach fragt, ob er als Räuber des Gewinnes wegen zu ihm gekommen sei.

Humoristisch wird ferner das Treiben der Freier geschildert: Sie freuen sich bei fortwährendem Schmausen an Gesang, Zitherklang und Tanz, sie wollen sich tot lachen über den Unglücksiros, sie spotten im Gefühl ihrer Sicherheit über die kecken Reden des Telemach, lachen über ihre verunglückte Unternehmung gegen den Sohn des Odysseus; kurz sie sind in jeder Beziehung ein Bild sorglos genießender Jugend. Von feinem und gemütvollem Humor durchtränkt sind vor allem die idyllischen Szenen im Lande der Phäaken. So wird Odysseus, der sich aus den Wogen an das gastliche Gestade gerettet und im Laub versteckt hat, in launiger Teilnahme mit einem in einem Aschenhaufen verborgenen Feuerbrande verglichen. Ganz dem Leben abgelauscht ist es, wenn Nausikaa, die an Wuchs und Antlitz den Unsterblichen gleicht, als sorgliches Hausmütterchen einen

1) Od. 1, 173. 2) Od. 1, 275. 3) Od. 1, 318. 4) Od. 3, 72.

Vortrag hält über den Nutzen reiner Wäsche für Vater und Brüder — daß sie dieselbe für die eigene Hochzeit gebrauchen könne, verschweigt sie in jungfräulicher Scham — oder wenn die Mägde, als ihr Ball in das Dickicht fliegt, laut aufschreien, wie sie beim Anblick des unheimlichen Fremden furchtsam auseinanderfliehen — reizend und vertraut klingt, was Nausikaa über das neidische Geschwätz der Phäaken sagt: Sie würden, wenn sie den stattlichen Fremden in ihrer Begleitung sähen, spottend sagen, ihr sei kein einheimischer Fremder gut genug, jetzt sei auf ihr Flehen ein Gott vom Himmel herabgestiegen, um sie heimzuführen. Die weichliche Art der Phäaken, die einigermaßen an die Bewohner des Schlaraffenlandes erinnert, wird mit behaglichem Spott geschildert. Alkinous, der auf seinem Sessel sitzend wie ein Unsterblicher zecht, läßt zum „lieblichen Schmause" zwölf Schafe, acht Schweine und zwei Ochsen schlachten, so daß auch Odysseus, der seinen hündischen Magen anklagt, daß er ihn trotz seiner Betrübnis zwinge zu essen und zu trinken, Aussicht hat, diese Forderungen des lästigen Mahners zu befriedigen. Auch das ist ein anheimelnder Zug, daß Arete mit Hausfrauenblick bemerkt, daß die Kleider, die der Fremde trägt, der königlichen Garderobe entstammen. Von seinen Leuten rühmt der König, daß sie tüchtige Läufer seien, daß Schmausereien, Zitherklang, Brettspiel und Reigentanz ihre Freude sei, daß sie gern die Kleider wechseln, daß sie warme Bäder und weiche Lagerstätten lieben. Mit Behagen lauschen sie auf das Lied des Sängers, der ihnen von dem Liebesabenteuer des Ares und der Aphrodite berichtet. Dieser Weichlichkeit entspricht ihr Benehmen beim Wettkampf, das an eine ähnliche Szene in unserer Gudrun erinnert: der von Laodamos bemitleidete, von Euryalos als Handelsmann verspottete Odysseus schleudert den Diskus mit gewaltiger Kraft so weit, daß die weibischen Phäaken bei dem Sausen der Wurfscheibe überrascht und erschreckt sich bis zum Boden ducken. Humorvoll ist dann das Abenteuer des Odysseus in der Höhle des Cyklopen dargestellt, das, wie bekannt, von Euripides in seinem Satyrdrama weiter ausgeführt ist. Die Cyklopen leben als Hirten ohne Ackerbau, in gesetzloser Sinnesart, ohne Scheu vor den Göttern und dem Gastrecht. Polyphem ist der Typus des menschenfressenden, etwas einfältigen Riesen der Märchenwelt. Er gleicht nicht einem

Menschen, sondern einem sich einzeln aus der Ebene erhebenden Berge. Seine Keule ist so groß wie der Mastbaum eines zwanzigrudrigen Schiffes, und mit leichter Mühe wälzt er einen Stein von dem Eingang seiner Höhle, den 22 vierrädrige Wagen nicht fortschaffen könnten. Der Gegensatz des ungeschlachten Ungeheuers zu dem „kleinen, winzigen, aber klugen Odysseus" erinnert an die Gegenüberstellung von Goliath und David, von Ecke und Dietrich, an das Verhältnis der Titanen und Giganten zu den olympischen Göttern. Polyphem verzehrt zwei Gefährten des Odysseus zum Abendbrot, zwei zum Frühstück, hat den entsprechenden Durst, belohnt den Odysseus, der ihm den süßen Trunk reicht, mit dem sarkastischen Troste, daß er ihn zuletzt fressen werde, und läßt sich endlich durch den Namentausch von dem Herrn Niemand kläglich betrügen.

Die humoristische Freude des Dichters an dem Ideal des listigen Inselgriechen tritt auch in anderen Zügen hervor. Odysseus[1] fordert die Phäaken auf, ihn reichlich zu beschenken, denn es sei angenehm, mit vollen Händen in die Heimat zurückzukehren. Gleich bei seinem Erwachen in Ithaka mustert er seine Schätze, um sich zu vergewissern, daß die Phäaken ihm nichts gestohlen haben, erntet von Athene freundlich-sympathische Vorwürfe für die Lügen, die er ihr vorgetragen hat, beweist dann seine Schlauheit durch die listige Erzählung, daß er einst in einem Hinterhalte dem Odysseus eine wärmende Hülle verschafft habe, wodurch er Eumäus bewegt, ihm einen Mantel zum Zudecken zu spenden. Den ihm von Arete geschenkten Reisekoffer, der mit Kleidern und Goldschmuck gefüllt ist, verschließt er mit einem kunstvollen Knoten, den ihm Kirke gelehrt hat. Naiv sagt der Held dann von sich selbst, daß er sich durch Listen aller Art auszeichne, sein Ruhm reiche bis zum ehernen Himmel. Komisch wirkt es auch, wenn Eumäus[2] dem wirklichen Odysseus ausführlich auseinandersetzt, daß er ihn für einen bettelnden Schwindler halte. Es sei nicht recht, daß ein so alter Mann in das blaue hinein lüge. Seine Gunst werde er dadurch nicht erwerben; von einem ätolischen und einem phönicischen Gauner betrogen, sei er durch Erfahrung klug geworden.

---

1) Od. 11, 357. 2) Od. 14, 124.

Zuletzt mögen einige Stellen erwähnt werden, die beweisen, daß unser Dichter sich mit Vorliebe in das Kleinleben seiner Zeit, wie es sich in der Familie, besonders auch in der Kinderwelt darstellt, vertieft hat. Bei den Phäaken sagt Odysseus[1], er kenne nichts schöneres, als wenn in einem Hause Freude herrsche, wenn schmausende Gäste an vollen Tischen dem Sänger lauschen und der Herold wacker einschenke. „Der Wein freilich", so heißt es an einer andern Stelle[2], „verleitet auch einen verständigen Mann laut zu singen, behaglich zu lachen und lustig zu tanzen." Von einem warmen Sinn für das Familienleben zeugt der Vergleich[3], in dem es von dem schiffbrüchigen Odysseus heißt, Land und Wasser erscheine ihm so erwünscht, wie den Kindern der von schwerer Krankheit genesene Vater. Die Hunde umwedeln den von der Mahlzeit heimkehrenden Herrn, um zu sehen, ob er ihnen etwas mitgebracht habe. In humoristischer Weise[4] wird die Freude der Gefährten über die Rückkehr des Odysseus mit der Freude der Kälber verglichen, die die Mutterkuh froh hüpfend und blökend umgeben. Einen interessanten Einblick in das altgriechische Leben gewinnen wir, wenn Aeneas[5] das Wortgefecht mit Achill abbricht durch den Hinweis auf Weiber, die in herzkränkendem Zorn auf die Gasse treten, mit beweglicher Zunge sich in Schimpfworten ergehen, die, wie der Dichter in naivem Spott hinzufügt, „wahr sind und unwahr". Eine Stelle, zu der der Scholiast bemerkt, daß Zank der Frauen Sitte der Barbaren sei. Und nun das Leben der Kinder: Von Achill sagt Phönix[6], er habe ihn als Kind häufig auf dem Schoße gehalten, ihm Fleisch vorgeschnitten und den Becher zum trinken hingehalten. Der Knabe habe in kindlichem Übermut in den Becher hineingeblasen und ihm das Gewand mit Wein bespritzt. Teukros[7] sucht nach einem glücklichen Schuß den Schutz des Telamoniers, „wie sich ein Kind hinter seiner Mutter versteckt". Apollo[8] zerstört die Schanzen der Griechen so leicht, wie ein am Meeresufer spielendes Kind die aus Sand geformten Gebilde auseinanderwirft. Patroklus[9] wird mit einem weinenden Kinde verglichen, das sich an dem Gewande der zum Ausgehen bereiten Mutter festhält, um von ihr mitgenommen zu werden.

1) Od. 9, 5. 2) Od. 14, 463. 3) Od. 5, 394. 4) Od. 10, 410. 5) Il. 20, 253. 6) Il. 9, 490. 7) Il. 8, 270. 8) Il. 15, 362. 9) Il. 15, 8.

Auch zu Homers Zeiten stören spielende Kinder Wespennester auf und nehmen Raben und Geiern die Jungen aus den Nestern. Zum Schluß dieser Szenen sei noch das Genrebild[1] erwähnt, in dem das lange Überlegen des Odysseus mit dem Tun eines sorgsamen Familienvaters verglichen wird, der die mit Fett und Blut angefüllte Magenwurst sorgfältig und langsam umwendet, damit sie bald gebraten wird.

Dieser Humor findet nun überall, vor Ilion und in Ithaka, auf der Erde und im Olymp, bei Menschen und Göttern, ein fröhliches Verständnis, das sich in behaglichem Gelächter in verschiedenen Abstufungen kundgibt. Dies homerische Gelächter ist, wie oben bemerkt, sprichwörtlich geworden. Zeus, Hera, auch Agamemnon „lächeln" würdevoll; und, als er die übrigen Götter zum Kampfe zusammentreffen sieht, lacht der Göttervater „behaglich". Über Hephäst brechen die übrigen Götter in ein „unbändiges Gelächter" aus. Hera lacht mit den Lippen, aber ihre Stirn über den dunkeln Augenbrauen erheitert sich nicht. Ajax lacht, als er zum Kampfe geht, mit finsterm Antlitz in stolzer Siegesgewißheit. Odysseus lacht, als der Wurf des Ktesippus fehlgegangen ist, ein bitteres, verächtliches, „sardanisches" Gelächter. Die Freier brechen bei Telemachs Drohungen in ein unauslöschliches Gelächter aus, aber sie lachen mit fremden Kinnbacken, d. h. unnatürlich, mit verzerrten Zügen. Mit glücklichem, hoffnungsfrohem Lachen freut sich Penelope über das gewaltige, glückverheißende Niesen ihres Sohnes, das das Haus erschüttert.

So bricht überall, um mit Herder zu reden, der Sonnenglanz griechischen Humors in den homerischen Dichtungen durch, läßt uns in ernsten und furchtbarsten Situationen erleichtert aufatmen und bringt die gewaltigen Helden und ihr Tun unserm Empfinden nahe. Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß dieser Humor nicht eine äußerliche und zufällige Zutat, sondern ein mit bewußter Kunst angewendetes Kompositionsmittel ist. Daraus dürfte sich dann ferner der Schluß ergeben, daß der „Zusammenfüger" die einzelnen Lieder nicht mechanisch mit einander verbunden, sondern sie mit dichterischer Weisheit zu den beiden großen Kunstwerken, der Ilias und der Odyssee, umgeschaffen hat.

---

[1] Od. 20, 25.

Der Erfurter Stadtsyndikus Dr. Berthold Bobenzahn und sein Ende.

Ein Beitrag zur inneren deutschen Geschichte am Anfang des 16. Jahrhunderts.

Von

Dr. R. Thiele
Königl. Gymnasialdirektor.

Wenn man an die wichtigsten geschichtlichen Ereignisse im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts denkt, so ist es gewöhnlich die große Kirchenreformation, welche alle Gedanken gleichsam fesselt. Mit Unrecht! Denn es ist eine ebenso tief erregte und viel bewegte Zeit, die sich vor, um und nach 1500 unseren Augen zeigt: man denke nur an die großen Erfindungen und Entdeckungen seit der Mitte und am Ende des 15. Jahrhunderts, ferner an den großartigen geistigen Aufschwung, welchen der auch in Deutschland sich ausbreitende Humanismus hervorruft, aber auch an die gewaltigen innerpolitischen Kämpfe und Erhebungen, welche gerade die ersten zwei Jahrzehnte des beginnenden 16. Jahrhunderts erfüllen, bis sie in den Bauernkriegen ihren Höhepunkt, aber auch ihren tiefzubeklagenden Abschluß finden. Auf letztere, die großen wirtschaftlichen Kämpfe, die sich einerseits von politischen Wirren nicht frei hielten, anderseits sich zu sozialen Aufständen auswuchsen, möchte ich in folgendem das Interesse hinlenken, und zwar innerhalb des geschichtlichen Lebens einer der damals bedeutendsten der deutschen Städte, unseres Erfurts.

Man hat mit Recht (so Kurt Kaser, Politische und soziale Bewegungen im deutschen Bürgertum zu Beginn des 16. Jahrhunderts, 1899) drei revolutionäre Perioden im älteren deutschen Bürgertum unterschieden: zuerst die Zeit der rein politischen Kämpfe in den Städten, als die alten Patriziergeschlechter und die eben erstarkten Handwerker um die Herrschaft rangen; — für Erfurt hat dies Professor Dr. Karl Beyer (in s. Programm v. J. 1893, und in seinen beiden Geschichten von Erfurt 1893 S. 17 ff. und 1900 S. 44 ff.) ausführlich behandelt: hier bei uns führten die Wirren am Anfange des 14. Jahrhunderts zur Wahl

der Vierherren; zum anderen die städtischen Umwälzungen aus wirtschaftlichen Gründen um und nach 1500, endlich am Ende des ersten Viertels des 16. Jahrhunderts die sozialen Kämpfe, die in den Bauernkriegen endeten. Auch Erfurt hat diese letzteren durchgemacht! Für uns sind heute nun die mittleren derselben, die wirtschaftlichen Kämpfe und die damit zusammenhängenden Umwälzungen, diejenigen, welche wir behandeln wollen: sie gipfeln bei uns im sogenannten tollen Jahr und in dem, was damit zusammenhing, sowohl was vorherging als auch was nachfolgte. Um sie aber voll zu verstehen, müssen wir (an der Hand guter Führer, so des schon genannten Kaser) die vornehmlich wirtschaftlichen Gründe genauer schildern, welche die Veranlassung zu diesen Wirren gaben, sowohl im allgemeinen als auch im besonderen in Erfurt.

Zunächst ein Wort über die Gliederung der Bürgerschaft in den Städten am Ausgange des Mittelalters!

Das Stadtregiment war eine Aristokratie, besser gesagt eine plutokratische Oligarchie, und lag in den Händen des Rates; dieser aber wurde zuerst nur aus den Mitgliedern der vornehmsten Patrizierfamilien, welche untereinander verwandt und verschwägert waren („befreundet“ hieß das, „die Gefrunden“), entnommen, also aus einer Art Amtsadel, den Burgenses, später nach den Zunftkämpfen auch aus den Begütertsten in den Zünften. Das Steuersystem war zuerst ein indirektes, und dadurch wurde die breite Masse der unteren Stände verhältnismäßig mehr belastet als die oberen Stände.

Die Bürger selbst zerfielen in:

I. Reiche (oder doch Wohlhabende), oft genannt: „unsere Herren“, da bei ihnen die Stadtverwaltung so lange Zeit lag; und zwar bestanden diese: 1. aus den grundbesitzenden Patriziern — diese aber verpachteten ihren Grundbesitz in oder noch mehr außerhalb der Stadt vielfach; auch nahmen sie an kommerzieller, ja sogar an gewerblicher Arbeit teil; zu ihnen gehörten auch die Oberbeamten der städtischen Verwaltung (nicht aber die oberen Beamten des etwa in Betracht kommenden Territorial- oder Erbherrn — in Erfurt: des Erzbischofs — noch auch die militärischen Befehlshaber jeder Art, die abseits stehen — ebenso wie die Gelehrten, sofern sie nicht Geistliche oder Beamte waren); 2. aus den Großkaufleuten und 3. den

Großhandwerkern, modern gesprochen den Fabrikanten, „Verlegern", wie sie auch hießen, ohne Détail-Vertrieb ihres Fabrikates oder der Fabrikate anderer. Aus diesen 3 Klassen bildeten sich 4. die Rentner, die vom Pachte oder den Kapitalzinsen lebten. — Zu dieser ersten Klasse gehörte auch noch 5. die Geistlichkeit, denn sie war sowohl grundbesitzend als auch häufig gewerbetreibend, namentlich baute sie Wein und braute Bier, hatte Ökonomiehöfe und dergl. mehr. — Es folgten

II. die Minder-Wohlhabenden, welche zusammengefaßt auch die „Gemeinde" heißen; sie bestand aus: 1. den Zünften: das waren die kleineren oder eigentlichen Handwerker, die Handwerksmeister, von denen die ärmsten noch Nebengewerbe trieben oder gar abhängige Lohnarbeiter waren; in ihnen erhob sich seit dem 15. Jahrhundert die Organisation der Gesellen; ferner 2. die oft im besonderen so genannte Gemeinde, diese bildete a) die in den Städten wohnenden Lohnarbeiter, teils in gewerblichen, teils in landwirtschaltlichen Betrieben — eine große Menge, meist mit starken Familien, und darum spielt bei ihnen das Verhältnis des Lohnes zu den Preisen der Lebensbedürfnisse eine so große Rolle, und jedes Mißverhältnis hierin führte zu Unruhen; b) die niederen Bediensteten, sowohl in öffentlichen als auch in privaten Verhältnissen; c) Leute mit kleineren agrarischen Betrieben: Ackerbauer, Winzer, Gärtner; und zu ihnen kamen noch d) die Bewohner der Vorstädte, in Erfurt seit Alters die Löber-, Krämpfer-, Johannes- und Brühlervorstadt —, meist Zugewanderte vom Lande, aus den Hörigen, die dadurch frei wurden, denn alle die genannten Städter waren an sich persönlich frei.

War die erste Klasse die der Besitzenden oder Besitzreichen, die zweite Klasse die mit mäßigem Besitze, die Besitzarmen, so kommen hierzu die Besitzlosen, mit ihrem, wie überall, elendgesättigten Milieu: III. das eigentliche Proletariat: heruntergekommene Handwerker ohne eigentliche Kundschaft, die durch Tagelohn aus der Hand in den Mund lebten, bankrotte Kaufleute, entlaufene oder herrenlose Landsknechte, fahrendes Volk, Auswurf aus allen Ständen, besonders aus der zahlreichen oben bezeichneten eigentlichen Gemeinde. Das sind die Elemente, welche bei Aufruhr und Unruhen eine so schlimme

Rolle zu spielen pflegten und in der Hand gewissenloser Volksführer, besser gesagt Volksverführer, zu allem zu haben waren, damals wie noch heute.

So lange die Verhältnisse normal waren, lebte diese städtische Bevölkerung ruhig und friedlich nebeneinander, indem ein jeder seinem Geschäfte, Gewerbe, Betriebe, Handwerke und seiner Arbeit nachging. Aber oft wurde die Ruhe gestört! Einmal durch politische Verhältnisse: da bei der oft übergreifenden und gewalttätigen Fürsten- und Adelsmacht die schwache Reichsgewalt sich meist auf die Städte stützte, mußten diese, weil eben die kaiserliche Macht zu schwach war, um bestimmend einzugreifen, selbst die schwere Last, sich zu schützen, tragen, schon um ihren Handel und ihr Gewerbe vor der Raublust des höheren wie niederen Adels, auch mancher auf eigene Faust raubenden Schnapphähne zu sichern. Denn erst allmählich hatte sich das Geleitsrecht auf den Handelsstraßen ausgebildet, für Erfurt und die zu ihm führenden großen Straßen seitens der sächsischen Fürsten als Rechtsnachfolger der thüringischen Landgrafen. Daher mußten die Städte die Steuerkraft ihrer Bürger auf das höchste anspannen, auch mußten sie, um ihre Freiheit und Selbständigkeit gegen Übergriffe weltlicher und geistlicher Territorialherren zu schirmen, oft recht kostspielige Fehden ausfechten und darum häufiger ihre Stadtbefestigungen mit großem Aufwande herstellen, erhalten und erweitern, auch den Sold für angeworbene Kriegsleute aufbringen. Waren dann die so schon hohen städtischen Steuern hierdurch noch zu erhöhen, so wurden, weil viele Städte damals das Prinzip der Progression nach unten hatten, während doch schon die Gleichheit eine Art Begünstigung der großen Vermögen bedeutete, von der großen Masse namentlich die indirekten Steuern, sonderlich die auf Lebensmittel als hart und drückend empfunden; und oft war das die Ursache städtischer Schulden, wenigstens der unmäßigen Vermehrung derselben, daß man sich vor einer Steuererhöhung scheute und lieber Kapitalien bei den Reichen und Besitzenden in anderen finanziell günstiger gestellten Gemeinwesen aufnahm, freilich mit drückenden Zinsen- und Rentenverpflichtungen. Vielfach wurden auch, namentlich von den unteren Volksschichten, die Abgaben an die Geistlichkeit als drückend

empfunden, die Stolgebühren, obschon der niedere Klerus, die Plebane oder die Pfarrgeistlichkeit, dieselben als ihre oft einzige Einnahmequelle nicht entbehren konnte. War doch schon dadurch ein schroffer Gegensatz geschaffen, daß die städtische Kultur ihre Grundlage in Bestrebungen hatte, welche den der Kirche genehmen volkswirtschaftlichen Anschauungen widersprachen. Denn der Kirche galt als gottwohlgefälliger Erwerb nur der durch Ackerbau (s. Georg Liebe, Die Städte des Mittelalters und die Kirche, N. Jahrbücher, Teubner, VII. Bd., 1901, S. 214 ff.), der Lebensnerv der Städte aber wurde seit den Kreuzzügen immer mehr der Handel; durch ihn und das von ihm geförderte Handwerk bildete sich erst in den Städten ein vom Grundbesitz unabhängiges Kapital, das in steigendem Maße die Volkswirtschaft beeinflußt hat. Die Kirche aber verwarf das Anwachsen des Kapitals durch Zinsen, nahm aber, da sie dem Klerus keine Zinsen zu nehmen erlaubte, als Entgelt für ihn die Freiheit von Kommunalabgaben, also von direkten Steuern, in Anspruch. Noch mehr erbitterte es aber, daß die Geistlichen von allen bürgerlichen Lasten und Pflichten befreit waren, auch wenn sie bürgerliche Gewerbe trieben, für welche alle anderen schwere Abgaben zu entrichten hatten. Diese Verweigerung auch der indirekten Steuern, des Ungeldes, mußte bei dem vielfach vorhandenen Gewerbebetriebe der Klöster wie der Weltgeistlichkeit gehässig und stadtfeindlich erscheinen, namentlich wenn sogar Landklöster, wie dies häufig auch in Erfurt geschah, in den benachbarten Städten ausgedehnte Höfe erwarben, um den Absatz ihrer landwirtschaftlichen Produkte zu sichern. Da nun die städtische, besonders die Stiftsgeistlichkeit einen großen Teil ihrer Einkünfte in Naturalien bezog, deren Menge mehr und mehr ihren Bedarf überstieg, benutzte sie gern das Vorrecht zollfreier Einfuhr zu einem schwunghaften, der bürgerlichen Konkurrenz natürlich überlegenen Handel, besonders mit Wein. Ferner vermehrten auch oft die Unzufriedenheit die durch die Bettelmönche von allen Stellen, selbst bei armen Leuten — und hier fanden sie häufig die offensten Hände! — eingeholten Almosen. Für Erfurt kamen endlich noch die sogenannten Freizinsen hinzu, die am Martinstage zu entrichten waren, d. h. Abgaben an den Erzbischof für städtischen Haus- und Grundbesitz — abgesehen

hier wie überall von allen sonstigen Steuern bei Kriegsläuften, unruhigen Zeiten und sonstigen Veranlassungen.

Aber alles dieses, was sich doch historisch und darum nicht unorganisch entwickelt hatte, wäre ertragen worden, wenn sich nicht um jene Zeit die wirtschaftlichen Verhältnisse gänzlich anders gestaltet hätten, und zwar auch hier zu Ungunsten der Besitzarmen und Besitzlosen. Namentlich sind es, um nur kurz das Hauptsächlichste zu erwähnen, die mit Ende des 15. Jahrhunderts beginnenden Preissteigerungen, namentlich der notwendigsten Lebensmittel, welche so drücken. Schmoller, einer unserer tüchtigsten Lehrer der Nationalökonomie, hat nachgewiesen, daß die Fleischpreise in den Jahren 1450 bis 1550 sich stetig und wesentlich steigerten; ebenso sehen wir aus Amtsrechnungen (z. B. in Münster), daß auch die Preise für Getreide, für Hülsenfrüchte und für fast alle landwirtschaftlichen Nebenprodukte damals anhaltend in die Höhe gingen. Nicht minder stiegen die Preise für Luxuswaren, und viel Geld musste für die damals zuerst eingeführten ausländischen Gewürze ausgegeben werden. Ja, die Preissteigerung führte nicht selten, wenn sie sprungweise auftrat, Hungersnot herbei. Und das Fürkaufs- oder Monopolienwesen — wir sehen, es ist alles schon dagewesen, was uns jetzt so drückt — trug auch nicht wenig dazu bei, die aufsteigende Preisbewegung, wenn vielleicht auch nicht zu steigern, so doch wenigstens festzulegen und so eine Preisminderung, wenn die vorübergehenden Ursachen der Steigerung verschwunden waren, nicht wieder eintreten zu lassen. Als Hauptsache trat noch hinzu die damalige Geldentwertung, welche selbst bedingt war durch die stärkere Ausbeutung der heimischen Bergwerke (besonders der Silbergruben im sächsischen Freiberg und im Harze), und mehr noch durch die lebhaftere Ausnutzung des Kapitals infolge des seit Entdeckung der überseeischen Länder sich von selbst vollziehenden wirtschaftlichen Aufschwunges: der aus den Handelsemporien Italiens schon früher eingeführte, jetzt aber mehr ausgebildete Kredit begann eine Macht zu werden, denn dadurch wurde das Kapital beweglicher und konnte öfters und somit vorteilhafter ausgenutzt werden, sodaß sich das Geld, wie Lamprecht mit Recht sagt, „aus einem Wertaufbewahrungs- in ein Tauschmittel verwandelte.“ Der Geldüberfluß aber hatte einmal ein Sinken des Geldwertes

zur notwendigen Folge, anderseits wurde hierdurch das Steigen der Preise wiederum gemehrt. Dadurch wurde aber auch der Erwerb des Kleinkaufmanns bei der eben beschriebenen kapitalistischen Betriebsweise des Großhandels noch geringer.

Dieses traf alles zusammen, um die niederen Volksklassen immer mehr zu drücken. Da nun zu gleicher Zeit eine starke Zunahme der Bevölkerung stattfand, etwa seit 1450, so wurden hierdurch die städtischen Erwerbsverhältnisse auch noch ungünstig beeinflußt, besonders für die Handwerker, sodaß diese sich in den Zünften immer enger zusammenschließen mußten, um die Konkurrenz wenigstens nicht ins Ungemessene wachsen zu lassen, und so hielt man auch, notwendig engherzig, den Zuzug fremder Arbeiter ab; freilich litt dadurch die Güte der Arbeit sehr, und das Handwerk, namentlich das Kunsthandwerk, hat, wenn auch erst bemerkbar in späterer Zeit, damit seinen Verfall damals eingeleitet. Zu jener Zeit jedoch war es nötig, das Zunftprinzip zu betonen, da die Lohnbewegung stockte, ja die Löhne sogar herabgingen, wegen der größeren Zunahme des Arbeitsgebotes bei sinkenden Preisen für die fertiggestellten Erzeugnisse: tatsächlich war der städtische Erwerbsmann, mochte er nun Kleinkaufmann oder Handwerker sein, geradezu in einer Notlage, und diese Bedrängnis vermehrte die allgemeine Unzufriedenheit und machte die Masse für Umsturzgelüste empfänglich und zu Aufständen geneigt: „der gemeine Mann war den steigenden Anforderungen der Zeit wirtschaftlich nicht mehr gewachsen!“ Und weil mehr und mehr Leute verarmten, trat der Unterschied zwischen Arm und Reich noch schroffer hervor; die Reichen fanden immer mehr und immer bessere Gelegenheit, ihren Besitz zu vermehren, die Armen fühlten nur den Druck der steigenden Preise, und sie wurden mit Neid gegen die Besitzenden erfüllt, die, wie es nur natürlich war, bei gesteigertem Wohlstand ihrerseits auch ihre Lebenshaltung besserten, ja dem Luxus sich rückhaltloser hingaben: Kleiderluxus, Modetorheit, „Köstlichkeit“ (wie man es nannte) im Essen und Trinken, allzureiche Ausstattung der Wohnungen, übertriebener Aufwand bei Festlichkeiten —, alles das war an der Tagesordnung und wurde von den Moralpredigern in der Kirche, bei moralisierenden Chronikenschreibern und von Satirikern im bürgerlichen Leben gleich scharf getadelt, an den Pranger gestellt und verspottet.

Das, was hier typisch und allgemein, hoffentlich nicht zu lang geschildert ist — aber es schien mir für ein wirkliches Verständnis des folgenden nötig zu sein —, fand sich alles auch in Erfurt und bei seiner Bürgerschaft: auch innerhalb seiner Mauern bestanden starke, ja scharf ausgeprägte soziale Gegensätze, fanden sich viele unruhige Elemente von unzufriedenen und ehrgeizigen Patriziern an über verschuldete und sonst unzufriedene Handwerker und Kleinkaufleute herab bis zum Lohnarbeiter und Vorstädter und zum sonstigen städtischen Proletariat, und sie alle ließen sich durch Aufreizung und Erregung zu allerhand revolutionären Bewegungen leicht gewinnen! Hier in Erfurt war der Kurfürst und Erzbischof von Mainz der Landesherr, der Erbherr, wie er sich nannte, der aber für die Interessen einer großen Handelsstadt, wie es Erfurt im Mittelalter vorzugsweise war, nicht viel Verständnis zeigte, nur darauf bedacht, seine Rechte zu wahren, die ihm allerdings von der nach Unabhängigkeit strebenden Bürgerschaft gerade in den drei ersten Vierteln des 15. Jahrhunderts, Erfurts Heldenzeitalter und Blüteperiode, in recht bedrohlicher Art und in immer geminderterer Weise nur widerwillig zugestanden wurden. Doch stand (mit wenigen Ausnahmen) die ganze Geistlichkeit auf seiner Seite, ebenso waren seine Beamten einflußreich, weil sie nicht ohne Anhang waren, namentlich die ökonomischen Oberbeamten des Bischofs, unter ihnen längere Zeit der Küchenmeister Engelmann, und sie wußten oft das niedere Volk zu gewinnen und in ihm durch Versprechungen sich eine starke Partei zu schaffen.

Im Gegensatz zum Erzbischof standen die sächsischen Fürsten, die Rechtsnachfolger der alten thüringischen Landgrafen, die mit 1440 ausgestorben waren, und als solche Lehensherren über manche Erfurter Besitzungen; damals aber waren die Sachsen schon getrennt, da sie sich im Jahre 1485 in die Ernestinische oder Kurlinie (Kurfürst Friedrich der Weise und sein jüngster Bruder Johann — die mittleren Brüder Ernst und Albrecht waren geistlich geworden) und in die Albertinische Linie (seit 1500 Herzog Georg der Bärtige) gespalten; sie hießen „Schutzherren“ von Erfurt, da sie das Geleitsrecht auf den großen Handelsstraßen, die sich von Norden nach Süden und von Westen nach Osten in Erfurt schnitten, ausübten; seit

1483 mußte Erfurt, nachdem es den Wettinern gelungen war, einen ihrer Prinzen auf den Mainzer Erzstuhl zu bringen, durch den mit dem Amorbacher gleichzeitigen Weimarer Vertrag (vom 3. Februar 1483), an Sachsen ein jährliches Schutzgeld von 1500 Gulden zahlen. Diese Schutzherrschaft gedachte man in Sachsen zur Landeshoheit umzugestalten.

Also auf beiden Seiten, bei Mainz wie bei den Sachsen, herrschten Begehrlichkeit und Eigennutz, und diese waren die Triebfedern ihres Handelns. Freilich hatten die Sachsen, an die sich das um seine Existenz ringende, aber durch eigenes Verschulden ohnmächtige Erfurter Patriziat anklammerte, zuerst geringere Aussicht auf Erfolg als Mainz, weil dessen geschlossener Einheit gegenüber die untereinander uneinigen sächsischen Linien nicht bloß durch die Spaltung, sondern auch dadurch im Nachteil waren, daß Herzog Georg, ein hinterlistiger Politiker und mehr den Habsburgern zugetan, als es für seine Stellung als deutscher Fürst gut war, seine Vettern Friedrich und Johann immer im Stiche ließ, wenn es galt, einen entscheidenden Schlag zu führen. Wir werden das später noch genauer erörtern.

Und Erfurt selbst? Sein Patriziat (die „Gefrunden", aus denen der im wesentlichen aristokratische oder vielmehr plutokratische Rat genommen wurde) zeigte Hochmut, Leichtsinn, Verschwendung und Ueppigkeit, vielfach auch Unfähigkeit, einen politisch richtigen Entschluss zur richtigen Zeit zu fassen, und hatte ein finanzielles Missregiment schlimmer Art geführt, da es in den Jahren seit 1478 bis etwa 1508 heimlich eine Schuldenlast von 600000 Gulden (nach unserem Geldwert etwa 5 Millionen Mark) auf die Stadt gehäuft hatte, die zu ihrer Verzinsung 32500 Schock Groschen (etwa 160000 Mark nach jetzigem Wert) nötig hatte, während die ganze jährliche Einnahme der Stadt nur etwa 33000—34000 Schock betrug. Diese Schulden waren infolge der Aufwendungen nach dem grossen Brande vom Jahre 1472, durch die wegen der verbesserten Schiesswaffen bedingte verstärkte Befestigung der Stadt und und durch die hierdurch wieder veranlaßte Verlegung des Cyriaxklosters in die Stadt, ferner durch die Kosten des Amorbacher und Weimarer Vertrages (die des ersteren betrugen allein fast 1½ Millionen Gulden!), auch durch die Wirren mit Herzog Wilhelm von Sachsen und durch häufige und sehr kostspielige Besuche

von Fürsten, besonders der sächsischen, endlich durch die an sich ganz unnötige Beteiligung Erfurts an der Neußer Fehde entstanden, wurde aber stetig durch die Kurzsichtigkeit des Rates vermehrt, der nicht die nötige Fürsorge getroffen hatte, Deckung zu schaffen und Abzahlung zu ermöglichen.

Diesem Patriziat, aus welchem, wie gesagt, der regierende Rat in weitestem Umfange hervorging, stand der Mittelstand der Bürger gegenüber, wie wir ihn oben als Besitzarme geschildert haben, voll Neid und Eigennutz —, darunter aber das Volk voller anarchistischer Ideen und später kommunistischer Gelüste. Berechtigung zur Unzufriedenheit gab eben die ganz falsche Steuerpolitik! Nicht die großen Liegenschaften der reichen Patrizier, auf denen der so grossen Gewinn abwerfende Waid und alle Lebensmittel gebaut, auch gewinnbringende Gärtnereien schon damals getrieben wurden, auch nicht die im Handel steckenden und hohen Gewinn abwerfenden Kapitalien, nicht die Betriebe der großen Handwerker (also unsere jetzigen Fabriken) besteuerte man grundsätzlich — wenn die Vermögen auch sonst der Höhe nach festgestellt wurden —, sondern Personalsteuern oder „Schoß“, auch Steuern auf Lebensmittel, die „Aufsätze“, d. h. Mahl- und Schlachtsteuer, höchstens noch Brausteuer gab es —, also solche Steuern, welche die besitzarmen und besitzlosen Leute viel mehr drückten als die Reichen, und mit großer Härte wurden sie eingetrieben, ja den Armen, wenn sie nicht zahlen konnten, oft das Notwendigste, Kleider und Betten, gepfändet und weggenommen.

Unter diesen Verhältnissen traten die großen Wirren, als die riesige Schuldenmasse nebst Verpfändung Capellendorfs bekannt geworden war, im Jahre 1509 ein, in welchen — und zum Verständnis hierfür habe ich vorhin die Organisation der Bürgerschaft in den Städten sowohl im allgemeinen als auch im besonderen in Erfurt genauer beschrieben — das Patriziat der bisher herrschenden Geschlechter völlig zerrieben wurde; der Rest ging zum Volke über, das Volk aber, die Gemeinde, herrschte rücksichtslos und öfters mit wahnwitziger Grausamkeit. Was in den Jahren von 1509 an in Erfurt geschah, das tolle Jahr mit seinen Folgen: wie nach der Bekanntgebung der so arg verschuldeten Lage der Stadt ein Opfer der Volkswut gesucht wurde, das man in Heinrich Kellner fand, und wie sich

dann bald der „Erbherr", der Mainzer Erzbischof, mit seinen Beamten und durch Gesandte, die er aus Mainz sandte, einmischte, ebenso die „Schutzherren", die sächsischen Fürsten, während in kläglicher Ohnmacht die deutsche Reichsgewalt, scheinbar über allen stehend, nur mit schwächlichen und darum gerade den verderblichsten Mitteln eingriff, wie der Kampf aber bald, da der Rat sich an Sachsen anlehnte, die Gemeinde, das ist in jener Zeit der große Haufe, durch die Mainzischen Beamten heimlich geleitet, für den angestammten Landesherrn war, sich zu der Frage zuspitzte: sollte die in den letzten Jahrhunderten durch den Handel so reiche und durch die Tatkraft ihrer Bürger so mächtige Stadt Erfurt, die stolze Metropole Thüringens, mainzisch bleiben oder sächsisch werden, während die besten und einsichtigsten ihrer Bürger nur noch schwache Hoffnung hatten, das alte Ideal, die Reichsfreiheit, zu erreichen —, dieses alles ist im allgemeinen wohlbekannt, vornehmlich aus unserer Erfurter Geschichte von Beyer-Biereye, es erübrigt sich also, dass ich des Näheren darauf eingehe.

Auf dem dunkeln Hintergrunde dieser Wirren nun erhebt sich in all dem Blut und Mord des Kampfes, der einen Heinrich Kellner an den Galgen brachte, der Hunderte der besten Bürger Erfurts in die Verbannung und so ins Elend trieb und ihre Familien durch Wegnahme ihrer Güter in Armut und Not stieß, das tragische Geschick eines Mannes, welcher für kurze Zeit eine bedeutsame Rolle in Erfurt spielte, plötzlich aber von seiner Höhe stürzte und in einem schmählichen Tode endete — Vorgänge, die wirklich den Stoff zu einer Tragödie liefern können —, des Stadtsyndikus Doktors der Rechte Berthold Bobenzahn, seit Anfang des Jahres 1511 als hoher Beamter des Rates tätig, im Mai 1514 schmählich hingerichtet. Die Chroniken erzählen sein Geschick, z. B. Friese und Hogel, verhältnismäßig kurz, ebenso auch der das Mainzer Interesse vertretende Gudenus in seiner „Geschichte Erfurts", nicht anders der auf sächsischer Seite stehende Weinrich; kurz berührt auch den Punkt Karl Reineck in seinem populären Schriftchen: „Erfurt und das tolle Jahr", kurz auch, jedoch in jeder Hinsicht trefflich und quellenmäßig Biereye in der Erfurter Geschichte S. 337 bis 341. Ausführlicher ist Falckenstein, aber er ist, obwohl er seine Geschichte historia critica et diplomatica nennt, doch

nur mit großer Vorsicht zu benutzen, weil er sehr zu Mainz hinneigt, anderseits auch kritiklos alles zusammenschreibt, was er zusammengesucht hat; er vereinigt leider in sich so recht das, was der Erfurter Geschichtschreibung so viel geschadet hat: Tendenzmache und Dilettantismus! Wie steht es aber mit den Geschichts*quellen* für jene Zeit, den archivalischen (in Erfurt, Magdeburg, Weimar, Dresden und Würzburg)? Einen Teil derselben hat *Burckhardt*, der eine kritische Darstellung „des tollen Jahres zu Erfurt und seiner Folgen 1509—1523" gegeben hat, wissenschaftlich gut benutzt, sodaß die Hauptsachen in ihrem Verlaufe festgestellt sind. Dann haben wir noch für jene Zeit eine gute chronikalische Geschichtsquelle, den *Erphordianus Antiquitatum Variloquus*, den ich, weil die erste, die Eckartsche Ausgabe in den Scriptores rerum Germanicarum von Mencke 1728, für wissenschaftliche Zwecke gänzlich unbrauchbar ist, als 42. Band der „Geschichtsquellen der Provinz Sachsen" i. J. 1906 herausgegeben habe; durch ihn bin ich mit jener Zeit näher bekannt gemacht worden. Der Variloquus bietet Genaueres, aber nur Tatsächliches, während auch in ihm die Frage: war Bobenzahn schuldig, und verdiente er den Tod durch Henkershand, so wie er ihn fand, kaum berührt, geschweige denn eingehend behandelt und beantwortet ist. Das wollen wir nunmehr versuchen.

Zuvor möge aber das mitgeteilt werden, was sich über Bobenzahns Jugend und seine Schicksale vor dem Antritt des Erfurter Stadtsyndikats hat erforschen lassen; es ist freilich nicht viel.

Berthold Bobenzahn ist ungefähr um das Jahr 1460 in Heiligenstadt auf dem Eichsfelde geboren. Dieses schließen wir aus der Erfurter Universitätsmatrikel (herausgegeben von Weißenborn, in den „Akten der Erfurter Universität", Bd. I, 1881, S. 311), denn zu Michaelis 1477 wurde Bobenzahn — zusammen mit dem berühmten Jodocus Trutfetter aus Eisenach — unter dem Rektorat des Tilomannus Czigeler als Bartoldus Bobenzan de Heligenstad (Heyligenstad in dem andern Codex) inskribiert. Er muß ärmlichen Verhältnissen entstammt sein, da er nur die Hälfte der 24 Groschen betragenden Inskriptionsgebühren (die intitulatura) mit 12 Groschen damals bezahlt hat; die andere Hälfte entrichtete er erst am 4. November 1484

(nach ebenderselben Matrikel S. 406) unter dem Rektorat des Hartmann Burggraf von Kirchberg. Daraus gewinnen wir die Sicherheit, daß er von 1477—1484 in Erfurt studiert hat, da man spätestens beim Verlassen der Universität seinen Verpflichtungen gegen dieselbe nachkommen mußte. Von seinem ferneren Leben in den nächsten 18 Jahren wissen wir nichts; aber dann taucht er in Wittenberg unmittelbar nach der Gründung der dortigen Universität auf, denn in der Wittenberger Matrikel (Album Academiae Vitebergensis ab anno Christi 1502 usque ad annum 1560 ed. C. Förstemann, 1841, S. 6) findet sich unter den Inskribierten des Jahres 1502 unter dem Rektorat des Martin Polich folgende Eintragung: Bertholdus Bobenczen (man nahm es ja damals mit der Namensform nicht so genau wie jetzt) Erfordiensis. Wir schließen hieraus, daß Bobenzahn während der vergangenen Zeit — vielleicht hat er auch, wie es damals üblich war, einige Jahre in Italien, und zwar die Rechte, studiert — sich vornehmlich in Erfurt aufgehalten hat, und zwar so lange, daß er sich als Erfurter betrachtete und als solchen bezeichnen ließ. Freilich ist nicht zu ermitteln, wann und wo er sein Studium beendet, da in der Matrikel der Erfurter Baccalaurien und Magister der philosophischen Fakultät, die in Berlin liegt, in der Kgl. Bibliothek (Mss. Borussicorum fol. 833), sich Bobenzahns Namen weder unter den Baccalaurien noch unter den Magistern der Erfurter Artistenfakultät findet, — auch nicht, was er gewesen ist, und wie er sein Leben gefristet hat. Doch muß er mindestens Baccalaurius der philosophischen Fakultät gewesen sein, wenn nicht sogar Magister, da er sonst nicht in Wittenberg in die juristische Fakultät eingeschrieben werden konnte. Oder man nahm es vielleicht bei der Gründung der Universität nicht so genau, um nur die ersten Listen recht zu füllen. Denn diese Inskription geschah, und Bobenzahn studierte in Wittenberg Jurisprudenz, denn er wurde bald darauf als Baccalaurius der Jurisprudenz in Wittenberg promoviert und als solcher in die Matrikel der Leipziger Universität (herausgegeben v. Erler, Bd. I—III, 1893—1902) eingetragen; dort finden sich folgende Einzeichnungen: Bd. I S. 406, Wintersemester 1503: Bertoldus Bobentzen Erfordensis, utriusque juris baccalaureus Wittebergensis; ferner wird er Bd. II S. 39 und 38 erst als Licentiat, dann als Doctor juris ver-

zeichnet; letzteres dürfen wir nach dem Register (Bd. III S. 371) etwa für das Jahr 1505 annehmen, da oben eine genauere Jahreszahl fehlt. — Weitere Nachrichten von ihm besagen nur, daß er in die Dienste des Herzogs Georg getreten ist; und das war ihm als Leipziger Doctor juris leicht möglich. In dieser Eigenschaft als sächsischer Beamter ist er in Friesland tätig gewesen. Georgs Vater, Herzog Albert von Sachsen, genannt der Beherzte, war nämlich früher in den Niederlanden in den Kämpfen für König Maximilian erfolgreich tätig gewesen, sodaß der Kaiser ihn dann zum Gubernator d. i. Erbstatthalter des durch Parteiungen zerrissenen Westfriesland ernannte. Zuerst glücklich, sah Albert oder Albrecht den Zusammenbruch seiner Hoffnungen doch vor Augen, als er im Jahre 1500 in Emden starb. Sein Sohn Georg setzte diese Kämpfe fort, bis er später seine Rechte in Friesland an Kaiser Karl V. verkaufte. In dieser Zwischenzeit war Bobenzahn sächsischer Beamter in Westfriesland gewesen, und zwar mit dem Titel „Kanzler“, wie es aus einem Schreiben des Rates von Görlitz an den Herzog Georg vom 21. Januar 1508 hervorgeht, das auf Ansuchen „des Kanzlers in Westfriesland, des achtbaren und hochgelahrten Herrn Bertholdus Bobenzahns, der Rechte Doktors“ ergeht, und wie auch anderseits berichtet wird, so von Falckenstein (aber unverdächtig erst zum Jahre 1512) und in der Hogelschen Chronik (auch ungenau für das Jahr 1512), welche sagt, daß man wieder (es schwebt die heimliche Entfernung des bisherigen Stadtsyndikus Henning Göde vor, der aber schon im Jahre 1510 — und das stimmt für Bobenzahn gut, wie wir gleich sehen werden! — Erfurt verlassen hatte) zum Dienste in schweren Rechtssachen einen erfahrenen Juristen zum Syndikus habe bestellen wollen; „und weil man keinem geborenen Erfurter getraut habe, erinnerte man sich eines Mannes, der schon vor 30 Jahren dem Staate im Streite mit Chur-Mainz gedient hatte, der aber zu dieser Zeit in den Niederlanden weilte, Dr. Berthold Bobenzahn; dem schrieb der Rat, und als er die Berufung annahm, wurde er der Stadt Syndikus.“ Aber schon früher als 1512! Denn nachdem Bobenzahn von Herzog Georg am 5. September 1510 seinen Abschied erhalten hatte (nach Graf Eberweins von Bentheim Briefe an Herzog Georg, aus Leuwarden von diesem Tage —

das Original liegt im Dresdener Staatsarchiv — Bobenzahns Nachfolger als Kanzler in Westfriesland war Dr. Reischacher!), kehrte Bobenzahn in das ihm zur eigentlichen Vaterstadt gewordene Erfurt zurück, wo er im Anfange des Jahres 1511 in der höchst angesehenen Stellung eines Stadtsyndikus erscheint. Solche plötzlichen Anstellungen, selbst in hohen Aemtern, sind in der damaligen Zeit nicht selten, wo Professoren auf der Durchreise oder bei einem Besuche in einer Universitätsstadt, wo sie nur für kurze Zeit bleiben wollten, plötzlich daselbst zu Rektoren der Universität erwählt wurden, wie dies in Erfurt bei Crotus Rubianus im Jahre 1520 geschah. Doch trotz der Berufung seitens des Rates oder vielmehr wohl gerade deshalb mußte Bobenzahn, der sich jedoch äußerlich mehr zur Volkspartei, wie es scheint, hielt, sehr vorsichtig sein, um nicht in den Verdacht zu kommen, als ob er das Interesse der sächsischen Fürsten vertrete; darum schrieb er am 5. Januar 1512 an Heinrich von Schleinitz: der Herzog Georg möge ihm den Abschied aus den sächsischen Diensten in aller Form erteilen, ihm also einen Abschiedsbrief ausstellen, „sonst muß ich", schrieb er, „meinen Leib in weite Abenteuer stellen." Als ob er sein Schicksal geahnt hätte —, dem er doch nicht entgehen sollte!

Berichten wir nun, inwieweit Bobenzahn im Dienste der Stadt Erfurt tätig war, und zwar sollen hier nur offenkundige und durch noch vorhandene Dokumente bezeugte Tatsachen und sich hieraus notwendig ergebende Schlüsse auf Anschauungen und Beweggründe angeführt und mitgeteilt werden. — Am 29. April 1511 erschien ein sächsischer Bote mit der kaiserlichen Urkunde vom 7. April d. J., welche die Erfurter, weil sie dem „Augsburger Abschiede" vom 23. Mai 1510 nicht nachgekommen seien, aufforderte, am 27. Tage vor des Kaisers Majestät zu erscheinen und anzuerkennen, daß Erfurt die Reichsacht verdient habe. Man empfing den sächsischen Boten mit wenig Ehrerbietung, mußte aber doch die kaiserliche Urkunde an 4 Stellen (am Dom, an St. Sever, am großen Kolleg in der Michaelisstraße und am Brunnen auf dem Fischmarkte) anschlagen. Bobenzahn, der zwar — und das scheint sein erstes politisches Auftreten in Erfurt gewesen zu sein — mit einigen einflußreichen Männern, so besonders mit Rudolf von der

Marten und Dietrich Nack, von denen der erste im Jahre 1510 erster Ratsmeister, der zweite erster Vierherr gewesen war, eine Vereinigung mit Sachsen durch ein Schreiben vom 30. Januar 1511 an Johann von Staupitz betrieben hatte, es jetzt aber für besser fand, sich auf den Demokraten hinauszuspielen, legte der kaiserlichen Urkunde keine Tragweite bei, weil sie in Weimar gemacht sei und nichts zu bedeuten habe. So berichtet Graf Balthasar von Schwarzburg am 7. Mai 1511. Und deshalb erschienen die Erfurter auch nicht zur festgesetzten Zeit vor Maximilian, der damals in Oettingen weilte. Später kamen sie doch, mußten aber dann mit dem Könige bis nach Innsbruck mitziehen, wo dieser den berühmten Achtsbrief vom 4. Juli 1511 über Erfurt erließ, jedoch aber den sächsischen Fürsten eine Vergewaltigung Erfurts verbot. Deshalb wollten sich diese mit den Erfurtern Ende August 1511 in Zusammenkünften zu Fahner und Tannrode vergleichen; jedoch vergeblich, weil die Sachsen nur mit einer Abordnung von je 10 Bürgern aus den 4 Vierteln der Stadt (dem St. Marien-, St. Andreas-, St. Johannis- und St. Viti-Viertel) verhandeln, die Erfurter aber ihren schlauen Bobenzahn mit 2 Vierherrn aus dem Jahre 1511 (Johann May und Matthes von Luckau) und noch 4 Bürgern, darunter den bald hervortretenden Andreas Tuchheffter, entsenden wollten. Bei den weiteren Verhandlnngen mit Sachsen scheint sich Bobenzahn klug zurückgehalten zu haben, da er nicht unter den Erfurter Deputierten in Gaberndorf bei Weimar am 11. Oktober 1511 erscheint.

So kam unter häßlichen Befehdungen, Mord und Raub auf dem Lande das Jahr 1512 heran. Und alles das war nur möglich bei der kläglichen Jämmerlichkeit der damaligen Reichsgewalt. Trotzdem erschien der Achtsbrief am 12. Februar 1512 gegen Erfurt, zugleich aber auch wieder in der alles immer mehr verwirrenden Halbheit der Maximilianischen Politik ein königlicher Erlaß vom 24. Februar 1512, der den sächsischen Fürsten einschärfte, sich aller offenen Feindseligkeiten gegen Erfurt zu enthalten, bis der bevorstehende Reichstag in Trier entschieden hätte. Ende April kamen dann auch die kaiserlichen Gesandten Jörg Kirchmüller und Wilhelm v. Wolfstein von Weimar her durch Erfurt durch, um „die berühmte Stadt" zu sehen. Diplomatisch war auf diese Weise ihre wahre Absicht, an Ort

und Stelle die Machtmittel Erfurts zu prüfen, erfüllt. Syndikus Bobenzahn aber, der dieses wohl durchschaute, bot sich in etwas täppischer Form und mit verletzendem Hochmut an, den kaiserlichen Gesandten die Machtfülle Erfurts, seine festen Mauern, die mit Kartaunen gespickt und von kriegstüchtigen Bürgern besetzt waren, zu zeigen; hierbei soll er geäußert haben: Erfurts Mauerwall „könne auch einen Kaiser entsitzen". Die Gesandten, feinere Diplomaten, lehnten solche Führung höflich ab; sie hatten auch so ihren Zweck erreicht und mochten sich die Beschämung ersparen, bekennen zu müssen, daß an den Mauern einer solchen Stadt auch des Reiches Acht machtlos zerschellen müsse. Der hoffärtige Syndikus, der damals wohl auf der Höhe seiner Macht stand, wurde dann von der Stadt mit reichem Gefolge zu Pfingsten 1512 nach Trier entsandt — hierbei erwähnt ihn der Variloquus zuerst —, u. a. mit dem Dr. medic. Wendelin Backhus, dem ersten bezw. zweiten Ratsmeister i. J. 1511 und 1513 und Vierherrn i. J. 1514, ferner mit dem schon genannten Johann May und mit Adam Sachsen und mit „Vormündern" der Viertel und Handwerke; der Variloquus erwähnt noch den oben genannten Andreas Tuchheffter als cancellarius civitatis, später würde man „Stadtschreiber" dafür gesagt haben.

Die Sachsen blieben freilich fern, und so wurde die Erfurter Angelegenheit verschoben, und der Reichstag nach Köln verlegt. Welchen Eindruck Trier mit seinen „Heiligtümern" auf die Erfurter machte, schildert der Variloquus eingehend: in gläubigem Staunen bewunderte man die Reliquien: das Manna aus der Wüste, den Hirtenstab des Apostels Petrus, das Haus des Evangelisten Matthäus und der Kaisermutter, der h. Helena, als Hauptstück aber einen Nagel vom Kreuze Christi und den ungenähten Rock des Heilands: auch schildert der Autor eingehend, wie die Reliquien nach Trier gekommen seien. — Im August 1512 sollten dann die Verhandlungen in Köln fortgesetzt werden, aber auch dort waren die sächsischen Fürsten nicht erschienen. Da deshalb die Angelegenheit nicht entschieden werden konnte, wollte der Mainzer Kurfürst die Entscheidung durch das Reichskammergericht herbeiführen, Kaiser Max aber entschied: Verschiebung bis zum nächsten Reichstag in Worms! Die Erfurter Gesandten kehrten also unverrichteter Sache heim.

Im Jahre 1513 ging es auch nicht vorwärts, nur lastete der Druck der Stadt auf den vertriebenen Bürgern, den gewesenen Ratsherren, die, früher wohlhabend, jetzt das bittere Brot der Verbannung essen, ja vielfach darben mußten, wenn ihnen nicht die sächsischen Fürsten das Notwendigste darreichten. Dieser Aufwendungen aber waren diese recht überdrüßig geworden, sodaß sie endlich, da durch das Reich doch nichts erreicht werden konnte (nach Worms wollten die Sachsen natürlich wieder nicht gehen), mit Erfurt direkt zu unterhandeln begannen, wenigstens Herzog Georg, den der Bischof von Brandenburg zu beeinflussen suchte. Mittelsperson scheint nun wieder Bobenzahn gewesen zu sein, welcher an der Spitze einer Erfurter Gesandtschaft am 25. Februar 1513 in Weißensee mit den Gesandten des Herzogs Georg, und zwar mit Heinrich von Schleinitz, seinem alten Freunde, zu unterhandeln begann. Hier jedoch scheint Bobenzahn eine ganz einwandfreie Haltung beobachtet zu haben, denn er erklärte den sächsischen Unterhändlern, sie dürften nichts Unmögliches verlangen: die neue Reichsverfassung könnte nicht wieder in die alte umgeändert werden; ebenso sei noch nicht die Zeit gekommen, daß die Verbannten heimkehren könnten, und Heinrich Kellner sei auch nicht wieder lebendig zu machen; Mainz sei nur scheinbar bevorzugt; im übrigen sei Sachsen Erfurt wahrlich kein Schutzherr gewesen, der es in seinen Nöten unterstützt habe, vielmehr habe es. dieses zu seinem Vorteil ausgebeutet, Kellners Genossen und ihn selbst in den „Unrat" hineingetrieben, da er durch die wohlverdienten Folgen seiner Handlungen ins Verderben geraten sei.

Schon diese aus den Verhandlungen sich von selbst ergebende freundliche Haltung der Räte Georgs und des Erfurter Unterhändlers, Bobenzahn (denn auch dieser trat in der Form, bei aller sachlichen Entschiedenheit damals, seinem alten Herrn gegenüber doch so wenig als möglich schroff und scharf auf), fand nicht die Billigung des Kurfürsten Friedrich, so daß der deutsche König nunmehr die Streitigkeiten vor das Reichsgericht verwies. Da zeigte Bobenzahn scheinbar eine große Entmutigung: er schlug den Erfurtern Bußfahrten vor, angeblich um weiteren Schaden von Erfurt abzuwenden, im geheimen aber scheint er mit Herzog Georg weiter verhandelt zu haben. Aber die Ernestiner durchschauten, wie schon früher, so auch

jetzt das Intriguenspiel, das er spann; denn auf der kurfürstlichen Seite hatte man Bobenzahn schon längst nicht mehr getraut, und schon im Jahre 1511 hatte Staupitz geschrieben: „Dr. Wendel (Backhus) sehe ich wohl für einen frommen Mann an, über Dr. Bobenzahn will ich nicht richten, Gott kennt uns alle", und am 5. Februar 1511 bereits: „Ich sorg', Dr. Bobenzahn ist mehr Georgisch, denn Erfurtisch." Dem entsprach es, daß im Mai 1513 Bobenzahn Schleinitz, dem Gesandten Herzogs Georg, gegenüber den Standpunkt vertrat: „Gemeinde, Viertel und Handwerker wollten alle Ungnade verhüten, den Erbverträgen nachgegangen sein und die Lehnsherrschaft aufrecht erhalten wissen." Solchem hinterlistigen Verhalten, das nur auf Herzog Georgs Vorteil abzielen konnte, mindestens ihn der viel gewichtigere Rechte, ja sächsische Lebensinteressen als unmittelbarer Nachbar Erfurts vertretenden Kurlinie gleichstellte, mußte Kurfürst Friedrich schroff entgegentreten, und er war nahe daran, offen gegen Erfurt die Feindseligkeiten zu eröffnen, wenn nicht die Erfurter die Güter der Vertriebenen sofort herausgäben oder ersetzten. Da entsprach aber der Rat auch den Schilderungen Bobenzahns Schleinitz gegenüber nicht: im Gegenteil, nun wurde die ewige Verbannung der Geflohenen förmlich ausgesprochen. Die Stadt aber rüstete sich zur Gegenwehr. Friedrich war freilich, ohne Georg, zum Angriff zu schwach!

Dieser sein offenbarer Mißerfolg im Jahre 1513 hat sicherlich Bobenzahns Stellung erschüttert. Und nun erfolgte im Anfang des Jahres 1514 das wichtige Ereignis, daß Erzbischof Uriel von Mainz am 9. Februar starb; sein Nachfolger aber wurde — nicht ein sächsischer Prinz, sondern ein brandenburgischer! Mit kaiserlicher Unterstützung erfolgte diese Wahl am 9. März 1514. Das war die Rache des schwachen Max, den der sächsische Kurfürst trotz aller Bitten weder in der Türkengefahr noch gegen Venedig unterstützt hatte!

Unterweilen aber hatte sich schon das Unwetter über Bobenzahns Haupt zusammengezogen. Man sieht förmlich, wie das Verhängnis kommt! Sein verdächtiges Verhalten, sofern Georg von Sachsen in Betracht kommt, sein hochfahrendes und anmaßendes Wesen — so verletzte er durch sein stolzes Benehmen, bei einem „Begängnis", das man dem

verstorbenen Erzbischof zu Ehren abhielt, die Bürger, indem er, der Mann von niederer Herkunft (nach der groben und rücksichtslosen Art, damals zu reden, sprach man von einem Makel der Geburt), und der als Syndikus doch bloß Beamter der Stadt war, an der Spitze des Zuges, selbst vor den Ratsmeistern ging. — Und mit diesem Stolz vertrug sich recht schlecht der ihm mehrfach und wohl nicht grundlos gemachte Vorwurf, als ob er es nicht genau mit der Bezahlung der städtischen Steuern und mit seinen sonstigen Verpflichtungen nähme.

Schließlich war es ein eigentlich recht geringfügiger Anlaß, der ihn zu Falle brachte. Wir wollen diesen Vorgang nun weniger nach dem kritiklosen Falckenstein, als nach dem zuverlässigeren Variloquus erzählen. Ein Zinngießer, Hans Kühne, der auf der Langenbrücke (nach Hartung, Häuserchronik der Stadt Erfurt, I S. 67, im weißen alias goldenen Rade — Nr. 2344, jetzt Langebrücke 17, Haus des Herrn A. Ludwig) wohnte, hatte sich mehrfach und öffentlich abfällig über den hochangesehenen städtischen Syndikus Bobenzahn geäußert, und als er von einem Freunde desselben, der im Rate saß (Hermann Schlesiger bei Falckenstein, der Name aber findet sich nicht im „Rats-Transitus"), gefragt wurde, woher er denn sein Wissen habe, nannte er den (im Jahre 1513 im Rats-Transitus als Kämmerer bezeichneten) Klemens Hennig als Gewährsmann und bezichtigte Bobenzahn geradezu (dessen freundliche Behandlung am Tage zuvor er als Schwäche und Furcht auslegte), daß er zwei Jahre lang keine Steuern bezahlt habe; der strenge Rat hätte bekannt machen lassen: wer seinen Verpflichtungen nicht nachkäme, dem sollten die Fenster vernagelt werden; da könnte man ja mit den vornehmen Herren zuerst anfangen. Als Dr. Bobenzahn das hörte, eilte er — es war am Freitag, den 17. Februar 1514 — zu dem Zinngießer, der geäußert hatte: „er solle nur kommen, er werde ihm alles ins Gesicht sagen" — wutentbrannt hin. Als der Handwerksmann auf die lauten Vorwürfe des Doktors ebenso grob antwortete, vergaß sich dieser so weit, daß er eine Kanne vom Kaufbrette des Fensters wegnahm und sie gegen Hans Kühne schleuderte; der aber erwiderte das ebenso, und es entspann sich ein förmliches Kannenbombardement beider unter tobendem Schimpfen;

ja, als Bobenzahn keine Kanne mehr zur Hand hatte, zog er sein Schwert, um den Gegner anzugreifen. Natürlich hatte sich ein großer Haufe von Zuhörern rasch angesammelt, und nun hielt man es doch für an der Zeit, einzugreifen und Bobenzahn abzumahnen; dieser erschrak über die drohende Haltung der Menge und eilte nach Hause. Da aber die Erregung infolge der hetzerischen Angriffe seines Gegners gegen ihn immer breitere Schichten der Gemeinde erfaßte, die kleinen Handwerker und bereits den Janhagel, und so gewachsen war, daß der Syndikus für sein Leben fürchten mußte, floh er ins Karthäuserkloster. Es erfolgte darauf im Rathause eine förmliche Anklage gegen ihn vor dem Rate, die aber plötzlich — man sieht nicht, wie es kam — aus einer privaten und sein Verhalten gegen Bürger angreifenden Anschuldigung, und als ob er Steuern hinterzogen hätte, zu einer Anklage auf Hochverrat wurde, als ob er die Stadt an ihre Feinde (die Sachsen) habe verkaufen und verraten wollen. Und nun erntete er, was er gesät hatte: für das Volk, so meint der Verfasser des Variloquus, habe er dem alten Rat so viele Rechte abgerungen und damit gewissermaßen ein Regiment der Volksmänner — Tribuni werden sie genannt — geschaffen, das aber ein Hort der Unruhestifter geworden sei, und nicht nach Recht und Gerechtigkeit, sondern nach Gutdünken entschieden habe und entscheide, anderseits aber alle Missetäter, wenn sie nur zu diesen Tribunen hielten, schütze und straflos ausgehen lasse.

Hören wir nur die Schilderung dieser Erfurter Obrigkeit genauer, wie sie sich im Geiste dieses Geschichtsschreibers abspiegelte; „Jeder“ (von diesen Tribunen), ruft er aus, „wollte herrschen; Leute, die oft kein Stück Brot im Hause hätten, barfuß liefen, Rußkehrer und Schuttfahrer, Holzhacker, Badeknechte, Winkelwirte, Botenläufer, Weinbergsarbeiter, das waren in jenem Jahre der herrlichen Stadt Erfurt Beherrscher, in welcher kein Mitglied des alten Rates sich hervorwagte, und kein Gebildeter und kein durch Alter Ehrwürdiger oder Besitzender zu raten sich getraute.“ — Vieles ist natürlich übertrieben! Aber Dr. Bobenzahn, der jetzt mehrere Jahre hindurch das Stadtregiment durch seinen juristischen Rat fast allein geführt und alle geheimen Fäden der inneren und äußeren Politik der Stadt geknüpft hatte, war dem Rat noch schwer entbehrlich, und man

war nicht sonderlich entschlossen, gegen ihn vorzugehen. Traurig jedoch, weil er sah, daß alle seine Mühe vergeblich gewesen war, ja, daß die Einzelnen in der Masse nur nach dem eigenen Vorteil entschieden, oder sich gar an früheren Gegnern rächen wollten, kehrte Bobenzahn aus dem Rathause, wohin man ihn vorgefordert und freies Geleit gegeben hatte, ins Kloster zurück. Dort umlagerte der Pöbel den Unglücklichen, und man schnitt den armen Karthäusermönchen, die doch nur ihre Pflicht taten, wenn sie dem Verfolgten Schutz gewährten, den Zufluß des Wassers ab, sodaß die Fische des Klosters in den Cisternen starben, und man verrammelte den Ausgang des Klosters mit Pfählen, die man mit Stricken zusammenband.

So ging es mehrere Wochen hindurch. Noch einmal suchte der Rat Bobenzahn zu retten! Man schrieb an die Vorsteher der einzelnen Viertel und wies auf das Asylrecht des Klosters hin. Vergeblich! Die Tribunen, „trunken vor Wut", zwangen den Rat: mit bewaffneter Hand erbrach man am 10. Mai 1514 das Kloster, fand den Doktor und schleppte ihn unter Wutgeheul der ihn begleitenden Menge zum Rathause. Scheinheilig sagten einige, daß Bobenzahn noch im Banne sei. Im Jahre 1512 hatte nämlich ein Priester im Severistift gegen die ungerechten Herren im Rat gepredigt; als Volksverführer sollte ihn der Severidekan auf Ersuchen des Rates verhaften; dieser Dekan, ein auf Seiten von Mainz stehender, aber sonst patriotischer Erfurter, Jacob Doleatoris, lehnte diese Zumutung ab, und so ließ der Rat, gegen das canonische Recht, den Geistlichen verhaften; obwohl er ihn bald darauf in den Mainzerhof an die Beamten des Erzbischofs auslieferte, erfolgte doch der Bann über die Stadt; diese hatte sich zwar selbst vom Bann gelöst, jedoch von Bobenzahn, welcher zufällig zur Zeit der Lösung abwesend gewesen war, nahm man es nicht an. Zu Unrecht! Denn er war im Kloster zur österlichen Beichte zugelassen worden, betete im Kloster wie üblich, wie er sich auch stets treu zur Kirche gehalten hatte. Bald darauf wurde auch Kaspar Fischer, wohnhaft im Hause „zum Turnier", verhaftet: er sollte eine heimliche Korrespondenz mit Mainz vermittelt haben, um diejenigen, welche das Kloster gewaltsam erbrochen hatten, in den Bann zu bringen; ebenso wurde der oberste Vierherr des Jahres 1513, Andreas Tuchheffter (der im Jahre

1510 und 1511 als Stadtschreiber erscheint), ferner Lorenz Stolz „zur Blume vor den Graden“ mitangeklagt, ja, man vergriff sich sogar an dem obersten Vierherrn desselben Jahres, an Dr. Wendelin Backhus, der im Jahre vorher zweiter Ratsmeister gewesen war, und warf ihn ins Gefängnis.

In der Nacht vom Freitag den 12. zum Sonnabend den 13. Mai 1514 wurde Bobenzahn zum erstenmale gefoltert, 4 Stunden lang, und er sollte merkwürdige Geständnisse gemacht haben. Am 16. Mai ließ sich Georg Tusenbach zum „Rochus“ (aus Schwäbisch-Hall gebürtig), Obervierherr im Jahre 1512, verhaften, ein alter Feind Bobenzahns, den er durch seine Aussagen stürzen wollte; freilich verwickelte er sich zu seinem Schaden in ein böses Netz und wurde später enthauptet; die Prozeßakten, die noch vorhanden sind (ein Auszug aus ihnen befindet sich im Erfurter Stadtarchiv von der Hand Karl Beyers), sind so verworren, daß es unmöglich ist, daraus ein klares Bild zu gewinnen; wir werden unten eine uns wahrscheinlichere Lösung versuchen.

So waren es denn die bisher so hochstehenden Männer: Bobenzahn, Backhus und Tuchheffter — auch letzteren wollte man ergreifen und ins Gefängnis werfen lassen —, an denen der Pöbel sein Mütchen kühlen wollte, und fade Witze wurden über diesen „Dreifuß“, den man schon kürzen wollte, bei der blutgierigen Menge laut, sodaß Andreas Tuchheffter, dem man sicheres Geleit, um sich verteidigen zu können, abschlug, sich in seine Pfarrkirche, den Dom, flüchtete, dann aber, um nicht gleiches Schicksal wie Bobenzahn zu erleben, und damit nicht neues schweres Unrecht, da man ihn bereits im Dom belagerte, über seine Vaterstadt durch Entheiligung dieser Kirche gebracht würde, sich mit heldenhaftem Mute der Wut seiner Gegner preisgab, indem er am Donnerstag nach Cantate, am 18. Mai, seinen Zufluchtsort verließ, um sich bei den Tribunen gegen alle Anschuldigungen zu verantworten. Diese freilich verstanden solche Seelengröße nicht und hatten nichts Eiligeres zu tun, als den wackeren Mann ins Gefängnis zu werfen. Am folgenden Tage — wir sehen, man hatte es eilig! — Freitag den 19. Mai, morgens 6 Uhr, wurden der Gemeinde die Geständnisse Bobenzahns mitgeteilt, die im besten Falle, wenn sie überhaupt wirklich gemacht waren, ihm eingeredet und abgepreßt waren: er,

sowie Backhus und Tuchheffter hätten am Trinitatissonntag (11. Juni 1514) die Stadt an ihre Feinde verraten, ihre persönlichen Feinde aber, gleichviel ob reich oder arm, vernichten wollen, durch Bewaffnete, denen alle jene, die nicht zu ihrer Partei gehörten, zu bezeichnen beschlossen worden wäre. So töricht dieses war, man glaubte es doch, da die Tribunen Bobenzahn eben schuldig finden wollten. In der folgenden Nacht, also zum 20. Mai, folterten sie daher, „trunken von Wein und Bier", den Dr. Andreas Tuchheffter, in milderer Weise zwei Stunden den Dr. Wendel Backhus, desgleichen Georg Tusenbach, auf das schlimmste aber wieder Dr. Bobenzahn; — letzterer gestand dann alles, was sie wollten. Am Freitag wird dann Tuchheffter ins tiefste Verließ (ima carceris) geführt, die Sache Bobenzahns aber und Tusenbachs dem weltlichen Gericht der Schöffen übergeben, von Mainz aber in heuchlerischer Weise Vollmacht erbeten, „das Aeußerste zu tun". Und das geschah am 31. Mai 1514, am Mittwoch vor Pfingsten, und dieses Ende spitzt sich dramatisch in höchst wirksamer Weise zu: es ist ein schauriger Abschluss dieser Tragödie! Aus der „schwarzen Dörnze" im Rathause, wo Bobenzahn seine letzten Tage zugebracht hatte, holte man ihn ab, da er sich nach der schrecklichen Folterung des Geröstetwerdens (man legte solchen Unglücklichen auf feuchtes Stroh, das man unter ihm anzündete, sodaß er langsam schmorte und verkohlte) nicht mehr bewegen konnte; als er das lärmende Geräusch des Volkes und das Klirren der Waffen hörte, sagte er mit milder Stimme zu seinen Peinigern: „o meine Herren, ich weiß, daß Ihr mich durch Vierteilen töten wollt; das ist aber in Erfurt eine unerhörte Sache, und Ihr wißt dann nicht, wo Ihr die einzelnen Teile meines Körpers aufhängen sollt." Hierdurch wollte er sie bewegen, daß sie ihn zum Tode durchs Schwert begnadigten. Was er erreichte, werden wir gleich sehen. — Mehr getragen als geführt, kam der Unglückliche hinab zum Rathaushofe; dort stand der Henkerskarren; man schob die fast unbewegliche Fleischmasse hinauf, legte ihn förmlich in den Schoß der Henkersfrau, die ihn halten mußte: „zum warnenden Beispiel für alle Hochverräter, die ihre Stadt fremder Herrschaft unterwerfen wollten", so nahm man es an und verkündigte es laut. An der Gerichtsstelle, auf dem Fischmarkte, wurde Bobenzahn nochmals vor

Notar und Zeugen danach gefragt, ob er sein Bekenntnis aufrecht halte, daß er die Stadt an Schleinitz, den Rat des Herzogs Georg von Sachsen, habe verraten wollen. Der Unglückliche widerrief die Einzelheiten seines Geständnisses, da sie ihm nur nach den unsäglichsten Qualen abgepreßt seien, als er geröstet und am Galgenholz 4 Stunden verkehrten Leibes aufgehangen sei; aber sterben wolle er gern, da er so nicht weiter leben könne, bei Tag und Nacht gequält. Man hörte auf sein Leugnen nicht, sondern nahm an, daß er durch sein Geständnis überführt sei, und verurteilte ihn zum Tode. Die Exekution sollte sofort vollzogen werden. Der scheußliche Zug setzte sich sogleich zum Rabensteine (vor dem Krämpfertor an der Straße zum Galgenberg hin) in Bewegung, begleitet von bewaffneten Stadtknechten und einer schreienden und johlenden Volksmenge; der Unglückliche aber betete laut und bat jeden, den er wissentlich oder unwissentlich beleidigt habe, um Gottes willen ihm zu verzeihen. So kam man bis zum Marienknechtskloster in der Krämpfer-Vorstadt; da traten die mitleidigen Mönche heraus, und barmherzig zeigte ihm ein Bruder namens Thomas das Allerheiligste, die Hostie in der Monstranz; demütig beugte sich der Unglückliche, wiederholte aber hier (coram eucharistia, in Gegenwart des göttlichen Heilandsleibes, sagt der Chronist), daß, wenn er auch schuldig sei, doch die Doktoren Tuchheffter und Backhus um sein Vergehen nicht wüßten. Darauf geleitete ihn der Prior des Klosters mit zwei Mönchen zur Gerichtsstelle, tröstete ihn und sprach ihm Mut ein. Dort angekommen, riß ihn der Henker rücklings an einem Seil vom Wagen herab und brachte ihn endlich am Galgen zu stehen. Der jämmerliche Anblick muß so herzzerreißend gewesen sein, daß sich einer der Mainzischen Gesandten, Ritter Christian von Hansteyn, erbot, ihn enthaupten zu lassen, konnte es aber bei „Richter, Rat, und Gemeinde" nicht erreichen. Da bat der Unglückliche um ein kirchliches Begräbnis und versprach dem Marienkloster dafür 50 Goldgulden als Legat; aber auch das wurde ihm versagt. Jetzt beteuerte er noch einmal seine Unschuld bezüglich des Punktes der Uebergabe der Stadt an einen Fremden, und daß Backhus und Tuchheffter nichts von seinen Plänen (in nullo suorum facinorum conscios) gewußt hätten. Wie zum Hohn sagte man ihm, nachdem der die Exekution leitende Beamte sich noch

einmal mit den Ratsmitgliedern beraten hatte: „Herr Doktor, die Sentenz ist gefällt, die wir nicht aufheben können, wie Ihr wohl selbst wißt; hättet Ihr rechtzeitig widerrufen, so hättet Ihr besser für Euch gesorgt". Da, im Angesicht des Todes, brach der Unglückliche in die Worte aus: „ich bin zweimal an einem Tage 6 Stunden gefoltert, an Händen und Füßen aufgehangen, an einem anderen Tage 8 Stunden gebrannt; hätte ich geleugnet, so hätte man mit mir dieselben Martern wiederholt; — ehe ich das noch einmal ertragen sollte, will ich lieber sterben". Darauf wendete er sich demütig und weinend an das Volk und bat um ein letztes Vaterunser für sich. Dann aber ermannte er sich und erlitt mutig den qualvollen und grauenhaften Tod —, denn unter entsetzlichen Schmerzen reckte er selbst einen Arm etwas aus, um an den Pfahl angebunden zu werden, worauf dann durch Henker und Henkersweib die Vierteilung bei lebendigem Leibe vollzogen wurde.

Am folgenden Tage, am Donnerstag vor Pfingsten, am 1. Juni 1514, sammelte man die am Exekutionsplatz liegengelassenen Körperteile und hing sie nach allen vier Himmelsrichtungen auf: den einen Teil am Stolberg (dem Höhenzug nordöstlich von Erfurt), den anderen zwischen der früheren Thomaskirche und dem Löbertor, am Schindergraben — dort, wo jetzt die Herrenbreitengasse ist, lag damals die Meisterei, die Abdeckerei, bis sie ins Borntal verlegt wurde —; der dritte Teil wurde vor dem Brühlertore auf dem Wege nach Bindersleben, am Hügel „Buntemantel". aufgehangen, da, wo Christoph Heczel einen Weinberg besaß; der vierte Teil endlich kam vors Andreastor auf dem Wege nach Gispersleben zu.

Mit Schaudern und Abscheu wendet man sich von solchem grausamen Tun ab — das war also die gute alte Zeit: in ihren Leidenschaften oft ungerecht, mitleidlos und roh bis zur Gemeinheit! Und vornehmlich in Erfurt scheint damals ein besonders roher Pöbel gewesen zu sein: ich erinnere nur an das Schicksal Heinrich Kellners vorher und an das bald darauf folgende Pfaffenstürmen vom 11.—13. Juni 1521. Denn noch im Tode suchte man den Unglücklichen zu verunglimpfen, indem man verbreitete, er habe noch, wie von der Henkersfrau gehört sei, sein Geständnis, das er widerrufen habe, wiederholen wollen, wenn man ihn freilasse, aber seine Mitschuldigen richten

wolle. Dagegen aber erhob sich der Prior des Marienklosters und Bruder Thomas, die bei ihm bis zuletzt ausgehalten hatten, und bezeugten sein Verhalten so, wie es oben geschildert ist. Wer aber die Hetzer gegen ihn gewesen sind, erfahren wir auch, denn als die „Gemeinde" das grausame Verfahren bald bereute, wandte sich die Volkswut gegen keine anderen als gegen Matthes von Luckau, im Jahre 1515 Ratsmeister, und die Ratsherren Hans Alberti und Martin Binckebank: sie waren es also gewesen, die Bobenzahn in den Tod getrieben hatten!

Noch in demselben Jahre 1514 aber wurde Georg Tusenbach enthauptet — er allerdings mehr ein Opfer der Mainzer Politik, denn ihm, der den Dr. Bobenzahn ins Verderben hatte stürzen wollen, gab man — vielleicht nicht mit Unrecht — Schuld, daß er als oberster Vierherr im Jahre 1511 geplant habe, die Mainzer Beamten alle zu töten, ebenso die zwei Stiftskirchen, den Dom und Severi, auszuplündern und auch sonst die Gerechtsame der Geistlichen zu vernichten; und darum soll Ulrich von Hutten, der damals als Mainzer Gesandter in Erfurt weilte, über ihn voll Wut das Wort gesprochen haben: „er muß sterben, und stünde er so hoch wie ein Turm!" Und so geschah es auch. — Doktor Backhus und Tuchheffter aber wurden nach langen Verhören und sogar nach Folterungen (ebenso wie jedenfalls auch Lorenz Stolz und Kaspar Fischer) noch im Jahre 1514 aus der Haft entlassen, nachdem sie nicht geringe Geldsummen hatten zahlen müssen. Näheres ist nicht bekannt, da nichts Genaueres aus den nur für den Anfang des Prozesses vorhandenen Prozeßakten zu ersehen ist; auch der Variloquus bietet zwar manche Einzelheiten, jedoch im ganzen kein klares Bild, und hier interressiert uns das Einzelne nicht. Die Unruhen in Erfurt aber gingen weiter, bis im Jahre 1516 ein Umschwung kam, der bald zum Frieden mit Sachsen führte, während man Mainz ignorierte.

Dies führt uns nun zur Stellung der strikten Frage, ob Bobenzahn wirklich Verrat geübt hat — also, um korrekt zu reden, ob er Erfurt wirklich an Sachsen verraten wollte (nicht „ausliefern", wie man übertreibend sagte), d. h. ob er Sachsens Interessen über die ihm anvertrauten Erfurts stellte und so letztere durch unlautere Begünstigung der ersteren schädigte. Tat er dies, so verübte er Hochverrat und mußte, nach der

Anschauung der damaligen Zeit, unbedingt mit dem Tode bestraft werden, den er dann gerecht erlitt; war dies aber nicht der Fall, so war seine Hinrichtung ein Justizmord, und zwar mit den abscheulichsten und grauenhaftesten Einzelheiten. Die Beantwortung dieser Frage ist nicht leicht, da eben merkwürdigerweise alle Bobenzahn betreffenden Prozeßakten total verschwunden sind. Daher gilt es, mit Unbefangenheit heranzutreten, mit objektiver Ruhe die Untersuchung der Einzelheiten zu führen und dann unbeirrt durch Mitleid das Ergebnis objektiv auszusprechen.

So viel steht wohl fest, daß Bobenzahn mit Kurfürst Friedrich und seinem Bruder Johann keine Verhandlungen geführt hat, sondern, wo er ihnen im besonderen gegenüberstand, sich ihnen stets eher abgünstig, ja feindlich zeigte. Anders freilich ist sein Verhalten der Albertinischen Linie, dem Herzog Georg, dessen Diener er früher war, und ebenso dem herzoglichen Gesandten Schleinitz gegenüber.

Betrachten wir nun Herzog Georgs Politik Erfurt gegenüber im Ganzen, so ergibt sich, daß er es gewesen ist, welcher einen Erfolg Sachsens in den Wirren und Kämpfen von 1509 an verhindert hat. Die Ernestinischen Lande umklammerten Erfurt und sein Gebiet — wie ein Blick auf die von Pastor D. Oergel so trefflich gezeichnete Karte des Erfurtischen Gebietes ergibt, die dem 24. Hefte der „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt" beigegeben ist —, die Albertinischen Länder lagen aber nur im Norden in der Nähe. Herzog Georg konnte also eigentlich in Erfurt gar nichts erreichen, während die Ernestiner durch die Lage ihrer Länder Herren der Straßen waren, die nach Erfurt von allen Seiten her führten. Als Schutzherren waren seit dem Weimarer Vertrage vom 3. Februar 1483 die sächsischen Fürsten als Rechts-Nachfolger der alten thüringischen Landgrafen von Erfurt anerkannt worden, — aber das Gesamthaus Sachsen, das sich erst durch den Leipziger Vertrag vom 26. August 1485 in die zwei Linien der Ernestiner und Albertiner trennte. Leitete deshalb Herzog Georg Rechte an Erfurt auch nach der Trennung für sich ab? Gönnte er etwa deshalb den Ernestinern keine besondere Macht und nicht eine besondere Stellung in Erfurt? Es scheint fast so, obwohl die Ernestiner in korrekter Haltung

nichts ohne ihn taten, anderseits ja auch den mächtigen Vetter nötig hatten, wenn sie wirklich eine so machtvolle Stadt, wie es Erfurt damals war, bezwingen wollten. Es ist ein wenig erfreuliches Intriguenspiel, das wir beobachten können, vom Jahre 1509 an: überall ist Herzog Georg der Hemmschuh bei mancher Entschließung, die sich der schon so bedachtsame und schwerfällige Kurfürst Friedrich abgerungen hatte.

Stellen wir einmal die Tatsachen zusammen! Von vornherein trat Herzog Georg zwar in den Wirren seit 1509 als eifriger Gegner der Erweiterung der Mainzer Machtbefugnisse auf und hatte den Ernestinern gegenüber am Anfange des Streites erklärt, in der Erfurter Frage „als ein Mann" zu seinem Vetter, dem Kurfürsten, stehen zu wollen. Nun hielt es ja der Erfurter Rat, wie oben erwähnt ist, im Jahre 1509 viel mehr mit Sachsen als mit Mainz und war über die in diesem Jahre erfolgte Sendung der Mainzer Beamten wenig erfreut, wie dem Herzog Georg und auch dem kurfürstlichen Vogt v. Thun in Weimar mitgeteilt war; die Mainzer aber fürchteten den Herzog Georg nicht sonderlich, da die friesischen Angelegenheiten ihm viel zu schaffen machten und den besten Teil seiner Kräfte in Anspruch nahmen. Als nun Ende November 1509 etwas gegen die rührige Mainzer Partei in Erfurt geschehen sollte, kamen die Sachsen zu keinem Entschlusse, da sie in breiten und nutzlosen Unterhandlungen unter einander die beste Zeit verloren; endlich riet Georg damals seinen Ernestinischen Vettern, daß sie sich mit Mainz gütlich vertragen möchten; als Herr von Leipzig mit seinem blühenden Handel mußte er auch, um nicht selbst Schaden zu nehmen, es möglichst vermeiden, die reiche Handelsstadt Erfurt zu schädigen, und er gab noch im Herbste 1510 Erfurter Kaufleuten Geleit zur Michaelismesse nach Leipzig. Erfurt nannte er einmal einen „Bienenstock, den man gemeinschaftlich schneiden müsse." Was Georgs innerste Gedanken aber waren, geht aus den Worten einer Niederschrift hervor, die von ihm in dem Dresdener Archiv (Nr. 10511 Fol. 279) vom 21. Februar 1510 liegt: „Die Erfurter Lehen ..... hoffen wir iczund von dem neuen Rate wohl zu bekommen" —, damit konnte er aber nur die allerdings im Weimarer Vertrage vom Jahre 1483 an Sachsen zurückgegebene, einst von dem Landgrafen Albrecht dem Entarteten von Thüringen

an Erfurt verpfändete sogenannte „kleine Grafschaft an der Gera“ (Stotternheim, Mittelhausen und Riethnordhausen), ferner mehrere Bergdörfer auf der Alacher Höhe, darunter Klein-Rettbach, ebenso die ebenfalls 1483 zurückgegebenen, früher von Herzog Wilhelm von Weimar verpfändeten Wagdörfer Bischleben und Rhoda und an der Apfelstedt das Dorf dieses Namens, Kornhochheim und Dietendorf meinen, und wohl auch viele Afterlehen der alten Landgrafen, frühere Besitzungen der Grafen von Gleichen und anderer. Und dachte er vielleicht sogar an Capellendorf, das zu seinen Landen ebenso günstig lag als zu den Ernestinischen? — Daß das obige „wir“ beide sächsische Linien sind, ist kaum anzunehmen, wenn wir festhalten, daß ein Vierteljahr später Herzog Georg durch seine Leute Groß-Vargula (Marktflecken mit Feste, an der Unstrut, nordwestlich von Erfurt) am 5. Juni 1510 einnehmen ließ und es bis 1517 festhielt —, eine Exclave des Erfurter Gebietes und im Besitze Herzogs Georg ein Stützpunkt von seinem Lande her nach Erfurt zu und hart an der Grenze der Erfurtischen Vogtei Walschleben gelegen! So oft nun aber die Ernestiner ihrerseits gegen Erfurt vorgehen wollten, immer hatte Herzog Georg und sein kluger Rat Heinrich von Schleinitz etwas einzuwenden. Im Herbste 1510 war fast eine Entfremdung unter den Vettern eingetreten, da die Ernestiner vielleicht durch die Wegnahme Vargulas die tieferen Gründe im Verhalten Georgs ahnten. Da tauchte Bobenzahn nur ein Vierteljahr später in Erfurt auf, und zwar mit Genehmigung Georgs. Ein direkter Abgesandter desselben ist er ja nicht gewesen, aber der sächsische Herzog sah es gewiß gern, wenn einer seiner früheren angeseheneren Beamten eine einflußreiche Stellung in der von Sachsen und Mainz so heiß umstrittenen Stadt einnahm, um gelegentlich, wenn es sich so machte, des Herzogs Interessen zu vertreten. Konnte er doch so, da in der Politik so vieles möglich ist, und manche plötzliche Chance benutzt werden muß, dem Herzog die besten Dienste leisten. Daß Bobenzahn dabei mit einem gewissen selbständigen Tone auftrat, ja, wenn es sein mußte, den Sachsen gegenüber sich freimütig und ablehnend äußerte — wir beobachteten aber, meist nur den Ernestinern gegenüber —, das lag nur zu sehr in der Natur der Sache und maskierte auch geradezu die Stellung, welche er in Wahrheit

einnahm. Daß Herzog Georg auf Bobenzahn in Erfurt seine Hoffnung setzte, trat sofort in den Separatverhandlungen im Januar 1511 zutage, sodaß Bobenzahn mit Rudolf von der Marten, dem ersten Ratsmeister, und Dietrich Nacke, dem obersten Vierherrn vom Jahre 1510, mit ihm verhandelte, und man bei Johann Staupitz, da damals die Mainzer Partei gänzlich die Oberhand in Erfurt zu gewinnen schien, anregte, in Kurfürst Friedrich eine für Erfurt freundlichere Gesinnung wachzurufen. Das gelang aber nicht. Und noch mehr trat jene Übereinstimmung auf dem Naumburger Tage am 3. Juli 1511 hervor: man wollte von Ernestinischer Seite damals endlich Ernst mit Erfurt machen, „und Herzog Georg möchte darlegen, welche Hilfe er leisten könnte und wollte, auch welchen Anteil an dem zu Erwartenden er beanspruchte.“ Damals aber wollten die Albertiner durchaus ihre Kriegsmittel nicht darlegen, und dann kam es zur Sprache, daß es dem Herzog Georg lieber wäre, die Erfurter Lehen zu erhalten. Da dies die Ernestinischen Räte erschreckte, verlief die Tagung erfolglos. Und als der Kaiser trotz des Achtbriefes vom 4. Juli 1511 an die sächsischen Fürsten seine Abmahnung erließ, Erfurt ja nicht zu vergewaltigen, war keiner froher als der Herzog Georg, der seine Amtsleute in diesem Sinne zu handeln bereits am 10. Juli anwies. Freilich stellten Georgs Räte, als sie von Friedrichs Räten noch einmal am 10. August 1511 um Hilfe angegangen wurden, als Preis ihrer Hilfe die Erfurter Lehen in Abrede; man fühlte in Dresden, daß man zu unvorsichtig die wahren Absichten enthüllt habe; ein Hintertürchen aber fand sich noch, die Hilfe zu versagen: man müsse erst die Landschaft (d. i. die Landstände) um Bewilligung fragen. Die ganze Hinterlist der Georgschen Politik zeigte sich aber, als auf den Tagen zu Fahner und Tannrode die Ernestiner, auf Antrieb ihrer Stände, mit Erfurt verhandeln wollten. — Das zerschlug sich freilich. Aber Herzog Georg nahm dieses so übel, daß die Sachsen im September 1511 untereinander auf so gespanntem Fuße standen, daß man den Bischof von Bamberg als Vermittler in Aussicht nahm. Kurfürst Friedrich ahnte etwas, denn er schrieb am 12. September 1511 an Georg: „es solle wohl mit der Zeit an den Tag kommen, welcher Teil hinter dem anderen feindliche Handlung gesucht habe“; besonders hatte es Friedrich übel vermerkt, daß Georg

den neuen Rat von Erfurt als „Rat und liebe Getreuen“ bezeichnet, auch den Erfurtern Geleit gewährt habe. Am Ende des Jahres 1511 aber waren die Beziehungen Erfurts zu Georg sehr erkaltet, und darum erbat Bobenzahn, wie schon erwähnt ist, am 5. Januar 1512 seinen förmlichen Abschied aus Georgs Diensten. Das Jahr 1512 mit seinen Trierer und Kölner Reichstagen sah die Vettern notgedrungen einig gegen Erfurt, das Reich und Mainz; aber im Jahre 1513 näherten sich Erfurt und Sachsen sehr, besonders verhandelte Heinrich v. Schleinitz, Georgs Gesandter, auf dem Weißenseer Tage, Ende Febr. 1513, mit Bobenzahn, der hier energisch Erfurts Interessen, wie schon erwähnt ist, vertrat, da Sachsen sich bisher nicht gerade als gnädiger Schutzherr für Erfurt erwiesen habe. Aber Bobenzahn und Schleinitz waren auf dem besten Wege sich zu vertragen, wenn nicht Kurfürst Friedrich energisch alle Versöhnungsversuche zurückgewiesen hätte. So scheiterte der Plan, den Bobenzahn und Schleinitz wohl vereinbart hatten, daß Erfurt und Sachsen sich versöhnten, und daß dem Herzog Georg natürlich als dem freundlichen Vermittler besondere Vergünstigungen zuteil würden. Die in Erfurt im Oktober 1513 eintretende Verstimmung und die schon früher erwähnte schroffe Haltung des Rates gegen Sachsen war der notwendige Reflex des Scheiterns der Versöhnungsversuche, natürlich auch Mißstimmung gegen den mit solchem Mißerfolg tätig gewesenen Unterhändler — gegen Bobenzahn!

Das scheint mir nun Bobenzahns Schuld gewesen zu sein: zu weit in dem Bestreben gegangen zu sein, Erfurt mit Sachsen, im besonderen mit Herzog Georg, der hierzu sehr bereit war und im Trüben zu fischen gedachte, zu versöhnen. Dieses wäre ohne größeres Opfer seitens Erfurts nicht abgegangen, ohne Beeinträchtigung seiner ganzen, seit 1509 nun einmal eingeschlagenen Entwickelung, d. h. nicht ohne Wiederherstellung der alten Macht des Rates, Vernichtung aller im Sinne und zu Gunsten der Gemeinde getroffenen Einrichtungen, Abschüttelung aller von Mainz in den Wirren erhobenen Rechte, namentlich Aufhebung des neuen Huldigungseides der Gemeinde; endlich hätte Erfurt auch mancherlei an Sachsen concedieren müssen, dessen Preisgebung jeder patriotische Erfurter für eine Verräterei ansehen mußte.

Weiter ist wohl Bobenzahn nicht gegangen, aber es stand ihm das strenge Wort im Stadtbuche entgegen, welches besagte: „Welcher Bürger mit einem anderen Herrn Verbündnis macht, ohne Wissen und Willen eines Rates und Gemeinde, der soll Leben und Gut verloren haben." Daraufhin ist Bobenzahn der Prozeß gemacht worden, denn in seinen Verhandlungen mit Sachsen, die jedenfalls nicht unbekannt geblieben sind, sah man Verrat; das Schlimmste aber für ihn war, daß sie resultatlos verliefen, und er mit ihnen Mißerfolg hatte. Er wurde verurteilt, wenn er auch die Stadt nicht verraten hat, vielleicht ihr Bestes wollte, das er im engsten Anschluß an Sachsen sah, und zwar an das Albertinische, um den nahen Ernestinern erfolgreich, wenn es nötig war, Widerstand leisten zu können. Damit aber war er weit über seine amtlichen Befugnisse hinausgegangen. Der Variloquus glaubt zwar nicht an eine Verschuldung des Syndikus, tadelt aber seine große Nachgiebigkeit gegenüber der Volksmeinung: — „so habe er Küchlein aufgezogen, die ihm die Augen aushackten und das Leben nähmen." Er ist so für die bei seiner Begünstigung der Volkspartei eigentlich höchst merkwürdige Hinneigung zum Albertinischen Sachsen bestraft worden! Und wo der Pöbel das entscheidende Wort spricht, da ist wahre Klassenjustiz, die grausam und unbillig zugleich ist und nur des Gegners Vernichtung kennt.

Somit war Bobenzahn nach dem geltenden Rechte nicht unschuldig, und seine Verurteilung ist demnach kein Justizmord. So haben es auch die Zeitgenossen aufgefaßt. Auch ist der Zorn gegen ihn zu allgemein und der Haß zu echt! Freilich die Äußerungen, die parteiisch gegen ihn sind, fallen natürlich ebensowenig ins Gewicht, als die, welche ebenso für ihn sind, wohl aber die von unbeteiligten Zeitgenossen, die außerhalb der streitenden Parteien standen, besonders wenn sie nicht in Erfurt lebten. Und da haben wir in den Briefen des bekannten Humanisten Mutianus, der seit 1503 als Canonikus in Gotha lebte, ein unverdächtiges Zeugnis. Hielt er schon früher nichts von Bobenzahn (so schreibt er an Urbanus, Mitte des Jahres 1513 — s. den Briefwechsel des Mutian, herausgegeben von Gillert, I. S. 368: *„Glaubst Du, daß Bobenzahn eine gute Gesinnung hat? Du irrst".), so

urteilt er am 19. Mai 1514 (ebenda II. S. 23 f.), also während des Prozesses, der natürlich ungeheures Aufsehen machte und über den sofort ausführliche Nachrichten nach Gotha gelangten: „Ich habe die Namen der Verworfenen gelesen; wenn des Staates Hoheit verletzt wird, müssen die Gesetze strengstens angewendet werden. Da genügt kein Gefängnis, da ist der Galgen nötig — — —; so möge man gegen die verfahren, denen Erfurt keine Mutter, sondern Stiefmutter ist.“ Er spielt also auf Bobenzahn und Tusenbach an, welche keine geborenen Erfurter waren. Etwas milder urteilt Mutian am 24. Mai 1514 (ebenda II. S. 27 f.), weil er die Pöbelherrschaft fürchtete: „Es steht zu befürchten, daß Bobenzahn das widerfahre, was zu Rom dem Manlius widerfuhr, der die von ihm tapfer verteidigte Freiheit verbrecherisch zu unterdrücken versucht hat.“ Bald darauf, nach der Tötung (in einem Briefe nach dem 31. Mai 1514, ebenda II. S. 30), bedauert er zwar die Grausamkeit, mit welcher man Bobenzahn getötet habe, fährt dann aber fort „Aber wie hat auch Bobenzahn seine Macht mißbraucht! wie viel hat er, grausam mit Eisen und Feuer gefoltert, enthüllt!“ Und daran schließt er (ebenda II. S. 31) in dem folgenden Briefe eine Charakteristik Bobenzahns und Henning Gödes (den er jedenfalls ungerecht beurteilte) an als „Zungendrescher erster Klasse, gleich an rednerischem Ruhm, ähnlich an Geist und Sitten, nämlich durch Hochmut, Habsucht, Treulosigkeit, Verwegenheit und Schandtaten bekannt und berüchtigt.“ Das ist deutlich, und man muß annehmen, daß Mutian, wenn er auch ein leidenschaftlicher Charakter war, doch bei seinem scharfen Verstande sich nicht leicht durch gehaltlose Gerüchte bestimmen ließ, und daß er bei seinem ausgebreiteten Bekanntenkreise, das dürfen wir sicher annehmen, die Meinung der Humanistenkreise, also die der gelehrtesten und gebildetsten Männer der damaligen Zeit, wiedergibt, — wirklich ein bedeutsames Zeichen!

Und daß die Unterhandlungen mit Sachsen wirklich bestanden haben, beweist doch endlich der Umstand, daß sie auch nach Bobenzahns Tode fortgesetzt wurden. Freilich von einem trefflichen Manne, dem eben genannten Juristen Henning Göde, den Mutian so verkannte. Göde, damals in Wittenberg lebend, war bereits am 4. Oktober 1514 in dem Sinne einer

Aussöhnung zwischen Sachsen und Erfurt tätig —, trotz Bobenzahns blutigem Schatten: doch Göde war ja in Wittenberg in Sicherheit! Durch ihn kam im Jahre 1516 der Friede zustande, auf dem Buttelstedter Tage am 3. November 1516. Es scheint fast, als ob das Andenken an den unglücklichen Bobenzahn mitgewirkt hat, der wahrscheinlich auch nicht viel mehr gewollt hat, als Göde später, aber mit g a n z Sachsen, erreichte, während jener zu einseitig zu Herzog Georgs Gunsten wirkte und, da er früher zu hoch in der Volksgunst stand, im Vertrauen hierauf über seine Amtsbefugnisse hinausging. Wir möchten daher, da er mit seinem grausamen Tode mehr als irgend ein anderer eine bei milderem Lichte betrachtete, nicht gar schlimme Verfehlung gesühnt hat — die aber in jenen harten und rauhen Zeiten schwer wog, so schwer, daß sie mit dem grausamsten Tode geahndet zu werden pflegte: des Vaterlandes oder auch nur der Vaterstadt Unabhängigkeit und politische Freiheit, wie sie gerade bestand, nur im geringsten angetastet zu haben —, nicht von ihm scheiden, ohne des frommen Geschichtschreibers m i l d c h r i s t l i c h e n W u n s c h erwähnt zu haben: animus eius fruatur sempiterna requie!

Die Dozenten der medizinischen Fakultät der Universität Erfurt

in den Jahren 1646—1816.

Von

Dr. Richard Loth.

Um ein richtiges Urteil über die Bedeutung der Mitglieder der medizinischen Fakultät der einstigen Universität Erfurt zu gewinnen, dürfen wir uns nicht mit der Frage begnügen, was ist von ihrem geistigen Leben bis auf unsere Zeiten gedrungen, sondern wir müssen uns fragen, welche Bedeutung haben sie für ihre Zeit gehabt, wie ist ihre Tätigkeit von ihren Zeitgenossen bewertet worden. Wenn in den Geisteskämpfen der verschiedenen Zeiten die Professoren der Medizin in Erfurt auch nicht immer dem Fortschritte huldigten und nicht immer zu der Partei gehörten, welcher von der Nachwelt der Siegespreis zuerkannt worden ist, so haben sie doch dadurch, daß sie in den Kampf mit Wort und Schrift eingetreten sind, gezeigt, daß sie dem allgemeinen Kulturfortschritt sowie dem Fortschritt ihrer Wissenschaft ein reges Interesse entgegengebracht haben. Jede Wahrheit muß erst erkämpft werden. Im ehrlichen Kampfe verdient aber der Unterlegene dieselbe Achtung wie der Sieger, wenn letzteren auch der Lorbeer ziert.

Wie wir aus dem Carmen satiricum des Nicolaus de Bibera[1] wissen, besaß Erfurt bereits im 13. Jahrhundert, also lange vor der Gründung der Universität, tüchtige Ärzte und zwar nicht nur Mönchsärzte, sondern auch Ärzte, die aus dem weltlichen Stande hervorgegangen waren. Zwei hebt er als ganz besonders tüchtig hervor:

„Sunt et ibi medici duo, de quibus audio dici,
Quod neque majores sunt usquam vel meliores.“

---

1) Nicolai de Bibera occulti Erfordensis Carmen Satiricum. Eine Quelle des XIII. Jahrhunderts, neu herausgegeben und erläutert von Theodor Fischer, Dr. phil. Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete. Bd. I. Erfurter Denkmäler. Halle 1870.

Auch über die anderen Ärzte fällt er ein günstiges Urteil.

„Sunt et adhuc medici plures, quos non ita dici
audio subtiles, nec eos tamen estimo viles.“

Weit über die Erfurter Grenzen hinaus, im ganzen mittelniederdeutschen Sprachgebiet hatte der Ruf der Ärzte Erfurts bereits vor der Gründung der Universität einen guten Klang. Es beweist dieses ein auf der Herzoglichen Bibliothek in Gotha aufbewahrtes handschriftliches mittelniederdeutsches Arzneibuch. Der Anfang des III. Hauptteils dieser Handschrift, welcher im Jahre 1325 geschrieben ist, lautet:

„Desse artikel sint gemaket deme konyngke van vrankrike van den besten arsten, de to paris weren unde sint bestediget van den besten mesteren to erffordie und heft velen luden gehulpen.“ [1)]

Es folgen Aderlaßvorschriften bei Erkrankungen der Drüsen.

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Mitglieder der medizinischen Fakultät, in deren Hand in den ersten Jahren nach der Gründung der Universität i. J. 1392 als Rektoren die Leitung der Universität lag, und welche bei der Gründung der Universität sich in die Matrikel eingetragen haben, bereits vor deren Gründung als Ärzte in Erfurt eine Rolle gespielt haben. Es konnte daher der Rat der Stadt Erfurt bei der Gründung der Universität, der ersten in Mitteldeutschland, es wagen, gleich eine medizinische Fakultät mit in's Leben zu rufen.

Amplonius Ratynghen de Berka (1365—1435), Magister in artibus und Doctor in medicina, welcher als zweiter in der Reihe der Rektoren diese Würde im Jahre 1394/95 bekleidete, legte eine Handschriftensammlung an, welche er der Stadt Erfurt schenkte und die noch heute auf der Königl. Bibliothek in einem besonderen feuersicheren Raume aufbewahrt wird, ein Beweis für den hervorragend wissenschaftlichen Wert, welcher dieser Handschriftensammlung auch heute noch beigemessen wird. Amplonius gründete ferner aus seinem Vermögen einen Unterstützungsfonds für Studierende, welcher heute noch besteht und dessen Kapitalvermögen rund 100000 Mark beträgt.

---

1) Cod. Goth. Chart. A. 980. s. 1. Programm des Gymnasium Ernestinum zu Gotha „Das mittelniederdeutsche Gothaer Arzneibuch und seine Pflanzennamen“ von Prof. Dr. Regel. 1872.

2. Erik Björman, Upsala Universitets Årsskrift 1902, Filos. Språk. Vetensk. och histor. Vetensk. 3.

Eine Anzahl der begeistertsten Förderer des Humanismus gehörte der Erfurter medizinischen Fakultät an. Es sind dieses Georg Sturz, Johannes Copus, Rembertus Segenmeier und Georg Eberbach.

Die Erfurter Stadtphysiker und Professoren der Medizin Johann Hebenstreit (1525—1569) und Andreas Starck (1584—1609 Stadtphysikus in Erfurt und in den Jahren 1600—1609 alleiniges Mitglied der Fakultät) gingen in ihren Schriften[1] energisch gegen die Kurpfuscherei und das in jenen Zeiten unsinnig betriebene Harnbeschauen und Aderlassen vor.

Die neuen Lehren des Paracelsus teilten auch die Mitglieder der Erfurter medizinischen Fakultät in zwei Lager. Gegen den Erfurter medicus und chemicus Johannes Gramannus, welcher die Anhänger des Galen scharf angegriffen und die Lehren des Paracelsus verteidigt hatte in Schriften[2], welche er ohne Erlaubnis der Fakultät dem Drucke übergeben hatte, nahm Joachim Querntenus in seiner Eigenschaft als Dekan amtlich Stellung. Auch Bruno Seidel (in den Jahren 1565—1591 Arzt in Erfurt und Prof. der Physik) und Bartholomäus Hübner (in den Jahren 1567—1597 Arzt in Erfurt) traten in ihren Schriften als Gegner der Lehren des Paracelsus auf, während der oben erwähnte Dr. Andreas Starck und David Crusius (1589—1640) in ihren Schriften energisch für die Lehren des Paracelsus eintraten.

Bruno Seidel wandte sich in seiner im Jahre 1577 in Erfurt erschienenen Schrift „Sententia de iis, quae Laurentius Joubertus

---

1) s. meine Arbeiten: 1. „Zwei Erfurter Stadtphysici aus dem 16. Jahrhundert." Correspondenzblätter d. allg. ärztl. Vereins v. Thüringen. 1903. No. 4.

2. Das Medizinalwesen, der ärztliche Stand und die medizinische Fakultät bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts in Erfurt. Jahrbücher der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge. Heft XXX. Erfurt 1904.

2) Gramannus hatte gegen die Anhänger des Galen die Schrift Traktatum de pharmaco purgante, Erfurt 1593, herausgegeben, welche viel Widerspruch erfuhr. Zu seiner Verteidigung schrieb er Apologetica refutatio calumniae, qua Paracelsistae Philosophi et Medici saniores nimis violenta corrosiva deleteria aegris propinare dicuntur. Erfurt 1593. (Kestner, medicinisches Gelehrten-Lexicon. Jena 1740) ferner Responsoria ad progymnasmata quorundam antichymistarum, in qua calumniis refutatis imperfectio artis Galenicae ostenditur. Erfurt 1594. (Gmelin, Geschichte der Chemie, Göttingen 1797).

in paradoxis suis de febrium humoralium origine ac materia disputavit", gegen die Fiebertheorien des Kanzlers der Universität Montpellier, Laurentius Joubertus. Er verteidigte die Grundsätze des Galen von der Fäulnis der Säfte als Ursache vieler Krankheiten, insbesondere der Faulfieber.[1]

Zu den Gegnern der epochemachenden experimentell-physiologischen Untersuchungen des englischen Arztes William Harvey über den Blutkreislauf gehörte auch der Erfurter Professor Eccardus Leichner, welcher nicht nur eine Reihe von Arbeiten gegen die Harvey'sche Entdeckung richtete, sondern auch in seinen Schriften gegen die Lehren des Cartesius und van Helmont auftrat. Auch wandte er sich in einer Streitschrift gegen den Leipziger Professor der Medizin Paulus Ammannus, welcher in seinen Schriften die Grundsätze des Aristoteles, Hippokrates und Galen angegriffen hatte.

Früh haben Sektionen an menschlichen Leichen zum Studium der Anatomie auf der Erfurter Universität stattgefunden, wenn auch zum regelmäßigen Unterricht in der Anatomie und praktischen Chirurgie bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts Tierkörper benutzt wurden. Bereits i. J. 1636 erbat sich der Adjunktus der medizinischen Fakultät Quirinus Pflug die Leiche eines zum Tode Verurteilten vom Rate zur Sektion aus, die der Akademie, wie er schrieb, zum besonderen Ruhme und der medizinischen Fakultät zum Ansehen gereichen würde. Vom Jahre 1675 liegt mir ein Einladungsprogramm zu einer öffentlichen Sektion von Professor Ruperti vor. In den Jahren 1687 und 1688 wurden von den Professoren Vesti und Alberti vier öffentliche Sektionen vorgenommen, eine Zahl, wie sie zu jener Zeit nur selten auf deutschen Universitäten vorkam. Die Professoren Alberti und Albrecht beseelte bei den Sektionen ein solcher Eifer, daß sie diese, da in der Universität kein geeigneter Raum vorhanden war, in ihrer Wohnung oder ihrem Garten vornahmen und hierzu alle, „quorum se ipsos noscere interest" einluden. Eysel lehrte bei seinen anatomischen Vorlesungen seine Zuhörer den Gebrauch des Mikroskops, er zeigte bereits i. J. 1698 an: „ea quae nonnisi oculo armato

[1] Die Schriften der Erfurter Ärzte bis zu dieser Zeit finden sich in meiner oben erwähnten Arbeit „Das Medizinalwesen, der ärztliche Stand usw." in diesen Jahrbüchern. Heft XXX. 1904.

conspici possunt, beneficio microscopiorum sedulo investigabit et demonstrabit."

Bei der Gründung der Universität Göttingen erhielt der Erfurter Professor Johann Wilhelm Albrecht i. J. 1734 einen ehrenvollen Ruf dorthin und übernahm als erster das Dekanat der medizinischen Fakultät. Insbesondere machte er sich dort um die anatomischen Vorlesungen sehr verdient. Erfurt gehört zu den ersten Universitäten, auf welcher die Studenten gelehrt wurde, selbst Sektionen an menschlichen Leichen vorzunehmen und anatomische Präparate sowie Injektionen zu machen.[1] Im Jahre 1734 gab der Erfurter Professor Elias Büchner unter dem Pseudonym Ernestus Faginus das Dispensatorium regium et Electorale Borusso-Brandenburgicum neu heraus, von welchem Prof. Paul Heinrich Vogel eine weitere Auflage veranstaltete. Im Jahre 1736 verlegte Büchner in seiner Eigenschaft als Präsident die Sammlungen und die Bibliothek der Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinischen deutschen Akademie der Naturforscher von Nürnberg nach Erfurt, wo sie bis zum Jahre 1805 verblieben. Büchner erhielt im Jahre 1745 einen Ruf als Professor der Medizin und Physik mit dem Charakter eines Königlich Preußischen Geh. Rats nach Halle. Er war 34 Jahre lang Präsident der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts vollzog sich ein gewaltiger Umschwung auf dem Gebiete des medizinischen Unterrichts. Die Mitglieder der jungen, im Jahre 1754 gegründeten Kurfürstlichen Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, soweit sie der medizinischen Fakultät angehörten, insbesondere die beiden Professoren der Medizin Wilhelm Baumer und Andreas Mangold sahen mit Recht ein, daß die „uralte" Universität Erfurt den neuen Anforderungen, welche die medizinischen und naturwissenschaftlichen Fortschritte an den Unterricht stellten, nicht mehr gerecht zu werden vermochte. Sie suchten deshalb mit aller Energie und mit glücklichem Erfolg den Anforderungen der Neuzeit auf dem Gebiete der Anatomie, Chirurgie, Botanik und Chemie gegen den Willen des Dekans der medizinischen Fakultät, des an sich tüchtigen, aber

[1] s. meine Arbeit „Die Entwicklung der Anatomie, Chirurgie und Geburtshilfe auf der Universität Erfurt". Correspondenzbl. d. Allg. ärztl. Ver. v. Thür. 1905. Nr. 5 u. 6.

den alten Überlieferungen zu sehr ergebenen und Neuerungen abholden Professors Hieronymus Kniphof, bei dem Kurfürsten von Mainz, Johann Friedrich, Geltung zu verschaffen. An die Stelle der Benutzung von Tieren zu anatomischen und chirurgischen Vorlesungen, auch an lebenden Tieren wurden die Operationen gelehrt, trat die zielbewußt durchgeführte anatomische Präparation der menschlichen Leiche, welche auch zur Erlernung der chirurgischen Operationen benutzt wurde. Die Sektion war nicht mehr ein interessantes Schauspiel, um dem „nosce te ipsum" zu genügen, sondern sie wurde eines der wichtigsten Hilfsmittel zur Erkennung und damit zur Heilung der menschlichen Leiden. Die Sektionen wurden nicht mehr im medizinischen Hörsaal, sondern in einem eigenen, der Akademie gehörigen anatomischen Theater vorgenommen. Allmählich wurden auch die pathologischen Veränderungen an der Leiche nicht mehr als interessante Kuriositäten angestaunt, sondern sie bildeten die Grundlage für eine neue wichtige Hilfswissenschaft der Medizin. Seit dem Jahre 1790 las der Professor August Friedrich Hecker pathologische Physiologie und Heinrich Thilow pathologische Anatomie. Hecker erhielt im Jahre 1805 einen Ruf nach Berlin. Die reichhaltige anatomische und pathologisch-anatomische Sammlung Thilows wurde im Jahre 1830 vom Staate für die medizinisch-chirurgische Lehranstalt zu Magdeburg angekauft.

Auch auf dem Gebiete der Botanik, Mineralogie und Chemie entwickelte sich seit der Gründung der kurfürstlichen Akademie nützlicher Wissenschaften neues Leben. Auf ihre Anregung hin wurde ein neuer botanischer Garten und ein chemisches Laboratorium gegründet. Erfurt gehörte zu den ersten Universitäten, auf welchen geologische Exkursionen mit den Studenten eingeführt wurden, welche Prof. Wilhelm Baumer nach seiner Übersiedelung nach Gießen im Jahre 1765 dort mit Eifer fortsetzte. Schon vorher hatte Kniphof seine heute noch bewunderungswerten Pflanzenabdrücke in seinem „Herbarium vivum" herausgegeben. Nach ihm erhielt die Pflanze Tritoma Kniphofia ihren Namen. Er war seit dem Jahre 1745 Bibliothekar der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher. Die Professoren Nonne und Planer haben sich um die systematische Botanik Erfurts große Verdienste erworben. Schon am Ende des

17. Jahrhunderts hatte Vesti botanische Exkursionen mit seinen Studenten eingeführt. Die Professoren Hieronymus Ludolf und Andreas Mangold waren für ihre Zeit tüchtige Lehrer der Chemie.

Wie in der Zeit der Gründung eines anatomischen Theaters die Professoren Wilh. Baumer und Andreas Mangold die Fakultät aufgerüttelt hatten, so mußte im Jahre 1771 der Demonstrator Chirurgiae et artis obstetriciae Matthäus Franz Alix, ein Pariser, welcher im Jahre 1774 als Professor und Oberaufseher an die Hebammenschule nach Fulda berufen wurde, erst bei der Fakultät große Schwierigkeiten überwinden, bevor er seine Neuerungen auf dem Gebiete des geburtshilflichen und chirurgischen Unterrichts nach modernen Grundsätzen durchführen konnte. Die Fakultät hielt vielfach allzufest an ihren althergebrachten Einrichtungen und Satzungen. Es fehlte ihr die Kraft, das mittelalterliche Gebäude durch ein modernes, dem naturwissenschaftlichen Zeitalter Rechnung tragendes, zu ersetzen. Es fehlten ihr aber auch bei gutem Willen die Mittel, um die geforderten Neuerungen, ein anatomisches Theater, einen botanischen Garten, zoologische, mineralogische, physikalische Sammlungen, ein chemisches Laboratorium und klinische Anstalten zu erhalten und tüchtige Kräfte zu besolden.

Auf dem Gebiete der Geburtshilfe erhielt Johann Friedrich Weißenborn im Jahre 1778 ein öffentliches Lehramt zum Unterricht der Hebammen. Er wurde im Jahre 1787 Direktor des von dem Statthalter Carl von Dalberg ins Leben gerufenen Entbindungshauses. Seine „Anleitung zur Geburtshilfe“ erschien in zwei Auflagen und wurde auf vielen auswärtigen Hebammenanstalten als Lehrbuch benutzt.

Früh pflegte die medizinische Fakultät zu Erfurt die Geschichte der Medizin. Bereits im Jahre 1770 las der Professor Paul Baumer dieses Lehrfach, seit dem Jahre 1771 las Eusebius Rumpel und später Heinrich August Erhard ein ständiges Colleg über diesen Lehrgegenstand. Bartholomäus Trommsdorff las über die Geschichte der Chemie, August Friedrich Hecker über die Geschichte der Pocken und der Impfung und Leonardus Löber über die Geschichte der Geburtshilfe.

Bartholomäus Trommsdorff, Professor der Medizin und Direktor der von ihm bereits im Jahre 1795 in's Leben gerufenen „chemisch-physikalisch-pharmaceutischen Pensionsanstalt“, der

ersten Lehranstalt für Pharmazeuten in Deutschland, und Joh. Jacob Bernhardi, der letzte Dekan der medizinischen Fakultät, seit dem Jahre 1799 Direktor des botanischen Gartens, haben eine weit über Deutschland hinausgehende Bedeutung genossen. Ihre Institute sind zu hoher Blüte gelangt und haben die Universität, welche im Jahre 1816 aufgehoben wurde, noch lange überlebt. Der von den Professoren Christian Friedrich Bucholz, Johann Bartholomäus Trommsdorff und Adolph Ferdinand Gehlen ins Leben gerufene Unterstützungsfonds für ausgediente Apothekergehilfen besteht noch heute und verfügt über ein Vermögen von rund 200000 Mk. Welch' geringes Verständnis zu jener Zeit noch einzelne Regierungen für die Ausbildung der Pharmazeuten zeigten, beweist ein Antwortschreiben, welches Justus v. Liebig bei seinem Antrag, eine pharmazeutische Lehranstalt in Gießen zu errichten, im Jahre 1825 von einem Senatsmitglied erhielt: „Es sei Aufgabe der Universität, die künftigen Staatsdiener heranzubilden, folglich liege ihr die Ausbildung der Apotheker, Seifensieder, Bierbrauer, Liqueurfabrikanten, Färber, Essigsieder, Drogisten und Spezereikrämer vollständig fern." Erst im Jahre 1825 wurden in Jena, 1829 in Halle und Erlangen die ersten staatlichen Institute eröffnet. Die preußische Regierung bestimmte im Jahre 1823, daß allen Apothekern, die einen vollständigen Kursus bei Trommsdorff durchgemacht, 1—2 Jahre von der Servierzeit erlassen werden sollten.

Es hat also die medizinische Fakultät der Universität Erfurt Kräfte besessen, die es wohl wert erscheinen lassen, auf das Leben der einzelnen näher einzugehen, insbesondere da seit dem Jahre 1755, seit dem Erscheinen von „M. Gottlob Gottlieb Osanns Erfordia literata, oder Gelehrtes Erfurt, als eine Fortsetzung der Motschmann- und Sinnholdschen Arbeit" keine zusammenhängende Arbeit über die Erfurter Gelehrtengeschichte wieder im Druck erschienen ist. Bei einer derartigen Aufgabe ist es nun von vornherein auszuschließen, Vollkommenes zu schaffen, denn wenn auch zur Feststellung des Lebenslaufes bei Einzelnen das Material reichlich fließt, so ist es doch bei anderen um so spärlicher vorhanden. Es gilt dieses insbesondere auch für die uns hinterlassenen Druckschriften. Von den Dissertationen habe ich nur die Inauguraldissertationen angeführt.

Der Übersichtlichkeit halber habe ich die Namen alphabetisch geordnet. Die Mediziner, welche der philosophischen, aber nicht der medizinischen Fakultät angehört haben, habe ich mit behandelt. Als Quellen dienen mir die im Literaturverzeichnis angeführten Gelehrtengeschichten. Doch bieten diese, abgesehen von den Gelehrtengeschichten Motschmanns, Sinnholds und Osanns, von Erfurter Medizinern nicht viel. Als Unterlage dienen mir ferner die Vorlesungsverzeichnisse und Programme der Universität, welche sich zum Teil auf der Königl. Bibliothek, zum Teil auf der Erfurter Ministerialbibliothek unter der Signatur: Programmata et Lektiones Academicae K. XXXIV etc. vorfinden. Leider sind sie nur unvollständig vorhanden. Ferner sind von Wichtigkeit die noch vorhandenen gedruckten Disputationen und Dissertationen, die Universitätsmatrikel sowie die handschriftlichen Akten der jetzigen Königlichen, früher Kurfürstlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, welche sich auf der Königl. Bibliothek befinden. Als eine Hauptquelle dient mir der auf dem städtischen Archiv liegende handschriftliche Nachlaß eines der letzten Dozenten der medizinischen Fakultät, Dr. med. Heinrich August Erhard, eines Sohnes des Prof. der Medizin Dr. Joh. Gottlieb Erhard, welcher im Jahre 1851 als Archivar des Provinzialarchivs in Münster i. W. starb. (Handschriftenkatalog A. IX. 13.) Er vereinigte also, aus den Erfurter Professorenkreisen stammend, selbst ein Universitätsdozent, mit dem lokalhistorischen Interesse für seine Vaterstadt die Sachkenntnis des Mediziners sowie des Geschichtsforschers. Endlich dienen mir als Quelle die von mir im Laufe der Jahre bei meinen Studien auf dem Gebiete des Erfurter Medizinalwesens gemachten Notizen.

Auf die Schicksale der medizinischen Fakultät und die Tätigkeit ihrer Dozenten aus den Jahren 1392—1646 bin ich bereits in diesen Jahrbüchern Heft XXX, 1904, S. 422—466 näher eingegangen. Es erübrigt also noch, den Lebenslauf und die Tätigkeit der Dozenten der Jahre 1646—1816 zu behandeln.

Johann Christoph Adlung, geb. i. J. 1648 zu Erfurt, besuchte die Universitäten Erfurt, Leipzig und Wittenberg. Neben der Medizin studierte er orientalische Sprachen. Er kehrte nach einem dreijährigen Aufenthalt in Wittenberg nach Erfurt zurück, wurde im Jahre 1672 in der philosophischen Fakultät Professor der orientalischen Sprachen, welche Professur er bis zu seinem Tode inne gehabt hat. 1676 promovierte er in der medizinischen Fakultät und wurde Assessor der medizinischen Fakultät. 1678 wurde er Mitglied der Akademie der Naturforscher, starb 1681.

Medizinische Schriften: 1) Disputationes de causis laborantibus naturae obstetricantibus, virtute scil. coeli et ignis subterranei. Wittenberg 1669.
2) Miraculosa eaque catholica in piscina Bethesdea morborum cura. Erfurt 1676.

Johann Jacob Adelung, wurde zu Dachwig b. Erfurt, wo sein Vater Pastor war, im Jahre 1680 geboren. Im Jahre 1699 ging er, um Medizin zu studieren, auf die Universität Halle. Nach Vollendung seiner Studien besuchte er die Universitäten Wittenberg, Leipzig, Jena und promovierte im Jahre 1711 in Erfurt, nachdem er im Jahre 1709 seine Inaugural-Disputation gehalten hatte. Als im Jahre 1734 Prof. Albrecht nach Göttingen berufen wurde, erhielt er dessen außerordentliche Professur im Jahre 1735. Im Jahre 1724 wurde er Inspektor des großen Hospitals, welche Stelle er aber im Jahre 1737 wieder niederlegte. Er starb im Jahre 1737.

Schriften: 1) Diss. inaug. De moralitatis vi medica. Erfurt 1709.
2) Programm: De criteriis verae theoriae medicae. Erfurt 1735.

Heinrich Christoph Alberti, aus Erfurt, promovierte im Jahre 1684, wurde 1689 Assessor extraordinarius cum spe successionis. Im Jahre 1692 rückte er in die durch die Resignation des Professors Petri erledigte ordentliche Professur Pathologiae ac Praxeos ein. Er starb im Jahre 1693. Er lud zu öffentlichen Sektionen in seiner Wohnung ein.

Diss.: De contagiis malignis. Erfurt 1682.

Johann Wilhelm Albrecht, wurde im Jahre 1703 zu Erfurt geboren. Sein Vater Johann Andreas Albrecht war Mitglied des Stadtrats. Im Jahre 1722 bezog er die Universität Jena, später Wittenberg. Nach Beendigung seiner Universitäts-

studien machte er eine Reise nach Straßburg und Paris, um sich vorzüglich in der Anatomie und Chirurgie zu vervollkommnen. Nach Erfurt zurückgekehrt, promovierte er im Jahre 1727. Diss. de morbis epidemicis. Im Jahre 1728 erhielt er nach Dr. Zieglers Tod das Landphysikat. Im folgenden Jahre wurde er außerordentlicher Professor bei der medizinischen Fakultät. Er gab anatomische Demonstrationen, zu denen er jedesmal durch angeschlagene Programme einlud. Bei der Gründung der Universität Göttingen wurde er im Jahre 1734 dorthin berufen. Er erhielt dort eine ordentliche Professur für die Fächer Anatomie, Chirurgie und Botanik. In Göttingen übernahm er das Dekanat der medizinischen Fakultät und hielt noch vor der wirklichen Inauguration der Universität die erste Doktorpromotion. Er starb im Jahre 1736. Die Witwe verheiratete sich wieder im Jahre 1742 mit dem berühmten Abt Jerusalem in Braunschweig.

Schriften: 1) Observationes anatomicae circa duo cadavera masculina. Erfurt 1730.
2) Tractatus physicus de tempestate, cui subjungitur observatio circa vasa lymphatica ventriculi instituta. Erfurt 1731.
3) Tractatus physicus de effectibus Musices in corpus animatum. Lips. 1734.
4) Programm bei Beginn seiner Vorlesungen in Göttingen: De criteriis verae theoriae medicae.
5) Programma de vitandis erroribus in doctrina medica. Göttingen 1734.
6) Programma de vitandis erroribus in medicina mechanica. Göttingen 1735.
7) Paraenesis ad artis medicinae cultores, dum duorum cadaverum masculinorum sectionem anatomicam primum obiret. Göttingen 1735.
8) Diss. inauguralis de spiritu vini ejusque usu et abusu. Göttingen 1735, nebst dem dazugehörigen Programm:
9) Programma de loco quodam Hippokratis de natura, quae nulla praecedente disciplina, quae opus sunt in homine, perficit.
10) Im commerc. lit. Nov. 1735 S. 153. Observatio de camforae usu in Purpura et Inflammationibus internis. S. 321. De vulnere capitis cum laesione cerebri trepanatione sanato 1736. De vi Corticis peruviani in sistendis gangräna et sphacelo a causa interna natis.

Johannes Friedrich Ernst Albrecht, Dr. med., las in den Jahren 1772—1776 als Privatdozent Materia medica, Me-

dicina legalis, Therapie, historia medicinae, Geburtshilfe und morbi venerei. Er promovierte im Jahre 1772 in Erfurt.

Diss. inaug.: De purpura alba maligna inprim. par. ac benigna. Erfurt 1772.

Matthäus Franz Alix, wurde geboren im Jahre 1738 zu Paris. Er wurde im Jahre 1768 als Chirurgiae Candidatus in Erfurt immatrikuliert und im folgenden Jahre als Demonstrator chirurgiae et artis obstetriciae angestellt. In demselben Jahre promovierte er in Erfurt zum Dr. Chirurgie. Dissertation: De duabus prope perinaeum fistulis urinam purulentam excernentibus. Er erwarb sich um die Organisation der praktischen Geburtshilfe und der Chirurgie in Erfurt große Verdienste. Er hielt nicht nur einen Operationskursus an Leichen ab, sondern lud auch seine Zuhörer zu Operationen an Lebenden ein. Er hielt ferner einen praktischen geburtshilflichen Kursus am Phantom ab. Er leitete einen Verbandkursus und las Osteologie, Erkrankungen der Knochen und Geburtshilfe. Auch lud er seine Zuhörer zu poliklinischen Entbindungen ein. Im Jahre 1771 wurde er zum Mitglied der Kurfürstlichen Akademie nützlicher Wissenschaften in Erfurt ernannt. Im Jahre 1774 promovierte er zum Dr. Med. Dissertation: De quaestionibus medico-legalibus ex chirurgia declarandis. Er wurde kurze Zeit darauf Professor und Oberaufseher der Hebammenschule in Fulda und Brunnenmedicus zu Brückenau und starb im Jahre 1782.

Schriften: 1) Raulin's kurzgefaßte Anweisung zur Hebammenkunst aus dem Französischen übersetzt und mit Zusätzen vermehrt. Erfurt 1771.

2) Anweisung zur Wundarzneikunst. Riga 1772.

3) De nociva mortuorum intra sacras aedes urbiumque muros sepultura. Erford. 1773.

4) Fermin's höchstnötiger Unterricht an das Landvolk von der tierischen Haushaltung. 2 Teile. Frankfurt und Leipzig 1773.

5) Observata chirurgica Fasc. I—III. Altenburg 1774—1777.

6) Das Neueste von den Mineralwassern bei Brückenau im Fuldaschen-Nouvelles Instructions sur les eaux minérales de Brückenau en la Principauté de Fulda, traduites de l'allemand de Mr. Weikard par Mr. Alix 1776.

Johann Wilhelm Baumer, wurde im Jahre 1719 zu Rehweiler in der Grafschraft Franken, wo sein Vater Wildmeister in gräflich Castell-Rantzauischen Diensten war, geboren. Im

Jahre 1739 bezog er, um Theologie zu studieren, die Universität Halle, wo sein älterer Bruder Johann Albert ebenfalls Theologie studierte. Im folgenden Jahre ging er nach Jena, erhielt hier im Jahre 1742 die Magisterwürde und wurde in demselben Jahre als evang. Pfarrer nach Krautheim vom Grafen Castell berufen. Wegen eines beginnenden Blutspeiens legte er sein Pfarramt im Jahre 1746 nieder. Er studierte hierauf in Halle Medizin. Im Jahre 1748 promovierte er und ließ sich in Erfurt nieder. Er ließ sich bei der philosophischen Fakultät nostrifizieren und begann seine Vorlesungen über Philosophie und lateinischen Stil. Zugleich nahm er junge Studenten in sein Haus, unter welchen sich auch sein Vetter Wieland befand. Im Jahre 1750 unternahm er mit zwei Studenten eine wissenschaftliche Reise durch Holland. Nach Erfurt zurückgekehrt, wurde er im Jahre 1752 außerordentlicher Professor bei der philosophischen Fakultät und im Jahre 1754 außerordentlicher Professor bei der medizinischen Fakultät. Er gehörte zu den Gründern der im Jahre 1754 in's Leben gerufenen Kurfürstl. Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt und wurde ihr Sekretär. Auf seinen Antrieb wurde ein Sanitätskollegium gegründet, und der anatomische Unterricht wurde auf seine Veranlassung durch die Gründung eines anatomischen Theaters und Anstellung eines Prosectors wesentlich verbessert. Er führte in Erfurt zuerst mineralogische Exkursionen ein. Im Jahre 1755 wurde er ordentlicher Professor bei der philosophischen Fakultät und übernahm das Lehramt der Physik. Er gründete die erste Klinik als ein Privatunternehmen, welche im Jahre 1757 zu einer öffentlichen Anstalt erhoben wurde. Zu gleicher Zeit wurde er ordentlicher Professor. Im Jahre 1758 erhielt er das Prädikat eines kurfürstl. Rats. Im Jahre 1764 wurde er als Professor nach Gießen berufen, wohin er im Jahre 1765 übersiedelte. Hier wurde ihm der Titel eines Bergrats verliehen. Als im Jahre 1777 zwecks Verbesserung des Studiums der Cameralwissenschaften eine besondere staatswirtschaftliche Fakultät errichtet wurde, erhielt er auch an dieser eine Professur. Sein Hauptfach war Mineralogie und Bergkunde. Auch kam die Fürstl. hessische akademische Gesellschaft zu Gießen hauptsächlich auf seinen Antrieb zu Stande. Er starb im Jahre 1788. Siehe meine Arbeit in diesen Jahrbüchern, Heft

XXXII 1906: „Dr. Joh. Wilh. Baumer, der erste Sekretär der Königlichen Akademie gemeinnützlger Wissenschaften zu Erfurt."

Schriften: 1) De justitia divina 1741. Diss.

2) De Haemoptoe. Hal. 1748. Diss.

3) De nexu rerum hypothetice necessario libertatem moralem non auferente. Erfurt 1749. Zur Habilitation bei der philosoph. Fakultät zu Erfurt.

4) Vollständige lateinische Sprachkunst nach wissenschaftlicher Lesart abgehandelt. Erfurt 1749.

5) Fundamenta psychologico-logica. Erfurt 1752.

6) Programm de ratione, qua Philosophiae studia ingredimur. Erfurt 1752.

7) In Physicae experim. Elem. conscr. ab Andr. Gordon auct. a Bernh. Grant. Tom. II. Erfurt 1753 ist die Physiologie [p. 555—656] von ihm bearbeitet.

8) Diss. de natura animali. Erfurt 1754.

9) Progr. de morbis articulorum. Erfurt 1754.

10) Progr. de Electricitatis effectibus in corpore animali. Erfurt 1755.

11) Diss. de Mineralogia Territorii Erfordensis. Erfurt 1755.

12) Naturgeschichte des Mineralreichs mit besonderer Anwendung auf Thüringen. 1. und 2. Bd. Gotha 1763—1764.

13) Henr. Bassii Tractatus de morbis venereis. Erfurt et Gotha 1763.

14) Historia naturalis lapidum pretiorum omnium, nec non terrarum et lapidum hactenus in usus medicos vocatorum. Francof. 1771. Deutsch von Carl v. Meidinger. Wien 1774.

15) Via valetudinem secundam tuendi et vitae terminum prorogandi compendiaria. Gießen 1771.

16) Progr. de febre katarrhali epidemica maligna. Gießen 1773.

17) Progr. sist. observationes de placentarum uterinarum in motas vesicarias mutatione. Gießen 1776.

18) Progr. Cautelas chymico-medicas de sacchari usu proponens. Gießen 1776.

19) Progr. de haemorrhoidibus mucosis earumque sympathia cum asthmate humoroso. Gießen 1776.

20) Progr. monita quaedam de variolis earumque curatione et insitione proponens. Gießen 1776.

21) Progr. de aqua calcis naturali vel soteria alcalina. Gießen 1776.

22) Progr. de iis. quae spasmis rigidis particularibus communia sunt. Gießen 1776.

23) Progr. de erroribus circa aquarum soteriarum usum vulgo admitti solitis. Gießen 1776.

24) Progr. de exstaseos et katalepseos differentia. Gießen.

25) Fundamenta politiae medicae, cum annexo catalogo commodae Pharmacopoliorum visitatione inserviente. Francf. et Lips. 1777.

26) Medicina forensis praeter partes consuetas primas lineas jurisprudentiae medico-militaris et veterinario-civilis continens. Francf. et Lips. 1778.
27) Fundamenta geographiae et hydrographiae subterraneae. Gießen 1779.
28) Historia naturalis regni mineralogici ad naturae ductum tradita. Francf. 1780.
29) Progr. de hydrargyro. Gießen 1782.
30) Progr. Historiam Mercurii cornei Hassiaci naturalem et chymicam investigationem tradens. Gießen 1782.
31) Bibliotheka chemica. Gießen 1782.
32) Fundamenta Chemiae theoretico-practicae. Gießen 1783.
33) Anthropologia anatomico-physica. Francf. 1784.
34) Progr. de signis vitae neogeniti a partu peracto rite dijudicandis. Gießen 1788.
35) Progr. de haemorrhoidibus arteriosis. Gießen 1788.
36) Progr. de haemorrhoidibus symptomaticis. Gießen 1788.
37) Eine größere Reihe von Arbeiten ist in den Act. Acad. Scientiarum util. Erford. und in den Act. philosophico-med. Societ. academ. Scientiar. princip. Hassiacae [Gießen 1771] veröffentlicht.

Johann Paul Baumer, war ein jüngerer Bruder Wilhelm Baumers. Er war zu Rehweiler in der Grafschaft Castell im Jahre 1725 geboren. In den Jahren 1746—1749 studierte er in Halle Medizin, wandte sich dann aber fast gleichzeitig mit seinem älteren Bruder nach Erfurt, wo er im Jahre 1749 die Doktorwürde erhielt. Er praktizierte hierauf anfangs in Sömmerda, später in Erfurt, wo er im Jahre 1754 seine Vorlesungen begann und zugleich Mitglied der kurfürstlichen Akademie nützlicher Wissenschaften wurde. Nach der Berufung seines Bruders nach Gießen wurde er ordentlicher Professor bei der medizinischen Fakultät und, nachdem er bei der philosophischen Fakultät die Magisterwürde erhalten hatte, auch außerordentlicher Professor bei der philosophischen Fakultät, wo er noch in demselben Jahre in eine ordentliche Professur einrückte. Die hauptsächlich durch die Bemühungen seines Bruders in's Leben gerufene akademische Gesellschaft zu Gießen nahm ihn als Mitglied auf. Dasselbe tat auch die Oberlausitzische Bienengesellschaft, da Baumer sich neben seinen ärztlichen Geschäften auch mit ökonomischen Versuchen, insbesondere mit der Bienenzucht beschäftigte. Bei der medizinischen Fakultät rückte er im Jahre 1767 in die dritte ordentliche Professur ein

und übernahm den Lehrstuhl der Anatomie. Bei der philosophischen Fakultät erhielt er im Jahre 1769 das Dekanat. Bei der medizinischen hat er dasselbe nie geführt. Er starb im Jahre 1771. Er las in der med. Fakultät Anatomie und anatomische Demonstrationen im anatomischen Theater, Chirurgie, Geburtshilfe, Gerichtliche Medizin und Geschichte der Medizin. In der philosophischen Fakultät las er Physik, Metaphysik, Logik und lateinischen Stil.

Schriften: 1) Diss. Prodromus Methodi Surdos a nativitate faciendi audientes et loquentes. Erf. 1749.
2) Beschreibung eines zur Ersparung des Holzes eingerichteten Stubenofens, welche den von dem Königl. Preuß. General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domänen-Direktorio durch die Königl. Akad. der Wissenschaften ausgesetzten Preis auf das Jahr 1764 erhalten hat. Berlin 1765.
3) Progr. Quaedam de methodo morsum canis rabidi curandi. Erf. 1765. Progr. Quaedam de Experientia. Erf. 1765. Bei Gelegenheit der Eröffnung seiner Vorlesungen in der medizinischen und philosophischen Fakultät.
4) Progr. Quaedam Spicilegii loco de Experientia eaque medica. Erfurt 1765.
5) Unterricht, wie man einem Menschen wie auch Tieren, so von einem tollen Hunde gebissen worden, auf eine vernünftige und leichte Art helfen soll. Nebst einer Verteidigung seiner ohnlängst herausgegebenen Programmatum gegen die wider dieselben in der Jen. gel. Zeitung inserierte Rezension. Erfurt 1765.
6) Progr. De colore, densitate atque crassitie pulmonum foetus, qui respiravit et ejus, qui non respiravit. Erf. 1765.
7) Diss. De apum cultura imprimis in Thuringia. Erf. 1770. Nach seinem Tode erschien hiervon eine Übersetzung: Ökonomisch-physikalische Abhandlung über die Bienenpflege, besonders im Thüringischen, von weiland Dr. J. P. Baumer; aus dem lat. übersetzt von J. L. Eyrich. Anspach 1774.
8) Diss. De peste, in qua simul quaestio movetur, an Pestis inoculatio sub certis conditionibus rationi sit consentanea. Erf. 1771.

Johann Jacob Bernhardi, Dr. med., Mag. Phil., wurde im Jahre 1774 in Erfurt geboren. Er promovierte im Jahre 1799. Er las in den Jahren 1800—1805 in der med. Fakultät als Privatdozent. Im Jahre 1805 wurde er außerordentlicher, und im Jahre 1809 ordentlicher Professor der medizinischen und philosophischen Fakultät. Zu derselben Zeit wurde von der

französischen Regierung die medizinische Fakultät weiter dadurch ergänzt, daß außer Bernhardi Friedrich Leonhard Löber zum ordentlichen Professor und die Privatdozenten Andreas Zernentsch und Heinrich Andreas Hartung zu außerordentlichen Professoren ernannt wurden. Außerdem erfuhr der botanische Garten, welchem Bernhardi seit dem Jahre 1799 vorstand, eine wesentliche Vergrößerung, indem der Kaiser Napoleon befahl, daß der Universität ein an den botanischen Garten anstoßendes Grundstück, eine Domäne des Kaisers, für die Summe von 500 Rth. eigentümlich überlassen wurde. Da die Universität kein Geld hatte, zahlte Bernhardi diese 500 Rth. aus seinem Privatvermögen und steckte in den botanischen Garten beinahe sein ganzes Privatvermögen. Er brachte so den botanischen Garten zu hoher Blüte. Er stand ihm bis zu seinem Tode vor. Er las in der medizinischen Fakultät außer Botanik und Mineralogie Materia medica und in der philosophischen Fakultät außer Botanik und Mineralogie auch Zoologie. Im Jahre 1801 wurde er Mitglied der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, deren Vizepräsident er im Jahre 1843 wurde. Im Sommersemester 1815 und im Wintersemester 1816 war er Dekan der medizinischen Fakultät. Mit ihm schloß die Reihe der Dekane der med. Fakultät. Er starb als Medizinalrat im Jahre 1850.

Schriften: 1) Diss. inaug. De icteri natura. Erfurt 1799.
2) Handbuch der Botanik.
3) Systematisches Verzeichnis der Pflanzen, welche in der Gegend um Erfurt gefunden werden. I. T. Erfurt 1800.
4) Anleitung zur Kenntnis der Pflanzen zum Gebrauch bei Vorlesungen mit fünf Kupfertafeln. Erfurt 1804.
5) System der Physik. Erfurt 1823.
6) Über den Begriff der Pflanzenart und seine Anwendung. Erfurt 1834.
7) In den Akten der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt finden sich in den Jahren 1804—1847 folgende Arbeiten: Versuch einer Verteidigung der alten Einteilung der Funktionen der organischen Körper und deren Klassifikation. 1804. Über Gesundheit und Krankheit. 1805. Über die Pflanzengefäße und eine besondere neue Art derselben. 1805. Über einige minder bekannte Ehrenpreisarten des südlichen Deutschlands. 1805. Über die doppelte Strahlenbrechung des Gipses. 1806. Über eine neue Pflanzenart aus der Familie der Farrenkräuter. (Dachroediana genannt). 1806. Gedanken über Kristallogenie und Anordnung der Mineralien. 1808. Giebt es Individuen

im Mineralreiche? 1808. Über die Grenze der Mineralogie. 1809. Über den Unterschied von Contagium und Miasma. 1815. Beiträge zur näheren Kenntnis der regelmäßigen Krystallformen. 1823. Kritik eines Werkes des Dr. Boltz über Augenentzündung. 1814. Über die Bestimmung des Grades der Härte, besonders bei Mineralien. 1827. Über die Einteilung der Mineralkörper nach ihren chemischen Charakteren. 1829. Über die Entwicklung des Pflanzenembryo und die darauf gestützte Begründung des natürlichen Systems. 1831. Über das Wesen der Fortpflanzung mit besonderer Beziehung auf das Pflanzenreich. 1841. Über die Metamorphose der Pflanzen. 1842. Über den Begriff der Madia sativa (Ölpflanze) und den Vorteil, den sie gewährt. 1844. Über die bessere Benutzung des Bodens, besonders durch Anpflanzung nützlicher Hölzer. 1845. Über die Kartoffelkrankheit. 1845. Über das Vaterland und sämtliche zu ökonomischen Zwecken bei uns angebauten Pflanzen. 1847.

Johann Andreas Bicking, promovierte zu Erfurt im Jahre 1781. Diss.: De Abortu. Im Jahre 1789 wurde er außerordentlicher Professor, nachdem er ein Semester vorher als Privatdozent gelesen hatte. Er las Pathologie, Materia medica, Geburtshilfe und gerichtliche Medizin. Privatim hielt er in dem Militärlazarett und dem Krankenhaus am Johanniswall Klinik ab. Im Jahre 1792 wurde er Landphysikus. Zum letzten Mal findet er sich im Jahre 1804 in den Vorlesungsverzeichnissen.

Schriften: Programm bei Beginn seiner Vorlesungen; De officio tironis medici.

Georg Bösefleisch wurde im Jahre 1756 als Candidatus Chirurgiae et Medicinae von Berlin nach Erfurt in die neu gegründete Stelle eines Prosektors, Lectors Chirurgiae manualis und Stadt- auch Landhebammenmeisters berufen. Er wurde Beisitzer des in diesem Jahre gegründeten Sanitätskollegiums und promovierte im Jahre 1760. In demselben Jahre wurde er Mitglied der kurfürstl. Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt. Im Sommer 1766 verließ er Erfurt. Er lud zu anatomischen Sektionen, sowie zu chirurgischen Operationen an menschlichen Leichen oder an anatomischen Präparaten ein. Außerdem las er Myologie, Splanchnologie, Osteologie und die Anfangsgründe der Geburtshilfe.

Schriften: 1) Observatio de mala quadam conformatione situque partium quarundam imi ventris in puero quinque cum dimidio annorum. Akt. der Akademie. Bd. II. 1761.
2) Observatio de utero cujusdam feminae duplici, ebenda.

Andreas Elias Büchner wurde im Jahre 1701 in Erfurt geboren. Er bezog bereits Ostern 1716 die Universität seiner Vaterstadt, um Medizin zu studieren. Im Jahre 1719 siedelte er nach Halle über, wo er ein eifriger Schüler des berühmten Prof. Friedrich Hoffmann wurde. Im Jahre 1721 ging er nach Leipzig, kehrte aber bereits in demselben Jahre nach Erfurt zurück und promovierte hier im Jahre 1722. Er begann bald darauf seine medizinischen Vorlesungen und erlangte im Jahre 1724 auch die philosophische Magisterwürde. Im Jahre 1726 wurde er Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher. Im Jahre 1729 erhielt er das Physikat in dem Sachsen-Eisenachischen Amte Groß-Rudestädt, das er von Erfurt aus verwaltete. In demselben Jahre wurde er ordentlicher Professor. Im Jahre 1733 wurde er Direktor[1] und im Jahre 1735 Präsident der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher. Im Jahre 1736 verlegte er die Bibliothek und die Sammlungen der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher von Nürnberg nach Erfurt, wo sie bis zum Jahre 1805 verblieben. Um die Kaiserliche Akademie der Naturforscher hat Büchner sich unsterbliche Verdienste erworben. Im Jahre 1745 erhielt er mit dem Charakter eines Königl. Preußischen Geh. Rats einen Ruf als Professor der Medizin und Physik nach Halle. Im Jahre 1738 wurde er von der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, im Jahre 1755 von der Akademie zu Montpellier, im Jahre 1759 von der Botanischen Gesellschaft zu Florenz, im Jahre 1763 von der Königlichen Sozietät der Wissenschaften zu London zum Mitglied und im Jahre 1756 von der kurfürstlichen Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt zum Ehrenmitglied ernannt. In zweiter Ehe war er mit der Witwe des Prof. Kniphof in Erfurt verheiratet. Er starb im Jahre 1769. Im Jahre 1742

---

[1] Mit dieser Würde waren nach den von Kaiser Leopold I. der Akademie erteilten Privilegien die Prädikate eines Edlen des heiligen Römischen Reichs, eines Kaiserlichen Leibarztes und eines Pfalzgrafen verbunden. Wir finden deshalb Büchner in seinen Arbeiten auch oft mit der Bezeichnung „de" Büchner.

wurde auf ihn in Erfurt eine silberne Medaille geprägt. S. Ausführlicheres über sein Leben in meiner Arbeit „Andreas Elias Büchner und seine Bedeutung für das wissenschaftliche Leben in Erfurt". Mitteilungen des Vereins f. d. Gesch. u. Altertumskunde von Erfurt. Heft 26.

Schriften: 1) Eine große Reihe von wissenschaftlichen Abhandlungen erschien von ihm in den sogenannten von den beiden Breslauischen Ärzten Dr. Kanold und Dr. Kundmann herausgegebenen Breslauischen Sammlungen, Jahrgang 1722—1727.

2) In den Jahren 1727—1731 gab er die Fortsetzung dieser Sammlungen unter dem Titel Miscellanea physico-medico-mathematica etc. heraus.

3) Dispensatorium regium electorale Borusso-Brandenburgicum etc. locuplet. ab Ernesto Fagino. Erfurt 1734. Von Büchner pseudonym von neuem herausgegeben.

4) Zum Gebrauch seiner Vorlesungen auf der Universität Halle gab er einen Auszug aus Friedr. Hoffmanns großer Medicina rationalis systematica in folgenden einzelnen Teilen heraus: Fundamenta Physiologiae, Hal. 1746. — Fundamenta Pathologiae generalis, Hal. 1746. — Fundamenta Pathologiae specialis, 1748. — Fundamenta Semiologiae medicae tam generalis quam specialis, 1748. — Fundamenta Therapiae generalis, 1747. — Fundamenta Therapiae specialis, 1747.

5) Catalogus Dissertationum academicarum sub praesidio And. El. Büchneri in Gerana aeque ac regia Fridericiana ventilatarum. Hal. 1749. — In der Bibliothek des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt befindet sich ein Exemplar, in welchem das Verzeichnis bis zum Jahre 1765 handschriftlich von Büchners Hand fortgesetzt ist.

6) Fundamenta Materiae medicae ad specialem praxin inprimis accomodatae. Hal. 1754.

7) Syllabus Materiae medicae selectionis, cum designatione ponderis, qua simplicia et composita in omnis generis formulis praescribuntur itemque doseos, in qua solitarie interdum exhibentur. Hal. 1755.

8) Academiae Sacri Romani Imperii Leopoldino-Carolinae Naturae Curiosorum Historia, conscripta ab ejusdem Praeside And. El. Büchnero. Hal. 1755. Ein auch für die medizinische Gelehrtengeschichte höchst wichtiges Werk.

9) Academiae Caesareae Leopoldino-Carolinae Naturae Curiosorum Bibliotheka physica, medica, miscella partim sociorum munificentia partim ipsius sumtibus comparata. Praemittitur de nonnullis ad eam spectantibus praefatio And. E. Büchneri. Hal. 1755.

10) Abhandlung von einer besonderen und leichten Art, Taube hörend zu machen. Nebst noch einigen anderen vormals besonders bekannt gemachten medizinischen Abhandlungen. Erste Sammlung. Halle 1759.

Besondere Abhandlungen verschiedener zur Arzneigelehrtheit gehöriger Materien. Zweite Sammlung. Halle 1768.

Die Abhandlungen hatten vorher in den Hallischen wöchentlichen Nachrichten gestanden.

11) Eine grosse Reihe wissenschaftlicher Arbeiten befindet sich in den Act. Acad. Nat. Curios.

Ein Neffe von Andreas Elias Büchner war der Dr. med. Johann Andreas Wilhelm Büchner. Er war im Jahre 1730 in Zimmern b. Erfurt geboren. Sein Vater war dort Pfarrer, und ein Bruder von Elias Büchner. Er studierte unter Leitung seines Oheims in Halle Medizin. Nach seiner Promotion nahm er das Physikat in Bergen in Norwegen an. Er erwarb sich hier große Verdienste um die Verbreitung der Pockenimpfung und später um die Einführung der Schutzpockenimpfung. Bei Gelegenheit einer Reise, die er im Jahre 1792 durch Deutschland machte, wurde er sowohl zum Mitglied der Kaiserl. Akademie der Naturforscher als auch zum Mitglied der Akademie nützlicher Wissenschaften in Erfurt ernannt. Als Anerkennung für seine Verdienste erhielt er vom König von Dänemark den Titel eines Justizrats. Im Jahre 1803 zog er nach Erfurt, wo er seitdem privatisierte. Mitglied der med. Fakultät ist er nicht gewesen. Er wurde jedoch im Jahre 1808 zum Direktor der Akademie nützlicher Wissenschaften ernannt. Er starb im Jahre 1815.

1) Diss. inaug. De emeticorum in Medicina castrensi salutari et noxio usu. Hal. 1758.
2) Nachricht von der Spedalskhed in Bergen. Abgedruckt in dem Werke von Phil. Gabriel Heusler vom abendländischen Aussatze im Mittelalter. Hamburg 1790.
3) Über die Einimpfung der natürlichen Blattern und über den Erfolg der ersten Revaccination in Bergen in Norwegen. Erfurt 1806. Ist in den Akten der Akademie im Jahre 1809 abgedruckt.

Caspar Cramer, war 1648 zu Bautzen geboren. Er studierte vier Jahre in Leipzig, wohin er 1667 mit seinem Bruder Friedrich Cramer ging. 1671 siedelte er nach Jena über. 1673 kam er nach Erfurt, promovierte 1675, wurde Mitglied der Fakultät und starb 1682.

Schriften: 1) Sein Collegium Chymicum ist nach seinem Tode von Vesti herausgegeben.
2) Diss. inaug. de transmutatione metallorum. Erfurt 1675.
3) De vertigine. 1681.
4) De spiritu mundi Nitneriano. 1680.
5) De inundatione Microcosmi. 1682.

Wolfgang Crusius, wurde im Jahre 1622 zu Erfurt geboren. Sein Vater war der bekannte Erfurter Arzt, Ratsmeister und Oberschloßherr David Crusius, ein eifriger Anhänger des Paracelsus. In den Jahren 1650, 1652 und 1655 war er Dekan der medizinischen Fakultät und in den Jahren 1650—1657 Rektor der Universität. Er starb im Jahre 1658.

Schriften: De Melancholia hypochondrica aliisque materiis medicinis.

Johann Friedrich Depre, — er schreibt sich auch de Pré — war in Mainz geboren, studierte dort Philosophie und erlangte den Grad eines Magister artium. Er trat dann in den Jesuitenorden ein, trat nach fünf Jahren aus diesem wieder aus und in den Augustinerorden ein. Nach abgelaufenem Probejahr ergriff er das Studium der Medizin. Er kam zu dem Zwecke im Jahre 1701 nach Erfurt und promovierte im Jahre 1702. Seine Inauguraldisputation lautete: „de morbis archealibus seu haereditariis infausto sub sidere natis." Er wurde dann in Neustadt an der Hardt in der Pfalz Stadt- und Landphysicus, sowie ordentlicher Medicus bei dem Gesundbrunnen Edenkoben. Nach dem Tode Vestis und Jacobis im Jahre 1705 berief ihn der Kurfürst nach Erfurt, wo er im Jahre 1707 die Professsura Institutionum erhielt. Nach dem Tode Eysels erhielt er die Professur der Anatomie, Botanik und Chirurgie. Im Jahre 1720 wurde er als Oberstadtvoigt Mitglied des Rats. 1722 wurde er kurfürstlicher Rat und Leibmedicus und im Jahre 1724 Hofrat. Der Kurfürst berief ihn mit Belassung seiner Erfurter Ämter nach Mainz, wo er im Jahre 1727 starb. Er war ein guter Poët.

Schriften: 1) Fons palatinus prope Edenkoben infirmis salutaris, oder Bericht des bei Edenkoben in der Pfalz zwischen Landau und Neustadt gelegenen Gesundheitsbrunnens und dessen heilsamer Krafft und Würckung etc. Frankfurt.
2) Untersuchung von Brauch und Mißbrauch des Brandteweins, darinne zugleich allerhand curieuse Fragen erörtert und entschieden werden, allen Liebhabern des Brandteweins zum Nutzen mitgetheilet. Frankfurt und Leipzig 1723.
3) De machina humana. — Enthält 10 Disputationen.

Peter Jacob Endter, Dr. d. Medizin, wurde im Jahre 1783 als Prosektor der Universität angestellt. Im Jahre 1784 wurde er Mitglied der kurfürstlichen Akademie nützlicher Wissenschaften. Es las im Sommer-Semester 1785 als Privatdozent Osteologie und Physiologie und starb in demselben Jahre.

Johann Gottlieb Erhard wurde im Jahre 1751 zu Erfurt geboren. Sein Vater, Georg Heinrich Erhard, war dort Stadt- und Landchirurgus. Im Jahre 1768 bezog er die Universität Erfurt. Im Jahre 1771 ging er nach Berlin, kehrte 1773 nach Erfurt zurück, machte im Jahre 1774 bei der Fakultät sein Examen und promovierte im Jahre 1775. Er verwaltete sodann mit Trommsdorff und Planer unentgeltlich das klinische Institut, welches seit dem Jahre 1773 als ein Privatunternehmen von Trommsdorff neu in's Leben gerufen war und im Jahre 1781 als eine öffentliche Anstalt übernommen wurde. Seit dem Jahre 1781 las er als Privatdozent besonders Anatomie und erhielt im Jahre 1785 nach dem Tode Endters die Prosektorstelle. Im Jahre 1789 wurde er außerordentlicher Professor und es wurde ihm zugleich neben seiner Stelle als Prosektor das Lehramt der Anatomie übertragen. Im Jahre 1800 wurde er ordentlicher Professor. Die Stelle des Prosektors wurde nunmehr wieder von der Professur getrennt und Thilow übertragen. Im Jahre 1790 wurde er Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher, 1810 wurde er während der französischen Occupation Vorsitzender des Medizinalkollegiums, 1814 wurde er Mitglied der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt. In den Jahren 1813 bis 1816 war er Rektor der Universität. Mit ihm schliesst die Reihe der Rektoren ab. Er starb im Jahre 1822.

Schriften: 1) Diss. inaugural. De variis Sulphur auratum Antimonii parandi methodis ejusque usu. Erfurt 1775.
2) Antrittsprogramm als Professor der Anatomie: De involuntario et continuo lotii stillicidio peculiarem ob causam notabili. Erfurt 1790.
3) Prospectus febrium per annum 1789 Erfordiae regnantium. Erfurt 1792.

Heinrich August Erhard wurde im Jahre 1793 als Sohn des Professors der Medizin Joh. Gottlieb Erhard zu Erfurt geboren. Er begann seine akademischen Studien im Jahre 1809 in Erfurt. Er betrieb neben der Medizin mit Eifer Philologie

und Geschichte. Infolge dessen wurde er im Jahre 1810 bei der Inventarisierung der Universitätsbibliothek, die durch die Einverleibung der Bibliotheken des Peters- und Karthäuserklosters damals einen bedeutenden Zuwachs erhalten hatte, beschäftigt. Im Jahre 1811 besuchte er die Universität Göttingen, kehrte im folgenden Jahre nach Erfurt zurück und promovierte hier. Er ging dann nach Göttingen zurück, wurde aber im Jahre 1813 nach Erfurt durch die Kriegsereignisse zurückgerufen. Hier wurde er in den französischen Kriegslazaretten beschäftigt, nahm in demselben Jahre die philosophische Doktorwürde an, um sich auch in dieser Fakultät als Dozent zu habilitieren. Im Jahre 1814 trat er bei den neu errichteten preußischen Militärlazaretten in Erfurt in Tätigkeit. Er übernahm sodann die Stelle eines vorstehenden Arztes des Militärlazaretts auf dem Jagdschlosse Rathsfeld bei Frankenhausen. Im Jahre 1815 ging er als Oberarzt nach Frankreich. Nach seiner Rückkehr nach Erfurt wurde nach der Auflösung der Universität seitens der Staatsbehörde ihm die Ordnung der vormaligen Universitäts-, jetzt Königl. Bibliothek, übertragen. Im Jahre 1821 wurde er Königl. Bibliothekar. Im Jahre 1824 wurde er Archivar des Provinzialarchivs in Magdeburg, das schon vor seiner Ankunft die Archive von Halberstadt, Quedlinburg und Barby in sich aufgenommen hatte. Im Jahre 1831 wurde er von Magdeburg an das Provinzialarchiv nach Münster berufen. Im Jahre 1816 wurde er Mitglied der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, im Jahre 1844 erhielt er den Titel Archivrat. Er starb im Jahre 1851. In der Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde, herausgegeben von dem Verein für Geschichte und Altertumskunde Westphalens, Neue Folge Bd. 3, Münster 1852, findet sich eine nach seinen eigenen Aufzeichnungen gegebene ausführliche Beschreibung seines Lebens mit einer Aufzählung aller von ihm hinterlassenen Schriften. Ich führe hier nur die medizinischen an.

1) Diss. inaug. De atresia, Erfurt 1812.

2) Unter Heckers Namen: Lexicon medicum reale oder allgem. Wörterbuch der ges. theoret. und prakt. Heilkunde etc., I. Bd. 1. Abschnitt Gotha 1816. 5. Bd. 1830. Die Fortsetzung wurde durch die Veränderung in den äußeren Verhältnissen des Verfassers unterbrochen.

3) Ebenso: Therapia generalis oder Handbuch der allgem. Heilkunde. Neu bearbeitete Ausgabe, II. T., 2. Abt., Gotha 1816.
4) Klinik der chron. Krankheiten nach eigenen Erfahrungen und Beobachtungen und mit Berücksichtigung der bewährtesten Schriftsteller systematisch bearbeitet von Friedr. Jahn. Nach dessen Tod fortgesetzt von Heinr. Aug. Erhard, II. Bd., Erfurt 1817, III. Bd. 1820, IV. Bd. 1821.
5) Auswahl der wirksamsten einfachen und zusammengesetzten Arzneimittel oder praktische Materia medica u. s. w. von Friedr. Jahn. 4. Aufl. Durchgesehen und vermehrt von Heinr. Aug. Erhard. 1. und 2. Bd., Erfurt 1818.
6) Nahm Teil an der Redaktion der Notizen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde, herausg. von L. F. v. Froriep vom 1.—8. Bd. (1811—1824) und bearbeitete darin vorzüglich die Fächer Botanik, Chemie, Arzneimittellehre und Heilkunde.

Johann Philipp Eysel, wurde im Jahre 1652 zu Erfurt geboren, sein Vater war Posamentier. Er studierte in Jena und Erfurt. In Erfurt promovierte er im Jahre 1680, wurde dann in Bockem in Westphalen Stadtphysicus, kehrte jedoch im Jahre 1684 nach Erfurt zurück, wo er 1689 Prof. extraord. und 1693 nach Albertis Tode ordentlicher Professor und Assessor bei der medizinischen Fakultät wurde. Infolge dieser Beförderung geriet er mit dem bisherigen Professor der Chemie Ludwig Friedrich Jacobi, welcher das Vorrecht behauptete, in einen heftigen Streit. Kurze Zeit darauf, im Jahre 1694 vertauschte er die Professur der Pathologie mit Vesti und übernahm die Professur der Anatomie und Chirurgie. Später übernahm er noch die Professur der Botanik. Im Jahre 1715 erwarb er sich die Würde eines Mag. artium. In demselben Jahre wurde er Mitglied der kaiserlichen Akademie der Naturforscher und nach Vestis Tod Subsenior. Er starb im Jahre 1717.

Schriften: 1) Compendium Physiologicum, modernorum dogmatibus accommodatum, per quaestiones et responsiones distinktum, corporis humani fabricam, quoad omnes partes concinne describens; opusculum Medicis ac Physicis, imprimis tyronibus Medicinae perquam necessarium ac utile. Erford. 1699 und 1710. Es sind zwei Auflagen erschienen.
2) Compendium pathologicum, modernorum dogmatibus accommodatum, per quaestiones et responsiones distinktum, corporis humani statum praeternaturalem, nempe morbos, causas et symptomata concinne describens etc. Erford. 1699 und 1712.
3) Compendium Semiologium, — — corporis humani, sanitatis, morborum et symptomatum signa exhibens. Erf. 1701.

4) Compendium de formulis medicis praescribendis, secundum methodum Casparis Crameri, Med. Dokt. Prof. Publ. etc. Praktici Erffurth. olim felicissimi ac celeberrimi concinnatum etc. Erf. 1698 und 1710.
5) Compendium prakticum, modernorum praxi clinicae accommodatum, morborum et symptomatum corporis humani curationem succincte complektens etc. Erf. 1710.
6) Compendium chirurgicum, — — in quo morborum ad Chirurgiam spektantium sanationes, multis observationibus et medicamentis longo usu et sedulitate probatis proponuntur atque permultae Encheireses in operationibus chirurgicis perquam necessariae demonstrantur etc. Erf. 1714.
7) Appendix operationum chirurgicarum nonnullarum, quae in compendio chirurgico ob penuriam temporis omissae. Erf. 1715.
   Diese sieben Schriften sind nach Eysels Tode auch in einem Gesamtbande herausgegeben. Francof. et Lips. 1718.
8) Die Wunderswürdigen Weiden-Rosen, welche im Julio und Augusto auf denen nahe bei dem Rothenberge gepflanzten Weidenbäumen gefunden worden etc. Erfurt 1711.
9) Scrutinium Dysenteriae malignae epidemiae nunc grassantis. Erf. 1709.

Johann Andreas Fischer wurde im Jahre 1667 zu Erfurt geboren, wo sein Vater kurmainzischer Hofapotheker war. Er besuchte das Gymnasium zu Schneeberg, welches er im Jahre 1683 verließ, um auf der Universität Jena drei Jahre lang Philosophie und Philologie zu studieren. Dann studierte er ein Jahr Jura und wandte sich erst im Jahre 1687 der Medizin zu. Er studierte in den Jahren 1687 und 1688 in Erfurt, ging dann nach Leipzig, kehrte 1690 nach Erfurt zurück und promovierte hier im Jahre 1691. Er wurde Eisenacher Landphysikus und erhielt im Jahre 1695 eine ausserordentliche Professur bei der medizinischen Fakultät. Er war 20 Jahre lang Professor Logicae und Styli am Ratsgymnasium. Im Jahre 1715 wurde er nach dem Ableben der Professoren Vesti und Jacobi ordentlicher Professor und erhielt gleich die Professur der Pathologie und Praxis an Vestis Stelle. Im Jahre 1717 traf ihn nach Eysels Tode das Subseniorat und 1719 nach dem Absterben Petris von Hartenfels das Seniorat der medizinischen Fakultät. In demselben Jahre wurde er kurfürstlich Mainzischer Rat und Leibmedicus. Er starb im Jahre 1729. Er hat sich besonders mit der Chemie beschäftigt.

Schriften: 1) Principia Philosophiae naturalis genio sacrae Scripturae et experimentis Neotericorum accomodata atque in usum theologicum et medicum comprimis adornata. Francof. 1702.

2) Consilia medica, quae in usum prakticum et forensem pro scopo curandi et renunciandi adornata sunt. Accessit ejusdem Consiliarius metallicus. Francof. 1704.

3) Consilia medica continuata, quae in usum prakticum et forensem pro scopo curandi et renunciandi adornata sunt. Accessit ejusdem Autoris Mantissa medicamentorum singularium. Francof. 1707.

4) Consilia medica iterum continuata, quae in usum prakticum et forensem pro scopo curandi et renunciandi adornata atque singularibus experimentis, inter arcana domestica haktenus reservatis, illustrata sunt. Accessit B. Crügneri M. L. Traktatus desideratissimus de materia perlata, curante autore ab interitu vindicatus et praefatione nova instructus. Francof. 1712.

5) Responsa praktica et forensia selekta ab A. MDCCVI usque ad A. MDCCXIIX, quibus una cum indice generali loco mantissae accessit Crügnerus redivivus, s. traktatus de polychresta materia perlata, autoris industria bono publico reditus, monitisque necessariis in prima fronte illustratus. Francof. et Lips. 1719.

6) Programm: Non indulgere dolori. Erfurt 1723.

7) Programm: Motus anatomicus. Erfurt 1728.

8) De febre tertiana epidemice grassante. Erfurt 1721.

9) Contagium pecudis bubulae epidemicum, quod adhuc Thuringiam infestat. Erfurt 1724.

10) De febribus intermittentibus praesenti anno grassantibus. Erf. 1728.

11) Erythroides petechiarum specie Silesiam affligens observata et curata. Erford. 1718.

12) Fischer J. Andr. et Kulbel Godofr., Hepatitis Pegaviae in circulo Lipsiensi epidemice grassans observata et curata. Erford. 1718.

13) De morbis ab acido s. noxa acidi in corpore humano. Erfurt 1720.

14. De catarrhis epidemice grassantibus. Erfurt 1723.

Joh. Heinrich Alexander Hartung, wurde im Jahr 1771 zu Erfurt geboren, wo sein Vater im Stadtrat die Stelle eines Zweiermanns bekleidete. Sein Vater starb früh. Im Jahre 1788 ging er zur Universität, um Medizin zu studieren. Im Jahre 1793 begab er sich nach Würzburg, wo er sich hauptsächlich mit Anatomie, Chirurgie und Geburtshilfe beschäftigte. Nach seiner Rückkehr unterzog er sich dem Examen, nahm im Jahre 1795 als Arzt bei den kurmainzischen Truppen

an dem Feldzuge am Rhein teil. Nachdem er nach Erfurt zurückgekehrt war, erhielt er im Jahre 1798 die Doktorwürde und im Jahre 1799 das Landphysikat. Er wurde Mitglied der Sanitätskommission und wurde zugleich Arzt des Zucht- und Polizeihauses. Im Jahre 1803 habilitierte er sich als Privatdozent und wurde 1809 zum außerordentlichen Professor ernannt. In den Jahren 1802—1815 war er in den französichen und preußischen Militärlazaretten tätig. Im Jahre 1812 übernahm er neben dem Landphysikat auch das bisher von demselben getrennte Stadtphysikat. Unter der wiederhergestellten preußischen Regierung erhielt er die Stelle eines Kreisphysikus. Er starb im Jahre 1832.

Schriften: Diss. inaug.: De Abcessibus efficaciaque aquae calidae et frigidae in medendis illis. Erfurt 1798.

August Friedrich Hecker, wurde im Jahre 1763 zu Kitten b. Halle geboren, studierte in Halle Medizin und promovierte hier im Jahre 1787. — Diss. inaug. qua morbum syphiliticum et scrophulosum unum eundemque morbum esse evincere conatur. Er war hierauf einige Jahre praktischer Arzt in Frankenhausen und erhielt im Jahre 1790 einen Ruf als ordentlicher Professor nach Erfurt. Im Jahre 1805 wurde er an das Collegium medico-chirurgicum in Berlin berufen. Er war Leibarzt des Fürsten von Hohenzollern Siegmaringen, Mitglied der Kurfürstlichen Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, Mitglied der Gesellschaft der Naturforscher in Halle, Mitglied der Societas Sydenhamiana, Societati Regiae Scientiarum Göttingensi Litterarum commerciis adjunctus, Societatis Medicorum et Chirurgorum per Helvetiam correspondentium ad promovendam artem salutarem socius honorarius. Er erhielt den Titel eines Hofrats. Wegen seiner Bemühungen um die Verbreitung der Impfung verlieh ihm der König von Preußen im Jahre 1801 eine goldene Medaille. Er ist der Vater von Justus Friedrich Carl Hecker. Er starb im Jahre 1811. In Erfurt stand er mit Professor Erhard seit 1792 eine Zeit lang dem klinischen Institut vor. Er las Arzneimittellehre, Allgemeine Pathologie und Therapie, Geschlechtskrankheiten, Geschichte der Blattern und Schutzpocken, Schutzpockenimpfung, Gerichtliche Medizin.

Schriften: 1) Ueber die Verrichtung der kleinsten Schlagadern etc. Der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen gewidmet. Erfurt 1790.

2) Programm bei Eröffnung seiner Vorlesungen: Medicinae omnis aevi Fata tabulis exposuit etc. Erfurt 1790.

3) Grundriß der Physiologia pathologica, oder die Lehre von dem Bau, von der Mischung und von den Verrichtungen des menschlichen Körpers und seiner Teile im widernatürlichen Zustande. Halle 1791.

4) Therapie generalis oder Handbuch der allgemeinen Heilkunde. Berlin 1789, 1794. Von Heinr. Aug. Erhard neu bearbeitet Gotha 1816.

5) Systematisches Handbuch der Lustseuche. Erfurt 1790.

6) Allgemeine Geschichte der Natur- und Heilkunde. Leipzig 1793.

7) Archiv für die allgemeine Heilkunde, 2 Bd., Berlin 1790, 1792.

8) Auswahl der medizinischen Aufsätze und Beobachtungen aus den Nürnberg'schen gelehrten Unterhaltungen. Halle I. 1787, II. 1788.

9) Neues Archiv für die allgemeine Heilkunde. Leipzig 1793.

10) Magazin für die pathologische Anatomie und Physiologie. Altona 1796.

11) Archiv für die allgemeine Heilkunde. 2 Bd. Berlin 1799.

12) Kritische Jahrbücher der Staatsarzeneikunde für das neunzehnte Jahrhundert. 2 Bd., Berlin 1806, 1808.

13) Erste Sammlung kleiner Schriften für die theoretische und praktische Heilkunde. Berlin 1809. 2. Aufl., Erfurt 1812.

14) Journal der Erfindungen, Theorien und Widersprüche in der gesamten Natur- und Arzneiwissenschaft. 11 Bd., 1798—1809.

15) Annalen der gesamten Medizin als Wissenschaft und Kunst zur Beurteilung ihrer neuesten Erfindungen, Theorien, Systeme, und Heilmethoden. 3 Bd., Berlin 1810—1811.

16) Therapia generalis chiurgica oder Handbuch der allgemeinen chirurgischen Heilkunde für angehende Aerzte und Wundärzte. Erfurt 1791.

17) Beitrag zur Kenntnis der Krankheiten der Gelehrten. Erfurt 1791.

18) Theoretisch-praktische Abhandlung über den Tripper, ein Versuch der Vereinigung der Meinungen der Aerzte über diese Krankheit. Leipzig 1787.

19) Deutliche Anweisung, die verschiedenen Arten des Trippers genau zu erkennen und richtig zu behandeln. Erfurt 1802, franz. Paris 1811.

20) Kunst, die Krankheiten der Menschen zu heilen nach neuesten Verbesserungen in der Arzneiwissenschaft. Erfurt 1804. 2 vol. 1805, 1809, 1813, 1814. 4 vol.

21) Ueber die gegenwärtigen Verhältnisse der ausübenden Heilkunde zu ihrer Theorie. Erfurt 1805.

22) Kurzer Abriß der Pathologie und Semiotik, zur Grundlage seiner Vorlesungen beim Collegium medico-chirurg. zu Berlin entworfen. Berlin 1806.
23) Medizin. — prakt. Taschenbuch für Feldärzte und Wundärzte deutscher Armeen. Berlin 1806, 1814.
24) Anleitung zum zweckmässigen Gebrauche der einfachen und zusammengesetzten Arzneimittel, welche in der Pharmakopöa castrensi Borussica enthalten sind. Berlin 1806.
25) Wodurch reift die Chirurgie dem Grade ihrer gegenwärtigen Vollkommenheit entgegen? Berlin 1806.
26) Ueber die Nervenfieber, welche in Berlin im Jahre 1807 herrschten, nebst Bemerkungen über die reizende, stärkende und schwächende Kurmethode. Berlin 1807.
27) Abriß der Pathologie und Semiotik, der Therapie und der Chirurgia medica. Berlin 1800.
28) Ueber die Natur und Heilart des Faulfiebers nebst Bemerkungen über einige Verschiedenheiten, Einteilungen und Kurmethoden der Fieber überhaupt. Berlin 1809.
29) Ueber die Entzündung im Halse und die Angina polyposa. Berlin 1809.
30) Gedanken über die Natur und die Ursache des Weichselzopfes. Erfurt 1810, 1812.
31) Von den Krankheiten mit dem Scharlachausschlag. Leipzig 1810.
32) Von Wirkungen und Erfolgen der Heilmittel. Leipzig 1810.
33) Praktische Arzneimittellehre. Erfurt 1814.
34) Lexikon medico-practicum reale oder allgemeines Wörterbuch der gesamten theoretischen und praktischen Heilkunde. Wien, Erfurt, Gotha 1816—1818. Ist von Heinr. Aug. Erhard fortgesetzt, jedoch unvollständig.
35) Vollständiges Handbuch der Kriegsarzneikunde. Gotha 1816, 2 Bd.
36) Deutliche Anweisung, die venerischen Krankheiten genau zu erkennen und richtig zu behandeln. Zur Empfehlung einer zweckmäßigen Kurart und zur Verbannung einer groben Empirie. Erfurt 1791, 1801.
37) Nötiger Unterricht an das Publikum von den Kuhpocken und ihrer Einimpfung, als Schutzblattern gegen die Menschenpocken. Gnädigst privilegirte Thüringische Vaterlandskunde. Erfurt 1801.
38) Die Pocken sind ausgerottet! An Deutschlands Fürsten und Regierungen, an Volkslehrer, Aerzte, Erzieher und Alle, die in der gegenwärtigen und zukünftigen Welt das Wohl des Volkes und einzelner Familien durch die Impfung der Schutzblattern wahrhaft befördern wollen. Erfurt 1802.
39) Nachrichten an das einheimische und auswärtige Publikum, die verbesserte Einrichtung einer großen Krankenanstalt in Erfurt, besonders zum Unterricht der Studierenden betreffend. Erfurt 1792.

40) In der Salzburger med. chir. Zeitschrift 1795, 1. Bd., S. 118, stellte er eine reklamenhaft ausgestattete Anzeige einer Wohnungsveränderung des Dr. Naumburg, später Privatdozent der Medizin und Direktor des botanischen Gartens in Erfurt, an den Pranger.

Johann Heinrich Hertel, Dr. med., las in den Jahren 1771—1776 als Privatdozent Materia medica, Anatomie und Chirurgia medica.

Wilhelm Gottlieb Hesse, wurde im Jahre 1720 zu Erfurt geboren. Sein Vater war kurfürstlich hessischer Obersteuereinnehmer gewesen, aber früh gestorben. Er besuchte im Jahre 1739 die Universität Erfurt, um Medizin zu studieren. Im Jahre 1741 ging er nach Jena, kehrte 1743 nach Erfurt zurück und promovierte in demselben Jahre zum Doktor. Im folgenden Jahre wurde er Magister artium. Schon im Jahre 1744 wurde er außerordentlicher Professor der philosophischen Fakultät. Im Jahre 1756 wurde er ordentlicher Professor und im Jahre 1778 Senior der philosophischen Fakultät. Der medizinischen Fakultät hat er nicht angehört. Er las hauptsächlich Mathematik und Physik und betrieb zugleich ärztliche Praxis, welche er indessen im Jahre 1772 niederlegte. Er war der erste, welcher in Erfurt die Blatterninoculation einführte. Im Jahre 1769 wurde er Rektor, legte jedoch, durch die bei der Universität ausgebrochenen Streitigkeiten bewogen, diese Würde vor Ablauf der herkömmlichen Zeit nieder. Nachdem er im Jahre 1766 von dem Kurfürsten von Mainz das Prädikat eines Rats erhalten hatte, wurde er im Jahre 1780 von dem Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt zum Hofrat ernannt. Im Jahre 1777 wurde er Mitglied der kurfürstl. Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt. Er starb im Jahre 1784.

Schriften: 1) Diss. inaug. De medicamentis diaphoreticis eorumque in corpus humanum agendi modo. Erfurt 1743.

2) Programm: De ventorum causis. Erfurt 1744.

3) Magnitudinem terrae in Astronomia sphaerica recte instar nihili considerari probat etc. Erfurt 1757.

4) Diss. de vi centrifuga Planetarum. Erfurt 1765.

5) Praktische Abhandlung zur Verbesserung der Feuerspritzen. 2 T. Gotha 1778.

6) Ökonomische Abhandlung vom Holzanbau, wie solcher bei gegenwärtigem allgemeinen Holzmangel leicht, geschwind, vorteilhaft und gemeinnützig sowohl in Waldungen als auch

auf dem platten Lande allenthalben kann erhalten werden; aus hinlänglichen Gründen der Naturlehre erwiesen und durch vielfältige eigene und andere Erfahrungen bestätigt. Gotha 1779.

7) Vier praktische Abhandlungen zur Verbesserung 1. der großen Brauöfen, 2. der übelrauchenden Schornsteine, 3. wie das Landvolk dauerhaft, feuerfest, wohlfeil mit Holzersparung bauen soll, 4. Vorteilhafte Versuche und Erfahrungen bei geschwind wachsenden Hölzern. Leipzig 1782.
8) Eine Reihe von Arbeiten finden sich in den Akten der kurfürstl. Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt.

Ludwig Friedrich Jacobi, wurde in Blankenhayn geboren, wo sein Vater Superintendent war. Er studierte in Jena und Erfurt, ließ sich hier als Arzt nieder und promovierte im Jahre 1680. 1689 wurde er Dozent der Chemie, welcher Lehrstuhl seit 1682 unbesetzt geblieben war. Im Jahre 1693 wurde ihm Eysel bei der Bewerbung um eine Professur vorgezogen. Er erhielt eine neugegründete 4. Assessorstelle bei der med. Fakultät im Jahre 1697. Als Oberstadtvoigt trat er im Jahre 1701 in das Ratskollegium ein. In den Jahren 1704, 1707 und 1710 war er Gegen-Kämmerer und im Jahre 1713 Ober-Kämmerer. Im Jahre 1707 wurde er Assessor Ministerii und Inspector Gymnasii. Er starb im Jahre 1715.

Diss. inaug. Archeus faber febrium intermittentium. Erfurt 1679.

Johannes Michael Augustinus Jagemann las in den Jahren 1772—1774 Medicina forensis, de morbis epidemicis iisque omnium maxime, qui populum nostrum hac nostra tempestate affigunt, Anfangsgründe der Physiologie, „quae artis medicae conditio in Italia, Anglia, Germania, Gallia etc. sit, enarrabit, quaeve optime sanandi ratio exponet“, Pathologie, Diaetetik bei akuten Erkrankungen, Semiotik, Institutiones Pathologicae, Cranzii materia chirurgica. Im Jahre 1778 lebte er als Physicus in Duderstadt. Er war Mitglied der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt.

Schriften: 1) Circa annos 1770 et 1772 liber epidemiorum, de acuta passim epidemica febri. Erfurt 1772.
2) Programm de iis, quae circa morbos epidemicos in Eichsfeldia, terra Moguntina, ex cura principis electoris facta sunt. Erfurt 1772.

Hermann Paul Juch wurde zu Erfurt im Jahre 1676 geboren. Er war ein Sohn des Kurfürstl. Leibmedicus Paul Heinrich Juch. Sein Großvater Paul Juch war Leibarzt des

Kurfürsten Johann Philipp. Er besuchte zunächst die heimatliche Universität, ging 1696 nach Jena, später nach Halle, wo er im Jahre 1698 pr. Licentia promovierte. Er trat hierauf eine Reise nach Italien an, auf welcher er in Venedig die Krankenhäuser fleißig besuchte. In Padua trieb er so fleißig Anatomie, daß er von den dort anwesenden Deutschen zum Consiliarius Anatomiae Primarius und hernach auch zum Prorektor und Vicesyndicus erwählt wurde. Im Jahre 1701 kehrte er wieder nach Erfurt zurück und promovierte im Jahre 1703 in Halle zum Doktor. Im Jahre 1717 wurde er in Erfurt außerordentlicher Professor und das Jahr darauf erhielt er die IV. ordentliche Professur. Im Jahre 1727 erhielt er nach Depres Tod die III. Professur und den Lehrstuhl für Chemie, und im Jahre 1728 nach Ludolfs Tod die II. Professur mit dem Lehrstuhl der Anatomie, Chirurgie und Botanik. Nach Fischers Hinscheiden rückte er endlich im Jahre 1729 in die I. Professur ein. Im Jahre 1730 wurde er als Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher erwählt, und im Jahre 1735 wurde er Rektor magnificus. Im Jahre 1721 war er bereits zum Hochfürstl. Eisenachischen Rat und Leibmedicus und im Jahre 1725 zum Hochfürstl. Weimarischen wirklichen Hofrat und Leibmedicus ernannt. Er starb im Jahre 1755. Sein Bruder Wilh. Juch, Phil. et Med. Dr., war Hochfürstlich Sächs. Weißenfelsischer Rat und Stadtphysikus zu Mühlhausen.

Schriften: Juch, Herm. Paul et Zuberbuhler, Joh. Jac. De febre catarrhali epidemica cum tussi et choryza complicata, mensibus vernalibus anni praeteriti in pluribus Germaniae provinciis grassante. Erfurt 1743.

M. Georg Kaltschmidt wurde im Jahre 1611 immatrikuliert. Er wird in der Matrikel als Crimmicensis bezeichnet. Er war Mitglied der philosoph. Fakultät, las Physik und trieb ärztliche Praxis. Er war auch einige Jahre ordentlicher Lehrer am Ratsgymnasium. Zu der Zeit der Besetzung Erfurts durch die Schweden war er ordentlicher Professor der philosophischen Fakultät. Der medizinischen Fakultät hat er nicht angehört.

Johann Hieronymus Kniphof wurde im Jahre 1704 zu Erfurt geboren. Die Familie war ursprünglich eine Patrizierfamilie aus Hildesheim. Sein Urgroßvater, der Oberstratsmeister

Henning Kniphof, siedelte nach Erfurt über. Sein Vater Johann Melchior Kniphof war prakt. Arzt in Erfurt. Mütterlicherseits stammte er von dem Hofrat Hieronymus Brückner in Gotha. Im Jahre 1722 schied er aus dem Gymnasium mit einer Rede „De Antiquitatibus Erfordiae". Er studierte zunächst in Jena, kehrte im Jahre 1727 nach Erfurt zurück, promovierte hier, trieb ärztliche Praxis und habilitierte sich als Privatdozent. Im Jahre 1732 wurde er als Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher auf Empfehlung des mit ihm befreundeten Prof. Elias Büchner aufgenommen. Mit besonderer Vorliebe trieb er Botanik und machte sich in dieser Wissenschaft durch die Erneuerung und Verbesserung der Methode, Abbildungen der Pflanzen durch unmittelbaren Abdruck von natürlichen Exemplaren herzustellen, bekannt. Im Jahre 1737 wurde er außerordentlicher und in demselben Jahre ordentlicher Professor. Er las Anatomia „zootomicis sektionibus illustrata", ferner morbi mulierum und gerichtliche Medizin sowie morbi virginum, gravidarum, puerperarum, laktantium. Im Jahre 1761 wurde er zum Rektor erwählt und starb während seines zweiten Rektorats im Jahre 1763. Sein Sohn Joh. Gottfried war Arzt in Meiningen, seine Witwe verheiratete sich wieder mit Prof. Büchner in Halle. Ein Stiefsohn Aug. Gotthelf Grauel war später Arzt in Groß-Vargula. Im Jahre 1745 wurde er Bibliothekar und im Jahre 1750 Adjunktus der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher. Es sind auf ihn zwei silberne Medaillen geprägt, und die Pflanze Tritoma Kniphofii ist nach ihm benannt worden.

Schriften: 1) Diss. inaug. exhibens Lepram arabicam sive Elephantiasin observatam et curatam. Erfurt 1727.

2) In Büchners Miscellaneis physico-medico-mathematicis 1727: „Wohlgemeinte Ratschläge, wie die observationes aërometricae künftighin vermittelst einer genauen Übereinstimmung der gewöhnlichen instrumentorum zu allgemeinem Nutzen zu bringen!" — „Von einer sehr bequemen und nützlichen Art, die Kräuter abzudrucken und nach ihrer Gestalt vorzustellen."

3) Antwort auf H. F. E. Brückmanns Sendschreiben, die Kräuter nach dem Leben abzudrucken und dieselben in ihrer natürlichen Gestalt abgebildet, zum allgemeinen Nutzen anzuwenden, betreffend. Erfurt 1733.

4) Botanica in Originali d. i. Lebendiges Kräuterbuch, worinnen die in hiesigen Landen wachsenden Kräuter nach ihrer Schönheit vorgestellet werden. Erstes Hundert. — Dass., zweites

Hundert. Tom. II. Centur I. Vegetabilia in officinis non usitata exhibens. — Botanica in Orig. pharmaceutica d. i. lebendiges Kräuterbuch, in welchem die in den Apotheken gebräuchlichen Kräuter selbst abgedruckt sind und deren Nutzen beschrieben ist. — Bot. in Orig. d. i. leb. Kräuterbuch, worinnen nach ihrer Schönheit alle in hiesigen Landen wachsenden Gartengewächse vorgestellet werden. I. Hundert. (Zu diesem ist der Text von dem Ratsmeister Chr. Reichart, zu dem vorigen von Kniphof selbst verfaßt). Erfurt 1733. — Bot. in Orig. d. i. leb. Kräuterbuch, in welchem sowohl diejenigen Blumen-, Baum- und Küchengewächse, welche in den Gärten Deutschlands überall bekannt sind, als auch die fremden, so von curiösen Blumenliebhabern mit großer Mühe und Kosten angeschafft worden. 1—3 Hundert. Erfurt 1734—1736. Da von allen diesen Werken nur schwache Auflagen hergestellt und auch diese größtenteils in dem großen Brande im Jahre 1736 zerstört wurden, so gehören alle diese von Kniphof mit seinen Pflanzenabdrücken ausgestatteten Werke zu den größten Seltenheiten.

5) Botanica in Originali, seu Herbarium vivum, in quo tam indigenae quam exoticae plantae, Tournefortii, Rivini et Ruppii methodo collectae, peculiari nondum visa operosaque enchiresi atramento impressorio obductae ectypum elegantissimum suppeditant. Tom. I, Centuria I—VI. Tom. II, Cent. VII—XII. Erfurt 1747, 1748. Nov. ed. Hal. 1756—1757.

6) Progr. De Physiognomia tanquam parte Semiotices. Erfurt 1737.

7) Progr. De Manuscriptis praecipue medicis. Erfurt 1745.

8) Progr. Novo medico praxin non esse concedendam; Neuen Medicis soll man die Tür weisen. Erfurt 1748. Er schrieb dieses Programm zu der Dissertation: Sobriae cogitationes circa adagii valorem: Novo medico novo opus est sepulcreto vulgo: Ein neuer Medicus, ein neuer Kirchhof.

9) Progr. De trito dicto: Quemcunque suus vellicat vermis. Ein jeder Mensch hat seinen Wurm. 1748.

10) Physikalische Untersuchung des Pelzes, welchen die Natur durch Fäulnis 1752 auf einigen Wiesen hervorgebracht. 1753.

11) Progr. Utile et jucundum in materia medica connexum consid. 1753.

12) Theses semiologicae de elegantioris sexus conditionibus. 1755.

13) In Act. Acad. Nat. curios. veröffentlichte er 1. De praeparatione anatomica organorum auditus. 2. Observatio de lue venerea post salivationem nova incrementa capiente. 3. Observatio de prolapsu uteri, mensium excretionem impediente, capto tamen instrumento iterum reposito. 4. De morbis quibusdam anniversario tempore recurrentibus. 5. Singularia quaedam in ictero nigro notata phaenomena cum sectione anatomica.

Anton Köhler, Dr. med., las in den Jahren 1776—1784 als Privatdozent Geburtshilfe, Medicina legalis, Therapie und Chirurgia medica.

Joachim Ludovicus Körber, stammte aus Mühlhausen i.Thür., promovierte im Jahre 1682, wurde P. P. Chymiae.

Schriften: Exercitium medicum de Eclipsi microcosmica, i. e. Syncope. Erfurt 1685.

Eccardus Leichner, geb. zu Salzungen im Jahre 1612, wo sein Vater, Johann Leichner Bürger und Weinschenke war. Er besuchte die Gymnasien zu Eisenach und Coburg. Im Jahre 1631 ging er zur Universität Straßburg. Er studierte zunächst Theologie; im Jahre 1636 ging er nach Jena. 1638 ging er nach Weimar, um sich bei dem dortigen Stadtphysikus in der Chemie und Praxis zu üben. Er praktizierte dann in Sondershausen und zwei Jahre in Nordhausen. 1640 erhielt er das Physikat in Ohrdruf. 1643 ging er nach Jena, um dort zu promovieren. 1644 ließ er sich in Erfurt als Arzt nieder und wurde in die Fakultät aufgenommen, 1646 wurde er ordentlicher Professor und 1658 Stadtphysikus. Starb 1690. Er war ein sehr gelehrter Mann. Wegen seiner Reformbestrebungen auf dem Gebiete des Unterrichtswesens hat er viele Kämpfe durchmachen müssen. Er hat sehr viel geschrieben. Da er zunächst Theologie studiert hatte, so hat er auch auf dem Gebiete der Theologie und Philosophie viel geschriftstellert. Er trat gegen die Harveysche Entdeckung des Blutkreislaufes auf. Auch war er ein Gegner der Lehren des Cartesius und van Helmonts. Im Auftrage des Kurfürsten Johann Philipp wurden von ihm die Statuten der medizinischen Fakultät einer Umarbeitung unterzogen. Er war Mitglied der Inspektion des Ratsgymnasiums.

Medizin. und naturwissenschaftliche Schriften: 1) De motu sanguinis Exercitatio Anti-Harveiana. Arnstadt 1645.

2) De atomorum subcaelestium syndiacrisi Exercitationes. Erfurt 1645.

3) De generatione seu propagativa animalium, plantarum et mineralium multiplicatione in genere, Exercitationes physicae antiperipateticae XX. tredecim in Acad. Erf. ante hac publice habitis disputationibus comprehensae; quarum postrema humanae animae traduktionem adversus onmes contradicentium strophas invictissime demonstrat. Erfurt 1649.

4) De indivisibili et totali cujusque animae in toto suo corpore et singulis ejus partibus existentia, dissertatio tripartita. Erf. 1650.
5) Hypomnemata VII de cordis et sanguinis motu. Jena 1653.
6) πέντας Exercitationum de calido innato, pariterque humido radicali universim, inprimis autem humani corporis partium. Erfurt 1654.
7) Diaskepsis anatomico-medica de cordis constitutione et usu. 1657.
8) Gefährlicher und schändlicher Arzneimißbrauch, in und mit dem Exempel purgirender Arzneien, wie auch des Landfahrenden Schwefel-Balsams vorgestellet und beschrieben. Erfurt 1660.
9) Schediasmatum de principiis medicis sive de apodictica scholarum medicarum emendatione πέντας prima, in Academia Erfurtina publice ante hac disputata. Erfurt 1664.
10) Pestis tela praevisa, das ist Vorsorge und guter Rath, was maßen nechst Göttlicher Hülffe die Gefahr der bey jetziger Zeit an Nieder Rheinstrom und angränzenden Orthen grassirenden Seuche der Pestilentz durch ordentliche Artzneymittel sicherlich zu verhüten, auch bedürffenden Falls zu curiren sey, nebst Erinnerung, wie man sich gegen die in der Nachbarschaft ereignende rothe Ruhr zu verhalten; auf Anordnung der Churfl. Mayntzischen löbl. Regierung abgefasset von der Medicinischen Facultas zu Erffurth. A. 1666.
11) Heilsamer Bericht, wie die jetzt grassirende Ruhr zu erkennen, zu verhüten und zu curiren sey, gestellet von dem Physico ordinario. A. 1669.
12) Anticorollarium Kippingianum s. Animadversiones Physico-medicae bipertitae in Corollario de sanguinis motu M. Henr. Kippingi non ita pridem editis Physicis ipsius Institutionibus in Vestibulo praefixum. 1672.
13) Archaeus Synopticus, sive duodecim fabulae de Legibus Med. Reip. fundamentalibus, primae quaeque artis principia constituentibus atque firmantibus, in usum studiosae juventutis, qui vera via adversus hodiernam δοξοσοφίαν munienda concinnatae et ante hac publice disputatae. Erfurt 1674. Eine Streitschrift gegen die von dem Leipziger Prof. Paulus Ammannus herausgegebene Paraenesis ad discentes.
14) De principiis medicis Epistola Apologetica ad illustre medicorum in Acad. Lipsiensi Collegium pro Archeo synoptico contra Pseudarchaeum synopticum Pauli Ammanni scripta. Erfurt 1675.
15) Epicrisis Medico-Analytica super undecim Disp. Medicis Francisci de le Boë Sylvii. Erfurt 1676.
16) Er wollte auch schreiben, Helmontium enormem tripertitum, h. e. Elencticas animadversiones eorum, quae Joh. Bapt. ab Helmont variis suis in opusculis adversam 1. transnaturalis, 2. naturalis, 3. Medicae scientiae principia commentari ausus est, und gab davon Summariam Hypotyposin A. 1679 heraus.

17) Anti-Cartesius, sive de natura rediviva per vindicationem ab internecinis Cartesii, ejusque hyperaspistarum Ant. le Grand, Jac. Rohaultii etc. Commentis Exercitaniones sex: quibus ex amussim palam sit: Commenta ea omnino esse Antiphilosophica, praesertim autem Anti-Physica. Erfurt 1686.

Leichner hat noch sehr viele Schriften aus anderen Gebieten der Wissenschaft herausgegeben, insbesondere auch solche, die sich mit der Verbesserung der Schulen befassen. Ein vollständiges Verzeichnis seiner Schriften findet sich bei Motschmann, Erfordia literata, Erfurt 1729. Dritte Sammlung, Sekt. II. S. 446—460.

Christian Löber, wurde im Jahre 1743 zu Altenburg geboren. Sein Vater Christian Löber war Dr. der Philosophie und Theologie. Im Jahre 1760 wurde er in Erfurt immatrikuliert. Er ging im Jahre 1763 zum weiteren Studium nach Dresden und Leipzig. Nach seiner Rückkehr ließ er sich in Erfurt als praktischer Arzt nieder und promovierte hier im Jahre 1767. Im Jahre 1768 wurde er bei Gelegenheit der Reorganisation der Universität Prosektor und erhielt im Jahre 1772 das Dekret zu einer außerordentlichen Professur, mit Beibebehaltung seiner salarierten Prosektorstelle. Er findet sich in Erfurt in den Vorlesungsverzeichnissen bis zum Jahre 1774, dann legte er sein Amt nieder. Er nannte sich Poëta laureatus Caesareus.

Schriften: Inaug. Diss.: De cordis fabrica et functione atque de sanguinis per cor et vasa sanguinea circulatione. Erfurt 1767.

Heinrich Loeber, Dr. med., war geboren zu Erfurt. Er wurde im Jahre 1754 immatrikuliert und las in den Jahren 1777—1780 als Privatdozent Medicina veterinaria, Materia medica, morbi venerei, Pathologie und Therapie.

Friedrich Leonardus Löber, Dr. med., wurde im Jahre 1800 als ausserordentlicher Professor und „rei obstetriciae in provincia Erfordensi et nosocomii obstetricii praefectus" angestellt. Er war der Sohn des früheren Prosektors Christian Löber. (?) Unter der französischen Regierung wurde er im Jahre 1809 ordentlicher Professor. Er starb im Jahre 1814. Er las Geburtshilfe, Krankheiten der Schwangerschaft und des Puerperiums,

Frauen- und Kinderkrankheiten, sowie Geschichte der Geburtshilfe. Die durch seinen Tod frei gewordene dritte Assessur bei der med. Fak. blieb, da die preußische Regierung bereits die Auflösung der Universität beschlossen hatte, unbesetzt. Er hat sich um die Ausbreitung der Kuhpockenimpfung in Erfurt Verdienste erworben. Schriften sind nicht bekannt.

Hieronymus Ludolf sen., wurde im Jahre 1679 zu Erfurt geboren. Sein Vater war der Dr. Phil. et. J. U., Senior der Philosophischen Fakultät, Professor der Mathematik und älterer Bürgermeister Jobus Ludolf. Im Jahre 1696 bezog er die Universität seiner Vaterstadt. Im Jahre 1700 wurde er Magister artium. Er studierte hierauf kurze Zeit Jurisprudenz, ging aber noch im Jahre 1700 zur Medizin über. In demselben Jahre siedelte er nach Jena über. Im Jahre 1703 kehrte er nach Erfurt zurück, promovierte im Jahre 1704 und ließ sich in Eisleben als Arzt nieder. Doch kam er wieder nach Erfurt zurück, wurde hier im Jahre 1706 außerordentlicher und 1711 ordentlicher Professor der philosophischen Fakultät, bei welcher er die Professura Mathematum übernahm. Im Jahre 1715 wurde er bei der med. Fakultät außerordentlicher Professor und erlangte nach Eysels Tod im Jahre 1717 die ordentliche Professur der Chemie, welche er nach Depres Tod im Jahre 1727 mit der Professur der Anatomie, Chirurgie und Botanik vertauschte. Im Jahre 1720 wurde er kurfürstlicher Rat und Leibmedicus. Er starb im Jahre 1728.

Schriften: An et quomodo pharmacopoeus vel etiam chirurgus in arte sua peritus felicem in universa medicina progressum facere possit. Erfurt 1726.

Hiob Philipp Ludolf, ältester Sohn von Hieronymus Ludolf, promovierte im Jahre 1725 in der philosophischen Fakultät. Inauguraldissertation: De commercio animae cum corpore secundum diversas philosophorum hypotheses. Im Jahre 1727 promovierte er in der med. Fakultät. Dissertation: Palpitationis cordis pathologia atque therapia. Er las im Jahre 1728 in der philosphischen Fakultät über Logik und Mathematik und starb im Jahre 1729.

Hieronymus Ludolf jun., wurde im Jahre 1708 zu Erfurt geboren. Sein Vater war der Prof. Hieronymus Ludolf. Er studierte zuerst 12 Jahre Jura, nach vielen Reisen ging er im Jahre 1737 nach Jena, um Medizin zu studieren. Hauptsächlich beschäftigte er sich mit der Chemie. Er promovierte im Jahre 1739 in Erfurt. Seine Disputation lautete: de acidi Vitrioli praestantia. Im Jahre 1740 begann er an der philosophischen Fakultät als Prof. publ. seine Vorlesungen über Physik, Mathematik, Chemie, Astronomie, Mechanik, Physiologie. Er legte ein großes Laboratorium an, in dem er Sommer und Winter Versuche anstellte, zu welchen er jeden Liebhaber zu unentgeltlichem Besuch einlud. Im Jahre 1745 wurde er nach der Übersiedelung Büchners nach Halle ordentlicher Professor der Chemie. In demselben Jahre erhielt er nach dem Tode des Prof. Stahl die Stelle des Stadtphysikus. Im Jahre 1756 erhielt er nach dem Tode Juchs die II. Professur mit dem Lehrstuhl der Anatomie, Chirurgie und Botanik und im Jahre 1763 nach dem Tode Kniphofs die I. Professur. Im Jahre 1753 wurde er als Leibarzt des Kurfürsten mit Beibehaltung seiner Erfurter Ämter nach Mainz berufen. Es wurde zu seiner Vertretung in seinen Fakultätsgeschäften und in seinem Stadtphysikat Prof. Riedel beauftragt. Als dieser im Jahre 1757 starb, wurde Baumer mit der Wahrnehmung der Fakultätsgeschäfte beauftragt. In seiner Vertretung führte Baumer auch in den Jahren 1757 und 1760 das Dekanat. Die Stadtphysikatsgeschäfte übernahm Prof. Nunn, welcher auch in den letzten Jahren seine Fakultätsgeschäfte übernahm. Er gehörte zu den ersten Mitgliedern der im Jahre 1754 gegründeten kurfürstlichen Akademie nützlicher Wissenschaften. Er starb im Jahre 1764.

Schriften: 1) Die in der Medizin siegende Chemie. Erschien in 7 Stücken und 1 Zugabe. Erfurt 1746—1750. Das 7. Stück zeigt: „wie die Weine überhaupt verbessert, insbesondere aber die schlechteren Landweine in Spanische, Italienische, Ungarische, Champagner, Burgunder, Stein- und Rhein-Weine, ohne den geringsten Zusatz, sondern in und durch sich selbst verwandelt werden können, ingleichen, wie in Obst-Ländern aus Obst ein guter Wein zu erhalten, und wie solche Weine zur Verfertigung der schönsten Spirituum und Essentzen der Vegetabilien zu gebrauchen."

2) Eine Nachricht von dem Creutzburger bitteren Salze.

3) Progr. inaugurale, de Elixirio Proprietatis Paracelsi. Erfurt 1745.
4) Programm de eo, an turpe sit medico, in juventute mori. Erfurt 1763.
5) De artis pharmaceuticae ad studium medicum necessitate et utilitate. Erfurt 1746.

Laurentius Theophilus Luther, wurde in Erfurt im Jahre 1677 geboren. Sein Vater war Lehrer an der Barfüßerschule. Es war dieses der Urenkel des ältesten Sohnes Dr. Martin Luthers. Nach dem Tode des Vaters wurde die Mutter katholisch, und der Sohn lernte bei den Jesuiten die ersten Grundzüge der Wissenschaft. Er bezog dann, um Medizin zu studieren, die Erfurter Universität, ließ sich als Arzt nieder und promovierte im Jahre 1707 zum Doktor. Im Jahre 1718 erhielt er eine außerordentliche Professur. Nach Ludolfs Tod im Jahre 1728 erhielt er die IV. ordentliche Professur und im folgenden Jahre nach Fischers Tod die dritte Professur mit dem Lehrstuhl der Chemie. Im Jahre 1730 wurde er älterer Bürgermeister und im Jahre 1732 Stadtphysikus. Er starb im Jahre 1737. Seine Söhne sind die späteren Prof. Med. Bernhard Marianus Luther und Johann Melchior Luther. Außer den Disputationen sind Schriften von ihm nicht bekannt.

Bernardus Marianus Luther wurde in Erfurt im Jahre 1722 geboren. Sein Vater war der Prof. d. Med. Laurentius Luther, sein jüngerer Bruder der Prof. d. Med. Johannes Melchior Luther. Er promovierte im Jahre 1745. Im folgenden Jahre eröffnete er seine Vorlesungen als außerordentlicher Professor. Er ging sodann nach Straßburg und Paris, um die Krankenhäuser und anatomischen Theater zu besuchen und wandte sich sodann zu seiner weiteren Ausbildung nach Belgien, Holland, England, Berlin, Dresden und Leipzig. Im Jahre 1757 wurde er bei der Beförderung Baumers und Mangolds zu ordentlichen Professoren übergangen. Im Jahre 1767 wurde er nach Mangolds Tod ordentlicher Professor. Im folgenden Jahre legte er bei der Reorganisation der Universität sein Amt nieder. Er las Chirurgie, Geburtshilfe, Pathologie und Diaetetik. Er praktizierte in Erfurt bis zu seinem im Jahre 1793 erfolgten Tod.

Schriften: 1) Inauguraldissertation: De Luxationibus. Erfurt 1745.
2) Programm bei Eröffnung seiner Vorlesungen: De medicinae scopo et mediis ad eam addiscendam necessariis. Erfurt 1746.

Johann Melchior Luther, wurde im Jahre 1725 zu Erfurt geboren. Sein Vater war der Prof. d. Med. Laurentius Theophilus Luther, sein Bruder der Prof. d. Med. Bernhard Marianus Luther. Im Jahre 1766 wurde er außerordentlicher Professor und im Jahre 1769 nach dem Abgang seines Bruders Bernh. Marianus Luther ordentlicher Professor. Er las in der philosophischen Fakultät: Institutiones philosophiae rationalis, Metaphysik, Logik und hielt exercitationes disputatoriae ab. In der medizinischen Fakultät las er die Anfangsgründe der Physiologie, Anatomie, Semiotik, Diätetik, Pathologie, Geburtshilfe, Heilmittellehre, auch hielt er ein Collegium disputatorium ab. Er starb im Jahre 1788.

Schriften: 1) Programm bei Eröffnung seiner Vorlesungen: De cognitione experientiae physicae ac medicae. Erfurt 1766.
2) Febris epidemicae per dimid. annum Erfordiae grassantis disquisitio. Erfurt 1772.
3) De epidemia scarlatinae Saalburgi grassatae. Erfurt 1786.

Christoph Andreas Mangold, wurde im Jahre 1719 zu Erfurt geboren. Sein Vater war Diakonus der Barfüßerkirche, seine Mutter war eine Tochter des ehemaligen Prof. d. Mathematik und Ratsmeisters Hiob Ludolf. Im Jahre 1734 bezog er die Universität seiner Vaterstadt. 1737 ging er nach Jena. Er studierte dort zu gleicher Zeit mit seinem Vetter Hieron. Ludolf. Er kehrte nach Erfurt zurück und wurde im Jahre 1745 außerordentlicher Professor der philosophischen Fakultät. Seine Vorlesungen zeigte er mit einem Programm: De generatione fossilium figuratorum an. Im Jahre 1751 promovierte er zum Dr. med. 1754 wurde er Mitglied der Akademie nützlicher Wissenschaften. Im Jahre 1755 wurde er außerordentlicher Professor der medizinischen Fakultät und 1756 ordentlicher Prof. der Medizin, 1763 ordentlicher Prof. der Philosophischen Fakultät. Er ging als Leibarzt des Grafen Gotter mit letzterem auf Reisen. Nach seiner Rückkehr erhielt er einen Ruf nach Frankfurt a. O., welchen er jedoch ausschlug. Er war Mitglied der Königl. französischen Akademie zu Montpellier. Er starb im Jahre 1767.

Schriften: 1) Experimenta atque observationes chemicae et medicae varii argumenti. Akt. d. Akademie nützl. Wissenschaften zu E. Bd. I. 1757.
2) Experimenta quaedam colorum. Ebenda.

3) Historia morbi maxime complicati mulieris cujusdam, in cujus dissectione post mortem praeter alia ventriculus in duas partes divisus et situs viscerum quorundam mutatus deprehendebatur. Akt. d. Akad. II. Bd. Erfurt 1761.
4) Experimenta quaedam chemica de Cinnabari ejusque partibus constituentibus, cum Observationibus quibusdam de ejus vi medica. Ebenda.
5) Programm bei Eröffnung seiner Vorlesungen der Chemie: Quaedam de necessitate omnes medicinae partes in Academicis praktice docendi commentans. Erfurt 1756.
6) Chymische Erfahrungen und Vorteile in Bereitung einiger sehr bewährter Arzneimittel, nebst verschiedenen physikalischen Anmerkungen über dieselbe. Erfurt 1748.
7) Fortgesetzte chymische Erfahrungen und Vorteile bestehend vornehmlich in einer gründlichen und abgenötigten Widerlegung der bisher siegenden, nunmehr aber in letzten Zügen liegenden Chymie des Herrn Prof. Ludolf und in einigen in der Arzneikunst nützlichen Versuchen nebst einem Auszug aus verschiedenen Abhandlungen der Französischen Akademie, so hierher einschlagen. Frankfurt und Leipzig 1749.
8) Der physischen Chemie erster Teil, welcher von der Natur und Beschaffenheit der Chemie überhaupt, von ihrer Geschichte, Zeichen, sowohl leidenden als wirkenden, Werkzeugen, und endlich von den Arbeiten und hervorgebrachten chemischen Körpern auf systematische Art handelt. Aus dem Schwedischen ins Lateinische übersetzt und vermehrt herausgegeben von J. G. Wallerius, und nunmehro in's Deutsche übersetzt mit Anmerkungen von Chr. Andr. Mangold. Gotha 1761.

Aegidius Martini, geb. zu Erfurt 1642. Sein Vater Johann Martini war Vierherr. Studierte 1660 in Altdorf, später in Erfurt Medizin. Ging nach Stockholm und Livland, kehrte 1670 nach Erfurt zurück, promovierte 1671, wurde Assessor der medizinischen Fakultät, Prof. der Chemie und Botanik und Landphysikus. Starb 1678.

Diss. inaug. De dolore dentium. Erfurt 1671.

Stephan Mayer, Phil. Med. et Chirurg. Doctor, las als Privatdozent im Sommersemester 1799 über Frauen- und Kinderkrankheiten sowie Medicina forensis. Stammte aus Frankfurt a. M.

Im Jahre 1798 las er in der Akademie: Über die Atonie und über einige damit in Verbindung stehende Materien.

Valentin Andreas Möllenbroccius, geb. in Erfurt, promovierte 1650 in Jena, ging dann nach Leipzig, wurde

1651 als Assessor in die medizinische Fakultät zu Erfurt aufgenommen und im Jahre 1652, im Jahre ihrer Gründung, Mitglied der Akademie der Naturforscher. Er ging 1657 als Stadtphysikus nach Halle. Er hatte einen großen Streit mit Dr. Graba wegen dessen Niederlassung als Arzt in Erfurt. Starb 1675.

Schriften: 1) Cochlearia curiosa. Lipsiae 1674.

2) De Varis seu Arthritide vaga scorbutica traktatus. Lipsiae 1672.

Johann Samuel Naumburg, wurde im Jahre 1768 zu Büßleben bei Erfurt, wo sein Vater Pfarrer war, geboren. Sein Vater wurde später in gleicher Eigenschaft an die Predigerkirche zu Erfurt berufen. Im Jahre 1786 begann er sein Studium auf der Universität Erfurt. Im Jahre 1788 siedelte er nach Jena über. Von dort ging er nach Würzburg. Nach dem Tod des Prof. Planer kehrte er nach Erfurt zurück und übernahm den durch den Prof. Siegling nur dürftig in der Zwischenzeit fortgesetzten Unterricht in der Botanik an der Universität. Er promovierte im Jahre 1792 und erhielt die Aufsicht über den botanischen Garten. Im Jahre 1796 wurde er Ehrenmitglied der Helvetischen Gesellschaft korrespondierender Ärzte und Wundärzte. Er starb im Jahre 1799. In der Pflanzenkunde erhielt die Gattung Naumburgia nach ihm ihren Namen.

Schriften: 1) Diss. inaug. sist. Delineationes Veronicae Chamaëdryos, Dianthi Carthusianorum, Lamii maculati et purpurei, Arabis alpinae, Violae grandiflorae, Zanichelliae palustris ac Polymorphi tremolloitis. Erf. 1792.

2) Abhandlung von der Beinkrümmung nebst einer Beschreibung der Ehrenmannschen Fußmaschine und einigen angehängten bemerkenswerten Beobachtungen, unter anderen über ein Substitut der Eisengranulierbäder und den Gebrauch des kubischen Salpeters. Leipzig 1796.

3) Verzeichnis derjenigen inländischen Gewächse, welche im Garten der Flora gepflanzt worden, mit kurzer Bemerkung ihres Nutzens. Erfurt 1797 (anonym).

4) Lehrbuch der reinen Botanik nach Prinzipien der kritischen Philosophie. Altona 1798.

5) Vollständiges Lehrbuch der Botanik; ein praktisches Handbuch für Ärzte, Apotheker und Freunde dieser Wissenschaft, mit einer Vorrede von Medicus. Hamburg 1798.

6) In dem Museum der Heilkunde, herausgegeben von der helvetischen Gesellschaft korresp. Ärzte und Wundärzte, 1797, finden sich zwei kleinere Aufsätze: „Ob man besser thue in praktischen Schriften die Begriffe von Beugung und Streckung

des Fußes im gewöhnlichen Sinne beizubehalten oder ob vielmehr eine Umkehrung derselben zweckdienlicher sei", und „Sektionsgeschichte eines Hypochondristen".

Johann Philipp Nonne wurde im Jahre 1729 zu Erfurt geboren. Sein Vater Johann Melchior Nonne war Bürger und Biereige. Im April 1746 wurde er von dem ev. Gymnasium zur Universität entlassen. Seine Absicht war, sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Er hörte daher neben der Philosophie auch juristische Vorlesungen. Im Jahre 1747 ging er nach Halle. Doch nötigte ihn der Tod seiner Mutter bald zur Rückkehr. Im Jahre 1748 ging er nach Jena. Im Jahre 1749 kehrte er nach Erfurt zurück und vertauschte das Studium der Jurisprudenz mit dem der Medizin. Insbesondere hörte er bei dem erst kürzlich von Halle nach Erfurt gekommenen Dr. Joh. Wilh. Baumer, mit welchem er im folgenden Jahre zum Studium nach Holland reiste. Hier hielt er sich ein Jahr lang auf und kehrte darauf nach Erfurt zurück. Sodann ging er einige Zeit nach Berlin und Halle. Nach seiner Rückkehr nach Erfurt erhielt er im Jahre 1753 die philosophische und medizinische Doktorwürde. Diss. inaug.: De febribus intermittentibus. Im folgenden Jahre fing er an zu praktizieren und eröffnete seine Vorlesungen insbesondere über Botanik. Gleich nach ihrer Stiftung ernannte ihn die Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitglied; auch wurde er bei Errichtung des Sanitätskollegiums im Jahre 1756 zum Assessor desselben ernannt. Man kann ihn in Erfurt als den Reformator der Botanik und den Begründer eines gelehrten und systematischen Studiums dieser Wissenschaft betrachten. Nonne ist der erste, der die Pflanzen der Erfurter Gegend vollständig und genau untersucht und somit die Erfurter Flora wissenschaftlich begründet hat. Mangold, der im Jahre 1757 nach Riedels Tod zwar die Nominal-Professur der Botanik übernommen hatte, machte davon keinen Gebrauch, damit Nonne desto unbeschränkter Gelegenheit haben sollte, sich als Lehrer in diesem Fache zu qualifizieren. Im Jahre 1760 wurde ihm die Aufsicht über den neuen botanischen Garten übertragen und im Jahre 1763 wurde er zum außerordentlichen Professor der Medizin ernannt. Als durch Ludolfs Tod und Baumers Ruf nach Gießen im Jahre 1765 gleichzeitig zwei

Stellen in der medizinischen Fakultät erledigt waren, wurde Nonne zum dritten ordentlichen Professor und Assessor der medizinischen Fakultät ernannt. Auch in der philosophischen Fakultät war er schon im Jahre 1764 nach Ludolfs Tod, für welchen Mangold als Prof. ordinarius eingerückt war, zum außerordentlichen Professor in corpore majoristico aufgenommen worden. Er legte aber diese Stelle schon Ende des Jahres 1766 nieder, weil seine übrigen gelehrten und praktischen Geschäfte ihm keine Zeit übrig ließen, sie gewissenhaft zu warten. Zu dem Lehramt der Botanik übernahm er nach Mangolds frühem Tod im Jahre 1767 zugleich das bis dahin von letzterem verwaltete Lehramt der Chemie. Im Jahre 1768 übernahm er zum ersten Male das Dekanat der medizinischen Fakultät. Noch vor Ablauf des Dekanatsjahrs wurde der damalige erste Professor der Medizin Andreas Nunn seines Amtes entsetzt, und da die folgenden Professoren J. P. Baumer und J. M. Luther noch nicht die nötigen Jahre in der Fakultät waren, also, wie man es nannte, „docaniren“ mußten, so behielt Nonne das Dekanat bis an seinen Tod. Endlich erhielt er im Jahre 1770 das Dekret als erster Professor und Assessor der medizinischen Fakultät, genoß aber diese Ehre nicht lange, indem er an dem damals herrschenden epidemischen Fieber, das viele Geistliche und Ärzte in Erfurt dahinraffte, am 24. 3. 1772 im 43. Lebensjahre starb.

Schriften: 1) Flora in Territorio Erfordiensi indigena. Erfurt 1763. (In der Einleitung gibt er manche interessante Bemerkungen über die Entwicklung der Botanik in Erfurt).
2) Programm: De Botanicae usu et ratione, qua studium hoc rite ingrediendum sit. Erfurt 1763.
3) De plantis nothis occasione spicae tritici, cui Avenae fatuae aliquot semina innata erant. Erfurt 1765. Programm.
4) De Naphtha Vitrioli et nitri. Programm. Erfurt 1765.
5) Observatio de isate et carthamo ossa animalium non tingentibus. Akt. d. Akad. nützl. Wissenschaften zu Erfurt. Bd. I, 1757.
6) Observationes quaedam de plantulis frumenti seminalibus. Akt. d. Akademie. Bd. II, 1761.

Andreas Nunn wurde im Jahre 1721 zu Mainz geboren. Er studierte auch dort und erwarb sich dort die Magisterwürde. Sodann widmete er sich in Mainz zwei Jahre lang dem Studium der Rechte. Im Jahre 1741 kam er als Sekretär in die Dienste

des Statthalters v. Warsberg in Erfurt. Er vertauschte sodann das Studium der Jurisprudenz mit dem der Medizin, welchem er zunächst in Erfurt oblag, reiste im Jahre 1747 zu seiner weiteren Ausbildung nach Paris, wo er sich hauptsächlich mit der Chirurgie beschäftigte. Er kehrte im Jahre 1750 nach Erfurt zurück und promovierte im Jahre 1751. Im Jahre 1752 wurde er zum ordentlichen Professor der Medizin ernannt. Im Jahre 1754 wurde er auch Professor der philosophischen Fakultät und zugleich Mitglied der Kurfürstlichen Akademie nützlicher Wissenschaften. Einige Zeit nachher erhielt er vom Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt die Würde eines Comes palatinus. Im Stadtrat bekleidete er die Stelle des zweiten Ratsmeisters. Während Nunn im Jahre 1768 das Rektorat bekleidete, geriet er mit dem Regierungsrat Genau, als er die Rechte des akademischen Senats gegen die Eingriffe des mit der Leitung der Universitätsangelegenheiten beauftragten Beamten verteidigte, in Streit, bei welchem er sich so weit hinreißen ließ, daß er dem Regierungsrat Genau eine Ohrfeige versetzte. Er wurde infolgedessen seiner Ämter entsetzt. Erst im Jahre 1778 erhielt er in der medizinischen Fakultät seine Professur wieder, welche er bis zu seinem im Jahre 1795 erfolgten Tode bekleidete.

Schriften: 1) Diss. inaug.: qua eversa vasorum rubrorum uteri anastomosi ac communicatione cum placenta, saniorem ac naturae instituto magis consentaneum nutritionis foetus modum ac mechanismum demonstraturus est etc. Erfurt 1751.
2) Programm bei Eröffnung seiner Vorlesungen: de Dignitate Anatomes ad Chirurgiam. Erfurt 1752.
3) De Opii in Rheumatismo articuli usu. Erfurt 1792. Festschrift zur Säkularfeier.
4) Eine Reihe von Arbeiten finden sich in den Akten der kurfürstl. Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt.

Johann Carl Oettinger, wurde im Jahre 1737 zu Erfurt geboren. Sein Vater Balthasar Oettinger war daselbst Wundarzt. Er studierte Medizin teils in Erfurt, teils in Leipzig, wo er sechs Jahre zubrachte. Als er nach überstandenem Examen bei der medizinischen Fakultät zu Erfurt die Erlaubnis zur ärztlichen Praxis erhalten hatte, ließ er sich im Jahre 1763 in dem Erfurter Landstädtchen Sömmerda nieder. Die Doktorwürde erhielt er im Jahre 1767 bei einer öffentlichen Promotion, der letzten dieser Art, welche (die Jubiläumsfeierlichkeiten im

Jahre 1792 abgerechnet) bei der medizinischen Fakultät zu Erfurt in der althergebrachten, aber schon damals zur Seltenheit gewordenen Weise stattfand. Im Jahre 1770 verlegte er seinen Wohnsitz nach Erfurt und wurde im Jahre 1771 zum außerordentlichen Professor ernannt. Er las über medizinische Encyklopädie, Diätetik, Pathologie, Semiotik und Medicina forensis. Es war eine Eigentümlichkeit von ihm, seine Arzneimittel, um sie geheim zu halten, nicht aus den Apotheken zu verschreiben, sondern sie selbst zu bereiten. Er geriet wegen der Behandlung eines Kranken mit Prof. Weißenborn in einen unangenehmen persönlichen Streit, welcher mehrere Streitschriften von beiden Seiten zur Folge hatte. Er starb unverheiratet im Jahre 1806.

Schriften: 1) Diss. inaug. De febribus acutis intestinalibus incolis Oppidi Mega-Sömmerdae endemicis. Erfurt 1767.
2) De febribus ab initio fere mensis Decembris 1771 per annum 1772 huc usque Erfordiae inque ejus confiniis epidemice grassantibus. Erfurt 1772.
3) Sendschreiben an Herrn Dr. J. F. Weißenborn, dessen gelehrte Abhandlung „von den Eitergeschwüren der Leber durch einen merkwürdigen Fall erläutert" betreffend. Erfurt 1786.

Joh. Jakob Osburg, wurde im Jahre 1759 zu Erfurt geboren. Er promovierte im Jahre 1783 zu Erfurt pr. Lic. und hielt in den Jahren 1785 und 1786 als Doktorand und Privatdozent Vorlesungen über Chemie, Mineralogie und Institutiones Pathologiae. Im Jahre 1784 wurde er Mitglied der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt. Im Jahre 1786 ging er als Kaiserlich Russischer Admiralitäts- und Flottenarzt nach Reval. Er hatte den Titel eines Kaiserlich Russischen Admiralitätsrats. Nach Planers Tode wurde er als Professor der Chemie nach Erfurt zurückberufen, starb aber, als er eben im Begriffe war, diesem Rufe zu folgen, im Jahre 1790.

Schriften: 1) Chemische Versuche über die Bestimmung der Frage, ob mineralisches Alkali und Laugensalz als Arten oder als Varietäten verschieden sind? Akt. d. Akademie. Erfurt 1784/85.
2) Chemische Untersuchung des Alacher Mineralwassers. Erfurt 1786.

Johann Philipp Pabst, Doktor Medic. et Chirurg., las im W.-S. 1800 und im S.-S. 1801 als Privatdozent Pathologie, Erkrankungen der Schwangerschaft und des Puerperiums.

Georgius Christophorus Petri ab Hartenfels, wurde im Jahre 1633 in Erfurt geboren, wo sein Vater ein wohlhabender Kaufmann war. Er verlor beide Eltern an der Pest des Jahres 1635. Er bezog, 14 Jahre alt die Universität, studierte 1647 in Erfurt, ging 1648 nach Jena, 1649 nach Gröningen in Holland, wo er bis zum Jahre 1650 Philosophie studierte. Er ging dann nach Erfurt zurück und trieb unter der Leitung von Möllenbroccius ärztliche Praxis. Im Jahre 1654 ging er nach Leipzig, wurde Informator der Enkel des Kurfürstl. Obristen Carl Bosen auf Netschau, wo er auch Landpraxis trieb. Er wurde dann Hofmeister des jüngsten Sohnes des Grafen Heinrich V. von Reuß, welcher ihn zu seinem Hof- und Leibmedicus ernannte. Im Jahre 1659 promovierte er in Jena zum Doktor. Im Jahre 1662 ließ er sich in Erfurt als Arzt nieder und wurde 1664 in die medizinische Fakultät aufgenommen. Nach der Reduktion (1664) wurde er Garnisonmedicus und erhielt 1666 das Landphysikat. Der Kurfürst Johann Philipp ernannte ihn zu seinem Hof- und Leibmedicus, welche Stellung er bei den folgenden fünf Kurfürsten mit Ruhm verwaltete. Besonders bei dem Kurfürsten Anselmus Franziscus stand er in hohem Ansehen, welcher ihn im Jahre 1681 mit einer goldenen Kette mit seinem Brustbild beschenkte. Im Jahre 1680 war er in den Adelsstand mit der Würde eines Pfalzgrafen erhoben worden. Im Jahre 1689 begleitete er den Kurfürsten nach Augsburg zum Hofe und verblieb dort fünf Monate am Hofe. Im Jahre 1662 wurde er zum Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher ernannt. Im Jahre 1666 wurde er Landphysikus. Nach Professor Cramers Tod wurde er im Jahre 1682 P. P. O. und 1690 nach Professor Leichners Tod Prof. Facult. med. Primarius und Senior facultatis. Unter seinem Rufe hob sich die Fakultät so, daß er so viele Doktorpromotionen vornehmen konnte, wie keiner vor ihm. Im Jahre 1689 wurde er zum Rektor magnificus erwählt, und behielt das Rektorat drei Jahre lang. Unter sein Rektorat fiel im Jahre 1692 das 300jährige Jubiläum der Universität. Er ließ die Auditoria des Collegium majus renovieren und legte aus den Resten der früheren Bibliothek und aus Geschenken eine neue Universitätsbibliothek an. Nach dem Wegzug von Dr. Graba und dem Tode Leichners im Jahre 1690 wurde er Stadtphysicus. Als er im Jahre 1692 die Professur

niederlegte, behielt er den Titel eines Prof. honorarii sowie das Stadtphysikat bei. Es war somit nunmehr das Stadtphysikat von der Fakultät getrennt. Er erhielt als Gehalt 100 Rth. nebst Holz und Korn. Im Jahre 1683 tat er sich bei der Pestepidemie besonders als Mitglied des damals in's Leben gerufenen Consilium sanitatis sehr hervor. Wegen der Kur des im Jahre 1702 verstorbenen Statthalters Faust von Stromberg geriet er mit Dr. Paul Juch in einen heftigen Streit. Er war Mitglied der Inspektion des Ratsgymnasiums. Wie überhaupt außer den weltlichen Beisitzern aus dem Rate und den Geistlichen aus dem Ministerium im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts in der Regel auch einige Aerzte in die Inspektion des Ratsgymnasiums gewählt wurden. 1686 wurde er jüngerer Bürgermeister, 1689 älterer Bürgermeister. 1692 erhielt er die Würde eines Oberstratsmeisters, welchem Amte er 9mal vorgestanden hat. Er starb 1718, 86 Jahre alt. Er war ein geschickter Dichter. 1714 wurde eine Denkmünze auf ihn geprägt.

Schriften: 1) Asylum languentium, seu Carduus sanktus, vulgo benediktus, Medicina Patrumfamilias pylychresta, verusque pauperum thesaurus, ad normam et formam Academiae Naturae Curiosorum elaboratus. Jenae 1669.

2) Pestis tela praevisa, oder nützliche Anleitung, wie bei diesen besorglichen Zeiten Reiche und Arme vor der abscheulichen Seuche der Pest sich durch bewährte Schutzmittel bewahren können. Erfurt 1682.

3) Abgenötigte Antwort und Ehrenrettung D. Georg Christ. Petri von Hartenfels etc. Erfurt 1703. — Streitschrift gegen D. Paul Heinrich Juch wegen der Kur des im Jahre 1702 verstorbenen Statthalters Faust von Stromberg.

4) Elephantographia curiosa, seu Elephanti descriptio juxta methodum et leges Imperialis Academiae Leopoldino-Carolinae Naturae Curiosorum adornata, multisque selektis observationibus physicis, medicis et jucundis historiis referta, cum figuris aëneis. Erfurt 1715.

Quirinus Pflug. In den Jahren 1609—1628 war überhaupt kein Mitglied in der med. Fakultät vorhanden. Vom Jahre 1628—1634 war Dr. Quirinus Schmalz († 1640) alleiniges Mitglied der Fakultät. Erst im Jahre 1634 trat neben letzterem Dr. Johannes Rehefeld und med. Lic. Quirinus Pflug auf. Im Jahre 1649 verwaltete er als Lic. med., weil als Professor nur Eccardus Leichner in der Fakultät vorhanden war, das Dekanat.

Johann Jakob Planer, wurde im Jahre 1743 zu Erfurt geboren, wo sein Vater Tuchmacher war. Im Jahre 1763 bezog er die Universität seiner Vaterstadt, wo er im Anfang Theologie studierte, dann aber zur Medizin überging. Er beschäftigte sich viel mit Botanik und Mineralogie. Im Jahre 1765 ging er nach Berlin, im folgenden Jahre nach Leipzig. Im Jahre 1768 kehrte er nach Erfurt zurück, bestand im Jahre 1771 sein Examen pro Licentia und eröffnete seine akademischen Vorlesungen. Im Jahre 1773 wurde er Prosektor. Im Jahre 1778 promovierte er und wurde im Jahre 1779 bei der in diesem Jahre erfolgten Reorganisation der Universität zum außerordentlichen Professor der medizinischen Fakultät ernannt. Im Jahre 1783 wurde er ordentlicher Professor und legte die Prosektorstelle nieder, behielt aber vorläufig den ihm als besondere Auszeichnung früher verliehenen Gehalt. Seine Hauptfächer als Lehrer waren Botanik, Chemie, Pharmazie und Materia medica. Während seines zehnjährigen Prosektoramtes hielt er zugleich anatomische Vorlesungen und Demonstrationen ab, mit denen er sich später nicht mehr beschäftigte. Dagegen las er abwechselnd auch medizinische Encyklopädie, Physiologie, Pathologie, Semiotik und allgemeine und spezielle Therapie. Auch schlug er einige Male unter dem Namen „Methodus constitutionem medicam provinciae und Fundamenta topologiae medicae seu de aëre, aquis et locis inquirendis" eine besondere Vorlesung an. Seit dem Jahre 1773 leitete er mit Trommsdorff das klinische Institut, welches im Jahre 1781 wieder zu einer öffentlichen Anstalt erhoben wurde. Im Jahre 1775 wurde er Mitglied der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin, im Jahre 1776 Mitglied der Kurfürstl. Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, im Jahre 1781 Mitglied der Kurpfälzischen Akademie zu Mannheim, im Jahre 1788 Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher, sowie Mitglied der meteorologischen Gesellschaft zu Karlsruhe. Nach dem Tode seines Freundes W. Bernhard Trommsdorff verheiratete er sich mit dessen hinterlassenen Witwe. Er starb im Jahre 1789. Seine Freunde setzten ihm auf dem Kirchhof der Kaufmannskirche ein Denkmal mit einer von Dalberg verfaßten Inschrift.

Schriften: 1) Versuch einer deutschen Nomenklatur der Linné'schen Gattungen zur Übersetzung der Generum Plantarum. Erfurt 1771.

2) Carl v. Linné, Gattungen der Pflanzen und ihre natürlichen Merkmale nach der Anzahl, Gestalt, Lage und Verhältnis aller Blumenteile. Übersetzt Gotha 1775. Nachtrag Gotha 1785.
3) Diss. inaug.: De aëre, aquis et locis Territorii Erfurtensis. Erfurt 1778.
4) Index Plantarum, quas in agro Erfurtensi sponte provenientes olim Joh. Phil. Nonne, deinde J. J. Planer collegerunt. Gotha 1788.
5) Indici Plantarum Erfurtensium Fungos et plantas quasdam nuper collectas addit. etc. Erfurt 1789.
6) Übersicht der Krankheiten in Erfurt von 1781—1785. Erfurt 1786.
7) Eine größere Reihe von Arbeiten finden sich in den Akten der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt in den Jahren 1777—1785.
8) Von den Gallenfiebern, die im Monat Juli, August und bis in die Mitte des September im Jahre 1775 (in Schlesien) geherrscht haben. (Ökonom. Nachrichten der Gesellschaft in Schlesien, Bd. 4, p. 122).

Christoph Wilhelm Emanuel Reichart, wurde im Jahre 1734 zu Erfurt geboren. Er war der jüngste Sohn des Ratsmeisters und älteren Bürgermeisters Christian Reichart, des bekannten Förderers des Erfurter Gartenbaues. Er promovierte im Jahre 1759 und wurde im Jahre 1764 Magister der Philosophischen Fakultät. In demselben Jahre wurde er außerordentlicher Professor und im Jahre 1771 ordentlicher Professor der medizinischen Fakultät. Im Jahre 1772 legte er sein Amt nieder und lebte seiner ärztlichen Praxis. Er war Mitglied der kurfürstlichen Akademie nützlicher Wissenschaften. Er las Materia medica, Physiologie, Pharmacologie, Historia medica, Semiologie und hielt klinische Vorlesungen im evangelischen Waisenhaus ab. Er war Mitglied der Königl. Preuß. Akademie zu Frankfurt a. O. Im Jahre 1770 wurde er von der Regierung auf die Landbezirke geschickt, um dort eine schwere Ruhrepidemie zu bekämpfen. Er behandelte den späteren Generalfeldmarschall Neidhard v. Gneisenau während dessen Studentenzeit in Erfurt. Wegen seiner Originalität war er allgemein bekannt. Er starb im Jahre 1786.

Schriften: 1) Diss. inaugural.: De Pediculis inguinalibus, insektis et vermibus homini molestis: vom Spulwurm, Herzwurm, St. Veitswurm, Bandwurm, Floh, Indianischen kleinen Floh, jungen Hunden, Blutigeln, Mücken, Mitessern, Reitliesen, Kopf-, Kleider- und Filzläusen. Erfurt 1759.

2) Programm bei Eröffnung seiner Vorlesungen: De salis sedativi usu in febribus acutis. Erfurt 1765.

Johann Christoph Riedel, wurde im Jahre 1709 zu Erfurt, wo sein Vater Pfarrer an der Kaufmannskirche war, geboren. Nachdem er in Erfurt das Gymnasium besucht und auf der dortigen Universität Philosophie gehört hatte, ging er zur Fortsetzung seiner Studien im Jahre 1726 nach Halle, wo er zwei Jahre lang Theologie studierte. Hierauf ging er nach Jena, wo er neben den theologischen Vorlesungen auch juristische und medizinische hörte. Er kehrte hierauf nach Erfurt zurück, erlangte im Jahre 1734 die Magisterwürde und trat einige Male als Prediger auf. Doch zwang ihn seine schwache Stimme und eintretendes Blutspeien seine theologische Laufbahn aufzugeben. Er ging deshalb zur Medizin über und erhielt im Jahre 1735 die medizinische Doktorwürde. Er praktizierte nun in Erfurt und hielt bei der Universität medizinische und mathematische Vorlesungen. Mit großem Eifer beschäftigte er sich mit der Anatomie und gab bei verschiedenen Gelegenheiten öffentliche Demonstrationen. Im Jahre 1746 wurde er in die Kaiserliche Akademie der Naturforscher aufgenommen. Bei der Universität erfolgte seine Beförderung erst im Jahre 1748, wo er zum ordentlichen Professor und vierten oder außerordentlichen Assessor der medizinischen Fakultät an Stelle des verstorbenen Dr. Paul Heinrich Vogel ernannt wurde. Im Jahre 1753, als Dr. Hieronymus Ludolf mit Beibehaltung seiner Erfurtischen Ämter als Leibarzt nach Mainz berufen wurde, erhielt Riedel den Auftrag, an seiner Stelle das Physikat zu verwalten. Bei der Stiftung der Erfurter Akademie der Wissenschaften im Jahre 1754 wurde er nicht nur eins ihrer ersten Mitglieder, sondern er wurde auch in den Senat derselben gewählt. Auch trat er in das um dieselbe Zeit errichtete Sanitätskollegium ein. Im Jahre 1755 erhielt er das Prädikat eines kurfürstlichen Rates. Im Jahre 1756 rückte er nach dem Tode des Hofrats Juch als Assessor ordinarius in die medizinische Fakultät ein und übernahm die Professur der Anatomie, Chirurgie und Botanik, die er aber nur sehr kurze Zeit bekleidete. Er zeigte im Jahre 1755 an: „In Collegio Fridericiano fabricam corporis humani cadaverum sektionibus distinkte demonstrabit“. Er starb im Jahre 1757.

Schriften: 1) Diss. inaug. sist. constitutionem Medicamentorum aperientium horumque legitime adhibendi modum. Erfurt 1735.
2) In dem immerwährenden astronomisch-meteorologisch-ökonomischen Frauenzimmer- und Handkalender, Erfurt 1738, 2. T.: Medizinisches Wörterbuch, worin die meisten menschlichen Krankheiten und deren Kur nach alphabetischer Ordnung befindlich. 3. T.: Anleitung zur Civilbaukunst; Anleitung zur Anlegung der Wasserkünste, Fontänen, Springbrunnen; Anleitung zum Feldmessen.
3) Programm: De Febribus intestinalibus. Erfurt 1748.
4) Untersuchung der jetzt grassierenden Viehseuche nebst kurzem Unterricht von dem Verhalten und Gebrauch der bei derselbigen nötigen Arzneimittel. Erfurt 1749.
5) In Act. Acad. Nat. Curios. Vol. VIII, p. 364: Depressio ossis bregmatis sinistri insignis, adnexaque ejusdem et Paralyseos secutae cura.
6) In Act. Acad. Scient. Erf. Tom. I, 1757, p. 341: Phaenomena nonnulla peculiaria in Hydrophobo quodam et ejus dissectione observata; p. 523: Dissectiones quorundam ex iis, qui epidemicis ab Inflammatione viscerum imi ventris inprimis vero ventriculi et intestinorum ortis febribus a. r. s. 1756 urentibus periere.

Ludwig Friedrich Eusebius Rumpel, wurde in Erfurt im Jahre 1736 geboren. Im Jahre 1754 bezog er die Universität Erfurt, um Medizin zu studieren. Im Jahre 1757 siedelte er nach Jena über. Im Jahre 1760 kehrte er nach Erfurt zurück und promovierte im Jahre 1762. Er ging dann nach Berlin, um die dortigen Anstalten für Natur- und Heilkunde zu besuchen und sich besonders in der Anatomie zu vervollkommnen. Da er in guten Vermögensverhältnissen lebte, zog er sich von seiner ärztlichen Praxis ganz zurück und lebte nur der Wissenschaft. Im Jahre 1765 wurde er Mitglied der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt. In der Verwaltung der Bibliothek der Kaiserl. Akademie der Naturforscher war er seinem Bruder Hermann Ernst Rumpel, welcher die Bibliothek seit dem Jahre 1763 übernommen hatte, behilflich. Im Jahre 1766 wurde er Mitglied der Kaiserl. Akademie der Naturforscher und Custos der Bibliothek, der er seit dem Jahre 1777 allein vorstand. Im Jahre 1767 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt. Er las vor allem medizinische Literaturgeschichte, ein Lehrfach, welches er in Erfurt zuerst einführte. Im Jahre 1779

wurde er ordentlicher Professor und bekleidete in den Jahren 1788—1792 das Rektorat der Universität. Er starb im Jahre 1811.

Schriften: 1) Diss. inaug. De spina ventosa. Erfurt 1762.
2) Programm bei Übernahme der Professur: De Cantharidibus eorumque tam interno quam externo in Medicina usu. Erfurt 1767.
3) De Daphnes Mezerei viribus. In Act. Acad. Scient. util. Erfurt 1778/79.

Christian Heinrich Ruperti, wurde im Jahre 1673 als Professor der Anatomie und Chirurgie von Jena nach Erfurt berufen. Er war Landphysicus und folgte im Jahre 1675 einem Ruf als Leibmedicus nach Weimar. Im Jahre 1713 promovierte in der medizinischen Fakultät Joh. Christian Ruperti, Vinarius, wahrscheinlich ein Sohn desselben. Er trieb eifrig Anatomie. Wie es zu jener Zeit üblich war, lud er durch Programme alle „Anatomes Cultores" zu seinen Sektionen ein.

Caspar Schreyer, Dr. med., las im Jahre 1780 als Privatdozent morbi venerei und Medicina legalis. Er promovierte im Jahre 1779.

Diss.: Epidemiarum contemplatio prima cum observationibus circa morbillos anno 1778 et 1779 grassatos. Erfurt 1779.

Ivo Johannes Stahl, wurde im Jahre 1698 zu Leobschütz in Schlesien geboren. Er studierte die Humaniora bei Patribus Societatis Jesu in Troppau und Neiße, ging dann nach Oppeln und erwarb sich in Ollmütz in Mähren den Magister artium. Er bezog darauf die Universität Erfurt, wo sein älterer Bruder Ferdinand Stahl, welcher hier im Jahre 1716 promoviert hatte, damals das Stadtphysicat inne hatte. Im Jahre 1720 besuchte er die Universität Jena und promovierte im Jahre 1722 in Erfurt zum Doktor. Er ließ sich darauf in Erfurt als praktischer Arzt nieder und erhielt im Jahre 1725 eine außerordentliche Professur. Als solcher kündete er „operationes in animalibus vivis anatomicas" an. Im Jahre 1727 erhielt er nach Depres Tod die IV. Professur. Nach Ludolfs Tod erhielt er im folgenden Jahre die III. Professur mit dem Lehrstuhl der Chemie und nach dem Tod Fischers im Jahre 1729 die II. Professur mit dem Lehrstuhl der Anatomie, Chirurgie und Botanik. Im Jahre 1727 wurde er kurfürstlich Mainzischer Rat und Leibmedicus,

sowie auch Garnisonarzt, und im Jahre 1729 jüngerer Bürgermeister. Er war zugleich Stadtphysicus bis 1732. Er starb im Jahre 1745.

Schriften: 1) De febre exanthematica hoc tempore in Saxonia inferiore epidemice grassante. Erford. 1731.

Georg Heinrich Thilow wurde im Jahre 1761 zu Erfurt geboren, wo sein Vater Gastwirt war. Er erlernte auf die damals gewöhnliche Weise Chirurgie und ging dann nach Dresden, wo die ausgezeichneten, hauptsächlich zur höheren Ausbildung von Wundärzten bestimmten Lehranstalten ihm Gelegenheit gaben, sich ausgebreitetere Kenntnisse, vorzüglich in der Anatomie, Pathologie und Chirurgie zu erwerben. Er kehrte dann nach Erfurt zurück und studierte Medizin. Besonders beschäftigte er sich mit Anatomie. Nach bestandenem Examen im Jahre 1785 ließ er sich in Erfurt als praktischer Arzt nieder und promovierte im Jahre 1789. Im Jahre 1790 begann er als Privatdozent seine Vorlesungen. Im Jahre 1792 wurde er Mitglied der Akademie nützlicher Wissenschaften. Nach Erhards Beförderung zum ordentlichen Professor übernahm er im Jahre 1800 die Stelle des Prosektors. Er bildete anatomische Präparate in Wachs nach. Im Jahre 1807 wurde er Mitglied des Sanitätskollegiums, welche Stelle er bis zu dessen im Jahre 1814 erfolgten Auflösung behielt. Im Jahre 1809 wurde er außerordentlicher und im Jahre 1811 nach Rumpels Tod ordentlicher Professor. Er war frühzeitig schon Mitarbeiter am klinischen Institut und übernahm im Jahre 1817 an Erhards Stelle die Direktion desselben. Seit dem Jahre 1808 war er Arzt des evangelischen Krankenhauses, welche Stelle er ebenso wie die am klinischen Institut im Jahre 1824 niederlegte. Seine reichhaltige anatomische und anatomisch-pathologische Sammlung verkaufte er 1830 an die medizinisch-chirurgische Lehranstalt in Magdeburg. Er starb im Jahre 1837. Seine Söhne studierten beide Medizin.

Schriften: Diss. inaug. De vasis bilem resorptam e receptaculo chyli ad renes ferentibus. Erfurt 1789.

2) Anatomisch-pathologische Abhandlung von den Nieren, welche keine Harnleiter hatten, nebst einigen Erklärungen in Rücksicht des Geschäfts der Saugadern. Erfurt 1794.

3) Anatomie oder Beschreibung vom Baue des menschlichen Körpers für Schulen wie auch für diejenigen, welche sich der Medizin und der Chirurgie widmen, und für solche, welche die Teile und Verrichtungen ihres Körpers kennen lernen wollen. Erfurt 1796.
4) Über die Wirkung des Salpeters und Küchensalzes auf den tierischen Körper. Erfurt 1802.
5) Beschreibung anatomisch-pathologischer Gegenstände durch Wachspräparate und Kupfer versinnlicht. 1. B. 1. Lieferung. Gotha 1804. Ist nicht fortgesetzt.
6) Diss. de mania et Aceti vini in illa usu. Erfurt 1811.
7) In Baldingers Magazin für Ärzte, Bd. 12, 2 St. (1790) erschien: „Von einer Zerreißung der Speiseröhre"; in Hufelands Journal der prakt. Heilkunde, Bd. 7, St. 1 (1799): Beschreibung eines Tragbettes, welches zur bequemen Wegtragung solcher Personen, die auf offener Straße verunglücken, dienen kann; ebenda Bd. 9, 2 St. (1800): Beschreibung eines Instruments, vermöge welchem die im menschlichen Körper angehäufte Luft ausgezogen werden kann, nebst Versuchen über Einsaugung der Luft und Flüssigkeiten im tierischen Körper. In diesen und anderen medizinischen Zeitschriften sind weitere Mitteilungen erschienen.
8) Eine Reihe von Arbeiten finden sich in den Akten der kurfürstl. Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt.

Joh. Wilhelm Thilow, Med. et Chirurg. Doktor, Sohn des Prof. Georg Heinrich Thilow, promovierte im Jahre 1812. Diss.: De costarum coalitione pleuritidis causa. Er las in den Jahren 1813—1816 als Privatdozent Anatomie, Physiologie, Osteologie, Osteogenie, Cranioscopie, und im letzten Semester noch praeparationes anatomicae in cadaveribus humanis ebenso wie sein Vater. Er nahm in den Jahren 1814 und 1815 an den Feldzügen teil.

Sein Bruder Joh. Ernst August Thilow promovierte ebenfalls im Jahre 1812. Diss.: De translatione febris intermittentis in morbum nigrum.

Wilhelm Bernhard Trommsdorff wurde im Jahre 1738 zu Erfurt geboren. Sein Vater Wilhelm Hieronymus Trommsdorff war daselbst Apotheker. Er wurde von seinem Vater nach vollendetem Schulunterricht in der Apothekerkunst unter-

richtet. In der Folge studierte er zu Erfurt und Göttingen Medizin und wurde zu Erfurt, nachdem er bereits die philosophische Doktorwürde erhalten hatte, im Jahre 1765 zum Doktor der Medizin promoviert. Er widmete sich dem akademischen Lehramt, erhielt 1771 eine außerordentliche, und schon im Jahre 1772 eine ordentliche Professur in der medizinischen Fakultät. Seine Hauptfächer waren Chemie, Botanik und Arzneimittellehre, zu denen er durch den Umstand, daß er zugleich Eigentümer einer Apotheke war, vorzüglich hingezogen wurde.. Mit seinen Zuhörern machte er fleißig botanische und mineralogische Exkursionen. In die Erfurter Akademie nützlicher Wissenschaften wurde er im Jahre 1761 und in die Kaiserliche Akademie der Naturforscher einige Jahre später aufgenommen. Im Jahre 1781 stiftete er gemeinschaftlich mit den Professoren Planer und Erhard das klinische Institut, das seitdem einen ununterbrochenen Fortgang behielt, und dessen erster Direktor er wurde. Er starb 1782. Von seinen drei Söhnen, die er noch im zarten Alter hinterließ, war der älteste der nachmals berühmte Johann Bartholomäus Trommsdorff. Der jüngste Sohn Friedrich Trommsdorff hat sich ebenfalls als Schriftsteller in der Medizin bekannt gemacht.

Schriften: 1) Diss. inaug. de Oleis Vegetabilium essentialibus eorumque partibus constitativis. Erfurt 1765.
2) Progr. de sale minerabili Glauberi. Erfurt 1771.
3) Progr. de Moscho. Erfurt 1776.
4) Progr. Historia Erysipelatis ex tenero vehementiori vulnere plantae pedis accedentis et in gangraenam vergentis. Erfurt 1780.
5) Historia febris biliosae cum pleuritide et miliaribus. Erfurt 1780.
6) Eine Reihe von Arbeiten finden sich in den Akten der kurfürstlichen Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt.

Joh. Bartholomäus Trommsdorff wurde im Jahre 1770 in Erfurt geboren. Sein Großvater Wilh. Hieronymus Trommsdorff war Apotheker und Besitzer der Schwanenapotheke. Sein Vater Wilhelm Bernhard Trommsdorff war Professor der Medizin und zugleich Besitzer dieser Apotheke. Er besuchte nach dem Tode seines Vaters 2 Jahre lang das Gymnasium und verließ dieses, 14 Jahre alt, um bei dem Stadtarzt und Bergrat Wilh. Herm. Sebastian Buchholz in Weimar, welcher zugleich Besitzer einer Apotheke war, in die Lehre zu treten. Während seines

Aufenthaltes in Weimar war seine Mutter eine zweite Ehe mit dem Prof. der Medizin Johann Jacob Planer eingegangen. Nach beendeter Lehrzeit kehrte Trommsdorff in sein elterliches Haus zurück, um sich in den naturwissenschaftlichen Fächern, der Mathematik und den Sprachen zu vervollkommnen. Er ging dann als „Geselle" der Pharmazie nach Stettin. Er kehrte nach zwei Jahren, durch den Tod seines Stiefvaters gezwungen, nach Erfurt zurück, um hier die Apotheke seiner Mutter zu übernehmen. Von dem Bestreben ausgehend, die großen Fortschritte, welche die wissenschaftliche Chemie, die Mineralogie, Botanik, Zoologie und Mathematik in den letzten Jahrzehnten gemacht hatte, auch den Pharmazeuten zugänglich zu machen, gründete er bereits in seinem 24. Lebensjahr das „Journal der Pharmazie für Ärzte, Apotheker und Chemiker", welches in den Jahren 1794—1834 erschienen ist. Im folgenden Jahre gründete er seine „chemisch - physikalisch - pharmazeutische Pensionsanstalt", eine Lehranstalt für Pharmazeuten und Chemiker, welche die Universität überdauert hat. Es war dieses die erste pharmazeutische Lehranstalt. Sie hat bis zum Jahre 1828 bestanden. Im Jahre 1813 gründete er mit seinem Schwager eine Fabrik chemischer und pharmazeutischer Präparate in Teuditz bei Lützen. Sie bestand unter der Firma Trommsdorff, Heun & Comp. Aus ihr entwickelte sich die unter seinem Sohn Christian Wilhelm Hermann Trommsdorff († 1884) zu hoher Blüte gelangte, einst weit berühmte chemische Fabrik in Erfurt. Im Jahre 1810 gründete er mit Christian Friedr. Bucholz und Ad. Ferd. Gehlen einen Unterstützungsfonds für arme ausgediente Apothekergehilfen, welcher noch besteht. Er wird von dem Vorstande des deutschen Apotheker-Vereins verwaltet und besitzt z. Z. ein Vermögen von rund 200000 Mark. In den Jahren der französischen Occupation (1806—1814) zeigte er sich als wahrer Patriot. Wie weit der wissenschaftliche Ruf Trommsdorffs ging, ersieht man daraus, daß er von 45 gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes zu ihrem Mitglied ernannt wurde. Er wurde:

1792 Mitglied der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, 1818 deren Vicedirektor, 1823 deren Direktor,
1793 Mitglied der physikalischen Gesellschaft zu Jena,
1794 Mitglied der lateinischen Gesellschaft zu Regensburg,

1795 Mitglied der Gesellschaft der Medizin, Chirurgie und Pharmazie zu Brüssel,
— Mitglied der Kaiserl. Leopold. Carol. Gesellschaft der Naturforscher,
— Mitglied der Gesellschaft korrespondierender Ärzte und Wundärzte in Zürich,
1796 Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Kopenhagen,
— Mitglied der mathematisch-physikalischen Gesellschaft zu Erfurt,
— Mitglied der physikalischen Gesellschaft zu Göttingen,
1797 Mitglied der mineralogischen Gesellschaft zu Jena,
1799 Mitglied der naturforschenden Gesellschaft Westphalens,
1800 Mitglied der galvanischen Gesellschaft zu Paris,
— Mitglied der westphälischen Gesellschaft der Pharmazie und ärztl. Naturkunde,
— Mitglied der naturforschenden Gesellschaft in Zürich,
— Mitglied der Künste und Wissenschaften zu Mainz,
1802 Mitglied der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin,
1806 Mitglied der pharmazeutischen Gesellschaft zu Paris,
1807 Mitglied der physikalischen Gesellschaft zu Heidelberg,
1808 Mitglied der Wetterauischen Gesellschaft der Naturkunde,
1809 Mitglied der physikalischen Gesellschaft zu Erlangen,
— Mitglied der korrespondierenden Pharmazeuten in Aschaffenburg,
1810 Mitglied der Kaiserl. russischen med. und chir. Akademie in St. Petersburg,
1812 Mitglied der med. Gesellschaft in Bern,
— Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin,
1817 Mitglied der Gesellschaft zur Beförderung der gesamten Naturwissenschaften in Berlin,
— Mitglied der Kaiserl. russischen chir. und med. Akademie in Kasan,
1818 Mitglied der naturhistorischen Gesellschaft in Lausanne,
1819 Mitglied der Kaiserl. russischen med. Gesellschaft in Wilna,
— Mitglied der neuen pharmazeutischen Gesellschaft in St. Petersburg,
— Mitglied des polytechnischen Vereins in München,

1819 Mitglied der Thüringischen landwirtschaftlichen Gesellschaft in Langensalza,
1821 Mitglied der niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Bonn,
— Mitglied des Apothekervereins des nördlichen Deutschlands,
1822 Mitglied der Gesellschaft für Naturwissenschaften und Heilkunde in Heidelberg,
1823 Mitglied der Märkischen ökonomischen Gesellschaft in Potsdam,
— Mitglied des Apothekervereins im Großherzogtum Baden,
1825 Mitglied der ökonomischen Societät in Leipzig,
1826 Mitglied der Chemisch-med. Societät in Paris,
— Mitglied der Academia Truentina in Ascoli,
— Mitglied der naturforschenden Gesellschaft in Görlitz,
— Mitglied der med.-chir. Societät in Berlin,
1830 Mitglied der med. Fakultät in Pest in Ungarn,
1834 Ehrenmitglied des Vereins studierender Pharmazeuten zu München,
1835 Korrespondierendes Mitglied der rheinischen naturforschenden Gesellschaft zu Mainz,
1836 Mitglied des Physikalischen Vereins zu Frankfurt a. M.

Trotzdem Trommsdorff nicht den vorgeschriebenen akademischen Bildungsgang durchgemacht hatte, sondern nur die Parochialschule und 2 Jahre lang das Gymnasium besucht hatte, wurde er im Jahre 1795 außerordentlicher Professor der Chemie und Pharmazie und im Jahre 1811 unter der französischen Herrschaft, trotzdem man seinen Franzosenhaß kannte, ordentlicher Professor der Medizin. Bei Gelegenheit seines 50jährigen Pharmazeutenjubiläums im Jahre 1834 wurde auf ihn eine Medaille geprägt. Auch trägt eine Pflanze seinen Namen. Er starb im Jahre 1837.

Er ist schriftstellerisch sehr tätig gewesen. Eine vollständige Angabe seiner hinterlassenen Schriften findet sich in „des Geh. Hofrats und Prof. Dr. Joh. B. Trommsdorffs Lebensbeschreibung von Dr. J. G. W. Mensing, dem Schwiegersohn des Verstorbenen“. Erfurt 1839. Ich führe hier nur die, welche die Arzneikunst betreffen, an.

1) Systematisches Handbuch der Pharmazie für angehende Ärzte und Apotheker. Erfurt 1792. Erschien in 4 Auflagen, die letzte im Jahre 1831. Ist in's Schwedische übersetzt.
2) Journal der Pharmazie für Ärzte, Apotheker und Chemiker. 1.—26. Bd. Leipzig 1794—1817.
3) Neues Journal der Pharmazie. 1.—27. Bd. 1817—1834.
4) Lehrbuch der pharmac. Experimental-Chemie nach dem neuen System zum Gebrauch für Ärzte, praktische Apotheker und als Leitfaden zu Vorlesungen. Altona 1796. Erschien in 3 Auflagen, wurde in's Schwedische übersetzt.
5) Handbuch der pharmazeutischen Warenkunde zum Gebrauch für Ärzte. Apotheker und Droguisten. Erfurt 1799. Erschien in 3 Auflagen.
6) Chemische Receptierkunst oder Taschenbuch für praktische Ärzte, welche beim Verordnen der Arzneien Fehler in pharmazeutischer und chemischer Hinsicht vermeiden wollen. Erfurt 1797. Erschien in 5 Auflagen und wurde in's Französische und Italienische übersetzt.
7) Neue Pharmacopoe, dem gegenwärtigen Zustande der Arzneikunde und Pharmacie angemessen. Nebst einem Anhange, welcher die französische Militär-Pharmacopoe enthält. Erfurt 1808. Erschien in 2 Auflagen.
8) Historisches Taschenbuch für Ärzte, Chemiker und Apotheker. Erfurt 1803, 1804, 1805. Mit Kupfern. 3 Jahrgänge.
9) Gartenbuch für Ärzte und Apotheker. Erschien in 2 Auflagen. Erfurt 1803.
10) Allg. pharmac. chem. Wörterbuch oder Entwicklung aller in der Chemie und Pharmacie vorkommenden Lehren, Begriffe, Beschreibung von Gerätschaften u. s. w. für Ärzte, Apotheker und Chemiker. Erfurt 1805—1813. 5 Bd. mit Kupfern nebst 2 Supplementbänden. 1821, 1822.
11) Chemische Untersuchungen eines Quellwassers aus dem sogenannten Dreien-Brunnen bei Erfurt. Erfurt 1792.
12) Die neu entdeckten salinischen Schwefelbäder zu Langensalza und Tennstedt im Königreich Sachsen chemisch untersucht. Leipzig 1812.
13) Chemische Untersuchung des Alexisbrunnens etc. Leipzig 1830.

Außerdem sind noch eine große Reihe von Übersetzungen und Abhandlungen erschienen, insbesondere findet sich eine große Reihe von Arbeiten in den Akten der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt.

Justus Vesti wurde geboren im Jahre 1651 zu Hildesheim. Sein Vater war dort Ratsherr. Im Jahre 1672 bezog er die Universität Jena. Er folgte im Jahre 1673 dem Prof. Ruperti von Jena nach Erfurt und übernahm nach dessen

Übersiedelung nach Weimar im Jahre 1675 dessen Praxis. Im Jahre 1677 ließ er sich in seiner Geburtsstadt Hildesheim als Arzt nieder, kehrte aber 1681 nach Erfurt zurück. Hier wurde er Professor der Botanik. Er unternahm mit seinen Zuhörern botanische Exkursionen. Im Jahre 1682 wurde er Pestmedicus und erhielt in demselben Jahre nach dem Tode des Prof. Caspar Cramer die Professur der Anatomie und Chirurgie. 1690 wurde er nach Leichners Tod Prof. Pathologiae. Er starb im Jahre 1715. Vesti beschäftigte sich viel mit Anatomie und stellte auch verschiedene Sektionen an, zu denen er jedesmal durch öffentlich angeschlagene Programme einlud. Er lebte dem Grundsatz: „Bene vixit, qui bene latuit“ und hielt sich deshalb von allen Ehrenämtern fern. Auch das Rektorat schlug er aus und bezahlte lieber die nach den Statuten vorgeschriebene Strafe. Zwei seiner Söhne waren ebenfalls Mediziner. Dr. Caspar Heinrich Vesti starb im Jahre 1713. Ein Sohn zweiter Ehe, Dr. Christoph Wilhelm Vesti, war praktischer Arzt in Schmalkalden, eine Tochter war mit dem Prof. der Philosophie Just Christoph Motschmann, dem bekannten Verfasser der Erfurter Gelehrtengeschichte, verheiratet.

Schriften: 1) Institutiones Medicae reformatae, hoc est, Fundamenta medica, olim luci publicae exposita etc. Erfurt 1686, 1688, 1697. Es hat diese Schrift drei Auflagen erlebt.

2) De purgatione doktrina theoretico-praktica brevis et succincta secundum Neotericorum mentem adornata. Erfurt 1686,

3) Oeconomia corporis humani, in qua okto Dissertationibus funktiones pleraeque et potiores, facili et concinna methodo in usum studiosae juventutis proponuntur, et ex suis causis deducuntur etc. Jenae 1698.

4) Collegium Chymicum a Caspare Cramero Med. Dokt. et in Acad. Erff. P. P. studiosae juventuti olim propositum, jam vero quinque dissertationibus publice editum ac eruditorum examini submissum a Justo Vesti M. D. et P. P. Francf. et Lipsiae 1688.

5) De dysenteria epidemica ad neotericorum mentem examinata et clarissimorum vivorum experimentis nuperrimis aucta. Erford. 1714.

Paul Heinrich Vogel, wurde zu Erfurt im Jahre 1686 geboren. Sein Vater Augustin Vogel war Apotheker daselbst. Nachdem er die Predigerschule verlassen hatte, ließ ihn sein Vater durch Privatunterricht zum Besuch der Universität vor-

bereiten. Er besuchte bis zum Jahre 1707 die Universität Erfurt, ging dann nach Jena, Leipzig und Halle. Im Jahre 1710 unterwarf er sich in Erfurt dem vorgeschriebenen Examen pro Licentia, und erwarb sich in Erfurt eine bedeutende Praxis. Erst im Jahre 1739 erhielt er eine außerordentliche Professur, worauf er dann auch die dazu notwendige Doktorwürde annahm. Im Jahre 1745 wurde ihm die vierte ordentliche Professur mit der außerordentlichen Assessur in der med. Fakultät verliehen. Er starb aber schon im Jahre 1748. Von seinen hinterlassenen drei Söhnen war der älteste der berühmte Prof. der Med. Rudolph Augustin Vogel zu Göttingen, der zweite Sohn Johann Samuel Vogel war Doktor der Rechte, der dritte war Professor der Theologie.

Schriften: 1) Diss. inaug. de necessaria Sanguificatione in homine secundum et praeter naturam. Erf. 1710.
2) Progr. de necessaria ad studium medicum praeparatione. Erf. 1739.
3) Von dem Dispensatorium Reg. et Elect. Borusso-Brandenburgicum, welches Andreas Elias Büchner unter dem Namen Ernestus Faginus Augustanus (Erfurt 1734) neu herausgegeben hatte, veranstaltete er im Jahre 1745 anonym eine neue Auflage, nach welcher dasselbe im Jahre 1758 abermals abgedruckt wurde.

Johann Friedrich Weißenborn, wurde im Jahre 1750 in Erfurt geboren. Sein Vater Joachim Weißenborn war Prof. am ev. Gymnasium und Diakonus an der Andreaskirche. Seinen ersten Unterricht genoß er auf dem ev. Gymnasium in Erfurt, dann kam er nach Schulpforta, wo er 5 Jahre blieb. Er begann sein Studium in Erfurt, ging im Jahre 1771 nach Göttingen und kehrte nach zwei Jahren nach Erfurt zurück. Im Jahre 1773 promovierte er hier und ging dann, um sich in der Chirurgie und Geburtshilfe zu vervollkommnen, nach Paris. Seit dem Jahre 1776 las er an der Erfurter Universität als Privatdozent Chirurgie und Geburtshilfe, auch über Erkrankungen der Augen. Im Jahre 1778 erhielt er ein öffentliches Lehramt zum Unterricht der Hebammen mit dem Charakter eines Professors. Im Jahre 1779 wurde er außerordentlicher Professor an der Universität. Bei der Eröffnung der Entbindungsanstalt im Polizeihaus im Jahre 1787 wurde er mit der Leitung derselben betraut. Im Jahre 1790 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt. Im Jahre 1785 wurde er Mitglied der

Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, und im Jahre 1798 erhielt er vom Herzog von Sachsen-Meiningen den Titel eines Hofrats. Er starb im Jahre 1799. Eine ausführliche Lebensgeschichte findet sich in der von Weißenborn verfaßten, von Dr. Ludwig Vogel in Arnstadt neu herausgegebenen „Anleitung zur Geburtshilfe, Erfurt 1801“ in der Einleitung.

Schriften: 1) Diss. inaug. De pupilla nimis coërcita vel clausa. Erfurt 1773.

2) Anleitung zur Geburtshilfe für die Hebammen des Erfurter Gebiets. Erfurt 1780. Die 2. Auflage ist von Dr. Ludwig Vogel, Erfurt 1801, herausgegeben.

3) Von den Eitergeschwüren der Leber, durch einen merkwürdigen Fall erläutert. Erfurt 1786. Als Prof. Oettinger, welcher sich durch diese Schrift angegriffen fühlte, sich in einem Sendschreiben verteidigte, gab er heraus:

4) Erläuterung einer merkwürdigen Geschichte eines Lebergeschwürs, zur Beantwortung des Sendschreibens des Herrn Prof. Oettinger. Dem Publikum gewidmet. Erfurt 1787.

5) Progr. sist. observationes duas de partu caesareo et quaestiones de praecipuis hujus operationis momentis. Erfurt 1792.

6) Comentatio de vermibus corporis humani intestinalibus, morbisque verminosis nostris in terris maxime vulgaribus. Erfurt 1797.

7) In den Akten der Akademie nützlicher Wissenschaften ist veröffentlicht im Jahre 1786/87: Von der Umkehrung der Gebärmutter, durch einen merkwürdigen Fall erläutert. — Im Jahre 1788/89: Bemerkung über eine oft unbemerkte äußerliche Ursache sowohl der Augenentzündung als der Hornhautgeschwüre und der dadurch entstandenen Blindheit, nebst einer Beobachtung von einem glücklich geheilten Eiterauge. — Im Jahre 1794/95: Bemerkungen über die zeitherige Gewohnheit, hohe Beinkleider zu tragen als eine bis jetzt nicht bemerkte Ursache öfterer Leistenbrüche nebst der Beschreibung einer neuen Art elastischer Bruchbänder.

8) Im Journal der Erfindungen: Theorien und Widersprüche in der Natur und Arzneiwissenschaft. 4. Bd. 22. St. — Untersuchung und Berichtigung einiger wichtiger irriger Lehren in der Geburtshilfe, die Behandlung der Nachgeburt betreffend. Es richtete sich diese Schrift gegen den Hofrat Dr. Stark in Jena. Auf eine Entgegnungsschrift des letzteren veröffentlichte Weißenborn in demselben Journal: Bemerkungen über die im 28. Stück dieses Journals befindlichen paar Worte des Herrn Hofrat Dr. Stark zu Jena, die Lösung und Nichtlösung des Mutterkuchens betreffend. 8. Bd. 30. St.

Johann Heinrich Melchior Windhauer, wurde im Jahre 1719 zu Erfurt geboren. Sein Vater war herrschaftlicher Buchbinder. Er hörte im Schottenkloster Philosophie. Im Jahre 1741 promovierte er zum Doktor der Medizin. Er wurde im Jahre 1745 außerordentlicher Professor an Stelle Vogels. Er eröffnete seine Vorlesungen im Jahre 1746 mit einem Programm: De Falsitate Empirorum et Methodicorum etc., welche eine Gegenschrift, betitelt: „Epistola ad dominum D. Windhauerum med. Prof. P. Erf. qua veteres Empiricos atque Methodicos a falsitate in ejus Programmate ipsis imputata liberat, simulque ejus quosdam lapsus ostendit“ von einem Stud. med. Felix Kleinmann brachte. Im Jahre 1742 war er vom Kurfürsten zum Stadt- und Amtsphysikus nach Amoenenburg in Hessen berufen worden. Er las Materia medica, Medicina forensis, sowie einen Cursus der gesamten Medizin. Er war Landphysicus. Er starb 1764 (?). Im Jahre 1757 wurde er bei der Ernennung zum ordentlichen Professor gegen die Prof. Baumer und Mangold zurückgesetzt.

Diss. inaug. De Pleuritide. Erfurt 1741.

Johannes Jacobus Wittigius, wurde im Jahre 1634 zu Erfurt geboren. Er stammte aus einer Apothekerfamilie. Sein Vater und Großvater waren Apotheker gewesen, auch seine Mutter war des Apothekers Jacob Weißmanns Tochter. Sein Pate war Johannes Rehefeld und sein Schwager Dr. Joh. Andreas Fischer, Prof. d. Med. in Erfurt. Er ging, um Apotheker zu werden, im Jahre 1649 nach Berlin. Er studierte im Jahre 1654 in Königsberg Medizin, kehrte dann nach Erfurt zurück, besuchte Holland, England und Frankreich, promovierte im Jahre 1661 in Basel, kehrte dann nach Erfurt zurück, wurde 1662 Mitglied der medizinischen Fakultät, in demselben Jahre Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher. Starb 1663, noch nicht 30 Jahre alt.

Schriften: 1) Inaugural-Disputation: Praegnans Hippocratica ex Aphor. IV. 1. V. 29. Basel 1661.

2) Programm bei Beginn seiner Vorlesungen: De studiosorum vita sana. Erfurt 1662.

3) Thematica, s. Historiarum Aegrotorum exoticarum classis prima, in gratiam τῶν φιλιατρῶν recensita. Erfurt 1662.

Andreas Zernentsch, wurde im Jahre 1777 zu Würzburg geboren. Er promovierte in Erfurt im Jahre 1796. Er begann seine Vorlesungen an der Erfurter Universität im Jahre 1800, wurde im Jahre 1809 außerordentlicher Professor und las als solcher bis zur Aufhebung der Universität allgemeine Therapie, Semiotik und Materia medica. Er starb in Erfurt als Geh. Medizinalrat im Jahre 1856.

Diss. inaug. De empyemate. Erfurt 1796.

Nachtrag. Heinrich August Erhard zeigte in den Jahren 1813—1816 als Privatdozent folgende Vorlesungen an; In der medizinischen Fakultät: Physiologie, Anatomie, Chirurgie, Geburtshilfe, Staatsarzneikunde und gerichtliche Medizin für Juristen und mediz. Literaturgeschichte.

In der philosophischen Fakultät: Universalgeschichte, Deutsche Geschichte, Logik, Metaphysik, Philosophie, Geschichte der griechischen und römischen Literatur und Theorie und Kritik der Rhetorik und Poësie.

Namen-Register.

Die von mir benutzte Literatur.

1. Diarium Biographicum, quo eruditorum cujusvis gentis et generis hujus seculi virorum vitae et scripta juxta anni, mensis et diei emortualis seriem breviter recensentur, Autore Henningo Witte. P. P. Dantisci 1688.
2. Biantes, Vitae illustrium et eruditorum Erfurtensium etc. Erfurt 1723.
3. Just Christoph Motschmanns Erfordia literata oder gelehrtes Erfurt etc. Erfurt 1729—1737.
4. J. N. Sinnholds Erfordia literata oder gelehrtes Erfurt, als eine Fortsetzung des Motschmannschen Werks. Erfurt 1748.
5. M. Gottlieb Osanns Erfordia literata oder gelehrtes Erfurt, als eine Fortsetzung der Motschmann- und Sinnholdschen Arbeit. Erfurt 1755.
6. Acta Academiae Electoralis Moguntinae Scientium utilium, quae Erfurti est, später Jahrbücher der Königlichen Akademie gemeinnützíger Wissenschaften zu Erfurt.
7. Joh. Chr. Herm. Weißenborn, Hierana, Beiträge zur Geschichte des Erfurtischen Gelehrtenschulwesens. I., II., III. Erfurt. 1861, 1862, 1867.
8. Chr. Wilh. Kestner, Medizinisches Gelehrten-Lexikon etc. Jena 1740.
9. G. Chr. Hamberger, Das gelehrte Deutschland. Lemgo 1776.
10. Meusel, J. G., Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 15 Bände, 1802—1816.
11. Joh. Friedr. Gmelin, Geschichte der Chemie. Göttingen 1797.
12. Herm. Kopp, Geschichte der Chemie. Braunschweig 1843.
13. Heinr. Haeser, Bibliotheka Epidemiographica etc. Jena 1843.
14. Allgemeine deutsche Biographie. Leipzig 1875 u. ff.
15. Aug. Hirsch und Ernst Gurlt, Biographisches Lexikon hervorragender Ärzte aller Zeiten und Völker. Wien und Leipzig 1883—1889.

Der Staat der Inka von Peru und seine Einrichtungen.

Von

Prof. Dr. Schneider.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts, als die Spanier ihre Eroberungszüge in der neuen Welt unternahmen, bestanden auf den Hochebenen von Mittelamerika und Südamerika drei große Reiche, die aus sich selbst heraus eine eigenartige, nicht unerhebliche Kultur entwickelt hatten. Es war das Reich der Azteken in Mexico, das Reich der Muysca oder Chibcha in Columbien und das Reich der Inka in Peru. Für den Inkastaat und seine Einrichtungen möchte ich heute auf einige Zeit Ihre Aufmerksamkeit erbitten.

Es sind besonders deutsche Forscher gewesen, die in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts uns ein vollständig neues Bild über das Inkareich entworfen haben: Falb, Brehm und besonders Reiß und Stübel, die durch Ausgrabungen auf den Totenfelde von Ancon uns eine Menge von Kulturerzeugnissen jenes Volks erschlossen haben. Benutzt wurde auch noch eine Schrift von Cunow: Die soziale Verfassung des Inkareichs, die zu Stuttgart 1896 erschienen ist.

Auf dem Rücken der Cordilleren, des mächtigsten Kettengebirges der Erde, vom heutigen Columbia bis nach Chile hinunter, vom Aequator bis zum Wendekreis des Steinbocks, erstreckte sich der Staat der Inkaperuaner. Im Westen bespülen die Fluten der Südsee eine öde, regenlose Küste, aber im Osten netzen reichliche Niederschläge das Land, sodaß damals, wie auch heute noch unermeßliche Urwälder diese Abhänge bedecken. Das Land zwischen den Hochgebirgsketten besteht aus weitgedehnten Hochebenen und Weideländern und wird von reichen, warmen Tälern durchzogen, deren wasserreiche Ströme dem Amazonas zueilen.

Inmitten dieser großartigen Gebirgsnatur liegt die alte Hauptstadt Cuzco, der Mittelpunkt der Welt für den Inka; heute noch gilt sie dem Indianer als heilige Stadt, bei deren

Anblick er den Hut zieht und ein Gebet spricht. Weiter nach Süden, von den Riesen des Hochgebirges umgeben, in einer Höhe von mehr als 3800 Metern liegt der Titicacasee, der heilige See der Peruaner, der an Ausdehnung fast die Größe des Königreichs Sachsen erreicht.

Das Inkareich umfaßte verschiedene Stämme, die nach und nach unterworfen worden waren; zwei treten besonders hervor: die Aymarà, die um den Titicacasee herumsaßen, und die Ketschua, die südlich davon bis zum Wendekreis wohnten. Die Fürsten der kräftigen Ketschua führten den Titel: „Inka". Als Begründer dieses Fürstenhauses gilt Manco Capac, der (um das Jahr 1100 unserer Zeitrechnung) Cuzco zu seiner Residenz machte. Der bedeutendste Fürst ist aber Huaina-Capac, der von 1475—1525 regierte. Er erweiterte das Reich beträchtlich nach Norden hin. Seine Söhne Huascar und Atahuallpa teilten das Reich. Sie waren 1532 gerade mit einander in einen Bruderkrieg verwickelt, als die goldgierigen Spanier erschienen. Atahuallpa war gegen seinen Bruder im Felde siegreich gewesen und befand sich eben auf der Heimkehr, als ihn Franz Pizarro mit seinen Abenteurern im Tale von Cajamarca traf. An einem Bergabhange breitete sich die Zeltstadt des peruanischen Lagers aus, die 40000 Krieger in sich barg. Bei einer Unterredung, die Hernando Pizarro mit dem Inka hatte, machte die glänzende Erscheinung des Fürsten mit seinem Hofstaate, die fast göttliche Verehrung, die seine Umgebung dem Herrscher zollte, die Machtfülle und unumschränkte Gewalt über so bedeutende Heeresmassen den Spaniern einen solchen Eindruck, daß sie von einem regelrechten Kampfe mit den Peruanern absahen. Sie beschlossen vielmehr sich durch List der geheiligten Person des Inka zu bemächtigen, um auf diese Weise den Widerstand seiner Untertanen zu lähmen. Es ist bekannt, wie dies vollzogen wurde und wie dann Atahuallpa von Franz Pizarro der Prozeß gemacht wurde, infolge dessen er als Thronräuber, Brudermörder und Gotteslästerer hingerichtet wurde, hatte er doch das Bibelbuch, das ihm der Dominicanermönch überreichte, nachdem er etwas darin geblättert hatte, verächtlich zu Boden geworfen.

Im November 1533 hielt Pizarro an der Spitze eines Heeres von 500 Mann seinen Einzug in die Hauptstadt Cuzco, die

damals 200000 Einwohner zählte. Leicht war der Sieg, den die Spanier auf ihren Pferden, mit ihren Feuerwaffen und Eisenpanzern über die arglosen Leute mit baumwollenen Panzern, hölzernen Helmen und kupfernen Waffen errangen. Auf den Trümmern des peruanischen Cuzco wurde bald ein spanisches errichtet. Die alten Paläste und Tempel wurden zerstört und aus ihren Trümmern neue Gebäude in spanischem Stile aufgeführt. Unersättliche Goldgier vernichtete unter dem Deckmantel des Christentums auf barbarische Weise die eigenartige Kultur der Inkaperuaner!

Nach diesem kurzen Überblick über die Geschichte des Inkareichs lassen Sie uns auf die Einrichtungen des Staates selbst übergehen.

Die Religion der Peruaner war ein Naturdienst; sie gipfelte in der Verehrung der Sonne, der Spenderin alles Lebens. Daher gab es viele mit Gold verzierte Sonnentempel im Lande. In dem großen Sonnentempel zu Cuzco stand das Bild der Sonne in einer mächtigen, mit Goldplatten bekleideten Halle. Das Bild selbst war auch aus goldenen Platten gearbeitet und hatte ein menschliches Antlitz, von geflammten Strahlen umgeben, deren Ränder mit Edelsteinen eingefaßt waren. Wir treffen dieses Bild wieder auf den älteren peruanischen Briefmarken. In einem Nebengebäude, im Mondhause befand sich auf einer silbernen Platte das Bild der Mondgöttin, die Wände des Hauses waren ebenfalls mit silbernen Platten überzogen. Auch die Türen dieser Gebäude waren mit Gold und Silber bekleidet.

Am Tage der Wintersonnenwende wurde das Sonnenfest gefeiert, bei dem der Sohn der Sonne, der Inka selbst, als oberster Priester diente. Nach dreitägigem, strengen Fasten, während gleichzeitig jedes Feuer gelöscht wurde, wurden von ihm die Sonnenstrahlen in einem Brennglase aufgefangen und damit ein Stück Baumwolle entzündet. Dieses unmittelbar von der Sonne stammende Feuer wurde nun das ganze Jahr hindurch sorgfältig von den Sonnenjungfrauen, nach Art der Vestalinnen, gehütet. Diese wurden im Alter von 9—12 Jahren aus den einzelnen Stämmen ausgewählt und nach Cuzco geschickt, wo sie unter Leitung einer „Mamacuna“, einer Mutter, in klösterlich strenger Zucht erzogen wurden. Ihre Beschäftigung bestand

außer dem Hüten des Sonnenfeuers noch in der Bereitung von Speisen und Getränken für die Feste und in der Anfertigung von Kleidern für den Inka und seine Familie.

Neben der Sonne und dem Monde verehrten die Indianer den Blitz, den Donner, den Regenbogen und auch 2 Halbgötter, Huiracocha und Pachacamac, den Erschaffer der Welt.

Außer dem Sonnenfeste feierte man noch ein Ackerbaufest nach Beendigung der Aussaat und ein Reinigungsfest nach der Frühlingstagundnachtgleiche.

Eine Menge von Priestern, die in mehrere Klassen zerfielen und sich beim Volke eines großen Ansehens erfreuten, besorgten den Gottesdienst. Strenge Regeln ordneten ihr Leben. Zurückgezogenheit, Fasten und Bußübungen waren ihnen befohlen. An der Spitze stand ein Oberpriester, der fürstlichem Geblüte entstammte und der angesehenste Mann nach dem Inka war. Wie in Japan dem Mikado der Schogun, so stand der Oberpriester dem Inka als geistliches und einflußreiches Oberhaupt zur Seite.

Über dem ganzen Staatsbau thronte der Inka. Die Stammessage des Inka berichtet folgendes über ihren Ursprung. Nachdem die Sintflut sich verlaufen hatte — es ist interessant, daß auch die indianischen Völker Amerikas eine solche kennen,— formte der Weltschöpfer in Tiahuanaco am Titicacasee die Menschen aus Erde. Von jedem Volke, das er entstehen lassen wollte, machte er ein Menschenpaar, malte ihnen die Kleidung, die sie künftig tragen sollten, auf den Leib und erweckte sie dann zum Leben. Darauf führte er seine Menschenpaare auf unterirdischen Wegen nach Kratern, Höhlen und Gewässern und ließ sie von dort aus emporsteigen, damit sie sich in jenen Gegenden niederließen und das Land bevölkerten. So kamen denn auch aus einer Höhle, ungefähr 7 Meilen von Cuzco, in Pacaritampu, d. h. Ort des Erwachens, nach einander 4 Brüder mit ihren Schwestern hervor. Sie wanderten zusammen nach dem Berge Huanacauri, wo sie sich niederließen und mit dem Maissamen, den sie aus der Höhle mitgebracht hatten, das Land besäeten. Doch bald entzweiten sie sich und, da der älteste Bruder von den jüngeren wegen seiner übermenschlichen Stärke gefürchtet wurde, so lockten sie ihn unter allerlei Vorspiegelungen in die Höhle zurück und schlossen dann von außen die Höhlenspalte mit großen Felsblöcken.

Darauf kamen sie überein, daß einer der Brüder auf dem Huanacauri zurückbleiben sollte, um dort, wie es in der Sage heißt, bei der Sonne zu sein und ihr zu dienen, während die andern beiden mit den Schwestern weiter zu ziehen hätten. Der auf dem Berge zurückbleibende, Ayar Ache, wurde später in eine Steinfigur verwandelt und von den Inkas als Geschlechtsgott verehrt. Ayar Auca und Ayar Manco gelangten dagegen mit den Schwestern nach Cuzco, das damals ein kleines unansehnliches, von rohen Eingeborenen bewohntes Dorf war. Durch Einschüchterung wußten sie die Dorfbewohner zu bewegen, ihnen ein Stück Land abzutreten, auf dem sie sich ansiedeln konnten. Bald starb Ayar Auca, und Ayar Manco, der nun den Titel: Manco Capac d. h. erhabener Manco annahm, wurde alleiniger Herrscher.

Der geschichtliche Kern dieser Inkaüberlieferung ist also der, daß ihre Vorfahren sich von vier Brüdern herleiteten und über Huanacauri von Pacaritampu aus ins Cuzcotal eindrangen, wo sie sich nach Unterwerfung der ansässigen Bevölkerung niederließen.

Nicht nur die Inka, sondern auch viele der übrigen peruanischen Stämme wollten von Urahnen abstammen, die nach der Sintflut oder in der dieser voraufgegangenen „Zeit der andauernden Nacht (Tutáyacpacha)“ aus Klüften, Seen und Kratern hervorgegangen seien.

Manco Capac also, der Stifter des Inkahauses, und sein Weib lehrten nun die Menschen Ackerbau, Weberei und allerlei nützliche Künste, hoben die Menschenopfer auf und begründeten den Staat. So können wir uns auch das Ansehen erklären, dessen die Inka sich erfreuten und das sie fast wie Halbgötter verehren ließ.

Im ganzen Lande besaßen die Inka Paläste, wie im alten deutschen Reiche die Kaiser ihre Pfalzen. Ihre Kleidung war farbenprächtig und bestand aus feinster Baumwolle, mit Gold und Edelsteinen war sie reich besetzt. Auf dem Körper trugen sie ein buntes Federhemd, zu dem einige Bezirke die kostbaren Federn als Abgabe liefern mußten. Ein schwarzweißer Federstutz am rotfarbigen Kopftuche war das Abzeichen des höchsten Würdenträgers. Ausgesuchte Pracht umgab den Inka. Als die Spanier mit Atahuallpa zusammentrafen, wurde er von

Edelleuten auf einem Sessel getragen. Ein großes Gefolge und 5000 Mann erlesene Soldaten begleiteten ihn. Damit er nicht von unberufenen Augen beobachtet würde, so hielten 2 Frauen einen zarten, durchsichtigen Schleier vor sein Angesicht.

Um den Inka, der oberster Kriegsherr war, stand der Adel, zu dem alle Mitglieder der zahlreichen königlichen Familie und Verwandtschaft zählten. Sie waren durch eine besondere Tracht ausgezeichnet, und eine Menge von Vorrechten war ihnen eingeräumt. Sie hatten allein Anspruch auf die höchsten Staatsämter, nur sie konnten Oberpriester, königliche Räte und Befehlshaber im Heere werden. Auch genossen ihre Kinder allein den Vorzug Unterricht zu empfangen. Im Hause der Wissenschaften zu Cuzco wurden sie von den Priestern in der Beobachtung der Gestirne, in der Feldmeßkunst und in der Anlage von Bauten unterwiesen.

Die Grundlage des Staates war die Familie. Sie beruhte auf der Einzelehe, nur dem hohen Adel war Vielweiberei gestattet. Der Staat zerfiel in Hundertschaften (Ayllu). Eine Hundertschaft umfaßte ungefähr 100 waffenfähige Männer. Wie im alten germanischen Staate, so waren auch die Hundertschaften Geschlechtsgenossenschaften, d. h. ihre Mitglieder leiteten sich von einem gemeinsamen Urahnen ab. Ein solcher Hundertschaftsbezirk wurde „Marca" genannt. Es ist wunderbar, daß der alte germanische Staat auch diesen Namen „Mark" und auch in demselben Sinne kennt! Sehr häufig bestand die Marca nur aus einer einzigen Dorfschaft, doch waren auch jene Fälle nicht selten, wo sie 3, 4, 5 und noch mehr kleine Dörfer umfaßte. Es hing dies jedenfalls von der Örtlichkeit und der Fruchtbarkeit des Bodens ab. Jedes Dorf wählte aus dem Marklande einen Teil zum Anbau aus, man nannte dies Dorfland „Llactapache". Das übrige Land wurde nicht aufgeteilt; es blieb gemeinsames Eigentum aller zur Marka gehörenden Dorfschaften. In der Nähe des Hauptdorfes befand sich gewöhnlich ein befestigter Zufluchtsort (Pucàra), in den sich bei feindlichen Einfällen die Markgenossen mit Weib und Kind zurückzogen. Demselben Zwecke dienten im alten Deutschland die Burgwälle oder sog. Schwedenschanzen.

Auch in den Städten siedelte jede Geschlechtsgenossenschaft für sich in einem besonderen Viertel; ein solches Viertel

zerfiel aber nicht in einen Haufen kleiner, zerstreut liegender Häuser, sondern es war ein großes, von Mauern umschlossenes, in Höfe abgeteiltes Häuserviertel. Jedes dieser großen Viertel barg in sich wieder eine Anzahl kleinerer Häuserviertel, die, wie die Ruinen noch deutlich erkennen lassen, in der Mitte einen viereckigen Hof enthielten. So zerfiel Cuzco in 17 Geschlechtsviertel. Man sieht hier ganz deutlich, wie aus einzelnen Dorfverbänden die Stadt zusammenwuchs.

Über je vier solcher Markas setzten die Inka einen Tucricuc, Aufseher. Die Tucricuc wurden von Cuzco geschickt und waren Angehörige des Inkastammes. Alljährlich im Frühjahr vor dem Beginn des großen Festes kehrte der Tucricuc nach Cuzco zurück, legte über seine Tätigkeit der Regierung Bericht ab und feierte mit seinem Stamme das Sonnenfest.

Über dem Tucricuc stand ein Provinzvorsteher „Capac Apu“; ganz Peru zerfiel nämlich in 4 Provinzen. Diese Provinzvorsteher wohnten jedoch nicht in ihrem Bezirk, sondern überwachten nur von Cuzco aus die Amtsführung der ihnen unterstellten Tucricucs. Es erinnert dies an die Einrichtung der Sendboten in dem alten Karolingerstaat. Der Tucricuc veranlaßte die Aushebung der Mannschaften für das Heer, überwachte die Ablieferung der Abgaben, ordnete die Frondienste, Wege- und Brückenbauten an, leitete das Rechtswesen, kurz alles war im Bezirke seiner Aufsicht unterstellt.

Dies möge über die Regierung des Staates genügen. Wir wollen nun noch genauer das Leben in der Markgenossenschaft betrachten.

Hatte man aus dem Markbesitz einen bestimmten Teil Land zum Ackerbau ausgewählt, so wurde dies Ackerland wieder in 4 Teile zerlegt, von dem der eine Teil dem Inka, der andere Teil dem Tempel gehörte, der 3. und 4. Teil bildete die eigentliche Dorfflur. Diese Dorfflur wurde alljährlich vom Dorfvorsteher in Ackerlose geteilt, und diese wurden den einzelnen Haushaltungen zugewiesen. Bei Verteilung der Ackerlose wurde die Größe der Familie in Betracht gezogen, sodaß größere Haushaltungen auch größere und bessere Ländereien erhielten. In der Dorfflur wurden auch Felder für die in der Dorfschaft vorhandenen altersschwachen und kranken Personen und für die Witwen und Waisen ausgeschieden.

Die Bestellung der Äcker geschah gemeinschaftlich durch alle Dorfgenossen, und ebenso war es mit der Ernte. Die Aufsicht über den Feldbau führte der Dorfvorsteher. Er rief des Abends durch eine Muscheltrompete die volljährigen Dorfgenossen zusammen und verabredete mit ihnen, wann am andern Tage mit dieser oder jener Arbeit begonnen werden sollte. In bestimmter Reihenfolge wurden die Felder bestellt: zuerst die der Inka, dann die der Priester, dann die der Armen, d. h. der Alten, Kranken und Witwen und zuletzt die eigenen Felder der Dorfgenossen. An der Feldarbeit nahmen Männer, Frauen und Kinder teil, und zwar arbeiteten je 10 zusammen, die unter Leitung eines Obmanns standen, der die Stelle eines Vorarbeiters vertrat. Die Männer brachen mit langen, spitzen Spaten den Boden auf, die Weiber und Kinder gingen hinterher und zerkleinerten mit Schaufeln und zugespitzten Stangen die aufgeworfenen Schollen. Pflüge kannten die Peruaner, da ihnen ein Zugtier fehlte, nicht.

Die Ernte wurde nicht geteilt, sondern jeder bekam, was auf seinem Felde gewachsen war; nur der Ertrag der Armenfelder wurde vom Dorfvorsteher unter die Bedürftigen verteilt. Die auf den Priesteräckern erzielten Erträge wurden von dem Tucricuc der zahlreichen Priesterschaft zugewiesen. Diese verbrauchten einmal davon für sich, dann wurden davon die Tempelbediensteten und Sonnenjungfrauen unterhalten. Ferner wurden hiervon die vielen Opfer und die großen Gelage an den hohen Festen bestritten. Die Erträge der Inkafelder dienten zum Unterhalt des Inka und seiner Bedienung, besonders aber zum Unterhalt des Kriegsheeres und der über das ganze Land verteilten Militärposten. Von den beiden Vierteln, die dem König und den Priestern zufielen, wurde ein Teil auch in Staatsspeichern als Vorrat für schlechtere Zeiten aufbewahrt.

Der Landbau stand in hoher Blüte. Man verwendete den Guano der Küsteninseln als Dünger, legte die Felder stufenartig an den Bergabhängen an und bewässerte sie künstlich durch Herbeileitung der Gebirgsbäche.

In einem großen Teile Perus, besonders an der Küste, nötigte gewissermaßen das Klima den Dorfschaften die gemeinsame Bestellung des Feldes auf. Bekanntlich sind an der peruanischen Küste Regenfälle äußerst selten; da nun aber der

Maisbau feuchtes Erdreich verlangt, so sah man sich zur Anlage künstlicher Bewässerungen gezwungen, deren Herstellung, Erhaltung und Inbetriebsetzung unbedingt gemeinsames Zusammenwirken und einheitliche Bewirtschaftung der Felder voraussetzte. In den Ortschaften an den kleinen Flüssen, welche von den Westabhängen der Kordilleren nach der Küste fließen, begnügte man sich meist damit, von dem Flusse aus kleine Kanäle oder Gräben auf die Felder zu leiten. Ende Mai oder Anfang Juni, vor der Aussaat, staute man dann auf mehrere Wochen die Wassermasse auf, die sich dann weithin über die Felder ergoß. In andern, minder günstig gelegenen Gegenden legte man im Gebirge Sammelbecken an und führte von dort oft mehrere Tagereisen weit durch kleine Kanäle das Wasser den Feldern zu. Diese Kanäle waren meist, wie noch heute an den erhaltenen Überresten ersichtlich ist, 2—3 m breit und ungefähr 2 m tief. Manche waren auch an den Seiten mit Sandsteinplatten eingefaßt. Auch unterirdische Kanäle, die oben sorgfältig mit Sandsteinplatten belegt waren, auf die dann Erde aufgeschüttet war, wurden vorgefunden.

Da es nicht selten vorkam, daß höher gelegene Ortschaften den unteren das Wasser abschnitten oder auf ihren Feldern so viel gebrauchten, daß die andern nicht genug zur Berieselung ihrer Fluren erhielten, so bestanden strenge Gesetze über die Entnahme von Wasser.

Man baute Quinoahirse, Mais, Kartoffeln, Bananen, verschiedene Bohnenarten und Agaven. Das Blatt des Kokastrauches wurde zur Anregung der Nerventätigkeit gekaut, galt aber nur als Genußmittel der Vornehmen, und nur selten wurde davon an das Volk verteilt. Tabak wurde nur geschnupft, nicht geraucht, und diente als Heilmittel. Baumwolle wurde in den warmen Tälern angebaut.

Als wertvolles Haus- und Lasttier besaß man das Lama. Jeder Haushaltung waren 5—6, höchstens 10 Stück, je nach der Größe der Kopfzahl zugeteilt. Daneben gab es auch noch eine Gemeindeherde; namentlich in den Gebirgsgegenden wurde Lamazucht betrieben. Zu den Dorfschaften, die größere Weidegründe besaßen, wurden auch die Herden der Inka und der Priesterschaft geschickt. Die Tiere wurden gezeichnet und dann den Dorfschaften zugeteilt, damit sie sie mit ihren eigenen

Beständen verpflegten. Von den Herden des Inka mußte beständig eine bestimmte Anzahl nach Cuzco geliefert werden, wo sie geschlachtet wurden; andere Teile wurden den über das Land zerstreuten Militärposten und den im Felde stehenden Truppen zugeschickt. Zu bestimmten Zeiten wurde ein Teil der Gemeindeherde getötet, aber nur männliche oder zur Zucht nicht mehr geeignete weibliche Tiere; das Fleisch wurde an die Haushaltungen verteilt. Es wurde aber nur zum kleineren Teile frisch gegessen, der größere wurde in Streifen geschnitten und getrocknet. Im allgemeinen war der Fleischverbrauch ein geringer. Neben den Lamas wurden auch noch Hunde und Bisamschweine als Haustiere gehalten.

Die Wolle, die von der Gemeindeherde, wie von den Herden des Inka und der Priesterschaft gewonnen wurde, wurde zweimal im Jahre unter die Familien der Dorfschaft nach Kopfzahl verteilt. Hiervon mußten die Dorfweber unter Aufsicht des Dorfvorstehers Zeuge für das ganze Dorf anfertigen; dasselbe geschah auch mit dem Leder. Der Rest der Wolle und des Leders wurde wieder an die Behörde zurückgegeben.

Die Tracht der Männer bestand in einem kurzen Rocke, der je nach der Provinz eine vorgeschriebene Farbe haben mußte; die Frauen trugen lange Obergewänder; dazu kamen bei beiden Geschlechtern noch Kopfbinden und Sandalen.

Wie die Herden Staatsgut waren, so war auch alles Gold und Silber Gemeingut. Es fand seine Verwendung fast nur in der Ausschmückung der Tempel und Paläste. Was dazu nicht gebraucht wurde, verarbeitete man zu Pflanzen, Blumen, Früchten und Tiergestalten, die in den Schatzhäusern der Tempelhöfe aufbewahrt wurden.

Alles war in diesem Staate bis ins einzelnste durch Gesetze geregelt, und ein Heer von Beamten wachte über die Ausführung derselben. Die große Menge des Volkes entbehrte jeder freien Bewegung, jeder Selbstbestimmung. Niemand durfte einen andern Beruf ergreifen als der Vater, niemand seinen Wohnort wechseln, niemand durfte Hagestolz bleiben.

So darf es uns auch nicht wundernehmen, daß das ganze Volk zum Kriegsdienst herangezogen und militärisch ausgebildet wurde.' Dieser straffen Zucht ist auch die Unterwerfung der benachbarten Völkerschaften zuzuschreiben. Die Bewaffnung

bestand aus Kupferkeulen und bronzenen Streitäxten; Spieße und Pfeile waren mit Kupferspitzen versehen. Als Schutzwaffen bediente man sich baumwollener Panzer und mit Baumwolle gefütterter, hölzerner Helme, die bei den Vornehmen mit Metall und Edelsteinen, auch mit Tierbildern geziert waren, während der gemeine Mann nur eine Art Turban trug. Trommeln und Hörner bildeten die Kriegsmusik. Die Truppen lagerten im Felde unter baumwollenen Zelten. Die Schleuderer bildeten das Vortreffen, die Keulenmänner und Axtträger das Haupttreffen. Das Heer war genau in Abteilungen gegliedert und zählte in großen Kriegen bis zu 200000 Mann.

Auch die Gewerbtätigkeit lieferte beachtenswerte Erzeugnisse, namentlich die Töpfer, Weber und Metallarbeiter. Ohne das Eisen zu kennen, verstand man doch Gold, Silber und besonders Kupfer aus der Erde zu erbeuten und zu allerlei Geräten zu verarbeiten. Man fertigte lebensgroße Figuren aus Gold, Spiegel von poliertem Metall, selbst Brennspiegel. Die in den schönsten Mustern mit stilisierten Tiergestalten ausgeführten Gewebe bekunden einen ausgebildeten Farbensinn. Ja, man verstand sich sogar auf eine Art von Gobelinweberei, wie dies die Gräberfunde von Ancon beweisen.

Bewunderung erregen auch die Bauten der Peruaner. Die Wohnhäuser allerdings waren einfach. Im regenlosen Küstengebiete baute man sie aus an der Luft getrockneten Lehmziegeln (Adoben) und setzte auf die Mauern ein flaches Dach; im Gebirge verwendete man dagegen Steine. Die spitzen Dächer bestanden aus Holz, Gras und Stroh. Licht fiel nur durch die Tür in den innern Raum. Fenster kannte man nicht. Es fanden sich im Innern des Hauses Nischen, die gewissermaßen die Stelle von Schränken vertraten. Größere Ortschaften und Städte waren von mehreren Mauern umgeben, deren Tore nachts geschlossen wurden.

Großartiger waren die Tempelbauten und Festungen. So war der Sonnentempel ein quadratisches Gebäude, dessen Seiten je 350 Schritt lang waren. Von den Festungen sind noch 3 erhalten. Die Festung Sacsahuaman oberhalb Cuzco ist von drei winkelartig vorspringenden, kyklopischen Steinmauern umschlossen. Gewaltige Tore, riesige Steinwälle und Turmanlagen erregen heute noch unser Staunen. Die Pracht-

bauten zeigen einen ernsten, einförmigen Stil, denn der Schmuck der Säulen fehlt, dagegen sind sie mit stilisierten Bildern von erhabener Steinmetzarbeit geziert.

Weit wichtiger sind die gewaltigen Wasserleitungen und Brückenbauten. Die Wasserleitungen führten vielfach aus feuchteren Gegenden in trockenere, besonders nach der Küste. Heute noch staunt man über die 42 Meter lange und 49 Meter hohe Steinbrücke von Pachachaca. Bei allen diesen Bauten wurden weder Gewölbe errichtet, noch gebrannte Ziegel verwendet. Die Leitung dieser wichtigen Bauten lag in den Händen von Angehörigen der Inkakaste, die von Cuzco aus als Leiter nach den betreffenden Ortschaften abgesandt wurden und nach Beendigung der Arbeit wieder zu ihrem Geschlecht zurückkehrten.

Das Großartigste aber, was die Inka geschaffen haben, waren die vortrefflichen Kunststraßen, die das ganze Reich durchzogen. Vier Hauptstraßen, die nach den vier Himmelsrichtungen gingen, liefen in Cuzco zusammen. Die längste der Straßen führte in grader Linie nach Norden und hatte eine Länge von 225 Meilen. Sie setzte in möglichst gerader Richtung über Berge und Täler hinweg und war 4—7 Meter breit, mit behauenen Quadern gepflastert und durch Mauern eingefaßt oder mit schattenspendenden Baumreihen. Man hatte Schluchten ausgefüllt, Felsen gesprengt und lange Treppenfluchten angelegt, denn da man Wagen nicht kannte und die Lamas allein zum Lasttragen verwendet wurden, so bildeten diese Treppen kein Hindernis für den Verkehr, wohl aber bereiteten sie der spanischen Reiterei bei ihrem Vordringen große Hindernisse. Die Bergströme wurden auf steinernen und hölzernen oder auch auf Seilbrücken überquert. Meilensteine gaben oft die Entfernungen an. Alle 3—4 Meilen waren Herbergen (Tambos) für den Inka und sein Gefolge errichtet. Auch besorgten auf diesen Straßen Läufer (Chasquis) den Nachrichtendienst, sodaß der König und die 4 Statthalter von allen Vorkommnissen im Reiche aufs schnellste Kenntnis erhielten. Auch kleine Pakete für den Inka beförderten diese. So soll es möglich gewesen sein, daß an der königlichen Tafel frische Fische gegessen wurden, die in der Südsee gefangen waren. In gewissen Abständen waren deshalb an den Heerstraßen kleine Hütten

errichtet, in denen stets 2 oder 3 Läufer bereit sein mußten. Die Läufer mußten von den an den Heerstraßen liegenden Ortschaften gestellt werden und wechselten jeden Monat ab. Wer denkt da nicht an die persische Königsstraße mit ihren Rasthäusern, die von Milet bis Susa hinaufführten!

Der Spanier Sarmiento, der die Inkastraßen noch in ihrer ganzen Erhaltung sah, sagt: Kaiser Karl würde mit aller seiner Macht nicht einen Teil dessen schaffen, was die wohlgeordnete Regierung der Inka über die gehorchenden Stämme vermochte. Hernando Pizarro ruft aus: „In der ganzen Christenheit sind so herrliche Wege nirgends zu sehen." Und Alexander von Humboldt schreibt: Was ich von römischen Kunststraßen in Italien, dem südlichen Frankreich und Spanien gesehen habe, war nicht großartiger als diese Werke der alten Peruaner; dazu finden sich diese nach meinen Barometermessungen in einer Höhe von 12440 Fuß.

Infolge dieser geordneten Einrichtung des Staates konnten Statistiker genaue Verzeichnisse über die Zahl der Bevölkerung, der Geburten und Todesfälle, sowie über die Abgaben, die in den Speichern aufbewahrten Lebensmittel, Kleidungsstücke und Waffen führen. Sie bedienten sich dazu in Ermangelung einer Schrift einer eigentümlichen Bezeichnungsweise durch Knoten (Kipus). Diese Knotenschnüre bestanden aus einem Hauptstrange, von welchem kleinere, wollene Schnüre in verschiedenen Farben herabhingen. In diese wurden verschiedenartige Knoten geschlungen und dadurch wurden unter Zuhülfenahme der Farbenunterschiede die mannigfaltigsten Begriffe und Zahlengrößen ausgedrückt. Solche Kipu-Bündel konnten das Gewicht eines halben Centners erreichen. Die Stärke und Länge der Schnüre, die Art und Weise der Verknüpfung, die Zusammensetzung der Farben hatte bestimmten Sinn und bestimmte Bedeutung. Weiß hieß: Frieden oder Silber, rot Krieg oder Soldaten, gelb — das Gold, grün — der Mais. Auch heute noch verständigen sich die Urwaldindianer auf diese Weise untereinander, halten aber ihre Deutung vor den Weißen geheim. Wem fällt da nicht jenes Vorkommnis an der Isterbrücke in Thracien ein, das uns Herodot erzählt, wonach Darius dem Anführer der Jonier, Histiäus von Milet, einen Riemen mit 60 Knoten überreichte! Hier begegnen uns die Anfänge derselben Verständigungsart, die die Peruaner kunstvoller ausgebildet haben!

Zum Schluß lassen Sie uns noch von der Art der Bestattung der Toten sprechen, denn gerade daraus kann man wichtige Schlüsse auf die Denkweise eines Volkes tun. Die Peruaner glaubten auch an ein Fortleben nach dem Tode, deshalb balsamierten sie auch die Leichen ein. Kräuter und Harze verwandte man allerdings nur für die Leichen der Vornehmen, die Leiber der Ärmeren wurden unter Einwirkung der trockenen Luft zu Mumien verwandelt. Auch bei der Bestattung machte man Unterschiede. Die Mumien der Inka saßen im Sonnentempel zu Cuzco auf goldenen Stühlen, in die Augenhöhlen goß man eine Harzmasse, die steinhart wurde und goldigrot, wie Bernstein glänzte, für die Vornehmen baute man steinerne Erbbegräbnisse, die gewöhnlichen Leute aber wurden auf Friedhöfen beigesetzt in Grabstätten, die bis 6 m tief waren. Überall findet man die Leichen in hockender oder kauernder Stellung, erst mit Baumwollenzeug und Binden umwunden und dann mit einem Gewand bekleidet. Den Leichnam hüllte man dann weiter noch in dicke Lagen von Baumwolle und nähte ihn in einen Sack oder geflochtene Matten ein, die mit Stricken zusammengehalten wurden. Den so Beerdigten gab man allerlei Hausrat mit, wie er im täglichen Leben gebraucht wurde, auch Talismane, Waffen, Schmuckgegenstände, verzierte und bemalte Tongefäße, Flaschen und Trinkgegenstände, Spinngerätschaften, Arbeitskörbchen, kunstvoll gewebte Stoffe, Kinderspielzeug und zuweilen auch Mumien von Haustieren. Gerade diese Gräberfunde lassen uns einen tiefen Blick in das Kulturleben, die Denkweise und Begabung dieses alten Volkes tun. Um so tiefer ist es daher zu beklagen, daß diese vielversprechenden Keime einer höheren Gesittung von den Spaniern so schonungslos zertreten wurden.

Man hat das Inkareich eine sozialistische Monarchie genannt, in der die kommunistischen Ideen unserer Sozialdemokraten verwirklicht waren. Das ist nicht richtig. Was an Kommunismus uns in den Einrichtungen des Inkareichs begegnet, finden wir auf einer gewissen Stufe der Entwicklung bei allen heutigen Kulturvölkern, es ist dies der urwüchsige Agrarkommunismus, der auch in den altgermanischen Staaten herrschte und auf dem Geschlechterverband beruhte.

Auch im heutigen Rußland ist er noch vorhanden, wo bis auf diese Stunde der gemeinschaftliche Dorfacker, der „Mir“ besteht. Das aber lernen wir aus den Einrichtungen des Inkareiches, daß ein solcher sozialistischer Staat, infolge des natürlichen Hanges der Menschen zur Trägheit, nur bestehen kann, wenn alles bis ins einzelnste von Aufsehern überwacht wird, und ein derartiger Polizeistaat würde wohl unsern Sozialdemokraten sehr wenig passen.

Miscellanea Erfurtensia.

Von

Dr. C. G. Brandis
Direktor der Universitäts-Bibliothek zu Jena.

1. Ein Brief des Eobanus Hessus.

In der Handschrift Bud. Fol. 145 der Jenaer Universitäts-Bibliothek findet sich der unten abgedruckte Brief des Eobanus Hessus, welcher bisher, soviel ich sehe, unveröffentlicht ist.

Wiederholt schon haben Forscher diesen Codex Buderi besprochen und Stücke aus ihm herausgegeben, wie Hesse in der Zeitschrift für deutsches Altertum Bd. 8, p. 466, Michelsen in der Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte Bd. 1, p. 73 und in Rechtsdenkmalen aus Thüringen p. 25 und 101, Karl Hermann in der Bibliotheca Erfurtina p. 76 sub Nr. 22 d und zuletzt Reiche, als er aus ihm die Chronik des Hartung Cammermeister edirte. Die Handschrift enthält Stücke verschiedener Art, außer der eben erwähnten Chronik städtische Statuten und Ordnungen und Verträge; zwischen sie eingestreut findet sich der Brief des Hessus und ein Auszug aus Agricola's Sprichwörtern. Auf fol. 74—83 r steht die Meinzcisch vortracht, der auf fol. 83 v—90 r die Furstlich vortracht (1483) folgt, fol. 90 v enthält den Brief des Hessus, dann sind einige Blätter herausgerissen, dann folgen 2 leere Blätter und dann Agricola's Sprichwörter im Auszug.

Es ist also ganz sicher, daß wir Eoban's Brief nicht im Original, sondern in einer Abschrift vor uns haben.

Da dieser Brief nun, wie wir sehen werden, nicht vor dem Jahre 1515 ausgefertigt sein kann, da andererseits Agricola's Sprichwörter, worauf Reiche schon hinwies, 1528 erschienen, so wird unsere Handschrift nicht vor dem 2. Viertel des 16. Jahrhunderts geschrieben, oder, wie man wohl in Rücksicht

auf die verschiedenen Schreiberhände besser sagt, zusammengestellt sein; denn das ist ja nicht ausgeschlossen, daß das eine oder andere Stück früher geschrieben ist, aber in seinen jetzigen Zusammenhang ist es erst eingereiht, als die Handschrift, wie sie heute vorliegt, entstand, und dieser Zeitpunkt kann nicht, wie gesagt, vor das 2. Viertel des 16. Jahrhunderts fallen.

Also aus der Anlage und Zusammensetzung der Handschrift ergeben sich keine näheren und genaueren Daten für die Entstehungszeit des Hessus'schen Briefes. Diese sind nur aus ihm selbst zu gewinnen. In der Überschrift nennt sich der Schreiber Eobanus Hessus Rex und gibt dem Adressaten den Titel Architriclinus. Bekannt ist ja, daß Eoban nach mehrjähriger Abwesenheit von Erfurt und nach einem längeren Aufenthalt in Preußen und an den Universitäten Frankfurt a. O. und Leipzig nach Erfurt im Jahre 1514 zurückkehrte. Seit dem Anfang des folgenden Jahres, nachdem Reuchlin in einem Briefe den Namen Hesse nach dem griechischen *Ἐσσήν*, d. i. König, umgedeutet und seinen Träger als den wahren König der Dichter begrüßt hatte, nannte er sich Rex. Aber nicht genug damit; seine Frau wurde Regina, seine Kinder wurden zu Prinzen und Prinzessinnen, aus seinen Freunden wählte er sich Herzöge und Fürsten aus (s. Krause, Helius Eobanus Hessus I. 144). In diesen Zusammenhang paßt es durchaus, daß er den Adressaten seinen architriclinus nennt, seinen Erztruchseß, womit er das Bild vom Königlichen Hofstaat, welcher dem Rex gebührt, weiter ausführt. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß der Brief nach 1515 geschrieben ist. Da aber diese Scherze vom König und seinem Hofstaat durch Jahre sich hinziehen, ist aus der Überschrift des Briefes nur der terminus post quem zu gewinnen; einen terminus ante quem ergibt wohl die Erwägung, daß der Brief vor Eoban's Fortgang aus Erfurt, also vor 1526, geschrieben ist. Das scheint der Schluß des Briefes zu ergeben, denn wenn jemand schreibt: quodsi factum gaudes, tuum erit sub vesperum, vel si mavis etiam nunc nos accedere ut quod dudum optaveras re ipsa tandem consequare, so befinden sich Schreiber und Adressat doch in e i n e r Stadt. Und diese Stadt scheint mir Erfurt, nicht Nürnberg oder Marburg, in denen Eoban sich später

aufhielt, zu sein. Denn daß der Cyriacus Hilgner unseres Briefes mit dem Ciriacus Hilkener Erffordensis, welcher nach der Erfurter Matrikel am 15. Oktober des Jahres 1518 immatrikuliert wurde, identisch ist, möchte ich glauben. Dies spricht für Erfurt. Die im letzten Verse erwähnten pulchra Salinarum moenia können nicht weit vom Wohnsitz des Angeredeten entfernt sein, das ergibt der Zusammenhang. Welcher Ort ist aber darunter zu verstehen? Darüber wage ich keine Vermutung auszusprechen. Man könnte an Langensalza, Sulza, Frankenhausen denken; aber etwas Entscheidendes für eine dieser Städte oder eine andere Stadt, worauf der Vers mit seinen zwei Forderungen, welche man an sie stellen müßte, paßte, weiß ich nicht beizubringen. Der Brief ist nach 1515 und vor 1526 geschrieben, aber sicher liegt seine Entstehungszeit näher an 1526 als an 1515; denn da der Adressat erst 1518 immatrikuliert wurde, ist wohl anzunehmen, daß Hessus nicht gleich beim Beginn des Studiums, sondern erst am Ende desselben, oder gar erst nach dessen Beendigung dem Hilgner sich so befreundete, daß er ihm einen Platz in seinem Hofstaat anwies und ihm darin die Würde eines architriclinus übertrug.

Ich lasse jetzt den Brief selbst folgen, wobei ich nur bemerke, daß ich die wenigen Abkürzungen aufgelöst habe.

Eobanus Hessus Rex Cyriaco Hilgnero
Architriclino suo Salutem.

Exegi monumentum aere perhennius, ut ille inquit. Ad calcem laboris quem nobis optime Architricline imposuisti pervenimus amoresque tuos vel potius tuis similes tametsi ad omnia nolim similes, peregimus. Convertimus libellum istum in tuam gratiam quem tu optabas Maxime, et convertimus non oscitanter, quamvis aliquanto quam tu volebas tardius tarditatem tum illam, nisi fallor fidelitate convertendi compensavimus. Quodsi factum gaudes tuum erit sub vesperum, vel si mavis etiam nunc nos accedere ut quod dudum optaveras re ipsa tandem consequare, et ut versibus concludam.

Quodsi non fingis, quem iactas semper Amorem
Atque est ulla oculis grata puella tuis
Dura Sigismundae pereuntis fata dolebis

Talia dumque leges vulnera cautus eris
quin potius, si te novi, iam peius amabis
quecumque est oculis grata puella tuis
et nisi vana animum veri delusit imago
pulchra Salinarum moenia saepe petes.

Zur Erläuterung des Briefes ist nicht viel zu sagen, nachdem wir über die Entstehungszeit und den Adressaten gesprochen haben. Es ergibt sich ja aus ihm selbst, daß der von Eoban Angeredete liebte, freilich wohl nicht grade glücklich. Das für ihn übersetzte Buch ist natürlich dasselbe, worauf Eoban in den Versen: „Dura Sigismundae pereuntis fata dolebis; talia dumque leges vulnera cautus eris" anspielt. Also hatte er Boccaccio's Erzählung von Guiscard und Ghismonda übersetzt. Und das scheint mir der Beachtung wert zu sein. Denn bisher war es nicht bekannt, daß Eoban zu Boccaccio Fühlung hatte. Oft genug ist ja grade des letzteren Erzählung von der schönen und unglücklichen Tochter Tancreds übersetzt worden (s. Dunlop's Geschichte der Prosadichtungen. Aus dem Englischen von Fel. Liebrecht p. 231); in Jena finden sich handschriftlich die Übertragungen dieser Novelle von Leonardus Aretinus und von Philippus Beroaldus; aber bisher war kein Deutscher unter den Übersetzern bekannt. Diese Lücke füllt unser Brief. Schade, daß nicht auch mit ihm die Übersetzung selbst erhalten ist. Ob sie auf den unmittelbar hinter fol. 90v herausgerissenen Blättern stand?

---

2. Zur Ueberlieferungsgeschichte des Erphurdianus Antiquitatum Variloquus.

Das unter diesem Namen bekannte Geschichtsbuch gab zuerst J. B. Mencke, neuerdings auf Grund der Jenaischen Handschrift R. Thiele heraus (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen. Bd. 42. Halle 1906). Daß unter den vorhandenen

Handschriften einzig und allein die Jenaer in Betracht kommt, hat der neueste Herausgeber mit Recht betont; daß er sie also seinem Druck zu Grunde gelegt und einen weit besseren Text hergestellt hat als derjenige ist, den wir bis dahin bei Mencke lasen, ist dankbar anzuerkennen. Aber in der Geschichte dieses Jenaer Codex können wir über das, was Thiele darüber in seiner Einleitung sagte, hinauskommen; das ist nicht unwichtig, wie wir sehen werden.

Die Jenaer Handschrift ist ein Miscellancodex und enthält, wie Thiele schon richtig angibt: 1. Das s. g. Bibrabüchlein. 2. Die Concordata Gerhardi nebst Teilen der Erfurter Willkür. 3. Die Legenda patroni Germaniae sanctissimi Bonifacii. 4. Den Erphordianus antiquitatum variloquus, und endlich 5. einen Anhang, dessen einzelne Bestandteile man bei Thiele S. 19 nachlesen kann. Gebunden ist sie in die Blätter einer Druckschrift, welche außen mit grüner Farbe überstrichen worden sind. Der Inhalt sowohl als das eben angegebene äußere Merkmal sind so charakteristisch, daß ein Zweifel an der Richtigkeit der Beziehung der nunmehr zu besprechenden Stellen auf den eben beschriebenen Codex völlig ausgeschlossen ist.

1. Auf dem 1. Blatt des Jenaer Codex steht von einer Hand des 17.—18. Jahrhunderts: hunc librum ex bibliotheca Neumeieriana sese comparasse indicat gaudetque D. Casp. Sagittarius in Epistula de antiquo Thuringiae statu pg. 60.

2. In dieser Epistula, Jena 1675 erschienen, ist zu lesen: .... nisi forte iam tum primum Ludovicum id habuisse iuris cum Generoso Domino Johanne Wilhelmo Neumeiero a Ramsla velis asserere. Is enim margini Auctoris de Landgraviis sequentia adscripsit: Vide Legendam S. Bonifacii in einem grünen Buch in quarto, so ich Herrn Friedrich Hortleder geliehen, darin das Landgericht in Thüringen beschrieben, dessen dieser Landgraff der Oberste Richter gewesen. Factum autem non sine singulari fortuna & publici ut opinor boni commodo, quod istum librum Legendam S. Bonifacii complexum ex Neumeieriana bibliotheca non ita pridem hic distracta mihi vindicaverim. Nam is ipse codex est, qui toties laudatum quoque Antiquitatum Erfurtensium Variloquum continet.

3. Sagittarius schreibt an Caspar Matthäus Eylenberg, Ictus und Syndicus des Domkapitels in Naumburg (Jena U.-B. Hdschr. fol. 21, Nr. 1):

Jena, 9. Sept. 1674.

So habe auch vor weniger Zeit aus des edlen Hr. Joh. Wilh. Neumaiers auff Ramsla herrlicher, aber sehr nunmehr verstreueten Bibliothek ein Ms. bekommen, dessen Titulus Variloquus Antiquitatum Erffurtensium, hält in sich brevem illius urbis ab origine usque ad an. 1517 historiam, und ist sonderlich in der seditione initio superioris seculi accurat. Ich habe schon an unterschiedliche geschrieben (doch noch nach Erffurth nicht). Wollen das Buch nicht kennen. Nur Rivander in Chron. Thuring. nennts einsmahl (fol. 421) bloß Variloquum. Es ist auch eine legenda de S. Bonifacio dabey. Dürfte auch noch wol nicht ediret seyn. Wie auch Johannis de Bybera de privilegiis Ecclesiae Moguntinae in Erffurt. Ist von dem ersten M. Hochge. Hr. etwas bekand, verlange Nachricht, werde es bey edirung rühmen. (Eylenberg schreibt dazu am Rande: Hermanni de Bibra gedruckt Spangenberg in chr. Mansf. fol. 333).

4. Sagittarius in Antiquitates gentilismi et christianismi Thüringici, Jena 1685, sagt S. 349: Ich aber habe vor etwa zehen Jahren aus der Neumaierischen Bibliothec eine (wie die Oberschrift lautet) Legendam Patroni Germaniae Sanctissimi Bonifacii bekommen. . . . .

Hieraus ergibt sich mit völliger Sicherheit, daß Sagittarius die Handschrift aus der Bibliothek des Joh. Wilh. Neumaier auf Ramsla erwarb. Dieser Neumaier (auch Neumayr), gb. 1570, † nach 1644, ist der Begleiter des Herzogs Johann Ernst von Weimar auf dessen Reise nach Frankreich, England und Niederland im Jahre 1613. Eine umständliche Beschreibung dieser Reise ließ Neumaier in Jena 1620 drucken. Der Herzog Johann Ernst war von Hortleder erzogen; die Bekanntschaft Neumaiers und Hortleders ist also sicher vorauszusetzen, wie sie sich schon aus der Nähe der beiden Orte Weimar und Ramsla ergeben würde. Daher ist es nur natürlich, wenn Neumaier seine Handschrift an Hortleder lieh, der wenigstens von der

Legenda Bonifacii eine Abschrift nahm. Und daß die Hortleder'sche Abschrift dieser Legende dem Mencke'schen Druck zu Grunde liegt, geht deutlich aus folgenden Worten hervor (I. praef. fol. 3 b v): cum — — — et exemplum in meas manus incidisset, quod et Tenzeliano subinde ut collationes docent correctius et simul Viri docti notis illustratum esset, ei hunc locum minime in collectione nostra denegandum, notas tamen Tentzelianas quae in omnium sunt manibus minime describendas putavi. Et quamvis non bene recorder, unde ad me venerit hic codex, facile tamen crediderim ex Sagittariano illo descriptum esse, cum ipse fateatur l. c. p. 349 se eum e Bibliotheca Neumeyeriana comparasse et nostro in titulo adscripta sunt verba: e Msto. Vetusto do Wilhelmi Neumeyeri a Ramsla. Quamquam Tentzelius potius l. c. p. 343 eundem codicem antea Hortlederi fuisse, a quo et scholia addita olim ab Ill. Zollmanno modo supra laudato edenda diserte profitetur; ut adeo minime dubitem haec ipsa quae dedimus scholia Hortlederi illa esse etsi nomen viri addere in titulo nondum ausi sumus.

Aber wie steht es nun mit dem Variloquus, den Mencke II Sp. 461 e bibliotheca et cum notis do Georgii Eccardi drucken ließ? Er sagt selbst II praef. fol. b v: debemus id illustri do Georgio ab Eckardt . . . ceterum non ignoramus Cel. Casp. Sagittarium Variloquum hunc in eodem codice, qui legendam S. Bonifacii, de qua supra ad tom. I, continebat, asservasse ut ipse testatur in epist. de ant. statu Thur. p. 60 neque minus accepimus eum hodie ut reliqua Sagittariana esse in manibus Cel. Poly. Leyseri: at cum eundem codicem lacunis multis laborare intelleximus, nullas inde suppetias speravimus facileque nobis persuasimus nostra ex illo ipso codice fuisse descripta.

Beachtet man die Redewendungen non ignoramus — neque minus accepimus, so leuchtet wohl ein, daß Mencke es als durch Hörensagen vernommen bezeichnen will, daß die Handschrift des Variloquus in den Händen Polycarp Leysers wäre. In der Tat ist diese Annahme auch falsch: denn aus dem Besitz Sagittars ging der Codex mit allen Büchern des Gelehrten durch Erbschaft an die akademische Bibliothek in Jena. Was dem von Mencke verzeichneten Gerücht zu Grunde liegen könnte, ist die Tatsache, daß die von Sagittarius selbst herrührenden Manuscripte nicht an die akademische Bibliothek

kamen, sondern in den Besitz des Jo. Andreas Schmidt übergingen. Cf. dessen vita Sagittarii p. 103: de scriptis manu beati viri consignatis id dicere possum, quod facultatem mihi dederit plenam vendendi quaedam eorum, alia etiam certo pretio bibliopolis concedendi, ut publica luce donarentur. Also kann Leyser sehr gut Sagittarische Manuscripte besessen haben; es waren aber dann seine eigenen Handschriften, nicht solche, welche er nicht geschrieben, sondern nur im Besitz gehabt hatte. Demnach folgt aus den eben angeführten Worten Mencke's, daß die seinem Abdruck des Variloquus zu Grunde liegende Handschrift eine Abschrift des Sagittarischen Codex war. Wie Eckardt dazu kam, weiß ich nicht; ich möchte aber darauf aufmerksam machen, daß schon volle 100 Jahre früher Zacharias Rivander in seiner Düringischen Chronica, Frankfurt 1581, p. 421, eine Stelle aus dem Variloquus anführt (bei Thiele p. 132/133), also doch auch wohl eine Abschrift desselben in Händen gehabt hat, denn gedruckt wurde er zuerst durch Mencke 1728. Es gab also frühzeitig mehrere Abschriften, wie ja auch der Jenaische Codex eine solche ist; die Geschichte des letzteren können wir über Neumeyer hinaus nicht verfolgen, von Neumeyer kam er an Sagittarius, von Sagittarius nach seinem Tode 1694 an die akademische Bibliothek in Jena, wo er heute noch unter der Signatur codex Sagittarianus q. 5 aufbewahrt wird. Und weiter geht sicher der Mencke'sche Druck sowohl der legenda Bonifacii als auch des Variloquus auf Abschriften zurück, welche vom Jenaischen Codex gemacht sind. Über die beiden Handschriften des Variloquus von Halle und Hannover lohnt es nicht recht zn sprechen, da sie nach Thiele nur Abschriften einer Abschrift sind. Aus Autopsie kenne ich sie nicht.

Druck von Fr. Bartholomäus, Erfurt.

In demselben Verlage sind erschienen:

Jahrbücher der Königl. Akademie gemeinnützIger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge.

Heft I. (1860.) Preis statt 2 Mk. nur 1 Mk.
Heft II. (1861.) Preis statt 3 Mk. nur 1,50 Mk.
Heft III. (1863.) Preis statt 4,50 Mk. nur 2,25 Mk.
Heft IV. (1866.) Preis statt 4,50 Mk. nur 2,25 Mk.
Heft V. (1866.) Preis statt 5 Mk. nur 2,50 Mk.
Heft VI. (1870.) Preis statt 5 Mk. nur 2,50 Mk.
Heft VII. (1873.) Preis statt 3,60 Mk. nur 1,80 Mk.
Heft VIII. (1877.) Preis statt 3,60 Mk. nur 1,80 Mk.
Heft IX. (1877.) Preis statt 3,60 Mk. nur 1,80 Mk.
Heft X. (1880.) Preis statt 3 Mk. nur 1,50 Mk.
Heft XI. (1882.) Preis statt 2 Mk. nur 1 Mk.
Heft XII. (1884.) Preis statt 6 Mk. nur 3 Mk.
Heft XIII. (1885.) Preis statt 3 Mk. nur 1,50 Mk.
Heft XIV. (1886.) Preis statt 3 Mk. nur 1,50 Mk.
Heft XV. (1887.) Preis statt 3 Mk. nur 1,50 Mk.
Heft XVI. (1890.) Preis statt 1,50 Mk. nur 0,75 Mk.
Heft XVII. (1892.) Preis statt 2 Mk. nur 1 Mk.
Heft XVIII. (1892.) Preis statt 4,50 Mk. nur 2,25 Mk.
Heft XIX. (1893.) Preis statt 5 Mk. nur 2,50 Mk.
Heft XX. (1894.) Preis statt 5 Mk. nur 2,50 Mk.
Heft XXI. (1895.) Preis statt 2 Mk. nur 1 Mk.
Heft XXII. (1896.) Preis statt 4,50 Mk. nur 2,25 Mk.
Heft XXIII. (1897.) Preis statt 2 Mk. nur 1 Mk.
Heft XXIV. (1898.) Preis 5 Mk.
Heft XXV. (1899.) Preis 3 Mk.
Heft XXVI. (1900.) Preis 5 Mk.
Heft XXVII. (1901.) Preis 2 Mk.

Jahrbücher der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge. Heft XXVIII. 1902.) Preis 2 Mk.

Inhalt: Gymnasialdirektor Dr. Thiele: Die Schicksale der Erfurter Akademie nützlicher (gemeinnütziger) Wissenschaften nach der ersten Besitznahme Erfurts durch Preussen (1802-3). — Gymnasialdirektor Schulrat Dr. Funck: Das römische Afrika. — Pastor Oergel: Der nationale Gedanke im deutschen Humanismus. — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie für das Jahr 1901/2. Geschäftliche Mitteilungen. Sitzungsberichte. Statistische Mitteilungen.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXIX. (1903.) Preis 4,50 Mk.

Inhalt: Professor Dr. Heinzelmann: Gedenkrede auf den verewigten Prinzen Georg von Preußen, den langjährigen Präsidenten der Königlichen Akademie. — Gymnasialdirektor Dr. Thiele: Archäologische Wünsche eines altklassischen Philologen. — Geheimer Sanitätsrat Dr. Köster: Ueber die Persönlichkeit des Horaz in seinen Oden. — Friedrich Treitschke. Der Föhn der Alpen und der deutschen Mittelgebirge. — Stiftssuperintendent Professor Bithorn: Blicke in Bismarcks Seelenleben — Dr. med. Hans Axmann: Die Giftwirkung des Wassers, eine hygienische Studie. — Schloßpfarrer Lic. Dr. Schwarzlose: Die geistlichen Schauspiele der Vergangenheit. — Dr. jur. et phil. Stephan Kekule von Stradonitz. Die Ahnen des Prinzen Georg von Preußen, eine genealogische Studie. — Professor Dr. Heinzelmann: Ueber den ethischen Beruf der Kunst. — Gymnasialdirektor Dr. Thiele: Philologische und archäologische Studien. — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie für das Jahr 1902/03. Geschäftliche Mitteilungen. Sitzungsberichte. Nekrolog des am 10. Januar 1903 verstorbenen Senatsmitgliedes und Rendanten der Akademie Dr. Ernst Biltz. Preisaufgabe der Akademie für das Jahr 1903. Statistische Mitteilungen.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXX. (1904.) (Festschrift zur Feier des 150jährigen Bestehens der Königl. Akademie.) Preis 10 Mk.

Inhalt: Gymnasialdirektor Dr. Rich. Thiele: Die Gründung der Akademie nützlicher (gemeinnütziger) Wissenschaften zu Erfurt und die Schicksale derselben bis zu ihrer Wiederbelebung durch Dalberg (1754—1776). Mit urkundlichen Beilagen. — Pastor D. Oergel: Die Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt von ihrer Wiederbelebung durch Dalberg bis zu ihrer endgültigen Anerkennung durch die Krone Preußen (1776—1816). — Professor Dr. Wilhelm Heinzelmann: Beiträge zur Geschichte und Statistik der Erfurter Akademie im neunzehnten Jahrhundert. — Sanitätsrat Dr. Rich. Loth: Das Medizinalwesen, der ärztliche Stand und die medizinische Fakultät bis zum Anfang des 17 Jahrhunderts in Erfurt. - Gymnasialprofessor a. D. Dr. Alb. Lüttge: Die Lebensarbeit eines Hohenzollern im Osten Europas. — Geschichts- und Porträtmaler Eduard von Hagen: Die Transfiguration von Raffael. Ein Deutungsversuch — Dr. A. Baumeister, Kaiserl. Ministerialrat a. D. in München: Ein Vorschlag zur Neugestaltung des Geschichtsunterrichts in der obersten Klasse unserer höheren Schulen. — Lic. theol. Otto Albrecht, Pastor in Naumburg a. S.: Luthers Kleiner Katechismus nach der Wittenberger Ausgabe vom Jahre 1540 zum ersten Male herausgegeben. - K. K. Schulrat Prof. Dr. Val. Hintner: Beiträge zur tirolischen Namenforschung. — Prof. Dr. Herm. Althof: Gerald und Erchambald. Eine Untersuchung über ein Problem in der Walthariusforschung.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXXI. (1905.) Preis 2 Mk.

Inhalt: Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie für die Jahre 1903/1905. Geschäftliche Mitteilungen. Bericht über die Feier des 150jährigen Jubiläums der Akademie. Statistische Mitteilungen. — Rektor Irgang in Merseburg: Die Notwendigkeit von Fortbildungsschulen für die aus der Volksschule entlassenen jungen Mädchen, die Organisation und der Lehrplan solcher Schulen (Gekrönte Preisarbeit).

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXXII. (1906.) Preis 4,50 Mk.

Inhalt: Widmung und Gedenkrede auf den verewigten Prinzen Albrecht von Preußen, Präsidenten der Akademie. — Pastor em D. Oergel: Jahresbericht der Akademie für das Jahr 1905/06. Zur Chronik der Akademie. Bericht über die Tätigkeit der Akademie vom 1. April 1905 bis ult. September 1906. Sitzungsberichte. Verzeichnis der Mitglieder der Akademie. Verzeichnis der Behörden und Anstalten, wissenschaftlichen Gesellschaften und Vereine, mit denen die Akademie im Tauschverkehr steht. Zuwachs zur Bibliothek der Akademie. — Lic. Dr. Schwarzlose: Ueber Berührungen zwischen Deutschland und Serbien in Vergangenheit und Gegenwart. — Amtsgerichtsrat Bartolomäus: Napoleon während der Waffenstillstände von Znaym und Poischwitz (1809 und 1813). — Dr. Richard Loth: Dr Joh. Wilh. Baumer, der erste Sekretär der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften. - Oberlehrer Dr. E. Stange: Die königliche Bibliothek in Erfurt. — Dr. Fischer: Ferdinand I. und Karl V. im Jahre 1552. Ein Beitrag zur Ehrenrettung König Ferdinands I — Lic. Dr. Schwarzlose: Der Schintoismus, die Nationalreligion der Japaner. — D. Georg Oergel: Universität und Akademie zu Erfurt unter der Fremdherrschaft (1806—1814). — D. G. Oergel: Gedenkrede auf den verewigten Professor D. Dr. Wilhelm Heinzelmann, Sekretär der Akademie.

Buchdruckerei Fr. Bartholomäus, Erfurt.

Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XXXIV.

ERFURT 1908.

Verlag von Carl Villaret.

(Inhaber Arthur Frahm.)

Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XXXIV.

ERFURT 1908.
Verlag von Carl Villaret
(Inhaber Arthur Frahm).

A. Abhandlungen.

Sprachliche Beobachtungen und Bemerkungen

von

Professor Dr. E. Bernhardt.

Vorwort.

Der nachstehende Aufsatz, voraussichtlich das letzte Erzeugnis meiner Feder, beschäftigt sich zuerst mit dem bekannten Buche Wustmanns „Allerhand Sprachdummheiten“ (3. Auflage, Leipzig 1902). Es wird zunächst der Nachweis versucht, daß Wustmann der Sprache in manchen Dingen willkürliche Beschränkungen auferlegt, dann aber, daß seine Weisungen, meist wohl begründete Weisungen noch nicht genug befolgt werden. Darauf folgen einige Bemerkungen über Rechtschreibung, insbesondere über die Schreibung der Erfurter Straßennamen. Den Schluß bildet ein Abschnitt über Fremdwörter; er enthält Geschichtliches über diesen Gegenstand und handelt dann vom Fremdwort in der Sprache unserer Zeitungen und schließlich vom Fremdwort auf der Straße.

Der Aufsatz, wie man sieht, ein buntes Allerlei sprachlicher Dinge, bringt keine Ergebnisse neuer Forschungen und beansprucht keine eigentlich wissenschaftliche Bedeutung, aber gemeinnützig darf er sich wohl nennen; er verficht, wie ich meine, eine gute Sache. Somit ist er vielleicht einer Stelle im Jahrbuche unserer Akademie gemeinnütziger Wissenschaften nicht unwert.

Erfurt, im Juni 1908.

Der Verfasser.

Sprachliche Beobachtungen und Bemerkungen.

Unter obiger Ueberschrift habe ich im Blankenhainer Kreisblatt (1906, N. 79 ff.) einen Aufsatz veröffentlicht, den ich hier in mehrfach veränderter und erweiterter Gestalt wiederhole.

Die Pflege und Reinhaltung unserer Muttersprache scheint mir eine Aufgabe zu sein, die unserer Akademie gemeinnütziger Wissenschaften wohl ansteht. Ich erblicke in solchem Bestreben gewissermaßen die Fortsetzung meiner mehr als vierzigjährigen Amtstätigkeit, während welcher ich gegen 15000 deutsche Aufsätze von Schülern und Schülerinnen durchgesehen habe.

Dem eben bezeichneten Streben, der Pflege und Reinhaltung unserer Muttersprache, ist das sehr verdienstreiche Buch Wustmanns „Allerhand Sprachdummheiten" (3. Auflage, Leipzig 1902) gewidmet, auf welches ein großer Teil der folgenden Ausführungen Bezug nimmt. In den allermeisten Dingen bin ich mit Wustmann einverstanden; nur ist der gewaltige Aufwand sittlicher Entrüstung, mit dem er die „Sprachdummheiten" bekämpft, nicht nach meinem Geschmack, und ich meine, daß er nicht immer auf das Recht des Gewordenen und auf die Geschichte der Sprache gebührende Rücksicht nimmt. Letzteren Vorwurf will ich zunächst durch einige Belege begründen. Wahrscheinlich haben schon frühere Beurteiler des Buches solche Bedenken vorgebracht; es ist mir aber keine Besprechung derselben bekannt geworden.

I. Zunächst nehme ich, als getreuer Untertan, Seine Majestät den Kaiser in Schutz. In einer Zeitung las ich vor einiger Zeit: „In Erlassen und Dokumenten des Kaisers, den doch vielleicht die Nachwelt einmal den Redner nennen wird, ist das verpönte *derselbe* an Stellen, wo *er* stehen müßte, nicht selten, und die gräuliche (!) Inversion nach *und* beinahe die Regel".

Ein anderes Blatt bezeichnete die Inversion nach *und* in einem Kaiserlichen Erlass als „schweren stilistischen Schnitzer". Die Verfasser beider Artikel befinden sich in Uebereinstimmung mit Wustmann, der gegen *derselbe* (S. 222), sowie gegen die Inversion nach *und* (S. 297) Pfeile des Zorns richtet. Beide angebliche Fehler finden sich z. B. in folgendem Satze beisammen: „Wir haben noch einen Bestand vorjähriger Ware auf Lager, und geben wir dieselbe zu mäßigem Preise ab".

Wir wenden uns zuerst zur Inversion nach *und*. Die beiordnenden Bindewörter, wie *aber, oder, doch, also,* verlangen, wenn der zweite Satz sein eignes Subject hat, zum Teil die Wortstellung Subject — Zeitwort, z. B. „Du hast gefehlt, aber ich verzeihe dir", andere die Stellung Zeitwort — Subject, z. B. „Du hast bereut, daher verzeihe ich dir"; einige aber lassen beiderlei Wortstellungen zu, so *doch, jedoch, indessen, also,* z. B. „Du hast gefehlt, doch ich verzeihe dir" oder „Du hast gefehlt, doch verzeihe ich dir". Zu diesen letzten gehört *und*. Die Inversion nach *und* mißfällt zwar, wie ich wohl weiß, vielen Grammatikern, aber sie ist uralt, findet sich schon im Althochdeutschen, sehr häufig in der mittelhochdeutschen Dichtung und Prosa und ist auch den beiden Sprachgewaltigen der neuen Zeit, Luther und Goethe, geläufig. Von Luther gibt dies Wustmann selbst zu (S. 301); über Goethe vgl. Lehmann, Goethes Sprachgebrauch S. 368. Wer also die Inversion nach *und* anwendet, befindet sich in bester Gesellschaft, und wenn Seine Majestät der Kaiser in einem Erlasse an die Provinz Schlesien schrieb „Die zahlreichen Beweise der Liebe — haben mich mit hoher Genugtuung erfüllt, *und kann ich* aus der Provinz nicht scheiden ohne — u. s. w.", so wird ihm mit Unrecht, wie oben erwähnt ist, „ein schwerer stilistischer Schnitzer" vorgeworfen.

II. Ganz ähnlich verhält es sich mit *derselbe*. Den Gebrauch dieses Fürworts da, wo es nicht dem lateinischen *idem* entspricht, nicht die Identität ausdrückt, sondern durch *er* oder *dieser* ersetzt werden könnte, verwirft Wustmann durchaus als eine geschmacklose und schwerfällige Erfindung des „papiernen Stils" (S. 222). Der Gebrauch ist aber sehr alt, in mittelhochdeutscher Dichtung und Prosa ganz gewöhnlich, auch neben einem Hauptwort, wo wir heute *dieser* setzen würden. Luther sagt (I. Mos. II, 3): „Gott segnete den Tag und heiligte ihn,

darum daß er an *demselben* geruht hatte". Bei Goethe lesen wir: „Kleinigkeiten, die er von Mariannen erhalten oder *derselben* geraubt hatte".

Ich könnte noch viele Stellen aus anerkannt sprachkundigen und sorgfältigen Schriftstellern anführen, z. B. aus den Werken des bekannten Germanisten Erdmann, auf den sich Wustmann gern beruft. Daß *er* oder *dieser* kürzer und bequemer sind, verkenne ich nicht, will auch dem übermäßigen Gebrauch von *derselbe,* wofür Wustmann abschreckende Beispiele beibringt, durchaus nicht das Wort reden, aber es ist kein Schade, wenn der Sprache für einen Begriff mehrere Ausdrücke zu Gebote stehen. Auch hier ist zu sagen: Wer das Fürwort *derselbe* in dem angegebenen Sinne gebraucht, befindet sich in bester Gesellschaft. Mit dem Bedeutungswandel von *derselbe* vergleicht sich einigermaßen der des griechischen *αὐτός* in der attischen Sprache.

III. Eine ähnliche willkürliche Beschränkung legt Wustmann der Sprache dadurch auf, daß er das Relativ *welcher* verwirft; er will es überall durch *der* ersetzen (S. 110). Ich will hier nicht die Kraftausdrücke anführen, welche (sit venia verbo) er gegen das unschuldige *welcher* schleudert; „langweilig" ist der gelindeste darunter. Ich gebe zu, daß die ursprüngliche Bedeutung des Fürworts *welcher* nicht die relative ist; aber unzählige Worte haben einen Wandel der Bedeutung im Laufe der Sprachentwicklung erfahren und stehen doch in der neu gewonnenen Bedeutung im Sprachgebrauche unanfechtbar fest. Ich gedenke unten die Geschichte von *welcher* mit dem naturgemäßen Wandel der Bedeutung darzulegen. Ich gebe ferner zu, daß das Relativ *welcher* mehr der Schriftsprache oder der gehobenen Rede angehört, während die alltägliche unbefangene Rede sich des Relativs *der* bedient; aber ich frage auch hier: ist es ein Schade, wenn der Sprache für denselben Begriff mehrere Ausdrücke zu Gebote stehen? Und ist es bedauerlich, wenn sich die Schriftsprache und die gehobene Rede in etwas von der alltäglichen mündlichen unterscheidet? Wer die Anwendung von *welcher* fehlerhaft oder geschmacklos nennt, fällt damit das gleiche Urteil über den Stil unserer klassischen Schriftsteller. In Goethes „Wahrheit und Dichtung" z. B. zählte ich auf den ersten sieben Seiten, abgesehen von *deren* und *dessen*

— die Genitive *welches, welcher* sind ja wenig üblich — 17 Fälle von *der,* 14 von *welcher;* auf den ersten 5 Seiten von Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges steht *welcher* achtmal, *der* ebenso oft. In der Griechischen Geschichte von Curtius, einem Werke von klassisch reinem und edlem Stil, sah ich die zehn ersten Seiten des dritten Bandes durch und fand 42 *welcher,* 16 *der.* Schon diese wenigen Zahlen beweisen, daß Wustmanns verwerfendes Urteil über *welcher* willkürlich ist und auf einer seltsamen Schrulle beruht. Seltsam ist auch seine Behauptung, *welcher* sei in der Poesie „unmöglich", während er selbst eine Reihe von Dichterstellen, aus Goethe, Schiller, Uhland, Hölty anführt, die es aufweisen; er bezeichnet es, wo es doch vorkomme, als „langweiliges Versflicksel", nicht sehr schmeichelhaft für jene Dichter. Es ist auch in Klopstocks Oden nicht selten, z. B. „Die umschattenden kühlen Arme des Walds, welcher die Insel krönt"; „Von allem Kummer, welcher des Sterblichen — Leben nervenlos niederwirft"; „Stolz auf den Lorbeerkranz, welcher vom Fluche des Volkes welkt"; „Der Ruhm dessen, welcher dem Fuß Flügel erfand". Ob es wirklich „Unsinn" und nicht vielmehr zweckmäßig ist, wenn die Grammatiker die lateinischen, griechischen, französischen, englischen Relativa mit *welcher* und nicht mit *der* verdeutschen, ob es „Aberglaube" ist, wenn man meint, durch die Wahl des Relativs *welcher* den Gleichklang in Sätzen wie „Die Straße, auf *der der* Papst zum Lateran zog", vermeiden zu dürfen, das will ich hier nicht erörtern, sondern lieber eine kurze Geschichte des deutschen Relativsatzes hinzufügen.

Dem Mangel eines eigentlichen Relativs ist in den germanischen Sprachen auf verschiedene Weise abgeholfen worden. Im Gotischen tritt die Partikel *ei* an das Demonstrativ *sa, sô, thata* oder an die Personalpronomina *ik, thu* u. s. w. Im Angelsächsischen versieht die Partikel *the* den Dienst des Relativs, der das Demonstrativ *se, seo, that* vorangehen kann. Dieses *the,* alle Casus des Relativs vertretend, ist auch dem Altsächsischen eigen; bisweilen wird ihm hier ein Personalpronomen zugesetzt, z. B. Manegâ wâron *the sia* iro môd gespôn, also *the sia* gleich lateinischem quos. Im Altnordischen wird ähnlich wie dieses *the* die Partikel *er,* später auch *sem* verwendet.

Im Althochdeutschen dient das Demonstativ *der* auch als

Relativ; der Relativsatz ist dadurch kenntlich, daß das Zeitwort am Ende steht. Ueber die Entstehung dieser Satzform geben Erdmanns scharfsinnige „Untersuchungen über die Syntax Otfrids“ Aufschluß; vgl. auch seine Grundzüge der deutschen Syntax § 96 ff. Daneben besteht noch eine andere Art von Relativsätzen, nämlich ohne Pronomen, die sich bis in die Neuzeit erhielt; noch Goethe schreibt: „Gegen Frankfurt liegt ein Ding, heißt Sachsenhausen, s. Grundzüge S. 51. Im Englischen sind solche Relativsätze bekanntlich noch jetzt in häufigem Gebrauch, wenn das Relativ im Accusativ stehen würde, falls es ausgedrückt wäre.

Das Mittelhochdeutsche kennt noch zwei andere Arten relativer Anknüpfung, durch *unde* und durch *sô.* Ueber erstere s. Pauls Mittelhochdeutsche Grammatik (4. Auflage) S. 144; ein Beispiel bietet folgender Satz: *Der leide unde ir ir habet getân* (der Kränkungen, welche ihr ihr zugefügt habt).

Sô als Relativ kann den Nominativ und Accusativ aller drei Geschlechter in der Ein- und Mehrzahl vertreten. Es erscheint schon im 12. Jahrhundert, ist im älteren Neuhochdeutsch sehr häufig und begegnet bisweilen noch heute. S. Grimms Wörterbuch, Band X, Abteilung I, Spalte 1381.

Das jüngste „Surrogat“, wie es Wustmann nennt, für das Relativ ist *welcher.* Im Gotischen lautet das Wort *hvêleiks (hvîleiks)* und steht im Sinne des lateinischen *qualis* in direkter und indirekter Frage, aber auch bisweilen relativ, mit oder ohne *svaleiks (talis),* z. B. II. Tim. III, 11. Wahrscheinlich hatte es auch indefinite Bedeutung (irgend wie beschaffen); es ist wohl Zufall, daß sich hierfür kein Beleg erhalten hat.

Das althochdeutsche *hwelîh* ist Fragwort und Indefinitum; vielleicht — nach Erdmanns Meinung — ist wie bei *hwer* letzteres die ursprüngliche Bedeutung. Von *hwer* wird die Formel *sô hwer sô* gebildet, in der das erste *sô* demonstrativ, das zweite relativ ist: „so jemand wie“, und entsprechend *sô hwelîh sô* (irgend ein so beschaffener wie). Hieraus entstanden im Mittelhochdeutschen *swer* und *swelch,* in dem das erste sô mit dem Indefinitum verschmolz, das zweite gewöhnlich wegfiel (Paul, Mhd. Gramm. S. 142). *Swer* ist substantivisch (lat. *quisquis* oder *quicunque), swelch* ist adjectivisch und streift die qualitative Bedeutung ab; beide Wörter bedeuten also *jeder, der.* Vgl. bei Walther: *Swer verholne sorge trage, der*

gedenke an guotin wîp, und *Swelch schoene wîp mir sage ir habedanc, der lâze ich liljen unde rosen ûz ir wengel schînen.* Im 14. Jahrhundert fällt das anlautende s weg, also *wer (quisquis), welch (quicunque).* So werden *wer* und *welcher,* mit verallgemeinernder Bedeutung, gleich *jeder, der* bei Luther gebraucht, z. B. „Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr"; „Welcher Baum nicht gute Früchte bringet u. s. w". Die fehlende Mehrzahl von *wer* ersetzt *welche:* Welche (*ὅσοι*) der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder". Ein letzter Schritt war der, daß *welcher* auf bestimmte einzelne Gegenstände bezogen ward, wie heute üblich ist: „Der Mann, welcher gestern hier war".

So steht also unser jetziges Relativ *welcher* am Ende einer langen, naturgemäßen Entwicklungsreihe. Seine ursprüngliche Bedeutung als Fragwort und Indefinitum hat es daneben behalten, z. B. „Welches Buch gefällt dir am besten?" „Du hast Nüsse, gib mir welche".

Mit demselben Rechte wie *welcher* müßte Wustmann auch eine Reihe von demselben Stamme gebildeter relativer Adverbia verwerfen, z. B. *wie, wo,* welche ebenfalls ursprünglich fragend oder indefinit waren.

Zum Schlusse verweise ich noch auf das englische *which,* das unserem *welcher* entspricht, aber seine relative Bedeutung früher erlangte, nachdem es denselben Bedeutungswandel durchgemacht hatte. Es bezieht sich übrigens in der älteren Sprache, noch bei Shakspeare, nicht allein auf Sachen, sondern ebenso gut auf Personen. Ich habe nie gehört oder gelesen, daß ein englicher Sprachgelehrter, wie Wustmann gegen *welcher,* dagegen Einspruch getan hätte, obgleich dem Englischen auch das ursprünglich demonstrative *that,* wenn auch mit gewissen Beschränkungen, zu Gebote steht.

IV. Auf S. 99 ff. handelt Wustmann von dem „widerwärtigen Mißbrauch des Imperfekts", einem traurigen Zeichen der zunehmenden Abstumpfung unseres Sprachgefühls". Imperfekta nennt er die einfachen, nicht durch Umschreibung mit *haben* und *sein* gebildeten Formen der Vergangenheit, *ich gab, ich fiel, ich machte.* Hier ist zunächst die Benennung „Imperfektum" zu rügen. Wir haben im Deutschen nur *eine* einfache Form der Vergangenheit, *ich gab, ich fiel, ich machte;* für die un-

vollendete oder dauernde Handlung (Imperfektum) ist keine besondere vorhanden. Perfektum könnte man sie mit mehr Recht nennen, weil sie sprachgeschichtlich dem lateinischen und griechischen Perfektum entspricht; die passende Bezeichnung ist Präteritum. Nach Wustmann ist sie die Zeitform der Erzählung; das mit *haben* oder *sein* umschriebene „Perfekt“ bezeichne dagegen ein Ereignis der Vergangenheit, das mit der Gegenwart in Beziehung stehe, indem es eben erst eingetreten sei oder indem seine Wirkung fortdauere. So gelten ihm als fehlerhaft Zeitungsmeldungen wie „Gestern starb in Heidelberg Professor N. N“, Anzeigen wie „Ich verlegte mein Geschäft in die Schillerstraße“, „In Turin erschien ein merkwürdiges Buch“ u. s. w; hier müsse überall das „Perfekt“ stehen.

Die Sache verhält sich so: In ältester Zeit brauchte das Deutsche für *alle* Arten derVergangenheit das einfache Präteritum. Im 9. Jahrhundert entstanden, vielleicht durch Einfluß des lateinischen (rem cognitam habeo) die umschreibenden Formen, aber neben diesen bestand zu allen Zeiten der Gebrauch des einfachen Präteritums fort. So für das eben erst Vergangene. Soll der Hausfrau verwehrt sein, zu dem Dienstmädchen, das an der Straßenecke geplaudert hat, zu sagen: „Wo warst du denn so lange?“ Muß es durchaus heißen: „Wo bist du so lange gewesen?“ Ist etwa Schiller zu tadeln, wenn er sagt: „Madame sprach ein verständig Wort“ und unmittelbar vorher „Die Königin hat ein kluges Wort geredet“? Eine vergangene Handlung mit dauernder Wirkung liegt vor: „Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh“ (Hölty); „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen was ich leide“ (Goethe). Beide Formen können auch einen scharfen Gegensatz zur Gegenwart ausdrücken: so bei Schiller „Wir waren Troer, Troja hat gestanden“. Weitere Beispiele gibt Erdmann, Grundzüge S. 101. Auch die Stelle des Plusquamperfekts vertritt das Präteritum, namentlich in Nebensätzen der Zeit: Caesar cum in Galliam *venisset,* übersetzen wir „Als C. nach G. kam“.

Das Englische bewahrt, wie in so manchem den altertümlichen Gebrauch des einfachen Präteritums in ausgedehnterem Maße als wir; daß er sich durch dessen Einfluß in neuester

Zeit bei uns mehr ausgebreitet habe, halte ich für unbegründete Annahme Wustmanns, wie überhaupt eine solche Verbreitung nicht erwiesen ist. — Somit wird wohl das Präteritum, welches uns die Vorfahren überlieferten, auch außerhalb der eigentlichen Erzählung bestehen bleiben dürfen, und können wir dasselbe in bisheriger Weise anwenden.

Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß Wustmann in Bezug auf die Inversion nach *und,* auf *derselbe, welcher* und das „Imperfekt" dem Sprachgebrauch willkürliche, in der Geschichte der Sprache nicht begründete Beschränkungen auferlegt. Aber ich wiederhole ausdrücklich, daß ich in den allermeisten Dingen mit ihm übereinstimme und sein großes Verdienst durchaus anerkenne. Mag auch zuweilen an Stelle des von ihm vorgeschriebenen ein anderer Ausdruck berechtigt sein, wer sich nach seinen Weisungen richtet, darf sicher sein nicht unrichtig zu schreiben und zu sprechen, und seine Weisungen werden noch lange nicht genug befolgt. Dies will ich nun an einer Reihe sprachlicher Fehler und Verirrungen des Geschmacks beweisen, die mir im Laufe der letzten Jahre beim Lesen der Zeitungen besonders aufgefallen sind.

I. Zu Wustmann S. 151.

Wir lesen fast in jedem Zeitungsblatte von *stattgefundenen* oder *stattgehabten* Versammlungen und dgl.; dies ist ein grober sprachlicher Fehler. Den ersten Teil dieser Zusammensetzungen bildet der Accusativ des Hauptworts *die Statt; stattfinden* oder *statthaben* bedeuten in der älteren Sprache „Raum oder Gelegenheit finden oder haben, um vor sich zu gehen", jetzt einfach „vor sich gehen"; vgl. „von Statten gehen", „Statt geben". *Gefunden* und *gehabt* sind passive Partizipia, *gefunden* ist, was gefunden worden ist, z. B. „gefundene Sachen", eine „stattgefundene" oder „stattgehabte Versammlung" ist also ebenso falsch, wie wenn man sagen wollte „der den Schlüssel gefundene Knabe", „das die Masern gehabte Kind". In gleicher Weise sind u. a. „*teilnehmen*" und „*standhalten*" gebildet, aber „die an dem Aufruhr teilgenommenen Leute" oder „die wackerstandgehaltene Besatzung" ist Unsinn.

Allerdings werden von alter Zeit her manche passive Participia der Vergangenheit in activem Sinne, mehr oder weniger

adjectivisch gebraucht: *trunken* ist einer, der getrunken hat; wir sagen „ein gelernter Jäger“, „ein *studierter* Mann“, aber nie kann ein Accusativ zu solchen Wörtern treten: wir können nicht sagen „ein das Weidwerk gelernter Jäger“; ebenso falsch sind jene *stattgefunden* und *stattgehabt.*

Beiläufig erwähne ich, daß namentlich in der alten Sprache manche mit *un* zusammengesetzte passive Participia *scheinbar* activen Sinn haben, z. B. „Ungefraget schied von dannen“. So noch bei Schiller „Ungefrühstückt ging ich hin“. Hier liegt eine Art absoluter Participalconstruction vor; „ungefragt“ bedeutet „ohne daß gefragt worden war“. Noch heute sagen wir „ungescheut etwas tun“.

Aehnliche Fehler wie die oben gerügten enthalten Sätze wie „Einige sich eingefundene Personen“, „Die sich auf der Wanderschaft befindlichen Leute“. Vgl. Paul. Mhd. Grammatik § 291, Erdmann, Grundzüge § 133.

II. Zu Wustmann S. 209.

Gegen das Gesetz, daß die Apposition in demselben Casus stehen müsse, wie ihr Bezugswort (der Tod Friedrichs, des großen Königs), scheint es zu verstoßen, wenn geschrieben wird „Am (d. h. an dem) Donnerstag, *den* 4. Juni; Wustmann verlangt „*dem* 4. Juni“, oder in beiden Worten den Accusativ der Zeit, also „Donnerstag den 4. Juni“. Man wendet dagegen ein, „den 4. Juni“ sei nicht als Apposition zu „Am Donnerstag“, sondern als selbständige adverbiale Bestimmung zu fassen, habe sich also nicht nach „Am Donnerstag“ zu richten. Das läßt sich hören; besser aber tut man in jedem Falle zu schreiben „Donnerstag den 4. Juni“. Ich habe auch gelesen „Vom Donnerstag den 4. Juni“; dies ist entschieden falsch.

III. Zu Wustmann S. 37.

Vor kurzem las ich in einer Zeitung: „Nach Meldungen Berl. Blätter“. In unserer Stadt sieht man einen Wagen fahren mit der Inschrift: „Verein Erfurter Wirte“. Hier ist das Genitivverhältnis nicht ausgedrückt, wie es richtig der Fall ist in „Meldung *englischer* Blätter“. Zur Bezeichnung desselben müßte es heißen „Meldungen *von* Berliner Blättern“, „Verein *von* Erfurter Wirten“.

IV. Zu Wustmann S. 41.

Nicht selten begegnet man falschen Genitivformen, wie „Der Quell *allen* Uebels“, „Die Meinung *manchen* Besitzers“,

„Im Anfang jeden Jahres“; es müßte stehen *alles, manches, jedes.*

Unser Sprachgebrauch fordert, daß bei fehlendem Artikel ein vorhandenes Adjectiv die Endungen des Artikels annehme und den Casus kenntlich mache, also „der gute Wein“, aber „guter Wein“ u. s. w. Nun ist allerdings seit dem 17. Jahrhundert eine Abweichung von diesem Gesetze aufgekommen, indem der Genitiv des Masculinums und Neutrums, wenn das dabei stehende Hauptwort die Endung *es* hat, auf *en* ausgeht: *guten Weines* anstatt *gutes Weines.* Luther schreibt noch „Selig sind, die *reines* Herzens sind“, „Sie sind voll *süssen* Weines“. Die Klassiker des 18. Jahrhunderts schwanken; der mit feinem Sprachgefühl begabte Klopstock hat überall die richtige Endung *es:* „Sie sind auch *deutsches* Stamms“, „Da kamest du, Freude, *volles* Maßes auf uns herab“. Goethe hat in der Ausgabe letzter Hand seiner Werke überall die richtigen Formen auf *es* hergestellt (S. Erdmann, Grundzüge § 95). Wir sagen noch heute „gutes Mutes“, „gerades Weges“. Mit Recht dringt Wustmann darauf, daß man, wo es der Sprachgebrauch gestattet, die alten richtigen Formen auf *es* bewahre; bei *all, mancher, jeder* ist dies entschieden der Fall.

V. Zu Wustmann S. 386.

Unter der Ueberschrift „Schwulst“ bespricht Wustmann die vielfach hervortretende Neigung einfacheWörter, namentlich Zeitwörter durch neu gebildete Zusammensetzungen oder durch weitläufige Umschreibungen zu ersetzen. Vorzüglich dem amtlichen Stil sind eigen *verausgaben* und *vereinnahmen,* für *ausgeben* und *einnehmen;* bei *vereinnahmen* ist das Präfix *ver* sinnlos. Auch *beschlagnahmen* ist eine wenig geschmackvolle Bildung, doch durch das Fehlen eines einfachen Wortes zu entschuldigen. Zu unnützen und gesuchten Umschreibungen dienen besonders die Zeitwörter *ziehen* (in Berücksichtigung ziehen), *bringen, kommen, gelangen.* Bauten werden nicht ausgeführt, sondern „gelangen zur Ausführung“, „Die Thomaskirche ist zum Abbruch gelangt“. Hier erwähne ich auch *verzeichnen,* z. B. „Es war ein voller Erfolg zu verzeichnen“, als wenn die Muse der Geschichte mit dem Griffel in der Hand dabei gestanden hätte. Wie ansteckend solche Redensarten sind, bewies mir einst der Aufsatz eines Secundaners, der schrieb: „Eumaios, der göttliche Sauhirt, hatte 360 Schweine zu verzeichnen“.

VI. Zu Wustmann S. 284.

Sehr oft begegnet unlogischer Zusatz von ***können, wollen, dürfen, müssen*** nach Hauptwörtern, welche die Begriffe des Könnens, Dürfens, Wollens, Müssens schon enthalten, wie „die Möglichkeit tun zu können“, „die Erlaubnis tun zu dürfen“, „das Versprechen tun zu wollen“, „die Notwendigkeit tun zu müssen“. In allen diesen Fällen genügt der einfache Infinitiv *zu tun.*

VII. Zu Wustmann S. 291.

Geschickter Aufbau längerer Satzgebilde gehört in allen Sprachen zu den Aufgaben, in deren Lösung sich der Meister des Stils zeigt. In Folge gewisser Eigenheiten unserer Wortstellung sind wir Deutsche dabei in Gefahr in den Fehler der sogenannten „Einschachtelung“ zu verfallen, wie ihn der folgende berühmte amtliche Erlaß aus den Fliegenden Blättern aufweist: „Derjenige, der den Täter, der den Pfahl, der an der Brücke, die an dem Wege, der nach Worms führt, liegt, stand, umgerissen hat, anzeigt, erhält eine Belohnung.“ Wenig übersichtlich ist der folgende, einer Zeitung entnommene Satz: „Im Pariser Palais Bourbon rief am späten Nachmittag am Donnerstag eine von einem Abendblatte veröffentlichte Depesche aus Rom, worin es hieß, der Papst weise die in dem letzten Zirkular des Cultusministers an die Präfekten bezüglich des Nutznießungsrechtes an den Kirchen erteilten Instruktionen als unannehmbar zurück, große Aufregung hervor“. Nicht mustergültig ist auch folgende richterliche Bestimmung des Begriffs Eisenbahn. „Eine Eisenbahn ist ein Unternehmen, gerichtet auf wiederholte Fortbewegung von Personen oder Sachen über nicht ganz unbedeutende Raumstrecken auf metallener Grundlage, welche durch ihre Consistenz, Construction und Glätte den Transport großer Gewichtsmassen, bezw. die Erzielung einer verhältnismäßig bedeutenden Schnelligkeit der Transportbewegung zu ermöglichen bestimmt ist, und durch diese Eigenart in Verbindung mit den außerdem zur Erzeugung der Transportbewegung benutzten Naturkräfte (Dampf, Elektrizität, tierische oder menschliche Muskeltätigkeit, bei geneigter Ebne der Bahn auch schon durch die eigne Schwere der Transportgefäße und deren Ladung u. s. f.) bei dem Betriebe des Unternehmens auf derselben eine verhältnismäßig gewaltige, je nach den Umständen nur in bezweckter

Weise nützliche oder auch Menschenleben vernichtende und die menschliche Gesundheit schädigende Wirkung zu erzeugen fähig ist".

VIII. Zu Wustmann S. 286.

Bildlicher Ausdruck ist unentbehrlich, um die Rede zu schmücken und zu beleben. Aber ein unpassendes, geschmackloses Bild wirkt leicht lächerlich, zumal wenn verschiedene Bilder vermischt werden. Wustmann führt als abschreckendes Beispiel an: „Der Zahn der Zeit, der schon so manche Träne getrocknet hat, wird auch über diesem Schmerze Gras wachsen lassen". Derselbe Fehler liegt vor, wenn gesagt wird, jemand habe seinen Standpunkt fallen lassen. Dem Geschmack des Lesers überlasse ich das Urteil über folgende Vermischung mehrerer Bilder: „Dieser Bär, der das Gepräge müßigen Reportergeschwätzes an der Stirn trägt, wird von der amtlichen W. Zeitung abgeschlachtet". Der „Bär" war bestimmt, „der dürftigen Conjunctur der Sauregurkenzeit auf die Beine zu helfen"; einem Menschen, der sich in einer „Conjunctur" befindet, kann man „auf die Beine helfen", aber einer Conjunctur? Nicht minder gewagt ist folgendes Bild: „Man lenkt das politische Ereignis der Osterreise des Kanzlers in die sanft plätschernden Fluten eines Familienidylls". Seltsam klingt auch folgender Satz: „Kirchliche Feste, um die sich der größte Andrang von Verlobungen zu *krystallisieren* pflegt". Doch de gustibus non est disputandum.

Ich glaube im Anschluß an Wustmann bewiesen zu haben, daß die Verfasser von Schriftstücken, die für die Oeffentlichkeit bestimmt sind, wohl täten, wenn sie auf den sprachlichen Ausdruck größere Aufmerksamkeit verwendeten. Diesen Beweis vervollständige ich durch die folgende Aufzählung zum Teil recht grober sprachlicher Verstöße, die ich mir in den letzten Jahren aus meiner Zeitung angemerkt habe. Möchten die Herren Schriftleiter auch ihren Berichterstattern genau auf die Finger sehen!

Der Täter der in Osterode ermordeten Witwe — Der Hauseinsturz der beiden Häuser — Der grausame Fund einer verstümmelten Leiche — Der Kaiser begab sich in Begleitung des Prinzen und dem Gefolge — Die deutsche Flagge in der

Uebersee (in fernen Meeren oder überseeischen Ländern) — Voraussichtlich wird ein ansehnlicher Gewinn zu erwarten sein — Von tausenden Arbeitern — Ein Gesuch wird vom Gemeinderat gewährleistet (gewährt) — Die Londoner Damen empfinden hohe Sensibilität (d. h. Empfindlichkeit) allen Farbennuancen gegenüber — Ob nicht unruhige Zeiten eintreten werden, ist nicht unwahrscheinlich.

Zur Rechtschreibung.

Die Geschlechtsnamen stehen nicht unter den Gesetzen der Rechtschreibung; derselbe Name erscheint daher in mannigfacher Gestalt, z. B. Schmied, Schmiedt, Schmid, Schmidt, Schmitt, Schulze, Schultze, Scholz. Diese Mannigfaltigkeit ist für die Unterscheidung der Familien und Firmen nützlich. Dagegen unterliegen ohne Zweifel die Taufnamen jenen Gesetzen und dürfen nicht willkürlich behandelt werden; was würde man sagen, wenn man Ludwich, Friedrig, Friz, Frantz, Roosa, Mattilde geschrieben sähe? Somit ist die Schreibung *Rudolph*, *Adolph*, für *Rudolf*, *Adolf* zu verwerfen; beide Namen sind mit *Wolf* zusammengesetzt, und *ph* kommt nur Wörtern zu, die dem Griechischen entstammen, wie *Physik*, *Telegraph*. Auch dem Namen *Alfons* gebührt f; er entstand aus dem altdeutschen *Adalfuns; funs* bedeutete „bereit, willig", d. h. wohl „schlagfertig". Aus dem Nordischen stammt *Gustav;* schwedisch *Gudhstaf*, d. h. „Kampfstab, Held". Das v rührt von der latinisierten Form *Gustavus* her. Manche schreiben daher *Gustaf*, vgl. Weigand, Deutsches Wörterbuch.*)

In keinem Punkte der deutschen Rechtschreibung herrscht wohl größere Unsicherheit, als in Bezug auf die großen und kleinen Anfangsbuchstaben, und dieselbe wird nicht weichen, bevor man sich entschließt alle Hauptwörter mit Ausnahme der Eigennamen klein zu schreiben, wie es bei den Germanisten längst üblich ist. Einstweilen besteht der große Anfangsbuchstabe

*) Beiläufig erwähne ich hier das Wort *Trümmer*. Ich las neulich „von einem schweren Schiffstrümmer getroffen". *Trümmer* gebraucht man am besten nur als Mehrzahl; die Einzahl, jetzt nicht mehr gebräuchlich, lautete *das Trum*.

noch zu Recht. Aber es ist neuerdings üblich geworden, die Genitive der Zeit klein zu schreiben: *morgens, mittags, nachmittags, abends.**) Aber dies darf nicht dazu verführen, diese Wörter, wenn sie nicht adverbial stehen, sondern als wirkliche Hauptwörter mit dem Artikel oder einem andern Attribut verbunden sind, klein zu schreiben, wie ich dies bisweilen gesehen habe: „Im Laufe des heutigen *vormittags*", „Am gestrigen sonnenhellen *nachmittage*", „Am *nachmittage*". Bedenklich ist mir auch *diesertage,* während *heutzutage* allgemein üblich ist.

Die deutsche Sprache erfreut sich in höherem Maße als manche andere neuere Sprachen der Fähigkeit neue Worte durch Ableitung oder Zusammensetzung zu bilden; wir sehen solche Neubildungen, fast möchte ich sagen täglich, entstehen; sie sind freilich nicht immer sprachlich richtig und geschmackvoll. So las ich neulich von der russischen *Schwarzmeerflotte;* diese Bildung ist sprachwidrig, weil wir nicht „das Schwarzmeer" sagen. Da es ein Wort „Ertrinkung" nicht gibt, darf man auch nicht von *Ertrinkungstod* und *Ertrinkungsgefahr* reden. Recht schwerfällig ist auch *Inangriffnahme.* Neulich las ich „Die *Inbetriebnahme* einer neuen *Fernsprechverbindungsleitung*", wofür es doch besser heißen würde: Die Aufnahme des Betriebes einer neuen Fernsprechverbindung oder Fernsprechleitung. Eine überflüssige und unschöne Neubildung ist auch *Dingfestmachung* für Verhaftung oder Festnahme.

Im Anschluß an diese Bemerkungen über Rechtschreibung sei mir gestattet auf die Schreibung der Erfurter Straßennamen zurückzukommen, über welchen Gegenstand ich mehrmals im Erf. Allg. Anz. gehandelt habe, am ausführlichsten 1904 in No. 213 ff. Der Grundsatz, von dem ich ausging und noch ausgehe, bedarf keines Beweises, daß nämlich diese Namen sich in ihrer Schreibung den sonst giltigen Gesetzen zu unterwerfen haben.

Ich habe bei dieser erneuten Besprechung besonders die Namen im Auge, deren erster Teil ein Adjectiv ist. In amtlichen Bekanntmachungen und Zeitungsartikeln begegnen oft

*) Mit *nachts* hat es eine besondere Bewandtnis, da es nicht Genitiv von *Nacht* ist. Vgl. über diesen Gegenstand Wilmanns, Die Orthographie in den Schulen Deutschlands § 147 ff.

Schreibungen wie Die *Weimarischestrasse,* Für die *Langegasse,* Auf der *Langebrücke,* Die Häuser der *Neuestrasse,* Am *Wenigemarkt.* *Gesprochen* werden solche Formen nicht, man wird nie anders hören als In der *Langen* Gasse, Auf der *Langen* Brücke, Am *Wenigen* Markt, und so ist es richtig. Die Adjectiva lang, neu, wenig behalten in diesen Namen ihre Selbständigkeit und ihre Flexion. In wirklichen Zusammensetzungen lauten sie nicht *lange* und *neue,* sondern *lang* und *neu;* vgl. Langfinger, Langholz, Langmut, Neuwerk, Neuerbe. Wir haben in Erfurt noch andere Straßennamen, die ein Adjectiv enthalten; ich habe nie gelesen oder gehört In der Große Arche, In der Breitegasse, In der Kleine Ackerhofsgasse. Es muß also heißen: In der Langen Gasse, Auf der Langen Brücke, Die Häuser der Neuen Straße, Am Wenigen (d. h. kleinen) Markt.

Bedürfte es eines weiteren Nachweises über den zu Recht bestehenden Sprachgebrauch, so würden ihn zahlreiche geographische Namen liefern, deren erster Teil ein Adjectiv ist: Stiller Ozean oder Der Stille Ozean, Der Große und Kleine Belt, Der Große St. Bernhard, Die Jonischen Inseln. Ueberall behält das Adjectiv seine Selbständigkeit und seine Flexion. „Auf der Langebrücke" ist eben so fehlerhaft, wie wenn man sagen und schreiben wollte „In dem Stiller Ozean" oder „In dem Stilleozean", oder „Die Bewohner der Jonische Inseln". Natürlich darf auch *Weimarische Strasse* nicht in *einem* Worte geschrieben werden.

Den eigentlichen Adjectiven stehen die von Ortsnamen abgeleiteten, auf *er* ausgehenden gleich, nur entbehren sie der Flexion*); vgl. Wustmann S. 174. Niemand schreibt *Parisermode* oder Pariser-Mode, *Kulmbacherbier, Frankfurterwürstchen;* sondern *Pariser Mode, Kulmbacher Bier, Tiroler Alpen* usw. Hiernach haben sich natürlich die Straßennamen zu richten. Aber es herrscht in der Schreibung unserer Straßennamen Willkür und Verwirrung, und namentlich drängt sich oft der überflüssige Bindestrich ein. Man findet geschrieben *Rudolstädter Strasse* (so richtig), *Rudolstädterstrasse, Rudolstädter-Strasse.* Von der überall richtig geschriebenen *Arnstädter*

*) Sie waren ursprünglich Pluralgenitive: Pariser Moden = Moden der Pariser.

Strasse zweigt sich die *Melchendorfer-Strasse* ab, unfern der *Leipziger-Strasse* liegt die *Udestedter-Strasse* u. s. w. Neben den erwähnten kommen folgende Namen in Betracht: Belforter, Daberstädter, Hochheimer, Königgrätzer, Magdeburger, Metzer, Mömpelgarder, Mühlhäuser, Nachoder, Nordhäuser, Pfalzburger, Preßburger, Skalitzer, Straßburger Straße; daneben Büßleber und Marbacher Gasse. Daß ein Ort Schmidtstädt nicht mehr vorhanden ist, tut doch wohl nichts zur Sache, ich halte auch hier *Schmidtstädter Strasse* und *Schmidtstädter Ufer* für richtig.

Als wirkliche Composita sind dagegen *Sedanstrasse* und *Wörthstrasse* in *einem* Worte zu schreiben.

Beiläufig sei hier noch folgendes erwähnt: Ich glaube in dem oben erwähnten Aufsatze im Erf. Allgem. Anz. bewiesen zu haben, daß der sonstige feststehende Sprachgebrauch in Namen wie *Wilhelmstrasse, Schillerstrasse* die Schreibung in *einem* Worte ohne Bindestrich verlangt; vgl. *Wilhelmshaven, Ludwigsburg* usw. Wenn abgebrochen und das Wort *Strasse* in eine zweite Zeile gesetzt wird, ist es natürlich klein zu scheiben. So ist denn auch auf einigen neuen Straßenschildern richtig geschrieben: *Lossiusstrasse, Viktoriastrasse, Ludwigstrasse, Lutherstrasse, Melanchthonstrasse,* daneben aber *Viktoria-Strasse, Luther-Strasse* u. s. w. Mag man den von Grimm heftig bekämpften Bindestrich und demgemäß den großen Anfangsbuchstaben von *Strasse* für richtig halten; niemand wird leugnen, daß die Inkonsequenz in der Schreibung seltsam berührt und bei einiger Aufmerksamkeit leicht zu vermeiden war.

Als Schluß dieses Aufsatzes möge der geneigte Leser sich einige Bemerkungen über **Fremdwörter** gefallen lassen.

Wenn zwei Völker in Berührung treten, eines dem andern seine natürlichen und künstlichen Erzeugnisse, seine Ideen mitteilt, so pflegt bei dem empfangenden Teile leicht auch das Fremdwort einzuwandern. So erging es den Römern, als sie die überlegene Kultur der Griechen kennen lernten. Graecia capta ferum victorem cepit et artes intulit agresti Latio, sagt der Dichter, und mit den „Künsten“ drangen zahlreiche griechische Wörter in das Lateinische ein. Von solchen wimmeln

die Lustspiele des Plautus (um 180 v. Chr.). Es ist nun bemerkenswert, wie bei gesteigertem Selbstbewußtsein der Nation und dem nicht unberechtigten Stolze auf die eigne geistige Bildung das Fremdwort zurückgedrängt wird. Hundert Jahre nach Plautus stellt der große Sprachkünstler Cicero den Grundsatz auf, was lateinisch gesagt werden könne, dürfe nicht griechisch gesagt werden; er scheut sich auch nicht vor Neubildungen, um griechische wissenschaftliche Ausdrücke zu ersetzen. Ein heftiger Gegner des Fremdworts war der kluge, viel, aber nicht immer mit Recht geschmähte Kaiser Tiberius; er vermied es sorgfältig in seinen Erlassen und Reden und griff lieber zu einer Umschreibung, als daß er ein griechisches Wort anwendete.

Nicht durch die Berührung mit einer überlegenen Kultur, sondern, so zu sagen, durch Waffengewalt ward den romanischen Sprachen eine sehr große Zahl deutscher und altnordischer Wörter aufgezwungen, als bei der Völkerwanderung Deutsche und Normannen die römischen Provinzen eroberten. Namentlich das Französische ist reich an germanischen Bestandteilen; man schätzt die Zahl deutscher und nordischer Wörter auf ungefähr 1000. Sie haben den romanischen Lautwandel mit durchgemacht, und ihr Ursprung ist selten auf den ersten Blick kenntlich, sie sind vollkommen eingebürgert. Hierfür einige Beispiele: guerre — Wirre, gazon — Wasen, gâteau — Wastel, Name eines Gebäcks, gonfanon — altdeutsch gundfano, balcon — Balken, loge — Laube, heaume — Helm, haubert — Halsberge, beffroi — Bergfried, auberge — Herberge, bourg — Burg, garder — warten, guriér — wehren, maréchal — Marschall, éperon — Sporn, épier und espion — zu spähen, écurie — Scheuer. Zu diesen wenigen, aufs Geradewohl ausgewählten Beispielen bemerke ich, daß die lautliche Verwandtschaft der deutschen und französischen Wörter vielfach erst dann recht sichtbar wird, wenn man auf die altdeutschen und altfranzösischen Formen zurückgeht. Manche dieser Wörter, wie loge und balcon sind in umgeänderter Gestalt ins Deutsche zurückgewandert.

Neben dem alten lateinischen Bestand des Französischen drängten sich im Laufe des Mittelalters und besonders zur Zeit der Renaissance eine weitere große Zahl lateinischer Wörter ein. Sie sind daran kenntlich, daß sie den alten romanischen

Lautwandel nicht durchgemacht haben. Nicht selten stehen eine ältere und eine junge Sproßform eines lateinischen Wortes neben einander: légal — loyal, rigide — raide, direct — droit, impliquer — employer, caser — chez, canicule, race canine — chien, cantatrice — chanter, impératrice — empereur, colliger — cueillir. Ueber die Sucht dem Französischen neue Wörter aus dem Lateinischen zuzuführen spottet der Satiriker Rabelais (um 1530), indem er einen Studenten sagen läßt: „Je viens de Calme, inclyte et célèbre académie de Lutice (Lutetia — Paris). Nous transfretons la Sequane an dilucule et au crépuscule, nous déambulons par les compites de l'urbe u. s. w." Diese neu aus dem Lateinischen aufgenommenen Wörter sind in gewissem Sinne als Fremdwörter anzusehen.

In neuerer Zeit hat das Französische aus dem Deutschen wenig Zufluß erhalten. Aus dem Namen Eulenspiegel entstand espiègle. Ich erwähne noch chope, trinquer, havresac, lansquenet (Landsknecht, ein Kartenspiel), vielleicht vasistas (Guckfenster, was ist das).

Nach dieser Abschweifung auf das Gebiet des Lateinischen und Französischen wende ich mich zum Fremdwort in unserer deutschen Sprache, als dessen Gegner ich mich bekenne. Nach einem kurzen geschichtlichen Rückblick gedenke ich mich auf das Fremdwort im Zeitungsdeutschen zu beschränken, dann mögen zum Schlusse einige Bemerkungen über das Fremdwort auf der Straße folgen.

In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung und des angehenden Mittelalters wurden unsern Vorfahren durch die kriegerische und friedliche Berührung mit Rom und den Romanen zahlreiche neue Natur- und Kunsterzeugnisse, Fertigkeiten und Begriffe zugeführt, die mit ihren lateinischen Namen sich einbürgerten und ein unentbehrlicher Bestandteil unserer Sprache wurden. Einige Beispiele mögen dies beweisen. Ich nenne zuerst das Wort *Kaiser — Caesar.* Kulturpflanzen kamen zu uns aus dem Süden: *Birne — pirum, Pflaume — prunum, Kirsche — cerasum, Pfirsich — malum Persicum.* Wahrscheinlich ist auch *Wein — vinum* ein Fremdwort, ebenso *Rose — rosa, Veilch* jetzt *Veilchen — viola, Kohl — caulis, Lattich — lactuca.* Von dem Einflusse der Römer auf das Bauwesen zeugen *Strasse — strata, Mauer — murus, Wall —*

vallum, Pforte — porta, Fenster — fenestra, Keller — cellarium, Kamin — caminus, daher *Kemnate, Kammer — camera, Kerker — carcer.* Von Hausgeräten erwähne ich *Tisch — discus, Schüssel — scutula, scutila, Becher — biccarium,* von Haustieren *Esel — asinus, Katze — cattus, Pfau — pavo.* Auch *Pferd — paraveredus* ist Fremdwort; es bezeichnete im Mittelalter ein leichtes Reittier, im Gegensatze zu dem Rosse des Kriegers. Von Zeitwörtern nenne ich *dichten — dictare* und *schreiben — scribere.*

Für manche dieser Gegenstände und Tätigkeiten fehlte die deutsche Bezeichnung nicht, ward aber durch die fremde verdrängt: für *Tisch* war gotisch *biuds,* ahd *biot* vorhanden, für *Becher* gotisch *stikls,* ahd stechal; für *Dichter* hatte das Angelsächsische das sinnige *scôp,* verwandt mit unserem *schaffen,* also der Schöpfer, Erfinder, ähnlich dem griechischen *ποιητής.* Für *schreiben* hat das Englische *write,* unser *reissen,* die heimische Bezeichnung bewahrt, vgl. unser *Reissfeder, Grundriss;* die Runen wurden mit einem scharfen Werkzeug in Holz, Stein, Metall eingerissen.

Bei diesen ältesten Einwanderern habe ich absichtlich etwas länger verweilt; wie der Limes, die Porta nigra und andere römische Baureste bilden sie ein Denkmal unserer frühsten Beziehungen zu Rom und der Kulturwelt des Altertums.

Durch die Bekehrung zum Christentum erfolgte ein neuer Zufluß von Fremdwörtern aus dem Lateinischen und durch dessen Vermittlung aus dem Griechischen.

Während der Strom lateinischer Einwanderung eigentlich nie ganz versiegt ist, beginnt mit dem 12. Jahrhundert der der französischen, wenn auch nicht immer in gleicher Stärke zu fließen; zuerst durch die Entstehung des Rittertums und der höfischen Dichtung. Die Gedichte Wolframs enthalten viele französische Wörter, auch kleine Sätze, obgleich er von sich sagt, ein „ungefueger Schampâneis“ (Bauer aus der Champagne) rede besser französisch als er; der eitle Gottfried von Straßburg prunkt mit mannigfachem französischen Flitter. Sehr hübsch schildert Gustav Freytag in den „Brüdern vom deutschen Hause“ die Einwirkung französischer Sitte und Sprache auf die ritterliche Gesellschaft. In das Volk drangen nur wenige

Fremdwörter; mit dem Rittertum selbst sind sie meist verschwunden.

Den größten Umfang nahm die Einwanderung französischer Wörter unter den bekannten staatlichen und literarischen Verhältnissen im 17. und 18. Jahrhundert an. Man erinnere sich an die Mischsprache Friedrichs des Großen. Im 18. Jahrhundert drang das Französische auch in das Familienleben ein, Papa und Mama, nach Grimms Wörterbuch im 16. Jahrhundert, im 18. Onkel, Tante, Cousin, Cousine. In der älteren mittelhochdeutschen Sprache heißt die Schwester des Vaters *base*, die der Mutter *muome*, der Bruder der Mutter *ôheim*, der des Vaters *veter*, während *neve* und *niftel* unserem heutigen Neffe und Nichte, aber auch unserem Vetter und Cousine entsprechen. So ist im Parzival und Titurel Sigune, Tochter der Schoisiane, *niftel* von deren Schwester Herzeloide, aber auch von Parzival, dem Sohne der Herzeloide.

Eine Anzahl von Fremdwörtern hat auch das Italienische am Ausgang des Mittelalters der kaufmännischen Sprache zugeführt, infolge des in Italien zuerst ausgebildeten Bank- und Handelswesens. Auch einige wenige slavische Wörter fanden Eingang, z. B. *Schöps, Peitsche.*

Aus dem Englischen stammen manche in neuster Zeit eingeführte Ausdrücke aus dem Sportwesen; so auch das Wort *Sport* selbst, für welches ein gleichbedeutendes Wort kaum zu finden sein dürfte.

Endlich erwähne ich noch die zahlreichen, meist aus lateinischen und griechischen Wortstämmen mit mehr oder weniger Geschick gebildeten Ausdrücke der Wissenschaft und der Technik, meistenteils allen Sprachen der gebildeten Völker gemeinsam.

Der Widerwille gegen das Fremdwort und der Kampf gegen dasselbe ist nicht neu; kein Geringerer als Karl der Große steht mit seinen deutschen Monatsnamen an der Spitze der Widersacher. Allerdings ist der Kampf nicht immer mit Geschick, nicht ohne Uebertreibung und Geschmacklosigkeit geführt worden. Ich will hier nur des bekannten Verfassers des Robinson und anderer Jugendschriften Campe gedenken, der sich den Spott Schillers und Goethes zuzog; sie rufen ihren Distichen in den Xenien zu: „An der Eridanus (Elbe)

Ufer umgeht mir die furchtbare Waschfrau, welche die Sprache des Teut säubert mit Lauge und Sand."

Mag nun der Spott über Campes oft ungeschickte Verdeutschungen nicht unberechtigt sein*), der Kampf gegen das entbehrliche Fremdwort scheint mir berechtigt, ja geboten. Auch bestreitet meines Wissens niemand, daß das entbehrliche Fremdwort vom Uebel sei und unserer Sprache zur Unzier gereiche. Auch solche Tagesblätter, die in ihren Spalten dem Fremdwort breiten Raum geben, pflegen es rühmend anzuerkennen, wenn etwa eine Behörde versucht in ihrem Bereiche unnütze Fremdwörter auszumerzen. Somit mögen hier einige Bemerkungen über das Fremdwort im Zeitungsdeutschen folgen, wobei ich vorausschicke, daß manche Tagesblätter ein löbliches Bemühen zeigen, Fremdwörter zu meiden; diesen gilt also meine Mahnung nicht. Ich weiß wohl, daß es die Herren Zeitungsschreiber eilig haben, daß ein Fremdwort oft bequem und leicht zur Hand ist; aber bei Aufmerksamkeit und gutem Willen läßt sich fast immer der entsprechende deutsche Ausdruck finden; ich wage zu behaupten, daß, wenn diese beiden Dinge immer vorhanden wären, drei Viertel der in den Zeitungen gebräuchlichen Fremdwörter sofort verschwinden würden.

Zum Beweise meiner Behauptung will ich eine kleine Auswahl solcher in den Zeitungen oft wiederkehrender und leicht ersetzbarer Fremdwörter anführen.

Von Wörtern englischen Ursprungs möchte ich zwar nicht *Sport*, aber *Match, Meeting, starten* als überflüssig bezeichnen, ebenso *Mob* (Pöbel). Unverständlich war mir „eine Partie *Bridge*" und ein *Pool* von Schiffahrtsgesellschaften. Ueberflüssig ist auch Interview, wovon man das schöne Zeitwort *interviewen* gebildet hat.

Als lästige Fremdlinge möchte ich u. a. folgende französische Wörter ausgewiesen sehen: *Affäre, Entente,* mit versiegelten *Ordres, Revirement,* das *Gros* des Kongresses, *Recherchen, Rencontre, Immigration* und *Emigration, Revolte,* ein *Causeur, Intérieur, Milieu, Ensemble* (meines Wissens im Sinne von

*) Campe wollte z. B. *Park* durch *Lustgebüsch, Assemblée* durch *Prachtversammlung, Elegant* — wofür wir jetzt *Stutzer* sagen, durch *Zierling* ersetzen.

Künstlertruppe im Französischen nicht üblich), *Cabaret, Chanson, Echec, Prestige, Courtoisie, Chauffeur; splendid, brillant, turbulent, versiert, dementieren, demissionieren, plazieren, deplaziert, etablieren, arrangieren.*

Die hier aufgeführten Fremdwörter dürften, bei einiger Kenntnis des Französischen, dem Leser verständlich sein. Aber es begegnen auch solche, zu deren Verständnis selbst eine genauere Kenntnis der fremden Sprache nicht ausreicht. So fand ich vor einiger Zeit einen Artikel über das Verhältnis Oesterreichs zu Ungarn mit *Divorçons,* d. h. lösen wir unsere Ehe, überschrieben. Hier gibt wenigstens das Wörterbuch Aufschluß; aber was heißt *Lune rousse, Terreur blanche.* Das auf die deutsch-englische Annäherung eifersüchtige Frankreich ward einer gewissen Marianne verglichen, die mir wenigstens unbekannt ist. Dieselbe Schöne weist nach einem anderen Artikel die Annäherungsversuche des deutschen Michel spröde zurück. Derselben Feder eines übrigens geistreichen Berichterstatters entstammten wohl in einem Aufsatz über die Winzerbewegung in Südfrankreich die *meridionalen* Brauseköpfe und die Menschen des „*Midi*". Wozu solche fremdländische Flitter?

Ich beschränke mich auf diese wenigen Bemerkungen und Beispiele inbezug auf das Fremdwort in der Sprache unserer Zeitungen. Nicht als ob nicht auch auf anderen Gebieten viel aufzuräumen wäre; aber ich schlage den Einfluß, den die Presse auch in dieser Sache ausüben kann, sehr hoch an. Wir haben gelernt uns als Volk zu fühlen und unsere Eigenart hoch zu halten, sollte da nicht die Presse, als berufene Pflegerin des nationalen Gedankens, auch in der Reinhaltung unserer Sprache mit Mahnung und Beispiel vorangehen? Ich schließe mit dem Wunsche, daß dies noch mehr als bisher geschehen möge.

Aber das Fremdwort macht sich auch auf der Straße breit. Seltsamer Weise scheint dabei die Meinung zu herrschen, dasselbe bedeute etwas Vornehmeres und Höheres als der entsprechende deutsche Ausdruck. So bezeichnet das französische Wort *Atelier* jede Werkstatt, die des Schusters, Tischlers ebenso wie die des Malers oder Bildhauers. Aber nachdem der Fremdling die Vogesen überschritten hat, ist er sehr vornehm geworden. Eine Dame vom Stande, die *chic* beweisen, bei einer *Visitentournée* den Neid ihrer Freundinnen erregen oder als *Star* der

Gesellschaft glänzen will, darf ihren Bedarf an *Roben* und *Blusen* nicht einer Werkstatt für feine Frauenkleidung entnehmen; es muß ein *Atelier eleganter Damengarderobe* sein. Hier ist glücklich jeder Anklang an das Deutsche vermieden. Wie gebildet das klingt! Beiläufig sei bemerkt, daß *chic* im Französischen Hauptwort ist; neuerdings werden aber auch *chice* Kleider ausgeboten. Übrigens enthält auch die männliche *Garderobe* zahlreiche Fremdwörter, wie *Jackett, Paletot, Smoking-coat, Frack, Chapeau-claque, Cravatte, Manschette, Serviteur, Chemisette.* Auch der Bedauernswerte, dem ein Zahn oder mehrere verloren gingen, kann nur in einem *Atelier* Ersatz finden. Warum die „Werke" des Malers oder Bildhauers nicht in einer „Werkstatt" entstehen können, sondern nur in einem *Atelier,* ist auch nicht abzusehen.

In den Künsten der *Toilette* marschieren unsere linksrheinischen Nachbarn schon seit langer Zeit „an der Spitze der Zivilisation", so auch im Gebiete der Haar- und Bartpflege. Wolfram von Eschenbach nennt sie spöttisch „hârslihtare", Haarschlichter, Haarglätter. So kann denn die Kunst des Haar- und Bartscheerens nicht in einer Stube geübt werden, sondern nur in einem *Salon,* und der leidigen Fremdwörter Barbier, rasieren, frisieren, Friseur, Pomade u. s. w. werden wir uns schwerlich je wieder entledigen.

Wer etwas auf sich hält, der kehrt auf Reisen nicht leicht in einem einfachen Wirtshause oder Gasthofe ein; es muß ein *Hotel* sein. Er bringt vorher sein Automobil, wenn er eins hat, in einem *Garage* unter. Im *Hotel* kann es nun freilich geschehen, wenn er nicht vornehm auftritt, daß er im *Lift* in die vierte Etage gehoben wird, in jene Gegend, wo, wie ein berühmter Reisender aus Erfahrung sagt, die Teppichvegetation aufhört und bei der Dünne der Höhenluft der Schall der Klingel der Dienerschaft selten vernehmbar ist. In der *Salle à manger präsentiert* dann der *Hotelier* oder der Herr Oberkellner das *Menu* mit *Soupe à la reine, Boeuf à la mode* u. s. w. Auf der *Note* findet später der Gast *Service,* wohl auch *Bougies;* auch der *Portier* streckt seine Hand nicht gern umsonst aus. Doch muß anerkannt werden, daß manche Wirte ein löbliches Bestreben zeigen sich der Fremdwörter zu entledigen.

Wer seinen Durst standesgemäß löschen will, begibt sich nicht in eine Gastwirtschaft oder gar eine Schenke, sondern in ein *Café*, ein *Etablissement* oder ein *Restaurant.* Ist er Mitglied der *Ressource,* so kann ihm auch hier geholfen werden. *Ressource* ist, beiläufig gesagt, eine recht seltsame Bezeichnung für eine geschlossene Gesellschaft und ihren Versammlungsort.

Möchten diese Zeilen ein wenig dazu beitragen, dem Unwesen der Fremdwörter zu steuern!

Erfurt, im Juni 1908.

E. Bernhardt.

Die Verlängerung des Lebens

von

Dr. med. H. Axmann.

Der Wunsch, Ziel und Ende seines Lebens möglichst weit hinaus gerückt zu sehen, beseelt schon den normalen Sinn menschlicher Kindheit. Der Jüngling hält ein langes Leben für ein volles Maß an Genuß und Ehre, selbst der müde Greis am Stabe sagt noch zum letzten Augenblick: verweile!

Mit diesen Wünschen des Einzelnen fallen die Bestrebungen der modernen Hygiene zusammen, durch Verminderung der Gesamtsterblichkeit die durchschnittliche Lebensdauer zu verlängern. Dahin gehört z. B. die Verhütung der Kindersterblichkeit, Bekämpfung der Krankheitserreger überhaupt, Verbesserung der Wohnung und Ernährung, der körperlichen und geistigen Erziehung der Schuljugend, wobei die Verhütung der Schädlichkeiten der Schule nicht zu vergessen sind, sowie die ärztliche Belehrung schon in der Schule, wie man seine Gesundheit erhalten soll. So erreichen wir schließlich eine Kräftigung der Gesamtrasse, und dem Volk wird die Zukunft gehören, welches auf der Bahn dieser Grundsätze nachdrücklich fortschreitet.

Wir wollen hier indessen die Lebensverlängerung des Einzelnen ins Auge fassen und die einer Altersklasse, deren Sterblichkeitsziffer nicht in dem Maße, wie z. B. die der Kinder zurückgegangen ist. Es ist dieses das Alter an der Durchschnittsgrenze des menschlichen Lebens überhaupt, zwischen 30 und 40 Jahren. Hier hat die Sterblichkeit im allgemeinen weniger abgenommen, so daß hier die Individualität zur Erreichung höherer Jahre infrage kommt.

Die Grenze des Lebens dürfte mit hundert Jahren reichlich bemessen sein. Der Psalmist gewährt 70 bis 80 Jahre, der moderne Zeitungsreporter geht kritiklos bis 150 und mehr. Auf das Unsinnige dieser Legenden, ebenso wie auf die Unmög-

lichkeit das Alter der biblischen Patriarchen festzustellen, braucht wohl nicht hingewiesen zu werden. Genau, wie für die Seeschlange im Sommer und für das Lebendigbegrabenwerden, haben die Zeitungsschreiber auch ihren Terminkalender für die allerältesten Leute, deren Rekord sich in neuester Zeit bis etwa 150 Jahre beläuft, während sie immer zu derselben Zeit durch die Spalten der Blätter marschieren, wobei sie natürlich auch noch von Jahr zu Jahr älter werden.

Über diese zweifelhaften Tatsachen wollen wir uns den Kopf nicht zerbrechen, vielmehr die Möglichkeit und die Kunst ins Auge fassen, unsere Jahre hoch zu bringen.

Mit diesem Thema haben sich die Autoren aller Zeiten lebhaft beschäftigt; man vergleiche nur Cicero „de senectute", Hufelands „Makrobiotik", Bacons „Historia Vitae et Mortis", und eine fast ungezählte Literatur anderer bedeutender Männer aller Zeiten. Einer unserer modernsten Gewährsmänner auf diesem Gebiet, zugleich auf persönlichen Erfahrungen fußend, ist Sir Hermann Weber in London, dessen ausführliche, beinahe erschöpfende Untersuchungen ich besonders berücksichtigen möchte.[1])

In einem meiner früheren Vorträge für die Akademie im Jahre 1902 erwähnte ich eine von Peel in Amsterdam, gleichfalls einem bekannten Gesundheitsforscher, aufgefundene Grabschrift eines Trinkers, welcher 120 Jahre alt wurde und nur starb, da der Tod ihn nüchtern übermannte.[2]) Derartige Zufälligkeiten eines bei unzweckmäßiger Lebensweise alt gewordenen Menschen dürfen uns nicht irreführen, wenn sie auch für die Gleichgültigen eine bequeme Ausrede bilden, denn es ist Tatsache, daß nur Mäßigkeit den Menschen gewöhnlicher Konstitution hohem und glücklichem Alter zuführen kann, zumal denjenigen, welcher nicht müßig geht. Für manchen mögen diese Grundsätze solider Lebensregeln unbequem erscheinen; sie glauben, ein kurzes, lustiges Leben den Gebrechen des Alters vorziehen zu müssen. Sie wollen so lange essen und trinken, wie es ihnen schmeckt und es dann bald gut sein lassen, wenn's zu Ende geht. Derartige Antworten bekomme

---

[1]) One means for the prolongation of life, Royal College of Physicians in London, 3. 12. 03.

[2]) Axmann, Giftwirkung des Wassers. 1902.

ich als ärztlicher Mahner oft zu hören, indessen noch niemand, selbst der kränkste Mensch, hat dem Tod noch gern ins Antlitz geschaut, und die wenigen Jahre eines baldigen schmerzhaften Endes sind meist schlimmer als das längste, selbst gebrechliche Alter. Wir wollen durch unsere Kunst aber auch die Last des Alters verhüten und bis zum sanften Einschlummern ein Dasein anstreben, wie es Leuchtenberger, unser geschätzter Mitarbeiter der Akademie, so schön geschildert hat in seinem Vortrag über das Greisenalter: erhaben zurückschauend über den Schwächen vergangener Zeiten, ein kräftiges, glückliches Alter.

Wer diesem Ziel zustrebt, wird anfangs einige Unbequemlichkeiten durch Schulung des Willens in Kauf nehmen müssen. Er muß an vollbesetzter Tafel der Mäßigkeit gehorchen, nicht dem eigenen Triebe, er muß Zeit und Mühe gewinnen zu den gesundheitlichen Übungen des Körpers, sowie zur Entlastung des Geistes.

Hervorragend kommt für die Langlebigkeit zunächst die Erblichkeit infrage, d. h. die Vererbung einer guten Konstitution. Wenn auch hierin in einzelnen langlebigen Familien, die also in erster Linie Aussicht auf lange Lebensdauer haben, gewisse Unterschiede vorkommen, so pflegen doch alle ein starkes Herz und gesunde Blutgefäße zu haben. Dem entsprechen auch die Atmungsorgane, während starke Muskelkraft und der viel gerühmte „gute Magen" durchaus nicht besonders nötig ist. Athleten werden häufig nicht alt, desgleichen verführt ein guter Magen zu mißbräuchlicher Benutzung. Eine leichte Schwächlichkeit pflegt eher eine Art Sicherheitsventil darzustellen. Ebenso ist hohe Intelligenz nicht notwendig. In einer Familie von 11 Kindern, deren Eltern über 90 Jahre alt starben, lebten 9 vernünftig und erreichten 88 Jahre; zwei Trinker unter ihnen wurden nur 60 bis 70 Jahre alt. Die Erblichkeit kann aber auch Neigung zu frühem Tode bedeuten, darum müssen wir, wie Weber sagt: „das Gute aus der Erbschaft unserer Vorfahren benutzen und das Schlechte unschädlich zu machen suchen, da wir nicht ebenso jung zu sterben brauchen". Ja, wir können sogar durch Vererbung und Anpassung, wie bei Tiergattungen auch beim Menschen gewisse erbliche Varietäten, z. B. der Langlebigkeit züchten. Hier

Fremdwörter; mit dem Rittertum selbst sind sie meist verschwunden.

Den größten Umfang nahm die Einwanderung französischer Wörter unter den bekannten staatlichen und literarischen Verhältnissen im 17. und 18. Jahrhundert an. Man erinnere sich an die Mischsprache Friedrichs des Großen. Im 18. Jahrhundert drang das Französische auch in das Familienleben ein, Papa und Mama, nach Grimms Wörterbuch im 16. Jahrhundert, im 18. Onkel, Tante, Cousin, Cousine. In der älteren mittelhochdeutschen Sprache heißt die Schwester des Vaters *base*, die der Mutter *muome*, der Bruder der Mutter *ôheim*, der des Vaters *veter*, während *neve* und *niftel* unserem heutigen Neffe und Nichte, aber auch unserem Vetter und Cousine entsprechen. So ist im Parzival und Titurel Sigune, Tochter der Schoisiane, *niftel* von deren Schwester Herzeloide, aber auch von Parzival, dem Sohne der Herzeloide.

Eine Anzahl von Fremdwörtern hat auch das Italienische am Ausgang des Mittelalters der kaufmännischen Sprache zugeführt, infolge des in Italien zuerst ausgebildeten Bank- und Handelswesens. Auch einige wenige slavische Wörter fanden Eingang, z. B. *Schöps, Peitsche.*

Aus dem Englischen stammen manche in neuster Zeit eingeführte Ausdrücke aus dem Sportwesen; so auch das Wort *Sport* selbst, für welches ein gleichbedeutendes Wort kaum zu finden sein dürfte.

Endlich erwähne ich noch die zahlreichen, meist aus lateinischen und griechischen Wortstämmen mit mehr oder weniger Geschick gebildeten Ausdrücke der Wissenschaft und der Technik, meistenteils allen Sprachen der gebildeten Völker gemeinsam.

Der Widerwille gegen das Fremdwort und der Kampf gegen dasselbe ist nicht neu; kein Geringerer als Karl der Große steht mit seinen deutschen Monatsnamen an der Spitze der Widersacher. Allerdings ist der Kampf nicht immer mit Geschick, nicht ohne Uebertreibung und Geschmacklosigkeit geführt worden. Ich will hier nur des bekannten Verfassers des Robinson und anderer Jugendschriften Campe gedenken, der sich den Spott Schillers und Goethes zuzog; sie rufen ihren Distichen in den Xenien zu: „An der Eridanus (Elbe)

Ufer umgeht mir die furchtbare Waschfrau, welche die Sprache des Teut säubert mit Lauge und Sand.“

Mag nun der Spott über Campes oft ungeschickte Verdeutschungen nicht unberechtigt sein*), der Kampf gegen das entbehrliche Fremdwort scheint mir berechtigt, ja geboten. Auch bestreitet meines Wissens niemand, daß das entbehrliche Fremdwort vom Uebel sei und unserer Sprache zur Unzier gereiche. Auch solche Tagesblätter, die in ihren Spalten dem Fremdwort breiten Raum geben, pflegen es rühmend anzuerkennen, wenn etwa eine Behörde versucht in ihrem Bereiche unnütze Fremdwörter auszumerzen. Somit mögen hier einige Bemerkungen über das Fremdwort im Zeitungsdeutschen folgen, wobei ich vorausschicke, daß manche Tagesblätter ein löbliches Bemühen zeigen, Fremdwörter zu meiden; diesen gilt also meine Mahnung nicht. Ich weiß wohl, daß es die Herren Zeitungsschreiber eilig haben, daß ein Fremdwort oft bequem und leicht zur Hand ist; aber bei Aufmerksamkeit und gutem Willen läßt sich fast immer der entsprechende deutsche Ausdruck finden; ich wage zu behaupten, daß, wenn diese beiden Dinge immer vorhanden wären, drei Viertel der in den Zeitungen gebräuchlichen Fremdwörter sofort verschwinden würden.

Zum Beweise meiner Behauptung will ich eine kleine Auswahl solcher in den Zeitungen oft wiederkehrender und leicht ersetzbarer Fremdwörter anführen.

Von Wörtern englischen Ursprungs möchte ich zwar nicht *Sport,* aber *Match, Meeting, starten* als überflüssig bezeichnen, ebenso *Mob* (Pöbel). Unverständlich war mir „eine Partie *Bridge*“ und ein *Pool* von Schiffahrtsgesellschaften. Ueberflüssig ist auch Interview, wovon man das schöne Zeitwort *interviewen* gebildet hat.

Als lästige Fremdlinge möchte ich u. a. folgende französische Wörter ausgewiesen sehen: *Affäre, Entente,* mit versiegelten *Ordres, Revirement,* das *Gros* des Kongresses, *Recherchen, Rencontre, Immigration* und *Emigration, Revolte,* ein *Causeur, Intérieur, Milieu, Ensemble* (meines Wissens im Sinne von

*) Campe wollte z. B. *Park* durch *Lustgebüsch, Assemblée* durch *Prachtversammlung, Elegant* — wofür wir jetzt *Stutzer* sagen, durch *Zierling* ersetzen.

Künstlertruppe im Französischen nicht üblich), *Cabaret, Chanson, Echec, Prestige, Courtoisie, Chauffeur; splendid, brillant, turbulent, versiert, dementieren, demissionieren, plazieren, deplaziert, etablieren, arrangieren.*

Die hier aufgeführten Fremdwörter dürften, bei einiger Kenntnis des Französischen, dem Leser verständlich sein. Aber es begegnen auch solche, zu deren Verständnis selbst eine genauere Kenntnis der fremden Sprache nicht ausreicht. So fand ich vor einiger Zeit einen Artikel über das Verhältnis Oesterreichs zu Ungarn mit *Divorçons*, d. h. lösen wir unsere Ehe, überschrieben. Hier gibt wenigstens das Wörterbuch Aufschluß; aber was heißt *Lune rousse, Terreur blanche.* Das auf die deutsch-englische Annäherung eifersüchtige Frankreich ward einer gewissen Marianne verglichen, die mir wenigstens unbekannt ist. Dieselbe Schöne weist nach einem anderen Artikel die Annäherungsversuche des deutschen Michel spröde zurück. Derselben Feder eines übrigens geistreichen Berichterstatters entstammten wohl in einem Aufsatz über die Winzerbewegung in Südfrankreich die *meridionalen* Brauseköpfe und die Menschen des „*Midi*". Wozu solche fremdländische Flitter?

Ich beschränke mich auf diese wenigen Bemerkungen und Beispiele inbezug auf das Fremdwort in der Sprache unserer Zeitungen. Nicht als ob nicht auch auf anderen Gebieten viel aufzuräumen wäre; aber ich schlage den Einfluß, den die Presse auch in dieser Sache ausüben kann, sehr hoch an. Wir haben gelernt uns als Volk zu fühlen und unsere Eigenart hoch zu halten, sollte da nicht die Presse, als berufene Pflegerin des nationalen Gedankens, auch in der Reinhaltung unserer Sprache mit Mahnung und Beispiel vorangehen? Ich schließe mit dem Wunsche, daß dies noch mehr als bisher geschehen möge.

Aber das Fremdwort macht sich auch auf der Straße breit. Seltsamer Weise scheint dabei die Meinung zu herrschen, dasselbe bedeute etwas Vornehmeres und Höheres als der entsprechende deutsche Ausdruck. So bezeichnet das französische Wort *Atelier* jede Werkstatt, die des Schusters, Tischlers ebenso wie die des Malers oder Bildhauers. Aber nachdem der Fremdling die Vogesen überschritten hat, ist er sehr vornehm geworden. Eine Dame vom Stande, die *chic* beweisen, bei einer *Visitentournée* den Neid ihrer Freundinnen erregen oder als *Star* der

Gesellschaft glänzen will, darf ihren Bedarf an *Roben* und *Blusen* nicht einer Werkstatt für feine Frauenkleidung entnehmen; es muß ein *Atelier eleganter Damengarderobe* sein. Hier ist glücklich jeder Anklang an das Deutsche vermieden. Wie gebildet das klingt! Beiläufig sei bemerkt, daß *chic* im Französischen Hauptwort ist; neuerdings werden aber auch *chice* Kleider ausgeboten. Übrigens enthält auch die männliche *Garderobe* zahlreiche Fremdwörter, wie *Jackett, Paletot, Smoking-coat, Frack, Chapeau-claque, Cravatte, Manschette, Serviteur, Chemisette.* Auch der Bedauernswerte, dem ein Zahn oder mehrere verloren gingen, kann nur in einem *Atelier* Ersatz finden. Warum die „Werke“ des Malers oder Bildhauers nicht in einer „Werkstatt“ entstehen können, sondern nur in einem *Atelier,* ist auch nicht abzusehen.

In den Künsten der *Toilette* marschieren unsere linksrheinischen Nachbarn schon seit langer Zeit „an der Spitze der Zivilisation“, so auch im Gebiete der Haar- und Bartpflege. Wolfram von Eschenbach nennt sie spöttisch „hârslihtare“, Haarschlichter, Haarglätter. So kann denn die Kunst des Haar- und Bartscheerens nicht in einer Stube geübt werden, sondern nur in einem *Salon,* und der leidigen Fremdwörter Barbier, rasieren, frisieren, Friseur, Pomade u. s. w. werden wir uns schwerlich je wieder entledigen.

Wer etwas auf sich hält, der kehrt auf Reisen nicht leicht in einem einfachen Wirtshause oder Gasthofe ein; es muß ein *Hotel* sein. Er bringt vorher sein Automobil, wenn er eins hat, in einem *Garage* unter. Im *Hotel* kann es nun freilich geschehen, wenn er nicht vornehm auftritt, daß er im *Lift* in die vierte Etage gehoben wird, in jene Gegend, wo, wie ein berühmter Reisender aus Erfahrung sagt, die Teppichvegetation aufhört und bei der Dünne der Höhenluft der Schall der Klingel der Dienerschaft selten vernehmbar ist. In der *Salle à manger präsentiert* dann der *Hotelier* oder der Herr Oberkellner das *Menu* mit *Soupe à la reine, Boeuf à la mode* u. s. w. Auf der *Note* findet später der Gast *Service,* wohl auch *Bougies;* auch der *Portier* streckt seine Hand nicht gern umsonst aus. Doch muß anerkannt werden, daß manche Wirte ein löbliches Bestreben zeigen sich der Fremdwörter zu entledigen.

Künstlertruppe im Französischen nicht üblich), *Cabaret, Chanson, Echec, Prestige, Courtoisie, Chauffeur; splendid, brillant, turbulent, versiert, dementieren, demissionieren, plazieren, deplaziert, etablieren, arrangieren.*

Die hier aufgeführten Fremdwörter dürften, bei einiger Kenntnis des Französischen, dem Leser verständlich sein. Aber es begegnen auch solche, zu deren Verständnis selbst eine genauere Kenntnis der fremden Sprache nicht ausreicht. So fand ich vor einiger Zeit einen Artikel über das Verhältnis Oesterreichs zu Ungarn mit *Divorçons,* d. h. lösen wir unsere Ehe, überschrieben. Hier gibt wenigstens das Wörterbuch Aufschluß; aber was heißt *Lune rousse, Terreur blanche.* Das auf die deutsch-englische Annäherung eifersüchtige Frankreich ward einer gewissen Marianne verglichen, die mir wenigstens unbekannt ist. Dieselbe Schöne weist nach einem anderen Artikel die Annäherungsversuche des deutschen Michel spröde zurück. Derselben Feder eines übrigens geistreichen Berichterstatters entstammten wohl in einem Aufsatz über die Winzerbewegung in Südfrankreich die *meridionalen* Brauseköpfe und die Menschen des „*Midi*". Wozu solche fremdländische Flitter?

Ich beschränke mich auf diese wenigen Bemerkungen und Beispiele inbezug auf das Fremdwort in der Sprache unserer Zeitungen. Nicht als ob nicht auch auf anderen Gebieten viel aufzuräumen wäre; aber ich schlage den Einfluß, den die Presse auch in dieser Sache ausüben kann, sehr hoch an. Wir haben gelernt uns als Volk zu fühlen und unsere Eigenart hoch zu halten, sollte da nicht die Presse, als berufene Pflegerin des nationalen Gedankens, auch in der Reinhaltung unserer Sprache mit Mahnung und Beispiel vorangehen? Ich schließe mit dem Wunsche, daß dies noch mehr als bisher geschehen möge.

Aber das Fremdwort macht sich auch auf der Straße breit. Seltsamer Weise scheint dabei die Meinung zu herrschen, dasselbe bedeute etwas Vornehmeres und Höheres als der entsprechende deutsche Ausdruck. So bezeichnet das französische Wort *Atelier* jede Werkstatt, die des Schusters, Tischlers ebenso wie die des Malers oder Bildhauers. Aber nachdem der Fremdling die Vogesen überschritten hat, ist er sehr vornehm geworden. Eine Dame vom Stande, die *chic* beweisen, bei einer *Visitentournée* den Neid ihrer Freundinnen erregen oder als *Star* der

Gesellschaft glänzen will, darf ihren Bedarf an *Roben* und *Blusen* nicht einer Werkstatt für feine Frauenkleidung entnehmen; es muß ein *Atelier eleganter Damengarderobe* sein. Hier ist glücklich jeder Anklang an das Deutsche vermieden. Wie gebildet das klingt! Beiläufig sei bemerkt, daß *chic* im Französischen Hauptwort ist; neuerdings werden aber auch *chice* Kleider ausgeboten. Übrigens enthält auch die männliche *Garderobe* zahlreiche Fremdwörter, wie *Jackett, Paletot, Smoking-coat, Frack, Chapeau-claque, Cravatte, Manschette, Serviteur, Chemisette.* Auch der Bedauernswerte, dem ein Zahn oder mehrere verloren gingen, kann nur in einem *Atelier* Ersatz finden. Warum die „Werke" des Malers oder Bildhauers nicht in einer „Werkstatt" entstehen können, sondern nur in einem *Atelier,* ist auch nicht abzusehen.

In den Künsten der *Toilette* marschieren unsere linksrheinischen Nachbarn schon seit langer Zeit „an der Spitze der Zivilisation", so auch im Gebiete der Haar- und Bartpflege. Wolfram von Eschenbach nennt sie spöttisch „hârslihtare", Haarschlichter, Haarglätter. So kann denn die Kunst des Haar- und Bartscheerens nicht in einer Stube geübt werden, sondern nur in einem *Salon,* und der leidigen Fremdwörter Barbier, rasieren, frisieren, Friseur, Pomade u. s. w. werden wir uns schwerlich je wieder entledigen.

Wer etwas auf sich hält, der kehrt auf Reisen nicht leicht in einem einfachen Wirtshause oder Gasthofe ein; es muß ein *Hotel* sein. Er bringt vorher sein Automobil, wenn er eins hat, in einem *Garage* unter. Im *Hotel* kann es nun freilich geschehen, wenn er nicht vornehm auftritt, daß er im *Lift* in die vierte Etage gehoben wird, in jene Gegend, wo, wie ein berühmter Reisender aus Erfahrung sagt, die Teppichvegetation aufhört und bei der Dünne der Höhenluft der Schall der Klingel der Dienerschaft selten vernehmbar ist. In der *Salle à manger präsentiert* dann der *Hotelier* oder der Herr Oberkellner das *Menu* mit *Soupe à la reine, Boeuf à la mode* u. s. w. Auf der *Note* findet später der Gast *Service,* wohl auch *Bougies;* auch der *Portier* streckt seine Hand nicht gern umsonst aus. Doch muß anerkannt werden, daß manche Wirte ein löbliches Bestreben zeigen sich der Fremdwörter zu entledigen.

bei milder Witterung beim Schließen der Fenster noch ein Paar tiefe Luftschlucke wohl angebracht.

Zu welchen Folgen Verzärtelung führen kann, beweist ein Patient, welcher sich schließlich so verwöhnte, daß er sich nur auf vorgewärmten Stühlen und Polstern zu setzen pflegte. Als er eines Tages gegen seine Gewohnheit auf einem kalten Sofa Platz nahm, erkältete er sich derartig, daß er eine Lungenentzündung bekam, an der er auch starb. Fast täglich sehe ich an meinem Fenster ein paar ältere Damen vorüberwandern, selbst bei milder Witterung noch in dicke Hüllen eingepackt, vielfach mit vorgehaltenem Regenschirme gegen die mildesten Sommerlüfte, obwohl ich weiß, daß ihnen gar nichts wesentliches fehlt. Einer andern Patientin hing trotz aller Ermahnungen die besorgte Tochter noch bei 25° Lufttemperatur beim Ausgehen ein Umschlagetuch um. Diese Dame wird dann fortgesetzt von ihren ängstlichen Angehörigen von einem milden Mineralbad ins andere geführt; die Lungenentzündung hat sie auch schon weg gehabt; gelingt es aber einmal sie in die Berge zu bringen, so wird sie systematisch vor der schönsten Luft gehütet bis zur Erfolglosigkeit ihrer Kur, um sich dann zu Hause erst recht zu erkälten.

Von einer Seite sind auch allgemeine Spannungsübungen der Muskulatur empfohlen, indem alle Muskeln des Körpers in aufrechter Stellung einige Minuten in Kontraktion gehalten werden, ähnlich wie beim Stillstehen der Soldaten; diese Haltung soll den Blutdruck herabsetzen und, während der Dauer einer Minute geübt, 20% der Lymphflüssigkeit zur Aufsaugung bringen. Eine scheinbar rein disziplinare Uebung unseres Militärs hat demnach auch eine wohlerkennbare gymnastische Bedeutung.

Haben wir im vorstehenden der Pflege der Atmungs- und Zirkulationsorgane gedacht, so dürfen wir nunmehr auch die des Ernährungssystemes nicht vernachlässigen. Hier läßt sich im allgemeinen nur der Grundsatz der Mäßigkeit aufstellen, da die Arten der Nahrungsmittel zu verschieden, desgl. ihre Bekömmlichkeit für den Einzelnen. Es ist bekannt, wie manche Leute eine persönliche Abneigung, Idiosynkrasie, gegen Hummer, Erdbeeren usw. haben, so daß sie Hautausschläge und Fieber vom Genuß bekommen. Auch wechseln die Lebens-

perioden mit der Verträglichkeit gewisser Speisen, so daß jemand in der Jugend seinem Magen manches bieten konnte, was im Alter nicht mehr geht und umgekehrt. Man wird also in erster Linie das Quantum zu beachten haben; und da ist eben gerade bezüglich der nahrhaftesten Lebensmittel, wie Fleisch, Eier, Hülsenfrüchte eine besondere Beschränkung angezeigt.

Der Begriff der Mäßigkeit konzentriert sich vielfach nur auf den Alkoholgenuß, und viele denken, wenn sie nur diesen meiden, daß sie ungestraft jedes sättigende Quantum überreicher Nahrung genießen dürfen, was natürlich ebenso falsch und zu Arteriensklerose, Gicht, Herzerweiterung, Leberleiden etc. führt. Es kann somit übermäßiger Fleischgenuß durch Erkrankung der Ernährungsgefäße Unterernährung, Verhungerung der Gewebe erzeugen, während die Hungerkost, wie sie vom Arzt in Kurorten verordnet wird, die Ernährung hebt. Die meisten Menschen sind Gewohnheitsesser und haben keine Ahnung, wie wenig in Wirklichkeit der menschliche Körper Nahrung braucht. Ich habe Leute gekannt, die ihren Teller, wenn er einmal mit irgendwelchen Speisen mehr oder weniger vollgeladen war, gewohnheitsmäßig leer aßen mit oder ohne Appetit. Das waren phlegmatische, dicke und träge Menschen, häufig weiblichen Geschlechtes, welche nebenbei den Kaffeeschlachten nicht abgeneigt waren. Man hat festgestellt, daß von einer bestimmten Anzahl Menschen, welche über 80 Jahre alt wurden, nur 5% starke Fleischesser waren. Nach einer anderen Untersuchung aßen und tranken von einigen 80 Personen, welche 86 bis 100 Jahre alt wurden, nur 6 reichlich, viele auffallend wenig; einige lebten fast nur von grünen Gemüsen, Kohlehydraten mit Milch, Käse, Butter, gelegentlich Eiern, Fleisch, Fisch oder Geflügel. Hierbei sei nochmals auf das vorzügliche Nährmittel der Milch, als Ersatz fleischlicher Nahrung hingewiesen, ohne deren Reizwirkung auf Nieren und Leber zu besitzen. Darum ist eine gute, einwandfreie Milchversorgung der Städte so wichtig; leider sind wir hier noch weit entfernt davon, was aber auch an den niedrigen Preisen liegt, mit denen man die wirklich gute Milch bewerten will.

Um konsequent zu sein, mußte man hier auf den Vegetarismus kommen, welcher aber als Prinzip zu verwerfen ist,

weil auch er zu einseitiger Ernährung führt und die Vegetarianer meist zu viel essen, um den geringeren Nährwert auszugleichen, da der Mensch einmal weder Pferd noch Kaninchen ist. Es ist darum nötig, dem einzelnen das auszusuchen, was erweislich in gemischter, mäßiger Kost ihm zuträglich ist. Deswegen braucht man noch nicht so ängstlich zu sein, wie jener Mann, natürlich ein Lord, der beim Essen auf einer Wage, deren Schale mit einem bestimmten Gegengewicht belastet war, Platz nahm. Sowie sich die Wage mit ihm senkte, legte er Messer und Gabel weg in der Überzeugung, genau sein Quantum eingehalten zu haben.

Tatsache ist jedenfalls, daß rechtzeitig eingeschränkter Fleischgenuß und mehr Bewegung in frischer Luft noch viele Jahre des Lebens schaffen können, welche sonst verloren sind, denn da im Alter die Tätigkeit abnimmt, muß überhaupt weniger Nahrung genommen werden, wenn nicht das Individuum leiden soll.

Die Gewichtsabnahme im Alter darf uns nicht zum Gegenteil verleiden, es ist das vielmehr ein natürlicher Vorgang, während Korpulenz nicht erwünscht ist. Corpora sicca durant, sagten die Alten.

Was die sogenannten Gewürze anlangt, so dürfen dieselben, selbst Kochsalz nur in geringen Mengen der Nahrung zugesetzt werden, und selbst das Trinkwasser muß frei von größeren Mengen an Salzen sein.

Die Art und Weise des Genießens ist natürlich auch nicht gleichgültig.

Es gibt Menschen, welche dafür die eigenartigsten Vorbedingungen stellen, welche freilich subjektiver Natur sein können. Manche müssen im Bett essen, wenigstens das erste Frühstück im Bett genießen, andere nach den Mahlzeiten ruhen. Manche wollen wieder beim Essen nicht gestört sein. Bekannt sind die nervösen Verdauungsstörungen, wo die Verdauungsmöglichkeit für alles vorhanden ist und trotzdem über Unbekömmlichkeit geklagt wird.

Selbstverständlich darf nichts verschluckt werden, bevor es nicht gründlich gekaut und mit Speichel vermengt ist, doch auch flüssige und halbflüssige Nahrungsmittel müssen schluckweise langsam eingenommen und nicht hinuntergegossen

werden. Wir erkennen, wie schädlich doch die Trinksitten unserer kommersierenden Jugend und der späteren, besseren Geselligkeit sind. Vor allem hat gründliches Kauen den Vorzug der Verminderung von Gasentwicklung im Magen und Darm, sowie die bessere Ausnutzung relativ geringerer Nahrungsmengen ohne große Rückstände. Zu diesem Zweck muß man natürlich auf ein gutes Gebiß halten. Eine sorgfältige Zahnpflege müßte von Kindheit an Platz greifen und in den Schulen gelehrt, sowie für jeden Menschen eine regelmäßige, zahnärztliche Revision angestrebt werden. Im Notfall müssen künstliche Gebisse auf öffentliche Kosten beschafft werden. Daß die Nahrung gut und leicht verdaulich gekocht, sowie schmackhaft auch ein Genußmittel sei, ist natürlich. Durch die Empfindung des Genusses wird reflektorisch die Absonderung der Verdauungssäfte angeregt, daher pflegen Speisen, welche man gern ißt, auch am besten zu bekommen. Hierbei dürfen natürlich auch keine Übertreibungen und Verweichlichungen in gastronomischer Hinsicht vorkommen, sondern der Durchschnitt muß ungefähr der sein, was man Hausmannskost nennt. Über die zu dieser nötige Kostordnung lassen sich auf Grund unserer physiologischen Kenntnisse sehr wohl die einzelnen Nahrungsstoffe berechnen, welche den Haushalt des einzelnen, entsprechend seiner täglichen Leistung, ausmachen, indessen das gehört in die Sprechstunde des Arztes, weil es hier zu weit führen würde.

Besonders bei Menschen mit Zehrkrankheiten, bei Kindern im Entwicklungsstadium, bei leichter Bekleidung, in kühler Witterung sind Abänderungen geboten; so viel sollte aber immer bedacht werden, daß Leute über 45 oder 50 Jahre mit etwa $^3/_4$ der Durchschnittsration zufrieden sein sollen, und nach 70 Jahren mit noch weniger.

Auch die Verteilung der Nahrungsmenge auf den ganzen Tag ist nicht gleichgültig. Man kann im allgemeinen sagen, daß kräftige Personen mehr auf einmal und seltener genießen können, während schwächliche, nervöse 4 und 5 Mahlzeiten halten sollten, wobei aber eine bestimmte Zeitordnung unbedingt nötig ist.

Es hat eine Zeit gegeben, wo man auch den Alkohol zu den Nahrungsmitteln rechnete. Augenblicklich sind wir

darüber hinaus und nehmen mit Recht an, daß der Alkohol, in größeren Mengen genossen, ein Gift ist, welches für gesunde Menschen durchaus unnötig, Leber-, Nieren-, Gehirn- und Gefäßkrankheiten erzeugt, um so das Leben des einzelnen, als auch seiner Familie zu verkürzen. Das wissen die Versicherungsgesellschaften sehr genau, denen die Abstinenten eine bessere Dividende bedeuten. Besonders aber stört der Alkohol die Entwicklungsperiode des Körpers, er reizt und erzeugt Gewohnheit vermehrten, späteren Genusses. Manchmal besitzen die alkoholischen Getränke noch andere der Ernährung unzuträgliche Stoffe, wie viel Zucker, Stärke, Eiweiß, Salze im Übermaße, wie bisweilen Bier, darum würde als Alkohol ein solider Kognak annehmbarer sein. Das sogenannte Münchener Bierherz ist ja bekannt genug. Der Alkohol in reiner Form ist lediglich ein Reiz- und Sparmittel für den krankhaft geschwächten Körper, sofern er mit „Mäßigkeit" genossen wird. Es ist darum auch nicht richtig, den Wein als die Milch der Greise zu bezeichnen, denn der Alkohol setzt die Widerstandskraft des Körpers gegen Erkältungen herab und schmälert direkt die Neubildung der Zellen.

Nun kommt hierzu der Begriff der „Mäßigkeit", welcher sehr viel Unheil anrichtet. Unter „Mithridatismus" versteht man jetzt eine wissenschaftliche Bezeichnung für Angewöhnung an steigende Dosen eines Arzneistoffes, Giftes u. dgl. Viele Menschen glauben daher, wenn sie keine direkten alkoholischen Wirkungen spüren, daß sie mäßig sind; darunter werden manchmal mehrere Flaschen Wein und Liter Bier täglich verstanden. Diese sogenannte dauernde Mäßigkeit untergräbt sicher das körperliche Wohlsein, nicht weniger das geistige, denn es ist töricht zu glauben, daß der Alkohol das Denken erleichtere, während er die Gedanken kontrollierende Kraft des Gehirns lähmt. — Wenn wir auch oben den Wein nicht als Milch des Alters gelten lassen wollten, so spielt doch hier die leidige Gewohnheit früherer Jahre eine Rolle, und der Arzt würde einen Fehler begehen, solchen Klienten ohne weiteres das gewohnte Gift ganz zu entziehen, sondern er muß dasselbe allmählich zu vermindern suchen. Wird aber der Alkoholgenuß im allgemeinen auch noch mit großen Mengen Flüssigkeit verbunden, so verdoppeln sich die Herz und andere Organe schädigenden Vorgänge.

Von den sonst noch bekannten Genußmitteln, wie

Thee, Kaffee, Kakao und Tabak, dürfte wohl der Thee, wenn man nicht mehr wie 4—6 Gramm täglich genießt und ihn nicht lange ziehen läßt, am harmlosesten sein, zumal er auch die geistigen und moralischen Eigenschaften des Menschen nicht schädigt, wie der Alkohol. Schädlicher erscheint der Kaffee, den man darum nicht stark, jedenfalls nicht nach dem Essen trinken soll, weil er die Magenverdauung verlangsamt. Meist schadet aber noch mehr das Stillsitzen und viele Süßigkeiten essen beim Kaffee. Kakao ist mehr als Nahrungsmittel anzusehen, indessen sein Nährwert viel geringer, als meist geglaubt wird; nur der, manchem Menschen nicht immer bekömmliche Fettgehalt, sowie die Zusätze von Zucker (als Schokolade) sowie Milch bei der Zubereitung machen den wirklichen Nährstoff aus.

Tabak ist in den verschiedensten Formen eine Art Anästhetikum, ein nervenberuhigendes und abstumpfendes Mittel und in größerer Menge den meisten Menschen schädlich; im allgemeinen ein überflüssiges Genußmittel, welches in den Entwicklungsjahren durchaus zu vermeiden ist.

Auf die Sorge für regelmäßige Verdauungs-Vorgänge brauche ich hier wohl nur insofern einzugehen, als diese selbstverständlich nur im Notfall durch künstliche Mittel, sonst aber stets durch zweckmäßige Nahrungsauswahl, Körperbewegung und Gymnastik zu erzielen sind; Übertreibungen sind aber auch hier zu vermeiden.

Ganz die gleichen Vorgänge wie bei den erwähnten Organen gelten nun auch für das Nervensystem. Richtige Ernährung und Übung erhalten gleicherweise seine Zellen, Mäßigkeit im Essen und Trinken beugt einer Entartung der Gehirngefäße, welche zu Apoplexie, Paralyse etc. führen kann, vor. Sofern wir also von gesunden Eltern abstammen, haben wir keinen Grund uns über frühzeitige Abnutzung der Nerven zu beklagen. Auch die jetzt so sehr beliebte Neurasthenie, Nervenschwäche, ist eine Willensfrage.

Nicht minder ist das nervöse Zentralorgan, das Gehirn, der Stärkung durch geistige, wie körperliche Übung und entsprechende Mäßigkeit unterworfen. Jede überlegte körperliche Bewegung hat das Gehirn zum Ursprung, bedeutet eine Anregung zur Ernährung der Gehirnzellen, wie jeder Denkakt

überhaupt. Frühzeitiger Verfall der höheren Gehirnfunktionen findet sich häufig bei Männern, die zeitig aus ihrer Tätigkeit scheiden; solche sind junge Rentiers, pensionierte Beamte und Offiziere, welche leider mit der gewohnten beendeten Tätigkeit auch andere, ihnen sonst heilsame Tätigkeiten aufgeben, zu welchen sie nicht mehr gezwungen sind. Die Bequemlichkeit verleitet sie zu übermäßigem Ruhen und körperlichen Genüssen. Wenn sich aber solche Leute dann ausgiebig mit Kunst, Literatur, Geschichte, Landwirtschaft, Reisen, Gemeinnützigkeit und dgl. beschäftigen oder sich irgend ein Steckenpferd zulegen, wenn ihnen die Liebhaberei das Wissen ersetzen muß, z. B. das Sammeln von Merkwürdigkeiten, so können auch sie dem drohenden Verfall geistiger Fähigkeiten vorbeugen. Natürlich muß auch hier wieder verminderter Tätigkeit durch verminderte Nahrungszufuhr Rechnung getragen werden.

Man erlebt das ja öfter, wie Jemand, der bis zu seinem Ruhestand ein völlig gesundes Dasein geführt hat, dieses einbüßt, weil er seine Ernährung in gleicher Weise wie vordem fortsetzte.

Wie geistige Anspannung beleben kann, dafür gibt Sir H. Weber einige packende Beispiele: Eine früher sehr energische Persönlichkeit, Leiter einer großen Krankenanstalt, fing mit 75 Jahren an schlaff in der Verwaltung zu werden. Die Herztätigkeit wurde ungenügend, andere organische Funktionen gleichfalls. So lebte er bis zum 82. Jahre, wo sich Ergüsse in der Brustfellhöhle bildeten. Da wollte man plötzlich die von ihm geschaffenen Einrichtungen umstoßen. Dieses rüttelte ihn auf; von Tag zu Tag besserte sich sein Befinden, es gelang ihm, seine Einrichtungen zu erhalten. Die Krankheitssymptome schwanden, und länger als ein Jahr war er wieder gesund wie früher, bis er an einer Influenza infolge Erkältung zu Grunde ging. Erfolg und Freude an dem Errungenen sind überhaupt wichtige Lebenswecker, während Kummer und getäuschte Hoffnungen bei manchen Menschen zuerst funktionelle, dann organische Veränderungen, ja sogar Tod an wirklich gebrochenem Herzen erzeugen können. Verminderung der Atmungs- und Herztätigkeit, sowie des Blutzuflusses zum Gehirn bilden hier die Übergänge. Auch hier können freudige Erregungen eine Wendung bewirken, wie folgendes Beispiel zeigt. — Durch den Verlust des Gatten

wurde eine sonst stets gesunde Frau im Alter von 70 Jahren hochgradig deprimiert. Die geistige Lähmung entsprach einer akuten Melancholie; die Betreffende nahm keinen Anteil mehr an ihrer Familie. In 3 Wochen hatte sich starke Herzerweiterung mit geschwollenen Füßen eingestellt; der Gesichtsausdruck war fast blödsinnig zu nennen, und man erwartete ihr Ende. Da überbrachte man ihr den flehenden Wunsch einer seit Jahren schwerkranken Tochter, sie noch einmal zu sehen. Die Mutter wurde zu ihr getragen und die Teilnahme durch die mütterliche Liebe wieder erweckt. Das Interesse an den übrigen Familiengliedern wuchs mit dem an der Schwerkranken, und sie wurde in einigen Monaten wieder bis auf eine leichte Herzschwäche gesund, worauf sie dann noch 15 Jahre lang der Mittelpunkt ihrer großen Familie blieb.

Es scheint, daß derartige physische Vorgänge organisch durch Einfluß auf Atmung und Herz wirken. Wenn wir hier auch durch physikalische Mittel einwirken können, so müssen wir doch vor allem die wohltätige Wirkung der Freude zu pflegen suchen durch Erziehung zur Zufriedenheit mit unseren Verhältnissen und mit uns selbst. Wir müssen uns ein gutes Gewissen durch Stärkung und Betätigung eines regen Pflichtgefühls schaffen. Der hieraus entspringende Gleichmut erhält die Hoffnung, stärkt die geistigen Fähigkeiten, während er die Wiederstandsfähigkeit gegen Krankheiten erhöht. Das Gefühl der Pflicht ist darum eines der wichtigsten Mittel zur Verlängerung des Lebens und kann von Jugend auf gar nicht genug gestärkt werden. „Diejenigen, welche für ihre Angehörigen Sorge tragen und Opfer bringen, sowie sich an der Erleichterung der Lage der Kranken und Hilflosen beteiligen, ernten Befriedigung und Glück, welche wie Sonnenschein auf den ganzen Körper wirken und so zur Verlängerung des Lebens und zu einem glücklichen Alter verhelfen.“ (Herm. Weber.)

Das Pflichtgefühl gipfelt aber vornehmlich in der Beherrschung der Leidenschaften, der Eifersucht, Eitelkeit, des Ehrgeizes und Neides, um das seelische Gleichgewicht nicht stören zu lassen.

Zu allem diesem und zur Erhaltung der Gesundheit gehört aber ein fester Wille, der gar nicht früh genug gestählt

werden kann. Denn, was hilft es, wenn der Wille zu spät einsetzt; erst dann, wenn dem durch schädliche Lebensweise geschwächten Körper kaum noch zu helfen ist. Der Wille kann aber nicht nur durch Vermeidung von Krankheiten das Leben verlängern, sondern die Krankheiten selbst zu einem guten Ende führen. Wie oft kommt es vor, daß der Wille zur Genesung eine kritische Wendung herbeiführt.

Ein 70jähriger Kranker litt an einer Darmentzündung. Er war wenig fügsam; man solle ihn in Ruhe lassen, er sei des Lebens müde. Da fiel ihm ein, daß er noch eine wissenschaftliche Arbeit beenden müsse; von diesem Moment an wurde er ruhig, fügsam und genas. Später erklärte er mir, daß sein Wille ihn gerettet habe. Ein anderer Mann von 60 Jahren litt seit 18 Monaten an Herzschwäche, Leberleiden und Wassersucht, welche schon sieben Punktionen erfordert hatte. Er war auch von einer Lebensversicherung zurückgewiesen worden, und die Voraussage des Arztes hatte ihn tief deprimiert. Doch sein Wille und die Sorge um seine große Familie rüttelten ihn auf, er fing an, alle Vorschriften auf das genaueste zu befolgen, genas in zwei Jahren und erreichte ein hohes Alter. — In besonderem Maße sind aber einem starken Willen die Geisteskrankheiten untertan. Gerade da, wo erbliche Neigung vorhanden ist, kann eine entsprechende Diätetik der Seele die Schädlichkeiten abwenden, welche sonst einen Ausbruch bewirken könnten, durch Erhaltung des geistigen Gleichgewichtes, durch gesunde Beschäftigung und Mäßigung, durch Bildung eines pflichttreuen Gemütes zur Bekämpfung angeborener Perversitäten oder zur Schonung eines krankhaft belasteten Gehirns.

Ein vollkommen seelisches Gleichgewicht wird uns aber auch die so nötige Ruhe des Schlafes verschaffen, dieses Wiederherstellers unserer Lebenskräfte. Während des Schlafes findet eine Abnahme des arteriellen Blutdruckes statt und hierdurch eine Stauung des ernährenden Lymphstromes, welcher nachhaltiger die Gewebe durchtränkt. Die Länge des Schlafes richtet sich nach der Individualität unter wechselnden Verhältnissen. Kinder haben bis zur Vollendung des Wachstums mehr Schlaf nötig als Erwachsene, für die 5½ bis 7 Stunden genügen können. Weniger sollte es auf keinen Fall sein, weil hierdurch Störung der Ernährung und nervöse und geistige Reizbarkeit

erzeugt werden. Meistens wird aber zu lange geschlafen, besonders von nervösen Leuten. Diese, hypochondrisch veranlagt, glauben sich gesundheitlichen Gefahren ausgesetzt, wenn sie, unruhig schlafend, nächtlich erwachen und nun nicht ihr nötiges Quantum Schlaf zu erhalten glauben. Sie suchen das dann durch längeres Liegenbleiben in den Vormittag hinein nachzuholen. Das ist gesundheitlich falsch. Die Vorstellung des zu geringen Schlafes in der Nacht erzeugt erst recht Schlaflosigkeit, während die Summe der einzelnen Schlafintervalle immer noch reichlich genügend ist und das bloße, ruhige Liegen im Bett schon wesentlich zur Erfrischung des Körpers beiträgt. Gelingt es solchen Leuten, sich hiervon zu überzeugen und rechtzeitig aufzustehen, so treten bald normale Schlafverhältnisse ein.

Um die nötige geistige Ablenkung für ein schnelles Einschlafen herbeizuführen, hat so mancher seine Liebhabereien. Trinken von Zuckerwasser ist beliebt, eine Portion leichte Nahrung, Milch, ein Biskuit. Niemals sollte Alkohol infrage kommen. Geistig keine oder nur leichte, befriedigende Arbeit, klassische oder humoristische Lektüre, Erinnerungen an Reisen und herrliche Naturgenüsse oder, wenn das versagt, an einen Begriff, welcher vielseitige Ideenverbindungen und hierdurch die nötige Lösung logischer Gedankenfolge herbeiführt. — Jedenfalls ist zu viel Schlaf schädlicher als zu wenig. Auch soll ein gesunder Erwachsener nicht bei Tage schlafen. Hier sind nur bei kränklichen Leuten und bei solchen Ausnahmen zulässig, welche aus Berufsgründen keine streng geordnete Lebensweise führen können. Dahin gehören aber nicht etwa Kopfarbeiter, die aus üblen Gewohnheiten die Stunden nächtlicher Arbeit preisen.

Vor allen Dingen aber müssen wir insgesamt daran festhalten, daß wir auch im Alter unseren Körper durch Arbeit nicht abnutzen, sondern erneuern, indem wir durch Übung seine Funktionen erhalten. Allerdings muß dabei möglichst ein Wechsel der einzelnen Leistungen stattfinden. So sagt Cicero: „Die geistigen Fähigkeiten bleiben dem Alter erhalten, vorausgesetzt, daß sie fortwährend geübt werden". Titian wurde 99 Jahre alt, er starb plötzlich an der Pest; Sophokles schrieb mit 90 Jahren Tragödien. Plato, Galen, Michel Angelo,

Wilhelm I., Moltke, Bismarck, Ranke, Mommsen, Gladstone, Manuel Garcia, Erfinder des Kehlkopfspiegels, welcher im Jahre 1905 100 Jahre alt wurde, legen Zeugnis ab von der geistigen Fähigkeit und lebensverlängernden Tätigkeit des Alters. Wer denkt da nicht an Goethes Satyre im Faust, wie er den Schülern sagen läßt:

„Am besten wärs, euch zeitig tot zu schlagen!"

Um diese Fähigkeiten des Alters zu erhalten, bedarf es aber auch einer besonderen Pflege der speziellen Sinne, welche bekanntlich zum Stumpfwerden neigen. Hier ist neben regelmäßiger Übung vor allem Überanstrengung z. B. der Augen zu vermeiden. Lesen bei schlechtem Licht, beim Fahren, grelle Beleuchtung sind hier ebenso schädlich, wie lästige Geräusche für das Ohr oder scharfe Gerüche für die Nase. Die Aufnahmefähigkeit im allgemeinen wird aber am besten rege gehalten durch einen reichlichen Wechsel der äußeren Eindrücke. Wir müssen gewisse wohltuende Abwechslungen unserer Umgebung herbeiführen vom einfachen Vertauschen unserer Wohnräume bis zur kontrastreichen Ortsveränderung größerer Reisen.

Wer es sich leisten kann, möge fremde Länder und Völker aufsuchen, Gebiete, die eine Fülle des Interessanten neben dem Neuen, wie der Orient oder Italien bieten. Andere mögen den nötigen Kontrast in der Wahl einer entsprechenden Gegend suchen; so besuche der Bewohner der Meeresküste und der Ebene das Gebirge.

Das Reisen hat also einen hohen hygienischen Wert und muß darum vom sozialpolitischen Standpunkt aus möglichst erleichtert werden, damit auch Unbemittelte ihren Sonntags- und Ferienausflug genießen können.

Hat nun die Schwäche des Alters trotz alledem ihren Einzug bei uns gehalten, dann muß versucht werden äußeren, lebenzerstörenden Wirkungen aus dem Wege zu gehen, wenn ihnen der Körper nicht mehr trotzen kann. So müssen Anstrengungen, sowie schädliche Einflüsse des Klimas, der Umgebung ausgeschaltet werden, wobei ein zeitweiser Aufenthalt in südlichen oder sonst gesundheitlich günstigen Gegenden infrage kommt. Dort möge der Ausgleich unserer nordischen, klimatischen Schädlichkeiten wieder verjüngend wirken. Wer

freilich nicht so viel schweifen kann, dem können Verbesserungen seiner Häuslichkeit oder der Aufenthalt in einer gut geleiteten Kuranstalt Ersatz bieten.

Nun noch ein Wort über die Entartung der Menschheit, welche sich in aufsteigender Linie bewegen soll. Davon kann gar nicht die Rede sein, da sich in den letzten hundert Jahren statistisch das Leben der zivilisierten Menschen von dem Durchschnittsalter 30 auf 40 Jahre, wie schon oben angedeutet wurde, verlängert hat. Das geht also über das homerische Alter Nestors hinaus.

Interessant sind die Durchschnittsalter verschiedener Berufe.*) 46 Dichter erreichten ein solches von 66 Jahren, mehrere wurden 80—90 Jahre alt. Auch die Maler werden ebenso alt. Cornelius starb mit 89 Jahren. Musiker und Schriftsteller haben 1—2 Jahre weniger, während die Geistlichkeit, abgesehen natürlich von Bischöfen und Kardinälen, es auf 66 Jahre bringt. Berühmte Frauen wurden sogar 69 Jahre alt. Am ältesten werden aber die Geschichtsschreiber mit 73 Jahren. Von 38 wurden 14 80 Jahre alt, Ranke 91. Forscher und Erfinder kommen gleich danach mit 72 Jahren, Humboldt war über 80 Jahre, während die Philosophen mit 65 Jahren die Lebensgrenze erreichen.

Noch besser stellen sich die höheren praktischen Berufe: 14 Agitatoren wurden durchschnittlich 69, 48 Generale 71, 112 Staatsmänner 81 Jahre, deren Beruf muß somit am wenigsten anstrengen. Alle erwähnten Personen entstammen dem 19. Jahrhundert, in dem sich die größten modernen Umwälzungen vollzogen. So 1820 die Aufnahme der Dampfkraft, 1840 Beginn der Eisenbahnen, 1860 der elektrische Telegraph, und seitdem jagt eine Erfindung die andere; wir stehen in der Blüte der Raschlebigkeit seit ungefähr 50 Jahren. Und trotzdem keine Degeneration!

Freilich treten uns auch große Mängel entgegen, wie Armut, soziale und ökonomische Ungleichheiten, Betrügereien im öffentlichen Leben, im Handel, Unbildung, fanatisch geförderte Unwissenheit, Vernachlässigung sanitärer Pflichten, gewissenlose Ausbeutung,

*) W. R. Thayler, Langlebigkeit und Entartung.

weil auch er zu einseitiger Ernährung führt und die Vegetarianer meist zu viel essen, um den geringeren Nährwert auszugleichen, da der Mensch einmal weder Pferd noch Kaninchen ist. Es ist darum nötig, dem einzelnen das auszusuchen, was erweislich in gemischter, mäßiger Kost ihm zuträglich ist. Deswegen braucht man noch nicht so ängstlich zu sein, wie jener Mann, natürlich ein Lord, der beim Essen auf einer Wage, deren Schale mit einem bestimmten Gegengewicht belastet war, Platz nahm. Sowie sich die Wage mit ihm senkte, legte er Messer und Gabel weg in der Überzeugung, genau sein Quantum eingehalten zu haben.

Tatsache ist jedenfalls, daß rechtzeitig eingeschränkter Fleischgenuß und mehr Bewegung in frischer Luft noch viele Jahre des Lebens schaffen können, welche sonst verloren sind, denn da im Alter die Tätigkeit abnimmt, muß überhaupt weniger Nahrung genommen werden, wenn nicht das Individuum leiden soll.

Die Gewichtsabnahme im Alter darf uns nicht zum Gegenteil verleiden, es ist das vielmehr ein natürlicher Vorgang, während Korpulenz nicht erwünscht ist. Corpora sicca durant, sagten die Alten.

Was die sogenannten Gewürze anlangt, so dürfen dieselben, selbst Kochsalz nur in geringen Mengen der Nahrung zugesetzt werden, und selbst das Trinkwasser muß frei von größeren Mengen an Salzen sein.

Die Art und Weise des Genießens ist natürlich auch nicht gleichgültig.

Es gibt Menschen, welche dafür die eigenartigsten Vorbedingungen stellen, welche freilich subjektiver Natur sein können. Manche müssen im Bett essen, wenigstens das erste Frühstück im Bett genießen, andere nach den Mahlzeiten ruhen. Manche wollen wieder beim Essen nicht gestört sein. Bekannt sind die nervösen Verdauungsstörungen, wo die Verdauungsmöglichkeit für alles vorhanden ist und trotzdem über Unbekömmlichkeit geklagt wird.

Selbstverständlich darf nichts verschluckt werden, bevor es nicht gründlich gekaut und mit Speichel vermengt ist, doch auch flüssige und halbflüssige Nahrungsmittel müssen schluckweise langsam eingenommen und nicht hinuntergegossen

werden. Wir erkennen, wie schädlich doch die Trinksitten unserer kommersierenden Jugend und der späteren, besseren Geselligkeit sind. Vor allem hat gründliches Kauen den Vorzug der Verminderung von Gasentwicklung im Magen und Darm, sowie die bessere Ausnutzung relativ geringerer Nahrungsmengen ohne große Rückstände. Zu diesem Zweck muß man natürlich auf ein gutes Gebiß halten. Eine sorgfältige Zahnpflege müßte von Kindheit an Platz greifen und in den Schulen gelehrt, sowie für jeden Menschen eine regelmäßige, zahnärztliche Revision angestrebt werden. Im Notfall müssen künstliche Gebisse auf öffentliche Kosten beschafft werden. Daß die Nahrung gut und leicht verdaulich gekocht, sowie schmackhaft auch ein Genußmittel sei, ist natürlich. Durch die Empfindung des Genusses wird reflektorisch die Absonderung der Verdauungssäfte angeregt, daher pflegen Speisen, welche man gern ißt, auch am besten zu bekommen. Hierbei dürfen natürlich auch keine Übertreibungen und Verweichlichungen in gastronomischer Hinsicht vorkommen, sondern der Durchschnitt muß ungefähr der sein, was man Hausmannskost nennt. Über die zu dieser nötige Kostordnung lassen sich auf Grund unserer physiologischen Kenntnisse sehr wohl die einzelnen Nahrungsstoffe berechnen, welche den Haushalt des einzelnen, entsprechend seiner täglichen Leistung, ausmachen, indessen das gehört in die Sprechstunde des Arztes, weil es hier zu weit führen würde.

Besonders bei Menschen mit Zehrkrankheiten, bei Kindern im Entwicklungsstadium, bei leichter Bekleidung, in kühler Witterung sind Abänderungen geboten; so viel sollte aber immer bedacht werden, daß Leute über 45 oder 50 Jahre mit etwa $^{3}/_{4}$ der Durchschnittsration zufrieden sein sollen, und nach 70 Jahren mit noch weniger.

Auch die Verteilung der Nahrungsmenge auf den ganzen Tag ist nicht gleichgültig. Man kann im allgemeinen sagen, daß kräftige Personen mehr auf einmal und seltener genießen können, während schwächliche, nervöse 4 und 5 Mahlzeiten halten sollten, wobei aber eine bestimmte Zeitordnung unbedingt nötig ist.

Es hat eine Zeit gegeben, wo man auch den Alkohol zu den Nahrungsmitteln rechnete. Augenblicklich sind wir

darüber hinaus und nehmen mit Recht an, daß der Alkohol, in größeren Mengen genossen, ein Gift ist, welches für gesunde Menschen durchaus unnötig, Leber-, Nieren-, Gehirn- und Gefäßkrankheiten erzeugt, um so das Leben des einzelnen, als auch seiner Familie zu verkürzen. Das wissen die Versicherungsgesellschaften sehr genau, denen die Abstinenten eine bessere Dividende bedeuten. Besonders aber stört der Alkohol die Entwicklungsperiode des Körpers, er reizt und erzeugt Gewohnheit vermehrten, späteren Genusses. Manchmal besitzen die alkoholischen Getränke noch andere der Ernährung unzuträgliche Stoffe, wie viel Zucker, Stärke, Eiweiß, Salze im Übermaße, wie bisweilen Bier, darum würde als Alkohol ein solider Kognak annehmbarer sein. Das sogenannte Münchener Bierherz ist ja bekannt genug. Der Alkohol in reiner Form ist lediglich ein Reiz- und Sparmittel für den krankhaft geschwächten Körper, sofern er mit „Mäßigkeit“ genossen wird. Es ist darum auch nicht richtig, den Wein als die Milch der Greise zu bezeichnen, denn der Alkohol setzt die Widerstandskraft des Körpers gegen Erkältungen herab und schmälert direkt die Neubildung der Zellen.

Nun kommt hierzu der Begriff der „Mäßigkeit“, welcher sehr viel Unheil anrichtet. Unter „Mithridatismus“ versteht man jetzt eine wissenschaftliche Bezeichnung für Angewöhnung an steigende Dosen eines Arzneistoffes, Giftes u. dgl. Viele Menschen glauben daher, wenn sie keine direkten alkoholischen Wirkungen spüren, daß sie mäßig sind; darunter werden manchmal mehrere Flaschen Wein und Liter Bier täglich verstanden. Diese sogenannte dauernde Mäßigkeit untergräbt sicher das körperliche Wohlsein, nicht weniger das geistige, denn es ist töricht zu glauben, daß der Alkohol das Denken erleichtere, während er die Gedanken kontrollierende Kraft des Gehirns lähmt. — Wenn wir auch oben den Wein nicht als Milch des Alters gelten lassen wollten, so spielt doch hier die leidige Gewohnheit früherer Jahre eine Rolle, und der Arzt würde einen Fehler begehen, solchen Klienten ohne weiteres das gewohnte Gift ganz zu entziehen, sondern er muß dasselbe allmählich zu vermindern suchen. Wird aber der Alkoholgenuß im allgemeinen auch noch mit großen Mengen Flüssigkeit verbunden, so verdoppeln sich die Herz und andere Organe schädigenden Vorgänge.

Von den sonst noch bekannten Genußmitteln, wie

Thee, Kaffee, Kakao und Tabak, dürfte wohl der Thee, wenn man nicht mehr wie 4—6 Gramm täglich genießt und ihn nicht lange ziehen läßt, am harmlosesten sein, zumal er auch die geistigen und moralischen Eigenschaften des Menschen nicht schädigt, wie der Alkohol. Schädlicher erscheint der Kaffee, den man darum nicht stark, jedenfalls nicht nach dem Essen trinken soll, weil er die Magenverdauung verlangsamt. Meist schadet aber noch mehr das Stillsitzen und viele Süßigkeiten essen beim Kaffee. Kakao ist mehr als Nahrungsmittel anzusehen, indessen sein Nährwert viel geringer, als meist geglaubt wird; nur der, manchem Menschen nicht immer bekömmliche Fettgehalt, sowie die Zusätze von Zucker (als Schokolade) sowie Milch bei der Zubereitung machen den wirklichen Nährstoff aus.

Tabak ist in den verschiedensten Formen eine Art Anästhetikum, ein nervenberuhigendes und abstumpfendes Mittel und in größerer Menge den meisten Menschen schädlich; im allgemeinen ein überflüssiges Genußmittel, welches in den Entwicklungsjahren durchaus zu vermeiden ist.

Auf die Sorge für regelmäßige Verdauungs-Vorgänge brauche ich hier wohl nur insofern einzugehen, als diese selbstverständlich nur im Notfall durch künstliche Mittel, sonst aber stets durch zweckmäßige Nahrungsauswahl, Körperbewegung und Gymnastik zu erzielen sind; Übertreibungen sind aber auch hier zu vermeiden.

Ganz die gleichen Vorgänge wie bei den erwähnten Organen gelten nun auch für das Nervensystem. Richtige Ernährung und Übung erhalten gleicherweise seine Zellen, Mäßigkeit im Essen und Trinken beugt einer Entartung der Gehirngefäße, welche zu Apoplexie, Paralyse etc. führen kann, vor. Sofern wir also von gesunden Eltern abstammen, haben wir keinen Grund uns über frühzeitige Abnutzung der Nerven zu beklagen. Auch die jetzt so sehr beliebte Neurasthenie, Nervenschwäche, ist eine Willensfrage.

Nicht minder ist das nervöse Zentralorgan, das Gehirn, der Stärkung durch geistige, wie körperliche Übung und entsprechende Mäßigkeit unterworfen. Jede überlegte körperliche Bewegung hat das Gehirn zum Ursprung, bedeutet eine Anregung zur Ernährung der Gehirnzellen, wie jeder Denkakt

überhaupt. Frühzeitiger Verfall der höheren Gehirnfunktionen findet sich häufig bei Männern, die zeitig aus ihrer Tätigkeit scheiden; solche sind junge Rentiers, pensionierte Beamte und Offiziere, welche leider mit der gewohnten beendeten Tätigkeit auch andere, ihnen sonst heilsame Tätigkeiten aufgeben, zu welchen sie nicht mehr gezwungen sind. Die Bequemlichkeit verleitet sie zu übermäßigem Ruhen und körperlichen Genüssen. Wenn sich aber solche Leute dann ausgiebig mit Kunst, Literatur, Geschichte, Landwirtschaft, Reisen, Gemeinnützigkeit und dgl. beschäftigen oder sich irgend ein Steckenpferd zulegen, wenn ihnen die Liebhaberei das Wissen ersetzen muß, z. B. das Sammeln von Merkwürdigkeiten, so können auch sie dem drohenden Verfall geistiger Fähigkeiten vorbeugen. Natürlich muß auch hier wieder verminderter Tätigkeit durch verminderte Nahrungszufuhr Rechnung getragen werden.

Man erlebt das ja öfter, wie Jemand, der bis zu seinem Ruhestand ein völlig gesundes Dasein geführt hat, dieses einbüßt, weil er seine Ernährung in gleicher Weise wie vordem fortsetzte.

Wie geistige Anspannung beleben kann, dafür gibt Sir H. Weber einige packende Beispiele: Eine früher sehr energische Persönlichkeit, Leiter einer großen Krankenanstalt, fing mit 75 Jahren an schlaff in der Verwaltung zu werden. Die Herztätigkeit wurde ungenügend, andere organische Funktionen gleichfalls. So lebte er bis zum 82. Jahre, wo sich Ergüsse in der Brustfellhöhle bildeten. Da wollte man plötzlich die von ihm geschaffenen Einrichtungen umstoßen. Dieses rüttelte ihn auf; von Tag zu Tag besserte sich sein Befinden, es gelang ihm, seine Einrichtungen zu erhalten. Die Krankheitssymptome schwanden, und länger als ein Jahr war er wieder gesund wie früher, bis er an einer Influenza infolge Erkältung zu Grunde ging. Erfolg und Freude an dem Errungenen sind überhaupt wichtige Lebenswecker, während Kummer und getäuschte Hoffnungen bei manchen Menschen zuerst funktionelle, dann organische Veränderungen, ja sogar Tod an wirklich gebrochenem Herzen erzeugen können. Verminderung der Atmungs- und Herztätigkeit, sowie des Blutzuflusses zum Gehirn bilden hier die Übergänge. Auch hier können freudige Erregungen eine Wendung bewirken, wie folgendes Beispiel zeigt. — Durch den Verlust des Gatten

wurde eine sonst stets gesunde Frau im Alter von 70 Jahren hochgradig deprimiert. Die geistige Lähmung entsprach einer akuten Melancholie; die Betreffende nahm keinen Anteil mehr an ihrer Familie. In 3 Wochen hatte sich starke Herzerweiterung mit geschwollenen Füßen eingestellt; der Gesichtsausdruck war fast blödsinnig zu nennen, und man erwartete ihr Ende. Da überbrachte man ihr den flehenden Wunsch einer seit Jahren schwerkranken Tochter, sie noch einmal zu sehen. Die Mutter wurde zu ihr getragen und die Teilnahme durch die mütterliche Liebe wieder erweckt. Das Interesse an den übrigen Familiengliedern wuchs mit dem an der Schwerkranken, und sie wurde in einigen Monaten wieder bis auf eine leichte Herzschwäche gesund, worauf sie dann noch 15 Jahre lang der Mittelpunkt ihrer großen Familie blieb.

Es scheint, daß derartige physische Vorgänge organisch durch Einfluß auf Atmung und Herz wirken. Wenn wir hier auch durch physikalische Mittel einwirken können, so müssen wir doch vor allem die wohltätige Wirkung der Freude zu pflegen suchen durch Erziehung zur Zufriedenheit mit unseren Verhältnissen und mit uns selbst. Wir müssen uns ein gutes Gewissen durch Stärkung und Betätigung eines regen Pflichtgefühls schaffen. Der hieraus entspringende Gleichmut erhält die Hoffnung, stärkt die geistigen Fähigkeiten, während er die Wiederstandsfähigkeit gegen Krankheiten erhöht. Das Gefühl der Pflicht ist darum eines der wichtigsten Mittel zur Verlängerung des Lebens und kann von Jugend auf gar nicht genug gestärkt werden. „Diejenigen, welche für ihre Angehörigen Sorge tragen und Opfer bringen, sowie sich an der Erleichterung der Lage der Kranken und Hilflosen beteiligen, ernten Befriedigung und Glück, welche wie Sonnenschein auf den ganzen Körper wirken und so zur Verlängerung des Lebens und zu einem glücklichen Alter verhelfen." (Herm. Weber.)

Das Pflichtgefühl gipfelt aber vornehmlich in der Beherrschung der Leidenschaften, der Eifersucht, Eitelkeit, des Ehrgeizes und Neides, um das seelische Gleichgewicht nicht stören zu lassen.

Zu allem diesem und zur Erhaltung der Gesundheit gehört aber ein fester Wille, der gar nicht früh genug gestählt

werden kann. Denn, was hilft es, wenn der Wille zu spät einsetzt; erst dann, wenn dem durch schädliche Lebensweise geschwächten Körper kaum noch zu helfen ist. Der Wille kann aber nicht nur durch Vermeidung von Krankheiten das Leben verlängern, sondern die Krankheiten selbst zu einem guten Ende führen. Wie oft kommt es vor, daß der Wille zur Genesung eine kritische Wendung herbeiführt.

Ein 70jähriger Kranker litt an einer Darmentzündung. Er war wenig fügsam; man solle ihn in Ruhe lassen, er sei des Lebens müde. Da fiel ihm ein, daß er noch eine wissenschaftliche Arbeit beenden müsse; von diesem Moment an wurde er ruhig, fügsam und genas. Später erklärte er mir, daß sein Wille ihn gerettet habe. Ein anderer Mann von 60 Jahren litt seit 18 Monaten an Herzschwäche, Leberleiden und Wassersucht, welche schon sieben Punktionen erfordert hatte. Er war auch von einer Lebensversicherung zurückgewiesen worden, und die Voraussage des Arztes hatte ihn tief deprimiert. Doch sein Wille und die Sorge um seine große Familie rüttelten ihn auf, er fing an, alle Vorschriften auf das genaueste zu befolgen, genas in zwei Jahren und erreichte ein hohes Alter. — In besonderem Maße sind aber einem starken Willen die Geisteskrankheiten untertan. Gerade da, wo erbliche Neigung vorhanden ist, kann eine entsprechende Diätetik der Seele die Schädlichkeiten abwenden, welche sonst einen Ausbruch bewirken könnten, durch Erhaltung des geistigen Gleichgewichtes, durch gesunde Beschäftigung und Mäßigung, durch Bildung eines pflichttreuen Gemütes zur Bekämpfung angeborener Perversitäten oder zur Schonung eines krankhaft belasteten Gehirns.

Ein vollkommen seelisches Gleichgewicht wird uns aber auch die so nötige Ruhe des Schlafes verschaffen, dieses Wiederherstellers unserer Lebenskräfte. Während des Schlafes findet eine Abnahme des arteriellen Blutdruckes statt und hierdurch eine Stauung des ernährenden Lymphstromes, welcher nachhaltiger die Gewebe durchtränkt. Die Länge des Schlafes richtet sich nach der Individualität unter wechselnden Verhältnissen. Kinder haben bis zur Vollendung des Wachstums mehr Schlaf nötig als Erwachsene, für die 5½ bis 7 Stunden genügen können. Weniger sollte es auf keinen Fall sein, weil hierdurch Störung der Ernährung und nervöse und geistige Reizbarkeit

erzeugt werden. Meistens wird aber zu lange geschlafen, besonders von nervösen Leuten. Diese, hypochondrisch veranlagt, glauben sich gesundheitlichen Gefahren ausgesetzt, wenn sie, unruhig schlafend, nächtlich erwachen und nun nicht ihr nötiges Quantum Schlaf zu erhalten glauben. Sie suchen das dann durch längeres Liegenbleiben in den Vormittag hinein nachzuholen. Das ist gesundheitlich falsch. Die Vorstellung des zu geringen Schlafes in der Nacht erzeugt erst recht Schlaflosigkeit, während die Summe der einzelnen Schlafintervalle immer noch reichlich genügend ist und das bloße, ruhige Liegen im Bett schon wesentlich zur Erfrischung des Körpers beiträgt. Gelingt es solchen Leuten, sich hiervon zu überzeugen und rechtzeitig aufzustehen, so treten bald normale Schlafverhältnisse ein.

Um die nötige geistige Ablenkung für ein schnelles Einschlafen herbeizuführen, hat so mancher seine Liebhabereien. Trinken von Zuckerwasser ist beliebt, eine Portion leichte Nahrung, Milch, ein Biskuit. Niemals sollte Alkohol infrage kommen. Geistig keine oder nur leichte, befriedigende Arbeit, klassische oder humoristische Lektüre, Erinnerungen an Reisen und herrliche Naturgenüsse oder, wenn das versagt, an einen Begriff, welcher vielseitige Ideenverbindungen und hierdurch die nötige Lösung logischer Gedankenfolge herbeiführt. — Jedenfalls ist zu viel Schlaf schädlicher als zu wenig. Auch soll ein gesunder Erwachsener nicht bei Tage schlafen. Hier sind nur bei kränklichen Leuten und bei solchen Ausnahmen zulässig, welche aus Berufsgründen keine streng geordnete Lebensweise führen können. Dahin gehören aber nicht etwa Kopfarbeiter, die aus üblen Gewohnheiten die Stunden nächtlicher Arbeit preisen.

Vor allen Dingen aber müssen wir insgesamt daran festhalten, daß wir auch im Alter unseren Körper durch Arbeit nicht abnutzen, sondern erneuern, indem wir durch Übung seine Funktionen erhalten. Allerdings muß dabei möglichst ein Wechsel der einzelnen Leistungen stattfinden. So sagt Cicero: „Die geistigen Fähigkeiten bleiben dem Alter erhalten, vorausgesetzt, daß sie fortwährend geübt werden". Titian wurde 99 Jahre alt, er starb plötzlich an der Pest; Sophokles schrieb mit 90 Jahren Tragödien. Plato, Galen, Michel Angelo,

Wilhelm I., Moltke, Bismarck, Ranke, Mommsen, Gladstone, Manuel Garcia, Erfinder des Kehlkopfspiegels, welcher im Jahre 1905 100 Jahre alt wurde, legen Zeugnis ab von der geistigen Fähigkeit und lebensverlängernden Tätigkeit des Alters. Wer denkt da nicht an Goethes Satyre im Faust, wie er den Schülern sagen läßt:

„Am besten wärs, euch zeitig tot zu schlagen!"

Um diese Fähigkeiten des Alters zu erhalten, bedarf es aber auch einer besonderen Pflege der speziellen Sinne, welche bekanntlich zum Stumpfwerden neigen. Hier ist neben regelmäßiger Übung vor allem Überanstrengung z. B. der Augen zu vermeiden. Lesen bei schlechtem Licht, beim Fahren, grelle Beleuchtung sind hier ebenso schädlich, wie lästige Geräusche für das Ohr oder scharfe Gerüche für die Nase. Die Aufnahmefähigkeit im allgemeinen wird aber am besten rege gehalten durch einen reichlichen Wechsel der äußeren Eindrücke. Wir müssen gewisse wohltuende Abwechslungen unserer Umgebung herbeiführen vom einfachen Vertauschen unserer Wohnräume bis zur kontrastreichen Ortsveränderung größerer Reisen.

Wer es sich leisten kann, möge fremde Länder und Völker aufsuchen, Gebiete, die eine Fülle des Interessanten neben dem Neuen, wie der Orient oder Italien bieten. Andere mögen den nötigen Kontrast in der Wahl einer entsprechenden Gegend suchen; so besuche der Bewohner der Meeresküste und der Ebene das Gebirge.

Das Reisen hat also einen hohen hygienischen Wert und muß darum vom sozialpolitischen Standpunkt aus möglichst erleichtert werden, damit auch Unbemittelte ihren Sonntags- und Ferienausflug genießen können.

Hat nun die Schwäche des Alters trotz alledem ihren Einzug bei uns gehalten, dann muß versucht werden äußeren, lebenzerstörenden Wirkungen aus dem Wege zu gehen, wenn ihnen der Körper nicht mehr trotzen kann. So müssen Anstrengungen, sowie schädliche Einflüsse des Klimas, der Umgebung ausgeschaltet werden, wobei ein zeitweiser Aufenthalt in südlichen oder sonst gesundheitlich günstigen Gegenden infrage kommt. Dort möge der Ausgleich unserer nordischen, klimatischen Schädlichkeiten wieder verjüngend wirken. Wer

freilich nicht so viel schweifen kann, dem können Verbesserungen seiner Häuslichkeit oder der Aufenthalt in einer gut geleiteten Kuranstalt Ersatz bieten.

Nun noch ein Wort über die Entartung der Menschheit, welche sich in aufsteigender Linie bewegen soll. Davon kann gar nicht die Rede sein, da sich in den letzten hundert Jahren statistisch das Leben der zivilisierten Menschen von dem Durchschnittsalter 30 auf 40 Jahre, wie schon oben angedeutet wurde, verlängert hat. Das geht also über das homerische Alter Nestors hinaus.

Interessant sind die Durchschnittsalter verschiedener Berufe.*) 46 Dichter erreichten ein solches von 66 Jahren, mehrere wurden 80—90 Jahre alt. Auch die Maler werden ebenso alt. Cornelius starb mit 89 Jahren. Musiker und Schriftsteller haben 1—2 Jahre weniger, während die Geistlichkeit, abgesehen natürlich von Bischöfen und Kardinälen, es auf 66 Jahre bringt. Berühmte Frauen wurden sogar 69 Jahre alt. Am ältesten werden aber die Geschichtsschreiber mit 73 Jahren. Von 38 wurden 14 80 Jahre alt, Ranke 91. Forscher und Erfinder kommen gleich danach mit 72 Jahren, Humboldt war über 80 Jahre, während die Philosophen mit 65 Jahren die Lebensgrenze erreichen.

Noch besser stellen sich die höheren praktischen Berufe: 14 Agitatoren wurden durchschnittlich 69, 48 Generale 71, 112 Staatsmänner 81 Jahre, deren Beruf muß somit am wenigsten anstrengen. Alle erwähnten Personen entstammen dem 19. Jahrhundert, in dem sich die größten modernen Umwälzungen vollzogen. So 1820 die Aufnahme der Dampfkraft, 1840 Beginn der Eisenbahnen, 1860 der elektrische Telegraph, und seitdem jagt eine Erfindung die andere; wir stehen in der Blüte der Raschlebigkeit seit ungefähr 50 Jahren. Und trotzdem keine Degeneration!

Freilich treten uns auch große Mängel entgegen, wie Armut, soziale und ökonomische Ungleichheiten, Betrügereien im öffentlichen Leben, im Handel, Unbildung, fanatisch geförderte Unwissenheit, Vernachlässigung sanitärer Pflichten, gewissenlose Ausbeutung,

*) W. R. Thayler, Langlebigkeit und Entartung.

in frommer Andacht knieen; auf der Rückseite aber ist die Leidensgestalt unseres Heilandes angebracht.

Dann gebrauchten auch die Deutschritter dieser Zeit solche Tafeln als Schutzmittel (Amulett). Es war damals Sitte, daß die in den Krieg ziehenden Ritter solch ein Bild unter der Rüstung an einer Kette auf der Brust trugen. Daß auch unsere Tafel für diesen Zweck bestimmt war, erkennen wir an den beiden Ringen, die sich oberhalb des Verschlußhakens finden. Mit Bezug auf diesen Brauch läßt auch Sienkiewicz[1]) die älteren polnischen Ritter sagen: Nicht die Deutschen fürchten wir, obwohl ihr Stolz und ihre Macht sehr groß ist, nicht ihre Lanzen und Schwerter, sondern die Reliquien der Kreuzritter fürchten wir, denn gegen diese kann gar keine menschliche Macht aufkommen.[2])

Von den Deutschrittern übernahmen später die polnischen Ritter diese Sitte, nur bestand bei ihnen das Bild meist aus Kupferblech; auf die Vorderseite war ein Muttergottesbild und auf die Rückseite ein Christusbild gemalt, in ähnlicher Art, wie es auch die Deckel unserer Tafel wiedergeben. Im Polnischen nannte man diese Brustbilder „nyngraf."[3])

Daß, unseres Wissens, nur diese eine Reliquientafel der Deutschritter auf uns gekommen ist, findet darin seine Erklärung, daß i. J. 1412 nach der unglücklichen Schlacht von Tannenberg wegen des Fehlens von Geld und Gut alle köstlichen Geräte der Kirchen, alle silbernen Gefäße und was jedermann hatte von Silber und Gold von den Gebietigern und Brüdern des deutschen Ordens auf Befehl des Hochmeisters herausgegeben werden mußte.[4]) Nur dem Umstande ist es zu danken, daß unsere Tafel erhalten blieb, weil sie in polnische Hände geriet. Wie dies kam und wie die Tafel nach Gnesen in den Domschatz gelangte, mögen die folgenden Zeilen dartun.

An dem verhängnisvollen Tage von Tannenberg (am 15. Juli 1410) trug auch der Hochmeister Ulrich von Jungingen eine solche Reliquientafel — und unserer Ansicht nach, die

[1]) Henryk Sienkiewicz in seinem Roman: Die Kreuzritter S. 36.

[2]) Auch Caro: Geschichte Polens III S. 319 spricht davon, daß man im Ordenslager sich von gewissen Reliquien die Unüberwindlichkeit versprach.

[3]) Diese Mitteilung verdanke ich Herrn Kapitelsekretär Raatz in Gnesen.

[4]) Voßberg: Geschichte der preuß. Münzen und Siegel. S. 135.

unsrige — auf der Brust. Dlugosz[1]) erzählt darüber folgendes: Am Abend der Schlacht, es war fast Nacht, meldet Mszugius von Skrzin dem Polenkönige Wladislaw, daß Ulrich, der preußische Hochmeister, getötet sei und als Beweis seines Todes hielt er dem Könige Wladislaw ein goldenes Brustbild (pectorale) hin, das mit Reliquien der Heiligen angefüllt war, das ein Diener des genannten Mszugius, mit Namen Jurga, dem Getöteten abgenommen hatte.

So gelangte also die Reliquientafel in die Hände des polnischen Königs Wladislaw. Bald nach der Tannenberger Schlacht und nach der Belagerung der Marienburg unternahm der König infolge eines Gelübdes, zu dem er sich bei Ausbruch des Krieges aufs festeste verpflichtet hatte, zu Fuß eine Wallfahrt zum Grabe des polnischen Schutzheiligen, des heiligen Adalbert, nach Gnesen. Drei Tage lang hielt er sich hier auf und verrichtete sein Gelübde mit großer Frömmigkeit.[2]) Dabei wird er wohl auch die erbeutete Reliquientafel dem Gnesener Erzbischof verehrt haben. Die Domherren haben diesen Schatz auf das vortrefflichste gehütet. Selbst der gründlichen Brandschatzung durch die Schweden, die in den Jahren 1655 und 1705 alles Gold und Silber wegnahmen, ohne auch nur einen Kelch zum Gottesdienste zu lassen, ist er glücklich entgangen.[3])

So blieb diese Kostbarkeit der großen Öffentlichkeit vier Jahrhunderte lang verborgen. Da kam das Jahr 1820. Es langte ein Brief des Oberpräsidenten von Preußen, des Herrn von Schön, an, worin er das Domkapitel aufforderte, es möge

---

[1]) Dlugösz: Hist. Pol. IV. Bd. Lib. XI. S. 65. Cracau 1877. Wir haben hier, wie die mitgeteilten Einzelheiten dies ergeben, den Bericht eines Augenzeugen vor uns.

[2]) Dlugösz: IV. Lib. XI. S. 110. Quo cum feria secunda in vigilia Sanctae Catharinae (Montag, 24. November) pervenisset, tribus diebus illic exactis, religione et voto cum magna devotione perfunctus, per eadem, qua venerat loca, Juniwladislaviam rediit.

[3]) Dies scheint nur dadurch möglich gewesen zu sein, daß man das Reliquiar in das Inventar-Verzeichnis des Domschatzes gar nicht aufnahm; so konnte das Verzeichnis nicht zum Angeber werden. Weder in dem ältesten Verzeichnis von 1450, wie auch in den späteren wird dieses Kleinod erwähnt. Diese Nachricht und die folgende Mitteilung verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Kapitelsekretärs, Herrn Franz Raatz in Gnesen.

die vergoldete, silberne Kapsel, die die Form eines Octavbuches hätte, an das Archiv zu Königsberg herausgeben.[1])

Daraufhin fand ein lebhafter, drei Jahre lang geführter Briefwechsel zwischen dem Domkapitel und dem Oberpräsidenten wegen Auslieferung des Reliquiars statt.[2]) Das Domkapitel wählte schließlich folgenden versöhnlichen Ausweg.

Als am 20. Juni 1823 der Kronprinz Friedrich Wilhelm durch Gnesen reiste, bot ihm das Domkapitel dieses Kleinod dar.[3]) Dieser begeisterte Kunstfreund nahm es gern an und überwies es der Marienburg, die ja seiner und des Oberpräsidenten von Schöns Bemühung ihren Ausbau verdankte.[4])

Wie schwer es dem Domkapitel wurde, sich von dem so lange und mit so gutem Erfolge gehüteten Schatze zu trennen, vermögen wir daraus zu erkennen, daß es sich vor seiner Herausgabe ausbedang, es noch so lange behalten zu dürfen, bis es eine genaue Abzeichnung (delineatio) bei den Kapitelakten hätte. Diese Zeichnung hat 1823 ein Posener Maler, namens Mielcarzewicz besorgt, die noch den Kapitelakten beiliegt.[5])

---

[1]) In den Kapitelakten, die stets bis auf den heutigen Tag lateinisch geführt werden, lautet die Stelle: ut capsula argentea deaurata, formam libelli in Octavo retinens, pro Archivo Regiomonti extradatur.

[2]) Von dem Briefwechsel ist in den öffentlichen Akten des Domkapitels nichts mehr aufzufinden. Allem Anscheine nach hat der damalige Dompropst, der spätere Erzbischof Theophil von Walicki als Vorsitzender der Beratungen des Domkapitels diesen Briefwechsel geführt, der im Laufe der Zeit und infolge des Wechsels der Würdenträger verschollen ist.

[3]) In den Kapitelakten heißt es unter dem 20. Juni 1823: Transitus per Gnesam Serenissimi Principis Successoris Throni. von Hagens Nachricht hierüber S. 41 entspricht nicht ganz den Verhältnissen. Die von ihm gebrachte Aufschrift des Futterals stimmt aber hiermit überein: Bei Höchstdero Durchreise durch Gnesen am 20. Juni 1823 verehrt.

[4]) Die Anregung hierzu dürfte Büsching in seinem oben erwähnten Aufsatze vom 11. Oktober 1821 gegeben haben. Dieser schreibt darin: Hier (in Gnesen) liegt das Kunstwerk vereinzelt und verdiente wohl eine Stelle in dem neu aufblühenden Kunstheiligtume Preußens, in welchem Lande es wahrscheinlich gemacht wurde, wohin es wenigstens gewiß bestimmt war, in den Hallen der Marienburg in der Stube des Großmeisters.

[5]) Nach der mir durch die Güte des Herrn Kapitelsekretärs Raatz zugesandten photographischen Nachbildung hat der Maler das Reliquiar ziemlich flüchtig wiedergegeben.

Wir kommen nun zur genaueren Beschreibung der Reliquientafel, und zwar betrachten wir zuerst die äußeren Seiten! Wir haben hier eingegrabene (gravierte) Arbeit vor uns. Es bedürfte nur der Einschwärzung, um einen schönen Druck davon zu erzielen. Um so mehr muß man sich daher wundern, daß diese Kunst erst so viel später erfunden worden ist.[1])

Auf der oberen Seite sitzt die gekrönte Mutter Gottes auf einem altarähnlichen Sessel; sie hält in den Armen das auf ihrem Schoße aufrechtstehende, nackte Christuskind. Vor dem Altar kniet mit zum Gebete erhobenen Händen ein alter, bärtiger Deutschordensritter, an dem Kreuze auf der linken Mantelseite als solcher erkenntlich. Das Christuskind neigt sich dem Betenden freundlich zu. Hinter ihm steht fürbittend seine Schutzheilige, die heilige Barbara; sie ist ebenfalls mit einer Krone geschmückt. In der Hand trägt sie eine Kirche, und zwar ist dieselbe nach Art einer Burg mit einer Ringmauer umgeben.[2])

Das Ganze wird überwölbt durch drei gotische Bogen. Von dem mittelsten Bogen hängt an einer Kette das Wappen des Ritters hernieder. Da die Kette an der einen Ecke des Wappenschildes angebracht ist, so hängt es schräg, genau in der Weise, wie wir die Wappen an den mittelalterlichen Deutschordensburgen eingefügt finden.

Von demselben Künstler ist auch die untere Seite gezeichnet. Wir haben vor uns den auferstandenen, triumphierenden Christus, deshalb ist er auch mit dem Heiligenscheine umgeben. Er steht nackt, nur mit einem Lendenschurz bekleidet, vor dem Kreuze auf Golgatha; der Künster hat sich sichtlich bemüht in seiner Darstellung das Wort „Schädelstätte“ zum Ausdruck zu bringen. Die Augen hat der Heiland niedergeschlagen. Mit der linken Hand zeigt er auf die Wunde an der rechten Seite, die Rechte hält er segnend empor, denn damals wurde durch diese Haltung der Hand der Segen gespendet. Rings um den Heiland herum sind die Marterwerkzeuge angebracht. Rechts sehen wir das

---

[1]) Büsching im Kunstblatt von Schorn 1821. S. 332.

[2]) Man muß unwillkürlich dabei an die preußischen Ordenskirchen denken, die ja alle zur Verteidigung eingerichtet waren, wie wir das heute noch an der ganzen Bauart und an den Schießscharten der Kirchen aus jener Zeit erkennen können. Allerdings ist die Turmform der Ordenskirchen gewöhnlich massiger als die unsrige.

Rohr, auf das der Schwamm gesteckt ist, neben ihm die Lanze des Longinus; darauf folgen: Hammer und Zange, Geißel und Rute, darüber ein Beil und eine Laterne mit 3 Füßen; daneben ist das Schweißtuch der Veronica. Links folgt, der Lanze und dem Rohre der anderen Seite entsprechend, eine Leiter, daneben sehen wir die Martersäule und einen Bohrer.[1]) Über der Martersäule ist der Kopf des Judas angebracht; erkenntlich an der krummen Nase und an der spitzen Mütze mit dem Knopf, wie sie den Juden zum Tragen im Mittelalter vorgeschrieben war. Auf dem einen Kreuzbalken hängt die Dornenkrone, die Fessel und der Mantel; darüber sehen wir ein Gefäß mit einem Henkel und ineinandergelegte Hände. Dies bezieht sich auf das Händewaschen des Pilatus. Daneben ist ein Zählbrett, auf dem durch ein Kreuz gezierte Münzen, Silberlinge, aber nur 23 aufgezählt sind. Dies soll an den Verrat des Judas um 30 Silberlinge erinnern. Auf dem andern Kreuzbalken sitzt der Hahn, und darüber sind 3 Nägel und drei Würfel angebracht. Das Ganze ist dem andern Bilde entsprechend mit drei kleinen Bogen überwölbt.

Die ganze Zeichnung verrät einen für jene Zeit sehr gewandten Künstler, der es verstand, Ausdruck in die Gesichter zu legen; besonders gilt dies vom Gesicht des Ritters und des Heilandes. Ebenso beweist sein großes Geschick die Wiedergabe von Bart, Haar und Gewandung der Personen mit ihrem Faltenwurf. Mangelhaft erscheint mir dagegen die Zeichnung vom Körper des Jesusknaben, denn auch unserm Künstler gelang es, wie allen mittelalterlichen Darstellern nicht, einen kindlichen Körper wiederzugeben; besonders schwer wurde ihm aber das Zeichnen der Gliedmaßen. Wie ungeschickt ist die Beinstellung des Christuskindes, und wie häßlich sind die Füße, auch beim Heiland, geraten! Noch mehr Ungeschick zeigt er bei der Wiedergabe der Hände. Während der Ritter und der Heiland eine feine, ja zu feine, geradezu weibliche Hand aufweisen, ist die rechte Hand der Gottesmutter im Vergleich zu dem anschließenden Arm etwas zu groß geraten. Vollständig verunglückt ist die linke Hand des Christuskindes, infolgedessen zog es wohl der Künstler auch vor, die Hände der hlg. Barbara ganz zu ver-

[1]) v. Hagen a. a. O. S. 37 möchte hierin, in dem Stabe, der sich oben zerteilt, das Rohr erkennen, das dem mit dem Purpur Bekleideten zur Verhöhnung in die Rechte gegeben wurde. Offenbar ist dies aber ein Bohrer.

stecken. Auch in der Darstellung von Tieren, man vergleiche nur den unförmlichen Hahn, war er wenig geübt.

Wir kommen nun zur Betrachtung der beiden Innenseiten unserer Reliquientafel! Hier sind alle Figuren von erhabener Arbeit. Auf der rechten, quergeteilten Seite begegnet uns derselbe Gegenstand der Darstellung, wie auf der oberen Außenseite. Die gekrönte Muttergottes thront auf einem gestickten Sessel, im rechten Arme hält sie das nackte Jesuskind; in der Linken trägt sie das Lilienzepter; vor ihr kniet ein betender Ritter. Es ist dies, wie es auch die Ähnlichkeit der Gesichtszüge ergibt, der Stifter, Thile von Lorich. Hinter ihm steht etwas vornüber geneigt und legt ihm die rechte Hand fürbittend auf die Schulter, die heilige Barbara. In der Linken trägt sie einen Turm, ihr Sinnbild. Nach ihr folgt die heilige Katharina mit dem vierspeichigen Marterrade und dem Schwerte. Über diesen vier Figuren sind reich verzierte, gotische Baldachine angebracht.

Unten folgen unter einem einfacheren, mit Kleeblättern verzierten Rundbogensims vier Figuren, 2 Männer und 2 Frauen. Die erste stellt die heilige Margaretha dar; sie trägt in der Hand einen geflügelten Drachen.[1] Ihr gesellen sich zu die Apostel Petrus und Paulus mit dem Schlüssel und dem Schwerte in der Rechten; den Schluß bildet die heilige Dorothea mit dem Korbe, der mit Rosen gefüllt ist. Die vier weiblichen Schutzheiligen: Barbara, Katharina, Margaretha und Dorothea begegnen uns häufig auf Bildwerken des preußischen Ordenslandes.[2]

Die linke Seite zeigt uns unter denselben gotischen Baldachinen den leidenden Christus. Das Kreuz ist merkwürdig durch die aufwärtsgebogenen Querarme. An ihm hängt der sterbende Heiland, das bärtige Haupt ist zur Seite geneigt und mit einer Dornenkrone umwunden, ein Lendenschurz umgibt seinen Schoß. Er ist mit drei Nägeln an das Kreuz geheftet. Die Inschrift (Titel) fehlt dem Kreuz, dagegen bemerken wir auf dem rechten Oberarme von fremder Hand (jedenfalls später) eingeritzte Buchstaben, die sich als *ΧΡΙΣ* . . entziffern lassen.

[1]) Neue Preuß. Provinz. VI. 1848. S. 278 ff. Der Drachen, den sie mit dem Kreuzeszeichen bekämpft, wird sonst zu Füßen der Margaretha gezeichnet, vgl. das Tucheler Stadtwappen. Neue Preuß. Prov. IV. 1847. S. 40. Der Künstler hat wohl der Gleichmäßigkeit wegen ihr das Ungeheuer in den Arm gegeben.

[2]) Neue Preuß. Prov. VI. 1848. S. 284.

Zur Linken des Gekreuzigten steht die Mutter Maria im Witwenschleier, schmerzerfüllt; sie hält in der rechten Hand den Apfel, das Zeichen der erlösten Erde. Zur Rechten des Kreuzes sehen wir den Evangelisten Johannes von tiefer Trauer ergriffen. Das Kreuz erhebt sich auf einer Anhöhe, die noch Spuren von grünem Schmelze aufweist; darunter sehen wir einen Menschenschädel, das Haupt des nach der Sage auf Golgatha begrabenen Adam.[1]) Links und rechts davon kriechen aus Höhlen eine Kröte und eine Eidechse; die Kröte, das lichtscheue Tier, als Sinnbild der Finsternis, die Eidechse, das sonnenfrohe Geschöpf, das Sinnbild des Lichts,[2]) als Zeichen des ewigen Kampfes zwischen dem Reiche des Lichts und der Finsternis.

Die soeben beschriebenen Darstellungen befinden sich auf länglich viereckigen Einsätzen, die ungefähr 1 cm dick sind und mit je 2 Stiften befestigt sind. Um diese Einsätze laufen an den vier Längsseiten je 10 viereckige, an den 4 Breitseiten je 3 länglich viereckige und mit den beiden Einsätzen unten zusammenhängend nochmals je 3 längliche, also im ganzen 58 Reliquienkästchen herum, die mit roter Seite gefüttert, mit Glasplatten bedeckt und meist noch mit Reliquien gefüllt sind. Die Reliquien wurden von der Seite eingeschoben. Es sind Stücke von Knochen, Tuchreste, Holz, Zähne und eine Goldmünze. Die Namen der Heiligen, denen die Reliquien angehören, sind auf kleine Pergamentstreifen aufgeschrieben, die meist schwer zu entziffern sind. Man liest noch die Namen: Ambrosius, Agathe, Lucie, Ursula, de peplo b. virginis Mariae, Anastase, Anna, Valerius, Helena.

Bei genauer Betrachtung der Darstellungen auf der Innenseite müssen wir hohe Achtung vor dem Künstler empfinden. Wie ergreifend wirkt auf uns die Kreuzigungsgruppe! Wie gottergeben trägt der Erlöser den furchtbaren Kreuzestod! Still und in sich gekehrt, die Linke eingekrampft in das Gewand, sprachlos vor unsagbarem Schmerz starrt die Muttergottes vor sich hin, während Johannes mit schmerzlich bewegten Zügen hinaufblickt zu dem, den er so lieb hatte. Welch ein Ebenmaß tritt uns in allen drei Gestalten entgegen!

---

[1]) Zöckler: Das Kreuz Christi: Gütersloh 1875, S. 235 und Otte: Handb. der kirchl. Kunstarch. I. S. 540.

[2]) Otte: I. S. 483 u. 493.

Dasselbe gilt nicht in gleichem Maße von der andern Seite. Da ist manches, was unser Auge stört! Wie unförmlich ist z. B. der Kopf der Muttergottes und wie übergewaltig nimmt sich das Lilienzepter in ihrer Hand aus! Auch der Schlüssel des Petrus und das Schwert des Paulus ermangelt des rechten Verhältnisses. Erfreulich wirkt dagegen das Bestreben des Künstlers Leben und Bewegung in die ganze Darstellung zu bringen. Wie steif und gleichförmig nehmen sich manchmal die Gestalten der Heiligen auf Altarbildern und Weihtafeln aus! Unser Künstler ist sichtlich bemüht, die Einförmigkeit zu vermeiden. An den Personen des Petrus und Paulus begegnet uns die charakteristische gotische Biegung.

Sehen wir uns die Gestalten der heiligen Katharina und Dorothea an, so finden wir sie vollständig gleich gearbeitet, die Haltung der Hände, die dreifach gegliederte Gewandung ist ganz genau dieselbe, nur die Sinnbilder und die Kronen sind andere. Da drängt sich einem unwillkürlich die Vermutung auf, daß manche der Heiligenfiguren fabrikmäßig auf Vorrat gearbeitet wurden, so daß es bei der Bestellung nur nötig war, ihnen die verschiedenen Sinnbilder in die Hand zu geben.

Dem Künstler der Kreuzigungsgruppe möchte ich nur noch die knieende Gestalt des Ritters und vielleicht auch noch die sich ihm zuneigende Gestalt der heiligen Barbara zuweisen, während mir die Muttergottes und die andern Heiligen von Gesellen des Meisters gearbeitet zu sein scheinen.

Wie ist nun wohl die Entstehung unseres Kunstwerks vor sich gegangen?

Zuerst entstand die Innenseite unserer Reliquientafel, an der ein Meister mit seinen Gesellen schuf, erst viele Jahre später die gestochene Außenseite, die von einer andern Hand gearbeitet wurde. Daß eine Reihe von Jahren zwischen der Entstehung beider Teile liegt, beweist aufs deutlichste die Gestalt des Ritters, die bei der innern Gruppe einen Mann im besten Alter darstellt, während auf der gestochenen Vorderseite der Ritter als älterer Mann schon mit gelichtetem Scheitel und schärferen Gesichtszügen uns entgegentritt. Daß ein anderer Künstler die schraffierte Außenseite schuf, beweist auch die ganz verschiedene Darstellung des Kreuzes und der Schädelstätte. Dann ergänzt und verbesserte auch dieser Künstler das Bild der Innenseite.

Dort erkennt man den Betenden nicht als einen Deutschordensritter, auch bleibt man über die Person des Betenden im Ungewissen.[1] Der Stecher läßt uns darüber nicht im Unklaren. Er zeigt uns durch das Kreuz auf dem Mantel, daß es ein Deutschritter ist; und daß es Thile von Lorich, der Stifter der Tafel, selbst ist, den er hier wiedergibt, macht er durch das darüber angebrachte Wappen und dann durch die herumlaufende Inschrift klar. Sollte dies vielleicht auf Verlangen des Stifters selbst geschehen sein, der hier Deutlichkeit wünschte? Vielleicht ist auf Wunsch des Bestellers auch der altarähnliche Sitz zurückzuführen, den die Vorderseite uns als Thron der Muttergottes zeigt statt des weltlichen, gotischen Stuhles. Auch scheint die Darstellung der heiligen Barbara auf der Innenseite dem Geschmack des Bestellers wenig entsprochen zu haben, drum steht sie auf der Außenseite nur als stille Fürbitterin dem betenden Ritter würdig zur Seite.

Entstanden ist unser Kunstwerk jedenfalls im Ordenslande selbst und aller Wahrscheinlichkeit nach in Elbing, worauf ja auch schon die Umschrift hinweist. Hier befand sich schon vor dem Jahre 1385 ein Goldschmiedegewerk[2] und hier lebte auch um diese Zeit der stark in Anspruch genommene Meister William oder Wilhelm, zu dem auch der Hochmeister nach den Aufzeichnungen im Treßlerbuche manche Bestellung sandte.[3] Seine Wohnung haben wir wohl in der Elbinger Neustadt zu suchen, denn die drei Rosen, welche sich am Fuße des Kreuzes auf der Innenseite befinden, scheinen mir dafür zu sprechen, denn ein Kreuz und 3 rote Rosen bilden das Wappen der Elbinger Neustadt. Ein Meisterzeichen läßt sich leider an unserer Tafel nicht bemerken. Es war um diese Zeit nicht mehr Sitte. Darum sah sich der Hochmeister Konrad von Jungingen i. d. J. 1394 und 98 genötigt, für die Goldarbeiter die Bestimmung zu erneuern, daß sie ihre Arbeiten mit ihrem und dem Stadtzeichen versehen sollten.[4]

Hoffentlich ist es durch diese Ausführung gelungen, das Augenmerk auf das geschichtlich so interessante und auch künstlerisch so bedeutsame Kleinod des Ordenslandes von neuem zu lenken!

---

[1]) Wenigstens läßt die mir vorliegende Photographie das Kreuz auf dem Mantel nicht erkennen; Mielcarzewicz auf seiner Zeichnung hat allerdings ein Kreuz auf den Mantel des Betenden gemalt.

[2]) von Czihak a. a. O. S. 2. b.

[3]) Dieser Ansicht ist Hagen: Neue preuß. IV. S. 34; ihm folgt auch von Czihak S. 2. a. u. b.

[4]) Voßberg: Gesch. d. preuß. Münzen und Siegel. S. 119.

Die Erfurter Loge unter Dalberg und Dominikus und ihre Beziehungen zur Erfurter Akademie

von

Professor Gotthold Deile.

In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war die Neigung weit verbreitet, durch geheime Verbindungen den Fortschritt auf geistigem, sittlichem und politischem Gebiete zu fördern. Die Form der geheimen Gesellschaft übte auf die Deutschen eine hinreißende Anziehung aus. Die Aufklärung stellte den Einzelnen auf sich selbst und ermutigte ihn, seine Verstandeskräfte getrost zu gebrauchen. Es regte sich der Drang, die Außenwelt nach den neuen Einsichten und Empfindungen umzugestalten. Da aber diesem Betätigungsdrange des begabten Einzelnen ein öffentliches Leben mangelte, so suchte und fand er Ersatz in den geheimen Gesellschaften, die eine Frucht der Aufklärungsbewegung sind. Sie genügten dem gleichen Bedürfnisse, wie heute die öffentlichen Vereine, und schlossen sich meistens in irgend einer Form an den Freimaurerorden an. Als am Johannistage 1717 sich vier Londoner Logen durch die Wahl eines Großmeisters zusammenschlossen und den Namen der „Großloge von England“ annahmen, trat alsbald diese neue Vereinigung ihren Siegeszug durch die abendländische Welt an und sog seit dem Anschlusse Friedrichs des Großen, 15. August 1738, in den preußischen Staaten alle verwandten Gesellschaften auf.

Diese große geistige Bewegung in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war kaum bis zum Weichbilde der Stadt Erfurt gedrungen, als Karl Theodor Anton Maria Freiherr von und zu Dalberg als Statthalter am 2. Oktober 1772 seinen Einzug in Erfurt hielt.

Kurz zuvor, 1770, war in Erfurt eine Loge[1]) gegründet

[1]) Nach einem 1790 in Leipzig erschienenen Verzeichnis der deutschen Logen soll seit 1768 eine Loge Paladienne in Erfurt bestanden haben, aber es hat sich keine Spur von ihr ermitteln lassen.

worden, die aber von den Freimaurern als Winkelloge betrachtet wurde. In einem der Archive, die der Großloge „Royal York zur Freundschaft“ in Berlin unterstehen, befindet sich ein Manuskript von 73 Blättern, das sich als eine Sammlung beglaubigter Abschriften „der Gesetze, Geheimnisse, Sitten und Gewohnheiten des Bundes der Unzertrennlichen“ oder „der Hauptloge Indissolubilis“ bezeichnet.[1]) Das Original war im Besitze der am 6. Juni 1680 zu Halle begründeten Loge „Sincera Confoederatio“. Die Hauptloge hatte 1580 Heinrich von Schlick in Verbindung mit den Grafen Heinrich von Reuß zu Gera und Günther von Schwarzburg gestiftet. Jene Abschriften sind im Jahre 1778 angefertigt und von dem Ordensmeister Dr. Christian Loeber und Johann Tobias Strubel beglaubigt. Sie nennen in dem „Geheimnisse des I. Grades“ § VIII: „den 19. Februar als den Stiftungstag der Loge zu Erfurth“. Weiter wird in dem „Geheimnisse des II. Grades“ erwähnt:

> „daß im Jahre 1770 der nun selige Herr Dr. Friedrich Erhard Loeber, hochfürstlicher Chartorinskischer Leibmedikus und Physikus zu Corsetz als Ordensmeister dieses Ordens der Unzertrennlichen zu Erfurth eine Loge unter dem Namen „Sincera Concordia“ errichtet und am 19. Februar 1770 seinem Vetter Herrn Dr. Christian Loeber die Würde des Ordensmeisters übertragen habe.“

Fr. E. Loeber war eine Zeit lang Leibarzt des Königl. Polnischen Großkanzlers Fürsten Joseph Czartorysky zu Corsetz gewesen und 1769 nach Erfurt zurückgekehrt. Er stirbt im März oder April 1770. Da er bald nach seiner Ankunft in Erfurt die Loge „Sincera Concordia“ errichtet, so hat er kurz vor seinem Tode, am 19. Februar 1770, also am Stiftungstage der Loge, seinem Vetter Christian Loeber[2]) das Großmeisteramt des Bundes übertragen.

---

[1]) Vergl. Ludwig Keller, Die Großloge Indissolubilis und andere deutsche Großlogen-Systeme des 17. und 18. Jahrhunderts. Monatshefte der Comenius-Gesellschaft 1907, Heft III.

[2]) Dr. Christian Loeber war am 14. August 1743 in Altenburg geboren als Sohn des Generalsuperintendenten gleichen Namens (geb. 2. Febr. 1683 zu Orlamünde, gest. 1747 zu Altenburg), seine Schwester Christiane Dorothea war die Gemahlin des Dr. jur. Lilien zu Erfurt, der zur Verbindung zwischen der früheren Neustadt, jetzigen Regierungsstraße, und Neuwerkstraße einen Streifen seines Gartens hergab, die heutige Lilienstraße. Christian Loeber

Zwischen der Hauptloge Indissolubilis und den verwandten Systemen einerseits und der unter dem Namen der Freimaurer seit 1738 sich ausbreitenden englischen Lehrart ist lange Zeit ein heftiger, stiller Kampf geführt worden, so daß man schließlich die Indissolubilisten für Winkellogen oder Bastardlogen erklärte. Als daher Karl v. Dalberg, am 5. April 1771 zum Statthalter von Erfurt ernannt, am 2. Oktober 1772, erst 28 Jahre alt, seinen Einzug in Erfurt hielt, arbeitete in Erfurt keine Freimaurerloge.

Karl Theodor Freiherr von Dalberg ist allgemein nur aus der auf die Erfurter Statthalterschaft folgenden Periode seines Lebens bekannt, die die Erinnerung an frühere Verdienste verwischt hat. Aber die stille, segensreiche Arbeit des Verwaltungsmannes darf über der unheilvollen Tätigkeit des Politikers nicht vergessen werden. Als ein Sproß des alten Geschlechts der Kämmerer von Worms 1744 geboren, trat Dalberg nach der in Göttingen und Heidelberg verbrachten Studienzeit in die mainzische Verwaltung ein. Statthalter in Erfurt blieb er bis zu seiner 1802 erfolgten Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz.

Getreu den Überlieferungen seines Hauses war Dalberg frühzeitig dem Freimaurerbunde beigetreten. Er war ein Mann hochherzigen, idealen Strebens, von wahrhaft maurerischem Geiste und aufrichtig maurerischer Gesinnung, bestrebt, die ihm zugewiesene Aufgabe und seine Pflichten mit Eifer, Sachkenntnis und Wohlwollen zu erfüllen, beseelt von dem in seiner Schrift „Betrachtungen über das Universum“ ausgesprochenen Grundsatze:

> „Willst du deine Untertanen glücklich machen, so strebe nach drei Dingen, daß keiner hungere, daß jeder beschäftigt sei, daß alle gerecht und womöglich liebend seien.“

wurde 1760 in Erfurt immatrikuliert, ging 1763 zum weiteren Studium nach Dresden und Leipzig. Er ließ sich in Erfurt als praktischer Arzt nieder, war Magister der Philosophie und 1767 Doktor der Arznei-Gelehrsamkeit geworden und wirkte seit 1768 als Prosektor in der medizinischen Fakultät an der Emmerichs-Akademie zu Erfurt. Von 1774 an wirkte er als Physikus zu Müseberg, als Amts- und Landphysikus zu Gommern und seit 1790 als Physikus zu Worsfelde in Braunschweig, wo er am 22. Dezember 1792 gestorben ist. Als er 1764 in Dresden studierte, ist er durch den Logen-Meister Herrn von Zettlitz als Mitglied der dortigen Loge „Gloriosa Amicitia“ aufgenommen worden. Vergl. Dr. Rich. Loth, Die Dozenten der medizinischen Fakultät der Universität Erfurt in den Jahren 1646—1816. Jahrb. Neue Folge, Heft XXXIII, S. 218.

Der neue Statthalter wird seine Versetzung von einem Mittelpunkt geistigen und gesellschaftlichen Lebens nach einer damals in Verfall geratenen Stadt nicht als eine Annehmlichkeit empfunden haben. Der Mangel geistiger Interessen und die oberflächliche Genußsucht, die den Ton der Geselligkeit in Erfurt[1]) bestimmten, konnten dem begabten jungen Manne nicht zusagen. Noch jung an Jahren, war Dalberg in Erfurt vor eine Fülle der verschiedenartigsten Aufgaben gestellt. Personen und Zustände waren ihm vorläufig völlig fremd. Sehr bald ließ er es sich mit regem Eifer angelegen sein, dem wissenschaftlichen Leben in Erfurt neuen Schwung zu verleihen. Es erschien ihm am zweckmäßigsten, mit der Neubelebung der Akademie nützlicher Wissenschaften den Anfang zu machen.[2]) Was Dalberg ein Vierteljahrhundert lang und darüber hinaus der Erfurter Akademie geleistet hat, ist bekannt. Die Geschichte der Erfurter Akademie ist für die Jahre 1776—1802 die Geschichte Dalbergs.

Im nahen Zusammenhange mit dieser Förderung wissenschaftlichen Sinnes stand das Bestreben Dalbergs, den gesellschaftlichen Kreisen Erfurts eine idealere Richtung zu verleihen. Als er sein neues Amt in Erfurt antrat, mußte sich ihm bald die Überzeugung aufdrängen, daß Erfurt nicht der Ort sei, der seinem angeborenen und durch sein bisheriges Leben ausgebildeten Bedürfnisse nach einer durch geistige Interessen gehobenen Geselligkeit Genüge leisten konnte. Hier bildend, fördernd, anregend, selbst einzugreifen, mußte späteren Zeiten überlassen bleiben.

Dagegen war die geographische Lage Erfurts eine solche, daß Dalberg in nächster Nähe das finden konnte, was er in Erfurt vermißte. Die Höfe von Gotha und Weimar standen ihm offen. Bald ist Dalberg, an beiden Höfen der oft erscheinende Gast, stets willkommen.

---

[1]) Die Zustände in Erfurt veranlaßten Wieland 1770 zu der brieflichen Äußerung an Gesner:

„Wolle der Himmel nicht, daß meine Gebeine in dem Sande liegen müssen, wohin mich mein Schicksal geführt hat: Was für Leute! Was für Köpfe! Welche Sitten! Welche Roheit, Geist-, Herz- und Geschmacklosigkeit!" —

[2]) In dem ganzen Jahrgange 1775 der Erfurter Nachrichten geschieht der Akademie keine Erwähnung. „Sopita quasi jacuit, varios casus experta" sagt der Herausgeber des ersten Bandes der „Nova Acta" in der Vorrede, Johann Joachim Bollermann.

Im September 1774 konstituierte die Große Landesloge von Deutschland eine Loge in Gotha. Durch den Beitritt des Herzogs Ernst II. und dessen jüngeren Bruders Prinzen August von Gotha gewann sie besondere Bedeutung, und seitdem Herzog Ernst II. 1775 die Würde des Großmeisters der Großen Landesloge von Deutschland übernommen hatte, liefen in Gotha sehr wichtige Fäden zusammen. Dalberg fühlte sich daher in jenen Jahren besonders nach Gotha hingezogen, aber für ihn gab es wohl mehr als einen Grund, nicht in erster Reihe wirkend hervorzutreten.

Dalberg war dem Weimarischen Hofe schon 1763 als Kapitular bekannt geworden und befreundete sich, seit er in der Nähe desselben in friedlicher Muße seinen schöngeistigen und menschenfreundlichen Neigungen lebte, dem jungen Herzog und seiner Umgebung immer mehr. Im Hoffourierbuche von Weimar, wo Dalbergs Besuch 1774 eingetragen ist, steht die später hinzugefügte Bemerkung:

> „Dergleichen Ankunft in dem Jahre gar verschiedene Male. Den Tag nach seiner Ankunft, den 8. November, war Goethe bei Hof an der Marschallstafel. Denselben Abend kam Dalberg an, der an diesem oder dem folgenden Tage Goethes Bekanntschaft gemacht haben wird".

Dalberg schrieb 1775 über den Herzog an den Grafen Görtz:

„eine Fürstenseele, wie ich sie nie sah." —

Die am 24. Oktober 1764 gegründete Loge „Amalia" trat damals immer mehr in den Mittelpunkt des geistigen und gesellschaftlichen Lebens in Weimar. Die Mitglieder der Loge gehörten fast ausnahmslos der Hofgesellschaft an. Es begegnen uns in der Zahl der Mitglieder jener Jahre sehr viele wohlbekannte Namen. Die Leitung der Loge „Amalia" lag in den Händen des Staatsministers Jakob Friedrich v. Fritsch und des Kammerpräsidenten v. Kalb, der unmittelbar nach Gründung der Erfurter Akademie deren Ehrenmitglied geworden war, sowie des Geh. Bergrats Ernst Karl Konstantin v. Schardt, Bruders der Frau v. Stein.

Ferner gehörten der Weimarer Loge an:

Friedrich Wilhelm Ludwig v. Beulwitz, damals Reg.-Assessor in Rudolstadt, später Minister und Meister vom Stuhl der Loge „Günther zum stehenden Löwen" in Rudolstadt;

Freiherr Joh. Adolph Ludwig v. Stein;

Freiherr Fr. Chr. Ekbrecht v. Dürkheim, Wirkl. Geh. Rat;
Friedrich Karl und Friedrich Hartmann v. Witzleben;
Joh. Karl August Musaeus, der Herausgeber der Volksmärchen;
Friedrich Justin Bertuch, Legationsrat, Meister vom Stuhl 1808 bis 1810, Direktor der Erfurter Akademie vom 24. Oktober 1816 bis 3. April 1822;
Freiherr J. J. v. Lyncker auf Denstedt bei Weimar;
Freiherr Leonhard v. Klinkowström, Hofmarschall in Weimar;
Maler G. M. Krause;
Doktor der Medizin Buchholz, Hofmedikus in Weimar, den das Protokoll vom 19. März 1776 bei der Wiederbelebung der Akademie durch Dalberg besonders erwähnt; er hat sich eifrig an den Bestrebungen der Akademie beteiligt und seinem Logenbruder Legationsrat Bertuch den Zutritt zur Akademie verschafft.

Später schlossen sich der Loge „Amalia" an:

Johannes Schulze, der nachmals durch seine reformatorische Tätigkeit im Schulwesen des preußischen Staates berühmt geworden ist;
Freiherr v. Egloffstein, Hofmarschall;
v. Einsiedel, Oberhofmeister;
Ridel, Kammerdirektor, Meister vom Stuhl 1810—1818;
Karl August Böttiger, damals Direktor des Gymnasiums zu Weimar;
v. Conta, Landesdirektionspräsident in Weimar.

Durch den Herzog Ernst II. von Gotha war seit 1777 ein brüderlicher Verkehr der Loge „Ernst zum Compaß" zu Gotha mit der Loge „Amalia" zu Weimar angebahnt.

Die Arbeiten der Loge „Amalia" wurden mit besonderem Eifer betrieben, seitdem Johann Joachim Christoph Bode zu Ende 1778 oder Anfang 1779 von Hamburg nach Weimar übergesiedelt war und in Weimar als Geschäftsführer der Gräfin Bernstorff, der Witwe des dänischen Staatsministers Graf Johann Hartwig Ernst von Bernstorff lebte. Bodes erste Schritte in Weimar waren, daß er die freundschaftlichen Beziehungen, die er mit Herder[1]) bereits in Hamburg angeknüpft hatte, wieder

[1]) Herder, der im Juni 1766 seinen formellen Anschluß an die Loge „Zum Nordstern" in Riga vollzogen hatte, fühlte sich Bode noch in Weimar für viele in Hamburg empfangene Gefälligkeiten verpflichtet; Bode war durch seine Stellung imstande gewesen, Herder die Häuser der angesehenen Hamburger Familien, deren Häupter dem Bunde angehörten, zu öffnen.

aufnahm und Anschluß an die Loge „Amalia“ suchte. Er hatte sich durch seine freimaurerischen und humanitären Bestrebungen bereits einen Namen erworben und nahm in Weimar an den bisherigen Forschungen und an allen als Reformen vorgeschlagenen Neuerungen in der Freimaurerei tätigen Anteil. Er wußte auch Goethe[1]) für die Freimaurerei zu interessieren. Am Vorabende des Johannisfestes 1780 trat Goethe in den Freimaurerbund ein. Am 5. Februar 1782 wurde der Herzog Karl August, der unmittelbar nach der Übernahme der Regierung am 3. September 1775 die Protektion über die Loge übernommen hatte, als Freimaurer aufgenommen.

Der Eifer, mit dem in Weimar die maurerischen Angelegenheiten betrieben wurden, führte jedoch zu Spaltungen und Uneinigkeiten, die namentlich zwischen Friedrich Justin Bertuch und Bode sich äußerten. Der Zwiespalt brach am Johannistage 1782 aus, als der Meister vom Stuhl, v. Fritsch, am Erscheinen behindert war und der deputierte Meister, Karl Konstantin von Schardt, ihn vertrat. Volle 26 Jahre waren die Arbeiten der Loge „Amalia“ zu Weimar eingestellt. Natürlich hörte damit das Zusammenhalten der Verbrüderten und die Beschäftigung mit den einmal gewonnenen Interessen nicht auf.

Dalberg blieb, auch als die Loge „Amalia“ ruhte, in regem Verkehr mit den Weimarer Brüdern und unterhielt ferner vertraute Beziehungen zu ihnen, besonders zum Herzog Karl August. Wie lebhaft diese Männer sich unter einander und zu Taten der Humanität verpflichtet fühlten, das beweist eine merkwürdige briefliche Äußerung Karl Augusts über Karl v. Dalberg. Der Herzog schreibt am 11. Januar 1788 an Herder:

> „Der Coadjutor ist ein guter, echter Schotte und trägt sein Schurzfell nicht umsonst.“

Die „guten Schotten“ waren überall im Sinne ihrer Ideale als unsichtbare Schutzgeister tätig. Als daher der Professor Johann Jakob Friedrich Sinnhold sich bemühte nach der Schließung der

---

[1]) Vergl. Gotthold Deile, Goethe als Freimaurer, Berlin 1908. Auch an Schiller trat Bode heran und forderte ihn auf, dem Bunde beizutreten; vergl. Gotthold Deile, Freimaurerlieder als Quellen zu Schillers Lied „An die Freude“. Wortgetreue Nachdrucke bisher noch unbekannter Quellen mit einer Einleitung „Über das Verhältnis der Freimaurer zu Schiller“, Leipzig 1907.

Weimarer Loge in Erfurt eine maurerische Bauhütte zu errichten, fand er bei Dalberg eifrige Unterstützung. Bereits am 21. Oktober 1783 konnte Sinnhold mit seinen Freunden daran denken, eine Loge in Erfurt zu gründen. Wie die Einweihung am 30. April 1784, so fanden auch die späteren Arbeiten der Loge „Zu den 3 Quellen“ im Hause des Prof. Sinnhold statt, Querchgasse „zum grauen Bock“, jetzt Eichengasse No. 7. Der Name war von den Gründern den 3 Quellen des Dreienbrunnens entlehnt. Aber die 3 Quellen der neuen Loge führten nicht so reines Wasser wie jene; denn sie hatten ihr Wasser aus getrübtem Behältnis empfangen. Trotz angewandter Vorsicht mußte der edle Sinnhold bald die Erfahrung machen, daß die Loge nach dem 1765 vom Freiherrn v. Hund gegründeten Systeme der „strikten Observanz“ gegründet und er Unberufenen und Betrügern in die Hände gefallen war. Schon am 14. November 1786 lösten die Mitglieder ihre Verbindung, und die 3 Quellen versiegten wieder nach nur kurzem, in Dunkel gehülltem Laufe. —

Unmittelbar nach so trüben Erfahrungen führte Dalberg den Professor Sinnhold, dessen eifriges Bestreben war, eine neue Loge nach einem anerkannten Systeme zu gründen, mit dem Weimarischen Hof- und Legationsrate Bode zusammen, jenem hervorragendsten unter den Freimaurern zu Weimar. Durch dessen Vermittelung wurde bereits am 12. Dezember 1786 das Konstitutionspatent für die neue Erfurter Loge ausgefertigt.

Am 19. Februar 1787 konnte das Einweihungsfest der neuen Loge stattfinden. Die Stifter hatten ihr den Namen „Carl zu den 3 Rädern“ gegeben.

Die Logenbezeichnungen werden von dem Namen einer Person hergenommen und erhalten meist noch eine Zusatz abstrakter oder symbolischer Art. Die Stifter hatten demnach den Namen zu Ehren von Karl v. Dalberg, unter dessen wohlwollender Mitwirkung und Zustimmung die Loge gestiftet wurde, und den Zusatz mit Anspielung auf das Rad im Mainzer Wappen gewählt.

Der 19. Februar war ohne Zweifel mit Anlehnung an die erste Logengründung in Erfurt beibehalten. Neben dem Hof- und Legationsrat Bode aus Weimar nahmen an der Weihe der neuen Erfurter Loge der Kammerherr und Oberst v. Hellmolt aus Gotha

und der Hofrat von Beulwitz[1]) aus Rudolstadt teil. Das Patent, das Bode überreichte und das von dem Sekretär der Loge Johann Weißenborn vorgelesen wurde, bestätigte den Professor Sinnhold als Meister vom Stuhl. Als Stifter der Loge sind anzusehen:

1. Johann Jakob Friedrich Sinnhold, Professor ordinarius philosophiae, bei der vierten akademischen Jubelfeier zu Erfurt 1792 Rektor magnificus, nach dem Abgange des Direktors Bellermann nach Berlin 1804 Direktor des Gymnasiums zu Erfurt, gest. 6. März 1805;

2. Johann Friedrich Weißenborn, Professor medicinae;

3. Johann Justin Weißmantel, Professor juris und Assessor facultatis juridicae, später Bürgermeister von Erfurt;

4. Johann Weißenborn, Professor der Rechte, später geadelt und 1803 zum Hofrat ernannt;

5. Johann Joachim Bellermann, Professor der Theologie, 1790—1804 Direktor des evangelischen Ratsgymnasiums zu Erfurt, dann Direktor des Köllnischen Gymnasiums zu Berlin, gest. 1842.

Es befanden sich demnach in der Loge Vertreter aller Fakultäten der Universität. Die Stifter waren kurz zuvor, in den Jahren 1784—1785, Mitglieder der Erfurter Akademie geworden (Bellermann war 1792—1804 Sekretär der Akademie).

Am Schluß des Einweihungsfestes erklärte Bode, „daß er von den Ältesten des Ordens einige Fragen erhalten habe, deren Beantwortung seitens der Mitglieder dieser Loge diese baldmöglichst wünschten."

Die Aufgaben waren folgende:

1. Anfertigung eines Verzeichnisses aller Produkte des Erfurtischen Landes im Pflanzen-, Mineral- und Tierreiche.
2. Wieviel ungefähr jährlich von jedem erzielt werde.
3. Wieviel von jedem Produkt jährlich konsumiert werde.
4. Vorschläge, wie jedes Produkt verarbeitet, veredelt, verwendet werden könne.
5. Welches sind die herrschenden Vorurteile in dieser Gegend?

---

[1]) Karoline von Lengefeld war damals mit v. Beulwitz in Rudolstadt verheiratet. Sie stand in Erfurt sowohl mit K. v. Dalberg als auch mit der verwandten und eng befreundeten Dacherödschen Familie, vor allem mit Karoline v. Dacheröden im persönlich freundschaftlichen Verkehr. Aus ihren Händen empfing Schiller seine Lotte, ihre Schwester, Wilhelm v. Humboldt ihre Freundin Karoline v. Dacheröden.

6. Worin sind die Vorurteile in Stadt und Land unterschieden?
7. Welche Vorurteile sind die schädlichsten?
8. Durch welche Mittel könnte die Aufklärung dagegen am meisten verbreitet werden?
9. Wie ist das Schulwesen auf dem Lande zu verbessern?
10. Durch welche Mittel könnte der Religionshaß unter beiden Teilen am besten vertilgt werden?
11. Wie könnte der Geist der Industrie in hiesiger Stadt noch mehr belebt werden?

Diese Fragen zeigen nach Form und Inhalt eine überaus große Ähnlichkeit mit den Aufgaben, die auf Dalbergs Anregung in jenen Jahren der neu belebten Erfurter Akademie vorgelegt wurden.[1]) Sie tragen deutlich den Stempel Dalbergischer Mitarbeit. Ich möchte sogar der Vermutung Raum geben, daß Dalberg jene 11 Thesen selbst gestellt, jedenfalls mit zu den oben erwähnten „Ältesten des Ordens" gehört oder mit ihnen in engster Verbindung gestanden hat.

Daß sich die Loge Dalberg gegenüber zu besonderer Dankbarkeit verpflichtet fühlte und in ihm ihren mittelbaren Gründer sah, davon gibt bereits die erste größere Logenfeier am 19. Juni 1787 Zeugnis. Sie galt der Erhebung Dalbergs zum Coadjutor und Thronfolger des Kurfürsten von Mainz. Bellermann legte in einer Rede den unvergleichlichen Charakter, die Wohltaten des Gefeierten sowie die herrlichen Aussichten dar, die dem Erzstift und dem Orden durch dieses Ereignis erwüchsen. —

Das Maurertum der damaligen Zeit suchte namentlich auf die Geister der Jugend Einfluß zu gewinnen, um in ihnen tüchtige und zuverlässige Glieder des Bundes heranzuziehen. Wir wissen, wie Dalberg, der Freund und Wohltäter, das aufkeimende Talent eines Dominikus auf jede Weise zu fördern und heranzuziehen suchte.[2]) Wir werden uns daher nicht wundern, wenn 1790 Johann Jakob Dominikus, der Freund des

---

[1]) Vergl. Oergel, Die Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt von ihrer Wiederbelebung durch Dalberg bis zu ihrer endgültigen Anerkennung durch die Krone Preußens. Jhrb. Neue Folge, Heft XXX, S. 150 ff.

[2]) Vergl. Dr. Albert Pick, Professor Jakob Dominikus, der Freund des Coadjutors von Dalberg, Hamburg 1894.

Coadjutors Karl v. Dalberg, unter Bürgschaft des späteren Hofrats Joh. v. Weißenborn, der damals Sekretär der Loge war, in den Freimaurerbund aufgenommen wurde. Bald nach dem Eintritte des Dominikus mußte die Erfurter Loge bis 1803 ihre Arbeiten einstellen, wenn auch bei den Brüdern in Erfurt das Interesse für den Bund nicht ganz erlosch und das Zusammenleben der Verbündeten nicht aufhörte.

Am 5. Juni 1787 war Karl v. Dalberg zum Coadjutor des Mainzer Stuhles gewählt. Diese Wahl führte sein bisher von sanften Wellen geschaukeltes Lebensschiff hinaus auf die hohe See. Die neu herantretenden Aufgaben der großen Politik hielten den Statthalter die folgenden zwei Jahre ganz von Erfurt fern. 1789 brachen die Stürme der Revolution los, in ihrem Gefolge der Krieg, und die nächsten Jahre ermöglichten dem Statthalter nur noch mit starken Unterbrechungen die Residenz in Erfurt. Als der Kurfürst Friedrich Karl Joseph (von Erthal, reg. von 1774 bis 1802) am 25. Juli 1802 starb, wurde Karl v. Dalberg Erzbischof, Kurfürst und Reichserzkanzler und verließ nunmehr Erfurt für immer. Die Zeit seiner Statthalterschaft und seines Wirkens an der Akademie war die glücklichste seines Lebens. Dasselbe gilt von der Akademie. Er war ihre Freude, ihr Stolz und — ihre Hoffnung.

Nach der am 21. August 1802 erfolgten Übergabe Erfurts in preußischen Besitz konnte die Erfurter Loge wieder ihre Arbeiten aufnehmen. Auf der Höhe des Petersberges geschah die Wiedereröffnung der Loge „Carl zu den 3 Rädern" am 22. Oktober 1803 unter der Hammerführung des Generalleutenants Grafen v. Wartensleben[1]) in der Wohnung des ehemaligen

[1]) Als am zweiten Pfingstfeiertag, 30. Mai 1803, Friedrich Wilhelm III. mit seiner erlauchten Gemahlin Luise in Erfurt, das durch den Reichsdeputationshauptschluß in preußischen Besitz übergegangen war, einzog, — dieser Tag ist durch des Künstlers Pinsel im Erfurter Rathause verewigt —, hatte der Gouverneur Generalleutenant Graf v. Wartensleben in dem Gouvernementsgarten in freimaurerischem Sinne eine großartige Veranstaltung getroffen. Mitten im Garten stand ein offener Tempel, im Tempel ein Altar mit der Inschrift: „Großmut und Tugend". Zu beiden Seiten des Tempels liefen Schwibbögen. In einem Bogen sah man ein großes Medaillon mit der Umschrift:

„Dem Vater preußischer Staaten, dem Vorbilde gegenwärtiger und künftiger Herrscher, dem allverehrten König Friedrich Wilhem III., dem Stifter und Erhalter alles Wahren, Guten, Schönen, durch Großmut unsterblich." —

Prälaten und Abtes des Benediktinerklosters auf dem Petersberge Placidus Muth, der auch der Loge beitrat.

Er ist ein beredtes Zeugnis für das noch lebendige Fortwirken des Dalbergschen Geistes der religiösen Duldung in Erfurt, daß die Loge „Carl zu den 3 Rädern" damals fast die gleiche Anzahl katholischer wie evangelischer Mitglieder in den Bruderkreis aufnahm.

In dem Logenprotokoll vom 22. Oktober 5803 (1803) wird eingangs gesagt:

„Nachdem unsere g. u. v. Loge „Carl zu den 3 Rädern" seit dem Jahre 1790 wegen den damals eingetretenen und nachherigen Staatsverhältnissen ihre Arbeiten gleich vielen andern Logen Deutschlands eingestellt hatte, hierauf aber im vorigen Jahre, nach der glücklichen Vereinigung des Erfurter Staates mit der Königl. preuß. Monarchie, von der großen National-Mutter-Loge zu den drei Weltkugeln in Berlin aufgefordert wurde, unter ihrer Protektion die Arbeiten wieder aufzunehmen — — — und unterm 9. April 1803 ihre Affiliations-Akte erhielt, aber wegen Mangels eines schicklichen Lokals bis jetzt gehindert war, wurde der heutige Tag zur Aufnahme ihrer Arbeiten endlich festgesetzt."

Unter den Mitgliedern dieses Aufnahmetages wird auch Dominikus wieder aufgeführt.

Erst am 19. Juli 1806 wurde der Lehrling Dominikus zum Gesellen befördert. Am 27. Oktober 1806 — es ist der Tag, an dem der siegreiche Napoleon seinen Einzug in die preußische Hauptstadt hielt — begrüßt an Stelle des abwesenden Meisters vom Stuhl, des Bürgermeisters Weißmantel, v. Weißenborn anwesende französische Offiziere als besuchende Brüder mittelst Ablesung einer in französischer Sprache abgefaßten Rede. Am Schlusse der Arbeit bittet Dominikus ums Wort, „und als er solches erhalten, las er eine den jetzigen Zeitumständen entsprechende Rede in französischer Sprache ab". Dem Zuge der Zeit, vielleicht auch geheimer Nötigung folgend, fragte Dominikus am 18. Juni 1807 an, „ob die Johannisfestrede in französischer und in deutscher Sprache zu halten sei, oder bloß in ersterer, worauf bestimmt wurde, solche in französischer Sprache zu halten und allenfalls in deutscher Sprache

in die Akten zu legen". Am 16. August 1809 veranstaltete die Loge eine Nachfeier des Napoleonstages, deren Protokoll beginnt:

> „Nach gesetzlich eröffneter Loge, welche zur Feier des großen und einzigen Napoleon bestimmt ist, verlas der Br. Redner eine vortreffliche, diesem Gegenstande angemessene Rede."

Wegen ihrer französischen Verirrungen mußte die Erfurter Loge in den Jahren 1806—1814, unter der drückenden Zeit französischer Herrschaft, arg leiden. Während nach der Völkerschlacht bei Leipzig fast ganz Deutschland sich des wiedererwachenden Freiheitsfrühlings erfreuen durfte, kamen über das schon schwer genug heimgesuchte Erfurt noch einmal alle Schrecken und Drangsale des Krieges durch eine 13 Wochen lange schwere Belagerung und durch das verhängnisvolle Bombardement am 6. November 1813. Unter solchen Zeitverhältnissen mußte die Loge oft ihre Arbeit einstellen, ja am 8. Mai 1814 erfolgte sogar der Befehl zur Auflösung der Loge „Carl zu den 3 Rädern".[1])

Heimlich hielten die Freimaurer während der Fremdherrschaft ihre Versammlungen ab, ebenso mußten die Sitzungen der Akademie in dieser Zeit oft ausgesetzt werden. „Mitten unter dem Geräusch der Waffen", sagt Dominikus in der Vorrede zum Tom. IV der Acta nova von 1809, S. XIII, „mitten unter den hin- und herziehenden Truppen sind oft Sitzungen gehalten worden, die, wo nicht an die Gefahr, doch an die Bitte erinnern: nolite turbare circulos nostros."

Daß auch die Akademie wie die Loge die französischen Nationalfeste hat feiern müssen, versteht sich von selbst. Während des großen Fürstenkongresses, am 11. Oktober 1808, ward eine öffentliche Sitzung der „Akademie" abgehalten. Bei einer öffentlichen Sitzung, am Napoleonstage, 15. August 1811, wurde auch Goethe in die Zahl der Akademiker aufgenommen. Professor Johann Jakob Dominikus, seit 1792 Mitglied, seit 1. Januar 1804 Sekretär der Erfurter Akademie, hat am 3. September

---

[1]) Mit der Auflösung der Loge „Carl zu den 3 Rädern" war auch zugleich die der Schottenloge „Carl zur Einigkeit", „da sie auf der ersteren fuße", mit ausgesprochen. Letztere wurde am 8. Oktober 1814 mit dem Namen „Carl zum eisernen Kreuz" „retabliert". „Carl zur Einigkeit" war sie jedenfalls nach jener oben erwähnten, am 19. Februar 1770 gegründeten Loge „Sincera Concordia" genannt worden.

das Diplom der Erfurter Akademie Goethe mit folgendem Begleitschreiben übersandt:

Hochwohlgeborener Herr Geheimer Rat!

Euere Exzellenz wurden in einer öffentlichen Sitzung der Akademie, am 15. August, aus freiem Antrieb, und mit der Bitte, das Publikum und Sie möchten diese verspätete öffentliche Huldigung Ihrer Verdienste verzeihen, als Mitglied aufgenommen. Unter diesen Umständen darf die Akad. auf Ihre Nachsicht rechnen. Der Tag selbst empfing durch diesen Akt seine höchste Weihe.

Empfangen Euere Exzellenz das Diplom als das schwächste Merkmal der grenzenlosen Verehrung, womit ich den Stolz meiner edelsten Begriffe verbinde, und nie aufhören werde zu sein Eurer Exzellenz

Erfurt, den 3. Sep. 1811. ganz eigener Dr.
Dominikus
best. Sek. der Akademie.

Goethe bedankt sich mit folgenden Worten:

Hochwürdiger,
Hochgeehrtester Herr,

Die hochansehnliche Akademie der nützlichen Wissenschaften zu Erfurt erzeigt mir eine besondere Ehre, indem sie meiner an einem so großen Feste gedenken und mich unter ihre Glieder gefällig aufnehmen wollen. Ich wünsche, daß dasjenige was ich auf meinem Lebensgange gewollt und vermocht, auch einigen Nutzen möge gestiftet haben, damit ich mit einigem Zutrauen unter so viel würdigen, auf das Beste ihrer Mitmenschen bedachten Männern einen Platz nehmen könne.

Haben Sie die Güte, meinen Dank für diese Auszeichnung der Gesellschaft auf das verbindlichste auszudrücken, und glauben Sie der Versicherung, daß dieses Geschenk mir nicht angenehmer hätte zukommen können, als durch die Hände eines Mannes, den ich so höchlich zu schätzen Ursache habe. Und so ist es keine leere Formel, wenn ich mich mit besonderem Zutrauen und vorzüglicher Hochachtung unterzeichne

Ew. Hochwürd.
Weimar gehorsamster Diener
den 11. September J. W. Goethe
1811.

Nach Jahren furchtbarer Drangsal kam die Erlösung für die Akademie wie für die Loge. Der Mann, der in Erfurt als Schüler und Freund Dalbergs das stärkste persönliche Band zwischen der alten und der neuen Zeit bilden konnte, der das Schifflein der Loge wie das der Akademie durch die siebenjährige Drangsalzeit der Fremdherrschaft hinüberführt, ist Johann Jakob Dominikus.

Bei der Wiederbesetzung von Erfurt im Jahre 1814 war die preußische Regierung nicht in der Lage, die Mittel, die zur Wiederherstellung der Universität erforderlich gewesen wären, zu bewilligen. So sprach man schon damals in Erfurt von der Aufhebung der Universität. Mit ihr, so schien es, sollte auch die „Akademie nützlicher Wissenschaften" aufhören. Dominikus ist bemüht, ihren Fortbestand zu sichern. Am 12. September 1814 wendet Dominikus sich brieflich an Bellermann, der bis zu seiner Übersiedelung nach Berlin Sekretär der Akademie und, wie wir oben gesehen haben, Mitbegründer der Erfurter Loge gewesen war:

„Ich schreibe Ihnen, um Ihre Hilfe, die uns nötig ist, das Licht in seinem Glanze und die Wohltat des harrenden Tages in ihrem ganzen Umfange zu fühlen.

Es scheint, daß man unsere Universität und vielleicht auch unsere Akademie (beide verwaiste und fast aller ihrer Nahrung beraubte Körper) gänzlich auflösen will. Umsonst hätten wir also unser kümmerliches Leben gefristet, um in den Tagen der Erlösung zu sterben! Können Sie dagegen etwas tun? Sollte ein Diplom (dem Staatsrat Herrn Schuckmann, dem Minister v. Hardenberg) von unserer Akademie mit einem schmeichelhaften Schreiben zugesendet, etwas wirken? Ist dieses, so bitte ich um Ihren gütigen und freundlichen Rat, zugleich um die Mitteilung des ganzen Titels beider. Halten Sie erst eine Anfrage für nötig, ob wir uns dieses erlauben dürfen, so wären Sie wohl so gütig, dieses über sich zu nehmen. Was Sie für gut halten, soll geschehen."

Bekanntlich blieben diese Bemühungen des Dominikus, soweit sie sich auf den Fortbestand der Akademie bezogen, nicht ohne Erfolg.

Als die Akademie am 26. Februar 1814 im wiederbefreiten Erfurt Sitzung abhielt, waren es nur noch einige wenige

Personen, die die Traditionen der Dalberg-Periode in die neue Zeit hinüberretteten. Zu ihnen gehören außer dem Sekretär der Akademie Dominikus vor allem der Legationsrat Friedrich Justin Bertuch aus Weimar, der, 1778 in die Akademie aufgenommen, nunmehr das älteste Mitglied der Akademie war. Bertuch war bereits 1776 in die Loge „Amalia" eingetreten, hatte sich 1808 bei der Wiedereröffnung der Weimarer Loge sehr verdient gemacht, war tatsächlicher Vermittler ihres Anschlusses an die Großloge von Hamburg gewesen, von 1808—1810 Meister vom Stuhl, seit 1810 deputierter Meister der Loge „Amalia" zu Weimar. Er war mit Leib und Seele Freimaurer, und zwar deutscher Freimaurer.[1]) Am 18. Oktober 1809 sprach er in einem Briefe an Karl August Böttiger seine Entrüstung über die übertriebene Rücksichtnahme deutscher Logen auf die Franzosen aus. In deutschen Logen, auch in Erfurt, wie wir oben gesehen, wurde wegen französischer Gäste in deren Sprachen gearbeitet. „Es nimmt uns unsern Nationalcharakter und Würde", heißt es in dem Briefe, „und weder England, noch Frankreich, noch Italien, noch Schweden, noch Holland tut dies".

Da Bertuch sich 1808 als geschickter Organisator in Weimar gezeigt hatte, so wandte sich Dominikus Ende Mai 1816 namens der Erfurter Akademie mit der Bitte an ihn, „als Senior der Akademie" das Werk der Reorganisation der Akademie in die Wege zu leiten.

Bertuch ging mit Freuden auf diesen Vorschlag ein und lud in einem feierlichen Schreiben die in Weimar und Gotha wohnenden Mitglieder zum 11. Juli 1816 ein. Die Mitglieder der Akademie in Weimar, an die Bertuch das Zirkular richtete, waren ausnahmslos Logenbrüder:

Exzellenz Staatsminister von Voigt,
Geh. Rat von Goethe,
v. Einsiedel,
Kammerrat v. Ridel, Meister vom Stuhl 1810—1818,
Kanzler v. Müller,
Geh. Regierungsrat Peucer,
Legationsrat Conta,
Bergrat Voigt.

---

[1]) Vergl. Anhang I.

Am 11. Juli 1816 kam es zur Neuorganisation der wiederhergestellten Akademie auf der Grundlage eines neugebildeten Vorstandes. Legationsrat Bertuch wurde zum Direktor erwählt und ist es vom 24. Oktober 1816 bis zu seinem Tode 3. April 1822 geblieben. Unmittelbar nach jener großen Versammlung, am 13. Juli 1816, sandte Dominikus einen „unmaßgeblichen Entwurf zu der neuen Ordnung der Akademie", also einen Entwurf neuer Statuten an seinen Logenbruder Bertuch. Mit rührendem Eifer stellte sich der Freimaurer ganz in den Dienst dieser schönen, weltbeglückenden Idee eines gemeinnützigen Wirkens. Da Dominikus am 11. März 1817 sein geliebtes Erfurt verließ — am 8. März 1817 nahm er von seinem akademischen Wirkungskreise Abschied —, kann der Entwurf der später angenommenen „Neuen Statuten" nicht von Dominikus herstammen, sondern ist vielmehr aus der Feder seines alten Logenbruders Bertuch geflossen, wie es sich aus einem Schreiben des Logenbruders Peucer vom 30. Juni 1818 ergibt, in dem es heißt:

„Er habe gegen den vom Akademiedirektor Bertuch abgefaßten Entwurf nichts einzuwenden."

In demselben Jahre, in dem die Akademie im wieder befreiten Erfurt neues Leben atmete, konnte auch die Erfurter Loge wieder an ihre Arbeit denken. Schon am 27. Juni 1814 wird die Erfurter Loge wieder eröffnet unter dem Namen „Carl zu den 3 Adlern", und zwar in dem dem Stift Beatae Mariae Virginis gehörigen ehemaligen weihbischöflichen Hause (jetzt Hermannsplatz No. 9), wo seit 1808 die Loge „Carl zu den 3 Rädern" ihre Arbeitsstätte aufgeschlagen hatte.

Dominikus wurde zum Meister vom Stuhl gewählt. Er hatte das Schifflein seiner Loge sicher durch jene unruhevolle Zeit hindurchgesteuert. Auf ihn setzte man alle Hoffnung. Der neue Meister vom Stuhl gab sich Mühe, das Logenwesen in Erfurt wieder recht anregend zu gestalten. Durch ihn wurde eine rege Tätigkeit angebahnt. Er war stets besorgt, durch gediegene maurerische Vorträge maurerisches Licht zu verbreiten und maurerisches Streben zu erwecken. Die Loge wußte sich bald unter seiner Hammerführung auch die Achtung der Nachbarlogen zu erwerben. Besonders waren es die Logen „Amalia" zu Weimar, und „Ernst zum Compaß" in Gotha, deren hervorragendste Mitglieder sie mit ihren öfteren Besuchen erfreuten.

Am 8. Februar 1816 sendet Dominikus folgende Einladung zum Stiftungsfeste der Erfurter Loge an Goethe:

Sehr ehrwürdiger B.

Den 19. dieses morgens 11 Uhr feiern wir unser dreißigjähriges Stiftungsfest, das einschließlich der Tafelloge 4 Uhr abends geendigt sein wird. An Sie, sehr ehrw. Br., richten wir die besondere angelegentlichste Bitte, dieses Fest, dem mehrere B. B. aus Weimar und Gotha, wie andere besuchende B. B. vom Militärstande, z. B. Graf Henckel von Donnersmark beiwohnen werden, durch Ihre Anwesenheit zu einem nachbarlichen Familienfeste zu erhöhen, das, wenn es auch nicht alle Ihnen gewiß noch teuere Erinnerungen der Vergangenheit vereinigt, doch manche Anklänge in Ihrem Herzen findet. Dalberg ist in unserm Cirkel an diesem Tage, der sein Geburtstag ist, nicht erstorben, und in Ihnen kehrt reiner Epimenides zu uns zurück. Lassen Sie unsere Meister-Bitte gütigst stattfinden; sie gehört zu den Meister-Angelegenheiten unserer Herzen. Mit tiefster Verehrung

Ihre treuverb. ▭ Karl zu d. 3. A.
Dominikus,
M. v. St.
Erfurt, d. 8. Febr. 5816.

Goethe antwortet bereits am 10. Februar 1816:

Ew. Hochwürden

verbindliches Schreiben würde mir noch mehr Vergnügen gemacht haben, wenn ich mich nicht außer Stand befände demselben Folge zu leisten. Meine Gesundheit erlaubt mir nicht in dieser Jahreszeit eine solche Fahrt zu unternehmen, welches ich gar sehr bedauere, weil ich schon längst sehr viel Gutes von Ihren Anstalten und Einrichtungen gehört habe. Ich muß mich aber auch diesmal begnügen von den hiesigen Brüdern zu vernehmen, wie wohl es Ihnen ergangen. Damit ich aber doch nicht allen Anteil abzulehnen scheine, nehme ich mir die Freiheit in dem Schreiber dieses, meinem Sohn, einen Stellvertreter zu senden, welchem ich eine günstige Aufnahme von den verehrten Brüdern wünsche, denen ich mich so wie Ew. Hochwürden angelegentlichst empfehle. —

Das Stiftungsfest der Erfurter Loge am 19. Februar 1816 muß von Dominikus in besonders feierlicher Weise ausgestattet worden sein; denn das Protokoll darüber ist sehr ausführlich. Es ist 11 Seiten lang und umfaßt 17 Punkte der Tagesordnung nebst längerer Einleitung und dem Schlusse. Goethes Sohn war anwesend. Des Vaters Goethe geschieht zweimal darin Erwähnung und zwar in folgender Weise:

„9. Des Brud. Schadow, Directors der Academie zu Berlin, und des Brud. Weber, Kapellmeister zu Berlin, welche sich dermalen zu Weimar aufhalten, geschahe dankbarer Erwähnung, des ersteren für das Denkmal zur Rettung Berlins, für das Achteck am Hallischen Tore, des letzteren für seine musterhafte musikalische Composition des Denkmals zur Rettung Deutschlands oder der Epimenides vom Brd. Goethe. Geliebte Brüder, die mit diesen Brdrn in Verbindung stehen, werden ersucht, die vorbenannten Brd. hiervon zu benachrichtigen."

„13. Ein Brief von dem v. gelieb. Br. Goethe aus Weimar, nach seinem Inhalte mitgeteilt, und dem Vater wurde in dem anwesenden Sohne für das, was er ist noch der Ehre Deutschlands so teuer ist und bleiben wird, gedankt."

Fast genau ein Jahr später, am 10. Februar 1817, schied in der Abgeschiedenheit seines Kathedralsitzes in Regensburg Karl von Dalberg aus dem Leben. Für die Erfurter Akademie gehörte sein einst so glänzendes Wirken der Vergangenheit an. Die Erfurter Loge hatte ihn, wie wir es aus dem Briefe des Dominikus ersehen, noch nicht vergessen. Sie bezeichnete ihn als die „Perle in der deutschen Freimaurerei".

Dominikus wurde nach seiner Übersiedelung nach Koblenz Ostern 1817 von der Erfurter Loge zum Ehrenmeister resp. Ehrenmitglied ernannt. Im Sommer 1819 kehrte er noch einmal in Erfurt ein, um seine Verwandten und die alte Wirkungsstätte zu besuchen und mit seinen Logenbrüdern in regem Gedankenaustausch herrliche Stunden zu verleben. Nicht lange nach der Rückkehr von dieser Reise starb Dominikus am 17. Juli 1819 zu Koblenz. Ihm zu Ehren hielt 1820 sein Kollege Regierungsrat Musculus in der Johannisloge „Friedrich zur Vaterlandsliebe" in Koblenz die Gedächtnisrede die im II. Anhang abgedruckt ist.

In der Erfurter Akademie ist meines Wissens auf Dominikus keine Gedenkrede gehalten worden. Erst Paulus Cassel kommt in seiner 1854 zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Akademie abgefaßten Denkschrift gelegentlich eines Rückblicks auf die Zeit nach 1814 auf Dominikus zu sprechen. Er hebt S. CXVIII ausdrücklich hervor:

„Die Akademie hatte auch die Gefahren des fremden Joches und des großen Krieges überstanden. Sie verdankte ihre oft nur scheinbare Existenz in solchen Tagen zumeist der regen Ausdauer ihres damaligen Sekretärs, des Professor Dominikus, eines Mannes von Lebenserfahrung und Menschenkenntnis."

„Suum cuique decus posteritas rependit."

(Tacitus, Annal. IV, 35)

Ein unvergängliches Erbteil haben uns Dalberg und Dominikus hinterlassen: festzuhalten an allem Wahren, Guten, Schönen, an dem, was sie in Erfurt geschaffen.

„Nie entschläft, wer einmal wach gelebt!"

Anhang I.

Die Rede des Kanzlers v. Müller auf Bertuch.

Am 3. April 1822 schrieb Goethe in sein Tagebuch:
„Halb 11 Uhr war Legationsrat Bertuch geschieden."
Am 5. April kommt der Kanzler v. Müller zu Goethe, „die Grabrede für Legationsrat Bertuch vortragend und beratend". Am Morgen des 6. April wurde Bertuch neben seiner Gattin in seinem Garten bestattet. Am offenen Grabe hielt der Kanzler Friedrich v. Müller als deputierter Meister der Loge „Amalia" eine Rede, die Bertuchs Wirken in herrlichen Worten feierte. Die formvollendete Rede trägt deutlich den Stempel Goethescher Mitarbeit. Am 8. April stellte sich Fr. v. Müller noch einmal bei Goethe ein „wegen der Bertuchischen Standrede." Die Rede wurde als „Manuskript für Freunde" gedruckt mit dem Titel: „An Bertuchs Grabe im Namen der Loge Amalia zu Weimar gesprochen in der Morgenstunde des 6. April 1822." Im Mai 1822 finden wir sie in Goethes Büchervermehrungsliste unter dem Titel: „An Bertuchs Grabe, Rede v. Herrn Kanzler v. Müller."

* * *

„Ein langes, taten- und segensreiches Leben ist beschlossen, ein fester, kräftiger Wille, der nach allen Richtungen menschlicher Tätigkeit, von frühester Jugend herauf bis zum spätesten Alter, gemeinnützige Zwecke rastlos und glücklich verfolgte, hat für unsere Kreise zu wirken aufgehört!

Um den zärtlich liebevollen Familienvater weinen tiefgebeugte Kinder und Enkel, um den warmen, redlichen Freund die Verbündeten seines Geistes und Herzens; den unermüdet tatkräftigen Bürger beklagt die Stadt, das Vaterland, unser erhabenes Fürstenhaus den treuen, innigst anhänglichen Diener.

Doch wie gerecht auch diese Klagen, wie tief und schmerzlich uns alle die Trauerkunde seines Verlustes ergriff: am Grabe

des Mannes, der sein Leben durch die eigentümlichste Lebenskunst zu vervielfachen und in zahllosen Geisteswirkungen zu verewigen verstand, am Grabe des Weisen, der im Glück und Unglück heitern Blicks dem Tod ins Auge zu sehen gewohnt war, ist kein Totenopfer würdiger, als die Betrachtung seines Strebens, als das dankbarste Anerkenntnis jener höhern Fügung, die ihm, dem Einzelnen, so viel Treffliches und Großes zu vollbringen vergönnte.

Denn es strebt der bessere Mensch, mitten im Wechsel des Irdischen, ein Bleibendes zu ergreifen, ein Ewiges festzuhalten; um die Urne seiner Geliebten schlingt er den Kranz der Unsterblichkeit und steigert durch treues Gedächtnis ihres wohltätigen Wirkens das eigne Bewußtsein menschlicher Würde!

Und an welcher Stätte, in welcher Umgebung sprechen wir es aus?

Diese freien, weiten Gartenräume, die das heitere Grün des Frühlings schon mit neuem Leben zu schmücken beginnt, jene hohen, stattlichen Gebäude, umsichtig verbundene Werkstätten der mannigfaltigsten künstlerischen und wissenschaftlichen Erzeugnisse, in denen Hunderte unserer Mitbürger nützliche Ausbildung ihrer Kräfte und gesicherten Lebensunterhalt finden: diese ganze lebensfrische Umschaffung vormals öder und unwirtbarer Bezirke, sind es nicht die beredtsten Zeugen seiner Willens- und Tatkraft?

Und nicht etwa durch ein Gemeinwesen oder durch die Hilfe reichen Erbteils sehen wir dies alles ringsumher gegründet, geordnet und aufs innigste geschmückt, sondern durch die Erfindsamkeit, durch die folgerechte Tätigkeit eines einzelnen, unbemittelten Mannes, der in seinem Geiste ein unversiegbares Kapital, in seiner eisernen Beharrlichkeit und in richtiger Erkenntnis der Zeitbedürfnisse die sichere Bürgschaft des Gelingens so kühner Unternehmungen fand!

Und von wie kleinen Anfängen ging dies alles aus!

Welche Schwierigkeiten mußten überwunden, welche feindliche Gegenwirkungen bekämpft werden!

Wie oft mag in jenen Jahren harter Kriegs- und Zeitbedrängnisse stille, nagende Sorge die Stirn gefurcht haben, die der Außenwelt immer noch heitern Mut zu zeigen bemüht war!

Und fanden wohl je in solchen trüben Tagen die Freunde ihn teilnahmloser, die Mitbürger unzugänglicher und minder hilfreich, das Gemeinwesen kälter und engherziger?

Mitten in den besorglichsten Verschlingungen eines vielbewegten Lebens wußte sein klarer Geist die Herrschaft darüber festzuhalten und, bei verständiger Benutzung jeder Gunst des Augenblicks, doch den immer offenen Sinn für höhere Wahrheit und für jedes bleibende Gut der Menschheit zu bewahren.

Wie ein befruchtender Strom führten seine weltbürgerlichen Verbindungen die Ausbeute des vielseitigsten Forschens den entferntesten Ländern zu; jeden neuen Lebenskeim im Gebiete des Wissens verstand er aufs zweckmäßigste auszubilden, jede schlummernde Kraft in seinem Kreise zu wecken und zu steigern.

Wie blitzte sein heiteres Auge noch im Greisenalter auf, wenn er neue, nützliche Entdeckungen vernahm, oder wenn es Förderung und Beratung vaterländischer Wohlfahrt galt!

Nach der weisesten Sparsamkeit hielt er haus mit seiner Zeit; hoch, wie er sie achtete, hat sie ihn belohnt. War, vom frühesten Morgen an, der Tag den zahllosen Anforderungen und dem nimmer rastenden Getriebe seines Geschäfts gewidmet, so entschädigte die späte Abendstunde durch freie, geistreiche Mitteilung im Kreise gewählter Freunde, oder, bei der einsamen Lampe, durch vertrauten Umgang mit den Genien der Vor- und Mitwelt.

Jugend- und Altersgenosse jener großen Männer, die an Weimars Namen den höchsten Ruhm deutscher Literatur geknüpft haben, teilnehmender Förderer und Würdiger ihres Strebens, vielen der edelsten Geister des Auslandes innig befreundet, mit Achtung genannt, so weit deutsche Schrift und Betriebsamkeit reichen, war seine Erinnerung der reichste Schatz denkwürdiger Lebensverhältnisse und Beziehungen.

Von früher Zeit her in unsern Maurerbund eingeweiht, hat er dessen rein menschliche Zwecke mit eigentümlichster Lebendigkeit erfaßt und mit jeder persönlichen Aufopferung unermüdet verfolgt.

Ihm verdanken wir die Wiedererweckung unserer Loge Amalia, ihm unzählige Stunden des reinsten, geistigsten Genusses.

Tief gerührt sprechen wir es aus, hier am offnen Grabe, wo jede Schmeichelrede verstummt: Er war eine der schönsten Zierden, eine der treuesten Stützen unseres Bundes.

Ein so gehaltvolles Leben war des schönsten Todes würdig. Sanft und schmerzlos ging er aus den treuen Armen der liebevollen Tochter in die Wohnungen des Friedens, in den ewigen Osten ein, dessen heitere Ahnung ihn so oft tröstend umschwebte.

Hier in diesem stillen, anmutigen Hain unter den Blumen und Gesträuchen, die er mit zarter Liebe und Sorgfalt gepflegt, rings umgeben von den Denksteinen unsterblicher Zeitgenossen, hatte er sich längst schon die friedliche Ruhestätte bereitet. — Hier, wo die vorangegangene treue Gefährtin seines Lebens, wo die schwesterliche Pflegerin seiner späteren Jahre schlummert, wo wir ihn vor wenig Jahren, am frühen Grabe des einzigen, auch uns unvergeßlichen Sohnes, mit bewundernswürdiger Fassung Worte der Ergebung, des frommen Vertrauens sprechen hörten — hier, verbündete Brüder und Freunde, laßt uns der mütterlichen Erde die müde, irdische Hülle unseres Freundes wiedergeben, und, während der Glaube vertrauend aufblickt zu dem ewigen Baumeister der Welten, uns alle still geloben, treu und rein des Entschlafenen Gedächtnis zu bewahren und als ein heiliges Vermächtnis auf späte Enkel fortzupflanzen." —

Anhang II.

Die Gedächtnisrede des Regierungsrats Musculus auf Dominikus.[1])

„Der Tod ist ein stummer, aber mächtiger Redner, und nichts, als die Taten und die Tugenden werden das Los der Entschlafenen vor dem Richterstuhle dessen, der die Richter richtet, auf ewig bestimmen. Eingedenk dieser göttlichen Lehre, lassen Sie uns, verehrte, trauernde Brüder, einige flüchtige Blicke auf das Leben dessen werfen, der in dem letzt verflossenen Jahre unserm Kreise entrückt ward, und dem ich die letzte und traurigste der Pflichten leisten soll. Dieser teuere Heimgegangene war:

Johann Jakob Dominikus.

Er erblickte das Licht der Welt den 11. November 1762 zu Rheinberg bei Wesel und war der jüngste Sohn von Joh. Dominikus und Catharina Busch; beide biedere Menschen, schlicht, gerade, rechtschaffen und fromm; ein mit solchen Grundlagen ausgerüsteter Charakter ist in reichem Maße auf die weiche Seele des Entschlafenen übergegangen. Diese Eltern nährten sich von einem Gewürzladen und nebenher, wie es in so kleinem Orte üblich ist, von einem Bierschank. Sein Vater war überdies Gemeinsherr, in welcher Würde er fast jährlich bestätigt ward, worüber der Sohn eine ausnehmende Freude hatte, die, wie er sagt, sein Herz in Liebe und Dank zu dem rechtschaffenen Vater erhob. Indes waren seine Eltern doch nur sehr arm, da er seine ganze Jugendzeit mit dem drückendsten Mangel zu kämpfen hatte, wobei ihn aber stets frommer Glaube, das

---

1) Die Koblenzer Gedächtnisrede verdankt der Verfasser der Freundlichkeit des Herrn Landgerichtsdirektor E. Dronke-Köln, eines Urenkels des Prof. J. Dominikus.

innigste Gottvertrauen stärkte und aufrichtete. Ein wenig in der Musik, welche ihn nach seinem eigenen Ausdruck manches drückende Leid gemildert hat, sowie im Lateinischen unterrichtet, ward er zum Studieren bestimmt, nach Erfurt geschickt, um in dem Collegium Amplonianum oder der Himmelspforte weiter belehrt und zur Universität vorbereitet zu werden. So kümmerlich es ihm hier auch äußerlich ging, so bemühte er sich doch, oft mit fast zu großer Anstrengung für den Körper, auf der Bahn der Wissenschaft fortzuschreiten. Reif in den nötigen Vorkenntnissen, widmete er sich später auf der Universität, ebenfalls in Erfurt, der Rechtswissenschaft, machte aber außerdem in der Philosophie, Mathematik, Physik, sowie besonders im Staat- und Kirchenrechte bedeutende Fortschritte, so daß er im Jahre 1784 die Magisterwürde unentgeltlich erhielt. Von einer schweren Krankheit genesen, suchte er sich nunmehr durch Unterrichtgeben seine kümmerliche Lage etwas zu erleichtern. Außerdem fing er noch an, mehrere neuere Sprachen, namentlich Französisch, Englisch und Italienisch zu erlernen, worin ihm Diakonus Thieme umsonst Unterricht erteilte. Daß die griechische Sprache nicht auf dem Collegio Amploniano gelehrt worden, beklagte er jetzt bitter. — Schon in dem genannten Jahre hatte er sich die Achtung des verehrten Karl von Dalberg erworben. Dieser verschaffte ihm später im Jahre 1789 eine Hofmeisterstelle bei dem ihm verwandten Grafen von Stadion, und da dieser nachher in Dalbergs Haus zog, so genoß er hier den ungezwungensten Umgang dieses im ganzen Sinne edlen und echt deutschen Mannes. Dieser Umgang sowie die Bekanntschaft mit so vielen bedeutenden Männern, die an Dalbergs Tafel erschienen, hatten entschiedenen Einfluß auf unsern Freund. Das Ängstliche seines Wesens verlor sich, und er erwärmte sich an den Strahlen eines Goethe, Schiller, Fichte, Einsiedel. Herz und Geist bildeten sich zu besserer Brauchbarkeit, eine gewisse Schwärmerei in der Philosophie kühlte sich ab, er wurde mit sich eins.

Seit 1787 war er Doktor der Philosophie. 1789 wurde er außerordentlicher, 1801 Kurfürstlich-Mainzer ordentlicher Professor der Philosophie. Die Vorlesungen, mit denen er abwechselte, waren praktische Philosophie, Welt-, Staaten-, Preußische-, Reichsgeschichte und Statistik. Er hielt sie pünktlich

und las oft 3 bis 4 Stunden täglich, für die meisten Studenten stets umsonst. Im Jahre 1795 bezog er als Dekan und Vorsteher das Collegium Amplonianum und lehrte in den oberen Klassen dieses Gymnasiums Geschichte. Den 21. August desselben Jahres verheiratete er sich mit Susanne Strecker, Tochter des Hofrats Strecker, ein Schritt, den beide in keiner Minute des Lebens bereuten, und wofür es, nach seinen eigenen Worten, nur einen Schmerz, den Schmerz der Trennung geben kann. Er hatte mit ihr fünf lebende Kinder; sie und diese Kinder waren sein größter Reichtum und beweinen nun mit jedem, der ihn kannte, den Verlust eines so edlen Gatten und Vaters.

Dominikus bekleidete nach und nach verschiedene Ämter und Würden. 1804 wurde er zum beständigen Sekretär der Akademie nützlicher Wissenschaften in Erfurt erwählt. 1809 ward er erster Finanzrat der Verwaltungskammer, 1810 Schulrat des allgemeinen Schulkollegiums, 1811 Doktor beider Rechte. 1817 ernannte ihn seine Majestät zum katholischen Kirchen- und Schulrat bei dem Consistorium zu Coblenz. Nicht lange konnte er sich des neuen Wirkungskreises freuen; denn am 17. Juli 1819 rief ihn der allmächtige Baumeister ins Jenseits, um ihn in schönern Gefilden herrlich zu lohnen.

Was seine schriftstellerische Laufbahn betrifft, so geht sie durch sein ganzes Leben fort. Es würde unsere Wehmut unterbrechen, wenn ich alle die von ihm herausgegebenen Schriften nur kurz nennen wollte. Eines Werkes will ich jedoch erwähnen, weil der Entschlafene selbst mit einer Art Vorliebe darauf zurückblickte, es ist die Biographie Heinrich IV., zwei Bände, Zürich bei Ziegler 1797. Er war überaus fleißig, und die Arbeit war ihm leicht. Gewonnen hat er dabei nichts. Sein Gewinn war seine Tätigkeit, denn sie war sein Genuß.

Als Mensch gehörte Dominikus zu den edelsten und wohlwollendsten. Wahre Religiosität, hoher Sinn für Freundschaft, Sanftmut und Duldung bei so viel Seelengröße sind Hauptzüge seines Charakters. Er half und diente gern; wehe hat er nie einem Menschen getan. Den meisten Bedrängten in Erfurt hat er durch Vorstellungen gedient, nie aber etwas dafür genommen, außer, wie er sehr rührend sagt, eine Kleinigkeit in Wein, die mir aufgedrungen wurde. Wer ihn gekannt hat, mußte ihn lieben und schätzen.

1806, den 16. Oktober, sagt er, schien mir mein Leben verkürzt; ich haßte die Franzosen, seit sie sich selbst ungetreu geworden. — Seine reine Gemütsart zeigte er dadurch, daß er unter der fremden Herrschaft lieber abdankte, als die ungerechten Forderungen, welche der französische Intendant an die Verwaltungskammer machte, unterschrieb. Mit Deutschlands Befreiung schien auch ihm die Morgenröte einer besseren Zeit aufzugehen. Sehr schön sagt er in jenen Tagen von seiner Heimat:

„Die Freude über das Schicksal meines Geburtsortes berührt sich in dem Anfange und Ende; die Wehmut liegt in der Mitte. Mein Vaterland war Deutschland, ihm bin ich nie untreu geworden, beides ist mein Stolz."

Endlich, um die Tugenden unseres teueren Bruders zu kennen, gehörte er unserm Bunde an seit dem Jahre 1790. Er selbst sagt:

„Nie bereue ich Maurer geworden zu sein. Dem Hofrate von Weißenborn, einem mir in so vieler Hinsicht unvergeßlichen Freunde, dankte ich das harmloseste Glück. Mögen mir meine Brüder ihr Andenken erhalten, das Andenken an sie war mein Leben und begleitete mich zur Gruft."

Früher gehörte er zu der □ Carl zu den drei Adlern im Orient zu Erfurt. Er verwaltete mehrere Jahre das Amt des Bruders Redner mit Ruhm und führte zuletzt zwei Jahre durch einstimmige Wahl der Brüder den Hammer.

Was er uns war und ewig bleiben wird, das empfinden wir heute doppelt in tiefer Trauer. Sein Lobredner zu werden bin ich nicht imstande. Die einfachste Erzählung seines gehaltvollen Lebens, seines Wirkens und Schaffens ist sein schönstes Loblied. Er lebt ewig unter uns, sein Andenken wird nie in unsern Herzen schwinden."

Erfurter Studenten des Mittelalters aus Salza und Umgegend

von

Hermann Gutbier
Stadtarchivar in Langensalza.

Die Veröffentlichung der Erfurter Universitätsmatrikel mußte für jeden Freund heimatlicher Geschichte von großem Werte sein. Natürlich suchte man bei Durchsicht vornehmlich nach Namen von Landsleuten. Groß ist die Zahl von Jünglingen der Stadt Salza (Langensalza), welche in der thüringischen Hauptstadt ihren Wissensdrang befriedigen wollten.

Im Jahre der Universitätsgründung (1392) ließen sich sofort drei Salzaer immatrikulieren.

Bis zur Einführung der Reformation in der sächsisch-albertinischen Stadt Salza (1539) belief sich die Zahl der in Erfurt Studierenden auf 133, bei denen der Ort der Herkunft angegeben, sei es durch den Zusatz: de Salcza oder ex Salcza oder Salczensis. Bei einer nicht geringen Anzahl, die man als Salzaer Landsleute beanspruchen dürfte, fehlt dieser Zusatz.

Was ist nun aus den Studierenden geworden? Was haben sie geleistet?

Schwierig ist es, diese Fragen zu beantworten.

Vielfach fehlt es schon an Unterlagen, den Lebensgang der in die Heimat Zurückgekehrten festzustellen, wie viel mehr würde es Mühe machen, denjenigen, welche in die Ferne zogen, auf ihrem Lebenswege nachzugehen.

Im folgenden Versuche werden auch solche Persönlichkeiten ins Auge gefaßt werden, die aus der Umgegend von Salza stammen und zu dieser Stadt in Beziehung getreten sind.

Chronologische Reihenfolge soll eingehalten werden.

1398. Henricus Oygeroden.

Die von Oygeroden (Eichenrieden) wohnten ursprünglich auf der „Burg“ beim Dorfe Eichenrieden, Kreis Mühlhausen. Doch frühzeitig verließen sie die luftige Höhe auf dem Rücken des Hainichs und zogen nach Mühlhausen, wo sie zum Patriziat gehörten. Ein Zweig siedelte nach Salza über.

Konrad v. Oyenriden liegt in der Marktkirche daselbst begraben.

Kerstan und Heinrich, stattliche Geldbarone, leisteten zum öfteren dem thüringischen Landgrafen Aushilfe, so daß er ihnen einmal das Schultheißenamt zu Salza, ein andermal die Stadt Tennstedt verpfändete. In Salza erscheint Junker Heinrich v. Oyenriden urkundlich als Lehnsherr über einen Siedelhof zu Salza (1406).

1412 bezeugt er in einer Urkunde des städtischen Archivs, daß, wenn die zwei vom Priester Dietrich Norde gestifteten ewigen Lichte nicht ordentlich gehalten werden sollten, die dazu ausgewiesenen Einkünfte an die zwei Vicare der Altäre Unser Lieben Frauen und St. Martini der Marktkirche fallen würden.

Im Jahre 1430 zahlt Heinrich Oygeride 30 Pfund Geschoß; er selbst war Kämmerer. 1442 oder früher muß er verstorben sein, denn seine relicta wird in der Altstadt mit 17 Pfund Geschoß aufgeführt, außerdem ein Theodericus Eychenrid mit fünf Pfund.

1444 verkaufen Tele oygrieden und Dietrich, ihr Sohn die Güter, welche Heinrich v. Oygrieden gewesen sind, an Friedrich Thuma (Ratsvorgänge).

1404. Theodericus Ertmar de Salcza.

Er mag derselbe sein, der später, 1435, als Priester der Kirche Unser Lieben Frauen zu Erfurt auftritt.

Bezeichnet wird er als Amtmann der Vicarien dieser Kirche.

Er stellt Quittung aus über Zahlung von vier Pfund Pfennigen Walpurgiszins, den der Rat der Stadt Salza den Vicarien geleistet hat.

Ertmars Amtssiegel stellt die Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde auf dem Arme dar.

(Ratsarchiv zu Langensalza.)

1417. Bertholdus Tonna de Salcza.

Er gehört einer Patrizierfamilie an, die nach der Kämmereirechnung vom Jahre 1377 drei starke Geschoßzahler stellte: Günter, Konrad und Dytericus.

1432 ist Berlt Tonna Proconsul d. i. Ratsmeister seiner Vaterstadt.

1433 leiht er der Stadt 75 Pfund, „die stad kann den zcinß

widder kauffen, wann die stad wil". Berlt Thunna gab 1437 Veranlassung, daß der Stadt Salza ein Fehdebrief zugestellt wurde. Den Grund hierzu setzt der Aussteller als bekannt voraus.

„Vehede dießer Stad.

wießet Ersamen wiesen lute, Borgermeister vnd Rath vnd gancze gemeynde der Stadt czu Saltza das Ich petir scherer vnd Hans Deken wulln uwer vyhint sy vnd mit alle dene die wir uff uwern schaden brengen konnen durch berlt thunas wielln So uch doch wole wießentlich ist weß er mit peter scherern pflichtig iß das ich doch vngerne an uch thu.

Gegeben vnder vnßs Junchern boden von Adeleueß Ingeßiegel daß er hirczu gebruche.

Sub anno dm. m° ccccφφφ sept° deß ersten Suntag nach martini."

Im Jahre 1442 zahlt er nicht weniger als 42 Pfund Geschoß.

1447 nimmt proconsul Tunna teil an der Heerfahrt des Herzogs Wilhelm von Weimar gegen die Stadt Soest. Für Stellung eines Heerwagens erhielt er 20 Pfund 8 Schillinge 2 Denare.

In seinem Hause am Roßmarkt wohnt sein Sohn Fredericus Tunna, der mit 4½ Pfund eingeschätzt ist.

Derselbe war 1450 Führer der waffenfähigen Salzaer Bürgerschaft, als es galt, das von Friedrich dem Sanftmütigen umlagerte Schloß der Grafen von Gleichen zu Tonna zu entsetzen.

Die Söhne des Fridericus Tunna, Friedrich und Dietrich stiften 1472 in der Marktkirche zu Salza eine Vicarie in die Ehre St. Thomae, trium regum, der 11000 Jungfrauen, 10000 Märtyrer, St. Margarethae, St. Apollonia und St. Gertrudis mit drei Messen wöchentlich.

Wappen der Tonna: zwei einander abgewendete Entenköpfe.

1417. Gunther Tonna de Salcza.

Im Jahre 1445 schuldet Graf Heinrich von Schwarzburg dem Fritz und Günther Tonna zu Salza 100 Mark Silber an Hauptgeld und 8 Mark Zins.

1460 wird Gunther Tonna zum Ratsmeister ernannt.

Eine seiner letzten Amtshandlungen war der Verkauf der „alten Wage“ an Hans Götze am 8. Mai 1463.

Noch in demselben Jahre starb Günther Tonna und an seiner Stelle wurde Hermann Traibot zum Ratsmeister erwählt.

Die Witwe Günther Tonnas, Katharine geb. Wigand, Hans, ihr Sohn, und Berlt Wigand, ihr Bruder, verleihen 1464 ein Kapital an die Stadt Arnstadt, die für den Grafen Heinrich v. Schwarzburg als Selbstschuldnerin eintritt.

1420. Didericus Forst de Salcza (nicht Frost, wie irrtümlich in der veröffentlichten Matrikel steht).

Der Name „Forst“ ist einem Orte entlehnt, welcher am „Forstberge“ bei Mühlhausen lag und jetzt Wüstung ist.

Dietrich Forst wurde 1430 in seiner Vaterstadt Ratsherr, 1433 Baumeister, 1436 Bürgermeister. Als solcher hat er in jenem Jahre den „Schuchwarten Brief“ mit unterfertigt. Er besaß eine Mühle in platea bornclawe (Bornklagengasse). Nach Thomas v. Buttelstedt hob Curt Gise drei Malter von dem auf Forsts Mühle ruhenden, an den thüringer Landgrafen zu liefernden Getreidezins. Für seinen Weinberg hielt Dietrich Forst einen besonderen Weingärtner.

1450 befehligte er eine der 12 Abteilungen der zum Entsatze Tonnas ausgerückten Bürgerschaft, nämlich:

claus Falkestein, Fromhilt, Keseling, eckart, hasenrich, gutgemach, herman am berge, stamme, herman scheffer, sticheling, silbirslag, hans treyse, henz gebart, martin schoyben, Koyfman, steynmecz, tupphinstorer, swarczkopff, claus nydendorff, curd Korsener, berlt strusberg, somering, heinrich smed.

1451 nahm Forst teil an der Heerfahrt vor Capellendorf.

Zum letzten Male wird er 1460 als Geschoßzahler erwähnt.

1421. Conradus Calhart.

Der Geschoßbetrag des Curt (Conrad) Calhart zu Salza in der Neustadt beläuft sich auf 6 Pfund; er steigert sich bis zum Jahre 1470 auf 11 Pfund.

Während des Bruderkriegs nimmt er mit Stüler auf einem Heerwagen teil in exercitu versus Wissinsehe. Quinta post Galli had vns vnßer gnediger herre geheyscht gein Wissensehe

zcu kamen mit ganczer macht vnd do eyn velt zcu slahen wedir sinen brudir herczog Friderichen." —

Die beiden Söhne kurt kalharts: fritsche vnd kurt besaßen 1482 eine Gewandkammer (Gadem) im Erdgeschoß des Rathauses.

1421. Johann Schobinrock.

Daß dieser dem in Salza angesessenen Geschlechte der Schaubenricke angehört, möchte ersehen werden aus einer Urkunde vom Jahre 1437, wonach Johann Schoubenrugk, Sänger zu Unser Lieben Frauen in Eisenach samt seiner Schwester Else bekennen, daß die von ihrem Vater Hans den „armen luthen in dem spetal" zu Salza gemachte Schenkung, bestehend in einer Hufe Landes, mit ihrem Wissen und Willen gemacht sei.

Vom Ertrage der Hufe sollte in den ersten zehn Tagen der Fastenzeit „ein fudir Saltzes gudes bieres" den armen Leuten gegeben werden, ferner zwei „gemeine Selebate", eins zu Pfingsten und eins binnen vier Wochen darnach.

1425. Jan gutbeer.

In der Matrikel fehlt die Herkunftsangabe. Doch da die Familie Gutbier von altersher in Salza seßhaft war und nach 1425 ein Jan Gutbier in Salza nachgewiesen werden kann, so gehört er sicherlich diesem Geschlechte an.

1429 heißt es in der Kämmereirechnung:

„Vnse herren dingten etzliche Fußfente vnd auch weppener zu pferde, dy kehreten wider vmb bei Varyla, waren einen tag außen, vnter inen heinrich tunna auf Jan gutbiers pferde."

1433 wird der in der Neustadt zu Salza wohnende Jan Gutbier zum letzten Male im Geschoßregister aufgeführt; er muß also sich weggewendet haben oder verstorben sein.

1426. Thydericus Guttern.

Auch hier fehlt Angabe der Herkunft. Die Guttern sind aber vordem längst in Salza heimisch gewesen.

Dietrich Guttern, in der Jakobsstadt zu Salza wohnend, nahm mehrfach an den Kriegszügen unter Herzog Wilhelm dem Tapfern teil:

1446 an einem Zuge gegen Weißensee; 1450 führte er einen Teil der Bürgerschaft beim Entsatz von Tonna.

1460 war er als Kämmerer primus capitaneus in der Heerfahrt des Herzogs Wilhelm gegen Ludwig v. Bayern.

1466 erwählte man ihn zum proconsul.

1434. Henrich Engelhardt de Salcza.

Da nach den Geschoßregistern der Stadt Salza um diese Zeit nur ein einziger Träger des Namens Engelhardt, nämlich Hartung E. am Markte vorkommt, so ist anzunehmen, daß letzterer der Vater des Heinrich Engelhardt ist.

Als Lehnsherr gibt Hartung Engelhardt Einwilligung in die Verpfändung eines Ackergrundstückes der Bürger hans voln und hans polruß (1441).

Sein Siegel zeigt ein Fleischerbeil.

Heinrich Engelhardt, der 1434 in Erfurt immatrikulierte Student, wird 1447 vom König Karl VII. von Frankreich zu seinem Rat ernannt.

Die betreffende in französischer Sprache geschriebene Bestallungsurkunde befindet sich im städtischen Archiv zu Langensalza und hat folgenden Wortlaut:

„Charles par la grace de dieu Roy de France, A tous ceulx qui ces pntes lres verront salut! Savoir Faisons que pour la bonne Rela qui Fete nous aeste de la personne de maistre henry engelhardi et de ses sens loyaulte preudommie et bonne diligence, Icellui avons Retenu et Retenons par ces pntes en nre conseillier aux gaiges honneurs prerogatives Franchises droiz prouffiz et emolumens acoustumer et qui y appartiennent. Si donnons en mandement par ces mesmes pntes A nre ame etscal chancellr que prins et Receu dudit maistre henry lesement en tel cas acustume. Icellui appelle et convocque ou Face appeller et convocquer en nos consaulx et affaires, et dudit estat et office de conseillier ensemble des gaiges honneurs prerogatives Franchises droiz prouffiz et emolumens dessusd le Face seuffre et laisse joir et vser plainement et paisiblement.

En tesimony de ce nous avons Fait mettre nre scol a ces pntes.

Donne au boissr ame, le XXV me jour de Juniy l'an de grace mil CCCC quarante sept et de nre Reyne le XXV me.

Par le Roy en son conseil

C."

Karl, von Gottes Gnaden König von Frankreich, allen denen, welche diese gegenwärtigen Briefe sehen werden, Gruß!

Wir tun kund, daß wegen des guten Berichtes, welcher uns gemacht ist von der Person des Magisters Heinrich Engelhard und von seinem Verstand, seiner Ehrenhaftigkeit, Biederkeit und gutem Eifer, haben wir denselben bestellt und bestellen wir ihn durch Gegenwärtiges zu unserm Rat mit Besoldung, Ehren, Würden, Freiheiten, Rechten, Nutzungen und den üblichen Sporteln, welche dazu gehören. So verordnen wir durch ebendasselbe Gegenwärtige unserm Freund und Kanzler, daß er entgegennehme und empfange von besagtem Magister Heinrich den in diesem Falle üblichen Eid. Denselben ernennen oder lassen wir ernennen und berufen zu unsern Ratssitzungen und Angelegenheiten und besagtem Stand und Amt als Rat, zugleich mit Besoldung, Ehren, Würden, Freiheiten, Rechten, Nutzungen und obenerwähnten Sporteln ihn lassen genießen und gebrauchen ungehindert und friedlich.

Zum Zeugnis dessen haben wir unser Siegel an Gegenwärtiges hangen lassen.

Gegeben zu Bois a/Ame den 25. Tag des Juni im Jahre der Gnade Eintausend vierhundert vierzig und sieben und unserer Regierung im fünfundzwanzigsten.

Durch den König in seinem Rate.

C.

Über seine Tätigkeit am französischen Hofe ist nichts bekannt.

1435. Hermannus Sebech de Salcza.

Er erscheint 1447 als Ratskumpan der Stadt Salza. In demselben Jahre ist er Zeuge einer Urkunde, nach welcher Konrad Goßwin berichtet, daß Katharina Goßwin nebst ihrer Tochter Elisabeth, Nonne im Weißfrauenkloster zu Erfurt, eine ewige Vicarie in der neuen Kapelle gegenüber den Augustinern zu Salza gestiftet hat.

Als Notarius der Stadt Salza empfängt 1449 Hermann Sebach 12 Pfund Salarium, sowie 11 Pfund 5 Schillinge zu Sommer- und Wintergewand (pannus estivalis et hyemalis).

Aus dieser Familie Seebach tritt schon früher ein hermann sebeche hervor.

Wir verdanken ihm ein sorgfältig geschriebenes Zinsbuch der St. Bonifatiuskirche vom Jahre 1395, das er als Altirmann oder Kirchenvorsteher angefertigt hat. Es beginnt mit längerer, gereimter Einleitung.

Das Wappen dieser Bürgerfamilie Seebach zeigt drei an einem Stil befindliche Blätter, unterscheidet sich demnach von dem der adeligen Familie v. Seebach, welches drei Einzelblätter, sogenannte Seeblätter, aufweist.

1439. Johannes Sebech de Salcza.

Er ist Geistlicher in seiner Vaterstadt geworden, was aus dem Umstande zu folgern ist, daß er 1454 auf die Vicarie S. Crucis, S. Martini et St. Elisabeth im Neuen Hospitale zu Salza zu gunsten seines leiblichen Bruders Gunther Sebach verzichtet.

1444. Henricus Grube de Salcza.

Im Hause des Proconsuls Gunther Grube zu Salza wohnt 1470 Er Heinrich Grube, Bruder desselben, ebenda noch 1485.

Er Heinrich Grube war Besitzer der Vicarie Undecim millium virginum in der St. Bonifatiuskirche zu Salza, einer von seiner Familie gemachten Messestiftung.

Die Familie Grube war von altersher in Salza ansässig. Gleich bei Gründung der Erfurter Universität (1392) hatte sich ein Gunther Grube aus Salza immatrikulieren lassen, über dessen Verbleib bis jetzt keine Nachricht ausfindig gemacht werden konnte.

1445. Johannes Wigand de Salcza.

Im Jahre 1460 nahm Hans Wigand an der Heerfahrt wider Herzog Ludwig v. Bayern teil, mit dem Proconsul Wigand auf einem Wagen.

1462 war Hans Wigand, armiger, im „Vßzog gein Saluelt."

In demselben Jahre wurde er Ratskumpan seiner Vaterstadt.

1486 wird erwähnt, daß er mit seiner Schwester kethe eine „weitmol" und eine „sliffmol" besaß.

1447. Johannes Sculteti de Salcza.

Sich dem geistlichen Stande widmend und dem Orden der Augustinereremiten angehörend, stieg er bald zur Würde eines Weihbischofs im Erzstifte Mainz.

Von ihm berichtet die Jenaer „Zeitschrift für Thüringische Geschichte und Altertumskunde" im Jahrgang 1865.

Johannes Syronensis (Bischof von Syra in Achaja — in partibus infidelium) begegnet uns zuerst in Münster.

Als dort am Feste des heiligen Michael 1458 durch den Münsterschen Weihbischof Johann Wennecker, die Kirche der Augustinerinnen zum Marienthal genannt Niesing geweiht wird, assistieren zur Feier noch die Weihbischöfe Myssenensis et Syronensis, welche beide ebenfalls Johannes hießen. Die drei Weihbischöfe schenken der Kirche die herkömmlichen Indulgenzen. In demselben Jahre, am 25. November, empfängt Johann v. Beyen, der neu ernannte Bischof von Münster, die bischöfliche Konsekration. Bei derselben leisten dem Münster'schen Weihbischof die beiden andern Johannes wiederum Assistenz, so daß zur Freude der Diöcesanen vier Bischöfe Johannes im Dom vereint waren, wie die alte Chronik meldet: „he nam de wigunge von dre bischope in syner Kerken to Munster, he was de veerde biscop vnde heiten alle Johannes."

Über die Amtstätigkeit des Syronensis wird angeführt:

1467 Weihung der vom Kloster Walkenried auf dem Mönchhofe zu Kemenate am Oberharz erbauten Margarethenkirche;

1468 Weihung der Martinskirche in castro Weimar;

1478 Weihung der Sixtikirche zu Northeim;

1481 Benediction des Abts Johann v. Wiedhausen zu Hasungen;

1485 Weihung eines Pfarraltars in der Severikirche zu Erfurt;

1485 Konsekration der Altäre in der Kirche der Kugelherren zu Marburg.

Zu seiner Vaterstadt ist der geistliche Würdenträger Johannes Sculteti in mehrfache Beziehung getreten.

1466 lieh er dem Salzaer Stadtrat 540 Gulden, deren Zins im Betrage von 27 Gulden er sich auf Lebenszeit vorbehielt. Nach seinem Tode sollte er dem Augustiner-Eremitenkloster zu Eschwege zufallen.

1468 lieh er auf Ansuchen dem Stadtrat wiederum 300 Gulden, „nemlich vf sin lip die wile er lebet vnd nach sim tode komen vnd gefallen sal vf den prior vnd conuent zu Eschwege." Ein drittes Mal (1479) lieh er 200 Gulden, deren Zinsen nach seinem Tode an den unweit Salza liegenden Siechenhof (leprosorium) fallen sollten.

Als weihender Bischof war er 1468 in Salza tätig.

Die Rathauskapelle (St. Thomas) war erneuert worden und bedurfte der Weihe. Sie fand am 14. und 15. August statt. Die Kämmereirechnung berichtet: „3 Pfund 11½ Schilling 3 Denare consumpserunt domini cum episcopo Als er dy Cappeln gewihet hat dominica et secunda Assumpcionis in claustro ad Augustinienses; Idoch So hat er nichts genommen zu wihen Sundern dy stat darmit geeret."

In den letzten Jahren seines Lebens wohnte er fast immer bei seinen Brüdern zu Eschwege; dort starb er 1486.

1454. Guntherus Sebeche de Salcza.

Wir treffen ihn 1460 als notarius in Salza. Im folgenden Jahre fertigte er für die Geschoßeinnahme eine Geldtabelle.

Folgender Passus sei entnommen;

„Gantz geschoß vff Martini vnd man hat den geschoß genomen nach goltzale Inmassen als vormals vnd doch also pro 1 Schilling (solidus) 7½ alde groschen, pro floreno 1 sexagena (Schock) 52½ groschen, pro 1 Pfund 2½ schog vnd für 15 Schillinge 1 florenus; aber also kompt der gulde nicht also hoch noch den enzeln schillingen vnd darumb muß man cautus sin In dieser selben Rechenunge daz zu rechtfertigen, denn ich alleczit darumb darwider waz den schilling so hoch zu setzen Idoch so haben daz 3 Rete wullen also haben." —

Aus dem Jahre 1482 hat sich ein an Gunther Seebach gerichtetes Schreiben des Hermann Syfride zu Weimar erhalten, welches folgendeu Wortlaut hat:

„Dem erhafftigen gunthern sebach meinem fruntlichen lieben Swager. Min fruntlich Dinst zuuor Lieber Swager uwer aller volmogen vnd gesundheit horet ich alleczit gerne von euch, Lieber Swager ich bit euch gar fruntlich uwer hern von salza wolden kauffen moste In jren keller zü schencken, woldet mir dy zü wissen myns vaters vnd myne moste abe zü kauffen dy dann zu Jhene vnd welnicz gewachsen sint Ich hoffe güt synt wil ich vmb euch verdynen ich hette euch sost zü schreiben gehabt, habe ich nicht des wyle gehabt dar mit had alle vil gute nacht Geben vff Dinstag vor galli anno Lφφφι / do

herman syfride

zü wimar.

1457. Fredericus Meysch de Salcza.

Seine Verheiratung mit Katharine, der Witwe Günther Ludembachs geborenen Gunther führte zu einem Streit mit den Stiftsherrn zu Salza, welche verpflichtet waren, seiner Frau einen gewissen Leibzins zu zahlen, den schon Kurt Gunther, der verstorbene Schwiegervater und dessen Frau Käthe bezogen hatten und der teilweise hinterstellig geblieben. Herzog Wilhelm v. Weimar wußte eine Einigung hereizuführen, die beide Teile zufriedenstellte. (Freitag nach Invocavit 1477). Seine Wohnung hatte Friedrich Moysch am Roßmarkte zu Salza.

1452. Johannes Tunna.

Der Vermerk über die Herkunft fehlt in der Matrikel.

Ein Johannes Tunna, geborner Salzaer, war 1464 Abbas zu Breitingen im Werratale (Geschichte der Familie Gutbier, S. 86), welcher mit dem obenerwähnten identisch sein dürfte.

Die Zeitangaben sprechen nicht dagegen.

1459. Theodericus Schobenrock de Salcza.

Seine Eltern waren Berthold, ein begüterter Wulnweber, und Nese Schaubenrug. Letztere macht 1465 als Witwe eine Stiftung zur Förderung des Gottesdienstes und zum Seelenheil ihres damals bereits verstorbenen Sohnes Peter und des noch lebenden Sohnes Dietrich, indem sie dem Vikare am Heiligen Kreuzalter im Hospitale 70 Schillinge übergibt.

Tietzel Sch. nahm seit 1470 als provisor (Gemeindevertreter) an der städtischen Verwaltung teil. Mit dem Proconsul Berlt Gutbier war er 1470 auf dem Landtage in Weissensee, „als min gnediger herre dahin bescheiden ex parte der muncze“.

In derselben Angelegenheit waren beide Abgesandte auch auf dem Landtage zu Botelstedt.

Mit dem Proconsul Grube und den Ratsherrn Moisch und Kalart reiste er hierauf nach Weimar, um dort vor Gericht wegen eines Zwistes mit der Dorfgemeinde Schönstedt inbetreff der Geschoßzahlung zu erscheinen. 1474 war er mit dem Proconsul Apfelmann und Berlt Gutbier in Cassel bei Hinrichtung des Stadtfeindes Titzel Zimmern

gegenwärtig. Nach dem Tode des Herzogs Wilhelm reiste er mit Berlt Gutbier nach Gotha und Eisenach, „erfahrung zu haben, wie sie sich halten wolten gegen die jungen fürsten von Sachsen.“ Zehn Tage später waren Dietrich, Schultheiß und Schaubenrig in Gotha „apud dominos missenenses“ zur Bestätigung der städtischen Privilegien. Dietrich Schaubenrigs Haus stand auf dem Entenleiche. 1489 wird er noch erwähnt, 1503 dye schaubenrik an derselben Stelle, intus: peter Filius.

1460. Bertholdus Wigand de Salcza.

Sohn des Ratsmeisters Hermann Wigand und der Frau Jutta geborenen Gutbier, Enkel des Hermann Wigand de Fredeberg.

Von letzterem ist die Grabplatte in der Bergkirche zu Langensalza noch vorhanden (1434).

Das Wappen des Geschlechts zeigt einen Pflugschar mit Sech.

Als Berthold Wigands Vater gestorben war, machte die Witwe die übliche Messestiftung und zwar an dem Altare Trium regum in der Bergkirche. Die Vicarie stattete sie mit reichlichen Erbzinsen aus, mit fünf von ihrem Vater, dem Ratsmeister Berlt Gutbier ererbten Hufen in Schönstedter Feldflur und mit einem Hause „unterm Berge“, woselbst der die Messen lesende Vikar wohnen sollte.

Berthold Wigand, der samt seiner Schwester Katharina in der Stiftungsurkunde mit aufgeführt ist, wird 1472 Kämmerer, 1474 Proconsul seiner Vaterstadt.

Während seiner Amtierung kam 1474 ein Rechtsfall vor, welcher zeigt, daß man das Eingreifen der Vehme in thüringischen Landen ungern sah. Es heißt im Gerichtsbuch:

„Conrad Heute hat in den Frienstulsforderungen vil bystand mit schriben vnd anders getan vnd getrieben, daz dan wider mynen gnedigen hern (Herzog Wilhelm) ist.“

Heute schwört Urfehde, nämlich also:

„Daz ich mich daruon weder mit bebstlichen keyserlichen auch andern geistlichen oder weltlichen vud sunderlichen frienstuls gerichten noch keinerlei herren oder anderer gewalt daruon empinden oder absolviren lassen will.“

Gute Nachbarschaft hielten die Salzaer mit den Grafen von Gleichen zu Tonna.

1483 waren Berlt Wigand, Berlt Gutbier, Dietrich Schultheiß, Friedrich Rost und Keiser „czur touffate" des Jungen von Gleichen Frau, bei welcher Gelegenheit die Stadt ein Faß Naumburger Bier spendete.

Die Bürger Bert Wigand und Fritzsche Liebeczit hatten den Grafen von Schwarzburg Geld geliehen gegen eine Mark jährlichen Zinses.

Diesen Zins überließen die Gläubiger dem Nonnenkloster zu Salza (1485).

Während der letzten Jahre seines Lebens wohnte Berlt Wigand in dem Freihofe beim Clawentor in der Hüngelsgasse (platea de hongede).

1465. Gregorius Feckel.

Sohn des fürstlichen Schultheißen Heinrich Feckel zu Salza. Zuvor war letzterer „Husschriber" des Herzogs Wilhelm von Weimar gewesen, also Nachfolger des bekannten Thomas von Buttelstedt. Zur selben Zeit, als Gregorius Feckel in Erfurt immatrikuliert wurde, verlieh ihm der Salzaer Stadtrat eine Vicarie am Altare St. Crucis, St. Martini et St. Elisabethae, welche ursprünglich im „Enelendenhause" vorm Erfurter Tore sich befunden hatte, aber in das neue Hospital gegenüber den Augustinern verlegt worden war.

Als Student konnte er selbstverständlich die betreffenden Messen nicht lesen; dies wird durch Stellvertreter geschehen sein.

Die Verleihung der einträglichen Vicarie hatte wohl lediglich den Zweck, dem jungen Manne oder vielmehr seinem Vater die Kosten des Studiums tragen zu helfen.

Auf diese Weise wird sich der Stadtrat die Gunst des hochmögenden Schultheißen sicherlich erworben haben.

Scultetus Heinrich Feckel war übrigens nicht ohne Mittel: erwarb er doch 1460 das molendinum der Schaubenricken für 300 Gulden (Brüdergassenmühle). Außerdem besaß er in der Altstadt ein Haus, wo sein Sohn, der Vikar, wohnte, und ein zweiter Sohn, Johannes, kam in den teilweisen Besitz einer durch Wasserkraft getriebenen Waidmühle.

Gregorius Feckel bekleidete im Kanonikatstift St. Petri et Pauli, welches 1472 von Dorla nach Salza verlegt worden war, die Stelle eines Scolasticus. Mehrfach wird er in Urkunden erwähnt, so 1490, 1492, 1499. Sein Haus „hinter der burg neben dem wilden Wasser" gelegen verkauft er 1479 an Dorothea Kote.

1465. Johann Notelingk.

Von ihm berichtet eine Niederschrift im Zinsbuch der Marktkirche zu Salza:

„anno φῦφνι(1516) for vmb allerheiligen Tagk ist vorscheyden vnd gestorben der wirdic here Er Johann notelingk eynes burgers Son alhyr zu Salcza vnd vicarius czu sanct bonifacius gewest vnd wonhafftigk czu molhusen .... hat vnser vorgenanten Kerchin Sancti bonifacij hundert gulden czu unserm gebauw gebin vnd bescheydin Daß habin wyr iczunt alterlute also entpfangen mit namen er Curt Czygeller vnd hermanus sebich.

Cuius anima requiescat in pace." —

Dieser bedeutenden Geldspende ist es vornehmlich zu danken, daß die Wölbung des Kirchenschiffes zu St. Bonifatii energisch in Angriff genommen wurde. 1522 ward sie vollendet.

1465. Johannes Ordorff.

Wir begegnen ihm 1472 als notarius sculteti zu Salza.

1482 besitzt er mit Johannes Feckel eine in den Niederhöfen belegene Waidmühle.

1486 war er mit Johannes Keiser Gerichtsassessor.

1503 findet die letzte Erwähnung als Geschoßzahler statt; Betrag 1½ Pfund.

1465. Albertus Spitznase de Bischofsguttern.

Das Geschlecht der Spitznase gehört zum thüringischen Uradel und war in der Gegend von Langensalza, nämlich in Flarchheim, Mülverstedt, Schönstedt und Großengottern seßhaft.

Albert Spitznase entstammte der Linie Großengottern. Vermählt war er mit einem Fräulein v. Witzleben. Von den beiden bekannt gewordenen Kindern bezog der Sohn, Antonius, im Jahre 1500 die Universität Erfurt, die Tochter, Katharina, verheiratete sich mit Hans v. Werthern auf Kleinballhausen.

Jm Jahre 1489 übernahm Albert Sp. die Verwaltung der Ämter Salza und Thamsbrück. Als tüchtiger Geschäftsmann legte er für das ihm unterstellte Gebiet ein Erbbuch an. Er gründete sich hierbei auf die Aufzeichnungen des landgräflichen Oberschreibers Thomas v. Buttelstedt, und sein Buch wurde selbst wieder die Grundlage des durch Sittich v. Berlepsch aufgestellten Erbbuches aus dem Jahre 1516.

Von Spitznase's Umsicht und Mäßigung, wie von dem Ansehen, welches er in der ganzen Gegend genoß, zeugt der Umstand, daß er bei Grenz- und Besitzstreitigkeiten häufig als Vermittler angerufen wurde. In seine Amtstätigkeit fallen die friesischen Züge Herzog Albrecht des Beherzten und Georgs des Bärtigen.

Die Lage von Salza und Thamsbrück, bekanntlich die westlichsten Punkte des albertinischen Thüringens, brachte es mit sich, daß gerade hier der Sammelplatz der herzoglichen Truppen, der Ausgangspunkt für die Kriegszüge war. Selbstverständlich erwuchs hieraus dem Amtmann manche Sorge, manche Arbeit.

Albert Sp. starb 1509. Seine Grabplatte befindet sich in der Bergkirche zu Langensalza. Leider ist bei Einrichtung der Kirchenheizung eine Seite des Steines, weil der Röhrenführung hinderlich, abgeschlagen worden.

Die infolgedessen nur unvollständig erhaltene Inschrift in neugotischen, erhabenen Minuskeln lautet:

„Anno. domini. M. CCCCCIX. in. vigilia visitacionis. mariae. virginis. obiit. Strenuus Albertus. spitznase. praefectus ....“

Das von zierlichem Rankenwerk umrahmte Haupt des in vollem Harnisch dargestellten Ritters deckt die Salade mit Nackenschutz und Kinnstück. Die Achsel- und Kniestücke sind scheibenartig, die Ellenbogenkacheln eckig. Die Rechte faßt den Schild, die Linke das Heft des Schwertes mit S förmiger Parierstange.

Die Spitznase findet man vielfach im Dienste der Grafen von Gleichen, der Stadt Erfurt, der Grafen von Schwarzburg, in deren Gebieten sie auch Besitz erwarben: Wechmar, Mühlberg, Tambuchshof, Rinkhofen, Petrirode, Berka a. d. Ilm, Meldingen.

Doch auch über die Grenzen des thüringer Landes breiteten sie sich aus. So besaßen sie Güter in Brachwitz (Saalkreis), Nedelitz (Jerichow), Schwanebeck (Oschersleben).

Die letzten Sprossen standen in Preußischen, Darmstädtischen und Meklenburgischen Diensten.

Noch sei erwähnt, daß ein Fräulein von Spitznase dem Maler des Erfurter Totentanzes gesessen: der Tod kommt zur Jungfrau.

Dies Bild war das erste in der langen Reihe auf dem Vorsaale des Evangelischen Weisenhauses, ist aber bei dem Brande des Jahres 1872 mit den übrigen Bildern ein Raub der Flammen geworden.

1468. Adam Langheinrich de Salcza.

Als Geistlicher an der Bergkirche zu Salza starb er 1536 in hohem Alter. Seine Grabplatte stellt ihn in Lebensgröße dar und zeigt die Umschrift:

„Anno domini. M. CCCCC XXX VI in. die. sti. servatii obiit. dm. adam. adam. langhenrich vicarius. huius. ecclesiae cuius. anima. requiescat in pace."

1469. Johannes Fulda.

Das Geschlecht der Fulda ist jedesfalls aus der Stadt Fulda eingewandert, denn es kommt auch die Form Hans von Fulda vor.

Sicher seit 1377, vielleicht schon früher, war diese Familie in Salza ansässig.

Johannes Fulda, der in Erfurt studiert hatte, wurde Bürgermeister und starb während seiner Amtstätigkeit im Jahre 1503.

Die Kämmereirechnung dieses Jahres berichtet:

„$1^1/_2$ Schilling 3 Denare der vordere Rat vertrunken, als sie an des Bürgermeisters Fulda Statt, der die Zeit verstorben, den jungen Graner zum Bürgermeister und Er Curden Rechtbach an seine Statt zum Kämmerer gekoren und erwählt hatten."

1470. Theodericus Schuchardt.

Er gehörte eine Zeitlang der Gemeindevertretung der Stadt Salza an, mag aber ein reizbarer, jähzorniger Geselle gewesen sein, denn in der Kämmereirechnung vom Jahre 1484 heißt es:

„Am 6. Mai war Proconsul Apfelmann in Erfurt von

des Auflaufs wegen Herrn Dietrich Schucharts, als er Berlt Gutbier (den alten Ratsmeister) mit einem Steine geworfen hatte."

Zehrung 1 Pfund 6 Pfennig.

Nach dem Jahre 1505 schwindet Dietrich Schuchart aus den Registern.

1474. Hermannus Schadroß de Salcza.

Urkundlich erscheint er 1509 als Vicar der Kirche zu Dorla. Der Pfarrer daselbst, Hermann Koler, und seine beiden Vicare Johann Wildebach und Hermann Schaderoß leihen 500 Gulden, die der Propst Markus Decker der Kirche zu Dorla gestiftet hatte, an den Stadtrat von Tennstedt aus.

1475. Augustinus Wildung.

Nach dem registrum subsidii vom Jahre 1506 besaß er die vicaria altaris S. Valentini in der St. Stephanskirche zu Salza, habet 12 Schog, zahlt 48 Groschen. Diese Vicarie war 1472 von Dorla nach Salza transferiert worden. Ferner war er Inhaber der vicaria St. Sebastiani zu St. Bonifatii, in deren Besitz Johann Weißhaar sein Nachfolger wurde. (Geschichte der Familie Gutbier S. 194).

1477. Dominus Marcus Decker prepositus in Salcza canonicus ecclesie beate Marie Virginis in Erffordia etc intitulatus 15. die mensis septembris 1 florenum in auro.

Es läßt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten, daß Marcus Decker ein Sohn der Stadt Salza ist, wenn auch das Geschlecht der Decker mehrfach daselbst erwähnt wird, z. B. 1442 Johannes Deckir in domo Nyte, Jakobsstadt 145, 1450 die Deckern in der Holzgasse, Jakobsstadt 431.

Die Stiftung eines 8. Kanonikats am Peter-, Paul- und Stephansstift zu Salza läßt doch vermuten, daß ihn, abgesehen von seiner Stellung als Propst, besondere Bande, Bande der Pietät mit dieser Stadt verknüpften.

Die Einrichtung der neuen Präbende und die einer Vicarie am Altare Beatae Mariae Virginis trat erst, wie er im Testamente angeordnet, nach seinem Tode ins Leben (1508).

Zur Dotierung waren 600 Gulden bestimmt, die ihm der Rat der Stadt Ilmen schuldete, so zwar, daß dem Kanonikate

die Zinsen von 350 Gulden, der Vicarie von 250 Gulden angewiesen waren.

Das Patronatsrecht über das Kanonikat stand dem Dekan und Kapitel zu, das der Vicarie, deren Inhaber wöchentlich drei Messen lesen sollte, war dem Vicarius Leonhard Bruchsell an der Marienkirche zu Erfurt übertragen. Mit dessen Tode sollte es auf den Stiftsschulzen im Dorfe Mittelsömmern kommen. Nach einer Bestimmung des Testaments sollten 20 Gulden Jahreszinsen von 400 Gulden Kapital an die Kanoniker des Stifts zur Verteilung kommen, welche Summe der Rat der Stadt Mühlhausen vom Testator erborgt hatte.

Der Propst Dr. Markus Decker hatte auch der Kirche zu Dorla gedacht und ihr ein Kapital von 500 Gulden überwiesen zur Ausrichtung von Vigilien und Messen.

Die höhere Geistlichkeit sammelte, wie das Beispiel des Propstes Dr. Decker lehrt, große Reichtümer.

Es war dies durch die sogenannten Kommenden ermöglicht, d. h. durch Überweisung von Pfründen, ohne die Verpflichtung, das betreffende Amt selbst zu versehen. Während die Prälaten in der Lage waren, zu prassen, fristeten die zahlreichen, meist elend besoldeten Vikare ein kümmerliches Dasein.

Der Propst Markus Decker ist es, welcher im Dom zu Erfurt das in außergewöhnlichen Größenverhältnissen ausgeführte Freskogemälde des heiligen Christophorus gestiftet hat.

Die Veranlassung war bekanntlich folgende: Bei Gelegenheit einer Reise ins Werratal, vielleicht zur Inspektion des Kollegiatstifts in Großenburschla geriet er in Lebensgefahr. Die Wasser der Werra drohten ihn zu verschlingen. Da gelobte der zum Tode Geängstigte, der heiligen Jungfrau und dem Christophorus, welcher als Patron schnellen, unbußfertigen Todes galt, ein riesiges Bild zu weihen, das bis zum Himmel des Domes reichen sollte, wenn sie seine Rettung herbeiführen würden.

Der Gerettete hat sein Gelübde gehalten. Auf dem Gemälde trägt Christophorus das Christuskind auf seinen Schultern durchs Wasser. Am Ufer, dem er zuschreitet, steht der Eremit, der hernach am Riesen die Taufe vollzogen.

Links in der unteren Ecke kniet der Stifter des Bildes in seinem Ornate.

Ein Hündlein gewinnt schwimmend das Ufer: wollte der Prälat demütigen Sinnes sich vielleicht unter dem Bilde dieses Hündleins darstellen?

1479. Heinricus Stüler de Salcza.

Über ein Menschenalter hindurch hat er die Geschicke seiner Vaterstadt leiten helfen: von 1501 bis 1537 bekleidete er, der Sohn Dietrich Stülers, das Amt eines Ratsmeisters. Zeit der Aufregung war für ihn insonderheit die des Bauernaufruhrs (1525). Der Haufen führte ihn und andere Herren ins Heerlager vor Tonna. Gezwungen mußte er dann dort den Eid leisten, den die „christliche Brüderschaft" ihm abforderte.

Noch trunken vom gräflichen Weine öffneten die Zurückgekommenen die Gefängnisse im Rathause und Schlosse und zerschlugen die Stöcke.

Hans Ziegler, ein wüster Geselle, rief höhnisch: „Bürgermeister Stüler, komm und setze mich nun wieder in den Stock; in dem Loche habe ich hievor gesessen!"

Das Jahr seines Todes erfahren wir aus einer Urkunde vom Jahre 1541. Heinrich Stüler war seit 1510 Lehnträger für die Rebelsgassenmühle gewesen, die der Stadtrat von den Herren v. Wangenheim zu Lehen hatte.

1541 wird nun der Ratsfreund Johann Gutbier vom Stadtrat als Lehnträger gestellt, da der bisherige, Heinrich Stüler, abgestorben.

1481. Hermannus Dorhoff de Salcza.

Tritt als Ratsherr im Jahre 1509 zu Salza auf, aber nur in diesem Jahre; in den späteren Ratsverzeichnissen fehlt er.

1525 gehörte er zu den zwölf erwählten Vertrauensmännern der aufständischen Bürger. In seinem Hause wurden die Forderungen der Gemeinde niedergeschrieben. Nach der Katastrophe erscheint er, wie zuvor, als kräftiger Geschoßzahler, mag also ziemlich ungestraft die schlimme Zeit, in deren Wirbel er vielleicht wider Willen hineingezogen, überdauert haben.

1481. Carolus Grube de Salcza.

Wahrscheinlich früh verstorben oder von Salza verzogen, denn nur bis 1505 tritt er in der Bürgerliste auf, ohne als städtischer Beamte bezeichnet zu sein.

Seine Wohnung befand sich in der Neustadt, unweit der sogenannten Kepfmühle.

1482. Hermannus Czigeler de Salcza.

Von ihm ist nur bekannt, daß er Vicar an der St. Stephanskirche zu Salza gewesen und 1504 verstorben ist.

1482. Georius Graner.

Sohn des Ratsmeisters Georg Graner, wird er selbst im Jahre 1503 zum Bürgermeister in Salza erwählt, nachdem er zuvor als Kämmerer seiner Vaterstadt gedient hatte.

Auffällig ist, daß er erst 1529, also nach langer Pause, noch einmal als Bürgermeister Erwähnung findet. 1535 werden seine Erben mit einem Betrage von 22 Gulden im Geschoßregister aufgeführt.

1482. Christophorus Schultheiß.

Das registrum subsidii führt ihn 1506 als Inhaber der vicaria trium regum in der Bergkirche zu Salza auf. Die Vicarie ist abgeschätzt auf 15 Schock; der Inhaber zahlt 1 Schock als Beitrag zur Erwerbung des Palliums seitens des Erzbischofs von Mainz.

1482. Johannes Rost de Salcza.

Er gehört einer um die Heimatstadt vielfach verdienten Familie an, wahrscheinlich Bruder des Bürgermeisters Friedrich Rost, dessen Grabstein in der Vorhalle der Stephanskirche aufgestellt ist.

1496 tritt Er Johannes Rost als Kanonikus des Peter-Paulstiftes auf.

Außerdem ist er Vicar am Altare Sanctae Trinitatis, B. M. V. et omnium apostolorum in der Marienkirche, außerhalb der Mauern gelegen, auf welches Lehen er aber 1514 verzichtet.

Noch ist er Inhaber:

der Vicarie S. Sebastian zu St. Bonifatii,

der Vicarie S. Gangolphi im Leprosorium.

1521 und später besitzt er noch

die Vicarie S. Thomae auf dem Rathause.

1526 lieh er dem Ritter Hans Goltacker hundert Gulden.

Aus dem allen geht hervor, daß er in vermöglichen Verhältnissen lebte.

1483. Johannes de Erffa.

Die zum thüringischen Uradel gehörigen Herren v. Erffa

hatten ihren Edelsitz im Dorfe Erffa an der Nesse, gegenwärtig Friedrichswert genannt.

Johannes v. Erffa wurde Dekan des Peter-Paulstifts zu Salza.

1506 tritt er als Collector der Subsidiengelder auf, welche der Erzbischof von Mainz in seinem Sprengel einsammeln ließ, um vom Papste das Pallium erkaufen zu können.

Dieses ist ein schmaler, aus Baumwolle gewobener, mit mehreren Kreuzen verzierter Bandstreifen, der vom Erzbischof derart um die Schultern getragen wird, daß eines der beiden Enden vorn, das andere hinterwärts herabfällt. Die Päpste ließen sich die Verleihung des pallium archiepiscopale meist recht teuer bezahlen, so daß der Erzbischof genötigt war, sämtliche Kultstätten, also jede Kirche und Kapelle, mit einem Beitrage heranzuziehen.

Für seine Bemühung als Sammler wurde dem Dekan v. Erffa der Betrag bezüglich seiner eigenen Kirchenämter erlassen.

Nach dem registrum subsidii bezog Johannes v. Erffa die Einkünfte aus folgenden Stellen:

1. Dechanei des St. Peterpaulstifts zu Salza,
2. Vicarie in der Kapelle St. Michaelis auf dem Kirchhof St. Stephani zu Salza,
3. Vicarie im Nikolaushospital bei Treffurt,
4. Vicarie Beatae Mariae Virginis in der Kirche zu Haina,
5. Vicarie B. M. V. in der Pfarrkirche zu Erffa,
6. Vicarie B. M. V. in der Martinikirche zu Großengottern.

Nicht erwähnt wird in dem Register, daß er auch die wohlausgestattete Pfarre zu Ufhoven innehatte; diese mochte ihm vielleicht erst später übertragen worden sein.

Selbstverständlich konnte er in Person jene Kirchenämter nicht verwalten; er bezog die Einkünfte und beauftragte Stellvertreter mit dem üblichen Messelesen. —

Eine Zeit des Schreckens war für ihn und die Chorherren die in und um Langensalza sich abspielende Episode des Bauernkrieges.

Hören wir seinen Bericht über die erfahrene Unbill, wie er ihn in einer an den Herzog Georg v. Sachsen gerichteten Klagschrift niedergelegt hat.

. . . . „Wiewohl uns die Mannschaft zu Oberndorla, Langula und Niederdorla unsre Zinse in das 4. Jahr und heute noch wider aufgerichteten fürstlichen Receß, mannigfaltige darauf geschehene Befehle und ihrer Junkern, der Ganerben zu Treffurt Gebot selbstgewaltig vorenthalten haben, wie denn solches mehrmals an E. F. G. klagweis gelanget, davon wir nicht einen kleinen Mangel erduldet und mittlerzeit wenigers nicht die göttlichen Kirchenamt vollendet; so hat sich doch eine Rotte aus den Bürgern zu Salza durch beschlossene Konspiration versammelt und Dienstag nach Quasimodogeniti mit der Trommel Lärm geschlagen, den ehrbarweisen Rat in Furcht und Bewilligen ihrer angegebenen Artikel gedrungen, die Nonnen und Mönche ausgetrieben, in unsern Häusern unsern Vorrat, zu Essen und zu Trinken dienend, verzehrt. Des folgenden Mittwochens sind wir aufs Rathaus zu Salza erfordert, ist uns, ungeachtet gegebener Freiheit Herzog Wilhelmens sel. Gedächtnis, und daß wir nicht weltlich schoßbare Güter haben, angesonnen worden, Bürger zu werden und also unter dem Gerichtszwange weltlicher Obrigkeit zu leben, zu frohnen, kaffen, wachen, wie ein anderer Bürger Heerfahrt zu leisten, welches doch ein unpriesterlicher Handel ist, irregularitatem zu tragen.

Zum Andern wollten sie den einzelnen oder den Ehestand von uns, und zum Dritten hinfort keine Messe, Vesper oder andere, wie sie es geheißen, dergleichen Käckelei von uns gehalten haben. Sie haben uns darauf bisher die Kirchen verschlossen und aller Gezeiten zu halten verhindert, einen Mönch, welcher, vor vielen Jahren verlaufen, eines ungeistlichen Lebens ist, und einem ehelichen Dorfpfaffen, seicht gelehrt, die, ärger denn lutherisch, wie der Allstedter, zu Aufruhr reizen, das Predigtamt befohlen.

Zum Letzten ist uns angemutet, ihnen alle unsre Erbregister, Briefe und Siegel zu übergeben, damit sie die Zinse, deren wir nicht viel zu Salza, sondern allermeist in den oben angezeigten Dörfern haben, ganz niederschlagen und tilgen wollen. Doch hat der Rat solche unsre Jura aus sonderlicher Wohlmeinung in der Sakristen

und Kasten St. Steffenskirchen bis anher in Verwahrung stehen lassen, die vier Artikel aber haben wir angenommen, weil sie mit Mord, zum Kriege geschickt, wären gegenwärtig gestanden, und haben gesagt, sie wollten uns wohl dazu bringen.

So waren wir auch zuvor durch fromme Leute gewarnt, auf alles zu willigen und keinen Vorbehalt zu machen, damit wir nicht über den Verlust unserer Güter auch noch erschlagen würden, denn dieweil die Tore zugesperrt, mochten wir nicht entfliehen.

Dabei es die Erheber solchen Aufruhrs nicht gelassen und uns samt E. F. G. Amtmann Sittich v. Berlepsch, dem Abte zu Homburg, etzlichen Augustinern, Barfüßern, der ganzen Priesterschaft und einem jetzt regierenden Bürgermeister, Stüler genannt, vor Tonna in das Heerlager unter die Bauern geführt, einem unächtigen Albrecht Mengen, ihrem Hauptmann, der auch ein Bauersmann aus Behringen ist, überantwortet, der uns allen gleich einen solchen Eid, diese Meinung enthaltend, gestabet: „Daß ich bei dem heiligen Evangelio und den zwölf Artikeln, die in der Schrift gegründet sind, mit Leib und Gut halten will, das schwöre ich, als mir Gott helfe und die Brüder oder Brüderschaft."

Und wiewohl E. F. G. geschrieben hat, die Geistlichen zu restituiren, so haben dennoch die Aufrührer darnach vor Tennstedt und Weißensee kriegsweise ausgezogen, etzliche von der Brüderschaft und andere, dem Handel nicht geneigt, dazu besonders erwählet und nicht nach der Ordnung oder nach dem Lose erfordert, daß wir höchlich beschweret.

Wir bitten E. F. G. wolle dazu tun und E. F. G. Stift, das über 500 Jahre besteht und allein mit den zwei Stiften zu Erfurt und dem Stift Jechaburg sonderliche Jurisdiktion hergebracht hat, erhalten." . . . .

Der Dekan Johannes v. Erffa hatte den Schrecken nicht verwinden können; er siechte seit dem Tage, als man ihn vom Bergturm gewaltsam heruntergeholt, langsam dahin und starb 1529.

Es war kein Wunder, daß die Achtung vor dem geistlichen Stande geschwunden, da das Leben seiner Glieder vielfach anstößig war.

Auch Joh. v. Erffa, der oberste unter den ca. 20 Geistlichen der Stadt, von denen nur ein einziger predigen konnte, lebte dem Gelübde der Keuschheit zuwider, in Hurerei. Gertraude Franken in der Jüdengasse wüßte mancherlei zu erzählen. Die Verwaltung über das Vermögen der erzeugten Kinder hatte, wie aus den Kämmereirechnungen ersichtlich, der Stadtrat übernommen.

Seine Grabstätte fand Joh. v. Erffa vor dem Altare der Bergkirche. Das Denkmal ist in Erzguß ausgeführt. Der Metallfigur flaches Relief hat viel individuellen Ausdruck und zeigt gute Modellierung. Die Hände, welche ein aufgeschlagenes Buch halten, sind besonders gut ausgeführt. Der Saum des Gewandkragens ist mit Quasten besetzt. Der untere Teil der Figur ist zumeist durch den mit Ausschnitt versehenen und die Erffa'schen Flügel führenden Schild bedeckt.

Die darunter angebrachte Inschriftenrolle steht dem Bilde in Zeichnung bedeutend nach, da sie ohne gleichmäßige und korrekte Linienführung ist.

Anno. dm. M. CCCCC. XXIX. die. vero. XXII. mesis. decebris. obyt. v nabilis. dns. johannes. de. Erffa. huius. ecce. decan'. et can'. cuius. aia requiescat. in. pace. amen.

1484. Johannes Esfelder (Effelder) de Salcza.

Nach dem Registrum subsidii hatte Johannes . . . felder die vicaria S. Nicolai in Henigizleben (Henningsleben) vor dem Jahre 1506 inne, die hierauf henricus Spangenberg besaß.

1486. Johann Tristram de Salcza.

Genauer müßte es bezüglich seiner Herkunft heißen: Mülversted bei Saltza. Noch im Jahre der Immatrikulation ist er in das Kloster Homburg bei Salza eingetreten, in welchem er, wie das Visitationsprotokoll vom Jahre 1540 berichtet, 54 Jahre zugebracht hat. Er erlangte die Würde eines Priors. Gerühmt wird von ihm: „hat den schonen großen Weingarten vnd weinbergk vmb das closter gepflanzt." Ferner heißt es: „ehr wil sich der fürstlichen Ordnung halten, bit, man sol ihn im closter bleiben lassen." Er erhielt eine jährliche Provision von 15 Gulden, die er 1544 noch bezog.

1486. Jodocus Zcigeler de Salcza.

Lange Jahre hindurch hat er das Amt eines Scholasticus an der Stiftskirche St. Peter-St. Paul und St. Stephan zu Salza bekleidet. Schon 1496 wird er als solcher aufgeführt.

Außerdem besaß er in der Kirche St. Bonifatii die Vicarie S. Cyriaci, Erhardi, St. Barbarae et St. Martini auf dem Altare Summae Trinitatis, mit der Verpflichtung, wöchentlich zwei Messen zu lesen.

Die Herren v. Kreutzburg hatten ihn mit dieser Vicarie beliehen.

1545 ist Jodocus Ziegler noch am Leben.

1486. Theodericus Fensterer de Tennstedt.

In Tennstedt lebte schon 1471 ein Dietrich Fensterer. 1501 war Sintram Fensterer in Tennstedt Bürgermeister, 1509 ein Dietrich Fensterer.

In Salza tritt Dietrich Fensterer im Jahre 1516 als Bürgermeister auf; zugleich war er Bürger in Erfurt. Sein Wohnhaus zu Salza befand sich Bei der Marktkirche, Ecke der Jüdengasse. Während der Bauernunruhen (1525) hatte er als Bürgermeister keine beneidenswerte Stellung.

In der Stadt flüsterte man sich am 24. April das Gerücht zu, der Amtmann Sittich v. Berlepsch gehe zufolge herzoglichen Befehls damit um, acht Wagen martinisch gesinnter Bürger mit Hilfe des nachts in die Stadt einzulassenden Landvolks abführen zu lassen, nämlich nach Rochlitz, wo die gefürchtetsten Gefängnistürme, Jupen genannt, sich befanden, von denen das Sprichwort sagte: wer die anhabe, den friere nicht.

Der Barbier Hans Schuchardt, welcher allerdings später nichts eingestand, sollte vom Bürgermeister Dietrich Fensterer gehört haben, daß der Amtmann gesagt: „Mich erbarmet des armen Volkes!“ Dieses Gerücht, völlig unbegründet, wirkte verderblich.

Manche schliefen in der Nacht nicht in den Häusern.

Am 25. April, dem Jahrmarktsdienstag, brach der Aufruhr los.

Kloster Homburg wurde geplündert, am 29. April der Komthurhof zu Nägelstedt, am 30. April das Grafenschloß zu Tonna ausgeraubt, am 6. Mai ein Zug nach Weissensee unternommen, von dem man unverrichteter Sache zurückkehrte.

Am 7. Mai hatten sich Rat und Amtmann vereinigt, den Herzog Georg untertänig um Gnade anzugehen und über den Hergang Bericht zu erstatten.

So ritten denn Sittich v. Berlepsch, Bürgermeister Fensterer, Kämmerer Schernberg, Stadtschreiber Höpfner und zwei der Gemeindeverordneten aus.

Diese Gesandtschaft nahm Graf Ernst v. Mansfeld am 8. Mai bei Heldrungen gefangen. Berlepsch und die Ratsleute wurden in der Hofstube festgehalten, die von der Gemeinde in den Turm gelegt, weil der Graf in diesen letzteren die Meutmacher erblickte.

Dem Herzog wurde die Gefangennahme sowohl vom Grafen als auch vom Salzaer Stadtrat, von letzterem in beschwerendem Tone, gemeldet.

Herzog Georg gab dem Grafen die briefliche Weisung, Amtmann und Bürgermeister zu verpflichten, ihren Weg zu ihm, dem Herzog, zu nehmen.

Graf Ernst entließ sie unter der Bedingung, sich bei ihm als Gefangene wiederum zu stellen, wenn sie den Herzog getroffen und gesprochen hätten.

In Salza herrschte bange Erwartung und unheimliche Furcht.

Landgraf Philipp von Hessen rückte ein.

An der Schlacht bei Frankenhausen, die am 15. Mai stattfand und in welcher 4000 Aufrührer fielen, waren die Salzaer nicht beteiligt.

Bald darauf erschien Herzog Georg in Salza: 40 Aufrührer wurden auf offenem Markte hingerichtet. Solches Unglück hatten die Hetzer über das verführte Volk gebracht. —

Bürgermeister Dietrich Fensterer, jederzeit auf das Wohl der Stadt bedacht, gehörte zu der Abordnung, welche 1544 nach Weissensee zog, um mit dem dort weilenden Herzog Moritz v. Sachsen über den Ankauf der Besitzungen des aufgehobenen Klosters Homburg zu verhandeln; der Fürst überließ der Stadt Salza den Klosterbesitz für die Summe von 10000 Gulden.

Daß Dietrich Fensterer ein Herz für das Volk hatte, beweist seine 1546 gemachte Stiftung, kraft welcher armen

Leuten beim Eintritt der kalten Jahreszeit graues Tuch zur Winterkleidung geliefert wurde.

Seine letzte Ruhestätte fand er in der Marktkirche vor dem Altare neben dem Propste Johann Murer.

Die Inschrift der Grabplatte lautet:

ANNO DOMINI MDXLVI FREITAG NACH DER HEILIGEN DREI KONIG TAG IST DER ERBARE DITERICH FENSTERER IN GOT CHRISTLICH VORSCHIDEN DEM GOT GNAD.

Das Wappen zeigt ein oben gerundetes Fenster mit Butzenscheiben; die untern Flügel sind geöffnet, so daß eine männliche und weibliche Person sichtbar sind.

Das Wappen der aus Erfurt gebürtigen Frau Agnes geb. Stör ist ein Fisch von links unten nach rechts oben, mit 6 Sternchen umgeben.

Das Fensterer'sche Ehepaar hinterließ fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter.

Sintram, der mittlere Sohn, scheint ein übermütiger Bursche gewesen zu sein. Einst, im Jahre 1544, nahm ihn der Stadtrat in Strafe mit 3 Gulden 21 Groschen „hat ein vngehorigk Muthwillig Nachtgeschrey gehapt vnd mit gezogener Wehre vor seines Vathers Hawse auf der gassen gangen".

Erasmus setzte den Stamm fort, siedelte aber nach Erfurt über.

Philipp Blaße, geborener Salzaer, der als berittener Räuberhauptmann die Gegend von Erfurt unsicher machte, hatte Erasmus Fensterer mit dem Tode bedroht (1559).

Daraufhin wurde vom Kurfürst August ein Steckbrief erlassen, dessen Abschrift im Amtshandelsbuche aufbewahrt ist. Er hat folgenden Wortlaut:

„Von Gots Gnaden Wir Augustus etc. fugen hiermit Allen stand, Jeden, was vor standes oder wesens die seind, vnd mit diesem vnsern briefe ersucht werden, vnd allermenniglichen zu wissen, Das Ihre zweene mit nahmen Bartel Schepler vnd Philipps Blaße unserm bürger in Salzta vnnd Erffurt Asmusen Fenster one Alle genugsame redliche und erhebliche vrsach, alleine aus mutwillenn vnd

vorgenomer gefaster bosheit, feintlich abgesagt haben, vnd Ine zu vorderben bedacht.

Damit aber benanten beuehdern Ir boser will vnd fursatz gebrochen vnnd schaden vorhutet werde Demnach so ist unser fruntlich bit gnedigs gesinnen vnd begeren, den vnsern Aber hiermit entpfelende, Ihr wollet auf Fensterers oder seines beuehlhabers ansuchen, mehrberurte Schepler vnd Blasse, do sie in euern Landen, gebieten, Ambten oder gerichten betretten und Antreffen wurden vf des Fensterers vnkosten gefenglich einziehen vnd wohlvorwarth enthaltenn lassen darmit er An Jenen rechts bekohmen, vnd sie wegen Irer fridbruchigen thaten vnd mißhandelungen mogen gestraffet werden. Das reiht uns zu freuntlichen vnd guten gefallen, vnd die vnsern thun hieran vnsere meinunge. Zu vrkundt mit vnsernn hierauf gedruckten Secret besiegelt, vnnd geben den 5. Julii anno 59."

Der Friedbrecher Blasse, einst Fürstenschüler zu Pforta und Student zu Leipzig (1550), wurde später in Mücheln gefangen und 1566 in Dresden hingerichtet.

Erasmus Fensterers Erben überließen dem Salzaer Stadtrate ein bedeutendes Grundstück Unterm Berge mit der Verpflichtung, daselbst ein Hospital einzurichten und in dasselbe ihren Schwager als ersten Hospitaliten aufzunehmen.

Der Stadtrat nahm die Schenkung an und richtete für Franz Weißhaar ein Häuslein und eine Stube ein. Mit dieser Aufnahme schien die Angelegenheit für den Stadtrat erledigt zu sein, denn schon 1590 wird das Grundstück „zur Schüttung und zur Scheune" gebraucht, wurde also die sogenannte „Hofmeierei" eingerichtet, welche 1711 abbrannte.

Ein Bild von der Ruine (Innenseite) des Fensterer'schen Hauses „Unter dem Berge" findet sich in dem von Helene Stromeyer 1866 herausgegebenen „Album von Langensalza."

1493. Erhardus Scheffer de Salcza.

Wird nur einmal, 1502, als Vicarius zu St. Stephan in Salza erwählt.

1493. Johann Graner de Salcza.

Kleriker an der Stiftskirche St. Stephan zu Salza.

In derselben befindet sich vor dem Pfarrstuhl der Leichenstein mit vertiefter, sorgfältig ausgeführter Minuskelinschrift:

„Anno . domini . mvc. x iar . in . die . marcis . starb her johann graner . vnd am . vunften tage darnach . sein . motter . denen gott gnode.“

1496. Johann Lodovici de Salcza.

Im Nordgange der Kirche St. Stephan lag vor Einrichtung der Kirchenheizung (1893) die Grabplatte dieses Klerikers mit der nur teilweise erhaltenen Umschrift:

Anno . Salut . . M. CCCCC. X. venerabilis dominus Johann Lodewig . . . defunctus . . . requiescat . . pace . amen.“

1498. Christianus Sculteti de Salcza.

Nach dem Verzicht des Geistlichen Johann Rost auf das Lehen am Altar Sanctae Trinitatis, Beatae Mariae Virginis et Omnium Sanctorum in der Marienkirche unterhalb der Stadt Salza, präsentiert Georg v. Kreuzburg den Priester kersten Schultheißen als „tuglich“.

Im Jahre 1530 trat er von der Vicarie St. Crucis et Erhardi im Hospitale St. Antonii zu Mühlhausen, mit welcher ihn die Gutbiere belehnt hatten, zurück.

1542 besaß er die Vicarie St. Sebastiani in der Kirche St. Bonifatii zu Salza, ein Lehen des Bürgers Adam Grube.

1500. Johann Schefer de Salcza.

Wird nur ein einziges Mal und zwar im Jahre 1526 in der Reihe der Geistlichen genannt, denen der Stadtrat zu Salza am Feste Corporis Christi (Fronleichnamsfest) nach alter Gewohnheit ein Weingeschenk verehrt.

1501. Franciscus Coci de Salcza.

Bei der im Jahre 1540 stattfindenden Kirchenvisitation wird Franziscus Koch, magister artium, als Kanonikus senior bezeichnet.

Die Bruderschaft des wahren Leichnams Christi in der Stiftskirche zu Salza hatte ein geistlich Lehen de jure patronatus zu verleihen, mit welchem sie den Mgr. Franz Koch bedacht hatte. Zu diesem Lehen gehörte auch eine kleine Behausung „Am Berge“, welches vom Besitzer für jährlich 1½ Schock vermietet wurde.

Mgr. Koch hatte aus eigenem Vermögen zu St. Bonifatii

die Vicarie St. Hieronymi gestiftet mit einem Einkommen von jährlich 16 Schock Groschen.

Auf Lebenszeit hatte er sich selbst die Vicarie vorbehalten, sowie die Freiheit, wöchentlich eine oder keine Messe zu lesen. Sein Successor war jedoch gehalten, wöchentlich drei Messen zu lesen.

1504. Georgius Hopfener de Thomasbrück.

Sein erstes Amt war das eines fürstlichen Schössers zu Salza. 1510 hielt er auf dem Schlosse Wirtschaft mit Katharine Stiefel, welche Mutter von vier Söhnen und zehn Töchtern wurde.

Aus dem Dienste des Herzogs Georg v. Sachsen trat er in den der Stadt Salza als Stadtschreiber.

Zur Zeit der Empörung (1525) trat er mehreremale in den Vordergrund. Die am 25. April durch die Sturmglocke zusammengerufene, in geharnischter Wehre versammelte Gemeinde besetzte das Rathaus und verlangte, außer den bereits vorhandenen 12 Gemeindevertretern, dem Rate noch 12 aus ihrer Mitte beizugeben.

Der versammelte Rat war hierzu, da es der Landesordnung zuwider, nicht geneigt, forderte durch den Stadtschreiber zum Nachhausegehen auf, erbot sich aber, ein Verzeichnis der Beschwerden entgegenzunehmen, zu beraten und bei vorkommenden Schwierigkeiten den Entscheid des Herzogs einzuholen.

Damit aber waren die Anwesenden keineswegs zufrieden. Hans Ziegler, genannt Hans Melchior, entgegnete dem Stadtschreiber Georg Höpfner: „Ei, Herr Stadtschreiber, das vergelte Euch Gott! Wollt Ihr uns also abweisen? Nein, wir sind zusammengekommen und wollen nicht voneinander, es sei denn geschehen, was wir wollen.

Und als er sich zur Gemeinde wendete mit der Frage: „Ihr Brüder, ist's nicht Euer Wille?“ da schrien alle: „Ja!“ Unter Lästerungen und Schmähworten wider den Rat wählten sie stracks zwölf Männer, verzeichneten dieselben auf einem Schiefersteine, ließen ihn in die Ratsstube tragen mit dem Begehren, die Erkorenen einzulassen, was der Rat gestatten mußte. Die Namen der Vertrauensmänner waren folgende: Hans Fischer, Andreas Drescher, Hans Ziegler, Hans

Lofnick, Ludwig Rotermund, Dietrich Gans, Hans Schmidt, Hans Tuta der Schenk am Berge, Ludwig Terner, Antonius Spiler, Hermann Dorrehof der Ältere, Antonius Fuldener, der Wirt am Plan. Man forderte die Niederschrift der Beschwerden vom Stadtschreiber Georg Höpfner. Dieser aber weigerte sich mit dem Hinweis, daß er das Vertrauen der Gemeinde nicht besitze, und brachte Dietrich Gans als Schreibkundigen in Vorschlag.

Wie schon bekannt, gehörte der Stadtschreiber Höpfner zu der Abordnung, welche dem Herzog Georg Bericht erstatten und ihn um Gnade bitten sollte und in die Hände des Grafen Ernst v. Mansfeld fiel.

1526 wurde Georg Höpfner zum Bürgermeister erwählt; er behielt aber den Stadtschreiberdienst bei, wahrscheinlich in anbetracht seiner starken Familie.

Beim Neubau der städtischen Wage (1536) ließ er an einer schönen gotischen Wandsäule sein Wappen anbringen: drei Hopfenzäpfchen; neben demselben sieht man das des Bürgermeisters Berlt Rost.

Georg Höpfner und Dietrich Fensterer waren die regierenden Bürgermeister bei Einführung der Reformation (1539).

1540 gehörte Bürgermeister Höpfner zu der Kommission, welche die Gehaltsverhältnisse der evangelischen Geistlichen und Schulmeister im albertinischen Thüringen regeln sollte. So war er auch bei Gründung und Einrichtung der Fürstenschule zu Kloster Pforta tätig (1543); ferner bei Ankauf der Besitzungen des Klosters Homburg seitens der Stadt Salza (1544).

Aus seinem tätigen Leben rief ihn der Tod am 2. Dezember 1547.

1505. Johann Zcigeler de Salcza.

Seit 1508 war er in seiner Vaterstadt als Geistlicher tätig. Der Bürger Hentze Gutbier hatte ihm die Vicaria Simonis et Judae in der St. Crucis-Kapelle unter dem Nonnenchore der Marktkirche geliehen.

Das Lehen hatte einen Ertrag von 13 Schock und 48 Groschen, wofür wöchentlich zwei Messen zu halten waren.

Nach dem Ableben des Inhabers wurde dem Collator Heinrich Gutbier seitens der Visitatoren gestattet, das Einkommen seinem Sohne Martin vier Jahr lang zu seinem Studium zu reichen.

1508. Theodericus Gans de Salcza.

Der Vater, ebenfalls Dietrich Gans geheißen, hatte früher in Thamsbrück gewohnt neben dem Pfarrhofe, war aber nach Salza übergesiedelt und daselbst Bürgermeister geworden. Dietrich Gans, der Sohn, tritt 1518 ebenfalls als Ratsherr auf, aber eben nur in diesem einen Jahre. Ob er sich mit seinen Kumpanen überworfen hatte?

Im Salzaer Aufstande (1525) spielte er eine gewisse Rolle, aber immerhin eine gemäßigte.

Von den Aufrührern war er zu einem der zwölf Vertreter gewählt worden.

Nach langem Weigern ließ er sich endlich bewegen, die Forderungen der Gemeinde niederzuschreiben (25. April).

Andern Tages wurde er mit Hans Schenk als Gemeindeverordneter entsandt, um am Tore zu hören, in welcher Absicht die von Heinrich Pfeifer geführte Mühlhäuser Rotte vor der Stadt Salza erschienen sei.

Pfeifer begehrte die Tötung des Amtmannes Sittich v. Berlepsch und derjenigen, die von Mühlhausen nach Salza entwichen waren, und die der Barfüßer zu Salza. Doch ließ er sich endlich durch Gans beschwichtigen und zum Abzuge bewegen. Die ihm geschenkten zwei Faß Bier wurden auf dem Gottern'schen Riede während des Rückmarsches ausgetrunken. —

Beim Anrücken des Herzogs Georg war Dietrich Gans geflüchtet.

Nach vielen vergeblichen Versuchen, Wiederaufnahme in Salza zu finden, hatte er sich in Göttingen als Wollfärber niedergelassen. Seine letzte Bitte um Einlaß erfolgte im Jahre 1535.

1512. Eobanus Czigler de Salcza.

Der letzte Dekan des Chorherrenstifts St. St. Petri, Pauli et Stephani zu Salza. Von 1530 an bis zu seinem Tode (1560) bekleidete er diese Würde, nachdem er zuvor Kanoniker gewesen, zugleich war er Pfarrer in Ufhoven.

Am 1. Oktober 1530 präsentiert Heinrich Gutbier, Bürger zu Salza, den Baccalaureus Eoban Ziegler dem Offizial der Propstei Jechaburg für die durch den Zurücktritt des Christian Schultheiß erledigte Vicarie St. Crucis et St. Erhardi im Spital St. Antonii zu Mühlhausen, und am 30. Oktober desselben Jahres macht der Offizial den ihm untergebenen Plebanen bekannt, daß Ziegler unter Barettaufsetzung investiert worden sei.

Z. hatte ferner inne die Vicarie B. M. V. im Hospital vorm Erfurter Tore zu Salza, die ihm Matthes Taubenrauch zu Thamsbrück verliehen; ebenso war er Besitzer einer Vicarie in Gottern (S. Nicolai), der Vicarie in der Burgkapelle St. Mauritii zu Thamsbrück.

Als die im Jahre 1540 vom Herzog Heinrich von Sachsen zur Untersuchung des kirchlichen Lebens ausgesandte Kommission nach Salza kam, um die Geistlichen zu verhören, mögen der Dekan Dr. Eoban Ziegler, der Scholastiker Jodocus Ziegler, der Offizial Martinus Kraberg der fürstlichen Abordnung aus dem Wege gegangen sein, denn im Protokoll, das recht ungünstige Dinge zu berühren hatte, waren jene drei Herren nicht erwähnt.

Dr. Eoban Ziegler siedelte, nachdem er, ohne Rücksicht auf seinen evangelischen Nachfolger, die gesamte Jahresnutzung der Pfarre Ufhoven eingeheimst hatte, nach Erfurt über.

Die Stiftskirche zu Salza wurde geschlossen, dagegen die Augustinerbrüderkirche zur evangelischen Stadtkirche eingerichtet. Das jeweilige Aufschließen der Bergkirche seitens der Stiftsherren, die im Genusse ihrer Pfründen belassen worden, sollte nur — so forderte der Stadtrat — in Gegenwart derselben geschehen.

Das war den geistlichen Herren gar nicht gelegen, und Dr. Eoban Ziegler schrieb an den Scholastikus: wenn der Stadtrat auf seiner Forderung bestände, dann möge man das Öffnen unterlassen, zu gelegener Zeit aber dem Herzog Moritz die Sache vortragen.

1558 wurde die Bergkirche nach gründlicher Erneuerung dem evangelischen Gottesdienst übergeben.

Der in unmittelbarer Nähe der Kirche liegende Dechaneihof

wurde zur Superintendentur eingerichtet. Dem bisherigen Besitzer Dr. Eoban Ziegler räumte man einen anderen Unter dem Berge gelegenen Kanonikerhof ein.

Der vornehme Prälat, dem die Kirchenerneuerung gar nicht gefallen, wohl auch, weil sie zugleich eine Erneuerung im Geiste des Gemüts forderte, hatte seiner Vaterstadt Langensalza für immer den Rücken gekehrt. 1553 war er Rektor der Universität zu Erfurt. Er ist in Erfurt 1560 verstorben.

Sein Grab befindet sich im Dome zu Erfurt und zwar im hohen Chore, dicht bei dem eisernen Gitter, welches Schiff und Altarraum scheidet.

Die Metallplatte, sauber graviert, stellt den Verstorbenen in Lebensgröße dar. An den Ecken befinden sich die Embleme der Evangelisten. Das Wappen zeigt den Vogel Greif.

Die Umschrift lautet: Anno domini 1560 die 6. Augusti obiit egregius vir Dominus Eobanus Zigeler, Doctor juris, hujus ecclesiae Scolasticus ac Sanct Steffani Halberstadensis Canonicus et Nicolai Magdeburgensis ac Steffani Salczensis Decanus et Sigillifer Cujus anima in pace.

15. E. K. 61.

Verfertiger scheint Eckart Kuchen, Glockengießer in Erfurt, zu sein.

Noch sei erwähnt, daß wir dem Dr. Eoban Z. ein Aktenstück verdanken; es führt die Aufschrift:

„Registrum fabrice ecclesie collegiate Saltzen.

Sanctorum petri et pauli ac steffani prothomartyris per Dn. Eobanum Zcigeler michl. XX inceptum et practitatum Anno XX quarto."

1512. Johann Urbach.

Die Familie Urbach (Aurbach) läßt sich aus dem Anfange des 15. bis ins 19. Jahrhundert ununterbrochen in Langensalza nachweisen.

Sie führte im Wappen: Spaten und Dunggabel gekreuzt. An manch altem Steinbau ist dieses Zeichen noch jetzt zu erschauen.

Johann Urbach betrieb Tuchhandel. Nach Einführung der Reformation übernahm er das Amt eines Kastenherrn, d. h. Vorstehers, Rechnungsführers der Kirchkasse.

Er selbst verfügte über ein bedeutendes Vermögen, so daß er imstande war, dem Stadtrat Gelder auszuleihen.

1557 erborgte der Rat von ihm 800 Gulden zum Bau des schon 1556 begonnenen Brauhauses und einer Badestube.

Johann Urbach wußte von seinem Reichtum einen den Geboten des Christentums entsprechenden Gebrauch zu machen.

In seinem 1553 aufgenommenen Testamente ordnete er die Auszahlung von 100 Gulden an den Stadtrat an. Die Hälfte des Zinsertrags sollte den Sondersiechen zu gute kommen, die andere Hälfte dem Armengotteskasten zugeführt werden zum Ankauf grauen Tuches, welches den Armen verabreicht werden sollte.

1512. Valentinus Zcigeler de Salcza.

Besitzer von mehreren geistlichen Lehen zu Salza:

1. Der Vicarie St. Johannis Baptistae auf dem Altare Corporis Christi in der Marktkirche; wöchentlich 1 Messe, ein Lehen der Grafen von Gleichen;
2. Der Vicarie St. Johannis Evangelistae im Neuen Hospitale mit 3 Messen, ein Lehen des Stadtrats.

Valentin Ziegler starb 1542.

1519. Sebastian Rost.

1532 Ratsherr, 1534 Kämmerer, 1542 Bürgermeister zu Salza.

Der von ihm in diesem Jahre gezahlte Geschoßbetrag von 16 Gulden deutet auf Wohlstand hin.

Sein Wohnhaus befand sich neben der Ratswage, Mühlhäuserstr. 39. Von dem ursprünglich gotischen Stile des Gebäudes zeugen noch die beiden Kreuzblumen, welche die steinernen Treppengiebel bekrönen. Sebastian Rost, Stadtregent geworden, hielt auf gute Zucht. Valten Walter mußte z. B. 1 Gulden 12 Groschen Buße zahlen, „daß er sich vff Franzen Traybotts Wirtschaft (Hochzeit) vorm Hause am Tanze, vber das Ihme Borgemeister Rost vorwarnen lassen, sere vnzüchtig vnd vngeberlich mit Schwenken vnd anderem gehaltenn."

Rosts stattliche Erscheinung machte ihn zur Repräsentation der Stadt besonders geeignet. Mit Weinmeister Henning ist er „auf der Wirtschaft Georg Goldackers zu Weberstedt gewest vnd haben 6 Thaller geschangkt (1542). Nach

der Kämmereirechnung des Jahres 1547 wurden ihm für seinen „Klopper" (Klepper, Pferd), den er auff dye post hat geben lassen", für 17 Tage 1 Gulden 3 Groschen vergütet — also hierorts die Anfänge der Reitpost.

1554 wurden Rost und einige Ratsherren nach Dresden gefordert zu den Verhandlungen über die Landgebrechen. Die Beratungen wurden nach Leipzig verlegt, woselbst 22 Tage lang verhandelt wurde.

Sein Andenken hielt man, nachdem er 1558 das Zeitliche gesegnet, in Ehren. So verurteilte der Stadtrat den Mühlenbesitzer Lorenz Jercke zu 7 Gulden Buße, „das er Bürgermeister Seb. Rost Seligen nach synem Abschiede von dieser Welt vbell nachgeredt" (1560).

Das Grabdenkmal aus Seeberger Sandstein ist in Erfurt, drei Jahre nach dem Tode Rost's, gefertigt worden.

Dem Marstaller, d. i. Hofmeister des städtischen Landwirtschaftsbetriebes, wurde das Zehrgeld beim Abholen des Steines aus Erfurt in Höhe von 1½ Schock aus der Kämmereikasse erstattet (1561).

Die Umschrift der Grabplatte, in lateinischer Kapitale ausgeführt, lautet:

ANNO DOMINI 1558 DEN 12 TAGK OCTOBRIS IST VERSCHIEDEN DER ERBAR UND WEISE SEBASTIAN ROST DEME GOTT GNADE . AMEN.

Der männlich schöne Kopf der Figur ist mit einem flachen, etwas schief sitzenden Barett bedeckt. Vollbart am Kinn in zwei kurze Abteilungen geschieden. Das kurze Kamisol mit breitem, bis zum untern Saume reichenden Besatz. Oberärmel gebauscht, Unterärmel enganliegend. Zwei am vordern Teile des Rockes angeheftete muffartige Überärmel konnten je nach Bedürfnis zum Schutze vor dem Erkalten der Hände diesen übergestülpt werden. Beinkleider enganliegend. Die flachen, vorn breiten Schuhe führen den Namen Bärentatzen oder Ochsenmäuler.

1520. Jodocus Tzygler de Salcza.

Zunächst war er in den fürstlichen Dienst als Schösser eingetreten, Nachfolger des Antonius Troyschel zu Salza (1530).

Als Schösser hat er 1534 ein Zinsbuch des Amtes Thamsbrück angefangen.

1536 feierte er seine Hochzeit im fürstlichen Schlosse. Der Stadtrat verehrte ihm ein Geschenk von 3 Gulden 27 Groschen an 3 Talern.

1547 vertauschte Jobst Ziegler den herzoglichen mit dem städtischen Dienst; er wurde Bürgermeister.

1554 belehnte Herzog August ihn mit Zinsen, die er von Dr. Simon Pistor gekauft und die vordem Heinrich Muckemann im Besitz gehabt hatte.

1555 zahlt Bürgermeister Ziegler Gewandkammerzins, mochte demnach außer seinem Amte den Tuchhandel betrieben haben.

Er starb am 3. Mai 1555.

1530. Johannes Rost, Salczensis.

Im Visitationsprotokoll des Chorherrenstifts zu Salza heißt es von ihm:

„Canonicus cantor, will sich fürstlicher ordnung nach gehorsamlich halten."

Erwähnt wird er 1545, als der Schulmeister die comediam Acolaste auf dem Rathause zur Aufführung brachte.

Da heißt es in der Stadtrechnung:

„40 Groschen 2 Pfennige mit dem Apte von Homburg, Ern Johann Rost und andern spectatoribus in der stuben vertrunken, als man die comediam exhibirt."

Er mag 1549 oder früher verstorben sein, denn in der Kirchrechnung heißt es:

„20 Gulden zur Vicarie St. Thomae quondam Ern Johann Rosts,

4 Gulden 56 Groschen zur Vicarie im Siechhof quondam Ern Johann Rost's, wird nun in den Hof den armen Leuten gegeben."

1530. Johannes Wigand de Salcza.

Wahrscheinlich derselbe Johann Wigand, der 1545 im Genusse des von Frau Jutte Wigand 1470 in der Bergkirche zu Salza gestifteten Lehens trium regum sich befand; denn es war üblich, die Familienstiftungen in erster Linie den Familiengliedern zuzuwenden.

1530. Bartholomäus Fugespan de Salcza.

Das Registrum Fabricae Sti. Stephani nennt 1536 einen Fugespan als neuen Rektor.

Es bleibt jedoch dahingestellt, ob dieser identisch ist mit dem oben Angeführten, da auch 1533 ein Bartholomäus Fugespan de Salcza und 1534 ein Thomas Fugespan, Salczensis, immatrikuliert worden sind.

1535. Joannes Jungelingk ex Salcza.

Er hatte 1529 die Landesuniversität des albertinischen Sachsens, Leipzig, bezogen. Zur Erleichterung des Studiums war ihm vom Stadtrat ein Stipendium aus Murers Testamente verliehen worden.

1533 schrieb Jüngling aus Leipzig: ihm wäre sein Geld auf dem Heldrungischen Holze genommen worden. Hierauf wurden ihm wiederum 3 Gulden durch Meister Günther Wyßgerbers Sohn im Michaelismarkt anno 1533 gereicht.

Johannes Jüngling mag hierauf vorgezogen haben, die nähergelegene Universität Erfurt zu wählen.

1566 wird Johannes Jüngling, aber nur in diesem Jahre, als Ratsherr zu Langensalza angeführt.

Über sein Leben ist sonst nichts bekannt.

1538. frater Martinus Karle ex Salcza, conuentualis monasterii in Hombergk, dedit 12½ nivenses.

Im Visitationsprotokoll vom Jahre 1540 betreffend das Kloster Homburg heißt es:

„Martinus karel von saltz, 10 jar im closter gewesen, 14 jar alt ins closter komen. Er will sich gehorsamlich in allen stücken des Euangelii halten, Ehr wil auch, so ihm hülff geschehen konnt, studiren, hat 1 jar studirt zu Erfurt, man hat ihn aber relegirt vnd nicht alda wollen in baccal... promouiren, sondern Doctor Drato zu Erfurt die zeit rector gesagt, ehr wer ein apostata, derhalb wollt man in nicht promouiren.

3 jar järlich 30 Gulden solte man ihnn außm closter, die er zum studiren gebrauchen sollte, reichen.

30 Gulden hat er vf 1 jahr empfangen, 60 sollen ihm noch 2 jar gereicht werden, doch das ehr zu Erfurt nicht studiren sollt, sundern zu wittenbergk vnd leipzig."

Zu Leipzig hat er sich 1543 immatrikulieren lassen.

1538. Beverendus pater Nicolaus Hopffener ex Thomasbrucken abbas monasterii in Homburgk prope Saltza dedit 1 joachimicum.

Dreizehn Jahre zählte Nikolaus Höpfner, als er von seinen Eltern dem Kloster Homburg übergeben wurde. In solch jugendlichem Alter konnte er selbstverständlich die Folgen dieses Schrittes nicht überschauen noch beurteilen.

Der junge Mönch erwies sich muntern Geistes und auch in weltlichen Dingen erfahren, so daß ihm frühzeitig das Amt eines Schaffners übertragen wurde.

Als solcher hatte er die Aufsicht über den bedeutenden Ackerbau, die Sorge für Beköstigung der Klosterinsassen, wie auch der zahlreichen Leute, die im Kloster vorsprachen, um Wegzehrung zu erbitten. 31 Jahre alt, hatte er die Abtswürde erlangt.

Als nun die Zeit herannahte, daß durch Einführung der Reformation das Klosterleben sein Ende finden sollte, bezog er noch auf ein Jahr die Universität Erfurt.

Das Visitationsprotokoll aus dem Jahre 1540 sagt von ihm: „Dieser apt ist eine feine junge person vnd seiner geperde frundlich, ist 36 jar alt. In allen Dingen wil ehr sich gantz gehorsamlich halten, verhoft auch, Got werde ihm gnade geben.“ Außer einer Getreidelieferung erhielt er jährliche Provision von 150 Gulden. Er bezog ein dem Kloster gehöriges Freihaus in der Judengasse zu Langensalza. Dem Abbas a. D. bot sich eine günstige Gelegenheit zur Vermählung. Dorothea Lemmchen, Besitzerin des Blauen Hauses, erschien begehrenswert, zumal schon der Name der Erkorenen etwas Anheimelndes barg; hoffentlich ist sie auch, ihrem Namen gemäß, sanften und stillen Geistes gewesen, wie der Apostel es den Frauen anempfiehlt. 1545 trat Nikolaus Höpfner in den Ehestand. 1553 erwählte ihn die Stadt zum Bürgermeister. Bis zu seinem Tode hat er zum Segen der Stadt seines Amtes gewaltet.

In der Vorhalle der Marktkirche und zwar an der Nordwand befindet sich das in Holz ausgeführte, auf Kalkgrund gemalte Epitaphium.

Auf demselben ist die Gesamtfamilie Höpfner bildlich dargestellt: auf der einen Seite der würdige Bürgermeister mit edlem, regelmäßigem Gesicht und langem zweizipfeligen

Vollbart, hinter ihm die Söhne, gegenüber die Frau, hinter ihr die Töchter. Die jung verstorbenen Kinder tragen das Sterbekleid und sind mit einem Kreuz versehen.

Im Mittelfelde des Denkmals sehen wir die bildliche Darstellung des alten, blinden Tobias, dem durch die vom Sohne aus der Fremde mitgebrachte Fischsalbe die Augen geöffnet werden. Die Darstellung hat sinnige Bedeutung und will besagen: So lange ich, Nikolaus Höpfner, der römischen Kirche angehörte, war ich geistig blind. Durch das Licht des Evangeliums, welches die Reformation wieder leuchten ließ, bin ich sehend geworden. Nur in Christo ist Heil. Darauf deutet der oberhalb des Bildes angebrachte Spruch:

„Sic deus dilexit mundum ut filium suum vnigenitum daret ut omnis qui credit in eum non pereat sed habeat vitam aeternam." Joh. 3.

Unter der bildlichen Darstellung der Familie steht links der Spruch:

„Wir wissen das wir vom Tode
ins Leben gesetzt sind." 1. Joh. 3.

rechts: „Christus ist mein Leben
Sterben ist mein gewin."

Am untern Teile des Epitaphiums liest man:

„Als man zelte nach Christi geburt 1504 Ist der Ehrwirdige vnd Achtbare here Nicolaus Hopffener Apt des Kloster Homburgs bey Saltza vnd dieses orts 28 Jhar Bürgermeyster, zu Tomsbrücken geboren vnd hernach 36 Jhar im Ehestande, darinnen Eher Elff Kinder gezeuget, Christlich gelebet. Anno 1581 den 10t. Septembris vmb 6 Vhr vff den abendt in Gott seliglichen Entschlaffen, deme Gott eine froliche Aufferstehung verleihe. Amen."

Drahtlose Telegraphie und Telephonie mittels elektromagnetischer Wellen

von

Otto Jentsch
Kaiserlichem Postrat in Erfurt.

I. Geschichtliche Entwickelung und physikalische Grundlagen der drahtlosen Telegraphie.

Bei der Telegraphie mittels galvanischer Ströme ist zwischen Geber- und Empfängerstation eine ununterbrochene metallische Drahtleitung erforderlich. Da diese nicht nur einen verhältnismäßig hohen Kostenaufwand für die Herstellung und spätere Unterhaltung erfordert, sondern auch eine nie versiegende Quelle von Betriebsstörungen bildet, so haben sich frühzeitig Bestrebungen geltend gemacht, Telegraphen zu schaffen, die einer metallischen Drahtleitung zwischen Geber und Empfänger nicht bedürfen. Diese Bestrebungen reichen bis in die Anfänge der elektrischen Telegraphie zurück; für die Praxis nutzbare Erfolge haben sie indes lange Zeit nicht gehabt.

Nennenswert sind die Versuche von Rathenau und Strecker sowie von Orling und Armstrong, bei denen die Versendung telegraphischer Zeichen mittels galvanischer Ströme erfolgte und für die Übertragung anstelle der Drahtleitung die Erde oder das Wasser benutzt wurde. Rathenau erzielte eine drahtlose telegraphische Verständigung auf 4,2 km, Strecker auf 17 km und Orling und Armstrong auf 35 km. W. Preece, der frühere Chefingenieur der englischen Telegraphenverwaltung suchte das Problem der Telegraphie ohne Drahtleitung durch Benutzung der elektromagnetischen oder elektrostatischen Induktion zur Übertragung telegraphischer Zeichen in die Ferne zu lösen. Seine Arbeiten führten zur Einrichtung einer Anlage für drahtlose Telegraphie im Bristolkanal zwischen Lavernock Point und der 5,3 km davon entfernten Insel Flat-Holm. Be-

sonderes wissenschaftliches Interesse erregen noch die Versuche von Professor Zickler in Darmstadt, die eine telegraphische Zeichengebung mit Hilfe der ultravioletten, also dem menschlichen Auge nicht sichtbaren Lichtstrahlen, bis auf 1,3 km ermöglicht haben. Alle diese Versuche gehören bereits der Geschichte an.

Den Ausgangspunkt für die Erfindung einer als Verkehrsmittel tatsächlich brauchbaren Telegraphie ohne Leitungsdraht bilden die von dem Professor Heinrich Rudolf Hertz Ende der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts angestellten Versuche über die Natur der von einem elektrischen Funken ausgehenden Kräfte. Diese Versuche gaben die experimentelle Bestätigung der von Maxwell nur auf mathematischer Grundlage aufgebauten elektromagnetischen Lichttheorie. Seinen im Herbst 1889 hierüber auf der Naturforscherversammlung zu Heidelberg gehaltenen Vortrag konnte Hertz mit den bedeutungsvollen Worten beginnen:

„Das Licht ist eine elektrische Erscheinung, das Licht an sich, alles Licht, das Licht der Sonne, das Licht einer Kerze, das Licht eines Glühwurms. Nehmt aus der Welt die Elektrizität, und das Licht verschwindet; nehmt aus der Welt den lichttragenden Äther, und die elektrischen und magnetischen Kräfte können nicht mehr den Raum überschreiten."

Wir wissen seitdem also, daß von einem elektrischen Funken Kräfte ausgehen, die sich in Gestalt von Wellen oder Strahlen mit der Geschwindigkeit des Lichts in den Raum verbreiten, daß diese Wellen dieselben Grundgesetze befolgen, wie die Lichtwellen, und daß ihr Träger derselbe unwägbare Äther ist, der die Fortpflanzung des Lichts vermittelt.

Das elektrische Feld der Funkenwellen ist stets von einem entsprechend schwingenden Magnetfeld begleitet. Man bezeichnet die Funkenwellen daher als elektromagnetische Wellen, abgekürzt elektrische Wellen. Grundlegende Bedeutung für die drahtlose Telegraphie hatte der nachstehend beschriebene Spiegelversuch von Hertz. In der Brennlinie eines parabolisch gebogenen Blechzylinders erregte Hertz elektromagnetische Wellen durch einen elektrischen Funkenerzeuger oder Oszillator. Als Oszillator nahm er zwei Metallstäbe von 26 cm Länge und 3 cm Durchmesser, deren halbkugelige Enden soweit einander genähert

wurden, bis die ihnen durch einen Ruhmkorffschen Funkeninduktor erteilten Ladungen sich in elektrischen Funken ausglichen. Die von diesen elektrischen Funken ausgehenden elektromagnetischen Wellen breiten sich nach allen Richtungen aus. Ein Teil trifft auf die spiegelnde Fläche des Blechzylinders, wird dort nach dem Gesetz über die Reflexion der Lichtstrahlen reflektiert und tritt, wie Hertz es bezeichnet, als ein Bündel paralleler elektrischer Strahlen in den Raum. Die elektromagnetische Energie der Welle ist jetzt zum größten Teile in diesem Strahlenbündel konzentriert; trifft dieses in einigem Abstand einen dem ersten gleichen und parallel aufgestellten Spiegel, so wird durch die Reflexion die Energie des Strahlenbündels wieder in der Brennlinie des zweiten Spiegels zusammengedrängt. In dieser Brennlinie ordnete Hertz einen „Resonator" in Gestalt von zwei Metallstäben, ähnlich denen des Oszillators an, und er konnte jetzt durch die zwischen den Stäben überspringenden kleinen elektrischen Funken die Ankunft der elektrischen Wellen nachweisen. Die Einwirkungen der elektrischen Wellen auf den Resonator waren jedoch nicht so stark, daß Hertz von vornherein an die Möglichkeit denken konnte, sie für eine Telegraphie ohne Draht nutzbar machen zu können. Es dürfte dies aus einem Briefe vom 3. Dezember 1889 an den Zivilingenieur H. Huber in München gefolgert werden können, der bei Hertz angefragt hatte, ob er eine Übertragung von Telephongesprächen durch elektrische Wellen für möglich halte. Hertz antwortete im verneinenden Sinne mit der Begründung, daß die Stromänderungen im Telephon im Vergleich mit der Schwingungsperiode der Funkenwellen zu langsame seien. Würde Hertz damals die Einrichtung einer drahtlosen Telegraphie mit Hilfe der Funkenwellen für möglich gehalten haben, so hätte er sicher in dem Antwortschreiben an Huber dieser Möglichkeit Erwähnung getan.

Einen weiteren Fortschritt bot die Erfindung eines empfindlicheren Resonators 1890 durch den Professor Eduard Branly in Paris. Seine Vorrichtung zur Wahrnehmung elektrischer Wellen stellt gewissermaßen ein elektrisches Auge dar, das die Ankunft elektrischer Strahlen in ähnlicher Weise anzeigt, wie das menschliche Auge die Ankunft von Lichtstrahlen. Der Branly'sche Wellenanzeiger besteht aus einer Glasröhre, die an

beiden Enden durch Metallelektroden abgeschlossen und zwischen ihnen mit Metallfeilicht gefüllt ist. Diese Vorrichtung wird an Stelle der Funkenstrecke des Resonators eingeschaltet, und der Resonator wird mit einem empfindlichen Galvanometer und einem galvanischen Element zu einem Stromkreis vereinigt. Für gewöhnlich ist die Nadel des Galvanometers nicht abgelenkt, weil die zahlreichen Berührungsstellen der mit unreiner Oberfläche behafteten Feilspäne dem Batteriestrom einen fast so großen Widerstand darbieten, als ob der Stromkreis völlig unterbrochen wäre. Gelangen aber elektrische Wellen zu der Röhre, so werden die Metallspäne leitend. Der Widerstand des Stromkreises sinkt sofort auf einen geringen Wert, und die Nadel des Galvanometers schlägt aus. Um die Leitfähigkeit nach dem Auftreffen der elektrischen Wellen wieder aufzuheben, genügt ein leichter Schlag auf die Röhre, der die Metallspäne durcheinander schüttelt. An Stelle des Galvanometers kann auch ein empfindliches Relais oder Telephon zur Verwendung kommen.

Mit Hilfe der Hertzschen Funkenwellen und der Branly-Röhre wäre bereits eine Telegraphie ohne Draht möglich gewesen; genügt doch schon ein winziger Funke, um auf mehrere Meter diesen Wellenanzeiger ansprechen zu lassen, ohne daß es dazu der Anwendung von Hohlspiegeln bedarf. Professor Oliver Lodge kam bei seinen Untersuchungen über die Branly-Röhre auch darauf, eine derartige drahtlose Telegraphie in den Bereich der Möglichkeit zu ziehen. Er bezeichnete aber als äußerst erreichbare Entfernung eine halbe englische Meile, etwa 800 m. Lodge hatte richtig erkannt, daß die geschlossene Strombahn eines Funkenerzeugers allein nur geringe Energie nach außen abzugeben vermag. Erst die Versuche des Professors Popoff im Jahre 1895 an der Forstakademie in Kronstadt, welcher die Branly-Röhre benutzte, um luftelektrische Entladungen nachzuweisen, brachten das Problem der drahtlosen Telegraphie auf weitere Entfernungen seiner Lösung näher. Popoff benutzte einen in vertikaler Lage befestigten, langen in die Luft reichenden Draht, dessen unteres Ende mit Erde verbunden war, u. a. die Auffangestange eines Gebäudeblitzableiters, um die luftelektrischen Erregungen dem Wellenanzeiger zuzuführen. Der Popoff'sche Auffangedraht ist die späterhin mit der Bezeichnung „Antenne“ belegte Luftleitung der drahtlosen Telegraphie.

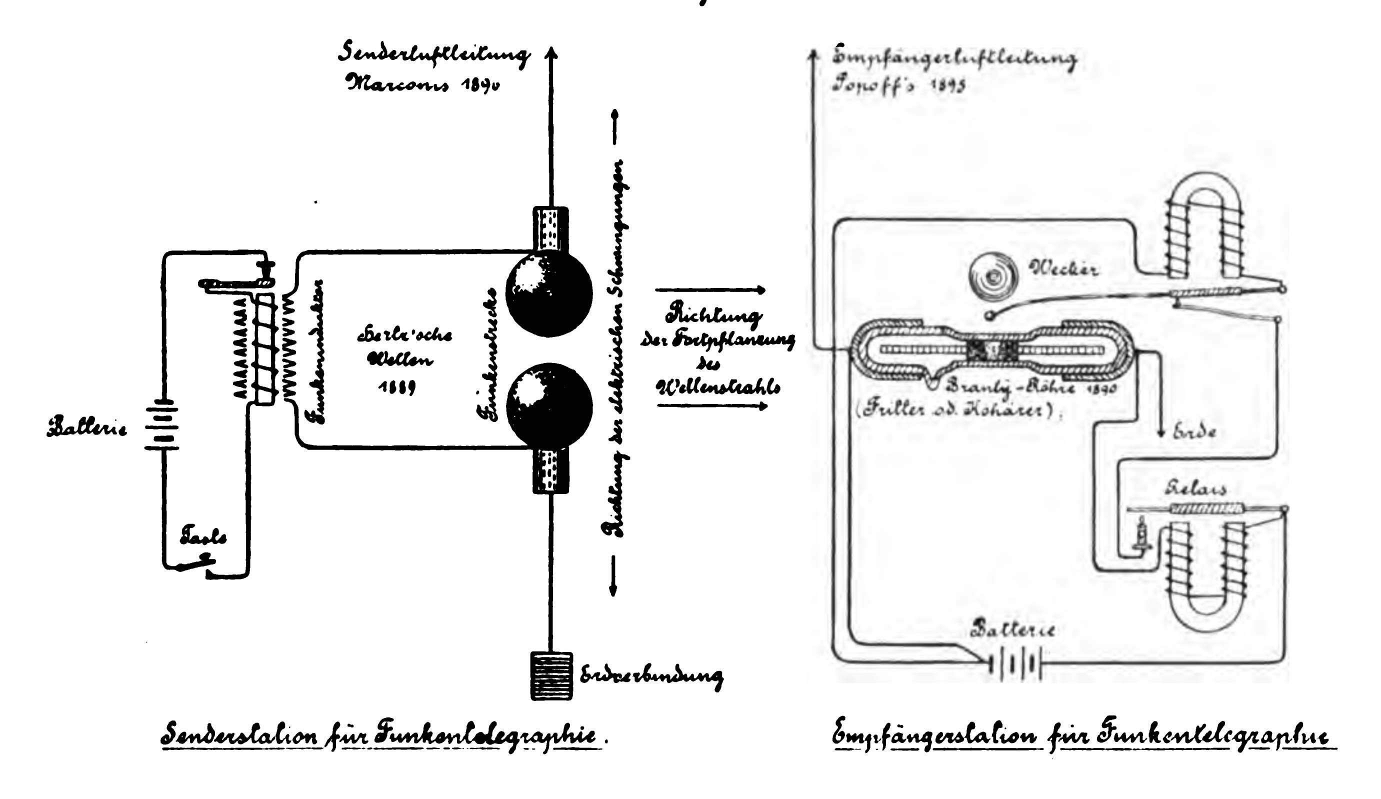
Nachdem es Popoff Ende 1895 gelungen war, unter Verwendung des Auffangedrahtes elektrische Entladungen bis auf Entfernungen von 5 km mittels der Branly-Röhre zu registrieren, sprach er sich zuversichtlich dahin aus, daß es ihm gelingen werde, durch Verwendung stärkerer Wellenerreger eine regelmäßige drahtlose telegraphische Verbindung auf größere Entfernungen herzustellen. Popoff würde sein Ziel erreicht haben, wenn er seinen Wellensender mit der gleichen Antenne versehen hätte, die er bei seiner Empfangsstation benutzte. Er kam nicht auf diesen Gedanken; die Legung dieses letzten Schlußsteins im Aufbau der drahtlosen Telegraphie war dem Italiener Guglielmo Marconi vorbehalten.

Marconi war durch die beim Professor Righi in Bologna über die Hertz'schen Wellen gehörten Vorlesungen angeregt worden, sich mit dem Problem der drahtlosen Telegraphie zu beschäftigen. Bei seinen ersten Versuchen verwendete er als Wellensender lediglich einen freistehenden Righi-Oszillator, d. h. einen verbesserten Ruhmkorffschen Funkeninduktor ohne Antenne. Um dann eine stärkere Ausstrahlung der elektrischen Wellen von den Oszillatorkugeln herbeizuführen, verband sie Marconi mit großen Metallflächen, und diese Versuche führten ihn schließlich 1896 zur Anwendung der Popoffschen Empfängerantenne bei der Senderstation. Damit war der letzte Schritt zur Lösung des Problems der drahtlosen Telegraphie mittels elektromagnetischer Wellen getan; er ist das unanfechtbare Verdienst Marconis. Die praktische Erprobung fand mit Unterstützung von Preece im Mai 1897 im Bristolkanal zwischen Lavernock Point einerseits sowie Flat-Holm (5,5 km) und Brean Down (14 km) andererseits statt. Professor Slaby hat an diesen Versuchen teilgenommen. Er sagt hierüber:

„Es wird mir eine unvergeßliche Erinnerung bleiben, wie wir, des starken Windes wegen in einer großen Holzkiste zu Fünfen übereinander gekauert, Augen und Ohren mit gespanntester Aufmerksamkeit auf den Empfangsapparat gerichtet, plötzlich nach Aufhissung des verabredeten Flaggenzeichens das erste Ticken, die ersten deutlichen Morsezeichen vernahmen, lautlos und unsichtbar herübergetragen von jener felsigen, nur in undeutlichen Umrissen wahrnehmbaren Küste, herübergetragen durch jenes unbekannte geheimnisvolle Mittel, den Äther, der die einzige Brücke bildet zu den Planeten des Weltalls."

Es war dies die Geburtsstunde der heutigen drahtlosen Telegraphie.

Die Abb. 1 gibt nicht nur eine schematische Darstellung des soeben in großen Zügen geschilderten Entwickelungsganges der drahtlosen Telegraphie, sie läßt auch die allgemeine Schaltung und Wirkungsweise einer Anlage für drahtlose Telegraphie erkennen. Mit der Taste der Senderstation werden die zu telegraphierenden Morsezeichen gegeben; sie schließt und öffnet den Stromkreis der primären Rolle des Funkeninduktors. In dieser erzeugt während jeder Schließung der Selbstunterbrecher des Funkeninduktors eine Reihe kurzer Stromstöße, die in der sekundären Spule hochgespannte Wechselströme induzieren. Diese durchlaufen den Hertzschen Oszillator, der aus zwei Metallkugeln mit einer Funkenstrecke besteht. Der Abstand der beiden Metallkugeln, d. h. die Funkenstrecke läßt sich verändern. Der Oszillator ist einerseits mit der Erde und andererseits mit einem isoliert möglichst hoch in die Luft geführten Drahte, der Luftleitung, verbunden. Die in der Funkenstrecke erzeugten Wechselspannungen verbreiten sich über den Luftdraht, der gewissermaßen eine Verlängerung der Entladungsdrähte bildet. Der Luftdraht schwingt elektrisch mit, er wirkt daher ebenso wie der Stromkreis der Funkenstrecke wellenerregend auf den Äther und sendet in seiner ganzen Länge vertikal polarisierte Strahlen aus. Die Luftleitung der Empfängerstation saugt die ankommenden Strahlen aus dem Äther auf und wird dadurch zum Mitschwingen erregt. Die so in ihr entstehenden Wechselspannungen werden der Branly-Röhre zugeführt, die später die Bezeichnung Kohärer und Fritter erhalten hat, und am anderen Ende geerdet ist. Die Fritterröhre ist mit einer kleinen galvanischen Batterie und einem empfindlichen Relais zu einem geschlossenen Stromkreise geschaltet. Für die Dauer jeder Bestrahlung durch elektrische Wellen wird der Fritter leitend und der Anker des Relais infolgedessen angezogen. Das Relais kann unmittelbar zum Abhören der Morsezeichen benutzt werden, gewöhnlich wird aber an dasselbe noch ein Morsefarbschreiber angeschaltet. Außerdem betätigt das Relais einen Wecker, dessen Klöppel die Aufgabe hat, durch leise Schläge auf die Glasröhre des Fritters dessen metallische Füllung zu erschüttern und wieder elektrisch nicht leitend zu machen.

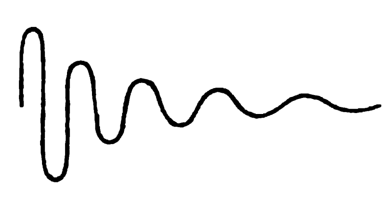


Senderstation für Funkentelegraphie. Empfängerstation für Funkentelegraphie

Die ersten Marconistationen haben im wesentlichen die durch Fig. 1 dargestellte Einrichtung erhalten, bei welcher der eine Pol der Funkenstrecke mit dem vertikal aufgehängten Senderdrahte und der andere Pol mit Erde verbunden ist. Der Senderdraht wird also von der Funkenstrecke unmittelbar in elektrische Schwingungen versetzt; es findet eine direkte Sendererregung statt.

Die erste Erregung erfolgt sehr heftig. Infolge der durch die offene Strombahn begünstigten Ausstrahlung in den Raum klingt aber, da eine genügende Energiezufuhr nicht sofort erfolgt, die elektrische Schwingung bald ab; sie hört nach 5—6 Schwingungen auf. Man nennt sie starkgedämpft (vergl. Fig. 2). Der Empfänger bildet ein Spiegelbild des Senders. Jede Station wird mit einem Satz Sender- und mit einem Satz Empfängerapparate ausgerüstet; die Luftleitung ist für beide Apparatsätze gemeinsam. Die Einrichtung ist so getroffen, daß in der Ruhelage die ankommenden elektrischen Wellen über den Fritter zur Erde gehen, und daß diese Verbindung unterbrochen wird, wenn die Taste des Induktoriums zur Abgabe von Zeichen niedergedrückt wird. Die Luftleitung ist dann nur noch mit dem Sender verbunden.

Fig. 1.



Starkgedämpfte Welle des Marconisenders

Mit solchen Anordnungen unter Verwendung starkgedämpfter Schwingungen hat Marconi eine im allgemeinen sichere Verständigung bis zu 100 km über Wasser erreicht. Der Betrieb hatte aber vielfach unter atmosphärischen Störungen zu leiden, und mit dem System war es auch nicht möglich, daß zwei oder mehrere Stationen gleichzeitig arbeiten konnten, ohne einander zu stören. Marconis vielfache Bemühungen hier Verbesserungen einzuführen, erzielten keine nennenswerten Erfolge, sie traten erst ein, als er seinen stark gedämpften Sender verließ und zur Verwendung schwachgedämpfter Wellen und zur Abstimmung der korrespondierenden Stationen auf ein und dieselbe Wellenlänge überging. Bahnbrechend in dieser Beziehung waren die Arbeiten zweier deutschen Gelehrten. Dem Professor Dr. Ferdinand Braun in Straßburg gebührt das unbestreitbare Verdienst,

die Bedeutung der schwach gedämpften Wellen für die drahtlose Telegraphie zuerst erkannt und das Mittel zur Erzeugung dieser Wellen gefunden zu haben; während die Lösung der Abstimmungsfrage vornehmlich den Arbeiten des Professors Slaby in Charlottenburg zu danken ist.

Professor F. Braun hat von Anbeginn seiner Arbeiten auf dem Gebiete der drahtlosen Telegraphie, die bis in das Jahr 1897 zurückreichen, für die Erregung und Aussendung der elektromagnetischen Wellen nicht eine offene Strombahn in Gestalt eines mit eingeschalteter Funkenstrecke versehenen Leiters, sondern einen im Sinne der Geometrie nahezu geschlossenen Stromkreis als Erregerkreis für die elektrischen Wellen benutzt. Es ist dies ein Leydener Flaschenstromkreis. Das Professor Braun für seinen funkentelegraphischen Sender vom 14. Oktober 1898 ab erteilte deutsche Patent lautet:

„Schaltungsweise des mit einer Luftleitung verbundenen Gebers für Funkentelegraphie, gekennzeichnet durch einen eine Leydener Flasche und eine Funkenstrecke enthaltenden Schwingungskreis, an den die die Wellen aussendende Luftleitung entweder unmittelbar oder unter Vermittlung eines Transformators angeschlossen ist, zum Zwecke mittels dieser Anordnung größere Energiemengen in Wirkung zu bringen."

Eine in einem solchen Flaschenstromkreise einmal eingeleitete elektrische Schwingung würde unaufhörlich weiter schwingen, wenn nicht ihre Energie infolge des zwar kleinen, indes nicht ganz zu vermeidenden Widerstandes in den Drahtverbindungen und der Funkenstrecke sich mit der Zeit in Wärme umsetzte. Eine Abnahme der elektrischen Schwingungen erfolgt also auch hier. Die Dämpfung ist nicht vollständig zu vermeiden; sie ist aber nur eine schwache. Während also der Marconisender mit starkgedämpfen Wellen arbeitet, bringt der Braunsender schwachgedämpfte Wellen zur Ausstrahlung. Die Wellen klingen langsam ab; sie hören erst nach 20—30 und noch mehr Schwingungen auf (vergl. Fig. 3). Abb. 4 stellt eine solche schwachgedämpfte Schwingung von 1680 m Wellenlänge dar, wie sie von Professor Dr. Diesselhorst mit dem Gehrckeschen Glimmlichtoszillographen aufgenommen wurde. Braun benutzt bei seinem System die geschlossene Strombahn in Verbindung mit der offenen. Der schwach gedämpfte Leydener Flaschenstromkreis,

der große Energiemengen aufnehmen kann, dient zur Erzeugung der elektrischen Wellen und gleichzeitig als Energiereservoir. Die offene Strombahn des vertikalen Luftleiters dient zum Aussenden der Wellen. Da ihr aus dem geschlossenen Erreger-

Fig. 3.

Schwachgedämpfte Welle des Braunsenders.

kreise immer neue Energie nachgeliefert wird, so werden die Schwingungen dieser offenen Strombahn erheblich nachhaltiger und andauernder als die der offenen Strombahn des Marconisenders. Die Verbindung des geschlossenen Schwingungskreises mit dem Luftleiter erfolgt entweder durch direkten Anschluß des Luftleiters an einen Punkt der geschlossenen Strombahn z. B. nach Fig. 5 oder durch induktive Übertragung z. B. nach Fig. 6. Braun erkannte auch bald, daß zur Erzielung bester Wirkungen der geschlossene Erregerkreis und die offene Senderbahn in gleicher Periode schwingen müssen.

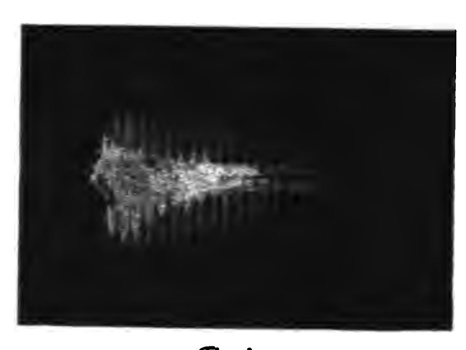
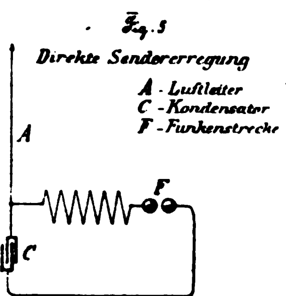
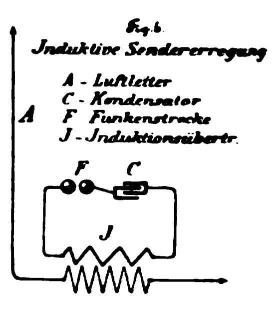


Fig. 4.

Die Originalität der Braun'schen Erfindung ist vielfach in Zweifel gezogen und die Priorität von anderer Seite in Anspruch genommen worden. Auf der 74. Versammlung





deutscher Naturforscher zu Karlsruhe 1902 ist in der wissenschaftlichen Welt der Streit um die Priorität unzweifelhaft zugunsten des Prof. Braun entschieden worden. In der betreffenden Diskussion betonte vornehmlich Prof. Simon (Göttingen):

„Daß die theoretischen Grundlagen für die Braunsche Erfindung weitgehend vorhanden waren, ehe jemand an drahtlose Telegraphie dachte, bestreitet niemand. Sie aber mit vollem wissenschaftlichen Bewußtsein auf das praktische Problem angewendet zu haben, das Verdienst wird Braun niemand streitig machen können. Er hat der unsicher tastenden Experimentiermethode das zielbewußte Vorgehen echter Wissenschaftlichkeit entgegengestellt. Der so gewonnene prinzipiell neue Fortschritt ist sein Geber, die elektrische Analogie zu der auf einem Resonanzkasten befestigten Stimmgabel. Man kann das anerkennen, ohne deshalb die unvergänglichen Verdienste Marconis in der ganzen Frage, und ohne die wertvolle Pionierarbeit Slabys herabzusetzen."

Dieser Erklärung trete ich in jeder Hinsicht bei. Als Telegraphentechniker habe ich von Beginn der ersten Versuche der drahtlosen Telegraphie mittels elektromagnetischer Wellen bis heute jeden Fortschritt mit Interesse verfolgt und objektiv auf seine Bedeutung für die Praxis untersucht. Sobald ich Kenntnis von dem Braunschen Schwingungskreis erhielt (Anfang 1898) habe ich sofort in Wort und Schrift darauf hingewiesen, daß diese Erfindung das A und O der Funkentelegraphie bedeute. Die Entwicklung der elektrischen drahtlosen Nachrichtenübermittelung hat mir recht gegeben. Heute nach einem Jahrzehnt ist der Braunsche Schwingungskreis einer der wesentlichsten Bestandteile jeder Anlage für drahtlose Telegraphie. In Deutschland wird der Name Braun genügend hoch eingeschätzt, im Auslande sucht man ihn zu ignorieren und zu verleugnen. Hier hätte die Telefunkengesellschaft, die sich sonst die größten Verdienste um die technische Verwertung der Braunschen Erfindungen erworben hat, energischer eingreifen sollen. Diesen Vorwurf kann ich ihr nicht ersparen; freilich trifft er weniger deren technische Leitung als die Gesellschaften, von denen die Telefunkengesellschaft finanziell abhängig ist.

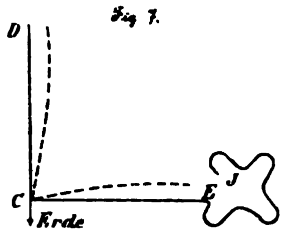
In gleicher Weise bahnbrechend waren die Arbeiten des Prof. Slaby zur Lösung der Abstimmungsfrage. Es hatte sich

bald herausgestellt, daß der drahtlosen Telegraphie ein recht lästiger Übelstand anhaftet; ein Strahlensender wirkt auf alle in seinem Bereich befindlichen Empfangsapparate ein. Daraus folgt:

1. daß die Telegrammübermittelung zwischen zwei Stationen gestört wird, sobald eine dritte Station, in deren Wirkungsbereich jene liegen, Zeichen gibt.
2. daß ein in der Beförderung begriffenes Telegramm von Unberufenen mitgelesen werden kann, also das Telegraphengeheimnis preisgegeben ist.

Den Bemühungen Slabys ist es gelungen, diesem Mangel bis zu einem gewissen Grade in einfacher Weise durch Abstimmung des Gebers und des Empfängers auf eine vereinbarte Wellenlänge abzuhelfen.

Nach der von Prof. Slaby in Heft 2 der Elektrotechnischen Zeitschrift von 1901 veröffentlichten Theorie des funkentelegraphischen Gebers ist die Länge der in einem Senderdrahte erzeugten elektrischen Welle gleich der vierfachen Drahtlänge. Die auftretenden Wechselspannungen unterliegen einem einfachen harmonischen Gesetz: Am oberen Ende des Drahtes bildet sich stets ein Schwingungsbauch und an der Funkenstrecke stets ein Knotenpunkt der Spannung aus; im Drahte sind stehende elektrische Schwingungen vorhanden. Durch entsprechende Bemessung der Länge des Senderdrahts und der Kapazität des in diesen eingeschalteten Kondensators kann man elektromagnetische Wellen von beliebiger bestimmter Länge aussenden. Man kann ferner auch bei einer vorhandenen Anlage die Wellenlänge in beliebigem Maße verändern, indem man durch Einschaltung abgestimmter Spulen die Selbstinduktion des Systems ändert. In gleicher Weise läßt sich der Empfangsdraht abstimmen. Man braucht diesem nur dieselbe Länge wie dem Senderdrahte zu geben und das untere Ende durch Erdverbindung zu einem Knotenpunkte zu machen; dann bilden sich in



ihm Wechselspannungen nach demselben harmonischen Gesetz aus. Der Fritter müßte seinen Platz am oberen Drahtende bei *D* (Fig. 7) erhalten, wo sich der Schwingungsbauch befindet. Da dies in der Praxis nicht angeht, so schließt Slaby an den Knotenpunkt *C* des Auf-

fangedrahtes einen zu einer großen Spule gewickelten Draht von gleicher Länge an und legt an dessen freies Ende *E* den Fritter. Die Schwingungen übertragen sich durch den Knotenpunkt auf den zweiten Draht *CE* und erzeugen an dessen Ende einen Schwingungsbauch von gleicher Stärke wie bei *D*. Dies gilt aber nur für Wellen, die gerade viermal so lang sind, wie *CD*; alle Wellen von anderer Länge wandern dagegen am Knotenpunkte *C* in die Erde. Ist der Auffangedraht kleiner als die Viertellänge der ankommenden Wellen, so können letztere dadurch zum Weiterwandern in den Verlängerungsdraht veranlaßt werden, daß man die Gesamtlänge beider Drähte gleich der halben Wellenlänge macht. Z. B. würden zum Empfange von 200 m langen Wellen an einen nur 40 m langen senkrechten Draht noch 60 m Draht im Erdungspunkte anzuschließen sein. Letzterer ist dann zwar für die 200 m langen Wellen kein reiner Knotenpunkt, er läßt sie aber fast ungeschwächt in den Verlängerungsdraht übertreten, an dessen Ende sie einen Schwingungsbauch bilden; alle andern Wellen verschluckt der Erdungspunkt.

Um die dem Fritter zuzuführende Spannung noch weiter zu erhöhen, schaltet ihn Slaby nicht zwischen Punkt *E* und Erde, sondern er verbindet mit dem Punkte *E*, dem Ende des Verlängerungsdrahtes, noch ein Drahtstück *EJ* von der Länge einer halben Welle und legt den Fritter zwischen die Punkte *E* und *J*. Da zwischen diesen Punkten eine Phasenverschiebung von 180° entsteht, so wird der Spannungsunterschied zwischen den Fritterenden doppelt so groß als bei der Erdung des Fritters. Der Wegfall der Erdverbindung soll den Fritter zugleich den statischen Ladungen der Atmosphäre entziehen und damit die lästigen Störungen der Luftelektrizität möglichst beseitigen.

Die Slabyschen Feststellungen geben auch die Möglichkeit, mit einem Auffangedraht gleichzeitig Telegramme von zwei oder mehr Stationen aufzunehmen. Man hat zu dem Zwecke nur an den Erdungspunkt des senkrechten Drahtes für jede Station einen besonderen Verlängerungsdraht, welcher der vereinbarten Wellenlänge entspricht, anzuschließen. Dann verteilen sich die ankommenden Wellen verschiedener Länge so auf die einzelnen Verlängerungen, daß jede der letzteren nur diejenigen Wellen aufnimmt, deren halbe Länge gleich der Gesamtlänge des Auffangedrahtes plus der betreffenden Verlängerung ist.

Es unterlag keinem Zweifel, daß Slabys Arbeiten, die bereits im Dezember 1900 veröffentlicht wurden, die Einführung der drahtlosen Telegraphie in den Dienst des Nachrichtenverkehrs mächtig fördern mußten. Ihre praktische Durchführung wurde durch den von Professor Braun erfundenen geschlossenen Schwingungskreis zur Erzeugung lang anhaltender reiner und schwach gedämpfter Schwingungen wesentlich erleichtert; er lieferte das noch fehlende unentbehrliche Mittel zur Erzielung einer genügend sicheren Abstimmung. Nach den Vorbildern von Braun und Slaby arbeiten heute alle Systeme der drahtlosen Telegraphie mit abgestimmten Stromkreisen, d. h. Schwingungskreisen die auf eine bestimmte Wellenlänge abgestimmt sind. Jeder Schwingungskreis eines Systems schwingt mit sämtlichen anderen Schwingungskreisen des gleichen Systems in Resonanz. Es muß vollständige Resonanz in allen Schwingungskreisen der Geber- und Senderstation herrschen, mögen diese Schwingungskreise offene oder geschlossene Strombahnen sein. Die Resonanzbedingung aber wird dadurch erfüllt, daß die Produkte aus Kapazität und Selbstinduktion der einzelnen Schwingungskreise einander gleich gemacht werden. Die Faktoren des Produktes selbst, also die Kapazität und Selbstinduktion jede für sich genommen, brauchen aber in den einzelnen Stromkreisen nicht die gleiche Größe zu haben. So kann in dem einen Stromkreis z. B. die Kapazität viel geringer sein als in dem anderen, wenn nur dafür dieser eine größere Anzahl Drahtwindungen, also eine größere Selbstinduktion enthält. Unerläßliche Vorbedingung ist aber, daß die elektrischen Oszillationen langsam und in vielen Schwingungen verklingende, schwach gedämpfte Wellenbewegungen sind. Diese Bedingung erfüllt die Braunsche Senderanordnung für schwachgedämpfte Wellen in einem dem praktischen Bedürfnis vollständig genügenden Maße. Mit den elektrischen Oszillationen des Marconisenders, die aus einigen wenigen starken Impulsen bestehen, sind dagegen ausgesprochene Resonanzerscheinungen nicht zu erzielen. Der Marconisender ist daher auch bald wieder aus dem Betriebe zurückgezogen worden, während der Braunsche Sender heute noch uneingeschränkt das Feld behauptet. Ich stehe nicht an, das aus den Braunschen und Slabyschen Arbeiten hervorgegangene deutsche Telefunkensystem in den ihm durch den technischen Direktor der Gesellschaft, den rührigen Grafen

v. Arco, gegebenen vielfachen Ausführungsformen für das beste der gegenwärtig vorhandenen Systeme für drahtlose Telegraphie zu bezeichnen.

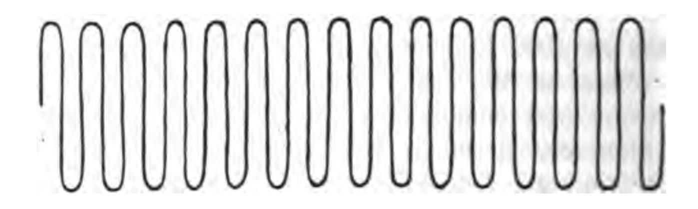
Der Hauptwert der drahtlosen Telegraphie liegt in der Ermöglichung eines sicheren Nachrichtenaustausches zwischen Schiffen in See miteinander und mit den in der Nähe befindlichen Küstenstationen; hierbei kommen Entfernungen von mehr als 200—300 Kilometer kaum in Betracht. Solche Entfernungen überbrückt das Telefunkensystem sicher mit seiner einfachsten Ausführungsform ohne erheblichen Aufwand von primärer elektrischer Energie, also ohne Bedarf großer und kostspieliger elektrischer Maschinenanlagen. Auch für Anlagen größerer Reichweite bis zu 1000 Kilometer ist der Energiebedarf nur gering, da für diese als Wellenanzeiger dann nicht mehr der Fritter sondern der viel empfindlichere elektrolytische Wellenanzeiger von Schlömilch, gleichfalls eine deutsche Erfindung, zur Anwendung kommt. Der Aktionsradius der von der Telefunkengesellschaft erbauten Riesenstation Nauen kommt dem der transatlantischen Marconistationen gleich. Wenn die Telefunkengesellschaft nicht in einen Wettbewerb für den transatlantischen Verkehr eingetreten ist, so hat sie das in der richtigen Erkenntnis getan, daß es zurzeit noch nicht die Aufgabe der drahtlosen Telegraphie sein kann, die Kabeltelegraphie zu verdrängen. Wo Kabelbetrieb vorhanden ist, muß man die Anlage von Funkentelegraphen so lange als verfrüht bezeichnen, bis der drahtlose Betrieb dieselbe Sicherheit gewährleisten kann wie der Kabelbetrieb. Das ist aber noch lange nicht der Fall, selbst die beste Anlage für drahtlose Telegraphie ist nach dem gegenwärtigen Stande der technischen und wissenschaftlichen Entwickelung immer noch den Störungen durch die Elektrizität der Atmosphäre unterworfen. Auch das Telegrammgeheimnis ist nicht gewahrt; mit Leichtigkeit können die Telegramme der drahtlosen Stationen von Unbefugten aufgefangen werden.

Wenn man den in den letzten beiden Jahren in den Tagesblättern und selbst in den technischen Zeitschriften enthaltenen Nachrichten Glauben schenken könnte, so wären auch diese der drahtlosen Telegraphie noch anhaftenden Mängel durch neuere Erfindungen bereits beseitigt, d. h. der Braunsche Sender der Telefunkengesellschaft wäre überholt und könnte zum alten Eisen

gelegt werden. Das ist aber, wie ich nachweisen werde, keineswegs der Fall.

Die neueren Bestrebungen zur Vervollkommnung der drahtlosen Nachrichtenübermittelung nehmen ihren Ausgangspunkt in der Erwägung, daß der Braunsche Sender, da er mit zwar schwach gedämpften, immerhin aber gedämpften Wellen arbeitet, eine vollkommen scharfe resonanzfähige Strahlung nicht zu liefern vermöchte, und daß dieser Mangel durch Anwendung dauernder und ungedämpfter Schwingungen (Fig. 8), deren Schwingungs-

Fig. 8.



Ungedämpfte Welle des Lichtbogensenders.

amplitude gleich bleibt, zu beseitigen sei. Auch hier sind es wieder zunächst die Arbeiten deutscher Gelehrten, die auf die Bedeutung der aus ungedämpften Schwingungen bestehenden hochfrequenten Wechselströme für die drahtlose Telegraphie hingewiesen haben. Professor H. Th. Simon (Göttingen) zog bereits 1903 auf Grund seiner gemeinschaftlich mit Professor Reich ausgeführten Untersuchungen in der Physikalischen Zeitschrift die folgenden praktischen Konsequenzen:

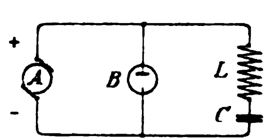
„Die bisherige Erregungsweise von elektrischen Schwingungen mit Hilfe von Luftfunkenstrecken und Induktionsapparaten ist unrationell und liefert Hochfrequenzströme relativ unregelmäßiger Art. Zur dauernden Erregung sehr wirksamer Wellen dieses Typus sind hochgespannte Gleichstromquellen z. B. Hochspannungsmaschinen oder Hochspannungsakkumulatoren von genügender Stromkapazität sowie Vakuumfunkenstrecken weit geeigneter. Es läßt sich alles, was man bisher mit Induktionsapparaten geleistet hat, weit rationeller und wirksamer mittels Hochspannungsmaschinen erreichen. Die Technik wird daher der Praxis der Hochfrequenzströme einen

großen Dienst leisten, wenn sie sich zum Bau widerstandsfähiger Hochspannungsdynamos von 10000 bis 20000 Volt entschließt."

Als Vakuumfunkenstrecke hat Simon bei seinen Versuchen eine Arons-Hewittsche Quecksilberdampflampe benutzt. Von der Anwendung von Hochspannungsdynamos für Gleichstrom in Verbindung mit Vakuumfunkenstrecken für Zwecke der drahtlosen Telegraphie hat man bisher abgesehen. Dagegen sind mehrfach Versuche gemacht worden, ungedämpfte elektrische Schwingungen unmittelbar durch Hochfrequenz-Wechselstromgeneratoren zu erzeugen. So hat 1905 der englische Physiker Duddell einen Wechselstromgenerator für 120000 Perioden gebaut, der aber nur 0,2 Watt Energie abgeben konnte, und der Amerikaner Professor R. Fessenden hat einen Wechselstromgenerator von 60000 Perioden mit 250 Watt Energieabgabe konstruiert. Zunächst erscheint es noch für absehbare Zeit ausgeschlossen, eine Schnellfrequenzmaschine mit einer für die drahtlose Telegraphie erforderlichen größeren Energieabgabe von mehreren Kilowatt bauen zu können. Man würde dem erstrebten Ziele näher kommen, wenn es gelingen würde, die Maschinen in der Armierung eisenlos zu bauen, ohne daß dadurch die Festigkeit beeinträchtigt würde. Aber selbst wenn man eine gute Maschine mit dauernder Frequenz von 50000 und Energieabgabe von einigen Kilowatt haben könnte, so würde dieser eine Wellenlänge von 6000 m entsprechen müssen. Um jedoch mit solchen langen Wellen arbeiten zu können, würde es wiederum besonderer Luftleiteranordnungen bedürfen. Die direkte Erzeugung ungedämpfter elektrischer Wellen für die drahtlose Telegraphie durch Wechselstromgeneratoren wird also jetzt noch nicht in Frage kommen können.

Weitere fruchtbare Anregung zur Lösung des Problems der drahtlosen Telegraphie mittels ungedämpfter Wellen gaben der Simonsche tönende Flammenbogen, sowie die Untersuchungen Simons und Duddells über dieses Phänomen. Schaltet man parallel zu einem elektrischen Lichtbogen, der durch Gleichstrom gespeist wird, einen Wechselstromkreis mit passender Kapazität und Selbstinduktion, so wird der Lichtbogen ertönen, und es wird im Wechselstromkreis ein Wechselstrom auftreten, der dieselbe Wechselzahl hat, wie der des elektrischen Lichtbogens.

Das Simonsche deutsche Patent hierüber vom 26. März 1903 lautet: „Einrichtung zur Erzeugung elektrischer Schwingungen mittels einer mit hochgespanntem Gleichstrom oder langsam wechselndem Wechselstrom betriebenen Funkenstrecke, mit der ein aus Kapazität und Selbstinduktion bestehender Schwingungskreis gekoppelt ist, gekennzeichnet durch eine unsymmetrisch gestaltete Funkenstrecke."



Die Schaltung wird durch Fig. 9 veranschaulicht, in welcher *A* die Dynamomaschine, *B* die Funkenstrecke, *L* die Selbstinduktion und *C* die Kapazität bedeutet.

Unter unsymmetrischen Funkenstrecken versteht man solche, die durch irgend eine physikalische Unsymmetrie der Elektroden hinsichtlich des Entladungspotentials sich je nach der Richtung der Elektrodenspannung verschieden verhalten. Die ungedämpfte Form der Schwingungen hat Simon bereits damals erkannt; als Hilfsmittel zur Erzeugung derselben gab er unter anderen den Kohle-Kupferlichtbogen mit Kupfer als Anode, sowie die Kühlung der Anode an.

Ein weiterer Epigone auf dem Gebiete der Hochfrequenzschwingungen ist Nikola Tesla; seine Arbeiten scheinen in Vergessenheit geraten zu sein. Nach einer Veröffentlichung in dem Buche „The Inventions Researches and Writings of Nikola Tesla, 1894, New York" benutzte Tesla schon damals zur Erzeugung von Hochfrequenzschwingungen die Gleichstromspeisung eines elektrischen Lichtbogens, den er der Einwirkung eines kräftigen Elektromagneten — Blasmagneten — zur Auslöschung des Lichtbogens aussetzte. Unter den Lichtbogenelektroden ordnete Tesla eine kleine Lampe an, die den Zweck haben sollte, einerseits eine Erwärmung der Lichtbogenelektroden und andererseits eine Luftbewegung zur Unterbrechung des Lichtbogens hervorzurufen. Dem Umstande, daß bei dieser Anordnung der Lichtbogen in einer durch die Verbrennungsprodukte der Lampe erzeugten wasserstoffhaltigen Atmosphäre brennt, scheint Tesla keine besondere Bedeutung beigelegt zu haben. Er scheint auch sonst die Bedeutung seiner Arbeiten für die Anwendung von Hochfrequenzschwingungen in der drahtlosen Telegraphie nicht erkannt oder nicht genügend gewürdigt zu haben.

Dem dänischen Ingenieur Valdemar Poulsen blieb es vorbehalten, aus den Erfindungen und Arbeiten von Simon, Duddell und Tesla auf empirischem Wege die praktischen Konsequenzen zu ziehen und die alte Tesla-Anordnung in verbesserter Form wieder aufleben zu lassen. Es gelang Poulsen Wechselströme mit einer Million Schwingungen und mehr in der Sekunde dadurch zu erzielen, daß er

1. den elektrischen Lichtbogen, der unter Einfluß eines durch einen Elektromagneten erzeugten starken Magnetfeldes steht, in Wasserstoff oder in einer wasserstoffhaltigen Atmosphäre brennen läßt,
2. den elektrischen Lichtbogen abkühlt, indem er nach dem Vorgange von Elihu Thomson als Anode Kupfer statt Kohle nimmt und die Anode durch fließendes Wasser kühlt.



Fig. 10.

Fig. 10 gibt das Bild einer ungedämpften Schwingung, wie sie mit einem in Wasserstoff brennenden Lichtbogen erhalten wird. Das Bild ist ebenfalls von Prof. Dr. Diesselhorst mit dem Glimmlichtoszillographen von Gehrcke aufgenommen worden. Die Periodenzahl der Schwingung beträgt etwa 100000 in der Sekunde, was einer Wellenlänge von 3000 m entspricht. Die Telefunkengesellschaft, die zu derselben Zeit und unabhängig von Poulsen in gleicher Richtung Versuche mit dem Bogenlampenschwingungskreis angestellt hat, ist zu dem Ergebnis gekommen, daß man den elektrischen Lichtbogen auch ohne eine Atmosphäre von Wasserstoff oder von einem Wasserstoff enthaltenden Gase zur Erzeugung ungedämpfter Wellen benutzen kann; es bedarf dazu nur der Kühlung der Anode und der richtigen Wahl des Elektrodenmaterials; als letzteres nimmt die Telefunkengesellschaft ebenfalls Kupfer und Kohle.

Als 1906 die ersten praktischen Ergebnisse der elektrischen Lichtbogentelegraphie nach dem System Poulsen und dem System

Telefunken bekannt wurden, gab man sich allgemein der Hoffnung hin, daß mit dieser Telegraphie der kontinuierlichen ungedämpften Schwingungen eine Aera der drahtlosen Telegraphie begonnen habe, in der alle dem neuen Verkehrsmittel noch anhaftenden Mängel bald beseitigt werden würden. Poulsen-Enthusiasten sagten bereits der Funkentelegraphie mittels schwach gedämpfter Schwingungen, dem alten Braunsender, ruhmloses Verschwinden voraus. Mit Hilfe der ungedämpften Schwingungen hoffte man eine Verkleinerung der Luftleitergebilde und die Verwendung geringerer Energie zu ermöglichen, ferner infolge der besseren Abstimmung eine Mehrfachtelegraphie einrichten zu können und die Anlagen den Störungen durch die Elektrizität der Atmosphäre zu entziehen. Ich konnte von Anfang an diese Hoffnungen nicht teilen und habe bereits 1907 in Band XII des Handbuchs der Elektrotechnik von Heinke betont, daß die unerläßliche Bedingung für die Erfüllung dieser Hoffnungen die vollkommene Betriebssicherheit des Wellenerregers sei. Eine solche ist bei dem elektrischen Lichtbogen nicht vorhanden; bei noch so genauer Regulierung der Elektroden steht immer zu befürchten, daß durch Zufälligkeiten hervorgerufene Schwankungen im Lichtbogen auftreten, die eine Veränderung der Wellenlänge und der Stärke der Schwingungen bedingen. Ferner wird es trotz Verwendung mehrerer Lichtbögen nicht möglich sein, die zur Ausstrahlung kommende Energie auf eine größere Anzahl Kilowatt zu erhöhen. Die inzwischen gesammelten Erfahrungen haben diese Auffassung bestätigt. Insbesondere wurde die Hoffnung getäuscht, mit erheblich kleineren Luftleitergebilden und geringeren Masthöhen auszukommen. Für den Sender wäre das schließlich möglich gewesen, bezüglich des Empfängers überzeugte man sich aber bald, daß man nach wie vor Antennen von beträchtlicher Höhe und Ausdehnung brauchte, um an der Empfangsstelle die zur Betätigung des Wellenanzeigers erforderliche elektrische Energie aus dem Raume auffangen zu können. Die im Bau begriffene, für den transatlantischen Verkehr bestimmte große Station Knockroe der Poulsen-Gesellschaft erhält deshalb auch Luftleitermasten von 120 m, d. h. einer ganz beträchtlichen Höhe. Auch die Vorteile der besseren Abstimmbarkeit haben sich nicht als besonders erhebliche herausgestellt. Böswilligen Störungen anderer Stationen sind die mit unge-

dämpften Schwingungen arbeitenden Anlagen jedenfalls ebenso ausgesetzt wie die mit schwach gedämpften Schwingungen arbeitenden; während befreundete Stationen, um den Betrieb nicht zu stören, ebenso wie bisher auch nur durch Änderung der Wellenlänge ausweichen können. Den Kardinalfehler, der allen drahtlosen Stationen anhaftet, haben die Stationen für ungedämpfte Schwingungen nicht vermeiden können; sie sind, wie sich in der Praxis ergeben hat, ebenfalls den Störungen der Atmosphäre unterworfen. Das nimmt jetzt nicht mehr Wunder, denn wie inzwischen die genauere wissenschaftliche Untersuchung und insbesondere Aufnahmen der Bogenlichtschwingungen für drahtlose Telegraphie, wie sie in der Praxis Verwendung finden, durch den Glimmlichtoszillographen ergeben haben, sind die sogenannten kontinuierlichen ungedämpften Schwingungen in der Tat ebenfalls unterbrochene und in geringem Maße gedämpfte Schwingungen. Man kann dies schon durch Einschalten eines Telephons in den Empfangsstromkreis feststellen; die dauernd von der Senderstation ausgestrahlten Wellenzüge erzeugen in dem Telephon nicht einen konstanten Ton, sondern ein unregelmäßig starkes Rauschen. Es wird dies durch das zeitweise Aussetzen der Schwingungen hervorgerufen. Das Bild No. 10 trifft nur für Schwingungen zu, bei welchen dem Schwingungskreise wenig oder gar keine Energie entzogen wird, andernfalls erleiden die Schwingungen ebenfalls eine wenn auch nur geringe Dämpfung und zeitweise Unterbrechungen. Bei der drahtlosen Telegraphie kommt es aber gerade darauf an, daß dem Bogenlichtkreise möglichst viel Schwingungsenergie entzogen wird, um als Strahlungsenergie in den Raum überzutreten.

Neuerdings hat man gefunden, daß bei einigermaßen großer Erreger-Kapazität, das Spektrum des Bogenlampensenders ein Funkenspektrum ist. Der Erregerkreis des Bogenlampensenders unterscheidet sich hiernach qualitativ in keiner Weise von dem Braunschen Schwingungskreise; an die Stelle der Funkenstrecke ist lediglich der Lichtbogen zwischen den Elektroden der Bogenlampe getreten. Man ist daher berechtigt, die in Deutschland populär gewordene Bezeichnung Funkentelegraphie auch auf die Bogenlampenmethode anzuwenden; wissenschaftlich wird man sie als drahtlose Telegraphie mittels nahezu ungedämpften

Schwingungen zu bezeichnen haben. Vollkommen ungedämpfte und kontinuierliche Schwingungen können mit dem Hochfrequenzschwingungskreise der Bogenlampe nur dann erhalten werden, wenn man diesem Schwingungskreise fast gar keine Energie entzieht. Schon bei einer Entziehung von mehr als 30 Watt ist die Kontinuierlichkeit geschwunden und eine Dämpfung der Schwingungen eingetreten. Besonders beeinträchtigt wird die Kontinuierlichkeit durch die Wirkung des Elektromagneten auf den Lichtbogen; diese ist aber notwendig, um einen einigermaßen brauchbaren Nutzeffekt zu erzielen. Ohne Elektromagneten ist es kaum möglich, mehr als 5 % der aufgewendeten Primärenergie in Schwingungsform durch die Antenne ausstrahlen zu lassen, während man mit einem starken Elektromagneten auf 10 % kommt. Der ökonomische Wirkungsgrad des Braunsenders beträgt dagegen mindestens 15 % und kann bis auf 25 % gesteigert werden. Als besonderer Vorzug der Bogenlampenmethode bleibt daher nur die Möglichkeit, längere Wellen zu benutzen, was für Stationen großer Reichweite, namentlich wenn große Strecken über Land in Frage kommen, wohl von Bedeutung ist. Für Stationen mittlerer Reichweite, d. h. für den größten Teil der im Betriebe befindlichen Stationen, verdient dagegen der erheblich einfachere und betriebssichere Braunsender den Vorzug. Auch für die Großstationen wird die Bogenlampenmethode wieder aufgegeben werden, sobald es gelungen sein wird, Einrichtungen zu treffen, die einen besseren Nutzeffekt gewährleisten und die Störungen der Atmosphäre unwirksam machen.

Erfolg versprechen in dieser Hinsicht die noch nicht zum Abschluß gekommenen Arbeiten der Telefunkengesellschaft, die darauf hinzielen, an die Empfangsstelle einen musikalischen Ton von solcher Reinheit zu übertragen, daß er durch alle Störungen klar und deutlich hindurchgehört werden kann, mögen diese Störungen durch atmosphärische Entladungen oder durch die Wellensendung anderer Stationen hervorgerufen worden sein.

Meine Ausführungen über die Entwickelung der drahtlosen Telegraphie möchte ich in folgende Leitsätze zusammenfassen:

1. Die praktische Lösung des Problems der drahtlosen Telegraphie ist durch Marconi erfolgt. Sein Hauptverdienst ist die Ausrüstung der Senderstation mit einer die Ausstrahlung der elektromagnetischen Wellen in den Raum begünstigenden

vertikal geführten Luftleitung. Die ursprüngliche Senderanordnung Marconis hat indes heute keine Bedeutung mehr; sie kommt kaum noch für Anlagen geringster Reichweiten zur Anwendung.

2. Die Entwickelung der drahtlosen Telegraphie im Inlande und im Auslande zu ihrer heutigen Bedeutung ist nur möglich geworden durch die Arbeiten der deutschen Professoren Braun und Slaby. Insbesondere bildet der Braunsche geschlossene Schwingungskreis zur Erzeugung schwach gedämpfter Wellen den wesentlichsten Bestandteil aller in die Praxis eingeführten Systeme für drahtlose Telegraphie; er kehrt in den mannigfachsten Ausführungsformen wieder.
3. Die Bogenlampenmethode zur Erzeugung sogenannter kontinuierlicher und ungedämpfter Schwingungen nach den Anordnungen von Poulsen und der Gesellschaft Telefunken erscheint nicht geeignet, die auf dem Braunschen Schwingungskreise beruhenden Systeme für geringe und mittlere Reichweiten zu verdrängen. Die hierbei zur Verwendung kommenden Schwingungen sind tatsächlich unterbrochene und nur nahezu ungedämpfte.
4. Eine Überlegenheit der Bogenlampenmethode vor dem Funkensender Brauns besteht nur für Stationen großer und größter Reichweite. Eine Sicherheit vor Störungen durch die Elektrizität der Atmosphäre gewährt die Bogenlampenmethode jedoch nicht.
5. Die in Deutschland volkstümlich gewordene Bezeichnung Funkentelegraphie für das neue Verkehrsmittel ist auch nach Einführung der Bogenlampenmethode noch zutreffend.

II. Praktische Funkentelegraphie.

1. Verwendung starkgedämpfter Wellen.

Das Marconisystem. — Der Urtypus aller mit starkgedämpften Wellen arbeitenden Funkentelegraphensysteme ist die in Abb. 1 schematisch veranschaulichte alte Marconianordnung. Eine solche Schaltung ist mit geringen Abänderungen auch bei der ersten deutschen Funkentelegraphenanlage für den allgemeinen Verkehr zur Anwendung gekommen, die am 15. Mai 1900 zwischen Borkum Leuchtturm und dem Feuerschiff Borkum Riff eröffnet wurde. Die Entfernung beider Stationen beträgt 35 km. Neben dem Leuchtturm ist zur Aufhängung der Luftleitung ein Mast von 38 m errichtet, während auf dem Feuerschiff die Luftleitung an einem 40 m hohen Maste befestigt ist. Die Schaltung der beiden Stationen veranschaulicht Abb. 11.

Ein großer Ruhmkorffscher Induktor, dessen Umwindungen nach außen durch einen Ebonitmantel geschützt sind, dient als Funkenerzeuger. Die Enden der sekundären Induktorspule stehen mit zwei Metallstangen in Verbindung, die an ihrem anderem Ende je einen beweglichen Messinghebel mit Messingkugel von etwa 2,5 cm Durchmesser tragen. Der eine Messinghebel steht mit der Luftleitung, der andere mit der Erde in Verbindung. Der Anker *A* des Induktors, die Feder f_1 und die primäre Induktorspule mit dem Eisenkern *E* bilden die Unterbrechungsvorrichtung. Als Zeichengeber dient eine auf einem hölzernen Untersatzkasten angebrachte Taste von etwa 30 cm Länge; der Tastenhebel steht einerseits mit der Luftleitung, andererseits mit dem Umschalter *U* in Verbindung. Der Ruhekontakt der Taste ist mit dem Übertrager *Ue* und der Arbeitskontakt mit dem einen Pol der Batterie *B* verbunden.

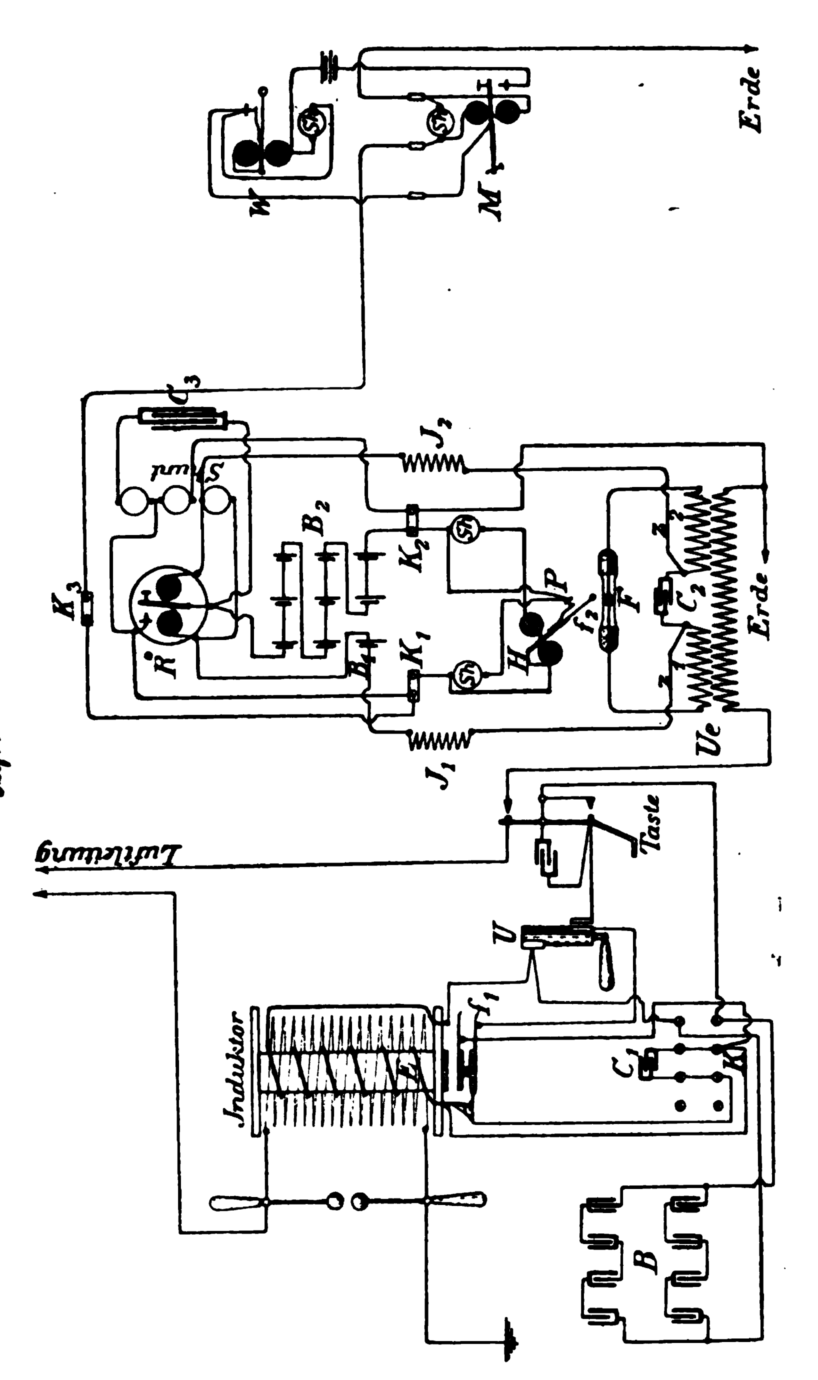


Fig. 11.
Luftleitung
Induktor
Taste
Erde
Erde
Ue

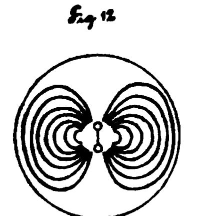
Der Empfänger besteht aus dem Übertrager *Ue*, dem Fritter *F*, den beiden Induktionsrollen J_1 und J_2, dem polarisierten Relais *R*, dem Hammer *H*, dem Morsefarbschreiber *M*, dem Wecker *W*, sowie mehreren Zweigwiderständen *Sh* und den Kondensatoren C_2 und C_3. Der Übertrager *Ue* hat eine primäre und zwei sekundäre Rollen. Die primäre Wickelung ist einerseits über den Ruhekontakt der Taste mit der Luftleitung und andererseits mit Erde verbunden. Die sekundären Wickelungen sind an einem Ende mit dem kleinen Kondensator C_2 und gleichzeitig mit den Induktionsspulen J_1 bezw. J_2 verbunden; zwischen die anderen Enden ist der Fritter *F* eingeschaltet.

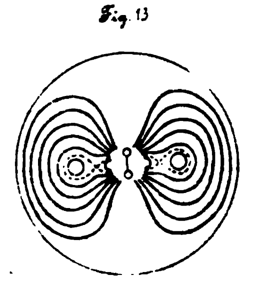
Der Fritter besteht aus einer etwa 10 cm langen, fast luftleeren Glasröhre, die mit einer Mischung aus Nickel- und Silberfeile gefüllt ist. Diese Mischung der Frittermasse wird durch zwei Silberplättchen abgeschlossen, die mit Platindrähten in Verbindung stehen, welche in das Glas eingeschmolzen sind. Der Fritter wird in eine besondere Einstellvorrichtung eingesetzt, in welcher die Platindrähte mit den sekundären Wickelungen des Induktionsübertragers verbunden werden. Die nach dem Aufhören der jeweiligen elektrischen Bestrahlung der Frittröhre erforderliche Dekohärierung oder Entfrittung der die leitende Brücke bildenden Masse wird durch den Klöppel des Hammers *H* bewirkt, welcher bei Stromschluß gegen die Frittröhre schlägt. Die Einrichtung des Hammers entspricht im allgemeinen der eines gewöhnlichen Weckers, er arbeitet, indem er selbsttätig den Strom abwechsend schwächt und verstärkt. Der Morseschreiber *M* ist parallel zum Hammer eingeschaltet; er schließt beim Arbeiten einen Ortsstromkreis, wodurch der Wecker *W* in Tätigkeit gesetzt wird. Durch die Klingelzeichen des Weckers wird der Anruf bewirkt.

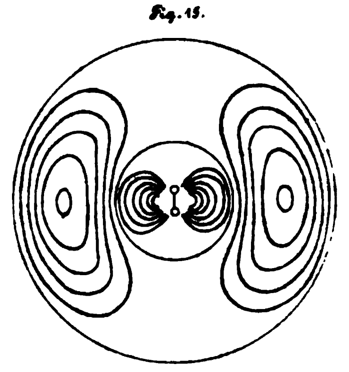
Der Sender wirkt folgendermaßen. Bei Tastendruck fließt ein Strom aus der Batterie *B* über den Arbeitskontakt zum Umschalter *U*, von diesem über die Feder f_1 zum Anker *A*, weiter zur Klemme *K*, durch die primäre Wickelung des Induktors zum Umschalter *U* und zur Batterie zurück. Der durch den Stromschluß magnetisierte Eisenkern des Induktors zieht den Anker *A* an, hierdurch wird der Stromkreis unterbrochen, und das Spiel beginnt in der bekannten Weise von neuem. Der zwischen dem Anker *A* und die Feder f_1 eingeschaltete Kondensator C_1 wird bei jeder Stromunterbrechung geladen; hierdurch

wird der Öffnungsfunke zwischen *A* und f_1 erheblich geschwächt und bewirkt, daß die Stromunterbrechung schnell von statten geht.

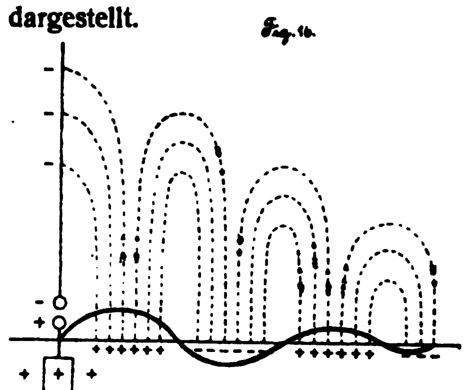
Die durch den Tastendruck und das Spiel des Selbstunterbrechers in der aus wenig dicken Drahtwindungen bestehenden primären Rolle erzeugten, sehr schnell aufeinander folgenden kurzen Stromstöße rufen in der sekundären Rolle, die aus sehr vielen Windungen besteht (30 km Drahtlänge), durch Induktion so hohe elektrische Spannungen hervor, daß bei gehöriger Einstellung der Messingkugeln des Induktoriums zwischen diesen zahlreiche Funken überspringen. Die bei diesen Entladungen entstehenden elektrischen Schwingungen strahlen aus der Luftleitung in den Raum aus. Von der offenen Strombahn des Luftleiters schnüren sich, wenn sie in elektrische Schwingungen versetzt wird, nach Hertz Kraftlinien ab; sie wandern als elektromagnetische Wellen in den Raum hinaus und kehren nicht mehr zurück, sobald sie einen gewissen Abstand erreicht haben. Diese Wanderung der Kraftlinien veranschaulichen die Abb. 12—15. In Abb. 12 kehren die Kraftlinien noch zur Ausgangsstelle, d. h. der Funkenstreke oder der mit ihr verbundenen Luftleitung zurück; in Fig. 13 sind sie bereits im Begriff sich von der Funkenstrecke und der Luftleitung zu trennen; man erkennt deutlich die Einschnürung und die Stellen, wo die Trennung erfolgen wird. In Fig. 14 hat sich die Trennung vollzogen; Fig. 15 zeigt die nächste Ladung bezw. Erregung, die neue Kraftlinien aus der Funkenstrecke und der Luftleitung in den Raum hinaustreibt. Der Vorgang wiederholt







sich; immer wieder werden neue Kraftlinien abgeschnürt, die ihre Vorgänger nach allen Richtungen weiter in den Raum hinausdrängen. Durch die Ausstrahlung verliert jedoch die offene Strombahn an ihrer eigenen Energie; ihre elektrische Schwingung hört also bald auf, sie klingt etwa in einem halben Dutzend Schwingungen schnell ab. Da die Funkenstrecke d. h. die eine Oszillatorhälfte mit Erde verbunden ist, so wird man sich die Fortpflanzung der elektrischen Wellen über der Erdoberfläche durch Abb. 16 veranschaulichen können. Die elektromagnetische Welle selbst wird durch die ausgezogene Linie dargestellt.



Die durch die Luftleitung der Empfangsstation aus dem Äther aufgefangenen oder gleichsam aufgesaugten elektrischen Wellen fließen über den Tastenhebel zum Übertrager *Ue* und durch dessen primäre Wickelung zur Erde. Die hierdurch in den beiden sekundären Rollen Z_1 und Z_2 erzeugten Induktionsströme gehen durch den Fritter *F*. Die Induktionsrollen I_1 und I_2 mit hoher Selbstinduktion verhindern, daß die Wellenströme des Fritterstromkreises in den Relaisstromkreis eintreten. Unter dem Einflusse der elektrischen Wellen wird die Frittermasse elektrisch leitend. Hierdurch wird das Relais *R* in Tätigkeit gesetzt, indem der Strom eines Trockenelementes B_1 von dem einen Batteriepole über die Induktionsrolle I_1, die sekundäre Wickelung Z_1 des Übertragers *Ue*, die Frittröhre *F*, die sekundäre Wickelung Z_2 des Übertragers *Ue*, die Induktionsrolle I_2 und durch die Umwindungen des polarisierten Relais *R* zum anderen Pole zurückfließt. Das Relais schließt beim Ansprechen die Batterie B_2, ihr Strom geht über die Relaiszunge und den Arbeitskontakt des Relais zur Klemme K_1; hier teilt er sich in zwei Zweigströme auf folgenden Wegen:

1. Klemme K_1 — Elektromagnetumwindungen des Hammers *H* — Körper des Hammers — Feder f_2 — Kontakt *P* — Klemme K_2 — Batterie zurück.

2. Klemme K_1 — Klemme K_3 — Elektromagnetumwindungen des Farbschreibers M — Erde. Der andere Pol der Batterie liegt über die Klemme K_2 an Erde.

Sobald ein Strom die Umwindungen des Hammers durchfließt, schnellt der Klöppel auf und nieder und berührt hierbei die Glasröhre des Fritters. Dadurch wird bewirkt, daß die durch die elektrische Bestrahlung gerichteten und gewissermaßen zu einer Brücke zusammengeschweißten Metallfeilen nach Aufhören der Bestrahlung wieder auseinander fallen, und der Relaisstromkreis unterbrochen wird.

Der Betrieb der Borkumer Anlage hat vielfach unter den elektrischen Ladungen und Entladungen der Atmosphäre zu leiden gehabt; ferner sprachen die Apparate auf alle Wellenlängen an. Letzterer Mangel ist inzwischen durch die Auswechselung der Einrichtung gegen das Telefunkensystem beseitigt worden.

Seit 1900 benutzt Marconi den Braunschen geschlossenen Schwingungskreis für seine sämtlichen Anlagen, so auch für die transatlantischen Stationen.

Andere Systeme. — Von den übrigen Systemen, die mit starkgedämpften Wellen arbeiten, sind zu nennen: Das Slaby-Arco System und das System Lodge-Muirhead in ihrer ersten Ausführung, sowie das System Fessenden. Sie finden ebenfalls keine größere praktische Verwendung mehr. Bei der Erprobung des Slaby-Arco Systems auf den deutschen Kriegsschiffen wurde zur Speisung des Funkensenders eine Wechselstrommaschine benutzt, wodurch viel größere Energiewerte in Strahlung umgesetzt werden konnten als durch den Ruhmkorffschen Induktor. Lodge-Muirhead fügten der offenen Strombahn des Marconi-Senders große Kapazitäten in Gestalt metallener Kegel und regulierbare Selbstinduktionsspulen ein, um dadurch die Abstimmung des Senders auf Wellen einer bestimmten Periode zu erleichtern und größere Reichweite zu erzielen. Interesse erregt der bei diesem System zur Verwendung gekommene einkontaktige Fritter. Er besteht aus einer Eisen- oder Platinspitze, die auf einer Aluminiumfeder leicht aufliegt. Die Feder wird durch ein rotierendes Zahnrad in dauernde Vibration versetzt, wodurch die unter der Einwirkung der elektromagnetischen

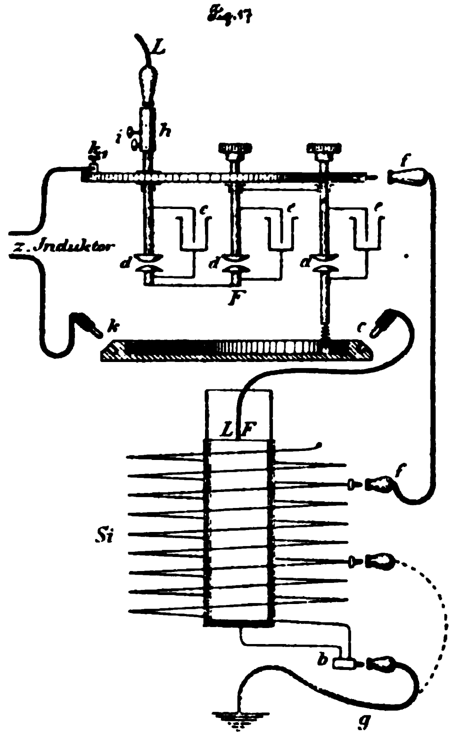
Wellen eintretende leitende Verbindung zwischen Spitze und Feder wieder aufgehoben wird.

Bei dem Fessenden System findet während des Gebens auf der Senderstation eine dauernde Wellensendung statt. Die Telegraphenzeichen werden dadurch übermittelt, daß durch Niederdrücken der Zeichentaste, mittels welcher eine regulierbare, in den Senderdraht eingeschaltete Induktanz geändert wird, auch die Wellenlänge geändert wird, und die beiden Stationen also außer Abstimmung gebracht werden. Für die Zeit, in der keine Abstimmung herrscht, spricht der Wellenanzeiger der Empfangsstation nicht an. Man hat hier also eine dem Ruhestrombetrieb der Drahttelegraphie ähnliche Anordnung. Die Konstruktion des von Fessenden bei diesem System benutzten Wellenanzeigers beruht auf dem Prinzip des Bolometers. Er besteht aus einem 0,25 mm langen Stück Silberdraht von nur 0,051 mm äußerem Durchmesser mit einem Platinkern von 0,00152 mm Stärke. Dieses Drahtstückchen wird mit den Zuführungsdrähten des Wellenanzeigers metallisch verbunden und zu einer Schleife gebogen. Die Spitze dieser Schleife wird in Salpetersäure eingetaucht, wodurch das Silber an dieser Stelle gelöst und der Platinkern freigelegt wird. Die Drahtschleife des Wellenanzeigers hat einen Widerstand von 30 Ohm, also im Vergleich zu dem Widerstande der Metallfeilichtfritter einen recht geringen Widerstand. Beim Durchgang der elektrischen Wellen wird das dünne Drahtstück hinreichend und schnell erwärmt und dadurch sein Widerstand vergrößert. Hört die Wellenwirkung auf, was der Fall ist, wenn beim Telegraphieren die Abstimmung gestört wird, so gibt der Wellenanzeiger die Wärme durch Leitung schnell wieder ab, sein Widerstand nimmt ab und es findet dadurch eine Beeinflussung des mit ihm verbundenen Mikrophonstromkreises derart statt, daß das Telephon hörbare Zeichen von der Dauer des Tastendrucks gibt. Wegen seiner großen Empfindlichkeit gegen mechanische Einwirkungen hat Fessenden den Bolometerdetektor dahin abgeändert, daß er an Stelle des Platindrahtes eine kleine Flüssigkeitssäule bringt. Die eine Ausführungsform enthält ein Diaphragma mit einem winzigen Loche, das die Verbindung mit der Flüssigkeit herstellt, die andere ein feines Platindrähtchen, das in die Flüssigkeit taucht und deren Widerstand gewissermaßen um die Drahtspitze herum konzentrieren

soll. Dieser Wellenanzeiger, den Fessenden mit dem Namen „Barretter“ bezeichnet, dürfte lediglich eine Ausführungsform des Schlömilchschen Polarisationszellendetektors sein, der bei dem Telefunkensystem näher beschrieben wird.

2. Verwendung schwach gedämpfter Wellen.

Das Telefunkensystem. — Der Braun'sche Schwingungskreis ist ein Hauptbestandteil aller Funkentelegraphensysteme der Praxis, die mit schwach gedämpften Wellen arbeiten. Das aus der Verschmelzung der beiden deutschen Systeme Braun-Siemens und Slaby-Arco im Jahre 1903 hervorgegangene Funkentelegraphensystem „Telefunken“ ist zurzeit das leistungsfähigste und in der Praxis am meisten verbreitete. Das hauptsächlichste Anwendungsgebiet für die drahtlose Telegraphie bietet die Schiffahrt; hier handelt es sich um Stationen mit einigen Hundert Kilometer Reichweite. Die Einrichtung einer solchen Station soll nachfolgend beschrieben werden.



Der Braun'sche Schwingungskreis (Fig. 17) besteht bei einer solchen Einrichtung aus einer auf einem Hartgummizylinder aufgewickelten Selbstinduktion *Si*, einer in diesen Zylinder eingebauten Leydener Flaschenbatterie *LF* von 7 Leydener Flaschen von je 1800 cm Kapazität und einer auf dem abnehmbaren Deckel des Zylinders aufgesetzten, 3fach unterteilten, mit tellerförmigen Zinkelektroden und Hartgummispannungsteilern *e*

versehenen Funkenstrecke *F*. Selbstinduktion, Flaschenzahl, Funkenlänge und Zahl der Funkenstrecken sind veränderlich; es kann also mit beliebigen Wellenlängen gearbeitet werden.

Die Selbstinduktion *Si* besteht aus einem spiralförmig in den Hartgummizylinder eingelassenen etwa 4 mm dicken verzinnten Kupferdraht, dessen oberes Ende frei liegt und dessen unteres Ende an die äußere Flaschenbelegung bei *b* fest angeschlossen ist. Verschiebbar auf den Windungen befinden sich 10 Schiebekontakte mit Steckstöpselanschlüssen. Die Funkenstrecke *F* besteht aus 2 Teilen: einem Sockel mit Micanitzylinder und dem Deckel mit den Einzelfunkenstrecken *d* nebst Hartgummispannungsteilern *e*. Die innere Seite des Sockels und des Micanitzylinders ist zum Zwecke der Schalldämpfung mit Korklinoleum ausgelegt. In eine auf dem Boden angebrachte Doppelfeder schnappt der auf der unteren Seite des oberen Teiles der Funkenstrecke festsitzende Kontaktzapfen und stellt Kontakte her mit der inneren Belegung der Flaschen und der Funkenstrecke. Die drei Funkenstrecken sind folgendermaßen hintereinander geschaltet. Der Kontaktzapfen steht in Verbindung mit der unteren Elektrode der darüberliegenden Funkenstrecke. Die obere Elektrode ist durch ein auf dem Deckel der Funkenstrecke angebrachtes Kupferband mit dem oberen Teile der danebenliegenden Funkenstrecke verbunden. Eine Kontaktschiene auf der Grundplatte verbindet den unteren Teil dieser mit dem Unterteil der nächsten Funkenstrecke. Die obere Elektrode endigt auf dem Deckel in einer Anschlußklemme und gleichzeitig steht diese in Kontakt mit dem auf dem Rande des Deckels angebrachten federnden, mit einem Steckstift versehenen, drehbaren Metallband. Parallel zu den einzelnen Funkenstrecken sind kleine zylinderförmige Kondensatoren (Hartgummispannungsteiler) geschaltet. Die innere Belegung steht mit der oberen, die äußere Belegung mit der unteren Elektrode in Verbindung.

Die Unterteilung der Funkenstrecke hat Professor Braun in der Absicht vorgenommen, dadurch die Entladespannung zu erhöhen. Von einer gewissen Funkenlänge — ungefähr 4 mm — an wächst die Spannung nicht mehr proportional mit der Vergrößerung der Funkenstrecke, sie nimmt langsamer zu. Dagegen wächst der Widerstand mit deren Vergrößerung. Bei Über-

schreitung einer bestimmten — kritischen — Funkenlänge nimmt also die Dämpfung der Schwingungen durch den Ohmschen Widerstand der Funkenstrecke in größerem Maße zu, als die Entladungsenergie durch Erhöhung der Spannung. Die Entladungsenergie läßt sich sonach durch Vergrößerung der Funkenstrecke allein nicht in unbegrenztem Maße steigern. Zur Erzielung der besten Wirkung darf nur mit denjenigen Funkenlängen gearbeitet werden, die unterhalb oder wenig oberhalb der kritischen Funkenlänge liegen.

Die Braun'sche Anordung ermöglicht es, fast jede beliebige Spannung durch eine Reihenfunkenstrecke zu erzielen, bei welcher stets die Bedingung erfüllt bleibt, daß die Summe der Einzelfunkenstrecken gleich einer resultierenden Funkenstrecke ist, bei welcher der kritische Punkt der Spannung nicht überschritten ist. Es wird dies durch Parallelschaltung kleiner Hartgummikondensatoren (Spannungsteiler) zu jeder einzelnen Funkenstrecke erreicht. Diese Hilfskondensatoren sind, wie Fig. 17 zeigt, hintereinander geschaltet und ihre Größe ist so bemessen, daß die an ihnen auftretenden Spannungen proportional der Funkenlänge sind, zu der jede Einzelfunkenstrecke geladen werden soll.

Von dem Steckstifte des Kontaktes der Funkenstrecke führt eine am oberen Ende mit Leder versteifte Verbindungsschnur *f* nach der Selbstinduktion und schließt somit den Schwingungskreis. Der Funkeninduktor wird einerseits mit dem Sockel der Funkenstrecke bei *k* und andererseits mit der auf dem Deckel der Funkenstrecke angebrachten Klemme k_1 verbunden. Der Luftleiter *L* wird mittels eines Kontaktstöpsels *h*, der zu gleicher Zeit eine kleine Abschaltefunkenstrecke *i* enthält, mit der einen Funkenstrecke und durch diese über den Kontaktring der Funkenstrecke mit dem Erregerkreise in Verbindung gebracht. Die offene Strombahn des Senders findet sodann ihre Fortsetzung über die Verbindungsschnur *f* und die Schnur *g* zur Erde oder einem die Erde ersetzenden elektrischen Gleichgewicht zur Luftleitung. Je nachdem durch die Stöpselschnur *g* mehr oder weniger Windungen der Selbstinduktion in die offene Strombahn des Senders eingeschaltet werden, ist diese mit dem Braunschen Schwingungskreise mehr oder minder fest verbunden oder gekoppelt, wie der technische Ausdruck lautet.

Bei fester Koppelung entstehen in der offenen Strombahn des Luftleiters und in der geschlossenen des Leydener Flaschen-Stromkreises zwei Schwingungen von verschiedener Periodenzahl und Dämpfung, die nicht mehr mit den Schwingungen der ungekoppelten Kreise übereinstimmen. Ist die Wellenlänge in den ungekoppelten Schwingungskreisen auf den gleichen Wert λ_0 abgestimmt und bezeichnet man den Grad der Koppelung mit k, so entstehen in den Systemen nach der Koppelung die Schwingungen

$$\lambda_1 = \lambda_0 \cdot \sqrt{1+k} \quad \text{oder}$$
$$\lambda_2 = \lambda_0 \cdot \sqrt{1-k}\,.$$

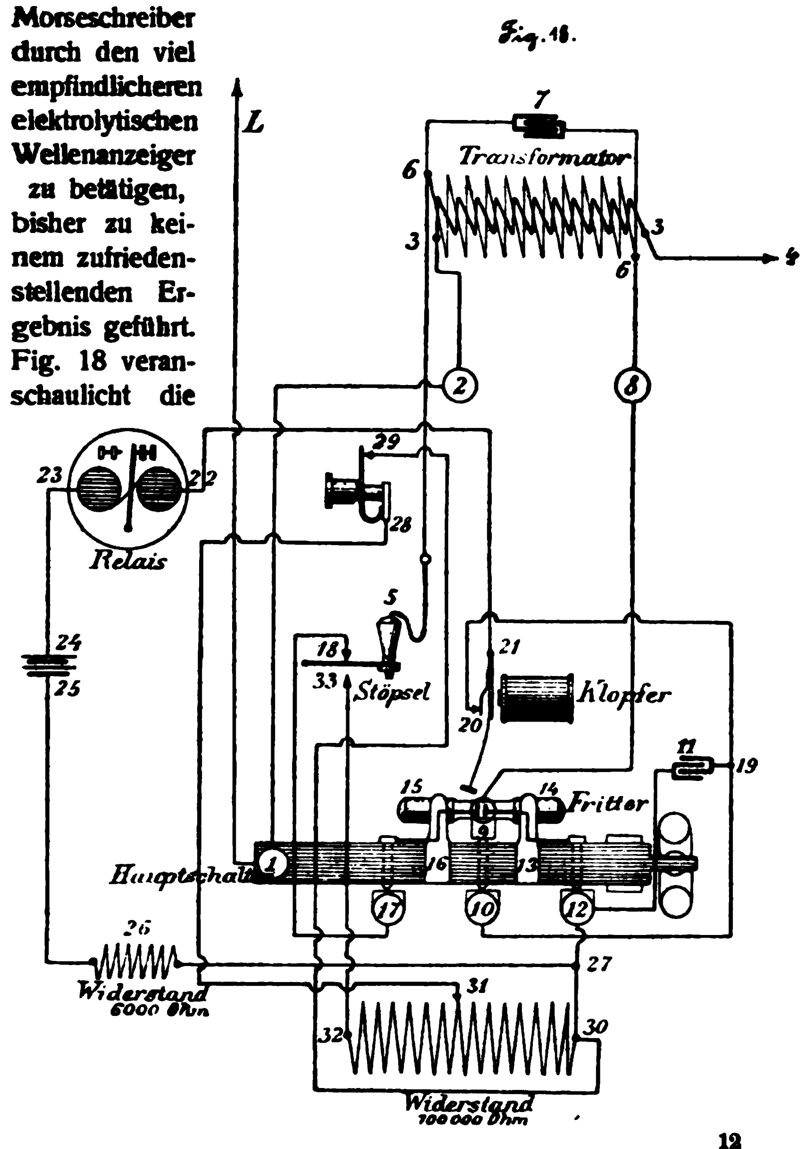
Je fester die Koppelung ist, um so größer ist auch die Energiemenge, die aus dem primären System auf die sekundäre Schwingungsbahn übertragen wird und um so kräftigere Schwingungen strahlt diese in den Raum aus. Man wird in der Praxis die feste Koppelung also da verwenden, wo es auf die Entsendung möglichst kräftiger Wellen ankommt, wo also mit einer geringen primären Energie verhältnismäßig große Entfernungen überbrückt werden sollen.

Die feste Koppelung hat aber den Nachteil, daß der Unterschied in der Wellenlänge also auch in der Frequenz der durch die Koppelung neu entstehenden Wellen erheblich größer als bei der schwachen Koppelung ist. Ein solches fest gekoppeltes System wird also da nicht zur Verwendung kommen können, wo mit einer einzigen bestimmten Wellenlänge gearbeitet werden soll. Wenn es sich z. B. darum handelt, im Bereiche mehrerer Stationen mit einer genau bestimmten Wellenlänge zu arbeiten, um den Betrieb der anderen Stationen nicht zu stören, so wird man im Interesse der scharfen Abstimmung nur lose koppeln können.

Die hier verwendete und bei den Telefunkensendern allgemein übliche Koppelung nennt man eine galvanische Koppelung, da sie unmittelbar durch Stromübergang erfolgt. Bei dem Empfangssystem wird die Übertragung meist durch zwei übereinander gewickelte Spulen bewirkt; sie heißt magnetische Koppelung, da auf beide Spulen dasselbe Magnetfeld der eintreffenden elektromagnetischen Schwingungen einwirkt.

Die Empfangssysteme werden entweder für Schreib-

empfänger unter Benutzung eines Körnerfritters als Wellenanzeiger oder für Hörempfänger (Telephone) unter Benutzung einer elektrolytischen Zelle als Wellenanzeiger eingerichtet. Die größere Sicherheit für eine richtige Telegrammübermittelung bildet die Verwendung des Fritters in Verbindung mit einem Morseschreiber; leider haben die Versuche, den gewöhnlichen Morseschreiber durch den viel empfindlicheren elektrolytischen Wellenanzeiger zu betätigen, bisher zu keinem zufriedenstellenden Ergebnis geführt. Fig. 18 veranschaulicht die

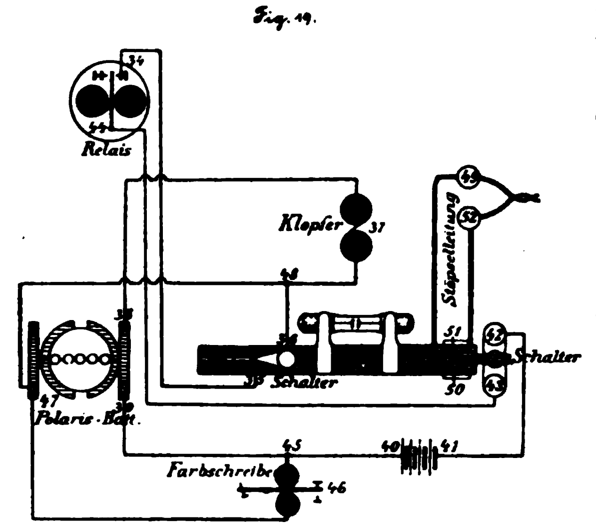


Schaltung einer mit dem Schreibempfänger ausgerüsteten Station. Der Luftleiter *L* wird an das linke Ende des Hauptschalters bei Stöpsel 1 angelegt. Dieser ist über den Schalter mit Klemme 2 verbunden. Mit 2 wird das eine Ende der Primärwicklung des Empfangstransformators 3 verbunden, während das andere Ende 4 desselben entweder direkt oder durch einen regelbaren Kondensator von 12—24 Platten mit der Erde oder dem diese ersetzenden elektrischen Gegengewicht verbunden ist. Beim Senden wird durch Öffnen des Hauptschalters der Luftleiter bei 1 isoliert und die Leitung der Primärspule des Empfangstransformators unterbrochen. Beim Empfangen fließt der Hochfrequenzstrom von der Sekundärklemme des Schreibtransformators ausgehend über den Stöpsel 5, Kontakt 18, Schalter 17, Feder 16 zum einen Fritterende 15. Vom Fritter bei 14 geht er über Feder 13, Schalter 12 zum Kondensator 11. Dieser Kondensator hat $0{,}_{01}$ Mikrofarad; er ist also im Vergleich zur Fritterkapazität unendlich groß und dient lediglich dazu, den Schwachstrom zu blockieren, ohne den Hochfrequenzströmen einen Widerstand entgegenzusetzen. Vom Kondensator 11 führt der Stromweg weiter über 19, Schalter 10/9 und Klemme 8 zum Transformator zurück.

Der Fritterstrom verläuft vom Element 24/25 zu dem bifilar gewickelten Widerstand 26 von 6000 Ohm, über 27 zum Schalter 12, der Feder 13 und dem Fritter bei 14. Von letzterem geht er von 15 über 16, Schalter 17, Kontakt 18, Stöpsel 5, Sekundärspule des Transformators 6, Klemme 8, Schalter 9/10, über 19 zur Schwachstromunterbrechung am Klopfer bei 20. Vom Klopfer bei 21 geht dann der Strom zum Relais bei 22 und schließlich von 23 zum Element zurück. 30, 31, 32 ist ein Widerstand von 100000 Ohm, dessen Hälfte sich durch den Schalter 28/29 kurzschließen läßt, sodaß 50000 Ohm übrig bleiben. Dieser Widerstand dient dazu, das Relais jederzeit auf seine Empfindlichkeit kontrollieren zu können. Dies wird durch Niederdrücken des Stöpsels 5 erreicht, wodurch der Fritter und gleichzeitig der Prüfwiderstand eingeschaltet wird.

Wird infolge der elektrischen Bestrahlung des Fritters die Relaiszunge angezogen, so fließt ein Strom von der Batterie 40/41 (Fig. 19) über einen Widerstand von 20 Ohm, den Schalter 42/43,

Relaiskörper 44, Relaiskontaktschraube 34, Schalter 35/36 zum Verteilungspunkt 48. Von hier fließt der Strom erstens durch die Windungen des Klopfers 37, zweitens durch die Windungen des Farbschreibers 46 und dann zur Batterie zurück. Klopfer und Farbschreiber liegen also parallel. Die ebenfalls zu den Spulen des Klopfers und Farbschreibers parallel geschalteten Polarisationsbatterien 47 und 38/39 haben den Zweck, dem beim Öffnen des Stromkreises in den Spulen entstehenden Extrastrom entgegen zu wirken, sodaß sich am Relaiskontakt kein Funken bilden kann. Zum Zwecke der Blockierung des Gebers bei der Empfangsstellung ist der Niederspannungskreis des Gebers durch die Stöpselleitung 49/52 und die Kontakte 50/51 mit dem Hauptschalter des Empfangsapparates derart in Verbindung gebracht, daß nur bei Vertikalstellung des Empfangsschalters die letztgenannten Kontakte und damit der primäre Strom des Senders geschlossen sind.



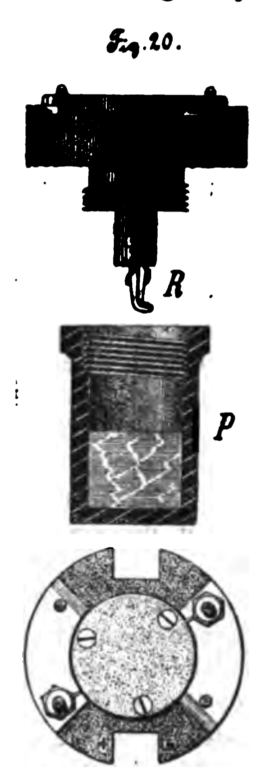
Während beim Schreibempfänger die elektrischen Wellen dem Empfangssystem in der Regel nur auf induktivem Wege zugeführt werden, ist das Telefunkensystem mit Hörempfänger sowohl für induktiven wie direkten Empfang eingerichtet. Die Einzelheiten dieser Schaltungen hier darzustellen, würde zu weit führen; ich beschränke mich auf eine Wiedergabe des Prinzips.

Die Wirkung des von dem Ingenieur Schlömilch der Telefunkengesellschaft erfundenen elektrolytischen Wellenanzeigers beruht auf der stärkeren Aktivität von Polarisationszellen bei der Bestrahlung durch elektrische Wellen. Wenn man eine gewöhn-

liche Polarisationszelle mit Platin oder Goldelektroden in verdünnter Schwefelsäure in eine Stromquelle einschaltet, deren elektromotorische Kraft etwas höher ist als die gegenelektromotorische Kraft der Zelle, so bedingt der durch die Zelle fließende schwache Zersetzungsstrom eine geringe Gasbildung an den Elektroden. Sobald dann elektrische Wellen die Zelle treffen, wird die Gasbildung lebhafter und ein in den Stromkreis eingeschaltetes Galvanometer zeigt eine Verstärkung des Stromes an.

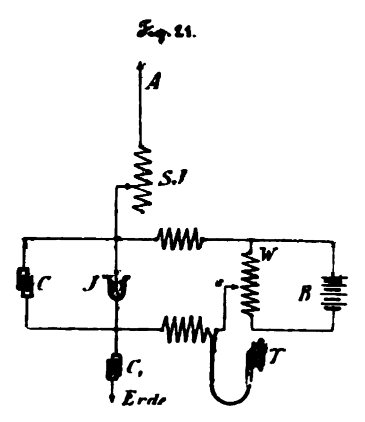
Die von der Telefunkengesellschaft gebauten elektrolytischen Wellenanzeiger System Schlömilch (Fig. 20) sind mit Platinelektroden versehen; die positive Elektrode von etwa 0,01 mm Durchmesser ist in eine Glasröhre *R* eingeschmolzen, deren gebogenes Ende in eine stumpf geschliffene Spitze ausläuft, die von der Elektrode durchsetzt wird. Die negative Elektrode spielt keine wesentliche Rolle, man kann ihr eine beliebige Form und Größe geben. Gewöhnlich wird sie als 0,5 mm starke Drahtschleife um die Glasröhre gewunden. Die Elektroden reichen durch den Deckel eines Porzellan- oder Hartgummifußes *P* in die aus verdünnter Schwefelsäure bestehende elektrolytische Flüssigkeit. An die Zelle wird eine Batterie von etwa 3—4,5 Volt Spannung gelegt, wodurch in der Zelle eine Wasserzersetzung hervorgerufen wird. An der positiven Spitzenelektrode tritt Sauerstoff auf, während die negative Schleifenelektrode von Wasserstoffbläschen umgeben wird. Dieser Vorgang ist kein gleichmäßiger, sondern ein ruckweiser, sodaß ein mit der Zelle in Reihe geschaltetes Telephon ein knackendes Rauschen hören läßt. Dieses Geräusch wird dadurch verursacht, daß die Gasblasen, welche die Elektroden, insbesondere die positive einhüllen, den elektrischen Widerstand der Zelle wegen ihrer schlechten Leitfähigkeit stark erhöhen und dadurch den Strom schwächen. Um einen solchen elektrolytischen Wellen-

Fig. 20.



anzeiger möglichst empfindlich zu machen, muß die Gegenspannung in einer Stärke angelegt werden, daß das Geräusch im Telephon gerade verschwindet. Wirken jetzt elektromagnetische Wellen auf die Zelle, so reißen sie gewissermaßen die Gasblasen von den Elektroden ab und verstärken dadurch den Strom derart, daß im Telephon ein scharfes Knacken entsteht.

Die Einschaltung des elektrolytischen Wellenanzeigers erfolgt beim Telefunkensystem im allgemeinen nach der durch Fig. 21 dargestellten Prinzipschaltung. Zunächst stimmt man den Luftleiter *A* nach Anschluß des Apparates und Erdung desselben durch einige Windungen Selbstinduktion *SJ* und einen regelbaren Kondensator *C*, gegebenen Falles unter Hinzuziehung eines Hilfskondensators *C*₁ so lange ab, bis sich im Telephon *T* ein Maximum der Lautstärke ergeben hat. Die Batterie *B* besteht aus vier Trockenelementen oder Sammlerzellen, deren Stromkreis durch einen regulierbaren Ohmschen Widerstand *W* dauernd geschlossen ist. Ist die Empfangsintensität eine sehr geringe, so kann man nach erfolgter Abstimmung in der Regel noch dadurch eine erhebliche Verbesserung der telephonischen Wiedergabe erzielen, daß man durch geringes Verschieben des Gleitkontaktes *s* eine noch feinere Spannungsabstufung herstellt. Die Schlömilch-Zelle ist weit empfindlicher als der Fritter; sie ermöglicht um 50% größere Reichweiten. Für die Zwecke des Heeres und der Kriegsmarine scheidet sie jedoch aus, da sie den Schreibtelegraphen nicht sicher genug betätigen kann.



In ähnlicher Weise wirkt der Thermo-Detektor der Telefunkengesellschaft. Dieser erzeugt den zur Erregung des Telephons erforderlichen Strom in einer als Thermo-Element wirkenden Kontaktstelle zwischen einem Platindraht und einer Kupferscheibe. Durch Einwirkung der Wellenimpulse ändert sich der innere Widerstand bzw. die elektromotorische Kraft dieses Thermo-Elementes, wodurch Geräusche im Telephon hervorgerufen

werden. Anfänglich erwärmte man die Kontaktstelle durch eine kleine Spiritusflamme; man erkannte jedoch bald, daß diese Flamme wegfallen konnte, da sich die Kontaktselle infolge des Widerstandes, der sich dem Strom beim Übergange von dem einen auf den anderen Leiter bietet, bereits genügend erwärmt.

Andere Systeme. — Das gegenwärtige Marconisystem unterscheidet sich von dem Telefunkensystem nicht wesentlich; es benutzt den Braunschen Schwingungskreis mit direkter und ndirekter Sendererregung. Als Eigentümlichkeit des Systems kann allein ein magnetischer Wellenempfänger bezeichnet werden, den Marconi neben dem Feilspähne-Fritter benutzt und der erheblich empfindlicher sein soll, als jeder Fritter. Seine Einrichtung ist folgende: Ein Stahlband ohne Ende ist über zwei Scheiben geführt, die durch ein Uhrwerk gedreht werden. Zwei feststehende Hufeisenmagnete, die mit gleichnamigen Polen einander zugekehrt sind, magnetisieren nacheinander die an ihnen vorübergeführten Teile des Stahlbandes. Zwischen den beiden Hufeisenmagneten ist eine aus dickem isolierten Kupferdraht bestehende Spule angeordnet, durch deren Hohlraum das Stahlband hindurchgeführt ist, und deren Enden mit dem Luftleiter bzw. der Erde verbunden sind. Den mittleren Teil der Spule umgibt eine Spule aus dünnem Drahte, in die ein Telephon eingeschaltet ist. Sobald ein elektromagnetischer Wellenzug die Primärspule durchfließt, vernichtet oder schwächt er den von der Magnetisierung durch den vorher passierten Hufeisenmagneten herrührenden remanenten Magnetismus. Die Veränderungen induzieren im Sekundärkreise Stromstöße, die im Fernhörer als Töne wahrgenommen werden. Beim Passieren des zweiten Hufeisenmagneten wird die durch die elektrischen Wellen hervorgerufene Ungleichheit in der Magnetisierung des Stahlbandes wieder beseitigt.

Erwähnenswert von den mit schwach gedämpften Wellen arbeitenden Funkentelegraphensystemen sind noch die Systeme von Lodge-Muirhead und Dr. Lee de Forest wegen der ihnen eigentümlichen Wellenanzeiger.

Das Lodge-Muirhead System verwendet als Wellenanzeiger eine Quecksilbersäule, über der sich, von ihr durch eine Mineralölschicht getrennt, eine Stahlscheibe dauernd um ihre

Achse dreht. Die eine Elektrode des Wellenanzeigers wird durch eine in die Quecksilbersäule tauchende Platinspirale, die andere durch die Achse der Stahlscheibe gebildet. Bei elektrischer Bestrahlung des Wellenanzeigers wird die Ölschicht für einen Augenblick durchbrochen und eine leitende Verbindung zwischen Scheibe und Quecksilber hergestellt; sie genügt, um einen parallel zum Wellenanzeiger geschalteten empfindlichen Schreibapparat, den in der Kabeltelegraphie verwendeten Heberschreiber oder Syphonrecorder, zu betätigen.

Dr. Lee de Forest benutzt einen elektrolytischen Wellenanzeiger, den er Responder nennt, und dessen Widerstand durch die elektrische Bestrahlung vergrößert wird. Er besteht aus zwei in einer Glas- oder Ebonitröhre eingeschlossenen Metallelektroden, zwischen denen sich eine teigartige Paste aus Feilspänen, Glyzerin oder Vaseline, ferner Bleioxyd mit Spuren von Wasser oder Alkohol befindet. Unter der Einwirkung einer kleinen Batterie von 0,1—1 Milliampere bilden die durch die ganze Paste verteilten Feilspäne eine leitende Brücke von Elektrode zu Elektrode von verhältnismäßig geringem Widerstande. Sobald elektrische Wellen diese Brücke bestrahlen, fällt sie in sich zusammen, indem der Widerstand infolge Ablagerung großer Mengen winziger Bläschen von Wasserstoff an der Kathode erheblich zunimmt. Nach Aufhören der elektrischen Bestrahlung tritt sofort der ursprüngliche Zustand wieder ein; die Wirkung geht augenblicklich vor sich.

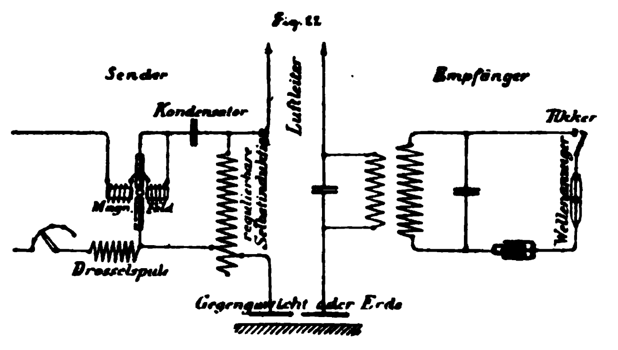
Zu Anfang dieses Jahres waren 704 Funkentelegraphenstationen mit dem Telefunkensystem ausgerüstet; darunter befinden sich 188 feste Landstationen, 435 Schiffsstationen, 46 fahrbare und 35 tragbare Stationen. Sie verteilen sich auf alle Erdteile. Die Zahl der Marconistationen beläuft sich auf etwa die Hälfte der Telefunkenstationen und nicht viel mehr als diese beträgt dann noch die Gesamtzahl der mit anderen Systemen ausgerüsteten Stationen.

3. Verwendung ungedämpfter Wellen.

System Poulsen. — Die zur Erzeugung der ungedämpften oder richtiger gesagt nahezu ungedämpften Wellen benutzte Bogenlampe brennt in Wasserstoff oder in einer wasser-

stoffhaltigen Atmosphäre; die negative Elektrode der Lampe besteht aus harter Kohle, die positive aus einem kupfernen Hohlzylinder, der durch Wasser gekühlt wird. Der Lichtbogen steht unter der Einwirkung eines magnetischen Feldes; er geht von den Rändern der Elektroden aus, die zu diesem Zwecke scharf abgeschliffen sind. Um eine möglichst gleichmäßige Bogenlänge zu erzielen, wird die Kohlenelektrode in langsame Umdrehung versetzt, anderenfalls würde der Lichtbogen bald unregelmäßig werden und verlöschen. Die Elektroden sind in einer Kammer angeordnet, in welche das Wasserstoff enthaltende Gas eingeleitet wird. Ein Ableitungsrohr sorgt für die Entfernung des verbrauchten Gases, das um so schneller seine Wirkung verliert, je größer die Schwingungsenergie ist. Da die Verwendung reinen Wasserstoffgases Schwierigkeiten macht, so kam Leuchtgas in Benutzung. Seiner dauernden Wiederverwendung steht jedoch der Umstand entgegen, daß seine Zusammensetzung durch den elektrischen Lichtbogen verändert wird. In der Lichtbogenkammer scheidet sich namentlich bei mangelnder Kühlung sehr viel Kohlenstoff in Rußform ab, so daß die Kammer nach wenigen Stunden dauernden Gebrauches gereinigt werden muß. Das Kühlgas wird neuerdings dadurch erzeugt, daß man Spiritus, der einen hohen Wasserstoffgehalt besitzt, in die Lichtbogenkammer tropfenweise einfließen läßt.

Poulsen koppelt den Erregerkreis entweder ganz fest oder ganz lose mit der Luftleitung; die Resonanz ist dann in beiden Fällen gleich stark. Würde die Koppelung weder ganz fest noch ganz lose gewählt, so würde die Schwingungszahl des Systems nicht ausreichend bestimmt, da der Bogen die eine oder die andere der einander naheliegenden Schwingungszahlen wählen kann. Die Senderanordnung wird durch Fig. 22 schematisch dargestellt.



Durch Verschiebung der Kontakte auf der Selbstinduktionsspule kann die Wellenlänge und der Koppelungsgrad verändert werden. Der in die Speiseleitung der Bogenlampe eingeschaltete regelbare Widerstand dient zur Regulierung der Stromstärke, und die Drosselspule verhindert vermöge ihrer hohen Induktanz, daß der Ausgleich der Hochfrequenzschwingungen über die Stromquelle vor sich geht. Die Zeichengebung erfolgt zweckmäßig in der Weise, daß man mit der Telegraphentaste den Luftleiter und dessen Gegengewicht in und außer Verbindung mit dem übrigen Teil des Systems setzt, in welchem man die Schwingungen unausgesetzt verlaufen läßt. Man kann auch durch die Taste periodisch einen im Hochfrequenzkreise oder im Luftleiter angeordneten Widerstand kurzschließen. Der Widerstand muß so groß bemessen sein, daß er in der Ruhelage der Telegraphiertaste das Auftreten der Hochfrequenzschwingungen verhindert.

Im Empfänger nutzt Poulsen das Resonanzprinzip in vollstem Maße aus. Er benutzt für den Wellenanzeiger einen Schwingungskreis mit geringster Dämpfung und koppelt diesen so lose als möglich mit dem Luftleiter. Da die Wellen in unaufhörlicher Folge eintreffen, so wird der Wellenanzeiger nicht dauernd, sondern nur intermittierend in den Empfangsschwingungskreis eingeschaltet; auch hierdurch wird die Dämpfung dieses Kreises vermieden. Durch die in unaufhörlicher Folge auftreffenden Wellen gerät der Empfängerkreis gut in Schwingungen; dann wird plötzlich der Wellenanzeiger eingeschaltet und in ihm die während einer kleinen Spanne Zeit angesammelte Energie zur Wirkung gebracht. Darauf schaltet sich der Wellenanzeiger selbsttätig aus und das Spiel beginnt von neuem. Als Wellenanzeiger kommt gewöhnlich eine elektrolytische Zelle in Verbindung mit einem Fernhörer zur Verwendung. Dem Apparat für die Herstellung des intermittierenden Kontaktes gibt Poulsen den Namen „Tikker“; er ist nichts anderes als ein gewöhnlicher elektromagnetischer Unterbrecher, wie er bei jeder elektrischen Klingel vorkommt. Die Anwendung der Unterbrechung der Schwingungen durch den Tikker ist auch deshalb notwendig, um die ungedämpften Schwingungen im Hörempfänger vernehmbar zu machen. Für das Ohr sind nur Schwingungen von weniger als 40000 in der Sekunde hörbar,

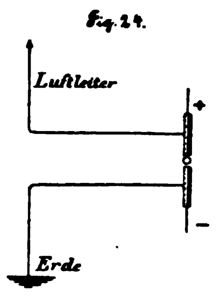
ungedämpfte Schwingungen haben aber eine Frequenz von einer Million und mehr. Hörbar werden die Schwingungen erst durch die künstlichen Unterbrechungen des Tikkers. Bei der ebenfalls durch Abb. 22 dargestellten Empfängerschaltung werden die von dem Luftdraht aufgenommenen Schwingungen induktiv auf den Schwingungskreis des Wellenanzeigers übertragen. An den Belegungen der in den Schwingungskreis eingeschalteten Kondensatoren wird durch die induzierten Schwingungen ein Spannungszustand hervorgerufen. Sobald der Tikker den Stromkreis schließt, vermögen sich die Ladungen über den Wellenanzeiger auszugleichen, sodaß in einem durch den Wellenanzeiger betätigten Telephon ein Ton entsteht, dessen Höhe von der Tikkerfrequenz abhängig ist. An Stelle des elektrolytischen Wellenanzeigers kann das Telephon auch unmittelbar in den Tikkerstromkreis eingeschaltet werden. Soll eine sichtbare Zeichenaufnahme erfolgen, so wird als Empfänger ein empfindliches Fadengalvanometer benutzt, bei dem eine feine Saite zwischen zwei kräftigen Magnetpolen so ausgespannt ist, daß sie unter dem Einflusse einer durch sie gehenden elektrischen Strömung entsprechend deren Richtung nach einer Seite ausschlagen kann. Diese Anordnung bedingt, daß der Hochfrequenzstrom durch einen Gleichrichter, wozu sich ein Thermoelement eignet, für das Galvanometer in der gewünschten Weise wirksam gemacht wird. Die Ablenkung der Saite wird auf einem mechanisch bewegten photographischen Papierband dadurch aufgezeichnet, daß ein Lichtstrahl durch einen feinen Spalt, den die Saite je nach ihrer Lage verdunkelt, auf das Papier fällt. Die Morsezeichen, z. B. ein aus drei Punkten und einem Strich gebildetes *V* entstehen dann dadurch, daß die Saite dreimal kurz hintereinander und einmal länger ihre Ruhelage verläßt und ihren Schatten dementsprechend auf dem Streifen fixiert.

Die Poulsenschen Patente sind in den Besitz der Amalgamated Radio Telegraph Company in London übergegangen. Diese hat die zuerst als Versuchsanlage eingerichtete Station Lyngby bei Kopenhagen zu einer Großstation ausgebaut, die hauptsächlich zum Verkehr mit Schiffen auf Entfernungen über 1000 km dienen soll. Man könnte fragen, ob hierzu tatsächlich ein Bedürfnis vorhanden ist. Die primäre Energie der Station beträgt 10 Kilowatt; mit dieser und einer 70 m hoch aufgehängten

Luftleitung sowie einer Wellenlänge von 1200 m soll unter Voraussetzung einer Gegenstation gleicher Größe eine Entfernung von 3000 km überbrückt werden.

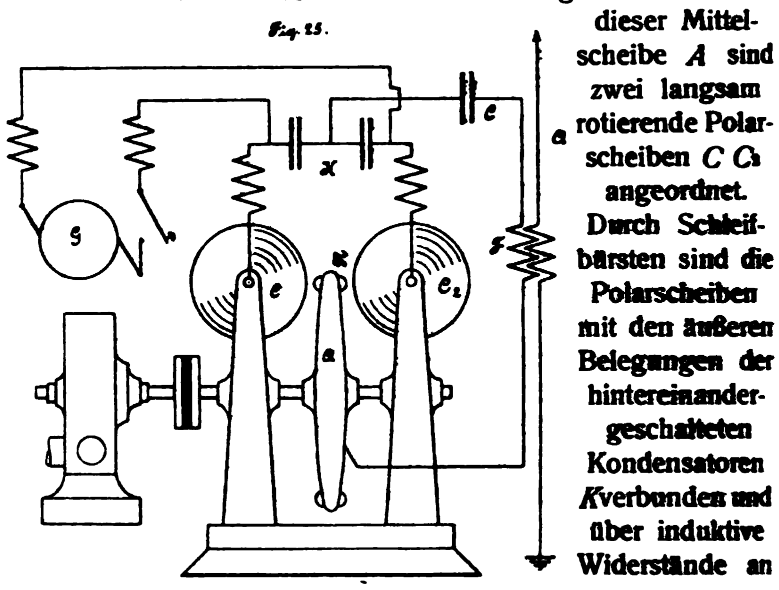
Die Poulsengesellschaft erkennt wohl, daß eine praktische Verwendung der Lichtbogentelegraphie nennenswerte Erfolge gegenüber der Funkensendung nur da wird erzielen können, wo es sich um Überbrückung sehr großer Entfernungen handelt. Sie tritt daher auch mit der Ozeanfunkentelegraphie Marconis in Konkurrenz, indem sie eine transatlantische Großstation bei Knockroe an der Küste der Tralee Bay erbaut, die mit einer Gegenstation in New Foundland in einigen Monaten in Verkehr treten soll. Ob der Betrieb dieser Anlage weniger unter den Störungen der Atmosphäre zu leiden haben wird als die Marconiverbindung, muß die Zeit lehren.

System Telefunken. — Zur Erzeugung der ungedämpften Schwingungen wird ein in gewöhnlicher Zimmerluft brennender elektrischer Lichtbogen mit Kupfer als Anode und Kohle als Kathode benutzt. Die Kupferanode besteht aus einem oben offenen Gefäß *H* (Fig. 23) mit nach innen gewölbtem Boden *A*. In die Höhlung *A* ragt die Kohlenelektrode *B*. Das Gefäß *H* ist mit Wasser gefüllt, das eine höhere Temperatur als 100° C nicht annehmen kann; es entzieht dem Lichtbogen einen großen Teil seiner Hitze. Bei einer solchen Anordnung ist zwar die im Hochfrequenzschwingungskreise auftretende elektrische Energie geringer als bei der Poulsenanordnung; indes hat sie den Vorzug größerer Einfachheit, auch geht das Abbrennen der Kohlenelektrode nicht so schnell vor sich wie bei der Anordnung des Lichtbogens in wasserstoffhaltigen Gasen. Die Schwingungsenergie selbst kann durch geeignete Zusammenstellung mehrerer Bogen erhöht werden. Es hat dies den Vorteil, daß bei Verwendung mehrerer Bogen der Einfluß von Unregelmäßigkeiten im Abbrande der Kohlenelektroden sich erheblich weniger bemerkbar macht als bei einem Lichtbogen. Bei Versuchen auf der Großstation Nauen der Tele-



funkengesellschaft wurde das Luftleitergebilde nach Maßgabe des Schemas Fig. 24 durch den Lichtbogen unmittelbar in elektrische Schwingungen versetzt. In richtiger Erkennung des Umstandes, daß die Lichtbogentelegraphie in der Praxis der alten Funkentelegraphie nicht überlegen ist, hat die Telefunkengesellschaft sich auf die erwähnten Versuche beschränkt und von der Einführung ihres Systems Abstand genommen. Die Gesellschaft ist gegenwärtig mit der Ausbildung eines neuen Systems beschäftigt, bei welchem durch die Hochfrequenzschwingungen ein bestimmter musikalischer Ton übertragen wird, der aus den durch atmosphärische Störungen hervorgerufenen Geräuschen stets herausgehört werden kann. Damit wären die Störungen der Atmosphäre, die auch die Lichtbogenmethode nicht beseitigen konnte, unwirksam gemacht. Aus patentrechtlichen Gründen muß die Anordnung noch geheim gehalten werden; sie soll als System der „tönenden Funken" in die Praxis eingeführt werden.

Marconi System. — Wie erst neuerdings bekannt geworden, arbeiten auch die transatlantischen Marconistationen in Poldhu und Glace Bay mit nahezu ungedämpften Schwingungen. (Fig. 25.) Eine gegen Erde gut isolierte Metallscheibe *A* wird durch einen Motor in sehr rasche Umdrehung versetzt. Nahe



dieser Mittelscheibe *A* sind zwei langsam rotierende Polarscheiben *C* C_1 angeordnet. Durch Schleifbürsten sind die Polarscheiben mit den äußeren Belegungen der hintereinandergeschalteten Kondensatoren *K* verbunden und über induktive Widerstände an

eine Gleichstromdynamo *G* von hoher Spannung gelegt. Die Mittelscheibe bildet über einen Bürstenkontakt mit der Kapazität *C*, der Selbstinduktion *F* und dem Kondensator *K* den Hochfrequenzschwingungskreis, der induktiv mit dem Luftleiter *A* gekoppelt ist. Durch die Entladungen zwischen den Polarscheiben und der Mittelscheibe werden in dem Schwingungskreise kräftige Schwingungen bis zu 200000 in der Sekunde erzeugt. Für den Marconischen magnetischen Wellenanzeiger mit Hörempfänger müssen die unaufhörlichen Schwingungen in ähnlicher Weise wie bei dem Poulsen System durch den Tikker unterbrochen werden, damit im Telephon ein hörbarer Ton entsteht. Marconi ordnet jedoch den Unterbrecher nicht beim Empfänger sondern beim Sender an, indem er die Mittelscheibe des Senders nahe der Peripherie mit einer Anzahl Nasen *N* versieht, über welche die Entladungen in regelmäßigen Zwischenräumen vor sich gehen.

Nach vielen Mißerfolgen konnte die Marconigesellschaft im Oktober 1907 einen drahtlosen transatlantischen Dienst zunächst für Preßtelegramme aufnehmen; jetzt werden auch andere Telegramme befördert. Die Marconigesellschaft gibt an, daß eine Telegraphiergeschwindigkeit von 20 Wörtern in der Minute erreicht worden sei. Solche Rekordleistungen mögen in einigen Fällen erzielt worden sein; die Durchschnittsleistung hat jedoch bei Berücksichtigung des Umstandes, daß die Telegramme oft zwei-, drei- und mehr Mal wiederholt werden mußten, nach den einwandfreien Feststellungen der Konkurrenzgesellschaften noch nicht die Hälfte betragen. Es ist Marconi noch nicht gelungen, die Störungen durch die Atmospäre auszuschalten; sie machen sich namentlich im Sommer recht bemerkbar. Marconi gibt jetzt selbst für seine Person zu, daß an eine ernste Bedrohung der unterseeischen Kabeltelegraphie durch die Funkentelegraphie nicht zu denken sei und daß deren Leistungen, namentlich was die Sicherheit der Übermittelung anbetrifft, von der drahtlosen Telegraphie nicht erreicht werden würden. Durch die übertriebene Reklame der seine Erfindungen ausbeutenden Gesellschaften ist das Ansehen Marconis stark geschädigt worden. Marconi selbst ist schuldlos an dieser Reklame. Jedenfalls muß rückhaltlos anerkannt werden, daß Marconi bahnbrechend und zielbewußt auf dem Gebiete der Ozeanfunkentelegraphie vorgegangen ist.

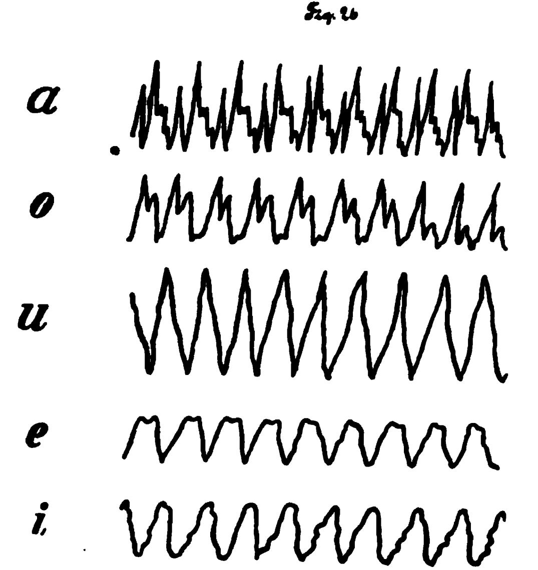
III. Telephonie ohne Draht.

Die Versuche zur Lösung des Problems der Telephonie ohne Draht reichen bis in die Anfänge der Telephonie zurück. So gelang es Graham Bell bereits 1880 Schallwellen durch den Luftraum mit Hilfe von Sonnenlichtstrahlen, die auf eine Selenzelle wirkten, über eine Entfernung von 213 m zu übertragen. Prof. Dr. Th. Simon in Göttingen benutzte die Lichtstrahlen des elektrischen Bogenlichtes, die auf der Empfangsstelle ebenfalls auf eine Selenzelle wirkten, zur Übertragung von Gesprächen durch den Luftraum. Mit einer Quecksilberdampflampe als Lichtsender erreichte Simon 1897 eine Gesprächsübertragung auf 3 km. Um die weitere Ausbildung des Simonschen „sprechenden elektrischen Flammenbogens" haben sich später der englische Physiker W. Duddell und der Berliner Physiker E. Ruhmer verdient gemacht. Letzterer hat eine Übertragungsweite von 15 km erreicht.

Die Erfindung der drahtlosen Telegraphie mittels elektrischer Wellen gab den Anstoß zu Versuchen, auch diese für eine drahtlose Telephonie nutzbar zu machen. Die gewöhnlichen funkentelegraphischen Sender erwiesen sich aber für die Übertragung der Sprachwellen nicht geeignet. Sie liefern den einzelnen Funkenentladungen entsprechend Wellenzüge, die von relativ langen Pausen unterbrochen sind. Die Dauer der rasch abklingenden Schwingungen bei der Funkenerregung beträgt je nach den Dimensionen des Schwingungskreises etwa $^{1}/_{1000000}$ Sekunde. Kommen etwa 20 Schwingungswellen zur Ausstrahlung, so herrscht nach $^{1}/_{50000}$ Sekunde wieder vollständige Ruhe im System. Findet eine Neuaufladung des Schwingungssystems schon $^{1}/_{20}$ Sekunde nach der vorhergehenden Aufladung statt, so dauert die schwingungslose Pause gegenüber der

Schwingung 2500 mal so lang. Diese immerhin nur kurze Unterbrechung in der Aufeinanderfolge der Schwingungen ist hinreichend, eine Übertragung der Schallwellen der menschlichen Sprache mittels solcher Sender unmöglich zu machen. Die in dieser Hinsicht angestellten Versuche von Prof. Fessenden, Dr. Mosler und Anderen, die man unter der Bezeichnung „Funkentelephonie" zusammenfassen kann, haben daher auch keinen Erfolg aufzuweisen gehabt. Der Mißerfolg hat seine Ursachen in der eigenartigen Gestaltung der Schallwellen der menschlichen Sprache bei der mikrophonischen Übertragung. Die Schwingungen einer Mikrophonmembran, in welche die Schallwellen beim Sprechen gegen eine solche umgesetzt werden, sind bezüglich ihrer Amplitude, ihrer Frequenz und sonstigen Gestalt von einander sehr verschieden.

Die sinusförmige Grundschwingung wird durch die den einzelnen Lauten eigentümlichen Obertöne fast unkenntlich gemacht, wie die Fig. 26 der Schwingungskurven der Vokale zeigt. Bei der gewöhnlichen Rede ist die Schwingungsfrequenz — wenigstens bezüglich der Vokale — ziemlich konstant. Sie variiert je nach der Stimmlage des Sprechenden zwischen 1000 beim Sopran und rund 100 beim Baß; die Zeitdauer einer Schwingung beträgt also $^{1}/_{100}$ bis $^{1}/_{1000}$ Sekunde. Der mittlere Schwingungsbereich, der allen Stimmen gemeinsam ist, bewegt sich um die Zahl 300 herum. Auf eine mittlere Sprachschwingung fällt also eine Zeitdauer von $^{1}/_{300}$ Sekunde. Zur Übertragung solcher Schwingungen bedarf es aber elektrischer Schwingungen von mindestens gleicher Dauer, die nicht von so langen Pausen



wie 1/20 Sekunde unterbrochen sind. Diese Pausen hat man durch eine schnellere Funkenfolge oder auch durch Vakuumfunkenstrecken (Quecksilberdampflampen) in Verbindung mit Hochfrequenzmaschinen beseitigen wollen. Wesentliche Erfolge sind dabei noch nicht erzielt worden; die Methode würde auch wegen der anfzuwendenden großen Energien für die Praxis zu teuer werden.

Die Lösung des Problems der drahtlosen Telephonie war dann plötzlich gegeben, als der elektrische Lichtbogensender zur Erzeugung ungedämpfter Wellen für die drahtlose Telegraphie nutzbar gemacht wurde. Am 20. Dezember 1906 konnte bereits von der Telefunkengesellschaft zum ersten Male eine drahtlose Telephonie auf 40 km Entfernung zwischen ihrem Laboratorium Berlin und der Großstation Nauen praktisch vorgeführt werden. Im Dezember 1907 wurde von derselben Gesellschaft mit einer Masthöhe von nur 26 m für die Luftleitung und mit einer Primärenergie von nur 440 Volt und 5 Ampere eine ausgezeichnete drahtlose Verständigung auf 75 km zwischen Westend bei Berlin und Rheinsberg erzielt.

System Telefunken. — Zur Erzeugung der kontinuierlichen Schwingungen werden mehrere Lichtbogen in Reihe geschaltet und zwar 6 Stück bei 220 Volt Gleichstrom, 12 Stück bei 440 Volt und 24 Stück bei 880 Volt mit 4—7 Ampere Stromstärke. Bei 12 Lampen werden rund 2,5 Kilowatt Gleichstromenergie zur Schwingungserzeugung gebraucht, davon kommen etwa 10% in Form ungedämpfter Wellen zur Ausstrahlung. Das ganze Schwingungssystem läßt sich bezüglich der Frequenz und der Amplitude bis auf 1/4 % konstant erhalten; es wirkt wie der Braunsche Erregerkreis, indem es durch Transformation die Luftleitung zum Mitschwingen bringt. Parallel zu einem Teile der Windungen der in die Luftleitung eingeschalteten Transformatorspule ist ein Starkstrommikrophon eingeschaltet. Durch die Membranschwingungen wird der elektrische Widerstand des Mikrophons, der als Nebenschluß zur Spule aufzufassen ist, verändert. Dadurch wird auch der Koppelungsgrad zwischen Erregerkreis und Luftleitung und dementsprechend der Energiebetrag beeinflußt, der von der Luftleitung aufgenommen und ausgestrahlt wird. Die Schaltungsanordnung wird durch Fig. 27 veranschaulicht.

Die für eine Anordnung von 6 Lichtbogen erforderliche Spannung von 220 Volt Gleichstrom wird ihnen über ein Amperemeter *A* und zwei kräftige Drosselspulen *D* zugeführt, die den Übertritt der Hochfrequenzschwingungen in den Primärkreis verhindern sollen. Parallel zu den Lichtbogen *Lb* liegt der veränderliche Kondensator *C* und die ebenfalls regelbare Selbstinduktionsspule *L*, sowie das Amperemeter A_2.

Die Abstimmung der Luftleitung, die sich in Resonanz mit dem Schwingungskreise befinden muß, erfolgt mittels der veränderlichen Selbstinduktionsspule *V*. In der Erdleitung der Antenne liegt das Amperemeter A_3; dieses gestattet eine Kontrolle über die Beeinflussung des Schwingungsstromes durch das Mikrophon *M*. Der Koppelungsgrad zwischen Luftleitung und Hochfrequenzkreis wird klein gehalten, damit der Einfluß der Schwankungen beim Sprechen auf die kontinuierlichen Amplituden der Schwingungswellen möglichst groß wird. Infolge der Mikrophonänderungen schwankt die Energieaufnahme der Luftleitung, sowie deren Eigenwelle im akustischen Rhytmus des Telephons. Die Luftleitung sendet infolgedessen Schwingungen wechselnder Amplitude und Wellenlänge in den Raum. Um diese unverändert aufnehmen zu können, darf der Empfänger im Gegensatz zum Sender nicht schwach gedämpft sein, da sonst die Sprache verzerrt wiedergegeben wird. Der Empfänger verliert infolgedessen allerdings an Abstimmfähigkeit und es müßten daher Nebenstationen mit ganz erheblich verschiedenen Wellen arbeiten, wenn sich die Gespräche nicht verwirren sollten.

In den Luftdraht des Empfängers wird deshalb nur ein

aus 2 ineinander gesteckten Spulen bestehendes Variometer *V* eingeschaltet, deren gegenseitige Lage durch Drehung der inneren Spule verändert werden kann. Die Spulen werden von dem ankommenden Schwingungsstrom nacheinander durchflossen; je nachdem sich hierbei die beiderseitigen Felder stärken oder schwächen, ändert sich die Selbstinduktion des Variometers und damit die Eigenschwingung des Empfängers. Durch das Variometer wird eine mittlere Resonanzlage des Empfängers zum Sender hergestellt. Mit dem Variometer ist ein elektrolytischer Wellenanzeiger von Schlömilch *Z* verbunden, der die aufgenommenen Schwingungen als Sprachlaute im Telephon *T* hörbar macht.

Die Umschaltung vom Sprechen zum Hören erfolgt durch Umlegen eines einfachen Schalters, der zunächst die Luftleitung von den Senderapparaten abschaltet und mit den Empfangsapparaten verbindet, gleichzeitig aber auch einen Widerstand in den Gleichstromkreis der Bogenlampen einschaltet, der wohl die Lampen noch brennen aber Hochfrequenzschwingungen nicht mehr zustande kommen läßt. Gleichzeitiges Sprechen und Hören ist bei der Telefunkenanordnung zurzeit noch ausgeschlossen, auch ist ein telephonischer Anruf unmöglich. Der Anruf muß durch drahtlose Telegraphie übermittelt werden.

Poulsen System. — Als Schwingungserreger benutzt Poulsen nicht mehrere Lichtbogen, sondern wie auch für seine drahtlose Telegraphie nur einen einzigen in einer Wasserstoffatmosphäre brennenden Bogen. Andererseits verwendet Poulsen 6—8 in Reihe geschaltete Mikrophone, um eine größere Energieschwankung zu erzielen; als Wellenanzeiger benutzt er eine Thermozelle in Verbindung mit einem Telephon. Mit einer solchen Anordnung wurde eine reine und deutliche Verständigung zwischen Esbjerg und Lyngby auf etwa 270 km Entfernung erzielt. In letzter Zeit ist auch ein Versuch auf 475 km zwischen Lyngby und Berlin ausgeführt worden; indes mußten hierzu mehrere Mikrophone parallel geschaltet werden. Jeder Fernsprechtechniker weiß aber, daß die menschliche Stimme nicht ausreicht, mehrere Mikrophone in Parallelschaltung gleichzeitig zum Ansprechen zu bringen und daß bei Anwendung einer solchen Schaltung auch die Deutlichkeit des Sprechens wesent-

lich verringert wird. Ob neben der gelungenen drahtlos telephonischen Übermittelung eines Grammophonvortrages auch eine tadellose Übertragung der gewöhnlichen Sprache möglich war, ist nicht bekannt geworden.

System De Forest. — Als Schwingungserreger wird ebenfalls der elektrische Lichtbogen benutzt; er brennt in einer Spiritusflamme, d. h. wegen des hohen Wasserstoffgehaltes des Spiritus wie bei Poulsen in einer Atmosphäre von Wasserstoff. Das Mikrophon ist direkt in den Luftdraht und zwar in den Erdungspunkt desselben eingeschaltet. Diesen Punkt hält De Forest für den geeignetsten, weil er einen Knotenpunkt der Schwingung bez. der Spannung darstellt und weil der von der Luftleitung ausgestrahlte Energiebetrag proportional demjenigen ist, der bei der Erdung in den Boden geht. Durch diese direkte Einschaltung des Mikrophons wird der Widerstand der Luftleitung unnötig erhöht; eine ähnliche Anordnung hat die Telefunkengesellschaft bald als unvorteilhaft verlassen. Als Empfangsapparat benutzt De Forest einen Glühlampenwellenanzeiger, den er Audion nennt, in Verbindung mit einem Telephon. Das Audion besteht aus einer Tantallampe, deren Glühfaden zwei Platinplättchen gegenüberstehen, und die in gewöhnlicher Weise an das Beleuchtungsnetz angeschlossen ist. Das eine Platinplättchen ist mit dem geschlossenen Empfangskreise verbunden, auf den die von der Luftleitung aufgenommenen Schwingungen induktiv übertragen werden, das andere steht mit einem Telephon- bez. Mikrophonstromkreis in Verbindung. Die ankommenden Schwingungen verursachen proportional ihren Amplituden Widerstandsschwankungen des durch die Hitze des Glühfadens in der Tantallampe ionisierten Gases. Diese Schwankungen sind auch proportional den Widerstandsschwankungen im Sendermikrophon und die im Empfänger hierdurch auftretenden Stromschwankungen geben dann im Telephon die gesprochenen Laute wieder. De Forest hat mit seinem System Reichweiten von 40—50 km erzielt; die amerikanische Schlachtflotte ist mit 28 solchen Systemen ausgerüstet. De Forest hofft, an Stelle des keine großen Energiemengen vertragenden Mikrophons die Widerstandsänderungen einer durch Imprägnierung mit gewissen Salzen leitend gemachten Leuchtflamme mit Vorteil benutzen zu können.

System Fessenden. — R. A. Fessenden behauptet, zwischen zwei Stationen in Brant Rock bei Boston und in New-York, das heißt auf eine Entfernung von ungefähr 300 km eine ausreichende Verständigung mittels drahtloser Telephonie erzielt zu haben. Dazu kamen ungedämpfte Schwingungen zur Verwendung, die von einer Wechselstrommaschine außerordentlich hoher Frequenz — 81700 Wechsel in der Sekunde — erzeugt wurden. Die Maschine wurde direkt in die Luftleitung eingeschaltet und diese durch richtige Bemessung von Selbstinduktion und Kapazität mit ihr in Resonanz gebracht. Unmittelbar hinter dem Wechselstromgenerator wird das Mikrophon in die Luftleitung eingeschaltet. Als Empfänger wird eine elektrolytische Zelle in Verbindung mit einem Telephon benutzt.

Die Fessendensche drahtlose Telephonie läuft also auf die Herstellung eines Wechselstromgenerators hoher Wechselzahl hinaus. Jeder Dynamomaschinenkonstrukteur weiß aber die Schwierigkeiten zu würdigen, die der Bau eines Wechselstromgenerators schon von 100000 Perioden bedingt; die Eisenverluste werden derartig hoch, daß auf einen brauchbaren Wirkungsgrad einer solchen Maschine nicht mehr gerechnet werden darf. Die Hoffnung Fessendens mittels einer solchen Maschine für 10 Kilowatt-Leistung bei Anwendung von 200 Meter hohen Luftleitertürmen über den atlantischen Ozean telephonieren zu können, wird sich also sobald noch nicht erfüllen.

Der gegenwärtige Stand der drahtlosen Telephonie ist folgender:

1. Für die drahtlose Telephonie der Praxis kommt zurzeit nur der elektrische Bogenlichtsender in der Ausführung von Poulsen, Telefunken oder De Forest in Frage.
2. Es können mit der Lichtbogenanordnung Reichweiten von 300 Kilometer und wenig mehr erzielt werden.
3. Größere Reichweiten werden erzielt werden können, sobald die Aufgabe gelöst sein wird, Mikrophone zu bauen, die beträchtlichere Energiemengen aufnehmen können als die leistungsfähigsten der heutigen Mikrophone.

Daß diese Aufgabe und damit das Problem der drahtlosen Ozeantelephonie in absehbarer Zeit gelöst werden wird, erscheint mir ohne Zweifel.

Drei ungedruckte Bruchstücke der Legenden des Hlg. Heinrich und der Hlg. Kunigunde

von

Professor Dr. Geo. M. Priest
in Princeton, New Jersey, U. S. A.

Bei der Durchsicht der Handschriften der Vita Heinrici und der Vita Cunegundis[1]) fand ich in einer Anzahl von Handschriften die folgenden Bruchstücke.

Wenigstens zwei von ihnen stammen schon aus dem zweiten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts, und alle sind häufig abgeschrieben worden, bis jetzt sind sie aber nur in den Handschriften zu benutzen. Ihnen gebührt aber wohl ein Platz unter den Hauptlegenden der beiden Heiligen. Die Texte, welche ich biete, schließen sich vollständig an die Handschriften an, nur nicht in der Schreibung. Da die Handschriften in dieser Hinsicht hin und wieder beträchtliche Abweichungen aufweisen, habe ich mich entschlossen, überall die klassische Schreibung anzuwenden. In dieser Form sind die Texte überdies leichter verständlich. Den unten erwähnten Bibliotheken bin ich zu großem Danke verpflichtet für die Benutzung der verschiedenen Handschriften und für die Erlaubnis, diese Bruchstücke drucken zu dürfen, und ich verfehle nicht, ihnen an dieser Stelle meinen Dank zum Ausdruck zu bringen. Auch bin ich Herrn Professor Cartellieri in Jena und Herrn Professor David Magie in Princeton sehr verbunden für die wertvollen Winke, die sie mir während der Vorbereitung der folgenden Arbeit gegeben haben.

---

[1]) Für die Hauptlegenden der beiden Heiligen cf. a) Acta Sanctorum III. Mart. pagg. 225 sqq. und XIV. Julii pagg. 682 sqq.; b) Monum. germ. hist. VI script. pagg. 787 sqq.; c) J.-P. Migne: Patrol. curs. compl. Series latina. Tom. CXL. col. 9 sqq. Eine Liste und kurze Beschreibung aller bekannten vorhandenen Handschriften der beiden Vitae findet sich in dem Neuen Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde.

I.

Das 1. Bruchstück findet sich in 6 Handschriften:

a) Bamberg (Königl. Bibliothek) E III 25, fol. 16.
b) Eichstätt, Baiern (Bibl. regia Eystadii) No. 700, fol. 16.
c) Erlangen (Königl. Universitätsbibliothek) Nr. 395, fol. 37.
d) Leipzig (Stadtbibliothek) CXCIV, Rep. II, fol. 55.
e) München (Königl. Hof- und Staatsbibliothek) 788, 23582 (ZZ. 582), fol. 117.
f) Nürnberg (Stadtbibliothek) Cent. IV, 17, fol. 192.

Die Handschriften *a* und *b*, die beide ungefähr aus dem 2. Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts stammen, enthalten den ältesten Text dieses Bruchstücks, aber welche von beiden die ältere ist, steht noch nicht fest.[1])

Die meisten Handschriften geben die Überschrift wie unten oder einfach Visio cuiusdam; nur *e* hat die folgende Überschrift: Sequitur epistola quae inventa fuit super sepulchro sancti Heinrici. Der folgende Text beruht meist auf *f*.

Visio cuiusdam presbyteri.

Dominus erigit elisos, dominus diligit iustos.[2]) Audite omnes filii babenbergensis ecclesiae verbum quod posuit dominus deus in me. Ego peccator posui animam meam[3]) in manibus meis tribus diebus et tribus noctibus ut orarem dominum caeli pro tam subita et insperata desolatione gregis domini qui est in loco isto ac pro separatione pastoris eius quem dominus vocavit et transtulit a saeculo et pro eo elegit quem

---

[1]) Cf. Neues Archiv ibid.
[2]) Cf. Psalm. 145, 8.
[3]) Cf. 1 Reg. 28, 21.

voluit et cui repositum erat ex praedestinatione sicut probat dies haec, et vidi in spiritu qui loqueretur mecum et diceret: „Vade et dic electo in loco Christi: ‚Considera et vide pro te et pro domo domini sicut creditum est tibi. Considera et vide omnia quae agis et quae ante te sunt, quae[1]) tibi servavit dominus, sicut Salomoni, sapientiam et gloriam domus suae et revelationem sanctorum quam incepit antecessor tuus, sicut David, fideliter sed non consummavit; quia tuis temporibus revelanda sunt sanctorum corpora regis et reginae, per quorum merita pax et misericordia erit in terra et omnium rerum abundantia'". Et dixi: „Quis ego sum ut loquar principi pro tam sublimi et ineffabili secreto causae sanctorum? Non sum dignus neque idoneus cui credi conveniat de revelatione sanctarum reliquiarum regis et reginae, praesertim cum solus rex sit in causa et de regina nulla sit mentio. Quis super haec tempora credibilia faciat verba sua, maxime cum non sine suspicionis nota calumnietur quivis de visione hac usurpationis vel etiam mendacii vitium imponendo?" „Vade", ait, „nihil dubitans et scribe in haec verba. Et si pro imbecillitate tua loqui ad principem formidas, pone hunc brevem super sepulchrum beati Heinrici regis et recede incognitus. Haec mandat dominus principi fratrum: ‚Fac opus meum hilariter, sicut decrevisti ut faceres, et erit merces tua multa nimis. Veruntamen corpus reginae noli relinquere in pulvere, quia a me egressus est sermo dilationis huius, ut non hoc[2]) anno sed in futuro gloriose impleatur verbum istud, quia[3]) et ipsa omni honore digna est et ipsa septies liberabit hanc civitatem[4]) ab ira cladis et pestis et hoc habebis signum. Si permanseris in veritate sermonis huius dabo tibi sapientiam sicut Salomoni et divitias et omnem gloriam regni, ita ut[5]) nullus[6]) praedecessorum tuorum tui similis fuerit nec post te tui similis surrecturus sit. Et si[7]) non fueris ingratus hoc beneficio, quod pro te fieri posse videbis, sin autem,

---

[1]) quem *d.*
[2]) hec *f.*
[3]) quam *f.*
[4]) i. e. Bamberg.
[5]) ut *fehlt in f.*
[6]) nulla *c und f.*
[7]) si *fehlt in f.*

providebo mihi alium in locum tuum, te amoto [1]), qui diligenter atque libenter omnia perficiat [2]). Qui crediderit habebit partem [3]) cum sanctis istis in regno meo". Amen.

II.

Das ganze 2. Bruchstück findet sich in 6 Handschriften:

a) Bamberg (Königl. Bibliothek) E III 25, fol. 14.
b) Eichstätt, Baiern (Bibl. regia Eystadii) No. 700, fol. 26.
c) Erlangen (Königl. Universitätsbibliothek) No. 395, fol. 31.
d) Maihingen bei Marktoffingen, Baiern (Fürstl. Oettingen-Wallerstein'sche Bibliothek) 277 Kunigundis vita, II 1, fol. 23.
e) München (Königl. Hof- und Staatsbibliothek) 788, 23582 (ZZ. 582), fol. 140.
f) Nürnberg (Stadtbibliothek) Cent. IV, 17, fol. 189.

In drei andern Handschriften, die alle in der Königl. Hof- und Staatsbibliothek in München liegen, ist nur ein Teil dieses Bruchstücks enthalten:

g) 1562, 18626 (Tegernsee 626) fol. 43.
h) 1204, 18215 (Tegernsee 215) fol. 156.
i) 1076 (Diessensis 32 a) fol. 80.

In jeder dieser drei Handschriften beginnt das Bruchstück: Quia specialis praerogativa inter omnes filias Ierusalem etc. und endigt: pedisequa comitatur, cf. unten p. 205, z. 21 bis p. 207, z. 2. Die älteste Lesart des Bruchstücks findet sich in *a*, stammt also aus dem 2. Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts. Gewöhnlich lautet der Titel wie unten (obgleich die Schreibweise Chunradi auch vorkommt), aber in *d* und *e* lautet der Titel: Sermo magistri Conradi patavicensis de sancta Chunegundi (Kunegunde). Wer der magister

---

[1]) anmoto *c*, animoto *f*.
[2]) perficiet *c*, *e und f*.
[3]) pro te *c und f*.

Conradus war, habe ich nicht genau ermitteln können. Er scheint entweder in Passau oder in Padua geboren zu sein, obgleich die korrekte Form „patavinus“ sein würde; ich nehme nicht an, daß „patavicensis“ den Ort bedeutet, wo Conradus „magister“ war. Vielleicht ist er der Mann, der erwähnt wird in den Acta Sanctorum III. Mart., pag. 275, a, par. 17 und Monum. germ. ibid. pag. 825, a, 44: „Cunradus praepositus maioris ecclesiae.“ Das Datum des Bruchstücks und die Ähnlichkeit des Namens und der Stellung scheinen darauf hinzudeuten. Der folgende Text stammt hauptsächlich aus *f*.

Sermo magistri Conradi.

De trono procedebant fulgura voces et tonitrua[1]. sicut scriptum est:[2] os sapientis est in corde ipsius, cor autem stulti in ore eius; unde stultius verba multiplicat et indecens est in ore stulti parabola,[3] sapiens autem in principio sermonis accusator est sui. Et ego licet nomen sapientis nullatenus mihi praesumam arrogare, tamen inter verborum primitias verbis Ieremiae prophetae me accuso qui ait:[4] Puer ego sum et nescio loqui, puer sum sensu, lingua et moribus. Quomodo puer iste virtutes caelorum et mirabilia altissimi evangelizabit? Non potest frigidum pectus proferre ignitum eloquium,[5] non potest, carbo extinctus incendere. Apostoli non nisi repleti spiritu sancto magnalia dei loquebantur, non potest lingua rudis et inpolita politos tullianae facundiae sermones eructuare. Melius est tamen saltem balbutiendo excelsa dei sonare quam gloriosa dei opera sub silentio praeterire. Nihil enim interest falsa de deo dicere et laudabilibus[6] dextere dei virtutibus laudes dei denegare; verba ista „de trono procedebant fulgura voces et tonitrua“ sunt Iohannis in apocalipsi et ad litteram secundum mysticum intellectum catholice possunt explanari. Tronus autem proprie sedes dei est sicut solium regis; tribunal iudicis et cathedra doctoris, abusive tamen septem

---

1) Cf. Apoc. 4,5.
2) Cf. Ecclesiasticus 21,29.
3) Cf. Prov. 26,27.
4) Cf. Ierem. 1,6.
5) Cf. Psalm. 118,140.
6) laudalibus *f*.

leguntur troni in sacra scriptura,[1]) est enim tronus litteralis intelligentiae, de quo ait sapientia:[2]) ego in altissimis habito, et tronus meus in columna nubis est; tronus mundae conscientiae, sicut scriptum est:[3]) anima iusti tronus est dei; est tronus habitaculi corporalis de quo in libro regum:[4]) fecit sibi rex Salemon tronum grandem de ebore et vestivit eum auro fulvo nimis; est etiam tronus divinae maiestatis unde legitur:[5]) in excelso trono vidi sedere virum. Sunt praeterea tres troni, tronus iudiciariae potestatis de quo in evangelio, in regeneratione:[6]) cum sederit filius hominis in sede maiestatis suae, sedebitis vos super tronos duodecim iudicantes duodecim tribus Israhel, et in apocalipsi:[7]) qui vicerit dabo illi sedere mecum in trono meo; tronus regiae dignitatis secundum quod Salemon fecit sibi ad litteram tronum eburneum et deauratum, tronus angelicae distinctionis. Hic est tertius ordo angelorum sicut legitur in hierarchia Dionysii.[8]) De trono isto ad litteram procedebant fulgura et voces et tonitrua qualis fuit illa vox in persona patris:[9]) hic est filius meus dilectus in quo mihi complacui,[10]) ipsum audite; sicut enim primus ordo angelorum seraphin ardens caritate divina[11]) in caelo maiestati sanctae trinitatis proximus assistit, ita secundus ordo cherubin plenus scientia in caelo empyrio,[12]) in caelo sidereo motum firmamenti et stellarum et planetarum ordinat et disponit et tertius

---

[1]) in scriptura *f.* Wo sich dies in der Heiligen Schrift findet, habe ich nicht ermitteln können. Dutripon (Vulgatae Concordantiae. Paris. 188—.) gibt die Stelle nicht an, auch finde ich sie nicht in den Apocryphen. Vielleicht ist es eine Metonymie, und die sieben Engel aus Apoc. Cap. 8 sind gemeint.

[2]) Cf. Ecclesiastici 24,7.

[3]) Auch diese Stelle habe ich nicht finden können, weder in Dutripon noch in den Apocryphen. Vielleicht hatte der Autor Prov. 25,5 im Sinne: et firmabitur iustitia tronus eius.

[4]) Cf. 3 Reg. 10,18.

[5]) = Apoc. 4,2? 20,11?

[6]) Cf. Luc. 22,30.

[7]) Cf. Apoc. 3,21.

[8]) Cf. Dionysios Areopagit.: De coelesti hierarchia. J.-P. Migne: Patrol. curs. compl. Series graeca, Tom. III. col. 197 sqq.

[9]) Cf. Matth. 17,5.

[10]) complacuit *f.*

[11]) divino *f.*

[12]) enipirreo (empirreo?) *d*, empyreo *e*, enpireo *f.*

ordo, tronus sive troni, in caelo aereo[1]) ventis et pluviis et tempestatibus et similibus creditur inperare. Similiter dominationes arboribus et plantis et omnibus vegetabilibus donantur et principatus et potestas minoribus, virtutes vere in regiminibus animarum et miraculosis dei operibus habent a domino potestatem. Postremo angeli et archangeli ordines sunt officiales ad annuntiandum; isti sunt internuntii sive paranymphi, qui discurrunt inter triumphantem ecclesiam; possemus autem istam discretionem angelicorum officiorum caelestis curiae rationibus et auctoritatibus confirmare, nisi alterius et altioris hoc esset negotii et fortassis difficilior fieret assumptio. Ut autem descendamus ad propositum, mystice ac prophetice de trono procedebant fulgura voces et tonitrua. Hic est tronus regalis et imperialis gloriosae reginae ac virginis Kunegundis, quae coronam hierarchiae huius mundi in aureolam[2]) caelestis palatii, immo in duas aureolas, commutavit, in aureolam virginalem et aureolam imperialem. Et est aureola excellentius in caelesti curia diadema, quo soli martyres praedicatores reges ac virgines coronantur. De trono itaque gloriosae reginae procedebant fulgura, voces et tonitrua. Quae sunt ista fulgura? Tria diversa sunt: fulmen, tonitruum[3]) et fulgur, quae simul generantur, ex ventre nubis tempestuosae; et, ut alias vulgi opiniones praetereamus, fulmen secundum Aristotelem[4]) est ignis caelestis ex vapore valido et sicco in ventre nubis tempestuosae generatus, cum impetu irrefragabili erumpens; est autem tonitruum fragor nubis fulmineum ignem parturientis sive fragosus ignis fulminei partus ex ventre nubis tempestuosae; fulgur autem fulminis seu ignis fulminis[5]) est coruscatio, unde etium dicitur fulgur, quasi fulgens ut quod lingua Chaldaica[6]) ignis interpretatur. Per fulgura quae in nubibus coruscant, potestas videndi quae in oculis quasi in nubibus cum radiositate est posita significatur.

---

1) aerero *c.*

2) aureolam . . . in (aureolam) *fehlt in f.*

3) tonitruum . . . tempestuosae *fehlt in d.*

4) Cf. Aristotelis Opera Omnia. Graece et Latine. Guillelmo Du Val. Paris 1629. De Mundo. Cap. IV. pag. 605 sq. Cf. auch Meteorolog. Lib. III. Cap. I. pag. 573 sq.

5) fulminei *d und e.*

6) Cf. Levy's Chaldäisches Wörterbuch etc. (Leipzig, o. J. unter der Wurzel אור ('ur) „leuchten".

Voces autem sunt potestas linguae[1]) ad loquendum, tonitrua vero aurium apertio[2]) ad audiendum, vox enim auribus instrepit et intonat, dum fit auditus, quasi plane praedicat spiritus sanctus. De trono imperialium meritorum gloriosae reginae Kunegundis procedebant, hoc est, procedent, praeteritum pro futuro, certitudine prophetali caecorum illuminationes ad videndum, mutorum reparationes ad loquendum et surdorum reformationes ad audiendum. Isti sunt tres testes qui testimonium sanctimoniae suae perhibent ei in caelo: pater, filius et spiritus sanctus quia in ore duorum vel trium testium[3]) stabit omne verbum. Hic est funiculus triplex qui difficile rumpitur, hoc est testimonium domini fidele sicut et ipse dominus a discipulis Johannis interrogatns:[4]) Tu es qui venturus es an alium expectamus? Respondit: Ite, dicite Johanni: ecce caeci vident et surdi audiunt et cetera, quasi dicat: opera mea testimonium perhibent de me; ita etiam ista tria opera, fulgura, voces et tonitrua de sursum de caelis venientia; trinum testimonium sanctae virginis nostrae aliae virtutes testimoniales quas, etiam si omnia membra mea verterentur in linguas, secundum quod mandragorae dederunt odorem in portis nostris secundum odorem bonae famae non sufficerem narrare; est praeterea specialis praerogativa gloriosae imperatricis quod inter omnes filias Jerusalem ipsa sola proxime ad similitudinem gloriosae dei matris accedit; a domino sanctum est istud et qualiter videamus. Haec est sicut lilium inter spinas,[5]) coniugata virgo tamen permanens intemerata et de regio sanguine procreata, quae etiam in gloriosa dei matre sunt manifesta. Praeterea innocens de adulterio fuit infamata et per vomeres ignitos opere spiritus sancti expurgata ut beata virgo Maria ab Helvidio[6]) haeretico et aliis complicibus suis infamiae maculam

---

[1]) ligue *e.*
[2]) apertio *fehlt in d.*
[3]) Cf. Deut. 17,6.
[4]) Cf. Matth. 11,3—5.
[5]) Cf. Cant. Cant. 2,2.
[6]) Cf. S. Eusebii Hieronymi De perpetua Virginitate B. Mariae, adversus Helvidium. Hieronymi Opera Omnia. Vallarsius et Maffaeius. Tom. II. (Paris 1845.) col. 183 sqq. Cf. auch Wilhelm Haller: Jovinianus. Die Fragmente seiner Schriften etc. Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur. Bd. 71,2. (N. F. 2,2) Leipzig 1897, besonders pag. 152 sq. Der Autor dieses Bruchstückes oder Conrad hatte zweifellos unter anderen Jovinianus im Sinne bei den Worten „aliis complicibus".

incidit quod alios filios post Christum peperisset et hoc propter illud evangelicum:[1]) postquam impletum est tempus pariendi, peperit filium suum primogenitum; ergo ante alios filios posteriores genitum, sed est primogenitus non post quem aliquis, ante quem nullus; ab hac infamia[2]) vota gloriosa virgo ignito spiritus sancti eloquio per Ezechielem prophetam expiatur qui ait:[3]) Porta haec clausa erit et vir non ingredietur per eam, unde quemadmodum dei mater cantat illud canticum amoiis:[4]) nigra sum sed formosa. filiae Jerusalem, nigra per infamationem haereticorum sed formosa in serenitate conscientiae et testimonio innocentiae; ita etiam nostra imperatrix idem canticum verissime concinit cum regina caelorum, sicut illa in duabus vitis, in activa et contemplativa, prae ceteris in tantum excellebat, quod etiam illud evangelicum[5]) de duabus sororibus Martha et Maria per quas illae vitae significantur, ut in eius legitur assumptione;[6]) sic et ista virgo in eleemosynis, in fabricis ecclesiarum, in ampliando cultum dei et novissime in contemplativa vita[7]) monasticae professionis praecipuam habuit praerogativam. Postremo quid mirabilius est, regina reginam virgo virginem ministerio nominis[8]) imitatur; interpretatur enim Maria maris stella,[9]) quae est polus arcticus[10]) manens semper immobilis et regens navigantes in mari; similiter Kunegundis in sermone barbarico[11]) interpretatur regina in undis[12]) sive regina undarum, eo quod sit portus in tempestatibus huius saeculi naufragorum, unde digito dei sanctum[13])

---

[1]) Cf. Luc. 2,6—7.
[2]) infamie (= infamiae) *f.*
[3]) Cf. Ezech. 44,2.
[4]) Cf. Cant. Cant. 1,4.
[5]) Cf. Luc. 10,38—42.
[6]) Cf. Monum. germ. ibid. pag. 822, a, 48 sqq. und Acta Sanctorum III. Mart. pag. 272, b, par. 7.
[7]) conversatione *statt* vita *in d.*
[8]) nominis *fehlt in g und i.*
[9]) Diese Deutung von „Maria“ findet sich in S. Eusebii Hieronymi Liber de nominibus hebraicis. Hieronymi Opera Omnia. Vallarsius et Maffaeius, Tom. II. (Paris 1845.) col. 789 und col. 842.
[10]) articus *f.*
[11]) Bawarico *g und i.*
[12]) in undis *fehlt in i.*
[13]) factum *statt* sanctum *in g und i.*

est quod sollemnitas caelestis nativitatis huius reginae nativitatem gloriosae dei matris sine medio sicut reginam pedisequa[1] comitatur; praeterea imperatrix nostra gloriosa adhuc vivens in medio regum et principum coronata imperialiter incedebat, sic etiam post mortem imperialis gloriae inoblita coram regibus et principibus et magnatibus universi imperii in catalogum sanctorum ad coronam caelestis imperii a matre ecclesia sollemniter est intronizata unde ipsa competenter potest dicere:[2] Ego in altissimis habito et tronus meus in columna nubis, quasi dicat: intronizatio mea est in columnis imperii, quae nubes sunt, quia tonant minis, fulgurant proeliis, fulmiant sententiis. Dicit iterum:[3] radicavi in populo honorificato; radicem enim et principum intronizationis suae constituit in populosa multitudine principum et magnatum; laudat eam psalmista ubi ait:[4] filiae Tyri in muneribus vultum tuum deprecabuntur, omnes divites plebis; Tyrus interpretatur angustia quasi dicat, angustiati pro necessitatibus suis tibi venient cum muneribus et capiti tuo et ossibus tuis genibus flexis principes inclinabunt. Est autem celebrata gloriosae reginae ac virginis intronizatio anno dominicae incarnationis millesimo ducentesimo primo,[5] quinta idus septembris, inter tractandum arduissima regni et sacerdotii, imperii et apostolatus negotia. Eo enim tempore de trono apostolici tribunalis procedebant fulgura, voces et tonitrua contra gloriosum regem Philippum et fautores suos, scilicet totius imperii principes fere universos; fulgura, voces et tonitrua erant terribiles sententiae, legationes cum litteris et comminationes excommunicationis, suspensionis et depositionis. Econtra etiam de trono imperialis excellentiae procedebant fulgura, voces et tonitrua contra inimicos imperii, coruscationes armorum, rationabiles conquestiones et bellorum commotiones. Isti duo troni regni et sacerdotii sunt duo luminaria magna quae fecit deus et posuit in firmamento ecclesiae. Haec sunt duo ubera sponsae, unde in canticis:[6] dilectus meus inter ubera mea

---

1) pedissequam *f.*
2) Cf. Ecclesiasticus 24,7.
3) Cf. Ecclesiasticus 24,16.
4) Cf. Psalm 44,13.
5) Cf. Böhmer-Ficker: Regesta Imperii No. 55 b. für die Heiligsprechung der heil. Kunigunde.
6) Cf. Cant. Cant. 1,12.

commorabitur. Haec sunt[1] duo cherubin super propitiatorium[2] in tabernaculo mutuo se respicientia, isti sunt duo gladii, de quibus in evangelio:[3] ecce duo gladii hic, gladius Petri et gladius Caesaris. Gladium Caesaris usurpavit Petrus, quando auriculam[4] Malchi amputavit;[5] gladium istum dominus Petro prohibuit et Caesari confirmavit, cum dixit:[6] Converte gladium in locum suum, omnes qui acceperint[7] gladium propria scilicet auctoritate gladio peribunt; et alibi ait:[8] Reddite quae sunt Caesaris Caesari et quae sunt dei deo, unde etiam dominus pro se et Petro staterem[9] persolvit Caesari pro tributo; Petrum etiam dominus gladio suo accinxit cum ait[10]: Petre, pasce oves meas, et alibi:[11] Tu es Petrus et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam. Isti duo gladii duas habent vaginas, unam scilicet[12] in Melchisedech, prototypum[13] Christi, qui fuit rex regum et summus verus pontifex, unde Ozias rex Juda eo quod sibi usurpavit sacerdotium a domino lepra[14] percussus est.[15] Quod si gladii isti contra se insurrexerint, si rubiginosi vel obtusi vel de vaginis elapsi fuerint, ambo vel alteruter, clamandum est in caelum; clamandum est ad gloriosam imperatricem Kunegundim pro gloria et pace sui imperii, pro quo ipsa non dubitatur apud dominum interpellare; orandum est ut eius intercessione ad antiquam omnium regnorum monarchiam in unitate ecclesiae reformetur; ipso praestante cuius est honor et imperium per infinita saecula saeculorum. Amen.

---

1) sunt *fehlt in f.*
2) Cf. Exod. 25,18 sqq.
3) Cf. Luc. 22,38.
4) auricolam *f.*
5) Cf. Johan. 18,10.
6) Cf. Matth. 26,52.
7) acceperunt *f.*
8) Cf. Matth. 22,21; Marc. 12,17; Luc. 20,25.
9) staterem . . . dominus *fehlt in f.*
10) Cf. Johan. 21,17.
11) Cf. Matth. 16,18.
12) si unam licet *in den Handschriften statt* unam scilicet; *das letztere ist eine Conjectur.*
13) ppcipum (= patrem, patrum?) *in den Handschriften;* prototypum *ist eine Conjectur.*
14) alepra *f.*
15) Cf. 2 Par. 26,16 sqq.

III.

Das 3. Bruchstück findet sich in 6 Handschriften:

a) Eichstätt, Baiern (Bibl. regia Eystadii) No. 700, fol. 21.
b) Erlangen (Königl. Universitätsbibliothek) No. 395, fol. 19.
c) Maihingen bei Marktoffingen, Baiern (Fürstl. Oettingen-Wallerstein'sche Bibliothek) 277 Kunigundis vita. II 1, fol. 11.
d) München (Königl. Hof- und Staatsbibliothek) 788, 23582 (ZZ. 582), fol. 129.
e) Nürnberg (Stadtbibliothek) Cent. IV, 17, fol. 185.
f) Nürnberg (Stadtbibliothek) Cent. III, 69, fol. 91.

Die Handschriften *b* und *d*, die beide aus dem 14. Jahrhundert stammen, enthalten die ältesten Lesarten dieses Bruchstücks; es findet sich in allen genannten Handschriften zwischen den Berichten von den beiden Wundern der St. Cunegunde, die in den Paragraphen 45 und 46 der Monum. germ. ibid. pag. 826 enthalten sind. Eine Überschrift hat das Bruchstück in keiner Handschrift, aber es wird angegeben als der ausführliche Bericht eines Wunders, das in der gewöhnlichen Liste der Wunder der St. Cunegunde kurz erwähnt wird.[1]) Eine deutsche Übersetzung dieses Bruchstücks ist in der Erzählung des Nonosius von beiden Heiligen enthalten: Dye legend vnd leben des heyligen sandt Keyser Heinrichs. Bamberg. Pfeyll. 1511, Bogen K[1]—K[3]. Der folgende Text beruht auf *e*.

De Miraculo quod Gerdrudi contigit.

Posterorum delectationibus in hoc opere aliquantulum prospicientes[2]) officio stili quaedam annectimus, quorum superius parvam[3]) mentionem fecimus[4]), videlicet quomodo praedicta

---

[1]) Cf. Monum. germ. ibid. pag. 825, b, 3 sqq. und Acta Sanctorum III. Mart. pag. 277, b, par. 3.
[2]) perspicientes *e*.
[3]) parvarum *f*.
[4]) Cf. Acta Sanctorum III. Mart. pag. 277, b, par. 3 und Monum. germ. ibid. pag. 825, b, 3 sqq.

Gerdrudis de Weischenvelt[1]) reddita fuerit sanitati et qualiter multigenas affectionum castigationes perpessa sit[2]). Igitur dum in prima vespera nativitatis sanctae Mariae feria tertia ad sepulchrum praememoratae virginis veniret, sudante vultu et lento gressu, quod antea sustinuerat, sentire coepit, fiducialiter tamen ad sanctum locum accessit, oratione autem completa surgere non valebat. Itaque cum iterum se inclinans sanctum sibi postularet[3]) auxilium per totam noctem, nullum nisi solius detentionis passa est stipendium; altera vero die presbyteri salutaribus monitis eam allocuntur atque surgere hortantur, quibus acquiescere volens incomparabili fatigatione arrepta est et nisi resedisset, miserabili deficisset interitu. Quod inde[4]) decretum est a discretioribus[5]) viris quatenus sancti Heinrici caput in capsa quae grave pondus habet ad eam deferretur ut saltem per hoc ab invisibili vinculo solveretur, mira res, dum hoc diu retentum a se removet[6]), brachia et manus, immo totum corpus ipsius mirum in modum turbabatur et non voce hominis sed stupendo ululatu clamans tamdiu dolebat donec iterum ad se recolligeret. Cum autem hoc frequentius die illo accidisset, ut etiam exinde cibum capere non posset, altero die circa noctem religiosi viri consilio inito sacerdotem ei destinaverunt qui oblatis cibis eam recrearet[7]). Ille autem dum in nomine patris et filii et sancti spiritus cibos illius ori porrigeret, nullo modo contingere poterat. Statim omnes qui affuerunt stupebant et in luctum conversi dominum et beatum Heinricum atque sanctam virginem pro ipsa deprecabantur. Sacerdos pietatis obsequio circa illam sedulus iterum cibos offerebat in nomine patris et filii et spiritus sancti et sancti Heinrici postulans ut per hoc fragili corpusculo refocillandi gratia

---

[1]) Ich habe Weischenvelt oder Wirnahe (erwähnt unten kurz vor dem Schluß) mit keinem modernen Orte indentifizieren können, kein Ortslexikon enthält diese oder ähnliche Namen. Da das Wunder sich unter denen findet, die in Bamberg geschehen sein sollen, so waren es wahrscheinlich Dörfer in der Nähe Bambergs, die jetzt verschwunden sind.

[2]) est *f.*

[3]) item se reclinans sanctum sibi postulat *in d.*

[4]) Quod inde *ist eine Conjectur*; quid ni *b*, qui diu *e.*

[5]) discretoribus *e.*

[6]) removeret *b und d.*

[7]) recrearent *d.*

daretur sed nec hoc aliquid prodesse probatum est. At ille iterum humanitatem illi exhibens divino instinctu admonitus est ut praedictis nominibus adderet[1]) in nomine sanctae Kunegundis, quod ut dictum erat miserante divina clementia tres morsellos cum aquae modico[2]) haustu degustavit. Porro thesaurarius ecclesiae de capsa et reliquiis sancti Heinrici ne eas amitteret sollicitus erat et veniens ut cautius reconderet manus applicabat. Quod sentiens Gerdrudis graviter dolens retinebat, mox ille alias et plures reliquias intulerat ut graneum tollere liceret. quod et ipsa minime permisit quia nullas contingere potuit nisi inpetrata licentia sancti Heinrici et sanctae Kunegundis. Contigit eadem nocte ut ipsa dei flagello camerulam sepulchri coacta intraret atque ibidem tres noctes usque in sextam feriam insomnes deduceret[3]) ac tantum tribus morsellis naturae satisfaciens inediam temperaret. Quod[4]) ibi circa eam ageretur, caritati vestrae pandere satagimus quia omnibus saeculis tam mirandum nunquam evenisse cognoscimus[5]). Attendite dictu[6]) mirabile dum ventris purgationem natura[7]) ab ea exigeret humillimas preces sancto Heinrico et sanctae Kunegundi effudit ut ipsorum permissione spatium recedendi et peracto naturali officio statim redeundi posset habere. Et ubi necessarias indutias inpetravit, mox assumpta pedisequa quae secreti huius conscia existeret praecepit ei ne cui diceret. Quia istud quasi sciendum ab omnibus celari voluit, eadem pestis quae saepius eam fatigaverat iterum invasit. Ipsa vero ut remedio digna fieret retexendum voverat, cuius votis gratiam non defuisse testamur. Restat autem ut amplius adhuc de ipsa referamus, dum esset in loco sellandi, cogitabat ut ibi diutius moram faceret et sic diem insumendo si fieri posset vinculo suae captionis erepta requiesceret. Et ecce urgente stimulo quem ut diximus saepissime senserat, tugurium sepulchri introivit sed quanta ibi sustinuerit peritissimorum eloquentia

---

1) aderet *e.*
2) modica *e.*
3) duceret *b.*
4) quid *d.*
5) cognovimus *b.*
6) dictum *e.*
7) naturam *e.*

deficere[1]) posset ut omnia[2]) per ordinem referre nequiret. Ut autem quos nova delectant miremini, ne singulis nimium inmorari videamur quae excerpsimus breviter perstringamus. Et[3]) obstructae vocis iter ei[4]) patefactum; sexies orbata visuali radio lumen recepit. Accidit etiam ut paralysis manum et omnia membra eius distorqueret, unde per ipsam quaesitum est si aliquod indumentorum vel effigiei sanctae virginis ibi servatum esset, quod ei propter sanationem continuo exhiberetur. Tunc thesaurarius ad instar volantis concito cursu festinans attulit sacram vestem casulam scilicet de pretiosissimo pallio praefatae imperatricis factam; hanc ubi domina Gerdrudis contigerat[5]), digiti contra ordinem distorti ad meliorem naturae dispositionem redierunt et dolor quo nimium fatigabatur mitigatus est. Interim[6]) quidam puer habens maculam in oculo et exteriorem tunicam pupillae concretam super tumbam ponebatur quem praedicta femina ovanter suscipiens et in eius amplexus corruens nullatenus ab eo potuit separari. Unde qui aderant in admirationem et stuporem adducti genibus provoluti sunt et fusa oratione obtinuerunt, ut puer ab amplexus mirando nexu solutus liber exiliret. Sed cum ipsa diutius ibi teneretur, caput sancti Heinrici cum infinitis sanctorum reliquiis ei superpositum est, ut surgendi et liberius eundi gratiam inveniret. Et quamvis illi multa pro remedio fuissent adhibita sed minus profuissent, investigare coepit si eucharistia uspiam ibi servaretur. Quam in aurea pyxide allatam cum reverentia suscepit, lacrimas fudit et aperta pyxide dilligentius inspexit; prohibita autem ne reseraret cum tremore concussa fuit et statim eius arbitrio concessum est facere quod vellet. Duo autem presbyteri ei adiuncti sunt, qui summa cautela eam observarent ne si amentia in ea praevaleret incaute corpus domini attrectaret. Interea chorus cum stola calciamenta deponens et cum cruce pluribusque reliquiis ad sepulchrum procedens flexis genibus psalmos et litanias canebat et ecce surgens quae captivata fuerat, viaticum collo suspendit

1) difficere *e*.
2) omni *f*.
3) tibi *e*, iter *b*.
4) iter est ei *d*.
5) contigeret *e*.
6) iterum *e*.

et manu dato signo liberatam se indicabat. Quantis tunc prae gaudio populus madidaretur lacrimis lingua nostra non valet retexere. Ne tamen omnino incognita pertranseant relatione digna si vestram dilectionem audire non pigeat, annectere curamus, scilicet, dum cervici pyxidem suspensam deponere vellet, iterum prioribus incommodis occupabatur. Quid plura? Divino instinctu edocta indicavit si per noctem[1]) vigiliis et orationibus in dei servitio permaneret, deinde sequenti die communicaret, ab omni praesenti molestia curaretur. Quod et factum est. Sequenti vero[2]) nocte dum vigiliis et orationibus deo deserviret, vidit sibi petulantem puellam assistere, quae sui faciei medicamen ornamenti causa exhibuerat. colore supercilia depinxerat; quam dissimulare volens ingenti dolore perturbata, quem diutius sustinere non valens, ut magisterium a deo consecuta eam pro sua petulantia corripiebat et continuo doloris vehementes angustias evasit. Inter alia etiam deo voverat quod assumpto fratre suo peregrinationis causa pergeret[3]) Augustam[4]) pro reverentia dominici corporis, quod in cruentam carnem versum inibi servabatur. Itaque diutius hoc protrahens ad oratorium dominica[5]) nocte perrexit[6]) et orationi insistens in eodem loco tamdiu fixa tenebatur, donec frater detentionis eius conscius fieret. Qui ad instar volantis avis adveniens et sorori condolens calciamenta deposuit et humillime procumbens largis precibus hoc modo supplicabat, si germana ipsius gradiendi libertatem reciperet, extemplo[7]) iter simul arripientes[8]) peregrinandi votum vita comite perficerent. Factum est autem dum vota vovissent[9]), sororem manu allevavit et omni dilatione remota simul gradientes venerunt Augustam ibique per triduum captione quam diximus

---

[1]) nox *b, d und f.*

[2]) non *e.*

[3]) pergeret *fehlt in b und e.*

[4]) Dies könnte sich auf mehrere Orte beziehen, Ausgsburg, Basel, Trier, Soissons oder andere. Wahrscheinlich ist Augsburg, d. h. Augusta Vindelicorum, gemeint, da dieses Augusta dem Schauplatz der hier beschriebenen Ereignisse am nächsten liegt.

[5]) dominica — eodem *fehlt in e.*

[6]) perexit *e.*

[7]) extimplo *e.*

[8]) arripiens *e.*

[9]) vovisset *e.*

fixa tenebatur. Deinde in festo omni sanctorum ad sepulchrum sanctae Kunegundis reversa ab oratione surgere non valebat et ecce sanctorum reliquiis circa eam cumulatis nullum remedium invenit, donec eucharistia sibi circumposita plenam sanationem afferet. Nunc ad alia sanctitatis mira transeuntes mutam[1]) de Wirnahe[2]) locutam[3]) esse testamur[4]).

Geo. M. Priest.

Princeton, New Yersey, U. S. A.

---

1) muta *d, e und f.*
2) Cf. oben pag. 210, Anm. 1.
3) locuta *d, e und f.*
4) Dieses Wunder von der stummen Frau aus Wirnahe steht in den Monum. germ. ibid. pag. 826, a, 45 sqq.

Familiengeschichte und Heraldik

von

Regierungsrat Prof. Dr. Eduard Heydenreich
in Dresden.

Schon Cicero hat gesagt: „Das Beste ist es, Denkmäler der Vorfahren zu besitzen“ (optimum est habere monumenta maiorum) und Hegesippus bemerkt nicht weniger richtig: „Angenehm ist es, zwischen den Hütten der Vorfahren zu verkehren und der Ahnen Worte und Taten im Gedächtnis an sich vorüberziehen zu lassen“ (dulce est inter majorum versari habitacula et veterum dicta factaque recensere memoria). Auch in Deutschland sind diese Gedanken schon in früher Zeit beherzigt worden. So setzte der im 30 jährigen Krieg hart mitgenommene Poppenhäuser Pfarrer Martin Bötzinger, dessen biographische Aufzeichnungen Gustav Freytag in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit (3. Band. Leipzig, Hirzel: No. 3 Der 30 jährige Krieg und seine Geistlichen) weiten Kreisen bekannt gemacht hat, als Motiv über seine Ara Mnemosynes die Worte:

Vorfahren und wohlverdiente Leut
Billig man liebt und lobt allzeit
Ihrs lobs man soll vergessen nicht
Wie Salomo und Syrach spricht.[1]

Ebenso nahm in unserer Zeit Herr Kaiserlicher Legationsrat Wolf von Tümpling auf Thalstein für sein von echt wissenschaftlichem Geist getragenes, gediegenes, dreibändiges Werk über die Geschichte des Geschlechts von Tümpling[2] das schöne Wort Landschadts von Ragnach vom Jahr 1531 zum Motto:

Rhümlich, christlich, auch tröstlich ist,
Daß man zu keiner Zeit vergißt
Der alten lieben Vorfahrn
Die vor uns in dem Leben warn.

---

[1]) Carl Oberländer, Ueber Familiengeschichte, Schriften des Vereins für Sachsen-Meiningische Geschichte und Landeskunde, 53. Heft 1906, Seite 28 ff.

[2]) Band I 1888, II 1892, III 1894. Weimar, Verlag von Böhlau.

Eine Reihe ähnlicher Aussprüche hat kürzlich der Vorsitzende des „Roland", eines unserer familiengeschichtlichen Vereine Studienrat Prof. Dr. Unbescheid-Dresden in einer netten Sammlung herausgegeben.[1]

Der Archivar rede nicht mißgünstig, wie Herquet in seinen Miszellen zur Geschichte Ostfrieslands (Norden 1883, Vorrede), von „Ahnenjägern, jener zähen und gefürchteten Spezies, die leeren Schilde ihres Stammbaumes auszufüllen", sondern handle im Sinne eines unserer verdienstvollsten Archivare, der selbst ein vortrefflicher Familienforscher ist, des Geh. Archivrates Dr. Grotefend in Schwerin, der offen anerkannt hat, daß die Genealogie vom nationalen Standpunkt aus archivalisch gefördert werden muß.[2] Kein Geringerer als Bismarck hat gesagt: „Ich würde, wenn viele Familien das gleiche Interesse ihrer Vergangenheit zuwendeten, darin einen erfreulichen Fortschritt im historischen und nationalen Sinne sehen".[3] Der ethische Wert der Familienforschung soll stets im Auge behalten werden. Denn es ist wahr, was Hermann Unbescheid singt:

Wer nicht in seinem Herzen trägt
Den starken Zug der Menschenliebe
Und nur die Stammeskunde pflegt
Aus leicht erregten Wissenstriebe,
Es war umsonst was er geschafft —
Er hat mit Fleiß und viel Behagen
Nur Gräberstaub statt Blütensaft
In sein verödet Haus getragen.
Ahnenprobe, rückwärts denken,
In vergangener Zeiten Sinn
Voller Andacht sich versenken
Bringt allein Dir nicht Gewinn.
Doch im abgestorbnen Leben
Keime sehen frischer Tat,
Und dann kraftvoll vorwärts streben —
Für die Ewigkeit ist's Saat.[4]

---

1) Unbescheid, Chronik und Stammbaum in 100 Sprüchen (Verlag von Gebr. Vogt, Papiermühle bei Roda S. A., ohne Jahr).

2) Grotefend im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1908.

3) Unbescheid, Chronik und Stammbaum in 100 Sprüchen, Seite 33.

4) Unbescheid, Chronik u. Stammbaum in 100 Sprüchen, Seite 7 u. 8.

Es ist in der Tat ein erfreuliches Bild, daß in einer Zeit, die voll ist von zersetzenden, gesellschaftsfeindlichen Bestrebungen, sich überall der Familiensinn geltend macht, und daß in adligen, wie in bürgerlichen Familien der Wunsch hervortritt, sich fester an einander zu schließen, um in der Familie den festen Halt zu gewinnen, den bei der größeren Zerstreuung über das, gottlob, geeinte deutsche Reich, das einzelne Familienglied leicht zu verlieren Gefahr läuft.

Gerade in unserer Zeit, wo durch einseitiges und übermäßiges Hervorheben des Einzelwesens und seine vermeintlichen Rechte das Gesamtleben in seinen Wurzeln mehr und mehr verletzt wird, in einer Zeit, wo mehr als jemals die Selbstsucht über den Gemeinsinn zu siegen sucht, ist die Flucht in die Familie und die Einkehr in ihre Geschichte gewiß die reinste und ergiebigste Quelle des Mutes für den, der noch selbstlos genug ist, die Interessen einer Gemeinschaft über die Interessen der sie bildenden Einzelwesen zu stellen.

Die Familie ist die erste und ursprünglichste Gemeinschaft im Leben, sie ist die Grundlage und das Vorbild aller gesellschaftlichen und staatlichen Gemeinsamkeitsgebilde. Sie ist daher auch am ersten geeignet, wenn nur der gute Wille nicht fehlt, dem Menschengeiste auf dem Fluge zum Idealen die Schwingen zu stählen, ihn stark zu machen für den Kampf mit dem einzelnen Ich, das sich groß zu machen sucht gegenüber dem doch zumeist, wenn nicht allein berechtigten Wir der Gemeinschaft, in die es gestellt ist.

Man sehe daher nicht mit spöttischem Lächeln, wie es so oft in den Kreisen der sogenannten Gebildeten geschieht, auf das Treiben derer hin, die sich bestreben, das Dunkel zu klären, das etwa über der Herkunft ihrer Familie ruht, die Glied um Glied ihre Vorväter und deren Abkömmlinge aneinander reihen, um zu wissen, mit wem zum gemeinsamen Kampf des Lebens das Schicksal sie am meisten verbunden hat.

Alle, die sich so bestreben, wollen ja teil haben an dem Segen, den Goethe durch den Mund der Iphigenie über sie ausspricht:

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh, von ihren Taten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält und still sich freuend
Ans Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht.[1]

Seit geraumer Zeit bekundet sich bei Familien aller Stände das Bedürfnis, auch gedruckte Darstellungen ihrer geschichtlichen Vergangenheit in breiterer oder kürzerer Ausführung zu besitzen. Schon das 18. Jahrhundert weist eine Reihe derartiger monographischer Werke auf; viel größer aber ist die Zahl solcher Arbeiten, deren Entstehung in die Gegenwart fällt. Die Wiederbelebung der Wissenschaften nach dem Ende des großen, zu Anfang des 19. Jahrhunderts in Deutschland ausgefochtenen Krieges, besonders aber das erwachende Interesse an lokalgeschichtlichen Studien gaben den Anlaß zu erneuter Tätigkeit auch auf dem Gebiete der Geschlechterkunde. Berufene Gelehrte wie z. B. G. Schmidt, G. A. von Mülverstedt, Wolf, Vogel, Wohlbrück, Danneil, Wigger, Kratz, Masch, Lisch, von Meyenn und J. Loserth traten auf, deren Fleiß und Sachkunde wir historische Arbeiten über durch Alter und Verdienst hervorragende Familien, wie z. B. die von Bismarck, von Hohenthal und Bergen, von Oppen, von Hardenberg, Roßdorf, Schwicheldt, Alvensleben, Schulenberg, Kardorf, Blücher, Kleist, Hahn, Behr, Oertzen, Malzahn, von Pentz und von Stubenberg zu verdanken haben.

Die Quellen, mit denen die familiengeschichtliche Forschung arbeitet, sind sehr mannigfacher Natur. Ich darf über dieselben auf meine familiengeschichtliche Quellenkunde verweisen, welche etwa 500 Seiten in Groß-Lexikonformat stark, im Verlag von H. A. Ludwig Degener in Leipzig 1909 auf Veranlassung der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte, Sitz Leipzig, erscheint. Eine Quellengattung möchte ich aber besonders hervorheben, weil sie selbst in Fachkreisen zu wenig benützt ist, das sind die Wappen. Als Knothe durch sein berühmtes, trotz einzelner Mängel[2] noch immer höchst brauchbares

---

[1]) Grotefend in seiner Arbeit über Stammtafeln, Jahrbücher des Vereines für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, 70. Jahrgang, Schwerin 1905. Seite 1 ff.

[2]) Vgl. z. B. Posse, Die Siegel des Adels der Wettiner Lande bis zum Jahr 1500. III. 1908, Seite 68.

Werk „Geschichte des Oberlausitzer Adels und seiner Güter" (Leipzig 1879) der Familiengeschichte in der Richtung der Entwickelung des Familienbesitzes neue Bahnen wies und die Geschichte einer großen Anzahl von Geschlechtern und ihres Grundbesitzes von den ältesten Zeiten durch die Jahrhunderte in einer bis dahin noch nie dagewesenen Exaktheit verfolgte, hat er es, wie bereirs von Mülverstedt und Markgraf bemerkt haben, leider unterlassen, die Heraldik, die ihm offenbar nicht lag, in den Kreis seiner Forschungen zu ziehen und dadurch eine empfindliche Lücke in seinem sonst geradezu klassischen Werke gelassen.

Mit Recht bemerkt Heinrich Th. von Kohlhagen in seiner manches sehr Beachtenswerte enthaltenden Schrift „Die Bedeutung der Heraldik" (Bamberg, Verlag und Druck der Handels-Druckerei, ohne Jahr; erweiterter Sonderabdruck aus dem II. Jahrgang [1905] der „Heraldisch Genealogischen Blätter"), Seite 11: „Derjenige Historiker, welcher eingehender heraldischer Kenntnisse bei seinen Forschungen entraten zu können glaubt, kann sich nur lächerlich machen und nicht beanspruchen für ernst genommen zu werden". Die Heraldik ist, wie nicht leicht eine andere Wissenschaft oder Kunst, besonders so lange sie das Mittelalter hindurch mit dem Volksleben und Volksempfinden, mit allen staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen innig verwebt und verknüpft war, das getreue Spiegelbild ihrer Zeit. Sie ist kein müßiger Zeitvertreib, sondern eine ernste Wissenschaft, die von ihren Jüngern ein angestrengtes, jahrelanges Lernen fordert und die umfassendsten diplomatischen, sphragistischen, numismatischen, paläographischen, genealogischen und kulturgeschichtlichen Kenntnisse voraussetzt.

Reich und mannigfaltig sind die Quellen der Heraldik. In den Siegeln, auf Münzen, auf Grabsteinen, in Fenstern, an den Toren der Burgen und Häuser, an den Pfeilern der Hallen oder im Schmuck der Decken, kurz auf den verschiedensten Gegenständen brachte man das Wappen, welches in seiner farbenprächtigen Erscheinung auch eine beliebte Dekoration bildete, zur Darstellung, bald vollständig, bald nur in einzelnen Teilen.

Früher war man bestrebt, heraldische Darstellungen zu kopieren. Von dem löblichen Bestreben, Siegel abzuzeichnen,

gibt manches Kopialbuch Zeugnis. Ein Abt des Klosters Waldsassen ließ sogar die ältesten und wichtigsten Wappensiegel in Farben ausführen. In glücklicher Stunde traf man in Waldsassen diese Vorschriftsmaßregel; denn jetzt fehlt der eine Teil der Siegel, der andere aber ist meist in einem Zustande, welcher Bild und Legende nur schwer mehr erkennen läßt. Das Bestreben, wertvolle Handschriften zu illustrieren, hat manch wichtige heraldische Ueberlieferung bewirkt. So begegnen wir z. B. Wappenschilden und Bannern mittelalterlicher Geschlechter im Codex Balduini Trevirensis über die Romfahrt des Kaisers Heinrich VII. Die bunte Pracht der Wappen brachte diesen viele Liebhaber und auch Sammler. Unter den ältesten Wappensammlungen ist die Züricher Wappenrolle besonders berühmt. Sie stammt entweder aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, oder erst aus der ersten Hälfte des 14. und ist nicht nur ein kostbarer Schatz für alle Freunde der „edlen Heroldskunst", sondern auch eine reiche Quelle der Belehrung für die Kulturgeschichte unseres deutschen Mittelalters. Eine Reihe anderer Sammlungen folgte. Die moderne Technik polychromer Vervielfältigungskunst hat einige derselben reproduziert und durch den Buchhandel weiteren Kreisen zugänglich gemacht.

Besonders hervorzuheben ist des Conrad Grünenberg, Ritters und Bürgers von Konstanz, Wappenbuch vom Jahre 1483. Von ihm erschien eine Prachtausgabe von Graf Stillfried-Alcantara und Ad. M. Hildebrandt, Görlitz 1875—1883, drei Bände in Großfolio. In der Heroldskunst war Konrad Grünenberg der grösste Meister seiner Zeit in Deutschland. Sein Wappenwerk ist der vollständigste deutsche Wappenkodex, welcher auf unsere Zeit gekommen ist.

Die Zahl der Wappenbücher in den späteren Jahrhunderten ist Legion. Von den gedruckten Wappensammlungen ist Sibmachers Wappenbuch die bei weitem vollständigste und wichtigste. Von kleinen Anfängen in den Jahren 1596 und 1609 ausgegangen, erlebte dieses Werk beständig neue, verbesserte und vervollständigte Bearbeitungen. Die letzte Ausgabe, begonnen von O. T. von Hefner 1854, ist nach systematischen Gesichtspunkten geordnet und zerfällt in 7 Abteilungen nebst zahlreichen Unterabteilungen. Obwohl ungleich gearbeitet und daher steter

kritischer Nachprüfung bedürftig, ist dieses, jetzt bei Bauer & Raspe in Nürnberg erscheinende Riesenwerk deutschen Gelehrtenfleißes dazu bestimmt und auch dazu geeignet, die Grundlage für die moderne Wappenwissenschaft zu bilden.

Die Heraldik bietet gelegentlich die Möglichkeit, Nationalität, Stand, Lehnsverhältnisse und Amt eines Geschlechtes zu erkennen, gleichnamige Geschlechter und Linien desselben Geschlechtes zu scheiden, uneheliche Geburt, Besitz und genealogische Verhältnisse, sowie besondere Vorkommnisse aus der Geschichte einzelner Familien zu erforschen und den Namen des Geschlechtes aus dem Wappen abzulesen.

Es gibt gewisse Wappentypen, die für eine einzelne Nation charakteristisch sind. So sind die ungeteilten Schilde mit einfachen Wappenfiguren und einem Helme ohne Decken, auf welchem wiederum einfache Helmzierden sich befinden, für den heraldischen Gebrauch beim polnischen Adel typisch. Frei über dem Helme schwebende Helmzierden ohne Helm, welche mit dem Schilde in gar keiner Verbindung stehen, sind charakteristisch für die englische Heraldik und finden sich außerhalb Englands nirgends.[1] Die französische, auch in Rußland gebräuchliche Baronskrone ist ein mit Perlenschnur mehrfach umwundener, goldener Reifen ohne Zacken. Die schwedische Freiherrnkrone hat acht Perlen, auf welchen an der Seite und in der Mitte noch drei weitere Perlen ruhen.[2] Heraldische Unterschiede durch abweichende Schildeinfassungen weisen nach Spanien.[3] Kann man also in einzelnen Fällen, insbesondere neuerer Zeit aus dem Wappen die Nationalität erkennen, so viel häufiger insbesondere auf deutschem Gebiete den Stand. Am bekanntesten sind in dieser Hinsicht die verschiedenen Kronen. Freilich herrscht gerade hier viel Mißbrauch. Auf wie manchem Grabstein unserer heutigen Friedhöfe prangt z. B. eine Freiherrnkrone bei einer

---

1) Über deutsche und englische Heraldik, Der deutsche Herold XXXIV, 1903, S. 107. 121.

2) Die Kronenbildung bei Schweden ist so aufzufassen, dass auf dem Reifen drei Gruppen von je drei Perlen stehen und dazwischen noch zwei einzelne Perlen, also gewissermaßen auch 5 Teile. Es gehören drei Perlen immer zusammen und sind eigentlich als eine einzige aufzufassen.

3) Lorenz, Lehrbuch der Genealogie 1898, S. 186.

dem untitulierten Adel angehörenden Persönlichkeit, die doch nur auf die einfache sogenannte Helmkrone Anspruch hat! Der offene Turnier- oder Spangenhelm gibt für gewisse Zeiten einen Wahrscheinlichkeitsbeweis für adligen Stand. Wir finden nämlich, daß von der Mitte des 16. Jahrhunderts an der Turnierhelm den Bürgerlichen abgesprochen wird. Bei Erhebung von Wappenbürgern in den Adelsstand wurde seitdem häufig der Stechhelm zum Zeichen der Standeserhöhung „eröffnet“, d. h. in einen Spangenhelm verwandelt. Den Bürgerlichen aber wurde fortan regelmäßig der Stechhelm verliehen. Wenn man auch nicht behaupten kann, daß allen Bürgerlichen der Turnierhelm verboten war, so bestand doch die Absicht, die Bürgerlichen auf den Stechhelm zu beschränken, zweifelsohne in den maßgebenden Kreisen. Auf deutschem Gebiete weist ein einfaches Wappen auf alte Zeit, ein kombiniertes, mit zahlreichen Einzelheiten überladenes auf späte Zeit. Eine uradlige Familie führte z. B., wie das große mit Unterstützung der Landstände der Provinz Westfalen herausgegebene Siegelwerk im Bild darstellt, ein Kammrad im Schild, also ein sehr einfaches Wappen, auch eine einfache Helmzier, nämlich zwei mit Pfauenfedern besteckte Scheiben oder das Kammrad wiederholt. Dagegen führt eine andere, gleichnamige, von Grote, Geschlechts- und Wappenbuch des Königreichs Hannover und des Herzogtums Braunschweig (Hannover 1843) zum „Briefadel und erblich gewordenen Dienstadel“ gerechnete Familie folgendes Wappen: In Blau eine goldene Sturzkrücke, begleitet oben von je einer roten goldbesamten Rose, unten von einem viereckigen, an den Rändern eingebogenen, goldenen Schnallenrand ohne Heftel und Dorn und belegt mit goldenem Herzschild, in welchem ein schwarzer Löwe mit rot ausgeschlagener Zunge. Helm: Wulst von Gold und Blau. Zwei Büffelhörner übereck schräg von Gold und Blau geteilt. Helmdecken: Golden und Blau. Bei einer Familie solchen Wappens kann von „Uradel“ nicht die Rede sein; es sei denn, daß vorliegend der Herzschild das Stammwappen bildete und der Rückschild die Zutat einer Stammvermehrung sei.

In einer Reihe von Fällen können wir aus den Wappen das Amt erkennen, mit dem eine Familie belehnt war. So führten z. B. die Schenk von Basel einen roten Doppelbecher in weissem

Schild. Dasselbe Wappen führten die von Liebenberg, welche Schenken der Grafen von Kyburg waren, Berthold, Schenk von Kyburg, siegelte so 1258 mit einem Doppelbecher im Schilde. Die Schenk von Bromgarten führten ein goldnes Schenkgefäß in Blau, die Schenk von Roßberg einen goldnen mit schwarzen Hahnenfedern besteckten Becher als Helmkleinod; die Truchseß von Diessenhofen einen schwarzen Kessel in Silber, die Truchseß von Ytlingen einen goldenen Kessel in Schwarz, die Truchseß von Lentzburg eine silberne Schüssel in Rot. Bei anderen Familien ist das Amt aus den nach Art der Beizeichen dem Wappen hinzugefügten Emblemen zu erkennen. So legten die Schenk von Limburg, die schon in der goldenen Bulle als mit dem Reichserbschenkenamte belehnt genannt werden, und die von Erbach einen goldenen Becher auf die Herzstelle ihres Wappens wegen des Reichsschenkenamtes. Die Grafen von Weinsberg, die vor den Hohenzollern das Reichserbkämmeramt besaßen und selber von den Herren von Falkenstein, die schon in der goldenen Bulle damit belehnt erscheinen, am Anfange des 15. Jahrhunderts es überkommen hatten, führten in einer der Fahnen, mit denen ihr Helmkleinod besteckt war, ein goldenes Szepter in Blau. Die Spaur gaben dem roten Löwen in Silber, den sie als Wappen führten, einen goldenen Becher in die Tatzen, seitdem sie 1450 das Erblandmundschenkamt von Tirol erhalten hatten.

Man hat in vielen Gegenden die Wahrnehmung gemacht, daß einzelne Familien des niederen Adels, welche in einem Abhängigkeitsverhältnis zu dynastischen Geschlechtern — und, selbstverständlich in diesem Falle, Herrschafts- und Schloßbesitzern — standen, Schilde oder Helmfiguren führen, die eine größere oder geringere Ähnlichkeit mit den heraldischen Insignien der letzteren, d. h. dieselben ganz oder teilweise zeigen.

So sehen wir z. B., daß die von Veltheim dasselbe Wappen führen, wie die Grafen von Veltheim; ferner im Wappen der von Osterburg die Rauten, welche ihre Lehnsherren, die Grafen von Oterburg in der Fünfzahl führen, in der Dreizahl; die von Ritterbeck, deren gleichnamiger Stammsitz im Gebiete der Grafen von Lüchow liegt, führen im Schilde die später in drei Würfel verwandelten Rauten aus dem Wappen ihrer Lehnsherren. Eins

der Burgmannsgeschlechter von Salza führt das gleiche Schildzeichen wie die Dynastien desselben Namens. Die von Zerbst niederen Adels führen Kopf und Hals eines Löwen dreimal im Schilde, offenbar eine Variante des einfachen wachsenden Löwen im Wappen ihrer Oberherren, der Dynasten von Zerbst.

Diese Wappengleichheit bezw. Ähnlichkeit hat in vielen Fällen zu unbewiesenen Behauptungen hinsichtlich einer Stammesgemeinschaft zwischen gleichnamigen Dynasten und Burgmannsgeschlechtern Veranlassung gegeben. Diese Behauptungen, abgesehen von der Mangelhaftigkeit der betreffenden genealogischen Deduktionen, verfallen bei genauem Zusehen in nichts. Denn es läßt sich nachweisen, daß die Burgmannsfamilien und Ministerialen einer größeren landesherrlichen Burg — wie z. B. Salzwedel, Spandau und Mühlhausen — zur Kennzeichnung dieses Verhältnisses und gewissermaßen als ein Erkennungs- und Abhängigkeitszeichen bezüglich ihrer Schloß-, Landes- und Lehnsherren deren Schildzeichen ganz oder teilweise führen durften oder vielleicht auch mußten, ja es sogar oft allein an Stelle ihres altväterlichen Schildzeichens setzen. Es werden hierher zu rechnen sein die zahlreichen Familien der Mark Brandenburg, welche einen roten Raubvogelfuß (Adlerfuß, nicht, wie meistens blasoniert zu werden pflegt, Greifenklaue) im Schilde führten, wie die von Kerkow, Gladow, Jeetze, Welstave, Knesebeck, Schulenburg, Gröben, Barth.

Der verewigte Freiherr von Ledebur hat in seiner verdienstlichen Abhandlung über Wappengruppen in den Märkischen Forschungen, Band III, versucht, diesen Geschlechtern mit gleichem oder ähnlichem Wappenbilde eine gemeinsame Abstammung zu vindizieren, welche bei verschiedenen Namen durch die Gleichheit des heraldischen Emblems zum Ausdrucke gebracht sein soll. Jedoch hat der Beweis für eine tatsächliche Stammesgemeinschaft jener Familien bisher nicht geführt werden können. Es ist irrig, wenn noch vor kurzem A. von Schlippenbach in seiner Schrift über die Entstehung des deutschen Adels (Arbeiten des Uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins, Heft 5) sich der Theorie des Freiherrn von Ledebur als einer richtigen anschließt. Es liegt vielmehr nahe, anzunehmen, daß das gemeinsame Schildzeichen nicht anderes ist, als der heraldische Aus-

druck ihres gemeinschaftlichen Verhältnisses zur Burg Salzwedel, der Residenz ihrer markgräflichen Lehnsherren, und zu diesen selbst, insofern als in dem roten Adlerbein ein Teil des markgräflichen Wappentieres, des roten Adlers, zu erblicken ist.

Es ist hierbei nicht außer Acht zu lassen, daß in ähnlicher Weise auch in späterer, ja selbst noch in neuerer Zeit die vom römischen Kaiser bezw. sonstigen Landesherren (Brandenburg, Kurpfalz usw.) geadelten, baronisierten oder gegraften Familien in den ihnen verliehenen oder verbesserten Wappen häufig die Insignien ihrer Landes- und Lehnsherren ganz oder teilweise erhielten. So erblicken wir in den Wappen zahlreicher preussischer Geschlechter bisweilen den ganzen preussischen Adler, bisweilen einzelne Körperteile desselben, den Kopf, die Flügel oder einen derselben oder selbst auch nur ein Bein.

Nicht minder sind jedem Heraldiker die zahlreichen Städtewappen bekannt, in welchen das Wappenbild ihrer Landes- und Grundherren ganz oder teilweise enthalten ist.

Auch Ganerbschaften scheinen oft Anlaß zur Bildung von Wappengruppen gegeben zu haben. Die Erforschung des Ursprungs und der Abstammung der Geschlechter des niederen Adels im Mittelalter wird besonders durch den Umstand erschwert, daß viele Familien von einem Ganerbenhause einen gemeinschaftlichen Namen, ja auch ein gemeinschaftliches Siegel führten. So gibt es am Rhein eine Reihe von Beispielen dafür, daß die Ganerbenhäuser ihr eigenes Hauswappen hatten, daß die Hausgenossen dieses Hauswappen bald ganz, bald zum Teil als ihr Geschlechtswappen aufnahmen und auf ihre Nachkommen vererbten. Die Geschlechter behielten ein derartiges Wappen selbst dann bei, wenn sich das alte ganerbschaftliche Verhältnis gelöst hatte.

Je spärlicher zeitweise die übrigen Quellen zur Familiengeschichte fließen, um so wichtiger ist das Wappen oder das dieses enthaltende Siegel. Mit Recht bemerkt Posse in dem Vorwort zu seinem klassischen Werke über die Siegel des Adels der Wettiner Lande bis zum Jahre 1500 (I. Band, Dresden 1903): „Für die Erforschung der Geschlechtergeschichte des Mittelalters ist die Sphragistik eine der wesentlichsten Hilfswissenschaften.

Oft wird hierbei dem mit dieser vertrauten Forscher das Siegel, in Anbetracht seiner großen Bedeutung, die es im Rechtsleben des Mittelalters gehabt hat, wertvolleren Aufschluß geben, als der oft recht dürftige Rechtsinhalt der Urkunde, z. B. die Schenkung von einigen Schock-Groschen u. a."

Freilich das Wappen allein beweist die Idendität verschieden benannter Familien noch nicht; das folgt schon daraus, daß, als die Wappen aufkamen, Händler, die für Geld Wappen, und zwar oft Wappen mit denselben Figuren oder Heroldsbildern, an jedermann verkauften, von Ort zu Ort zogen. Vielmehr ist auf die Wappengleichheit mehrerer Familien nur dann Wert zu legen, wenn sich bei ihnen dieselben Vornamen wiederholen oder wenn die Familien, sei es auch nur in der ersten Zeit ihres Vorkommens, in derselben Gegend wohnen und zusammenstoßende oder gemeinsame Güter besitzen.

Die heraldischen Andeutungen unehelicher Abstammung sind für die Familiengeschichte nur mit Vorsicht verwertbar. Den unehelichen legitimierten Kindern erteilte man das unveränderte väterliche Wappen nur dann, wenn die Familie ausgestorben war. Blühte die Familie selbst weiter, denn veränderte man das Wappen für den Legitimierten durch ein Beizeichen oder sonstwie, oder gab ihm ein neues Wappen. Das heraldische Beizeichen für Uneheliche war ein Schrägbalken (Bastardfaden), oder nur das mittlere Stück desselben, ein sogenannter „mittlerer Einbruch". Doch werden auch andere Beizeichen genommen, da die vorgenannten bei ihrer bekannten Bedeutung wohl nur ungern geführt wurden. Der nach der linken Seite absteigende Balken wird in der Regel für das Beizeichen Nachgeborener vom Blute, der nach der rechten Seite absteigende als Beizeichen der Bastarde angenommen. Doch gibt es zahlreiche Beispiele, daß man hierbei nicht besonders ängstlich war; es finden sich Bastardfäden auch schräglinks und umgekehrt. Ist doch schräglinks und schrägrechts heraldisch ganz gleich: es ist nur ein Schrägbalken das Wesentliche. Den Bastardfaden als Zeichen unechter Abstammung führten u. a. Johann von Broich, ein natürlicher Sohn Herzogs Wilhelm I. von Jülich. Er siegelte 1361 mit dem Jülicher Löwen, den Schild überdeckt mit einem Bastardfaden. Johann Georg, natürlicher Sohn des Herzogs Ludwig von Württemberg,

führte den ihm von König Friedrich I. von Württemberg 1807 verliehenen Titel eines Grafen von Sontheim und als Wappen in Gold die drei Württembergischen schwarzen Hirschstangen unter einem roten Bastardfaden.

Karl Ludwig Ferdinand Ruknik von Mengen, natürlicher Sohn des Herzogs Ludwig von Württemberg, wurde 1808 von König Friedrich I. von Württemberg in den Freiherrnstand erhoben und ihm als Wappen zwei goldene Hirschstangen in Schwarz (aus dem Württembergischen Wappen) überdeckt durch einen blauen Bastardfaden gegeben. Er erhielt also nicht nur das Beizeichen des Bastardbalkens, sondern es wurde auch die Schildfigur verändert (zwei Hirschstangen statt drei) und die Tinkturen verwechselt. Statt des Bastardfadens wurden oft andere Beizeichen der verschiedensten Art den Wappen zugefügt. Die Dynasten von Ochsenstein führten zwei weiße Balken in Rot; die von Landeck, ein ochsensteinisches Bastardgeschlecht, führten zwischen den Balken drei goldene Sterne. Kaiser Friedrich III. legitimierte 1455 den Heinrich von Beinheim und verlieh ihm das Wappen seines Vaters, Heinrich von Fleckenstein, mit dem Buchstaben H in der Mitte als Beizeichen.

Der Turnierkragen in Form eines Balkens mit drei bis sieben abwärtsstehenden Orten (Lätzen) diente in einzelnen Fällen als Unterscheidungszeichen der jüngeren Linie eines Geschlechtes. Aber gerade hier zeigt es sich, mit wie großer Vorsicht man aus derartigen heraldischen Momenten, verschieden je nach Gegend und Zeit, familiengeschichtliche Schlüsse ziehen muß.

Im Anschluß an die französische und englische Heraldik vermutet zwar Tumbült (Westfäl. Siegel I 2, S. 5), daß Ansewin von Gemen seinen Schild um einen Turnierkragen deshalb 1313 vermehrte, weil er der jüngste Sohn war. Daß aber der Turnierkragen Zweit-, Dritt- etc. Geburt anzeigen solle (L. von Ledebur, Archiv f. deutsche Adelsgeschichte I 4), läßt sich für Westfalen, wie Ilgen in seinen bahnbrechenden Untersuchungen (Westfäl. Siegel IV, S. 32) bemerkt, nicht beweisen. Der Schultheiß Heinrich von Soest, bei dem er uns am frühesten begegnet, ist der älteste von drei Brüdern. Auch bei Albert von Hörde, bei Albert Droste ist nicht zu sagen, ob der Turnierkragen zur Geburtsabstufung gedient hat. Sein häufiges Vorkommen als selbständige

Wappenfigur in Westfalen läßt sich nicht gut mit einer solchen Nebenrolle vereinbaren. Hierzu kommt, daß nach Freiherrn von Ledebur (Archiv f. deutsche Adelsgeschichte I 57 f.) der Tournierkragen da, wo er als Hauptstück auftritt, stets die Gerichtsbank vorstellen soll. Aber wie läßt sich wiederum damit, so fragt mit Recht Ilgen (a. S. 18), die enge örtliche Begrenzung — die einen Tournierkragen in Westfalen führenden Familien waren mit geringen Ausnahmen in der Gegend südlich von Münster angesessen — in Einklang bringen? Wie ist es ferner zu erklären, fragt Ilgen weiter, daß uns z. B. aus Soest keine Richtersiegel mit dem Tournierkragen überliefert sind, trotzdem hier das städtische Gericht ausdrücklich die Bezeichnung „vor den vier Bänken" trägt?

Der Erwerb neuer Besitzungen wurde die Veranlassung zur Annahme eines von den bisherigen Familienwappen abweichenden Zeichens. Simon von Gemen, der im Jahre 1259 den Hof Raesfeld von dem Edlen Adam von Berge gekauft hat, gilt als der Stammvater der von Raesfeld, die statt des Gemenschen Balkens mit den Pfahlstücken einen gegitterten Balken führten. Jüngere Linien, die sich von dem Hauptstamm abzweigten und einen neuen Burgsitz errichteten, modelten in alter Zeit das ursprüngliche Familienzeichen in verschiedener Weise um. Das sehen wir anschaulich an den Siegeln der Brüder Johann und Gottschalk von Padberg, die das väterliche Erbteil unter sich geteilt haben. Johann, der ältere von beiden, erhält den Stammsitz des Geschlechts und wird auch vom Vater das Wappenbild, zwei Fehreihen im Schildeshaupt, überkommen haben. Gottschalk hingegen gründet auf dem neuen Haus Padberg die Seitenlinie, die sich dann später noch in die Familien von Adorf und Scharfenberg verzweigt und zieht den Fehschmuck statt im Schildeshaupt auf einem Rechtbalken über den Schild. Die Rosen, mit denen er den Rechtbalken beseitet hat, entstammen wahrscheinlich der Wappenfigur der Famllie seiner Frau (Ilgen 28).

Söhne von Adligen gaben, wenn sie Erbtöchter heirateten, entweder das väterliche Wappenbild völlig auf und adoptierten das der Familie ihrer Frau, wie uns das Beispiel Friedrichs von Hörde lehrt, oder aber sie vereinigten beide Siegel, wie wir dies bei dem Grafen Engelbert II. von der Mark, bei Engelbert

von Gemen, der Bernhard gen. Paschedag's älteste Tochter zur Frau hatte, und bei Rabolo von Schele, der 1396 der Gemahl der einzigen Tochter Sveders von Schledehausen wurde, bemerken (Ilgen 28, 29).

Ob die Bilder, welche man wählte, wirklich den Sinn hatten, den zahlreiche Wappensagen ihnen gegeben haben, ist vielfach zweifelhaft. Das reiche Material, welches Pusikan (Oskar Göschen) in seiner Schrift „Über die Bedeutung der Wappenfiguren" (Nürnberg 1877) und in seiner posthumen, lehrreichen Arbeit „Entstehung und Bedeutung der Wappenbilder" (Jahrb. der Gesellschaft „Adler" N. F. 16. Band, Wien 1906 S. 1 ff.) und andere Schriftsteller zusammengestellt haben, mag immerhin Veranlassung geben, den Traditionen der einzelnen Familien an der Hand von Urkunden und Akten nachzugehen. So können z. B. die in Siegeln und Wappen häufig vorkommenden Schafscheeren nach Fürst Karl Friedrich Hohenlohe erbliches Schäfereirecht andeuten. Wenn man erwägt, wie schwer sumpfiges Weideland vorteilhafter zu verwerten, daß es also zum dauernden Besitze gleichsam vorher bestimmt ist, so läßt sich wohl glauben, daß ein Erbherr von meilengroßen Schafmooren dergleichen Wappenbild oder Helmzier erkor. Auf Fischzug deuten die Fischwappen von Schweizer Geschlechtern, deren Stammsitze an Seen liegen, oder der Familien Gloucester, aus deren Grafschaft die schönsten Fische kamen, sodaß man bei dem Namen Gloucester sogleich an Salmen dachte. Zu den wichtigsten Bodenschätzen gehörte das Salz. Salzpfannen führten die Erbsälze zu Werl in Westfalen, Brandis, Crispin, Melin, wohl in ähnlicher Bedeutung wie Celle, Burgmänner zu Rüden, Salzhaken nach Herrn von Mayerfels auch die Salzverwandten Sauerzapf in Bayern.

Schon die Heraldiker des 16. und 17. Jahrhunderts haben auch den Heroldsbildern eine symbolische Bedeutung unterlegt. So sollen nach Rudolfi die von Ehingen einen oder zwei goldene Sparren im schwarzen Schild geführt haben „weil sie unter den alten Kaisern der Zimmer-Leute Vorgesetzte sollen gewesen seyn". Daß derartige Auslegungen willkürlich sind, liegt auf der Hand. Doch scheint nach neueren Untersuchungen einigen Heroldsfiguren wenigstens in einzelnen Fällen eine symbolische Bedeutung zuzukommen. Diejenige achtfache Teilung eines Wappenschildes, die in der Heraldik „Ständerung" genannt wird, gibt gleichsam

den Grundriß einer nach dem jus, in silvis Achtwort genannt, vorgenommenen Waldteilung. Da ist es nun sehr merkwürdig, daß nach L. von Ledebur (Allg. Archiv f. d. Geschichtskunde d. preuß. Staates I 1830 S. 158 ff.) alle Geschlechter, so viel sich deren bis jetzt mit diesem Wappenbilde haben auffinden lassen, in ihrem Namen oder in ihrem Amte eine gemeinsame, auf Wald sich beziehende Bedeutung hatten. Zu diesen Geschlechtern gehören die Waldboten, die von Waldeck, die von Ardey (synonym mit Ardenne und Hard, eine gewöhnliche Bezeichnung für Waldgebirge), die Grafen von Bruchhausen, welche das Holzgrafenamt über die Desemer Mark bekleideten, u. a. Eine mehrmalige Längs- und Querteilung des Schildes ergibt eine Heroldsfigur, die seit den ältesten Zeiten als Schachierung bezeichnet wird. Das redende Wappen der von Dachenhausen, welche einen von Silber und Schwarz geschachten Schild mit rotem Schildeshaupt als Wappen führen, bewirkte die Entdeckung, daß die Schachierung in einer Reihe von Fällen das heraldische Bild von Mauerwerk ist. In allen solchen Fragen der Wappensymbolik hat man sich vor Verallgemeinerung zu hüten. Nicht jede geistreiche Wappendeutung entspricht der historischen Wahrheit.

Bei dem Überhandnehmen des Briefadels begann man nach dem dreißigjährigen Kriege auch in deutschen Landen Figuren zu verleihen, welche auf Beruf oder Verdienste des in den Adelsstand erhobenen Untertanen anspielten: Dem Standhaften wird eine Säule, dem Sieger ein Lorbeerkranz, dem Fleißigen eine oder mehrere Bienen, dem Bergmann ein Stollen, dem Eisenschmelzer ein Hochofen, dem Eisenbahner gekreuzte Signalfahnen, wo nicht gar eine Lokomotive verliehen, usw.

Die Heraldik gewährt auch gelegentlich die Möglichkeit, den Namen des Geschlechtes aus dem Wappen abzulesen. Jede Anspielung auf den Namen des Wappenführers genügt, um das Wappen als Namenwappen zu kennzeichnen. Schon in der Kudrun kommen mehrere Wappen vor, die in irgend einer Weise auf den Namen anspielen, z. B. 1371 ff:

> Noch sihe ich ir einen mit lichten sparren rot
> da stent örter inne, des kument helde in not
> der ist Ortwines da her von Ortriche.

Das deutsche Wappenwesen ist sehr reich an Namenwappen. Dies gilt besonders vom Mittelalter, da es unsern aufgeweckten, aber nicht schriftgelehrten Vorfahren besonders daran gelegen sein mußte, ihren Namen rebusartig in gemein faßlicher Weise von Schild und Helm herab auszudrücken. Die Steiner Donnersperg führen Schwarz (vom Gewitter): aus blauem zu vier gewölkten Haupte (dem schon reinen Himmel) drei goldene Flammenstrahlen nebeneinander in einen goldenen (erleuchteten) Dreiberg herabfahrend. „Den Donner", bemerkt Pusikan (Bedeutung der Wappenfiguren, S. 6) „wird mancher Freund echter Wappenkunst hierbei fast zu hören glauben."

Viele Wappen reden in einer anderen als der neuhochdeutschen Schriftsprache. Die Staufen in Schwaben führen drei Kelche, vom mittelhochdeutschen stouf, Kelch. Die von Olvenstedt im Magdeburgischen führen ein Kamel als redendes Wappen, z. B. Bernhard von Olvenstedt im Jahre 1299; im Mittelalter nannte man nämlich das Kamel „olbent". Die Tiroler Pflaum (altdeutsch Fluß, flumen) führten einen Schrägstrom. Das Wappen der von Carow erklärt sich aus dem französischen carreau (Viereck). Die Zanotti von Ravenna führen Fledermäuse: la Zà nott, landschaftlich, es ist schon Nacht. Nicht selten reden die Wappen in slavischer Sprache. So erklärt sich das Wappen der von Schwerin, eine Raute, aus dem wendischen czwérin; der Lindenast des Freiherrn Gottfried Wilhelm von Leibnitz aus dem wendischen lipa, Linde; der Ziegenhahn der Schlesier Kokorsch aus dem polnischen Kokorykac, krähen. Tschechischen Wappenbildern gegenüber wird es meist heißen „ich verstaun dein Sprach nit", wie dem Kärntner Herzog durch den Schwabenspiegel empfohlen wird, seinen wendischen Untertanen zu antworten, falls sie ihm etwas auf slovenisch vortragen sollten.

So wird uns die Heraldik in mannigfacher Beziehung ein Mittel, die Geschichte unserer Familien zu erforschen. Möchte sie, auch in bürgerlichen Kreisen, immer reichlichere Anwendung finden, nicht aus überspannter Wappenfexerei oder äußerlicher Eitelkeit, sondern: In berechtigter Erinnerung an die Ahnen, zur Hochhaltung der Ehre des eigenen Namens und Wappens, zur größeren Betätigung des Familiensinnes, den Nachkommen zum Gedächtnis, zur Heranziehung der Kunst und zum Schmucke des Heims!

Es sollen die Schilde und Helme uns sagen
Von der Väter vergangenen glorreichen Tagen;
Da Ritter und Bürger umstanden den Thron
Im männlichen Kampfe für Kreuz und für Kron!
Es sollen die Schilde und Helme uns mahnen,
Zu wandeln wie Jene auf rühmlichen Bahnen,
Zu streiten wie Jene einst — nimmer gereut's —,
In Treue und Ehre für Krone und Kreuz[1])

---

[1]) Hildebrandt, im Stammbuch des Freiherrn Clemens von Hausen, ve.gl. diesen, zur Entwicklung der Heraldik 1902.

Was erinnert uns noch heute in Erfurt an den Fürstenkongress von 1808?

von

Professor Dr. J. Biereye

Kgl. Gymnasialdirektor in Erfurt.

Was erinnert uns noch heute in Erfurt an den Fürstenkongress von 1808?

Die erste öffentliche Sitzung des Winterhalbjahres 1908/09 glaubten wir seitens unserer Akademie zu einer Art Gedenkfeier an das Ereignis ausgestalten zu müssen, das sich vor hundert Jahren in den Mauern Erfurts abspielte, nämlich an den glänzenden Fürstenkonkreß, der den Hintergrund sowie die Dekoration für die Zusammenkunft der beiden ersten Herrscher des europäischen Kontinents, Napoleon und Alexander I., bildete und 18 Tage lang — vom 27. September bis zum 14. Oktober — unsere Stadt in den Mittelpunkt der Weltpolitik rückte.

In großen Zügen gab der Verfasser dieser Zeilen einen Überblick über die Bedeutung der denkwürdigen Tage. Er schilderte zunächst die Gründe, die Napoleon zur Herbeiführung einer Zusammenkunft mit Kaiser Alexander bestimmten, alsdann die Erwägungen, die ihn Erfurt als Ort für diese Zusammenkunft wählen ließen, hiernach sprach er, nach wenigen Worten über den Verlauf des gesamten Kongresses, von seinen ideellen und realen Ergebnissen für die Weltpolitik im allgemeinen und im besonderen für den Versammlungsort Erfurt, schließlich führte er über 30 Lichtbilder vor, um an ihrer Hand möglichst deutlich zu veranschaulichen:

1. Die wichtigsten Persönlichkeiten (z. B. Napoleon, Alexander, Berthier, Talleyrand, Oudinot),

2. ihre hiesigen Wohnungen, insbesondere die Napoleons (das damals „Kaiserliches Palais" genannte Regierungsgebäude, in dem sich alle wichtigen Audienzen, auch die Goethes vor ihm abspielten) und die Alexanders (das damals dem Fabrikanten Triebel gehörige heutige Divisionsgebäude Anger 6),

3. eine Skizze des „Parterres von Königen" im heutigen Kaisersaal,

4. die Begrüßungs- bezw. Abschiedsszene zwischen den beiden Kaisern auf dem Wege zwischen Erfurt und Weimar.

Es war damit alles, was an authentischem Material aufzutreiben gewesen war, vorgeführt worden.

Wiederholt war der Wunsch ausgesprochen, der Vortrag möchte, so wie er gehalten sei, in diesem Jahrbuche abgedruckt werden. Nach reiflicher Überlegung erschien mir es aber für diese wissenschaftlichen Blätter angemessener, auf eine allgemeine Darstellung zu verzichten und an Stelle dessen eine Frage möglichst genau zu erörtern, die bei der Behandlung des Kongresses immer recht stiefmütterlich behandelt worden ist und von Jahr zu Jahr immer schwieriger zu behandeln sein dürfte, nämlich die topographische. Jeder Erfurter Geschichtsfreund möchte doch wohl gern wissen, wo sich denn tatsächlich das „Parterre der Könige" befunden habe, wo die der Weltgeschichte angehörenden Worte „Taisez-vous, ce n'est qu'un roi", „voilà un homme" und andere fielen, wo les „grands seigneurs de toute provenance, les maréchaux d'Empire, les princes souverains, les rois, les empereurs" ihre Wohnungen hatten, wo sie ihre Gesellschaften abhielten, ihre Besuche empfingen, ihre Pläne erörterten, mit einem Worte, wo die Schauplätze der Ereignisse und die Wohnräume der berühmtesten Kongreßteilnehmer zu suchen sind. Aber nicht nur meinen geschichtlich interessierten Landsleuten glaube ich durch eine einigermaßen sichere Feststellung des lokalen Moments einen kleinen Dienst zu erweisen, ich hoffe damit auch einer weiteren wissenschaftlichen Forschung über jene glänzende „Entrevue" nach einer Richtung hin eine gewisse Basis zu verschaffen. Wenn ich dem einen oder anderen zu eingehend die Quellen bespreche oder zu sehr ins einzelne gehe, so bitte ich um Verzeihung. Im Interesse einer erschöpfenden Behandlung der Frage glaubte ich auch im Kleinen genau sein zu müssen.

Ich werde mich in zwei Abschnitten meiner Aufgabe unterziehen. Im ersten werde ich die Wohnungen der Kongreßteilnehmer besprechen, im zweiten die Schauplätze der Ereignisse erörtern.

I. Die Wohnungen der Kongressteilnehmer.

A. Quellen.

Überliefert sind uns die Wohnungen der Kongreßmitglieder in verschiedenen Listen — ich nenne sie kurz Kongreßlisten. Folgende waren mir zugänglich:

1. Ein als Foliobogen gedruckter Polizeibericht, betitelt: „Verzeichnis der allerhöchsten Herrschaften, Fürsten und andern hohen Personen, so sich dermalen hier befinden.“ Am Schluß stehen die Worte: „Diese Liste ist auf dem Polizeibureau zu haben. Erfurt, gedruckt bei C. H. G. Rühl.“

Das mir vorliegende Exemplar dieses Berichts gehört dem Verein für Geschichte und Altertumskunde in Erfurt, es ist demselben laut Aufschrift geschenkt „27. 2.78 von Tron“, offenbar einem Abkömmling oder Verwandten jenes Tron (Thron), welcher 1808 der Führer der aus etwa 30 vornehmen Bürgersöhnen gebildeten Ehrengarde Napoleons war.

Nach „Erfurt in seinem höchsten Glanze“ 2. Bdch. S. 124 muß dies Verzeichnis das erste — also wohl in den ersten Oktobertagen 1808 — von der Polizei herausgegebene gewesen sein. „Es war, wie es nicht anders sein konnte, noch mangelhaft. Es wurde von Zeit zu Zeit vermehrt, so daß innerhalb der merkwürdigen Tage des Kongresses vier derselben erschienen.“ Es scheint den übrigen, insbesondere den nachstehend aufgeführten Übersichten 2 u. 3 zu Grunde gelegen zu haben. Freilich ist es nicht vollständig. Es enthält nur etwa 3 Fünftel der Kongreßgäste. Leider ist es durch viele Druckfehler entstellt.

2. „Erfurt in seinem höchsten Glanze während der Monate September und Oktober 1808,“ anonym in Erfurt bei Friedrich August Knick erschienen, doch als von Arnold herrührend sicher — u. a. im Lossiusschen Tagebuche (s. u.) — bezeugt. Das erste

Bändchen enthält auf Seite 108—117 im wesentlichen den unter 1 erwähnten Polizeibericht. Veränderungen finden sich wenige, teils ist die Anordnung eine etwas andere, teils sind es inhaltliche Abweichungen (so z. B. wird Leopold von Sachsen-Coburg, der spätere König von Belgien, in das Haus 582 verlegt, nicht wie im Polizeibericht in 581, Kurakin für „Kacarin“ im Polizeibericht gesetzt). Im 2. Bändchen finden sich auf S. 124—128 die übrigen Kongreßmitglieder, am Schluß ist das gesamte französische Theaterpersonal aufgeführt.

3. Constantin Beyer, Neue Chronik von Erfurt 1736—1815. S. 421—429 enthält eine ausführliche Kongreßliste. Sie ist der vorgehenden (unter 2) ähnlich, bringt aber am Schluß noch vier Mitglieder ohne Wohnungsangabe, wofür das französische Theaterpersonal fehlt.

4. Le Figaro, Samedi le 26 Sept. 1908, Napoléon à Erfurt. Hier ist ein Bericht des Chefs der franz. Spionage Charles Schulmeister wiedergegeben von Eduard Gachot. Schulmeister führt hier die wichtigsten Fremden auf, wie sie nach einander an den einzelnen Tagen eintreffen. Die Liste ergänzt an einigen Stellen die übrigen.

Außer diesen 3 Kongreßlisten mit Wohnungsangaben haben wir noch drei ohne dieselben. Sie sind wichtig, weil sie einige nicht in 1—3 befindliche Teilnehmer enthalten, wofür wieder andere fehlen. Es sind folgende:

5. „Kaiser Napoleon der Große in Erfurt in den Monaten September und Oktober“ Auszug aus dem noch im Jahre 1808 erschienenen 13. und 14. Stücke der neuen Weltbühne, Erfurt, bei Joh. Fr. Nonne. S. 20—24.

6. Mémoires de Constant sur la vie privée de Napoléon, 4. Band S. 158/59 und S. 178/79.

7. Constantin Beyers Tagebuch, ungedruckt. Stadtarchiv, Hermannsbibliothek I. 87.

Vereinzelte Angaben über Kongreßmitglieder und ihre Wohnungen finden sich noch in folgenden Werken:

8. Memoiren des Fürsten Talleyrand von Broglie. I, S. 293—348.

9. Kanzler Friedrich von Müller, Erinnerungen an die Kriegszeiten von 1806—1813.

10. Journal des Luxus und der Moden, herausgegeben von Carl Bertuch, Weimar, Jahrgang 1808, Oktober und Dezember.

11. Kaspar Friedrich Lossius, Tagebuch (ungedruckt). Dasselbe ist mir durch die Güte des jetzigen Besitzers, Herrn Amtsgerichtsrat a. D. Liebaldt, freundlichst zur Verfügung gestellt.

Zu diesen Quellenwerken kommt noch ein Buch, das zwar erst 1890 geschrieben ist, aber aus den französischen Archiven manche Angaben enthält, die mir direkt nicht zugänglich waren:

12. Albert Vandal, Napoléon et Alexandre I. Bd. 1, S. 390—497.

Ich zitiere 1 als P., 2 als G., 3 als B., 4 als F., 5 als N., 6 als C., 7 als TB., 8 als T., 9 als M., 10 als J., 11 als L., 12 als V.

Diese Kongreßlisten und Quellen mit Einzelangaben genügen aber noch keineswegs, um sämtliche Wohnungen authentisch festzustellen. Hierzu muß noch das Material herangezogen werden, das von der Stadt Erfurt ausgeht und im Stadtarchiv zu finden ist. Von solchen Stadtarchivalien kommen in erster Linie in Betracht (außer dem Adreßbuch von 1908):

13. Adreßbuch der Stadt Erfurt vom Jahre 1870. In diesem wird die heutige, seit 1870 geltende Hausnummer angegeben, zugleich aber in Klammern hinter jedem Hause die vordem geltende von 1826.

14. Häuserliste der 14 Bezirke aus oder kurz nach dem Jahre 1826 (Manuskript). Diese Liste steht im Archiv hinter der langen Reihe der Verrechtsbücher und ist für jede Häuserforschung in Erfurt grundlegend und unentbehrlich. Sie geht aus von der Nummerierung von 1826, gibt aber außerdem die frühere Hausnummer an (die sog. Assekuranznummer), sowie die vor dieser Assekuranznummer offiziell geltende Nummerierung innerhalb der einzelnen Parochieen.

15. Die Verrechtsbücher vom Jahre 1774 (Manuskript). Sie enthalten die Besitzer der Häuser zunächst vom Jahre 1774, später sind aber die nachfolgenden Besitzer bis in die 40er Jahre des 19. Jahrhunderts nachgetragen. Besonders interessant ist die Werttaxe für das Jahr 1774, die bei jedem einzelnen Hause hinzugefügt ist.

16. Die Mieterlisten vom August 1807 (Manuskript, Stadtarchiv Vb 59a). Sie sind zu Einquartierungszwecken aufgestellt.

Sie bieten eine wertvolle Ergänzung zu den Verrechtsbüchern, die nur die Hauseigentümer enthalten. — Manche Wirte, die als Hauseigentümer in den Kongreßlisten aufgeführt sind, erweisen sich nach diesen Listen in Wirklichkeit nur als Mieter.

17. Klassifizierungsliste der Häuser Erfurts bezüglich ihres Flächenraums aus dem Jahre 1807 (Manuskript, Stadtarchiv Vb, 63). Um eine gerechte Verteilung der Einquartierungslasten herbeizuführen, wurden sämtliche Häuser in 12 Klassen eingeteilt. Wir ersehen aus der Angabe der Klasse, wie hoch man die einzelnen Häuser 1807 bewertete.

18. Adreßbuch vom Jahre 1806 (Druck). Wo uns die Verrechtsbücher und die Mieterlisten im Stich lassen, kann uns dies Buch noch einiges Licht verschaffen.

Außer diesem Material kommen noch für einzelne Fälle in Betracht die Verrechtsbücher früherer Jahre (also vor 1774), sowie die Adreßbücher von 1797 an.

B. Erläuterungen

zu den 10 Rubriken der auf S. 252ff. aufgestellten Wohnungsliste der Kongreßteilnehmer.

Die 1. Rubrik enthält die heutige Straßennummer aller der Häuser, die von dem am 13. September 1808 in Erfurt erscheinenden maréchal-des-logis du palais de Canouville als maisons de l'Empereur bezeichnet wurden.

In den Kongreßlisten sind im ganzen 91 derartiger Häuser angegeben. Von diesen glaube ich alle bis auf zwei, Predigerstraße 10, Sekretär Schilling, und Anger 42, Registrator Reich, genau bestimmt zu haben. Schilling und Reich sind in den Kongreßlisten als Hauseigentümer angegeben. Sie finden sich aber als solche nicht in den Verrechtsbüchern. Auch in den Mieterlisten stehen sie nicht. Wohl aber sind sie im Adreßbuch von 1806 angeführt, nur daß hier von ihren Wohnungen nichts gesagt wird. Auch die Adreßbücher von 1797 und von 1817, die dem von 1806 am nächsten kommen, geben keine Auskunft.

Ich wage daher nicht, die in den Kongreßlisten gemachten Angaben als authentisch hinzustellen. — Zu diesen 91 bezw. 89 Wohnungen müssen noch die drei hinzugefügt werden, die nach TB. sowie nach Lossius ebenfalls als maisons de l'Empereur bezeichnet worden sind und zwar für die Aufnahme des französischen Theaterpersonals bestimmt waren. Wir erhalten demnach 94 bezw. 92 Wohnungen.

Bemerkenswert ist die Lage der Kongreßhäuser. Sie liegen sämtlich im Zentrum der Stadt und sind im wesentlichen gruppiert um die Wohnungen 1. Napoleons, 2. Alexanders und 3. Oudinots, des Generalgouverneurs Erfurts für die Kongreßtage, d. h. sie liegen hauptsächlich 1. in der Regierungstraße (bis 63) und Neuwerkstraße sowie Eichengasse und auf der Langen Brücke, 2. auf dem Anger, der mit 29 Häusern fast ein Drittel der gesamten maisons de l'Empereur aufwies, in der Bahnhof-, Krämpfer-, Johannesstraße (bis 136), in der Futter-, Eimer- und Schlösserstraße, 3. auf dem Fischmarkt, dem Friedrich Wilhelms-Platz, der Markt-, Prediger- und Paulstraße. Die peripherischen Stadtbezirke, selbst die Michaelisgemeinde in ihrer früheren Ausdehnung, weisen keine Kongreßwohnungen auf.

Rubrik 2 nennt die heute im Volksmunde geläufigen Bezeichnungen der Häuser bezw. die heutigen Hauseigentümer nach dem Adreßbuche vom Jahre 1908.

Rubrik 3 will darüber belehren. welche von den 92 im Jahre 1808 zu Kongreßwohnungen dienenden Häusern 1. ganz verschwunden sind, welche 2. ganz, und welche 3. teilweise erhalten sind. Ganz verschwunden sind 38 (also 41 %), es sind meist solche Häuser, die in den die letzten 100 Jahre über belebtesten Stadtteilen lagen. So z. B. sind von den 29 Angerhäusern 21 völlig beseitigt, 4 sind ganz, 4 teilweise erhalten. Ganz oder fast ganz erhalten sind 28, teilweise erhalten sind 26. Von diesen letzteren ist der größere Teil nur im unteren Stockwerk verändert worden, wo Läden eingerichtet worden sind. Es ist ja bezeichnend, daß da, wo wir vor 100 Jahren Portale finden, heute fast überall dafür Ladeneinrichtungen eingetreten sind.

Rubrik 4 giebt die Hausnummer, die von 1826—1870 gegolten hat, an, diese bildet also die Vermittlung zwischen der heutigen Hausnummer und derjenigen vor 100 Jahren.

Rubrik 5 nennt die Hausnummer von 1808, also diejenige, die in den Kongreßlisten angeführt wird (die sog. Assekuranznummer). Wann dieselbe eingeführt ist, habe ich nicht feststellen können. Jedenfalls galt sie schon 1807 und wurde erst 1826 offiziell abgeändert.

Soll die in den Kongreßlisten für den Hauseigentümer (Rubrik 6) angegebene Hausnummer richtig sein, so muß sie mit der für diesen in den Verrechtsbüchern (A 14) angegebenen Nummer übereinstimmen. Nun aber ist dies öfter nicht der Fall. Z. B. geben sämtliche Kongreßlisten an, Großfürst Constantin habe bei Nagel sen. auf dem Anger Nr. 1520 gewohnt. Nagel sen. hat aber nach den Verrechtsbüchern Nr. 1529 gewohnt. Hier wird man anzunehmen haben, daß ein Druckfehler vorliegt: aus der 0 in 1520 hat der Setzer eine 9 gemacht. Überhaupt wird der Name des Hauseigentümers bei Differenzen als der maßgebende zu gelten haben. Denn bei der Niederschreibung der Hausnummer konnte viel eher ein Versehen vorkommen als bei der des Hauswirtes.

Rubrik 6. Die Kongreßlisten wollen die Hausbesitzer angeben. Aber mehrere Male haben sie diese mit den Mietern verwechselt. So z. B. heißt es, der Fürst von Rudolstadt habe 1560 (= Anger 37) gewohnt und als Hauseigentümer ist Präsident von Dacheröden genannt. In Wirklichkeit aber war von Dacheröden nur Mieter; der Hauseigentümer hieß Winkopp. Andere Male wird der Hauseigentümer richtig angegeben. Aber die Kongreßgäste haben nicht bei ihm, sondern bei seinem Mieter gewohnt. So war im Hadelichschen Hause (Anger 10) nicht der Hauseigentümer Hadelich des Staatsministers Maret Wirt, sondern der Mieter Präsident von Reck.

Unter jedem Hauseigentümer habe ich angegeben, wie lange er bezw. seine Familie in dem betr. Hause gewohnt hat. Es ist etwas anderes, wenn ein Haus Generationen lang in einer Familie bleibt und diese mit dem Hause geradezu verwächst, etwas anderes, wenn das Haus von Hand zu Hand geht. In den Städten ist — im Unterschiede vom Lande — das letztere leider viel mehr der Fall als das erstere. Jedenfalls ist es merkwürdig, daß von unseren 92 Kongreßhäusern nur noch drei heute, also nach 100 Jahren, in den Händen derselben Familie sind. Es sind diese drei:

1. Marktstraße 34, wo schon 1760 ein Bierbrauereibesitzer Treitschke wohnte,

2. Friedrich Wilhelms-Platz 35, wo schon seit 1796 die Ramannsche Weinhandlung bestand,

3. Marktstraße 21, das altberühmte Haus der Familie Hoffmann, die seit 1797 hier im Besitz einer Tabaksfabrik war.

Mehr als drei Generationen (also ungefähr 100 Jahre und darüber) waren folgende Kongreßhäuser in den Händen der 1808 hier wohnenden Hauseigentümer:

1. Anger 10, wo die Hadelichs von 1748—1873 wohnten,

2. Anger 21, von 1736—1851 der Familie von Clemens gehörig,

3. Futterstraße 17, von 1712—1840 das Domizil der Juristenfamilie Träger,

4. Regierungstraße 64 (Kellnersches Haus), von 1798—1903 Burghardtsche Weinhandlung,

5. Krämpferstraße 63 (Gasthaus zum weißen Roß), von 1752 bis 1851 in den Händen der Voigts.

Erwähnt sei noch, daß von den 92 Häusern 9 nicht in Privathänden waren, nämlich 1. das Gouvernementsgebäude, 2. das Weimarische Geleite, 3. das Kgl. Grenzamt, 4. die Himmelspforte, 5. das Predigerpfarrhaus, 6. das Predigerdiakonat, 7. das Kaufmännerpfarrhaus, 8. das Barfüßerpfarrhaus, 9. das Barfüßerdiakonat.

Rubrik 7 enthält die Klasse, der das betr. Haus bei der Einteilung aller Häuser in 12 Klassen 1907 zugewiesen wurde.

Von den 15 der 1. Klasse überhaupt zugeteilten Häusern sind Kongreßhäuser: 13 (es fehlen Marktstraße 38 (Möller) und das ehemalige Karthäuserkloster), von den 4 der 2. Klasse zugeteilten Häusern sind Kongreßhäuser: 4, von den 8 der 3. Klasse zugeteilten Häusern sind Kongreßhäuser: 7, von den 13 der 4. Klasse zugeteilten Häusern sind Kongreßhäuser: 9.

Wir sehen also, daß von den 40 am höchsten bewerteten Häusern 33 Kongreßhäuser waren. Die übrigen 7 mochten mit Offizieren, Militär- oder sonstigen höheren Beamten belegt sein.

Eine ganze Reihe von Häusern war nicht klassifiziert, sondern „eximiert" (ex.), so die Häuser der Geistlichen und der städtischen Beamten (Pfarrhauptleute usw.)

Bemerkt sei noch, daß im Jahre 1811 bei einer Zahl von 181 84 Einwohnern nicht mehr denn 95 von den 3023 bewohnbaren Häusern als massiv (aus Stein gebaut) und nicht mehr denn 1297 als „logeables" (mit Einquartierung belegbar) bezeichnet werden, während 1648 als „non logeables" und 78 als „exemptes de logement" (frei von Einquartierungslasten) gelten. (Statistique de la province d'Erfurt par Devismes, Erfurt 1811, bei Knick).

Rubrik 8 zeigt die Taxierung der Häuser aus dem Jahre 1774. Selbstverständlich werden in den 33 Jahren bis 1807 bei einigen Häusern Veränderungen vorgekommen sein, so mögen einzelne zerfallen, andere neu aufgebaut sein. Im wesentlichen werden aber die Gebäude bezw. Grundstücke dieselben geblieben sein. Da interessiert uns zunächst die Höhe des Wertes. Als teuerstes Grundstück gilt der Thüringer Hof (am Anfang des 19. Jahrhunderts noch „Prophet" genannt). Es werden für dasselbe 2500 Gulden angegeben. Alsdann kommt mit 2000 der Römische Kaiser (Anger 1), mit 1800 der breite Herd (Fischmarkt), mit 1500 Anger 2/3 (von Piper), mit 1400 Anger 6 (Triebel), mit 1200 Anger 68 (alte Post), Futterstraße 12, Johannesstraße 164, Fischmarkt 7, Marktstraße 35, Regierungstraße 64, Regierungstraße 72, mit 1100 Marktstraße 5, mit 1600 Anger 21, mit 1000 Anger 7, 10, 23, Friedrich Wilhelms-Platz 31 (Hohe Lilie), Lange Brücke 29 (Rheinischer Hof), Marktstr. 34 (Treitschke). Also 20 hier aufgezählte Häuser, = 17 von 89 Privathäusern sind 1000 Gulden hoch und darüber eingeschätzt worden.

Rubrik 9. Die Hausnamen sind ja durch die Jahrhunderte hindurch in Erfurt i. a. dieselben geblieben. Nur wenige Namen sind verändert worden.

Rubrik 10. Die Kongreßmitglieder kamen nicht alle zur gleichen Zeit an. Es kam vor, daß in manchen Häusern in den ersten Tagen andere Gäste wohnten als später — in den Listen sind aber alle nebeneinander aufgeführt. Manche, z. B. der Herzog von Gotha, waren nur zeitweise hier, wie es das Gothaische Fourierbuch ausweist (Gothaische Bibliothek).

Unsere Kongreßlisten sind insofern unvollständig, als sie nur von den Fürstlichkeiten und ihrem militärischen wie bürgerlichen Gefolge uns erzählen; ja auch bei Aufzählung dieser Kongreßteilnehmer sind sie noch lange nicht genau genug. Wir

hören von verschiedenen hohen Persönlichkeiten aus vereinzelten anderswo sich findenden Angaben, daß sie hier waren, z. B. von der rechten Hand Talleyrands, La Besnardière, der, ein bekannter Diplomat, als anwesend von Vandal und von Müller erwähnt wird. Auch Graf Nesselrode, der nachmals eine so große Rolle als russischer Minister spielte, war da. Merkwürdig ist auch, daß der weimarische Kanzler von Müller, der, wie wir von Goethe hören, im Schlehendorn wohnte, gar nicht erwähnt wird. Übersieht man die ganze Schar der Kongreßteilnehmer, so findet man, daß Napoleons Stab am stärksten vertreten ist: ich finde, wenn ich das Theaterpersonal mitrechne, über $^{3}/_{4}$ Hundert Teilnehmer. An zweiter Stelle kommt Alexander von Rußland mit seinem Gefolge. Zähle ich die nicht in den Wohnungslisten, wohl aber in anderen Listen und vereinzelten Angaben erwähnten Russen zusammen, so kommen 32 zusammen; es müssen aber noch weit mehr gewesen sein. Nicht in den Wohnungslisten steht außer dem schon erwähnten ersten Botschaftsrat in Paris, Grafen Nesselrode, sein Kollege Balabine (W.: Batabine), der persönliche Adjutant des Großfürsten Constantin General Kitroff (J:: Hytroff), sein Generaladjutant Alsuffiew, der Leibarzt Alexanders Villier u. a.

Außer den zwei Kaisern waren vier Könige mit ihrem Gefolge in Erfurt. Als erster kam der König von Sachsen, der mit 40 Herren erschienen sein soll, dann der König von Württemberg, ferner derjenige von Bayern und schließlich der von Westfalen. Weiterhin waren vertreten fast alle Thüringische Staaten durch ihre Fürsten oder wenigstens Prinzen aus ihren Häusern, von Hildburghausen war die Herzogin da. Auch die übrigen Rheinbundstaaten fehlten nicht: vor allem war der Fürstprimas des Rheinbundes, von Dalberg, erschienen. Und wenn man auch sagen kann, daß es auf die Vertretung des Rheinbundes[1]) wohl hauptsächlich ankam, der damals einen fast so großen Flächenraum wie heute das Königreich Preußen (350 000 qkm) einnahm, und wenn es auch in Erfurt besonders betont wurde, daß Napoleon Protektor des Rheinbundes sei, so finden wir doch auch Preußen und Öster-

[1]) Der Herzog von Oldenburg trat am 14. Oktober in Erfurt als letzter deutscher Fürst dem Rheinbund bei. Besondere Abmachungen für den Rheinbund waren von Napoleon in Erfurt zwar geplant, sie scheiterten aber an dem Widerstand von Bayern und Württemberg (Denkwürdigkeiten des Grafen von Montgelas S. 172).

reich vertreten, Preußen durch einen Prinzen, Österreich durch einen schlauen Diplomaten, der zu erspähen suchte, was die beiden Kaiser planten. Aber auch Holland, Spanien, Schweden, ja Amerika hatten in irgend einer Art eine Vertretung.

C. Andere Gäste.

I. Das Militär.

Zu den in den offiziellen Listen aufgeführten Gästen gesellten sich andere, die bessere Wohnungen beanspruchten. Dazu gehörten einmal die Offiziere aller der Truppenteile, die den Ehrendienst in Erfurt während der Kongreßtage zu tun hatten. Es waren nämlich nach Erfurt gezogen worden:

1. 444 Mann der bestgewachsenen Leute aus der 10000 Mann starken Kaisergarde unter dem Befehl des Obersten Darties (Constant: D' Arquies). Sie bezogen die Grenadierwache am Gouvernementsgebäude, sowie am alten Rathaus. Sie waren dazu ausersehen, vor den Kaisern und Königen Posten zu stehen. Schon am 19. September trafen sie, von Paris kommend, auf Wagen an der Cyriaksburg ein und marschierten, nachdem sie „Toilette" gemacht hatten, nach dem Fischmarkt, um dort ihre Bürgerquartiere angewiesen zu erhalten. Sie übernahmen die Infanteriewache bei den Kaisern und Königen.

2. Das 17. Regiment leichter Infanterie (Chasseurs zu Fuß), 2000 Mann stark unter dem Obersten de Cabannes-Puymisson. Es gehörte zur Brigade Claparède und zur Division Suchet. Wegen seiner Tapferkeit hatte es sich besonderen Ruhm erworben. Es hatte sich bei Arcole ausgezeichnet, bei Austerlitz hatte es eine der wichtigsten Positionen den ganzen Schlachttag hindurch gehalten, bei Saalfeld und Jena aber den ersten Angriff gemacht. Freilich im Erfurter Gebiet hatte es sich einen üblen Ruf zugezogen. Am Tage und in der Nacht vor dem Einmarsch in Erfurt (24. Sept.) hatte es sich vielfach Mißhandlungen von Quartiergebern und andere Ungehörigkeiten zuschulden kommen lassen. Wir wissen nur die Wohnung des Obersten. Sie befand sich im Treitschkeschen Hause in der Marktstraße. Das Regiment

übernahm die Wache für einen großen Teil der Fürstlichkeiten. Es marschierte am 15. Oktober aus Erfurt wieder ab (Hamb. Correspondent).

3. Das erste Husarenregiment, 600—1000 Mann stark, erschien am 25. September. Allerdings blieb nur eine Schwadron mit ihrem Obersten de Juniac und zehn Offizieren in der Stadt, um mit den Kürassieren zusammen den Dienst bei den Kaisern zu versehen. Es verließ Erfurt am 4. Oktober (Frankfurter Oberpostamtszeitung).

4. Das 6. Kürassierregiment unter dem Obersten d'Haugeronville teilte sich, zwei Eskadronen wurden auf die Dörfer geschickt, zwei mit zwei Oberstleutnants u. 15 Offizieren blieben in der Stadt, die beiden auf den Dörfern liegenden wurden am 4. Oktober in die Stadt gezogen (Frankfurter Oberpostamtszeitung).

Außer den Offizieren dieser Truppenteile waren noch nach Erfurt gekommen (nach Constant) der Generalstab von Soult, der ebenso wie Lannes dem Kaiser bis Bromberg entgegengereist war, ferner die höheren Offiziere der Division Nansonty, die Alexander in Bromberg besichtigt hatte. Alle diese Offiziere hatten das französische Geleite des russischen Kaisers nach Erfurt gebildet.

II. Die Polizei.

Der französische Polizeiminister glaubte ganz besondere Vorkehrungen für die Sicherheit Napoleons und seiner Gäste treffen zu müssen. Er organisierte (vgl. Vandal I 412)

1. einen vollständigen Polizeidienst in Paris für Erfurt,
2. einen anderen am Platze.

Zu dieser Polizei gehörte der Oberst der Gendarmerie d' Élite Henri, der durch sein brutales Wesen berüchtigt war (vgl. Talleyrand I, 283 u. 289) und soeben noch in Bayonne an ihrer Spitze gestanden hatte — er wohnte Regierungstraße 13 —, außerdem kam am 5. (3.) Oktober der General der Gendarmerie Lauer in Erfurt an und nahm Bahnhofstraße 4 Wohnung. Nicht zu vergessen sind der Chef der Spionage Charles Schulmeister mit seinen 24 Mann (F.).

Diese Polizei — so heißt es — hatte täglich mehr zu tun, da sich die Bevölkerung Erfurts allmählich verdoppelte und verdreifachte. Die Gasthöfe und auch die Privatwohnungen waren überfüllt.

D. Einlogierung der Gäste.

Wie nun in den einzelnen Häusern sich die Fremden einlogierten, erzählt uns anschaulich das Tagebuch von Lossius. Dort heißt es:

„Auch mein Haus (das Predigerdiakonat) traf die Ehre (als maison de l'Empereur bezeichnet zu werden), und nicht lange nachher kam der Direktor des französischen Theaters und nahm dasselbe nebst dem Seniorat für seine Gesellschaft in Beschlag. Sonderbar, daß gerade die Hauptwohnungen der lutherischen Geistlichen ausersehen waren, die Komödianten des französischen Theaters aufzunehmen: doch wen durfte dies bei dem großen Schauspiel befremden, wozu die ganze Stadt das Theater machte? Meine Gäste waren die beiden Demoiselles Duchesnois mit einem Bedienten, sie nahmen von meiner Studierstube und der großen Stube meines Hauses Besitz. Nach ihnen kam Herr und Madame Damas, die die Gartenstube bezogen. Mir blieb außer der unteren Wohnstube weiter nichts als die obere Schlafstube, Hannchen (sr. Tochter) ihr Stübchen und meine Bücherstube übrig, und überall wurden Betten aufgeschlagen, um die übrigen Gäste, meine auswärtigen Freunde, so gut sichs tun ließ, aufzunehmen, denn von nun an glich mein Haus einem Gasthofe, wo eins nach dem andern einkehrte. Die liebsten waren außer meinem Bruder Hofrat Kleine (?) mit seiner Frau aus Rudolstadt und Bruder (Schwager) Perthes mit seinem Sohne . . . Am 16. verließen Demoiselle Duchesnois und Herr und Frau Damas mein Haus, bezeigten sich bei ihrem Abschied sehr gefällig und dankbar . . . Ich erhielt die Versicherung, daß ich, wenn ich nach Paris käme, bei ihnen in der St. Honoré-Str. freies Logis auf beliebige Zeit finden solle."

E. Äusserer Eindruck der Stadt.

Interessant sind die Schilderungen Erfurts aus den von den Kongreßgästen bezogenen Wohnungen seitens der damaligen Beobachter. Zunächst schildert der Franzose Vandal auf Grund seiner Quellen Erfurt folgendermaßen (I, 411 f):

„Erfurt erwartete sein Schicksal, ungewiß ob es sächsisch oder westfälisch werden solle, ob es dem Fürstprimas zugewiesen werde oder einem Großherzog zufalle, da erfuhr es, daß die Mächte der Erde sich in seinen Mauern ein Rendez-vous geben wollten und daß die Dinge dieser Welt hier zur Verhandlung kommen sollten. Diese Nachricht setzte alles zunächst in Verwirrung. Eine ruhige Stadt von Bürgern und Beamten, hatte Erfurt keinen großzügigen Schnitt, auch paßten seine Verhältnisse wenig zu dem unerwarteten Schicksal, zu dem es ausersehen war. Seine gewundenen Straßen, die schlecht gepflastert und abends nicht erleuchtet waren, seine unregelmäßigen Plätze erschienen wenig geeignet zur Entfaltung von Aufzügen und zu Entwicklungen der Truppe. Seine schmalen Häuser mit spitzen Giebeln, malerischen Fassaden, an denen die Kunst des 16. Jahrhunderts hübsche plastische Verzierungen angebracht hatte, hatten soeben noch genügt, den ganz intimen Luxus einer wohlhabenden Bürgerschaft aufzunehmen, entsprachen aber nicht den notwendigen Ansprüchen der großen Hofpersönlichkeiten. Mochte es sein, wie es wollte: der Herr hatte gesprochen, Erfurt hatte aufgehört, sich anzugehören, es mußte sich für einige Tage zur Hauptstadt umgestalten lassen . . . Dem Einzug der Soldaten folgte der von Beamten, Agenten und Handwerkern: sie erschienen in langen Zügen, wertvolle Wagenreihen mit sich führend. Unter ihren Händen verschönerte sich alles. Das Gouvernementsgebäude änderte sein Mobiliar . . . das alte Theater erglänzte von neuem . . . gewisse Bürgerhäuser, die zu Wohnungen für die Gäste des Kaisers ausersehen waren, erhielten eine luxuriöse Ausstattung und nahmen das Aussehen von Palästen an . . ."

Thiers (Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs) sagt im 32. Buch, das ganz Erfurt gewidmet ist, zum Schluß: „Napoleon hinterließ in stiller Einsamkeit jene kleine Stadt, die er einen Augenblick aus ihr gezogen, um sie mit Geräusch, Glanz und Bewegung zu erfüllen und sie dann wieder in ihre frühere Dunkelheit zurücksinken zu lassen. Sie wird indes stets berühmt bleiben als der Platz, wo die wundervolle Schaustellung menschlicher Größe stattgefunden hat."

Nicht minder anziehend ist die Schilderung des Eindrucks, den die Stadt am 8. Oktober auf Caroline Sartorius, nachmalige

(Fortsetzung Seite 266.)

F. Kongressliste.

1908 Haus-Nr.	1908 Besitzer bezw. Bezeichnung	Erh. seit 1808	1826 Haus-Nr.	1808 Haus-Nr.	1808 Besitzer	1808 Kl.	1774 Wert in Guld.	Hausname 1808	Gäste 1808
					1. Anger.				
1	Kaufhaus Römischer Kaiser	nichts	1526	896	Silber, Gastwirt 1807—1847	1	2000	Gasthof zum (Römischen) Kaiser	von Weise (F. Weiss), Hofmarschall u. Geh. Rat z. Sondershausen Nach F. Grf. Gogau v. Prag und Divisionsgeneral Suchet (seit 2. Okt.).
2/3		nichts*	1524/3	898/9[1]) (P. 898)	von Piper, Kaiserlicher Rat, Postdirektor Haus 1524 1786—1815 Haus 1523 vor 1754—1819	1	500 + 1000	H. u. B. zur Weinhaue und H. u. B. zum Lindwurm	Fürst von Thurn u. Taxis mit Gemahlin (Schwester der Königin Louise v. Preußen). von Leikampf, Geh. Rat.
4	Preussischer Hof	nichts	1522	900	Stolze, Gastwirt 1806—1831	8	900	Gasthof zum halben Giebel	Fürst von Reuss-Ebersdorf. Graf von Lerchenfeld aus Cassel.
6	Divisionsgebäude	erh.	1520	919	Triebel, Fabrikant 1799—1821	1	1400	Zur grünen (goldenen) Aue u. zum Cardinal	Kaiser Alexander I. mit Gefolge: Fürst Wolkonsky. Fürst Galizin, procureur der St. Synode (Pa.) Fürst Kurakin (P. Kacarin, a. Gagarin) Labenski, Generalkonsul (P. Laebenski). Grf. Tolstoy, Grossmarschall (einige Tolskoy).
7	Schneider, Kfm. und Stadtrat (früher Wapler)	nur z. T. erhalten, Fassade verändert	1519	920	Dr. Büchner, Biereige von 1743—1825	2	1000	Zum güldenen Aaron	Russischer General von Canicow, Gesandter am Sächsischen Hofe.
10	Hegelmann, Mechaniker	nichts	1516	923[2])	Dr. Hadelich, Justizkommissar v. 1748—1873 Mieter: Präsident von Reck	2	1000	H. u. B. zum weissen Löwen	Minister und Staatssekretär Maret (wohnte beim Präsident. v. Reck). Er besorgte die öffentliche Korrespondenz Napoleons.

21	Neumann, Möbelfabrikant	nichts	1757	1332	von Clemens, Hofrat v. 1736—1851	6	1060	Zum Riesen und Kleeblatt	Die ... Genannt werden (Beyer Tagebuch): de St. Cloud, Pagenhofmeister. de Beaumont, de Georgiac, de Berlaymont } Pagen. v. Bülow westfälisch. Finanzminister (bei Prof. Schorch)
22	Sehnert, Bäckermeister	nichts	1756	1363	Frau Rätin Pape v. 1738—1819 Mieter bis 1823: Prof. Schorch, seit 1823 Besitzer	9	450	Zum (grünen) Hirsch	
23	Magdeburger Privatbank, früh. „Klemme“	nichts	1755	1364 (F. 1360)	Frau Kammerrat Reinhardt (Gemahl † 20. Sept. 08) 1781—1845	1	1000	Zur hohen Tür und Küche	König von Württemberg[4]) u. Gefolge: General von Dili (Dille od. Dillen). Graf von Salm, Flügeladjut. Graf von Taube, Staatsminister. Graf von Görlitz, Oberstallmeister (so B., C. u. andere: Graf Göritz). von Moltke, Kammerherr und Flügeladjutant. von Breuning (B. von Brunning), von Spether (B. von Speth). } Reisestallmeister
28/29	Wiedemann Weinhändler	erh.	1750/49	1411/12	Schernitz, Fabrikt. von 1797—1820 dann Tochter Doroth. Christine geb. von Resch, —1828 (†) vorh. Mieterin	3	900	Zum grossen Schwanentreiber u. z. Paradies	Berthier, Fürst von Neufchatel, Vizeconnétable.
34	Gärisch Gastwirt (Leisering, Kfm.)	nichts	1744	1523[5])	Lange, Kaufm. 1800—1815	6	300	Zum Grünspecht	Talleyrand, Fürst von Benevent, Großkammerherr, Vicegrand électeur.

[1]) Dies Haus bot damals den einen der beiden bedeutendsten „Salons“ von Erfurt. Er zeigte (nach Vandal I, S. 458) einen mehr aristokratischen Charakter und eine antifranzösische Färbung. Mittel- und Anziehungspunkt des Salons war die Fürstin von Thurn und Taxis. Hier verkehrt (Talleyrands Memoiren I. 322) jeden Abend Talleyrand, der hier den Zaren gewöhnlich schon vorfand, manchmal auch der österrerchische Gesandte, Baron von Vincent.

[2]) Der zweite bedeutende Salon. Er wird von Vandal (I, S. 458) ein neutrales Terrain genannt, das ebenso der Wissenschaft wie der Politik offen stand, wo man mitten unter Marschällen Goethe über die französischen Tragiker sprechen hören konnte. Anziehungspunkt war die Frau Präsident von Reck, die durch Jugend, Anmut und jeden Reiz echter Weiblichkeit eine Erscheinung bot, die nicht nur aller Augen auf sich zog, sondern auch in jedem Gemüt wohltuende Eindrücke hinterließ (vergl. v. Müller 227 ff.). Hier verkehrte Prinz Wilhelm und die preußische Partei, aber auch Notabilitäten anderer Nationen. Maret lernt hier Goethe kennen und schätzen und veranlaßte die Berufung Goethes vor Napoleon. Der Chef der französischen Spionage Charles Schulmeister ließ diesen Zirkel scharf beobachten (F.). Daß Maret bei von Reck wohnte, bezeugt ausdrücklich Caroline Sartorius (Deutsche Rundschau Bd. 101, S. 156). Der (Vize)Präsident schrieb sich von Reck, nicht von Recke oder von der Recke.

[3]) In ihren hübschen Kostümen stolzierten sie die Straßen auf und ab. Page Gabrias schrieb seiner Mutter von Erfurt 4 Briefe, die uns erhalten sind (s. u.).

[4]) Se. Majestät waren schrecklich dick und mußten aus dem Wagen herausgeschrotet werden (Beyer, Tgb.).

[5]) Vor Talleyrands Hause fuhren fortwährend Equipagen vor; die deutschen Fürsten suchten seine Gunst zu erringen. Und doch war der große Diplomat damals schon dem Kaiser entfremdet.

1908 Haus-Nr.	1908 Besitzer bezw. Bezeichnung	Erh. seit 1808	1826 Haus-Nr.	1808 Haus-Nr.	1808 Besitzer	1808 Kl.	1774 Wert in Guld.	Hausname 1808	Gäste 1808
					Anger (Fortsetzung).				
37	Lucius (seit 1833)	erh.	1741	1560 (F. 156)	Winkopp 1793—1833 Mieter: von Dacheröden, Präsident	6	750	Zum gr. u. kl. (neuen) Schiff	Fürst von Rudolstadt u. Gefolge: Stallmeister (Kanzler?) von Kettelhodt (B: tt) (auch im weißen Roß). Kammerherr v. Gleichen. Alle drei bei Herrn von Dacheröden (nach F. auch Mde de Beulwitz, die Schwägerin Schillers).
38	desgl. (seit 1815)	erh.	1740	1559	Spoenla, Assessor 1767—1815 Tochter heiratet Herrn Lucius	6	800	Zum güldenen Hecht	Prinz von Sapieha, Kammerherr Napoleons
39/40	Kaufhaus Merkur (Kfm Knorr)	nichts	1727/26	154/56	Soller und Gottschalk 1727: 1803—1841 1726: 1808—1820	1	450 + 500	Z. kl. Schweinsköpfen	de Beausset, Kaiserl. Palastpräfekt. Dechamp, Emmeri } Fourier du palais. Gentil, Domänendirektor.
41	Gebr. Hesse	im Erdgeschoß Läden, sonst i. a. erh.	1707	2559 (V. B. G. 1520)	Joh. Melchior Nagel sen. 1804—1822	2	550	H. u. B. zum Pfau	Constantin, Großfürst von Rußland, Bruder Kaiser Alexanders I.
42	Eduard Kühne	z. T.	1706	1528 (T. B. 652 Hptm von Brand zu St. Lorenz)	Hupel 1787—1810 Mieter:[1]) Hauptm. von Brand, Stadtinsp. Windhorn Registr. Reich (?)[2])	10	500	H. u. B. zum roten Bär	Graf von Arovsky aus Rußland. Herzogin von Hildburghausen. Baron v. Dalberg, Gesandter des Erbgroßherzogs v. Baden in Paris.
45	Schnabel, Kaufmann	nichts	1703	1525	Mettenheimer, Kaufmann 1803—1811	5	400	Z. kl. Turm	Boulanger, Administrator der Posten. von Grube, Postinspektor.
53	Mensing, Musikalienhdl.	nichts	1696	1477	Reinhard, Pastor z. Barfüßern	ex.	- -	Pfarre	Le Coq, Preuß. Geh. Legationsrat. von Gall, Oldenburg. Oberstallmstr. von Zahnden (Zehnden G.), Kabinetssekretär. Herzog von Oldenburg, 28. Sept.
5	Lamm, Kaufm. (Deußling, Kunsthandlung)	nichts	1695	1478	Schwertfeger, Diakonus z. Barfüßern	ex.	—	Diakonat	

57	Alte Ressource (Restaur. Coburg)	nichts	1647	1444/45	Frau Reichard geb. Ziegler 1806—1809 Dr. Ritschl, Oekonom, damals Mieter, 1809—1834 Besitzer	12 7	40	Zum Marienbilde	Major von Franken, Flügeladj[illegible] Sr. K. H. des Erbgroßherzogs von Baden. Hauptm von Seither, desgl. Groos, Geh. Legationsrat.
59	Fa. Altmann	nichts	1691	1419	Rappe, Weinhdlr. 1803 bis vor 1870	7	500	Zum roten Schilde	Soult, Marschall (nach F. wohnte chez Rapp au Neumarkt 1419 Daru; offenbar Verwechslung).
60	Jacobskötter, Kfm.	nichts	1690	1418d (B: 142)	Prof. Dr. Löber, 1802—1814	12	500	Zur schwarzen Krone	von Wöllwarth, Oberhofmeister d. K H. Stephanie.
61	Wiener Café (früher Steinbrücksches Haus)	nichts	1689	1418 (B: unter de Remusat 1418, sonst 1420)	Rudolf Nagel jun., Kfm. 1802—1821 Mieter: Sekr. Knell Mstr. Müller jun., Glaser Faber, Amtmann u. Regierungsrat	8 7 6 7	Kein Wert angegeben	Zum Engel (Südflügel des alten Stotternheimschen Gebäudes)	de Remusat, 1. Kammerherr, Generalintendant der Kaiserl. Theater. 10. Okt.: Erbgroßherzog von Baden n Gemahlin Stephanie Napoleon und Gefolge: Frau Oberhofmeister von Venningen. Md. de Bourjolly, Hofdame. von Geiling, Kammerherr (n. a. Nr. 57). von Helmstedt, desgl. Bei Faber: Herzog v. Sachsen-Gotha u. Gefolge: von Hartleb (F.) [?][3]. Baron von Thümmel (P. Thümel), Minister. Baron von Ziegesar. Baron von Herda. Baron von Wangenheim. von Hoff, Legationsrat. von Studnitz, Kammerherr.
67	Kaiserl. Post (vorher Kfm. Schulze)	nichts	1534	651 (B. P. 654)	Martini, Biereige 1806—1837	8	400	Zum Hirschbach	Graf Marschansky. Michlau (P.) (B. Michelhausen), Amerikanischer Konsul in Bremen. Albert de Spineck.
68	Kaiserl. Post (seit 1837 zur Post gezogen)	nichts	1533	652g (P. B. 654)	(Frau) Ratsmstr. Fischer 1734—1818 Aestimator Basmann	6	800	H. u. B. zum goldenen Schifflein	Prinz v. Troberskoi, Generaladjutant. Graf von Schuwalow (G. Schanolow), desgl. von Zandt, Stallmeister u. Leutnant (n. B. Hohe Lilie). von Zurwesten, maréchal de logis.

[1]) Hauptm. von Brand wohnt als Mieter hier 1807. Vielleicht war er 1808 in Nr. 652 (Anger 68) umgezogen. Nach 652 (Schlösserstr.) verlegt ihn auch F.
[2]) Der Registrator Reich hat (laut Adreßbuch von 1806) in Erfurt existiert. Er ist aber weder im Verrechtsbuch noch in der Mieterliste von 1807 aufzufinden.
[3]) Vielleicht v. Salisch. Nach dem Gothaer Fourierbuch reisten Oberschenk v. Salisch und Kammerherr v. Wangenheim am 29. September mit dem Herzog nach Erfurt.

1908 Haus-Nr.	1908 Besitzer bezw. Bezeichnung	Erh. seit 1808	1826 Haus-Nr.	1808 Haus-Nr.	1808 Besitzer	Kl.	1774 Wert in Guld.	Hausname 1808	Gäste 1808
					Anger (Fortsetzung).				
68	Kaiserl. Post (Alte Post)	nichts	1532	653	Kgl. Grenzpostamt in Berlin seit 1803, vorher in Privatbesitz	—	1200	H. u. B. zum Hirsche und Rosenberge	Harellé, Postdirektor.
69	Kaiserl. Post (vorher Saal, Kfm.)	nichts	1531	654	Hogel, Stadtschreiber 1761—1815[1])	8	400	H. u. B. zum Pfluge	Fürst von Reuß-Plauen-Greiz.
70	Kaiserl. Post (vorher Kaufm. Unger), seit 1834	nichts	1530	655	Frenzel 1780—1834 Md. Georgi	7	425	Zum güldnen Rade	Graf Oschorowsky, General-Adjutant. Fürst Dolgorucky? Graf Speransky, Minister Negotiant von Bacharach.
73	Kaiserl. Post (vorher Kuntzsch, Maurermstr.)	nichts	1372	658	Md. Georgi seit 1805—1823 (1771: Georg)	8	577	H. u. B. zur Weide	Bigi, Stadtkommandant.
					Kl. Arche.				
1	„Tribüne"	erh.	2493	2484	Gottfried Prohasky, 1803—1821	8	400	Z. gr. und kl. Mühlsteine	Marschall Mortier, Herzog von Treviso. Abreise 9. Okt.
					Bahnhofstraße.				
4	Fa. Rau, Juwelier.	nichts	1507	934	Dr. Burckhardt 1800—1839	7	350	H. u. B. zu den grauen Wölfen	Lauer, général de la gensdarmerie. Ankunft 5. Okt. (Hamb. Corr. 3. Okt.).
45	Frau verw. Hofzahnarzt Aumann	z. T. im Erdgesch. Läden	1764	1353	Hennigs, Buchhändler, 1805—1815	5	500	H. zum bunten Faß u. weißen Rädchen	Herzog Wilhelm von Bayern, Schwiegervater des Fürsten von Neufchâtel.
					Barfüßerstraße.				
12	Stiebritz, Geschäftsführer	erh.	1573	1535	Frau Regierungsrat Geyer 1804 1822	12	100	Zum großen Lindwurm	von Morgenstern, russischer Hofrat. Professor u. Direktor der Kaiserl. Bibliothek aus Dorpat

Eichengasse.

7	Kaiser	erh.	1924	1817	Graf Em. Mausi del Campo erbt das Haus 1810 von Frau Hofmarschall v. Winzingerode Bes. bis 1812	4	800	B. zum grauen Rock, zum Hahnstreit und zum Streichscheit	L'Abbé Briaucourt, Intendant von Erfurt. Derville, Commissaire ordinateur de guerre. Villemancy, Inspecteur en chef aux revues.

Eimergasse.

12	H. Noa, Möbelfabrik	nichts	1344	691	Wolfram, Schreiner 1804—1835	10	230	Zum großen wilden Schwein	Prinz Victor v. Hessen-Rothenburg.
23	Weber, Fabrikant	nichts	1193	700 (B: 698)	Md. Schuck 1809—1830 Franz Xaver Schuck, Stadtkassenrendant u. Steuereinnehmer 1807—1890	6	350	Zum Sittich	General Suchet. General Boursier.

Fallloch.

Eingeäschert am 6. November 1813.	2339	Vicar Jorg	4			4. Okt. Fürst-Primas von Dalberg (Weihbischof Kohlborn[2])
	2346	Demoriselle Spitz	10			Generalleutnant von Pfürdt, im Dienste des Fürst-Primas.

Fischersand.

45	Jacob, Restaurateur	erh.	2220	1972	Papst, Kontrolleuru.Rendant 1806—1876	5	500	Zur schwarzen Henne	Oberst von Zurwesten, maréchal de logis (auch Anger 68). von Schlotheim, Oberst u. Stallmstr. (siehe auch Hohe Lilie), beide auch Anger. von Zandt, Stallmeister u. Leutnant (a. G.: Anger 68). Alle im Dienst Jerômes.

[1]) Hier ist in der Unterstube die Wachtstube für die Wache vor dem Triebelschen Hause (wo der russische Kaiser wohnte).
[2]) Kohlborn begleitete ihn (L.).

1908 Haus-Nr.	1908 Besitzer bezw. Bezeichnung	Erh. seit 1808	1826 Haus-Nr.	1808 Haus-Nr.	1808 Besitzer	1808 Kl.	1774 Wert in Guld.	Hausname 1808	Gäste 1808
				Fischmarkt.					
7	Cafè Roland	erh. Erdgesch. z. T. verändert	2525	2620 (B. u. P. 2610)	Besitzerin: Frau Stahlfort 1774—1809 Mieterin u. seit 1809 Besitzerin: Frau Hofrat Weißenborn geb. Stahlfort	4	1200	Zum roten Ochsen	General-Gouverneur Graf Oudinot.
13	Walthers Eisenhandlung	erh. Erdgesch. z. T. verändert	2555	2626	Bernhard Philipp Boûtin,[1]) Kaufm. von 1774—1844	1	1800	Zum breiten Herd	König August von Sachsen u. Gef.: Graf von Bose, Kabinettsminister. Graf von Marcolini, Oberstallmeister. von Gabelenz, Kammerherr. Oberst von Gutschmidt, Oberst von Funcke, Oberst von Petrikowsky } General-adjutanten. Major von Thielemann, Flügeladjutant. (Graf von Haag, Kammerherr, nach Constant.)
				Friedrich Wilhelms-Platz.					
31	Hohe Lilie	erh.	2267	2116 (P. 2161)	Stolze, Kaufm. 1803—1817 seit 1817 Commandantur	1	1000	Gasthof zur hohen Lilie	4.—10. Oktober: König von Westfalen u. Gefolge: Königin von Westfalen (Prinzessin von Württemberg.) Graf Truchseß von Waldburg, Oberstallmeister. General d'Albignac (B.) desgl. Prinz von Hessen-Philippsthal. General von Uslar. Gräfin Bocholz. Graf von Wellingerode, Gr. Marschall des Palastes. von Zandt, Stallmeister u. Leutnant des Königs von Westfalen. von Schlotheim, Oberst und Stallmeister des Königs von Westfalen [illegible]

34	Thüringer Hof	erh.	2264	2119	Leibing, Gastwirt 1806—1827	4	2500	Gasthof Thüringer Hof	[illegible] Major von Falckenstein. de Bigot, Kammerherr des Königs von Westfalen. Graf von Bocholz, Großzeremonienmeister und Geh. Staatsrat des Königs von Westfalen.
35	Ramann, Weinhandlung	erh.	2263	2120	Ramann, Weinhandlung 1796 bis heute	6	500	Zum Bocke	Graf von Fürstenstein, Minister des Königs von Westfalen (nach Constant: Constantin, Großfürst von Rußland, bei Remanu).
					Futterstraße.				
1	Gasthaus zum Kronprinzen	z. T.	1216	481	Frd. Sommer 1805—1843	8	300	sonst z. grünen Schilde u. zum Schwan genannt	Chevalier de Bordeaux, Geh. Legationsrat des Königs von Holland.
2/3	Zieglersches Haus zum Rebenstock	erh.	1215	482	Kfm. Emminghaus[2]) 1801—1814	3	800	Zum Rebenstock	In den ersten Tagen des Oktober angekommen (nach v. M.): Prinz Wilhelm von Preußen. Prinz von Hessen-Homburg. Major Graf Golz.
4	Stengers Erben	nichts	1214	483	Postsekretär Rumpel 1791—1832	10	300	Zum Weinfaß	Graf v. d. Golz, Preußischer Minister des Auswärtigen. Lacroix, Sekretär. (B.): Kriegsrat von Decken.
12	Otto, Kaufm.	erh.	1225	499	Reg.-Rat Döring 1781—1835	6	1200	H. u. B. zum Würzgarten und Aaron	(P.) von Schulepoff, (B.) von Schouwalov, von Creidemann, von Gervais } Russische Staatsräte f. d. ausw. Angelegenh. Graf Oguroffsky,[3]) wirkl. Kammerherr (B. Ossorowsky, V. Ozaroffsky). von Bethmann, russ. Generalkonsul in Frankfurt a. M. Assessor Froeding.
13	Schotte, Kaufm.	erh.	1224	497	Md. Boûtin 1796—1818	1	300	H. u. B. zum gekrönten Löwen u. kl. Wachsberge	Graf Romanzow, Russischer Minister des Auswärtigen.
15	Teichmann (w. Hälfte des Kaisersaals)	nichts	1222	495	Assessor Reisland 1808—1827	10	300	Zum großen Tränker und Christoph	(B.) von Gemmingen Königl. württ. Gesandter in Cassel. Erbgroßherzog v. Hessen-Darmstadt. Oberst von Meraville (K.: Maraville) im Gefolge des Erbgroßherzogs von Hessen-Darmstadt. Bretelle, Kriegszahlmeister.
17	Franck, Rentiere (vormals TrägerschesHaus)	nichts	1220	493	Träger (Dreger) 1712—1842	6	600	Zum schwarzen Bärenkopf	

[1]) Boûtins waren schon am 14. September zum Justizrat Kopp zu Predigern gezogen (Predigerstraße 7).
[2]) quartier général de nos ennemis (V a).
[3]) Graf Oransky bei Constant?

1908		Erh. seit 1808	1826 Haus-Nr.	1808			1774 Wert in Guld.	Hausname 1808	Gäste 1808
Haus-Nr.	Besitzer bezw. Bezeichnung			Haus-Nr.	Besitzer	Kl.			
				Johannesstraße.					
15	Wwe. Schilling (früher Haus des Kapellmst. Golde)	erh., Laden verändert	1134	457	Md. Beck 1774—1814	10	300	Zum grünen Jäger	Geh. Rat Stegmann, Direktor der Berliner Bank.
136	Kästner, Fabrikbesitzer	erh.	969	136	Belling, Kaufm. 1795—1865	4	200 + 250	Zur grünen Gans u. zum schwarzen Rade	General Laurent. Hofrat Platner. Finanzrat und Bankier Frege aus Leipzig.
144	Riese, Möbelfabrikant	nichts	955	148	Rost, Biereige 1777—1833	8	500	Zur blauen Tür	Bernetti (B.: Pernetti), Divisionsgeneral.
160	Allg. Anzeiger	nichts	1166	170	Md. Bernhardi 1779—1828	4	450	Zum bunten Schilde	Graf Tolstoi, russischer Gesandter in Paris. (spät.: Botschaftsrat v. Nesselrode.)
162	Meyer, Kaufm.	erh.	1164	470	Rudolphi 1799—1815	8	550	Zum grossen Pflöcken	Graf von Lüben.
164	Katasteramt seit 1817	erh.	1162	472	Hauptmann Born 1798—1817	3	1200	Zum Lilienfaß	Ankunft 24. September: Caulaincourt, Herzog von Vicenz, Generaloberstallmeister, französ. Gesandter in St. Petersburg.
170	Gasthof zum Ritter (Name seit 1821)	nichts	1156	478	Mieterin: Frau Oberst von Knorr Besitzerin: Frau Major von Sticks 1782—1821	8	550	Zum goldenen Kreuz	Champagny, Minister der auswärt. Angelegenheiten.
	Kaufmänner-Pfarre			706 (F. 2116)	Pastor Wahl				Freiherr von Vincent, Kais. Oesterr. Feldmarschalleutnant u. Gefolge: von Ogonelika, Rittmeister. Major Graf St. Adelgonde. Nach F. noch: Graf Rodolinka von Warschau. Gräfin [illegible] desgl.

Junkersand.

7	Apelsches Haus	erh.	1281	581 (F. 220)	Besitzer: Freiherr Ernst Wilh. v. Reibnitz 1804—1818 Mieter: Borberg, Weinschenk	3	200 + 700	Zum Palmbaum, sonst Sachsenhof	von Bourgoing, Franz. Minister zu Dresden. Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz. Graf von Schlitz.
8	Straßburg, Kaufm.	nichts	1280	582	Fabr. Silber 1792—1837	3	500	Zum Junkerhof	28. September (Tall.): Prinz Leopold von Sachsen-Coburg später König von Belgien (n. V. u. T. in Nr. 7).

Krämpferstraße.

17	Wenk, Glasermeister	erh.	1393	754/55	Kaufmann Ludwig Rappe 1808—1812	7	100 + 80	Zur Mittelrose u. zur kleinen Rose	Fürst von Dessau. Fürst von Waldeck.
63	Weisses Roß	nichts	1415	889/91	Voigt 1752—1851	4	200 + 600	früher H. u. B. zur roten Rose	von Wolffersdorf, Kammerherr, von Brandenstein, Kanonikus } aus Merseburg. Baron v. Schoeneberg (B Schoenberg). von Kettelhodt, Kanzler, von Bothe, Geh. Kabinetsrat } des Fürsten von Rudolstadt (s. Anger 37). Graf von Pückler. Herzog von Montdragon (T. B.), (logiert neben der Zechstube).

Lange Brücke.

29	Schmidt, Gastwirt (Rhein. Hof)	z. T. Läden im Erdgeschoß	1987	1842	Johann Georg Weber 1799—1851	3	1000	Schlehendorn	von Plessen, Geh. Rat und Minister. Fürst von Hohenzollern-Hechingen. Erbprinz v. Hohenzollern-Hechingen. von Hövel, Hauptm. u. Hofkavalier. von Kniestädt, Stallmeister. von Bauer, Hofrat.[1]
35	Röse, Kaufm. (Freundsches Haus) seit 1850	nichts	2019	1878	Bischoff 1784—1850	4	800	H. u. B. zum Raben und grünen Hirsch	Cannovil, maréchal de logis du palais.

[1]) Hier wohnte auch der weimarische Kanzler von Müller; Goethe hatte bei ihm eine Decke liegen lassen. (Goethes Briefe, Weimar 11. Okt. 1808).

1908 Haus-Nr.	1908 Besitzer bezw. Bezeichnung	Erh. seit 1808	1826 Haus-Nr.	1808 Haus-Nr.	1808 Besitzer	Kl.	1774 Wert in Guld.	Hausname 1808	Gäste 1808
				Lange Brücke (Fortsetzung)					
36	Frl. Beyer Eigent.: Fischers Erben (Schillerhaus)	z. T.	2018	1877	Beyer, Holzhändler 1793—1881	10	300	H. zum Bürgerstreit	Jolliver, Staatsrat von Cassel. Mosdorf, franz. Präfekturrat.
54	Frau verw. Restaur. Schnake (Aumann)	z. T.	2337	1991	D. Mai 1788—1839	7	250	Zum Radekasten nachh. Badestube zum Sonnenblick	Prinz Reuß 61.
57	Seiffert, Rentier	z. T.	2334	1994 (P. 1094)	Bes. Gottlieb Simon Herrmann 1707—1834 Mietsmann (?) Dr. Hartung	6	600	Zum großen goldenen Sonnenblick	Graf von Beust, Primatischer Minister in Paris.
				Marktstraße.					
5	Buerschaper, Kaufm.	nichts	2517	2428/9	Franke, Justizdirektor 1805—1809	6	200 + 900	Zum stolzen Knappen und goldnen Stern	Albert, General.
21	Hoffmann, Fabrikant	erh.	2296	2451	Hoffmann, Fabrikant 1797 bis heute	2	900	Zum Pfluge	Am 4. Oktober: König Max Josef von Bayern (Schwiegervater Eugens). Fürst (B. Freiherr) von Montgelas. Graf von Reuss, Graf Wartenburg } General-adjutanten. Freiherr von Veten, Oberpostamtsdirektor.
34	Treitschke, Bierbrauereibes.	erh.	2620	2380/81	Fam. Treitschke, von 1760 bis heute	1	1000	Z. gr. u. kl. Stör, z. goldenen Gans u. z. Leoparden	Baron Schulz von Ascherode. Cubanes Pleumisson colond (nach dem Protokoll der Stadt- u. Land-deputation vom 8 Nov. 1808).
35	Chrestensen, Hoflieferant	erh., im Erdgesch. z. T. neue Läden	2616	2385	Kronbiegel, Kfm. 1790—1818	1	1200	Zum goldnen Schwanring	Fürst von Reuß-Löbenstein. Oberstleutnant von Beulwitz

54	Scheer	nichts	2561	2416	Nutzinger, Kfm. Güldnes Faß: 1744—1822, weißes Roß 1731	6	500 + 300	Zum weißen Roß u. güldnen Faß	Graf von Schönburg [illegible] Gesandter in Cassel. Le Cannus, General, Aide Major.
56	Realgymnasium (Himmelspforte)	nichts	2516	2430 (B. V.: 2420)	Prof. Dominicus (d. letzte Collegiat des Collegiums z. Himmelspforte) 1840 der Komune gehörig	ex.		Z. alten Hofstatt, z. Himmelspforte, früher z. Falkenstein	Fürst von der Leihe.

Neue Straße.

4	Fa. Griesbach	nichts	2414	2578/9	Kfm. Kallmeyer[1]) 1806—1842	6	200	Zum wilden Mann	Französischer General Boyer.

Neuwerkstraße.

6	Dörnberg & Co.	z. T.	1734	1554 (P. B. F.: 1549)	Nordmann, Oekonom 1799—1851 (bei Dr. Schwartz nach F.)	8		Zum schwarzen Hasen u. Ochsenkopf	Herzogin von Württemberg. Prinz von Hohenlohe, Major und Adjutant des Herzogs Alex. von Württemberg.
10	Kaufhaus Germania	nichts	1728/9	1547/8	Kaufm. Kuhn (Pfarrhauptmann) 1803—1852	ex.		Zum sog. kleinen Brauhause	Prinz von Hohenzollern.
19	Hausmann, Kfm. seit 1843	erh.	1906	1776	Rabe 1793—1843	6	800 + 200	H. u. B. zum Kranich	Darn, Generalintendant au chef, kam am 1. Oktober mit 6 commissaires ordinateurs u. 10 Sekretären.
20	Blume, Kaufm., Schneidermstr.	z. T.	1905	1775	Baron v. Stengelin Mecklenburg. Kammerherr, privatisierte von 1804—1810 in E. 1804—1821 Bes.	5	600	Zum roten Specht	Herzog von Mecklenburg-Schwerin. Kammerherr von Oerken (Oerhen B.),

[1]) B.: an der Straße.

1908 Haus-Nr.	1908 Besitzer bezw. Bezeichnung	Erh. seit 1808	1826 Haus-Nr.	1808 Haus-Nr.	1808 Besitzer	1808 Kl.	1474 Wert in Guld.	Hausname 1808	Gäste 1808
Paulstraße.									
13/14	Köhler, Schlossermstr., Hopfesches Grundstück	nichts	2391/2	2555	Taschner 1797—1831	6	900	Zu den schwarz. Böcken	Direktor des französischen Theaters Dazincourt.
Predigerstraße.									
3	Predigerpfarrhaus	erh.	2395	2558	Senior Engelhardt	ex.			Eine Anzahl franz. Hofschauspieler.
4	Diakonat der Prediger-Gem.	erh.	2394	2557	Diakonus Lossius † 1817	ex.			Die beiden Demoiselle Duchesnois. Herr und Frau Damas.
10?	Steiniger	nichts	2463/5	2480 (B. P.: 1480)	Schilling,[1]) Sekretär	a 9 b10 c10		Zum Eberzahn	Prinz von Schleiz. Major von Falckenstein, Geheimrat von Stauch } cf. Thür. Hof.
Regierungsstraße.									
7	Noeller, Rentier	erh.	1720	1838	Md. Güttel 1787—1847	8	600	H. u. B. z. gr. Grabscheit	Savary, Herzog v. Rovigo, Divisionsgeneral. Adjutant Hops.
13	Kleemann, Kfm.	erh.	1981	1832	Hupel, Pfarrhauptmann nach 1766 / vor 1774 } —1819	ex.	800	Zu d. 3 Hämmern u. zur güldenen Rose	Henri, Oberst der Gensdarmerie d'Elite. von Wolzogen, Geh. Rat (B.: Wohl zogen).
18	Elschner-Passage	nichts	1977	1813	Sondermann 1799—1825	6	850	Gasthof zum Trommelscheit	Graf von Keller.
63	Kirchner, Buchdruckerei (Alte Thuringia)	erh.	2030	1888	Bernhardt, Fabrikant 1804 —?	1	650	Zum goldenen (gelben) halben Mond	Marschall Lannes. Herzog von Montebello.
64	Apell, Weinhdlr.	erh.	2029	1887	Burckhard, Weinschenk 1798 1803	1	1200	Zum Schiffchen	General Claparède.

71	Hoppe, Schirmfabrikant	z. T., i. E. Läden	1717	1840	Jacob Lucius, Fabrikant 1801—1834	1	450	Zur Weißenburg	Nansouty, General [illegible]
72	Büchner, Brauereibesitzer (Vaterland)	erh.	1716	1839	Weimarisches Geleite bis 1834	1	1200	Zum goldnen Stern	Herzog[2] } Erbprinz } von Weimar. Baron von Einsiedel. Geh. Rat von Goethe. Geh. Rat von Wieland.
73	Kgl. Regierung	erh.	1711	—	Kaiserl. Palais				Napoleon. Großmarschall des Palastes Duror. Herzog von Friaul. Lauriston, General. Cavalotty, Stallmeister (Cavaletti B.). Meneval } Fain } Privatsekretäre. (B.: Meimerei und Freie). Joan (Yvan?) Wundarzt d. Kaisers

Schlösserstraße.

8	Zum alten Gymnasium hinzugezogen (Lucassches Haus)	nichts	1678	639	Dr. Karl Heinemann, Amtmann 1791—1816	7	340	H. u. B. zum Regenbogen	Tardieu, Kriegskommissair.
19	Hammer, Kaufm.	z. T.	1668	628	Frau Dr. Rumpel 1783—1814	3	700	Z. gr. u. kl. Anker	von Hammerstein, Herzogl. Oldenb. Staatsminister (war erst spät gekommen und hatte dadurch den Herzog in Verlegenheit gesetzt. v. M.)
49	Post, Ecke Anger	nichts	1536	648	Mieter: Leutnant von Hemtbold, Besitzer: Prof. Trommsdorff seit 1714 bezw. 1796	8	100 + 100	Zum grünen Stiehl	von Bechtolsheim, Kammerherr (seine Gemahlin wird vom Fürstprimas immer Klio genannt).

Außerdem führt Beyer ohne Wohnungsbezeichnung an:

Graf von Schwichteln aus dem Hannoverschen,
Pennet, Divisionsgeneral,
von Wrede, Freiherr,
von Ulloa, spanischer Gesandter am sächsischen Hofe.

---

[1]) Ein Schilling wird im Adreßbuch von 1806 genannt. Er kommt aber im Mietsverzeichnis nicht vor.
[2]) Nach Constant auch die Herzogin.

Freiin von Waltershausen machte, die mit ihrem Gemahl, einem Göttinger Professor, nach einem Besuch bei Goethe auch Erfurt in jenen Tagen besichtigte (Deutsche Rundschau 1899 Bd. CI, S. 154):

„Wenn man nie eine große Stadt gesehen hat, so kann man sich von dem Leben, das dort (in Erfurt) herrscht, keinen Begriff machen. Selbst in Paris, glaube ich, kann es (Erfurt) nur mit den Stadtteilen verglichen werden, die dem Hofe nahe liegen und auf jeden Fall muß sich der Glanz dort mehr verteilen als hier, wo sich soviel Pracht und Herrlichkeit in den wenigen guten Straßen einer mitteldeutschen Landstadt konzentrierte . . . .“

Ein gewaltiger Glanz entfaltete sich also in der Stadt, in der Napoleon „seine große diplomatische Schlacht schlagen wollte“ (Vandal I 425).

Thüringens ehrwürdiges Erfurt — so schrieb damals die Casseler Zeitung — ragt jetzt über die ansehnlichsten Städte Europas empor und ist gleichsam mit dem Olymp der Alten zu vergleichen.

II. Die wichtigsten Schauplätze der Ereignisse.

1. Empfang und Abschied Napoleons.

Am genauesten und — soweit man es beurteilen kann — zuverlässigsten wird der am 27. September 1808 vormittags 10 Uhr stattgehabte Empfang des Kaisers in G geschildert. Dort heißt es (I 44 ff):

„Fünfhundert Schritt vor dem Brühlertore hatte sich, wie ich schon bemerkte, unter Anführung des Herrn Stadtkommandanten Bigi, eines mit Recht allgemein von der Bürgerschaft verehrten Mannes, der Magistrat mit den Deputierten der Bürgerschaft, der hiesigen Universität und der Geistlichkeit versammelt. Jetzt hielt der Wagen des Kaisers. Der Herr Stadtdirektor, Hofkriegsrat Baron von Dantzen überreichte auf einem vergoldeten Lavoir Sr. Majestät die Schlüssel der Stadt mit folgenden Worten: . . . Dann überreichte Herr Stadtdirektor, auf Velinpapier mit typographischer Schönheit gedruckt, eine kurze Anrede der Bürgerschaft . . . Diese Anrede wurde von Sr. Majestät dem Kaiser sehr huldreich aufgenommen, bei einigen Stellen äußerten Höchstdieselben während dem Lesen Höchstero Wohlgefallen und bezeugten dann mit der einnehmendsten und herablassendsten Verbeugung Ihren Dank."

Eine lokale Andeutung gibt noch B 392 mit der Bemerkung, der Kaiserliche Zug habe sich „den steilen Abhang bei der Cyriaksburg" hinabbewegt. Vom Abschied (am 14. Oktober 1808) heißt es im einzelnen (II B): „An derselben Stelle, wo der Magistrat und Universität nebst den anderen Dikasterien bei der Ankunft den Kaiser empfangen hatte, am Sibyllentürmchen (einem alten gothischen Monumente) waren sie wieder versammelt. Der Monarch neigte sich gegen den Herrn Rektor magnificus der Universität Plaridus Muth und den Stadtdirektor Kriegsrat von Dantzen. Anmut und Wohlwollen leuchteten aus allen Zügen des Monarchen."

Die Stelle, wo beide Szenen sich abspielten, läßt sich auf Grund der in den angeführten Berichten gegebenen lokalen Hinweise genau bestimmen. Das Brühlertor lag am westlichen Ende der Brühlerstraße an dem Punkte, wo heute auf der nördlichen Straßenseite ein Wasserspeier unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht: Der Wasserspeier selber ist der Schlußstein des ehemaligen Tores. Geht man von hier 450—500 Schritt auf der nach Gotha führenden Straße an dem heutigen Geleise der elektrischen Bahn entlang, so kommt man — am Ende dieses Geleises — an einen Punkt, wo sich die Straße dreifach gabelt. Rechts führt im Tale entlang die neue Gothaer Chaussee. In der Mitte zieht sich die alte Chaussee an dem Cyriaksburgberge entlang. Links zweigt sich ein Promenadenweg nach dem wenige Schritte entfernten Sibyllentürmchen ab.

Hier nur kann der Empfang und der Abschied des Kaisers stattgefunden haben. Der Zug bewegte sich beim Empfang „den steilen Abhang bei der Cyriaxburg herab," also auf dem mittleren Wege. Da wo er die Ebene erreichte, wurde er von den Deputationen naturgemäß begrüßt.

---

2. Begrüssung und Verabschiedung der beiden Kaiser Napoleon und Alexander.[1]

Bei Goethe heißt es (Ausgabe von Heinemann Bd. XIII, S. 400) unterm 27. September: „Herrschaften nach Erfurt, Napoleon kommt bis Mönchenholzen entgegen." Nach allen sonstigen ausführlichen Quellen fand die Begrüßung beider Kaiser am Nachmittage des 27. September gegen 3 Uhr, 2 Stunden von Weimar und 2½ Stunden von Erfurt statt, und zwar „bei Ottstedt" nach dem Zeitungsbericht aus Weimar vom 29. September im Hamburgischen Correspondenten in der Nummer vom Freitag, dem 7. Oktober und nach dem vom 30. September (ebenfalls aus Weimar) in der Frankfurter Ober-Post-Amts-Zeitung vom

[1]) S. die beifolgende Skizze, die ich Herrn Lehrer Imhoff aus Niederzimmern verdanke.

Samstag, den 15. Oktober, die beide, was die Begegnung betrifft, wörtlich übereinstimmen, also von derselben Persönlichkeit herrühren. W. II. f. bringt bis auf das Ende, wo die Erzählung ausführlicher wird, wörtlich diesen Zeitungsbericht, läßt also auch die Zusammenkunft „in der Nähe von Ottstedt" sich abspielen. G (II 91), wo im übrigen der Zeitungsbericht fast wörtlich wiedergegeben wird, läßt die Szene stattfinden zwischen den Dörfern Ottstedt und Mönchenholzen; zwischen die Dörfer Ottstedt und Nohra aber verlegt sie J und das von demselben Verfasser (offenbar C. Bertuch) herrührende Prachtwerk: „Beschreibung der Feierlichkeit, welche bei Anwesenheit Ihrer Majestäten der Kaiser Alexander und Napoleon und mehrerer gekrönter Häupter in Weimar und Jena am 6. und 7. Oktober 1808 von Sr. Durchlaucht dem Herzoge Carl August von Sachsen-Weimar veranstaltet wurden. Nebst einem Ueberblick Ihrer merkwürdigen Zusammenkunft in Erfurt. Weimar im Verlage des H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoirs 1809."

Prüft man alle diese Berichte näher, so wird zunächst klar, daß sie sämtlich auf zwei Urberichte zurückzuführen sind, daß beide aus Weimar stammen und zwar Gruppe 1, weil in den Zeitungen als aus Weimar stammend angegeben, Gruppe 2, weil in Weimar gedruckt. Ich gebe sie hier wieder und zwar den ersten nach dem Hamburger Correspondenten bezw. der damit wörtlich übereinstimmenden Frankfurter Ober-Post-Amts-Zeitung:

Ohngefähr 2 Stunden von Weimar und 2 1/2 Stunden von Erfurt, in der Nähe des Dorfes Ottstedt, war die Begegnung der beiden erhabenen Kaisermonarchen auf der offenen Landstraße. Der Kaiser Napoleon, begleitet von seinen Marschällen und Generals, kam im vollen Gallopp herangesprengt bis zu den ersten Wagen, die zum Gefolge des russischen Kaisers gehörten. Alexander selbst, der in einem der hintersten Wagen fuhr, sprang sogleich heraus, als er den Kaiser Napoleon von ferne (diese beiden Worte fehlen in der Frankf. Zeitg.) erblickte, so wie letzterer von seinem Pferde; beide giengen sich entgegen und umarmten sich aufs freundschaftlichste. Dann umarmte Napoleon auch den Großfürsten Constantin und stellte sodann dem Kaiser Alexander den Prinzen von Neuschâtel vor, dem Alexander eigenhändig den Russischen Orden der ersten Klasse umhing. Sodann erhielt die Eskadron Befehl, vorauszureiten. Beide Kaiser giengen

in einer Entfernung von 60—80 Schritten hinter den voraus-reitenden Dragonern Hand in Hand auf der Landstraße 300—400 Schritte weit zu Fuße allein und im lebhaftesten Gespräche begriffen. Das französische und russische Gefolge, das sich jetzt zu einem großen Zuge vereinigt hatte, folgte in einer Entfernung von 50—60 Schritt den beiden Kaisern.

Etwa nach einer Viertelstunde nach der gegenseitigen Begrüßung bestiegen beide Majestäten die bereitstehenden Pferde. Merkwürdig ist folgender Umstand: Kaiser Napoleon ritt nämlich an diesem Tage einen Rappen mit solcher Decke, solchem Zaun und Sattel, vollkommen dem gleich, welchen Alexander in Petersburg gewöhnlich zu reiten pflegte. Alexander schien dadurch auf das angenehmste überrascht zu sein.

Als beide Kaiser sich der Stadt näherten, wurde das grobe Geschütz auf den Wällen abgefeuert und mit diesen Batteriesalven unablässig fortgefahren, bis beide Majestäten in Erfurt abstiegen."

G bringt den letzten Absatz (von „Als beide Kaiser" an) überhaupt nicht. Nach „beide giengen sich entgegen" heißt es: und beide mächtigsten Beherrscher der Erde umarmten sich aufs freundschaftlichste im Angesicht des heiteren Himmels, der Ihre großen weltbeglückenden Entwürfe leiten wird.

Schließlich heißt es: „Ohngefähr eine Viertelstunde nach" usw.

W bringt statt des letzten Absatzes folgendes: „Als beide Kaiser sich der Stadt näherten, feuerten zuerst die beiden Abteilungen der hier befindlichen Artillerie und danach donnerte das Geschütz auf der Cyriaxburg, der Festung Petersberg und den Wällen von Erfurt. Jetzt sprengten beide Kaiser nebst dem Großfürsten Constantin und ihrem Gefolge vor den in Parade aufgestellten Truppen vorbei, voraus ritt der Marschall Oudinot. An den Zug schlossen sich die Husaren, dann die Cuirasiers. Hinterher fuhren zwei Staatswagen des Kaisers Napoleon und die Equipage des Kaisers Alexander. Die reitende Artillerie, welche unausgesetzt gefeuert hatte, bis beide Kaiser in die Stadt einritten, folgte endlich nach, und den Schluß machte die Infanterie.

Nach „beide giengen entgegen" heißt es genau wie in G, nur daß statt „des heiteren Himmels" steht „dessen".

Auch heißt es wie in G: „Ohngefähr eine Viertelstunde nach" usw.

Als der Urbericht erscheint derjenige des Hamburger Correspondenten. G hat ihn mit einer bezeichnenden Veränderung

abgeschrieben. W hat den Urbericht, aber auch G vor Augen gehabt und aus Erfurter Berichten das Letzte geändert bezw. vervollständigt.

Den zweiten Urbericht gibt J, Oktober 1808, S. 733 f:

„Nach ein Uhr fuhr Napoleon unter Vorreitung der Bürgergarde und eines Detachements Cuirassiers nach Weimar zu, stieg vor dem Thore aus dem Wagen, besah die Regimenter und ritt nun dem Kaiser Alexander entgegen, begleitet von Berthier, seinen Generälen und einem glänzenden Gefolge.

Zwei Stunden von Erfurt, zwischen dem Dorfe Ottstedt und Nora, nicht weit von einem am Wege stehenden grossen Birnbaum, war der merkwürdige Punkt, wo beide Monarchen sich trafen.

Alexander sprang aus dem Wagen, Napoleon vom Pferde; beide Kaiser umarmten sich mit freundschaftlicher Offenheit, und mit ihnen konnte man sagen, die Wünsche des Südens und Nordens. Napoleon umarmte gleichfalls den Großfürsten Constantin, stellte den Fürsten von Neufchâtel (Berthier) vor, und in lebhafter Unterredung gingen die Kaiser einige Zeit zu Fuße. Napoleon war mit dem blauen Bande des russischen Andreas-Ordens, Alexander mit dem rothen Bande des großen französischen Ordens geziert. Hierauf setzten sich die Kaiser und das ganze Gefolge zu Pferde."

Das „Prachtwerk" (s. o.) bringt in gekürzter Form dasselbe.

Den entscheidenden Fingerzeig gibt J mit dem Hinweis auf den „Birnbaum".

Diesen hieß es an der Chaussee Erfurt—Weimar auffinden. Zunächst machte ich den Versuch in Mönchenholzhausen. Doch hier fand sich keine Tradition über die Sache. Da wies mich in dankenswerter Weise Herr Lehrer Imhof-Niederzimmern nach Utzberg. Und dort wurde mir in bester Weise Bescheid erteilt. Der Bürgermeister des Ortes selbst, Herr Ziehn, führte mich an die Stelle, wo der fragliche Birnbaum einst — wie er es aus eigener Erinnerung wußte — gestanden hatte. Ich ging mit ihm von Utzberg auf dem nach Erfurt führenden Weg nach W. hin. Nach Zurücklegung von etwa 1150 m kamen wir auf die Staats-Chaussee, die von Weimar über Nohra nach Erfurt angelegt ist. Unmittelbar links nun von der Einbiegung in die Hauptstraße stand, so erzählte mir mein Begleiter, der fragliche

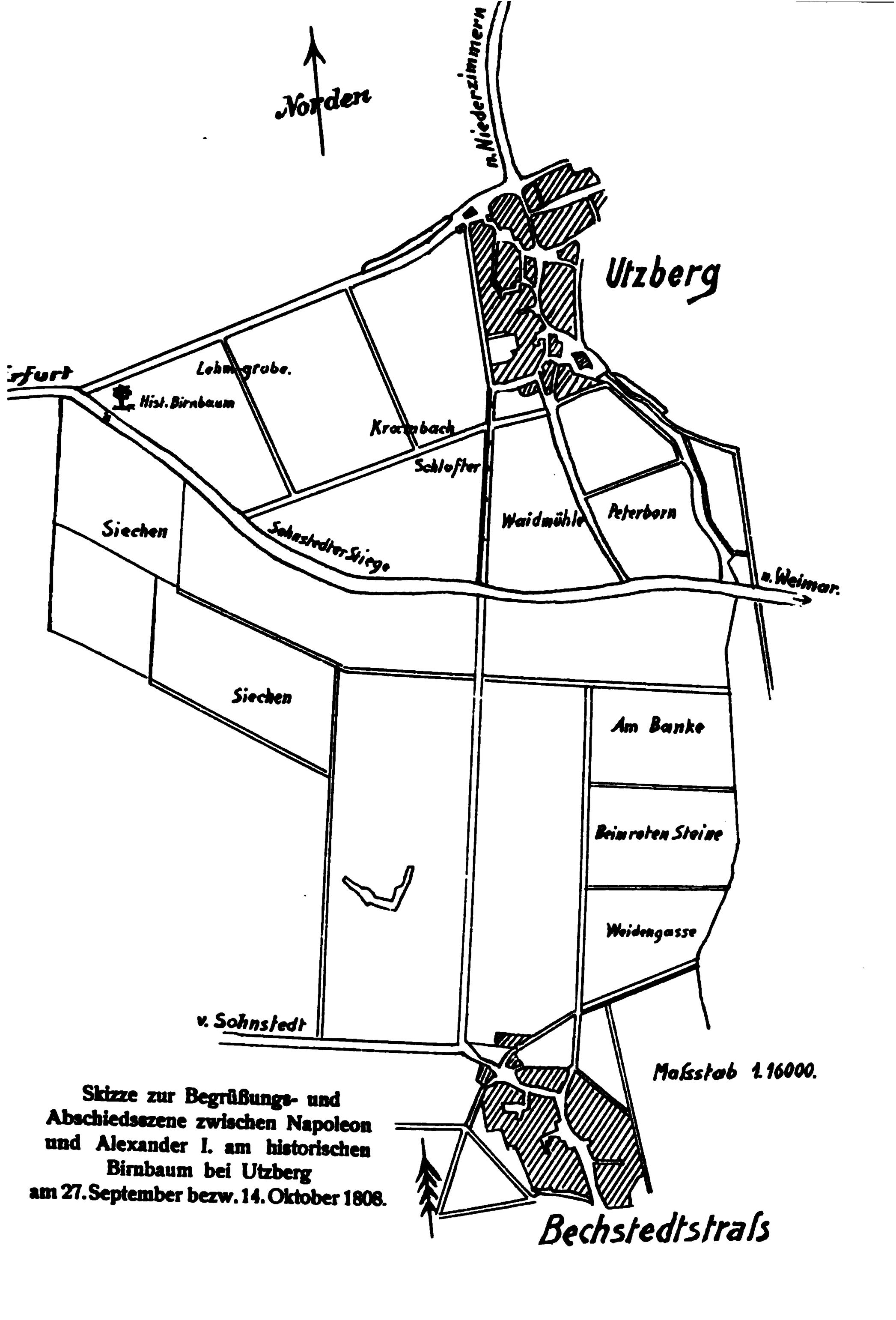
Birnbaum bis etwa zum Jahre 1857, wo ihn ein Blitzstrahl zerschmetterte. Er war groß und stark, unten befand sich rings um den Stamm eine steinerne Einfassung. Früher, d. h. vor der Separation, so erklärte mir Herr Ziehn weiter, mündete der Weg, auf dem wir gekommen waren, etwa 60—70 m weiter südöstlich in die Chaussee ein, so daß damals der Birnbaum rechts des Weges zu sehen war. Diese Beschreibung entsprach genau den anderen Erkundigungen, die ich über die Sache einzog. — Übrigens ist außer durch den Utzberger Weg die Stelle noch bestimmbar durch den Kilometerstein 11,2. Diesem gegenüber, etwa 10 m östlich vom Chausseegraben entfernt, stand ungefähr der Baum.

Noch heute wird der Flurteil nach dem Birnbaum oder kurz dem „Boom" genannt. In dem Zeitalter der Personenposten wurden hier regelmäßig die Pferde für den Postdienst zwischen Weimar und Erfurt gewechselt. —

Nicht im Einklang zu stehen scheint mit dieser Erklärung die Tatsache, daß, abgesehen von Goethe, der nur „Mönchenholzen" nennt, alle übrigen Berichte von „Ottstedt" reden. Dieser Ort liegt aber weit von der Straße ab, auf der Napoleon und Alexander gekommen sein sollen. Daß Napoleon die bei Linderbach befindliche Anhöhe hinauf galoppierte, erzählt B. S. 393 als Augenzeuge. Goethe, der gewiß sehr genau orientiert war, spricht von Mönchenholzhausen. Stimmen aber diese beiden Orte, so kann Napoleon dem Kaiser Alexander nicht auf dem weiteren Wege über das viel weiter nördlich liegeude Ottstedt entgegen gezogen sein, zumal wenn die Reise dann weiter über Nora ging, was ja wohl richtig sein wird. Ich weiß nur die eine Erklärung, daß G. Bertuch, von dem offenbar beide Urberichte stammen, Ottstedt und Utzberg verwechselt hat.

Ein Bild der Begegnung findet sich im Lahrer Hinkenden Boten vom Jahre 1810.

Zu beachten ist auch, daß die beiden Kaiser von der Begegnungsstelle her über Nohra, Mönchenholzhausen, Linderbach durch das Krämpfertor (nicht durch das Schmidtstedter) kamen. Damals ging die Hauptstraße durch jenes Tor; das Schmidtstedter würde übrigens für einen größeren Zug auch viel zu eng und bei seiner scharfen Biegung in der Mitte zu unbequem gewesen sein.



Skizze zur Begrüßungs- und Abschiedsszene zwischen Napoleon und Alexander I. am historischen Birnbaum bei Utzberg am 27. September bezw. 14. Oktober 1808.

Druck v. R. Borkmann; Weimar.

Gez. v. O. W. Imhof, Niederzimmern S.-W.-E.



3. Die Wohnung Napoleons, insbesondere sein Schlafzimmer und seine beiden Audienzzimmer.

Napoleon — so hieß es zunächst (TB) — werde seine Wohnung auf dem Fischmarkt, wo ja der Generalgouverneur Oudinot sich einquartiert hatte, und zwar im breiten Herde (damals Boûtin gehörig) nehmen. Bald aber wurde man eines anderen belehrt. In dies Haus zog nämlich am 26. September der König von Sachsen ein, während für Napoleon das Gouvernementsgebäude unter dem nunmehrigen Namen „Kaiserliches Palais" zugerichtet wurde. Hier war schon bei seiner ersten Anwesenheit in Erfurt am 27. Juli 1807 der Kaiser auf wenige Stunden abgestiegen. Von den verschiedensten Seiten wird bezeugt, daß von Paris aus dies Gebäude für die Kaisertage aufs vortrefflichste ausgestattet sei. So sagt Vandal I 42: „Das Gouvernementsgebäude wechselte sein früheres Mobiliar gegen ein neues im Stile des Kaiserreichs und wurde ausgeschmückt mit Bronzen, Vasen und Statuen. Die Wände der Zimmer, die hübsche Verzierungen aufwiesen, verschwanden unter den schweren Stoffen und Gobelintapeten, die Bilder der alten Fürsten, der unter dem Puder lächelnden Herzoginnen à falbulas machten den Emblemen des Kaiserreichs Platz; überall Adler, überall Goldbienen auf dem Purpur der Behänge verstreut." — Constant IV 59 sagt: „Man hatte aus der Pariser Mobilienkammer der Krone prächtige Möbel in großer Zahl, Fußböden — und Wandteppiche aus der Gobelinfabrik und der Savonnerie, Bronzen, Kronleuchter, Kandelaber, Armleuchter, Sèvres-Porzellan, kurz alles, was beitragen konnte zur Verschönerung der Meublements der beiden Kaiserlichen Paläste und derjenigen, welche durch die anderen Souveräne bewohnt werden sollten. Man ließ aus Paris eine große Menge Handwerker kommen." —

Aber von Paris allein können die Möbel nicht gekommen sein; denn laut den Verhandlungen der Stadt- und Land-Deputierten vom 5. November 1808 und 15. März 1809 (Stadt-

archiv Vb, 51 b) lieferten Gothaische Handwerker vor der Ankunft des Kaisers Möbel für das Gouvernementsgebäude. Die Kosten für dieselben müssen ziemlich hoch gewesen sein, die Gothaischen Gläubiger warteten noch am 15. März 1809 vergeblich auf Bezahlung, trotzdem laut Bekanntmachung im Intelligenzblatt vom 30. November „die für das hiesige Kaiserliche Palais angekauften und während der Anwesenheit Seiner Majestät im Gebrauch gewesenen Meubles“ den 12. Dezember und ff. Tage von 2—6 Uhr zur Versteigerung gekommen waren.

Auch wurden in den Zimmern der Mitteletage die eisernen Öfen herausgerissen und statt solcher Öffnungen in den Kamin gebrochen, ferner wurden in der Küche Veränderungen getroffen. Nach der Ansicht des Bauinspektors Schmidt (4. November 1808, Königl. Staatsarchiv-Magdeburg: Acte über die Unterhaltung des Gouvernementsgebäudes 1805—13) mußte alles in den vorigen Stand zurückversetzt werden, falls das Haus für die Zukunft bewohnbar sein sollte.

Weiter war am 17. September auf den Befehl des Maréchal de palais der Fußboden des einen Kaiserlichen Zimmers vom Tischlermeister Wolfram (Eimergasse 12) in Ordnung gebracht worden; dem Meister behielt man den Lohn vor mit der Erklärung: er solle sich doch von seinem Auftraggeber bezahlen lassen!

Am 27. September vormittag kurz nach 10 Uhr traf Napoleon also im „Kaiserlichen Palais“ ein. Unten an dem damaligen Doppelaufgang empfing ihn der König von Sachsen mit seinem Gefolge. Der Kaiser begab sich in seine Gemächer, inbesondere in sein Schlafgemach, kleidete sich um und erteilte Talleyrand und einigen anderen französischen Ministern, die vor ihm nach Erfurt gekommen waren, Audienz, zeigte sich währenddessen minutenlang am Fenster, zuletzt um 11 Uhr mit einem kleinen schwarzen und mit einer dreifachen Kokarde versehenen Hute (W.). Alles stellte sich in Parade: der Kaiser erschien, um über den Anger nach dem Fischmarkt zu reiten, wo er den König von Sachsen besuchte. Nach seiner Rückkehr (gegen 12) erteilte er dem Landrat von Resch und sämtlichen Amtleuten Audienz, sie wurden von 2 Marschällen in das Zimmer des Kaisers geführt. —

Wo war nun das Schlafgemach des Kaisers, wo waren seine Audienzzimmer? Wo wurde gespeist? Wo hielt der Dom-

dechant Meinong an den beiden Sonntagen des Fürstenkongresses am 2. und 9. Oktober Gottesdienst für Napoleon ab?

Wir gehen am besten aus vom Schlafzimmer. Die entscheidende Stelle hierfür ist die bei Constant. Seite 166ff. schildert dieser erste Kammerdiener des Kaisers das vielbesprochene Alpdrücken, das Napoleon in der Nacht vom 3. zum 4. Oktober gequält habe. Gerade nach dem Abend nämlich, so berichtet er, an dem Alexander I. im Theater bei den Worten in der Tragödie „Oedipus“: „Die Freundschaft eines großen Mannes ist ein Geschenk der Götter!“ sich erhoben und dem Kaiser Napoleon verbindlich die Hand gedrückt habe, sei in des Kaisers Zimmer ein Ächzen und Stöhnen vernehmbar gewesen, so daß er (Constant) im Nebenzimmer erwacht sei und dann sich vorsichtig in das Schlafzimmer begeben habe. Hier habe er den Kaiser aus seinem Zustand aufgerüttelt und von diesem erfahren, ihm sei im Traum ein Bär erschienen, der ihn habe erwürgen wollen. Constant erwähnt nun bei der Schilderung dieser Episode, man habe zum Schlafzimmer Sr. Majestät nur durch den Salon gelangen können, in dem er selber mit dem Leibmameluken Rustan sein Lager gehabt, unten an der Treppe aber sei eine Schildwache aufgestellt gewesen.[1]) Nun besitzen wir eine genaue Skizze der drei Stockwerke des Regierungsgebäudes aus dem Jahre 1711 (Magdeburger Staatsarchiv, wiedergegeben in der Abhandlung von Kortüm: „Die Bautätigkeit des Kurfürstl. Statthalters Philipp Wilhelm von Boineburg in Erfurt“, Zeitschrift: „Die Denkmalspflege“ 8. Mai 1901, S. 44). Dort findet sich ein einziges Zimmer, das im ersten Stock (eine Treppe hoch), in dem Napoleon unzweifelhaft wohnte und auch schlief, zu diesen Angaben von Constant paßt; es ist das Eckzimmer nach dem „Geleite“, dem heutigen „Vaterland“, bezw. nach der Markgrafengasse zu, das jetzige Sitzungszimmer der Kgl. Regierung, in dem auch die Akademiesitzungen abgehalten zu werden pflegen. Freilich war das Zimmer damals (vor dem Umbau des Gebäudes im Jahre 1816) etwas anders beschaffen als heute. Nach hinten (N., Marstallstraße) schloß sich ein Alkoven an, der den größten Teil des heutigen Wartezimmers umfaßte. Die Tür

[1]) Constant IV, 166. On ne pouvait donc entrer chez Sa Majesté que par le salon, où je couchais avec Roustan. Un factionnaire était placé au bas de l'escalier.

aber, die heute von diesem Wartezimmer aus nach dem Sitzungszimmer führt, existierte damals nicht. An der Stelle nun, wo man in diese Tür hineingeht, befand sich eine geheime Wendeltreppe (escalier dérobé), die also eingeschlossen war zwischen der heutigen Tür, der Fensterwand nach der Markgrafengasse zu und dem Alkoven, von dem aus eine geheime Tür nach der Treppe führte. Unten an dieser Treppe wird die Schildwache gestanden haben, während Constant und Rustan in dem Zimmer schliefen, das sich nach dem großen Saale (also nach O.) zu anschloß und das im Plane als das westliche der beiden Erkerzimmer die Bezeichnung „Audienzzimmer" trägt.

Auch in der mündlichen Überlieferung gilt das westliche Eckzimmer als Napoleons Schlafzimmer. Jedenfalls hat es der jahrzehntelang im vergangenen Jahrhundert das Haus bewohnende Kastellan Heinr. Franke den Besuchern immer als solches bezeichnet.

G II 50,51 sowie B 413 heißt es nun, dies Zimmer sei ursprünglich zum Konferenzzimmer ausersehen gewesen. „Schnell wurde," so fährt G fort und B folgt ihm wörtlich, „der Hof von Weimar requiriert, die sämtlichen Fenster des Geleitshauses, welche dem Konferenzzimmer gegenüber sind, zumauern zu lassen, was auch auf der Stelle geschah. Nicht lange, so wurde der vorige Plan geändert und das hintere Zimmer auf der entgegengesetzten Seite erwählt, dem Augustinerkloster (jetzigen Kasino) gegenüber, und nun mußten die Herren Patres dieses Klosters den größten Teil ihrer Fenster von dieser Seite zumauern lassen, und die am Geleitshause wurden dagegen wieder geöffnet."

In mancher Hinsicht noch genauer berichtet der Hamburger Correspondent vom Freitag, dem 14. Oktober 1808: „Unsere Zeitung enthält noch folgendes aus Erfurt: Kaiser Napoleon wohnt zu Erfurt bekanntlich in dem sogenannten Gouvernementshause. Dicht neben diesem, und nur durch ein enges Gäßchen davon getrennt, ist das Weimarische Geleitshaus, in welchem schon vor mehreren Wochen, und gleich im Anfang der Zubereitungen für die Wohnungen, alle in das schmale Gäßchen gehenden Fenster auf Befehl des französischen Intendanten zu Erfurt zugemauert werden mußten. Aber schon der General Oudinot, als er als interimistischer Gouverneur nach Erfurt kam, fand dies Verfahren unschicklich und ließ die Fenster alle wieder in den alten Stand setzen."

Wir lernen aus der ersten dieser beiden von einander doch wohl unabhängigen Darstellungen, daß das Konferenzzimmer jedenfalls nicht das westliche Eckzimmer war; die zweite sichert die Behauptung der ersten, daß die Fenster wieder geöffnet seien. Wie ist es aber nun zu erklären, daß noch heute die dem westlichen Eckzimmer gegenüberliegenden Fenster zugemauert sind? Vielleicht so, daß ursprünglich alle nach dem Gäßchen gehenden Fenster des Geleitshauses geschlossen wurden, dann aber alle bis auf einige wenige ihr altes Aussehen wieder erhielten.

In diesem Eckzimmer schlief also Napoleon. In ihm spielte sich auch jeden Morgen 9 Uhr das große Lever ab, von dem v. Müller, Kriegserinnerungen S. 224 schreibt: „Hier fanden sich, nur die Könige ausgenommen, alle anwesenden Fürsten, ihre Minister und die Vornehmsten ihres Gefolges ein. Nur die Fürsten und Großwürdenträger konnten in das Kabinet Napoleons eintreten, während die Zurückbleibenden sich mit den französischen Generälen, Adjutanten und Oberhofbeamten lebhaft unterhielten. Ohngefähr eine Stunde ging auf dieses glänzende Lever hin."

„Früh nach dem Lever" — so schreibt der Hamburgische Correspondent vom 14. Oktober auf Grund einer Meldung aus Erfurt vom 5. Oktober — „erteilt Kaiser Napoleon gewöhnlich Audienz, und nimmt die Besuche von den hier befindlichen Königen und Fürsten an. Auch werden um diese Zeit Deputationen, die etwas vorzutragen haben, vorgelassen. Nach dem Frühstück arbeitet Se Majestät im Cabinet . . ."

Wo fanden nun aber diese Audienzen statt? Wo die „gewöhnlichen" und kleineren, wo die großen, die zugleich Staatsaktionen waren?

Wohl noch mehr als der Raum für die letzteren, die „großen" Audienzen, interessiert uns der für die ersteren; denn in diesem fand ja das weltberühmte Gespräch „der beiden Welteroberer", Napoleons und Goethes, am 2. Oktober, sowie der Empfang Wielands am 10. Oktober statt. Für die Feststellung des fraglichen Zimmers ist zunächst die entscheidende Stelle bei Goethe selber zu suchen und zwar in der „Skizze" die er über seine Unterredung mit Napoleon auf Anregung des weimarischen Kanzlers von Müller am 15. Februar 1824 niederschrieb (abgedruckt z. B. in der Ausgabe von Heinemann, Bd. XIII, S. 400 ff). Sie lautet (S. 402 ff.): „Trete ein. Der Kaiser sitzt an einem

großen runden Tische frühstückend; zu seiner Rechten steht etwas entfernt vom Tische Talleyrand, zu seiner Linken ziemlich nahe Daru, mit dem er sich über die Kontributionsangelegenheiten unterhält . . . Nachdem er mich aufmerksam angeblickt, sagte er: „Vous êtes un homme.“ Ich verbeugte mich . . . . Er (Napoleon) wandte sich sodann wieder zu Daru und sprach mit ihm über die großen Kontributionsangelegenheiten; ich trat etwas zurück und kam gerade an den Erker zu stehen, an welchem ich vor mehr als 30 Jahren zwischen mancher frohen auch manche trübe Stunde verlebt, und hatte Zeit zu bemerken, daß rechts von mir nach der Eingangstür zu Berthier, Savary und sonst noch jemand stand, Talleyrand hatte sich entfernt. Marschall Soult ward gemeldet. Diese große Gestalt mit behaartem Haupte trat herein, der Kaiser fragte scherzend über einige unangenehme Ereignisse in Polen, und ich hatte Zeit, mich im Zimmer umzusehen und der Vergangenheit zu gedenken. — Auch hier waren es noch die alten Tapeten. Aber die Porträte an den Wänden waren verschwunden. Hier hatte das Bild der Herzogin Amalie gehangen, im Redoutenanzug eine schwarze Halbmaske in der Hand, die übrigen Bildnisse von Statthaltern und Familienmitgliedern fehlten alle. — Der Kaiser stand auf, ging auf mich los und schnitt mich durch eine Art Manoeuvre von den übrigen Mitgliedern der Reihe ab, in der ich stand. Indem er jenen den Rücken zukehrte und mit gemäßigter Stimme zu mir sprach, fragte er . . .“

Das eine steht zunächst nach dieser Schilderung fest, daß das Gespräch in einem Erkerzimmer stattfand. Nun gibt es im ersten Stock zwei solcher Zimmer, ein westliches und ein östliches. Ich war auf Grund eines Bildes,[1]) das die Unterredung darstellt, zunächst der Meinung, es handele sich um das östliche, da meiner Ansicht nach auf diesem Bilde die Darstellung den Verhältnissen jenes Zimmers am meisten entsprach, insbesondere der Spiegel links neben dem Erker; auf dem Grundriß von 1711 war nämlich das Fenster östlich neben dem Erker des östlichen Erkerzimmers noch nicht geöffnet, so daß dort ein Spiegel hätte hängen können. Nach der Schilderung Goethes aber ist doch

[1]) Dies Bild ist eines der „12 Lichtdruckbilder“ von Hermann Junker im Goethemuseum zu Frankfurt a. M. Das Original zu dem Lichtdruck habe ich trotz eifriger Nachforschung nicht auffinden können.

wohl eher das westliche Zimmer als das in Frage kommende anzunehmen. Erstens nämlich verlegt der am Erker stehende Goethe die Eingangstür rechts von sich. Nun hat zwar das östliche Zimmer ebenso wie das westliche eine Eingangstür vom Erker aus nach rechts. Aber diese Tür führt im ersteren nach einem „Retirade“ genannten Zimmer, das seinerseits wieder nur vom östlichen Eckzimmer aus zugänglich ist. Dieses Eckzimmer eignete sich aber so wenig wie möglich zu einem Durchgangszimmer; denn einmal war es ziemlich weit vom Treppenaufgang abgelegen, dann aber grenzte es an das „Konferenzzimmer“, wenn es nicht gar selber zu demselben bestimmt war (s. u.). Und das Konferenzzimmer wird man füglich vom großen Publikum, das Audienzen nachsuchte, so fern wie möglich gehalten haben. — In ganz anderer Weise eignet sich zum Wartezimmer (Antichambre) der an das westliche Erkerzimmer angrenzende Raum. Der ist sofort von der Treppe aus zugänglich. Ferner kann er auch benutzt werden zum Wartezimmer für den großen Saal, der, wie wir unten sehen werden, unzweifelhaft das große Audienzzimmer bildete, denn er grenzt unmittelbar daran nach der anderen (östlichen) Seite. Und zu allem Überfluß ist er auch auf dem Grundriß als Antichambre bezeichnet.

Sehen wir uns nun weiter beide Zimmer ihrer Größe noch näher an, so finden wir auf dem Grundriß das östliche sehr klein im Gegensatz zum westlichen. Sollen aber die Porträte alle, das Bild der Herzogin Amalie und die übrigen Bildnisse von Statthaltern und Familienmitgliedern hier gehangen haben, so muß der Raum schon ein größerer gewesen sein, zumal die Bildnisse der Statthalter ein großes Format zeigen. Und Napoleon konnte, auch bei kleinen Audienzen, sich kaum mit einem Raume begnügen, der, abgesehen vom Erker, nur ein einziges Fenster aufwies.

Berücksichtigen wir nun die Zimmer, die jedesmal westlich von den beiden Erkerzimmern liegen, so scheint mir das westliche Erkerzimmer noch einen Vorzug vor dem östlichen zu haben; neben dem westlichen lag nämlich das Schlafzimmer Napoleons, wo allmorgendlich das „Lever“ abgehalten wurde. Kurz, abgesehen davon, daß das über die Unterredung vorhandene Bild mehr zu dem östlichen Erkerzimmer stimmt, weist alles Andere auf das westliche hin.

Auf den Verlauf des Goetheschen Gesprächs des weiteren einzugehen ist wohl hier nicht der Ort. Ich erwähne nur, daß die Goethesche „Skizze" ergänzt wird dnrch die Erzählung bei v. Müller (Erinnerungen an die Kriegszeiten von 1806—13, Braunschweig 1851, S. 237 ff.), der Goethe bis ins Vorzimmer begleitete, seiner Rückkehr harrte, dann lange nachher von dem Dichter, der zuerst ein tiefes Schweigen über den Hergang bei dieser Audienz beobachtete", „die Einzelheiten jener Unterredung" erfuhr (S. 241). Die Wiedergabe der ganzen Szene in den Memoiren des Fürsten Talleyrand (Paris 1891) ist mit Recht angefochten worden. (Goethe-Jahrbuch 1894, S. 23 ff. von Bernh. Suphan; Ottokar Lorenz, Goethes Politische Lehrjahre, Berlin 1893, S. 129 ff.; Ludwig Geiger, Aus Altweimar, Berlin 1897, S. 131 ff.; Andreas Fischer, Goethe und Napoleon, Frauenfeld 1900). Jedenfalls bietet Talleyrand für unsere örtlichen Forschungen nichts Neues.

Anders ist es mit Wielands Bericht über seine Audienz vom 10. Oktober (Montag) Vormittag. In den Briefen an eine deutsche Fürstin (abgedruckt bei Boxberger, Erfurts Stellung zu unserer klassischen Literaturperiode, Erfurt 1869) heißt es S. 124 ff.:

„Montag Morgen erhielt ich eine Invitation mich um halb 10 Uhr nach Hof zu verfügen, um Se Majestät frühstücken zu sehen. Ich stellte mich zur rechten Zeit ein, und das Vorzimmer füllte sich in kurzem mit deutschen und französischen Altessen, Exzellenzen und cordons de toutes couleurs, welche alle eingeladen waren, diesem kaiserlichen Monodrama (dem Dejeuner nämlich) entweder als Zuschauer beizuwohnen oder unmittelbar vor demselben eine Audienz zu erhalten. Wir wurden aber avertiert, beide Kaiser befänden sich im Kabinet des französischen in Conferenz. Der Punkt, worüber sie einig werden sollten, schien Schwierigkeiten zu finden, die man nicht erwartet hatte. Kurz, wir antichambrierten samt und sonders, ein paar schöne Herzoginnen von Württemberg so gut, wie wir anderen, bis 12 Uhr, ohne daß die Tore des Paradieses aufgehen wollten . . . Genug, um ½ 1 Uhr ward ich endlich mit ein paar anderen, mir Unbekannten, in das Kabinet hineingewinkt. Se Majestät saßen in der Mitte des Zimmers an einer kleinen mit fünf oder sechs Schüsseln besetzten table-ronde, allein versteht sich, und ließen sich ein dejeuné à la fourchette, welches

für ein Mittagsmahl gelten konnte mit einem ihrem vermutlichen Hunger proportionirten Appetit belieben. Hastiger kann wohl kein gaetulischer Löwe, der seit 3 Tagen gefastet hat, sein dejeuné verzehren. Dazwischen wurde ebenso hastig ein halb Dutzend Gläser Wein, halb mit Wasser vermischt, ausgeleert. Wir andern homunciones standen im Kreise herum und der Kaiser, der (entre nous) ganz andere Dinge im Kopfe zu haben, und nicht bei ganz sonderlicher Laune zu sein schien, adressierte von Zeit zu Zeit bald an diesen, bald an jenen, an mich vier bis fünf mal eine unbedeutende kurze Frage. Sein Bruder, der König von Westfalen, war einer der Umstehenden und blieb zurück, nachdem wir anderen entlassen waren . . .“

Zwischen der Goetheschen und der Wielandschen Darstellung der örtlichen Verhältnisse befindet sich kein Widerspruch. Beide Dichter treten aus dem Vorzimmer ein, beide sehen den Kaiser an einem runden Tische frühstücken, der Goethe allerdings groß, Wieland klein vorkam. Die Wirkung der Audienz war freilich eine völlig verschiedene. Während Wieland ganz enttäuscht war, machte auf Goethe seine Unterhaltung mit Napoleon einen überwältigenden Eindruck. Die Worte, die in dieser fielen, mochten sie „vous êtes un homme“ — nach Goethes eigener späterer Erinnerung — oder „voilà un homme“ nach dem, wie es v. Müller vom Dichter gehört hatte, gelautet haben, oder mochte beides gesagt sein, die ein seltenes literarisches Verständnis verratende Erörterung des Kaisers über Werthers Leiden, sein Urteil, daß von Schicksalstragödien nichts zu halten sei, daß die Politik das Schicksal sei, die Einladung Goethes nach Paris, wo es größere Weltanschauung gäbe, haben dauerndes Interesse. Es waren zwar nicht Blitze aus Gewehren und Kanonen, durch die Napoleon in diesen Räumen wirkte, es waren die des Geistes. Und ob diese nicht von nachhaltigerer und entscheidenderer Kraft waren, als jene in den glänzendsten Schlachten? Der größte unserer Dichter hat sich sicherlich nie von dem tiefen Eindruck frei machen können, den jene Stunde in ihm hervorgerufen. Er blieb Zeit seines Lebens abhängig von jenem Fluidum, das damals von dem napoleonischen Genius auf ihn sich ergossen hatte. —

Leichter als die Feststellung des kleinen Audienzzimmers ist die des großen. Für dieses kommt überhaupt nur ein Raum

in Betracht; es ist der große Saal über dem Haupteingang. Dieses große Audienzzimmer wird verschiedentlich erwähnt. Zu dem auf den 11. Oktober angesetzten großen Dejeuner kamen die Geladenen, wie die Gothaische Nationalzeitung ausdrücklich erwähnt und W (58) ihr nachschreibt, um 10 Uhr in das große Audienzzimmer des Kaisers. Erst ein Uhr, so fährt sie fort, kam Napoleon, setzte sich an einen Tisch, aß, trank, zog sich wieder zurück, damit hatte die Versammlung ihr Ende. Wenn dieses Dejeuner im großen Audienzzimmer war, so müssen wir die großen täglichen Diners, die gegen 6 Uhr stattfanden, wohl eben dahin verlegen. An ihnen nahmen, wie übereinstimmend berichtet wird, Alexander, Constantin, die Könige und der im Range eines Königs stehende Fürst-Primas während ihrer Anwesenheit regelmäßig teil, aber auch andere Fürstlichkeiten wurden geladen und speisten das eine oder andere Mal mit (Constant S. 83, Bericht des Pagen Gabriac S. 826). Nach Constant war der Tisch halbelliptisch (semi-elliptique). Am abgerundeten oberen Ende saßen die beiden Kaiser neben einander, dann schlossen sich die anderen Fürstlichkeiten an. Am anderen Ende stand der Palastpräfekt Beausset, um das Ganze zu leiten (Gabriac 827).

Es kann auch nur das große Audienzzimmer gewesen sein, in dem die Gottesdienste an den beiden in die Zeit des Kongresses fallenden Sonntagen (am 2. und 9. Oktober) gehalten wurden. Es heißt hierüber in der Frankfurter Ober-Post-Amts-Zeitung vom 8. Oktober, bei Erfurt, vom 4. Oktober . . . Am Sonntag, den 2. Oktober, ward von Sr. K. K. Majestät Napoleon dem hiesigen Domdechanten Meinong der höchste Befehl erteilt, den Gottesdienst in dem Audienzzimmer des Palais zu halten und zu diesem Endzweck einen Altar daselbst einzurichten. Gegen 12 Uhr genannten Tages erschien dann Sr. K. Majestät nebst dem ganzen Hofstaate darin und nachdem oben Genannter Dechant Höchstdemselben das geweihte Wasser überreicht hatte, hielt er, unter Assistierung zweier Kapitularen, eine stille heilige Messe.“ Der ganze Hofstaat wird sich kaum in dem kleinen Audienzzimmer haben bewegen können, zumal wenn ein Altar hergerichtet war.

Um das große Audienzzimmer wird es sich auch wahrscheinlich gehandelt haben bei den feierlichen Empfängen, die den Charakter von Staatsaktionen annahmen. Als die feierlichste

Audienz muß den Franzosen die erste des österreichischen Abgesandten „Sr. Exzellenz des Kaiserl. Österr. Feldzeugmeisters Baron von St. Vincent“ gegolten haben. Jedenfalls ist es diese Szene gerade, die ein „offizieller Künstler“ zur Erinnerung an die glänzenden Erfurter Tage in einem Bilde des Museums „de nos gloires“ zu Versailles in einer „idealen“ Form dargestellt hat (wiedergegeben z. B. in der „Illustrierten Weltgeschichte von Flathe, Hertzberg u. s. w. Bd. X., S. 485, und bei Vandal I, S. 418 aufs genaueste beschrieben). Faßt man auf dem Bilde die Wände des Empfangsraumes, insbesondere die Bilder, die doch, da nur der untere Teil zu sehen ist, recht hoch gewesen sein müssen, und ferner das gesamte sonstige Milieu näher ins Auge, so erkennt man, daß der Künstler wenigstens die Übergabe des Schreibens sich in einem größeren Raume denkt, als in dem „cabinet“, in das sie Vandal sich verlegt denkt. Dieser erste Empfang fand statt am 29. September. Das bezeugt uns J, wo es heißt, die erste lange Audienz habe am 29. stattgefunden; ferner die Frankfurter Ober-Post-Amts-Zeitung mit dem Bericht aus Erfurt vom 2. Oktober: „Am 29. hatte der Artilleriegeneral Graf „St. Vincent, österr. Botschafter, eine sehr lange Audienz bei Sr. Majestät dem Kaiser Napoleon,“ weiter der Hamburger Correspondent, der erzählt, am 30. habe v. Vincent Audienz beim russischen Kaiser gehabt, „wie er selbige Tags vorher 3 Stunden lang bei Kaiser Napoleon gehabt hatte“. Nach dem Bericht des Chefs der französischen Spionage Charles Schulmeister (F) war der Österreicher am 29. September eingetroffen. Vandal verlegt Vincents Ankunft auf den Tag nach der Kaiserankunft, also auf den 28. und folgt weiter: „Napoleon erteilte ihm „immédiatement“ also sofort Audienz und empfing seine Botschaft „avec solemnité“ also aufs feierlichste.“ Er mag sich um einen Tag geirrt haben. Unberechtigt ist jedenfalls die Annahme Hassels (Gesch. der preuß. Politik 1807—1815, der sich Lucas (Programm von Rheine 1897 II, 16) anschließt, daß St. Vincent am 1. Okt. vorgelassen sei. Wenn auch Vincent seinen Bericht nach Wien vom 1. Oktober datiert, so folgt noch nicht daraus, daß auch seine Unterredung an diesem Tag stattfand. Übrigens hatte v. Vincent noch 2 Audienzen: die eine am 8. Oktober (Hamb. Correspondent 18. Oktober). Diese letzte muß wieder sehr feierlich gewesen sein: Nach dem Berichte vom 14. Oktober aus

Erfurt empfing Napoleon zuerst den König von Sachsen, dann den bisherigen russischen Botschafter in Paris Grafen Tolstoi, der sein Abberufungsschreiben einreichte, schließlich den „Grafen v. Vincent und übergab ihm ein Schreiben als Antwort auf jenes Sr. Majestät des Kaisers von Österreich". Ob Prinz Wilhelm von Preußen in diesem Raume zu der Audienz vom 9. Oktober (Hassel, S. 276) sich einfand, nachdem der bereits in Paris am 8. September vorläufig festgesetzte Vertrag wegen der Räumung Preußens durch die französischen Truppen am 8. Oktober endgültig unterzeichnet, somit die Situation geschaffen war, die Preußen freimachte und dazu befähigte, eine allmähliche Erholung anzubahnen, läßt sich nicht feststellen. Alles in allem haben wir uns den großen Saal als den Schauplatz für die großen Tafeln, für die Gottesdienste und für die feierlichen Empfänge zu denken.

Wir wenden uns zu dem anderen (östlichen) Flügel des Gebäudes. Wie wir oben (S. 276) sahen, wurde „das hintere Zimmer auf der (vom Weimarischen Geleitshaus gerechnet) entgegengesetzten Seite" zum Konferenzzimmer auserwählt.

Nun liegen auf dem östlichen Seitenflügel nach dem Kasino zu 3 Zimmer: das Eckzimmer (entsprechend dem auf dem entgegengesetzten Flügel liegenden Schlafraum des Kaisers), das als Salle auf dem Grundriss von 1711 bezeichnet ist, dann eine Chambre d'audience und schließlich eine Chambre à coucher. Daß der letztere Raum die Konferierenden aufgenommen habe, ist kaum anzunehmen, da er viel zu klein ist. Somit bliebe nur die Chambre d'audience über, wenn nicht gar der vordere „Salle" genannte Raum in Betracht kommt, der jedenfalls noch heute 2 zugemauerte Fenster aufweist, die 1711 als geöffnet eingezeichnet sind.

Wenn in diesem Flügel die Konferenzberatungen stattfanden, so werden wir in ihn auch die Arbeitszimmer für den Kaiser und seine Bureaus zu verlegen haben. Einen Fingerzeig für das Arbeitszimmer geben uns die Denkwürdigkeiten des Fürsten von Montgelas (1799—1817), Stuttgart 1887. Dort heißt es S. 169 ff.: „Eines Abends, kurz vor der Abreise der beiden Monarchen, sendet Kaiser Napoleon den alten Mamelucken Rustan . . . zu mir mit dem Ersuchen, mich, falls ich Zeit habe, zu ihm zu begeben. Diese Unterredung hatte nun schon

lange gedauert und Menneval, welcher in einem kleinen Zimmer nebenan verweilte, war schon mehrmals mit Papieren in der Hand eingetreten, aber auf ein Zeichen des Kaisers sogleich wieder verschwunden . . . nunmehr entliess mich derselbe . . und empfahl mir schließlich, noch an demselben Abend Champagny aufzusuchen . .“ Es hatte das Kabinet des Kaisers also neben sich ein kleineres Zimmer für die Privatsekretäre (Menneval und Fain). Das kleinste Zimmer ist das neben dem großen Audienzzimmer. Dies würde sehr gut sich für die Privatsekretäre geeignet haben, da es einerseits dem Audienzflügel nahe lag, andererseits doch nicht weit vom Kongreßzimmer entfernt war. Es würde dann das Napoleonische Arbeitszimmer zwischen diesem kleinen Raume und dem Erkerzimmer zu suchen sein. Freilich gebe ich zu, daß außer dem Hinweise von Montgelas kein direktes Zeugnis mehr für meine Vermutung mir vorliegt.

Im „Kaiserlichen Palaste“ wohnten außer dem Kaiser und seinen Privatsekretären noch der Großmarschall Duroc, der Stallmeister Cavalotty, der Adjutant General Lauriston und der Leibarzt Yvan (auch Jvan und Joan). Ihre Wohnungen werden wir wohl hauptsächlich in das oberste Stockwerk zu verlegen haben.

---

4. Die Wohnung des Kaisers von Russland (Anger 6).

Daß der Russische Kaiser im Triebelschen Hause gewohnt hat, wird von allen Quellen übereinstimmend angegeben. Daß dieses Triebelsche Haus aber mit dem heutigen Divisionsgebäude Anger Nr. 6 identisch ist, bezeugen alle Angaben des Stadtarchivs. Wie konnte es da nun kommen, daß neuerdings der „Preußische Hof“ (Anger 4) als die Wohnung Alexanders bezeichnet wurde (z. B. Brünnert, Napoleons Aufenthalt in Erfurt im Jahre 1808, Erfurt 1899 S. 9). Die erste Veranlassung zu dem Irrtum gab der Setzer der polizeilichen Kongreßliste. Er druckte nämlich als Wohnung des Großfürsten Konstantin: Anger Nr. 1520, anstatt Nr. 1529. Nun war Anger Nr. 1520 tat-

sächlich identisch mit dem heutigen Divisionsgebäude Anger 6. Freilich — und dieser Irrtum ist für jeden leicht begreiflich, der nicht ganz genau die in den verschiedenen Zeiten verschiedenen Nummerierungen der Erfurter Häuser kennt — war diese Nr. 1520 erst seit 1826 identisch mit Anger 6, nicht aber schon 1808. War nun aber einmal der Großfürst Konstantin nach Anger 6 verlegt, so blieb bei Berücksichtigung der Angabe, Alexander habe im Triebelschen Hause neben dem Ursulinerinnen-Kloster gewohnt, nur das Gebäude übrig, welches auf der anderen Seite dieses Klosters lag, das war aber kein anderes als der „Preußische Hof."

Wenn nun dieses ehemals Triebelsche Haus auch nicht zu den ältesten Häusern der Stadt gehört, — es ist zu Anfang des 18. Jahrhunderts gebaut worden — so ist es doch eines der historisch merkwürdigsten. Außerdem ist es insofern interessant, als es seit seiner Entstehung im großen und ganzen wenig Veränderungen erfahren hat. Toreingang, Treppenaufgang, Verteilung der Zimmer im oberen Stock, alles ist im wesentlichen noch heute so, wie es vor 100 Jahren war. Freilich, die innere Ausschmückung war anders, gerade dieses Haus war auf Napoleons Befehl auf das Kostbarste durch Gobelins und Möbel aus Paris ausgestattet worden. Der Großmarschall Alexanders Graf Tolstoi erhielt die Gobelins von Napoleon als Geschenk.

---

5. Das „Parterre von Königen".

„Die geistigste Unterhaltung gewährte offenbar das französische Schauspiel." So sagt der Schilderer des Kongresses im Journal für Luxus etc. S. 738, und die übrigen Beschreiber des Festes äußern sich in ähnlicher Weise. Jedenfalls hat Napoleon das Wort, das er vor Berufung des Kongresses seinen Vertrauten zurief: „Ich will Deutschland durch Pracht und Glanz in Erstaunen setzen" (Tall. S. 300) am wirksamsten in die Tat umzusetzen geglaubt, indem er die besten französischen Schauspieler nach Erfurt schickte, damit sie hier die größten Erzeug-

nisse der französischen Geisteskultur den Deutschen vor Augen führten. Natürlich sollten diese Geisteserzeugnisse zugleich solche sein, in denen große Helden vorgeführt wurden, die gewaltige, ruhmvolle Taten verrichteten und sich durch Tapferkeit und hohe Geistesgaben über die gewöhnlichen Menschen erhoben. In ihnen sollten die Anspielungen besonders wirken, die auf den Imperator selber hinzielten, „der auf der Weltbühne als Sieger und Gewaltherrscher mit seinen Legionen einherschritt, wie auf der Theaterbühne die Künstler." (Tall. S. 320). Und der Zweck wurde erreicht: Wie Talleyrand schreibt (S. 321), „hörte alle Welt die Schauspieler, schaute alle Welt auf ihn." Ja der Zauber, den der Gebieter der Welt in diesem Raume ausübte, war so überwältigend, daß man darüber ganz vergaß, daß es ja außerdem ein „Parterre von Königen"[1]) sei, in dem sich das alles abspielte. Man kann sagen, „unbewußt" brachte dies jener am Schauspielhause die Wache habende französische Offizier zum Ausdruck, als er den beim Herannahen des Königs von Württemberg dreimal das Spiel rührenden Trommlern zornig zurief: „Taisez vous, ce n'est qu'un roi!" Und die allgemeine Stimmung gibt wieder, was ein uns nicht weiter bekannter Verfasser einer Skizze dieses Parterre (s. u. S. 291) begeistert ausruft: „Ich kann kühn behaupten, noch nie etwas Imposanteres, Glänzenderes im Leben gesehen zu haben, als diese Fürstenversammlung" —, im Journal für Luxus aber wird erklärt (S. 855), diesen cours dramatique von 14 Tagen zu sehen hätte man selbst nach dem Urteil der Franzosen ohne Übertreibung ein Jahr in Paris sein müssen.

Wer möchte nicht gern wissen, wo der Raum lag, der in jenen Tagen eine solche Bedeutung erlangte?

Eines wird uns zunächst jeder Erfurter, der auch nur ein wenig Interesse für die Geschichte seiner Stadt aufweist, sofort sagen können: daß nämlich jenes Parterre von Königen im heutigen „Kaisersaal", einem etwa 60 m langen, symmetrisch angelegten dreistöckigen Gebäude mit einer Art von griechischem

---

[1]) Mehrfach wird überliefert, daß Napoleon dem großen Schauspieler Talma vor der Reise nach Erfurt gesagt habe, er möge dort sein Bestes hergeben, denn er werde vor einem Parterre von Königen spielen (Préparez vous à jouer devant un parterre de rois). Talma soll geantwortet haben (W. S. 36, Anm.): Sire c'est ainsi que je joue toujours mon rôle.

Tempelgiebel, auf der nördlichen Häuserreihe der Futterstrasse (heute Nr. 15 und 16) gelegen, zu suchen sei. Aber über die genaue Lage jenes Raumes gehen die Meinungen erheblich auseinander. Eine Tradition, die ich im vergangenen Sommer in einer Zeitung als unumstößlich sicher hingestellt fand, verlegt ihn in den kleinen Saal des Grundstücks Nr. 15. Diese Annahme ist aber schon deshalb unstatthaft, weil das fragliche Gebäude 1808 gar nicht zu dem „Ballhaus" gehörte, in dem sich das Erfurter Theater befand, sondern erst 1831 zu diesem gezogen wurde. Damals kaufte nämlich der unternehmungstüchtige Christian Gottlieb Teichmann das „Ballhaus", das seit 1796 in den Händen der Frau Zugbaum und ihrer Erben sich befand (also Futterstrasse 16), und zugleich das danebenliegende Privathaus, das viele Jahrzehnte lang der Familie Reisland gehört hatte; er vereinigte beide Häuser zu dem imposanten Gebäude von heute.

Somit könnte von den bestehenden Räumen nur der große Saal in Nr. 16 in Frage kommen. Aber noch heute in Erfurt lebende Handwerker und Künstler können uns darüber belehren, daß dieser Saal erst im Jahre 1870 das heutige Aussehen erhalten hat und daß er vorher ganz anders beschaffen war. Während nämlich früher das Parterre des Saales um eine Etage tiefer, also im heutigen Tunnel lag, wurde — weil im Jahre 1869 „infolge der Teilnahmlosigkeit des Publikums . . . das Theater aufhörte, Theater zu sein" (Hartung Häuserchronik II 186), im folgenden Jahre ein Umbau vorgenommen, der nunmehr in erster Linie anderen Zwecken als dem Schauspiel dienen sollte; der neue „geschmackvolle Saal" erhielt nach der Fertigstellung im Hinblick auf das neuerstandene deutsche Kaiserreich den Namen „Kaisersaal". Nun haben wir ein schönes Bild von dem Zustand des Raumes vor 1870 in einer Darstellung des Erntedankfestes der Erfurter Bürgerschaft vom Jahre 1847. Leider aber bekommen wir auch durch dieses Bild keine sichere Vorstellung von dem Aussehen des Ganzen vor 100 Jahren. Denn der Überlieferung nach ist zweimal vor dieser Zeit eine völlige Umänderung bezw. Restaurierung vorgenommen worden. Die eine erfolgte 1831 bei der Übernahme des Grundstückes durch Teichmann (Hartung II 186), die andere 9 Jahre vorher, sie wurde im Dezember 1822 fertig. Über diesen Umbau heißt

es im 2. Stück der „Allgemeinen Thüringischen Vaterlandskunde“ vom 11. Januar 1823 S. 16:

Erfurt. Das nunmehr völlig hergestellte neue Theater ist jetzt hier ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Bei der Vorliebe des hiesigen Publikums für theatralische Unterhaltung wurde der Mangel eines geräumigen, geschmackvollen und zweckmäßig eingerichteten Schauspielhauses schon längst lebhaft gefühlt und im letztverwichenen Frühjahre kam endlich die Erbauung eines neuen auf dem Platz des alten, aber größer und nach einem besseren Plane, ernstlich zur Sprache und zur Ausführung. Die höheren Behörden verlangten zwar anfänglich, daß das neue Gebäude ganz massiv aufgeführt werden sollte; aber wegen des zu großen Kostenaufwandes, der hierzu erforderlich gewesen wäre, ward es den Unternehmern bewilligt, dasselbe von Holz zu erbauen, und dies ist auf eine solche Art geschehen, daß sowohl das Äußere als das Innere an Festigkeit einem steineren Gebäude wenig nachgibt, indem die Umfassungswände großenteils aus doppelten, durch eiserne Schraubenbolzen zusammengehaltenen und bis unter das Dach durchgehenden Säulen bestehen. Auch in allem Übrigen ist die Konstruktion ebenso sorgfältig als dauerhaft. Im Innern besteht die hufeisenförmig gebaute und einfach, aber geschmackvoll verzierte Vorbühne aus dem Parterre, 2 Reihen Logen und einer Gallerie und wird von einer Reihe durchgehender Säulen (16 an der Zahl) getragen, an welchen unter den Logen des ersten Ranges dorische und unter der Gallerie jonische Kapitäle angebracht sind. Zu den Logen und der Gallerie führen sehr bequeme Treppen. Die Beleuchtung der Vorbühne wird durch einen aus argandischen Lampen gebildeten Kronleuchter bewirkt. Die Öffnung des Theaters bildet ein freundliches, mit korintischen Pilastern verziertes Portal. Die Maschinerie ist bequem und für die gewöhnlichen Fälle leicht in Bewegung zu setzen. Mancher im Bau eingetretener Hindernisse ohngeachtet kam es doch dahin, daß am 26. Dezember vorigen Jahres die Vorstellungen wirklich beginnen konnten . . .“

Die Hauptänderung, die vor dem Jahre 1822 stattfand, wird im Jahre 1808 vorgenommen worden sein. Es heißt darüber (G. I 26 ff.), das Theater habe mit einem Male 5 Eingänge — statt des bisherigen einen — erhalten „ohne die Treppe

vom Hof auf die Bühne. Der Haupteingang ins Parterre ist, wie sonst, geblieben, auch der, welcher gleich neben der Türe zum Parterre auf die obere Galerie führt. Dagegen ist von der Straße, neben dem Eingang ins Haus, noch ein anderer für Se Majestät den Kaiser eingebrochen, welcher durch einen Salon vermittelst einer Treppe sogleich in die Herrschaftsloge führt. Ein Tor, welches neben diesem zwischen dem Theater und dem Nachbarhause als gemeinschaftliche Einfahrt diente, ist jetzt zum Zugange in den linken Flügel der Nobelloge benutzt und eine neue Tür ins Haus gebrochen. Dasselbe ist auf dem Hofe des Schauspielhauses selbst geschehen, wo man durch den Torweg auf einer Treppe zum rechten Flügel der Nobelloge steigt. An dieser letzteren, Parterre, ist ein Eingang ins Orchester, durch den man auch, wie sonst, auf die Bühne kommen kann . . . (S. 28). Vor dem Orchester, welches jetzt zur Hälfte verengt ist, hat man ein kleines Parket angebracht, das aber nie besetzt wird, hinter ihm folgt ein grösseres, dessen Vorsprung mit rotem Tuch behängt ist für Se Majestäten die Kaiser von Frankreich, von Rußland, den König von Sachsen und den Grossfürsten Konstantin . . . (S. 31). Zur Seite des Theaters links ist die erste Parterre-Loge, welche sonst gewöhnlich zum Orchester für die Trompeten und Pauken benutzt wurde, zur Schauspielerloge eingerichtet worden. Sie ist durch eine Treppe mit dem daranstossenden Theater in Verbindung gesetzt . . .“

Der als geschickt und fleissig gerühmte Hoftheatermaler von Weimar musste das Innere ganz neu dekorieren (S. 28). (G nennt ihn nicht, nach B war es Horny, nach J Heydeloff).

Anschaulich wird auch das Schauspielhaus von J (747 ff.) unterm 1. Oktober geschildert: „Der Raum faßt ungefähr 300 Personen. Unten tritt man in das Parterre mit roten Bänken, welche bloss von Herren in Uniformen besetzt sind. Durch eine rot behangene Barriere ist es vom Parkett getrennt, wo, bis jetzt in 2 Reihen, vorn auf 2 Fauteuils die beiden Kaiser, daneben auf 2 Stühlen der König von Sachsen und Prinz Wilhelm von Preußen sitzen. Dahinter, gleichfalls noch im Parket, ist eine 2. Reihe von Stühlen, wo die Herzoge von Weimar, Gotha, Oldenburg, (Wilhelm) von Bayern, die Erbprinzen von Weimar, Mecklenburg-Schwerin und Strelitz und der Fürst von Neuchâtel (Berthier) Platz nahmen. Um das

Parterre laufen au rez de chaussée einige Logen, wovon eine kleinere, zunächst am Theater, für den Fürsten von Benevent (Talleyrand) bestimmt ist, die beiden größten Logen nehmen täglich eine Anzahl Stabsoffiziere der in Erfurt liegenden französischen Regimenter ein. Daran stößt noch eine Parterreloge, wo ich bis jetzt den französischen Gesandten in Dresden Herrn von Bourgoing nebst seiner Gemahlin und Tochter, den 1. Bureauchef La Besnardière nebst mehreren französischen Damen sah. Über dem Parterre finden Sie die erste Logenreihe und darüber die Galerie, welche beide mit Stühlen besetzt sind und wozu an Honoratioren und distinguierte Fremde 150 bis 200 Freibillets täglich vom 1. französischen Kammerherrn de Remusat gegeben werden. Die mittlere große Loge nebst 2 kleineren sind für den Kaiser reserviert. Bei der 1. Vorstellung saßen hier die Kaiser; gleich den andern Tag wurde aber der Platz im Parket gewählt, um dem Theater ganz nahe zu sein. So genießt das Publikum von den Logen aus nun den seltenen Genuß, die Kaiser, Könige und Fürsten ganz frei und sitzend betrachten zu können, und man kann sagen, daß dieses Parterre einzig in seiner Art ist."

In derselben Quelle heißt es (J. S. 857) vom 9. Oktober, an dem „Mahomet" gespielt wurde: „In der ersten Reihe saßen in der Mitte die beiden Kaiser, Alexander rechts, Napoleon links. Neben dem Kaiser Alexander: die Könige von Bayern, Sachsen und Fürst Primas, neben dem Kaiser Napoleon: der König von Württemberg, Großfürst Constantin und Prinz Wilhelm von Preußen. Dahinter, durch eine Balustrade getrennt, besetzten die Fürsten, Marschälle, Minister, Generals und Cavaliers in der reichsten Uniform das ganze Parterre. In der großen Kaiserlichen Mittelloge saß der König und die Königin von Westfalen nebst Ihrer Durchlaucht der Herzogin v. Sachsen-Weimar... Die übrigen Logen waren heute durch die Menge fremder Damen vorzüglich glänzend."

Es ist interessant, eine (schon oben S. 287 erwähnte) von unbekannter Hand entworfene und mit Bemerkungen versehene Skizze[1]) mit dieser Beschreibung zu vergleichen. Auf dieser Skizze (einem Grundriß) sieht man vor der Bühne das

---

[1]) Ich verdanke sie Herrn Stadtarchivar Dr. Overmann.

Orchester, dann ein Parket mit 7 Stühlen, auf denen die Namen der fürstlichen Persönlichkeiten genau nach den Angaben von J eingezeichnet sind, nur daß Großfürst Constantin fehlt. Dann folgen die Sitzreihen für die Fürsten, links (westlich) für die deutschen, rechts (östlich) für die französischen, alsdann diejenigen für die Marschälle, Gesandten und Minister. Auch die schon mehrfach erwähnten Briefe der Frau Sartorius enthalten die Schilderung einer Vorstellung. Es muß dieselbe gewesen sein, welcher der Entwerfer der Skizze beiwohnte. Denn Frau Sartorius kam Sonntag, den 9. Oktober, wie sie ausdrücklich sagt, in Erfurt an und sah den Fürst Primas und den König von Westfalen im Theater. Diese letzten reisten aber beide schon am 10. nach Hause, sodaß sie schlechterdings nur am 9. noch von jener geistreichen Dame im Theater bemerkt werden konnten.

An demselben 9. Oktober war es übrigens auch, wo Wieland das Theater besuchte und die Größen Frankreichs die Worte sich zuraunten, die man schon früher gehört hatte: „C'est le Voltaire de la nation Allemande!" —

Wir haben alle Beschreibungen von den Veränderungen des Saales bis ins Jahr 1808 zurück mitgeteilt und alles, was uns von Augenzeugen über die Lokalitäten des Theaters und ihre Verwendung zur Zeit der 18 Tage des Kongresses überliefert ist. Es bleibt uns nun noch übrig, unter Zusammenfassung aller Berichte und unter Berücksichtigung aller heutigen örtlichen Verhältnisse festzustellen, was uns heute noch tatsächlich von dem „Ballhaus" erhalten ist.

Es ist das zunächst das „Parterre der Könige" selbst. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der sog. Tunnelraum unter dem heutigen Saale die Stätte war, in der die Stühle für die Kaiser und Könige und für die Größen Frankreichs und Deutschlands standen, in der vorn links (d. h. westlich) die Loge von Rustan, rechts (östlich) die von Talleyrand sich befand. Die Wände, die das Ganze einschließen, sind seit jener Zeit kaum verändert worden, ob die alten Öfen, die rechts und links etwa in der Mitte der Wände stehen, schon damals vorhanden waren, läßt sich nicht mit Sicherheit behaupten. Ein Stuhl, der aus den alten Zeiten des Theaters noch vorhanden ist und von Napoleon benutzt sein soll, wird, wenn er über-

haupt schon zu jener Zeit existierte, jedenfalls nicht zu den 8 Sesseln der ersten Reihe gehört haben. Die Stelle, wo die Worte fielen: „Taisez vous, ce n'est qu'un roi", werden wir am Eingangstor suchen müssen.

---

6. Sonstige Örtlichkeiten von Bedeutung.

Der Fischmarkt erlebte mehrere große Paraden. Die eine (wohl die vom 27. September zu Ehren des Königs von Sachsen) hat eine Darstellung gefunden in einer Zeichnung von Heinrich Kruspe (Geschichts- und Altertumsverein Erfurt), nur schade, daß die Häuser nicht in ihrem Aussehen vor 100 Jahren wiedergegeben sind.

Das Krämpferfeld diente für die Felddienstübungen und größeren Paraden, die insbesondere am 27. September, am 3., 4. und 5. Oktober stattfanden.

Die Zitadellen und Festungswerke sind vom Kaiser besichtigt worden. Die Cyriaksburg suchte er zugleich mit Kaiser Alexander am 13. Oktober auf. Beide Kaiser kamen auseinander und kehrten jeder für sich allein nach Hause zurück (Gothaische Nationalzeitung).

Die großen Erinnerungen, die Erfurt aufzuweisen hat, z. B. die an Luther nnd Gustav Adolf, die ehrwürdigen Denkmäler der größten Zeiten unserer städtischen Geschichte scheinen das Interesse des Welteroberers nicht hervorgerufen zu haben. Seine Gedanken galten auch hier in Erfurt nur der großen Politik der Gegenwart. In der Tat gingen in jenen 18 Tagen der Erfurter „Fürstenflut" die großen Impulse der weltgeschichtlichen Entwicklung von unserem Erfurt aus. Octavian und Antonius waren hier einig und bestimmten noch gemeinsam die Geschicke der Fürsten und Völker. Als sie sich freilich wieder gegenüberstanden, blitzte in ihren Händen das Schwert.

B. Jahresbericht der Akademie

für die Zeit vom 1. Oktober 1907 bis Ende 1908

erstattet vom Sekretär der Akademie **Prof. Dr. E. Stange.**

---

1. Geschäftliche Mitteilungen.

Am 7. Februar 1907 hatte Seine Königl. Hoheit Prinz Friedrich Heinrich von Preußen das Präsidium unserer Akademie zu übernehmen geruht. Zu unserem lebhaften Bedauern konnten wir uns dieser hohen Ehre nur ein Jahr lang erfreuen. Durch ein Schreiben vom 17. Februar 1908 teilte das Hofmarschall-Amt mit, daß Seine Königl. Hoheit, aus Gesundheitsrücksichten gezwungen, voraussichtlich mehrere Jahre in südlichem Klima zu leben, es bedauere, das ehrenvolle Präsidium der Akademie in ersprießlicher Weise ferner nicht mehr führen zu können und es hiermit niederlege. Seine Königliche Hoheit werde auch in Zukunft der Akademie das regste Interesse bewahren und wünsche ihr aufrichtigst erfolgreiches Wirken in ihrer wissenschaftlichen Arbeit. Der Vizepräsident brachte in einem Schreiben an Seine Königliche Hoheit das aufrichtigste Bedauern über diesen Schritt und die herzlichsten Wünsche für ihre Genesung zum Ausdruck.

Nach dem Tode des Vizepräsidenten, Kgl. Gymnasialdirektors Dr. R. Thiele, von dem im vorigen Jahrbuch berichtet worden ist, übernahm der Berichterstatter dessen Geschäfte in Vertretung. Zur Neuwahl eines Vizepräsidenten schritt der Senat am 22. Januar 1908. Gewählt wurde, wie schon allen Mitgliedern seinerzeit sofort durch Rundschreiben mitgeteilt worden ist, der zum 1. Januar 1908 als Kgl. Gymnasialdirektor nach Erfurt versetzte Herr Professor Dr. Johannes Biereye, der zuletzt

Rektor der Klosterschule Roßleben gewesen war und der Akademie seit 1903 als auswärtiges Mitglied angehört hatte.

Eine reiche Ernte hat im Berichtjahre der Tod gehalten. Der Akademie ist eine grosse Anzahl hochverehrter Mitglieder und eifriger Mitarbeiter, trefflicher Männer der Wissenschaft entrissen worden.

Von den Ehrenmitgliedern sind verstorben:

Seine Exzellenz der Wirkliche Geheime Rat Professor Dr. Friedrich Althoff in Groß-Lichterfelde (20. Okt. 1908).

Geheimer Justizrat Professor Dr. Heinrich Dernburg in Berlin (20. November 1907).

Geheimer Hofrat Dr. Karl Ruland, Direktor des Goethe-Nationalmuseums in Weimar (14. November 1907).

Geheimer Oberregierungsrat D. Dr. Wilh. Schrader, Kurator a. D. der vereinigten Friedrich-Universität Halle-Wittenberg in Halle a. S. (2. November 1907).

Professor Dr. phil. et jur. Theodor Ritter von Sickel, k. k. Sektionschef i. R. in Meran (21. April 1908).

Von den ordentlichen Mitgliedern ist gestorben:

Geheimer Regierungsrat Ernst Lange, Bürgermeister a. D. (16. Oktober 1908).

Von den auswärtigen Mitgliedern sind gestorben die Herren:

Geheimer Kirchenrat D. Dr. Bruno Baentsch, o. Universitätsprofessor in Jena (27. Oktober 1908).

Universitätsprofessor Dr. Heinrich Hübschmann in Straßburg i. E. (23. Januar 1908).

Geheimer Baurat Max Lochner in Grimma (31. Okt. 1908).

Geheimer Hofrat Professor Dr. Wilhelm Scheibner in Leipzig (8. April 1908).

Gymnasialprofessor Karl Schulze in Burg (10. Juli 1908).

Pastor em. Guido Topf in Groß-Salze (26. Juni 1907).

Allen diesen Herren wird die Akademie stets ein dankbares Andenken bewahren.

Zum Ehrenmitglied wurde ernannt:

Professor Dr. Ernst Bernhardt in Erfurt (31. Okt. 1908).

Neu aufgenommen wurden folgende Herren:

Als ordentliche Mitglieder:

Postrat Otto Jentsch (15. Januar 1908).

Professor Paul Kanzow, Oberlehrer am Kgl. Gymnasium (20. Mai 1908).

Professor Philipp Schmidt, Direktor der Handwerker- und Kunstgewerbeschule (20. Mai 1908).

Als auswärtige Mitglieder:

Dr. Emil Bannwarth, prakt. Arzt in Cairo (25. Febr. 1908).

Pastor Paul Bertram in Bindersleben (20. Mai 1908).

Universitätsprofessor Dr. Otto Franke in Königsberg i. Pr. (25. Februar 1908).

Schulrat Prof. Dr. Hugo Gaudig, Direktor der städt. höheren Schule für Mädchen und des Lehrerinnenseminars in Leipzig (17. Dezember 1908).

Stadtarchivar Hermann Gutbier in Langensalza (22. Januar 1908).

Regierungsrat Prof. Dr. Eduard Karl Heinrich Heydenreich, Kommissar für Adelsangelegenheiten im K. S. Ministerium des Innern in Dresden (20. Mai 1908).

Kgl. Schulrat a. D. Friedrich Polack in Treffurt (20. Mai 1908).

Professor Dr. Gotthard Rauch an der Klosterschule in Roßleben (20. Mai 1908).

Professor Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen (20. Mai 1908).

Lic. Johannes Steinbeck, a. o. Universitätsprofessor in Greifswald (25. Februar 1908).

Die Sitzungen der Akademie wurden in üblicher Weise an einem Mittwoch um 5 Uhr im Sitzungssaale der Königlichen Regierung abgehalten. Die öffentlichen Vorträge waren bisher in der Aula des Königlichen Gymnasiums gehalten worden. Durch das liebenswürdige Entgegenkommen des Magistrats der Stadt Erfurt werden sie seit dem Oktober 1908 im Festsaale des Rathauses gehalten. Der herrliche Saal hat dazu beigetragen, daß die Vorträge recht zahlreich besucht waren. Die Akademie verfehlt daher nicht, auch an dieser Stelle dem Magistrate ihren verbindlichsten Dank auszusprechen. Während der Berichtszeit fanden im ganzen 25 Sitzungen statt, unter ihnen 9 Senatssitzungen, 5 ordentliche und 11 öffentliche Sitzungen. Ausführlicheres enthält Abschnitt II.

Zu dem vom 30. Juli bis zum 1. August 1908 stattfindenden 350jährigen Jubiläum der Universität Jena hatte

unsere Akademie eine besondere Einladung erhalten. Der Vizepräsident Professor Dr. Biereye vertrat uns an dem Ehrentage dieser geistigen Hochburg Thüringens, die in so vielen Richtungen die Traditionen der weit älteren, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts aber schlafen gegangenen Schwesteruniversität der Herzlandschaft Deutschlands an der Gera fortsetzt, jedenfalls dem Auftreten und der Lehre des größten Erfurter Studenten Dr. Martin Luther ihre Entstehung und den Geist ihrer großartigen Wirksamkeit verdankt. Die herzlichsten Glückwünsche unserer Akademie, der ja so viele der glänzendsten Gelehrten Jenas angehört haben und noch heute angehören, öffentlich auszusprechen, war dem Vizepräsidenten zu seinem großen Bedauern nicht möglich, da die Begrüßungs- und Glückwunschreden aus verständlichen Gründen auf das Mindestmass beschränkt waren; aber doch hatte er Gelegenheit, persönlich Sr. Magnifizenz dem Prorektor der Hochschule Herrn Professor Dr. Delbrück unsere freudige Teilnahme zum Ausdruck zu bringen. Der Dank für die freundliche Einladung an dem zu einer wundervollen Feier sich gestaltenden Feste soll der ruhmreichen Jubilarin, ihren illustren Vertretern und nicht zum wenigsten der von ihr bewiesenen liebenswürdigen Gastfreundschaft auch an dieser Stelle aus vollem Herzen ausgesprochen werden.

Am 31. Oktober 1908 feierte das ordentliche Mitglied unserer Akademie, Herr Professor Dr. Ernst Bernhardt, Gymnasialoberlehrer a. D., das seltene Fest seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums. Der Senat hatte beschlossen, ihn an diesem Tage zum Ehrenmitgliede zu ernennen. Im Verein mit der Akademie veranstalteten die alten Schüler des Jubilars am Nachmittage des 31. Oktober in den Räumen der Ressource eine erhebende, von warmer Herzlichkeit getragene Feier. Die Glückwünsche der Akademie überbrachte der Berichterstatter. Er hob die großen Verdienste hervor, die der Jubilar sich um die deutsche Philologie und im Besonderen um die Erfurter Akademie erworben hat und teilte ihm zum Schluß unter Überreichung des Diploms seine Ernennung zum Ehrenmitgliede der Akademie mit. Möge ein gütiges Geschick Herrn Professor Bernhardt die alte Schaffenslust noch lange erhalten. Möge sein erfolgreiches Wirken auch in Zukunft jüngeren Mitgliedern der Akademie ein leuchtendes Vorbild bleiben!

- - - -

II. Sitzungsberichte.

In der ersten öffentlichen Sitzung am 16. Oktober 1907 hielt Herr Oberlehrer Dr. Max Georg Schmidt aus Marburg einen Vortrag über „Wanderungen in Siebenbürgen", der durch eine große Zahl von Lichtbildern veranschaulicht wurde. Der Vortragende wies einleitend darauf hin, daß Siebenbürgen, der äußerste südöstliche Vorposten der österreichisch-ungarischen Monarchie, für die deutsche Touristenwelt ein besonders geeignetes Reiseziel sei, einmal als landschaftlich bevorzugtes Gebiet, in dem der Naturfreund wie der Alpinist reichlich auf seine Kosten komme, andererseits als mehr als fünfhundertjährige Heimat des im 13. Jahrhundert daselbst eingewanderten Sachsenvolkes, das Blut von unserm Blute sei, und das mit heldenhafter Zähigkeit unter dem magyarischen und rumänischen Ansturm sein Deutschtum mannhaft verteidigte. In packender Schilderung führte der Vortragende die Zuhörer von Linz donauabwärts über die Kaiserstadt Wien nach dem schönen Budapest, und von hier durch die weitgedehnten, mit wogenden Saat- und Maisfeldern bestandenen Pußten nach dem siebenbürgischen Hochland, das durch seine allseitige Gebirgsumwallung einer natürlichen Festung gleicht. In farbenreichen Bildern zogen die Hauptorte, Klausenburg, Kronstadt, Schäßburg, Mediasch und Herrmannstadt, der Zentralpunkt deutschen geistigen Schaffens, an uns vorüber. Andere Bilder klärten über die Großartigkeit der südlichen Karpathen vor allem auf, in denen noch echte Naturwildheit in Bezug auf Landschaft und Tierwelt uns entgegentritt. Aber schon ist der rührige deutsche Karpathenverein in Herrmannstadt dabei, jene Waldeinsamkeiten, auf deren Höhen im Sommer nur der rumänische Schafhirt mit seinen Herden haust, dem Touristen zugänglich zu machen. Bereits bietet die Besteigung des höchsten Berges des Fogaragebirges, des schneegekrönten Negoi, durch die Anlage von Schutzhütten keine zu große Anstrengung mehr. Auf die vielgestaltige Be-

völkerung ging der Vortragende besonders ein. Er schilderte das numerisch in der Minderheit sich findende, aber den Herrenton anschlagende magyarische Element und verweilte dann eingehend bei der Schilderung des einfachen, treuen, zäh seine Scholle und seine verbrieften Rechte verteidigenden Sachsenvolkes, das hier der eigentliche Kulturträger gewesen und es noch ist, und das heute einen schweren Kampf um seine Selbständigkeit nicht nur gegen das Magyarentum, sondern auch gegen das viel gefährlichere, da pekuniär reichlich unterstützte Rumänentum zu führen hat, einen Kampf, dessen Ausgang noch nicht abzusehen ist, der aber hoffentlich mit dem Siege des Rechts und der geistigen und tief religiösen Waffen des Sachsenvolkes enden wird. Auch in die sturmbewegte Vergangenheit gewährte der Vortragende herrliche Einblicke. Noch zeugen die wohlerhaltenen Kirchenkastelle, die den Bewohnern eine feste Zufluchtsstätte boten, wenn tatarische oder türkische Reitersgeschwader durch die gesegneten Gaue brausten, sowie die Bauernburgen, die zum Teil zerfallen sind, von der kriegerischen Unruhe früherer Jahrhunderte.

In der zweiten öffentlichen Sitzung am 23. Oktober sprach Herr Universitätsprofessor Dr. Cartellieri über „Richard Löwenherz im heiligen Land." Der Vortragende ging davon aus, daß Schiller es für nötig hielt, sich bei seiner Behandlung der Kreuzzüge wegen der Wahl des Themas förmlich zu entschuldigen. Die moderne Geschichtswissenschaft hat das Bestreben, auf Grund möglichst umfassender Quellenkenntnis unbefangen zu urteilen. Das ist besonders nötig bei einer Persönlichkeit wie Richard Löwenherz, den spätere Sage verherrlicht hat, dessen ritterliche Umwelt uns viel fremder ist als manche andere. Richard vertritt vollkommen die Verbindung des Rittertums mit den kirchlichen Ideen, wie sie sich in den Kreuzzügen geäußert hat. Man darf ihn nicht für einen Engländer halten, sondern er war Franzose, vereinigte aquitanisches und normannisches Wesen. Das Geld zum Zuge verschaffte er sich durch Ämterschacher. Seine heftige Feindschaft mit seinem Lehensherrn, König Philipp II. August von Frankreich, verhinderte von vornherein ein Gelingen des Unternehmens. Zum Ausbruch kam sie besonders während der gemeinsamen Belagerung Akkons (1191). Der eine tat immer das Gegenteil

von dem, was der andere wollte. Dabei hatte Richard mehr Schuld als Philipp. Schließlich wurde Akkon von den Belagerten nach tapferer Verteidigung den Christen übergeben. Der französische König kehrte bald heim, Richard war jetzt der Anführer aller Kreuzfahrer. Sehr bald machte er sich Feinde durch sein gewalttätiges Wesen und seine Verachtung anderer Nationalitäten. Es sei nur an die bekannte Beschimpfung des Herzogs Leopold von Österreich erinnert. Er gewann freilich die Schlacht bei Arsuf und wurde durch seine tollkühnen Taten der Schrecken der Feinde. Aber er verstand es garnicht, das national gemischte Heer einig zu machen und zur Eroberung Jerusalems zu führen. Da diese Stadt in den Händen der Sarazenen blieb, galt der Kreuzzug für gescheitert, und die Verantwortung wurde Richard zugeschoben, zum Teil sicher mit Recht. Als er sich entschloß, nach Europa zurückzukehren, vermochte er den Christen nur einen schmalen Küstenstrich Palästinas mit Tyrus als bedeutendster Stadt zu sichern und die Erlaubnis zum Besuche des heiligen Grabes zu erwirken. Demnach sind die dauernden Wirkungen von Richards Wirksamkeit im heiligen Lande nicht sehr erheblich. Aber man muß im Auge behalten, daß er zuerst eine gewaltige englische Flotte durch das Mittelmeer geführt und sich als frühen Vorläufer der orientalischen Politik der Engländer gezeigt hat. Er war kein großer Politiker oder Feldherr, aber der stärkste und kühnste Ritter seiner Zeit, stets bereit, sich im Dienste der kirchlichen Ideen zu betätigen. Darin — so schloß der Vortragende — liegt sein unvergänglicher Ruhm, darin aber auch die Grenze seines Wesens.

In der dritten öffentlichen Sitzung am 6. November sprach der praktische Arzt Herr Dr. Axmann über „Die Verlängerung des Lebens." Der Vortrag ist in diesem Jahrbuch abgedruckt.

In der vierten öffentlichen Sitzung am 27. November redete Herr Professor Dr. Götze über „Troja und die trojanischen Funde." Der Vortrag wurde durch viele Lichtbilder veranschaulicht.

In der fünften öffentlichen Sitzung, der Festversammlung am 26. Januar 1908 zur Vorfeier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und Königs, hielt Herr Senior D. Dr. Bärwinkel den Festvortrag über „Die Hohenzollern und die Toleranz."

Der Redner verfolgte die Absicht, zu zeigen, daß kein Fürstengeschlecht so viel für Durchführung der hohen Idee der Toleranz getan hat wie die Hohenzollern, und daß Brandenburg-Preußen geradezu der Bannerträger der religiösen Duldung in der Geschichte der Menschheit gewesen ist. Während dem Altertum religiöse Duldung durchaus unbekannt war und die siegreichen Völker die eroberten Länder zur Annahme ihrer Religion zwangen, hat Christus religiöse Duldung geübt, und sein Evangelium fordert Toleranz. Im Mittelalter hatte die Kirche das vergessen. Mit der Reformation kam religiöse Duldung wieder zum Durchbruch. Doch erst nach und nach. Im Prinzip hat sie Luther verlangt, aber staatsrechtlich ging es zunächst noch nach dem Grundsatz: cujus regio illius religio. Die Religion der Bürger eines Staates sollte sich nach der des Landesfürsten richten. Sogar der Passauer Vertrag 1552 gab nur den Reichsständen die Religionsfreiheit, nicht den einzelnen Bewohnern eines Landes. Dabei waren die Anhänger des reformierten Bekenntnisses von dieser Religionsfreiheit noch ausgeschlossen, bis sie namentlich durch die Bemühungen des Großen Kurfürsten im Westfälischen Frieden 1648 als Augsburgische Konfessionsverwandte Duldung erlangten. Diese schwachen Anfänge wahrer religiöser Duldung wurden nun in hervorragender Weise durch die Kurfürsten von Brandenburg gefördert, namentlich seit Johann Sigismund 1613 zur reformierten Kirche übergetreten war. In Brandenburg-Preußen wurden bald Lutheraner und Reformierte als gleichberechtigt anerkannt, auch den Katholiken Duldung gewährt, während in den anderen Ländern davon noch kaum die Rede sein konnte. Der Redner zeigte nun die großen Fortschritte, welche die religiöse Duldung in Brandenburg-Preußen gemacht, besonders durch den Großen Kurfürsten und Friedrich den Großen. Er legte das eingehend dar auf Grund der von M. Lehmann in seinem großen Sammelwerke „Preußen und die katholische Kirche" abgedruckten Urkunden über die preußische Staatsverwaltung. Auch das Werk von H. Landwehr: „Die Kirchenpolitik des großen Kurfürsten" lag den Ausführungen des Redners zu Grunde. Mit Recht konnte er dabei darauf hinweisen, welch ein Abstand zwischen dem Verhalten des Großen Kurfürsten in seiner Toleranz gegen Katholiken und selbst Juden und dem des Kaisers und Ludwig XIV. gegenüber den Protestanten zu konstatieren sei. Die Nachfolger des

Großen Kurfürsten folgten seinem Vorbilde. Auch Friedrich Wilhelm I., der trotz seiner Strenge und seines entschiedenen evangelischen Bekenntnisses den Katholiken Wohlwollen entgegen brachte, ihnen in Stettin eine Kirche baute und katholische Militärgeistliche anstellte. Friedrich der Große ging in seiner Toleranz so weit, daß man ihn fast gleichgültig gegen die eigene Konfession nennen konnte. Doch ist er mit dem vielfach mißbrauchten Ausspruch: „In meinen Staaten kann ein jeder nach seiner Fasson selig werden" nur für die Beibehaltung einer konfessionellen katholischen Schule eingetreten. Und wenn er auch der katholischen Kirche starken Schutz gewährte und sogar die Jesuiten in seinem Lande duldete, selbst nachdem der Jesuitenorden als friedenstörend aufgehoben war, so hat er doch energisch die Oberhoheit des Staates über die Kirche gewahrt, wie er es auch in einem Briefe an den Kardinal Sinzendorf ausgesprochen: „Ich erkenne keine päpstliche noch andere Autorität in meinem Lande an, wessen sich wohl der Kardinal bescheiden und wissen muß, daß er unter einem Souverän lebt, der die Mittel hat, seine Autorität zu soutenieren." Sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., war gegen die katholische Kirche tolerant, dagegen atmete sein unter Beihilfe Wöllners am 9. Juli 1788 erlassenes Religionsedikt einen Geist der Duldsamkeit gegenüber freieren Richtungen in der eigenen Kirche. Friedrich Wilhelm III. hat das segensreiche, aus dem Geist der Glaubensduldung geborene Werk der Union vollbracht, aber er hat sich dabei nicht ganz frei gehalten von Intoleranz gegen die Altlutheraner. Der katholischen Kirche gegenüber war er sehr entgegenkommend und sorglos, daß er das Konkordat von 1821 mit dem Papste schloß, wodurch die katholische Kirche in bezug auf die Ausstattung mit äußeren Mitteln und Ehrenbezeugungen vor der evangelischen Kirche weit bevorzugt wurde und fast volle Freiheit in Verwaltung ihrer Angelegenheiten erhielt, während die evangelische Kirche eine Domäne des Staates blieb. Wohin das führte, sollte er zu seinem großen Schmerze im Mischehenstreit erfahren. Die dann von ihm angewandten harten Maßregeln korrigierte sein Nachfolger Friedrich Wilhelm IV., wobei freilich der preußische Staat in noch größere Abhängigkeit von Rom kam. Vergebens suchte Wilhelm I. im Kulturkampf die Staatshoheit über die Kirche wieder soweit herzustellen, wie sie zur Zeit Friedrichs des Großen war. Aber

noch während des Kulturkampfes war Wilhelm I. durchaus tolerant gegen die Katholiken. Sein Wohlwollen gegen die evangelische Kirche bewies er dadurch, daß er ihr eine Verfassung gab. Im guten evangelischen Bekenntnis seinem Großvater völlig ebenbürtig und wie er ein warmer Verehrer Martin Luthers erscheint uns der jetzige Kaiser gleichsam als die verkörperte Toleranz. Der Redner führte viele seiner christlich-evangelischen Zeugnisse an und betonte dabei, daß Kaiser Wilhelm II. die Toleranz als eine notwendige Frucht wahrhaft evangelischen Glaubens ansehe, wie er das ganz besonders in seinem Trinkspruch am 31. Okt. 1892 in Wittenberg ausgesprochen habe: „Es gibt in Glaubenssachen keinen Zwang. Hier entscheidet allein die freie Überzeugung des Herzens, und die Erkenntnis, daß sie allein entscheidet, ist die gesegnete Frucht der Reformation. Wir Evangelischen befehden niemand um seines Glaubens willen. Aber wir halten fest an dem Bekenntnis des Evangeliums bis in den Tod. Das ist meine Zuversicht, mein Gebet und meine Hoffnung." — Die Rede klang aus in ein mit Begeisterung aufgenommenes Hoch auf den Kaiser als hochherzigen Hüter wahrer Duldung und als freudigen Bekenner des Evangeliums. Zum Schluß der erhebenden Feier trug der Chor Hauptmanns Motette „Herr, unser Herrscher" vor.

In der ersten ordentlichen Sitzung am 12. Febmar las Herr Professor Dr. Schneider eine Abhandlung über „Die silberne Reliquientafel der Marienburg vom Jahre 1388." Sie ist in diesem Jahrbuche abgedruckt.

In der sechsten öffentlichen Sitzung am 26. Februar sprach Herr Professor Hoffmann über „Olympia". Der Vortragende sprach über ein von ihm aufs gründlichste studiertes Gebiet und wußte von Olympia, dieser geweihtesten Stätte des griechischen Altertums, unter Benutzung von Lichtbildern eine lebendige Vorstellung zu erwecken. Zunächst wies er auf die Bedeutung hin, welche Olympia für die Hellenen hatte, es war eine uralte Kultusstätte des Königs der Götter, Zeus, und zugleich ein Nationalheiligtum, in dessen Nähe jede Feindschaft ruhte. Sodann schilderte er das Treiben zur festlichen Zeit der Spiele und betrachtete deren einzelne Arten. Faustkämpfer, Diskoswerfer und Wagenlenker wurden im Bilde vorgeführt. 393 wurden die Spiele von Theodosius I. verboten, und nun wirkten Fana-

tismus, Plünderungen und Erdbeben zusammen, um die Stätte in Trümmer zu legen. Die von dem benachbarten Kronoshügel herabrieselnden Sand- und Mergelmassen vergruben darauf den Ort, sodaß er aus der Geschichte schwand. Sodann besprach der Redner die verschiedenen Vorschläge, diese untergegangene Welt wieder ans Tageslicht zu ziehen, gedachte der Funde der Franzosen im Jahre 1829 und zeigte, wie es Ernst Curtius gelungen sei, das preußische Königshaus und den Deutschen Reichstag für dieses Werk zu gewinnen. Die Ausgrabungen fanden von 1875 bis 1881 statt und kosteten 800000 Mark. Die Abgüsse des Gefundenen befinden sich jetzt zu Berlin in einem besonderen Olympia-Museum. An dem Dörpfeldschen Situationsplan wurden nunmehr die Grundrisse der einzelnen aufgedeckten Gebäude gezeigt, die Bohnsche Rekonstruktion der Altis gab ein anschauliches Bild ihres einstigen Aussehens. Dann zeigte der Vortragende die wichtigsten der gefundenen Skulpturen, den Hermes des Praxiteles, die Giebelgruppen und die Metopen vom Zeustempel und versuchte an der Hand von elischen Münzen eine Vorstellung von dem berühmten Gold-Elfenbeinbilde des Zeus des Phidias zu geben. Den Schluß bildete die Betrachtung der Nike des Paionios in der Grüttnerschen Rekonstruktion.

In der zweiten ordentlichen Sitzung am 4. März hielt Herr Professor Dr. Paul Stange einen Vortrag über „Die Ureinwohner Chiles".

Der Vortragende stützte sich auf eigene Beobachtungen und Studien, die er während seines achtjährigen Aufenthaltes in Chile im Verkehr mit der Urbevölkerung gemacht hatte. Diese Bevölkerung ist in 3 große Gruppen zu teilen:

1. Incasische Rasse der Quichua und Aimará, etwa noch 20000 Seelen, im nördlichen Chile noch in Andentälern und an der Küste lebend.

2. Die eigentlichen Araukaner, die sich selbst Mapuche (Leute des Landes) nennen und die man wieder in Pehuenchen (Leute der Araucarienwälder), Huilliches (Leute des Südens) und Tehuelchen (Leute des Ostens) scheidet. Doch bedeuten diese Namen keine besonderen Stämme, sondern bezeichnen nur die Lage ihrer Sitze nach der geographischen Lage. Der Redner verbreitete sich dann eingehend über das eine gewisse

geistige Überlegenheit zeigende Volk, schilderte seine physischen und geistigen Eigenschaften und Anlagen und trug auch einige der Märchen vor, die die Leute sich zur Abendstunde gern erzählen und die in mythoiogische, Tiermärchen und Märchen europäischen Ursprungs zerfallen.

3. Die magellanischen Indier, in 3 Gruppen zerfallend: a) Onaindianer, b) Yaghanes und c) Alacalufes. Während die Araucaner etwa noch 100000 Seelen zählen und mit der Zeit wohl in der chilenischen Bevölkerung aufgehen werden, gibt es noch etwa 4000 Onas, 1000 Yaghanes und 500 Alacalufes. Es verbleiben schließlich noch einige Hundert Bewohner der Osterinsel malayischer Rasse.

In der 3. ordentl. Sitzung am 6. Mai las Herr Professor Dr. Beermann eine Abhandlung über „Die augenblicklichen Meinungen und Vorschläge betreffs einer internationalen Hilfssprache." Der Verfasser legte dar, unter welchen Bedingungen und Voraussetzungen eine künstliche Hilfssprache allein möglich sei. Der häufig erhobene Einwand freilich, eine künstliche Hilfssprache sei unmöglich, weil die Sprache ein Organismus wäre, der nicht künstlich geschaffen werden könne, gelte nicht, da die Sprache kein Organismus, sondern die Tätigkeit eines solchen, nämlich des Menschen, wäre. Das Haupterfordernis bei einer Kunstsprache in theoretischer Beziehung sei vollkommene Durchsichtigkeit und Klarheit, in praktischer Beziehung möglichste Anlehnung an die international bereits bekannten Bildungen und Ausdrücke. Er zeigte sodann, daß das jetzt vielfach gepriesene Esperanto beiden Forderungen nicht entspreche, und wies zum Schluß auf das von ihm herausgegebene Novilatin hin.

In der 4. ordentl. Sitzung am 20. Mai trug Herr Professor Deile vor über „Die Erfurter Loge unter Dalberg und Dominikus und ihre Beziehungen zur Erfurter Akademie." Der Vortrag ist in diesem Jahrbuche abgedruckt.

In der 5. ordentl. Sitzung am 30. September las Herr Stadtarchivar Gutbier aus Langensalza eine Abhandlung über „Erfurter Studenten des Mittelalters aus Salza und Umgegend." Die Abhandlung ist in diesem Jahrbuche abgedruckt.

In der 7. öffentl. Sitzung am 28. Oktober redete Herr Gymnasialdirektor Professor Dr. Biereye über „Erfurt zur Zeit des Fürstenkongresses 1808“. (Mit Lichtbildern). Vgl. hierzu die letzte Abhandlung dieses Heftes.

In der 8. öffentl. Sitzung am 11. November redete Herr Professor Dr. Rauch aus Rossleben über „Der Kamisardenkrieg in den Sevennen. Ein dunkles Blatt aus der Geschichte des französischen Protestantismus.“

Der Vortragende wies einleitend darauf hin, daß die interessante, dramatisch verlaufende Episode wenig beachtet und gekannt sei; er habe sie aus den z. T. schwer zugänglichen Quellen studiert. Nach einem kurzen Überblick über die Geschichte des Protestantismus in Frankreich bis zum Regierungsantritt Ludwig XIV. legte der Vortragende die Gründe dar, die den „Sonnenkönig“ zur Verfolgung der Hugenotten veranlaßten, und zeigte, wie er erst auf dem Verwaltungswege, dann mit ungesetzlichen Gewaltmaßregeln vorging und schließlich das Edikt von Nantes und damit die Glaubensfreiheit der französischen Protestanten aufhob. Die im Lande Zurückgebliebenen hatten schwerste Drangsale zu erdulden und führten ein äußerst gedrücktes Dasein als „die Kirche der Wüste“. Ihren religiösen Bedürfnissen dienten erst gebildete Laienprediger — die Schicksale eines derselben, des Advokaten Brousson, schilderte der Redner nach dessen Tagebuche —, dann Bauern und Weber, die sich wie Propheten vorkamen und sich mit Vorliebe in die prophetischen Schriften des Alten Testaments vertieften. Dieses prophetische Element, verbunden mit allerlei ekstatischen Erscheinungen, gewann einseitig das Übergewicht und bildete den Hintergrund des Glaubenskampfes, der ohne dieses Element in seinem Ausbruche wie in seinem fast beispiellos hartnäckigen und auch grausamen Verlauf gar nicht zu verstehen ist. Nach einer Beschreibung des Kriegsschauplatzes zeichnete dann der Vortragende in großen Zügen den Verlauf des Krieges, in dem nie mehr als 4200 Kamisarden unter der Führung ihres Helden Jean Cavalier gegen 30—40000 Mann regulärer Truppen mit staunenswerter Tapferkeit kämpften. Er schilderte das barbarische Vorgehen des zuerst die königlichen Truppen befehligenden Marschalls Montrevel, der aber keinen Erfolg hatte, und dann die ebenso militärisch-geschickten

wie diplomatisch-klugen Maßnahmen des Marschalls Villars, der durch umfassende Absperrungsmaßregeln den Kamisarden Lebensmittel und Munition abschnitt, die zur Unterwerfung bereiten Einwohner der Gegend milde behandelte und mit den einzelnen Führern und Heerhaufen Unterhandlungen anknüpfte, die schließlich zu Jean Cavaliers Unterwerfung und zum Erlöschen des Aufstands führten. Mit einem zusammenfassenden Urteil über Geist und Art des Kamisardenkriegs, in dem trotz vieler Irrungen doch die ideale Seite, der heldenmütige Kampf für eine große, heilige Sache nicht zu verkennen ist, und mit dem Hinweis auf den Zusammenhang dieser Glaubenskämpfe mit der gerade in jenen Gegenden jetzt wieder einsetzenden protestantischen Bewegung schloß der Vortrag.

In der 9. öffentl. Sitzung am 25. November beleuchtete Herr Kgl. Schulrat a. D. Fr. Polack aus Treffurt „Die Bedeutung der Frage in Wolfram von Eschenbachs Parzival."

Mit Vorliebe behandeln die Romandichter unserer Zeit psychologische Charakterentwickelungen. Es braucht nur an Stilgebauers „Götz Krafft", Frenßens „Jörn Uhl" und „Hilligenlei", Ernst Hesses „Peter Comenzind," Feodor Sommers „Ernst Reiland", Worms „Erdenkinder" und Ernst Zahns „Clari-Mari" erinnert zu werden. In seinem Vortrage zeigte Schulrat Polack aus dem alten psychologischen Epos „Parzival" von Wolfram von Eschenbach die typische Werdegeschichte eines suchenden, irrenden und endlich findenden Menschen. Er wies nach, wie vier Fragen gleichsam die Überschriften der vier Entwickelungsstufen bilden: 1. die Kinderfrage der Einfalt oder dumbheit, 2. die Grübelfrage des Zweifels, 3. die Sehnsuchtsfrage des Heilsverlangens, 4. die Liebesfrage des Helferdranges. Die Beantwortung dieser vier Fragen in ritterlichen und seelischen Kämpfen führt endlich zur Läuterung des Helden und zur Versöhnung des Welt- und Geisteslebens. Das Epos klingt aus in den Zeilen:

Wes Leben so sich endet,
daß Gott nicht wird gepfändet
der Seele durch des Leibes Schuld,
und er dennoch sich die Huld
der Welt erhielt mit Würdigkeit,
der blieb vom rechten Ziel nicht weit.

In der 10. öffentlichen Sitzung am 2. Dezember redete Herr Regierungsrat Professor Dr. Heydenreich aus Dresden über: „Familiengeschichte und Heraldik". Der Vortrag ist in diesem Hefte abgedruckt.

In der 11. öffentlichen Sitzung am 9. Dezember sprach Herr Militäroberpfarrer Konsistorialrat Falke aus Frankfurt a. M. über: „Jesus im Lichte der nichtchristlichen Religionen."

Eine richtige Beurteilung Jesu hängt von der inneren Stellung ab, die man zu ihm einnimmt. Infolge der Verschiedenheit dieser Stellung herrschen zunächst im Christentum die verschiedensten Anschauungen über Jesus, und diese verschiedenen, oft feindseligen Ansichten einzelner führender Geister im Christentum (z. B. D. Fr. Strauss, Renau, E. von Hartmann, Nietzsche, Kalthoff u. s. w.) haben auch die Urteile in der nichtchristlichen Welt beeinflusst.

Aber nicht nur diese abgeleiteten Ströme fließen durch die nichtchristlichen Völker, sie haben sich auch originale Meinungen gebildet, und es ist nicht nur religionsgeschichtlich interessant, den Schattenumrissen nachzugehen, welche die Lichtgestalt Jesu auf das Heidentum geworfen, sondern es liegt auch darin ein Gewinn für die Heidenmission und für uns Christen selbst.

Es ist den nichtchristlichen Völkern zunächst nur möglich, Jesum gemäß den ihnen anerzogenen religiösen Anschauungen von ihren eigenen höchsten Idealen zu beurteilen. Sie stellen ihn zunächst in Parallele mit ihren Religionsstiftern und Göttern und warten ab, ob sie die diesen zukommenden Prädikate auch auf Jesum übertragen können.

Die Chinesen, die gewohnt sind, Konfuzius „den größten Menschen" Chinas, „den heiligsten Lehrer der Vorwelt" zu nennen, können Jesum auch nicht anders als einen weisen „Lehrer" beurteilen. Bei ihrem nüchternen naturalistischen Sinn ist ihnen das Evangelium Jesu mit seinen erlösenden Wirkungen zunächst völlig unverständlich. Geradezu verdächtig erscheinen ihnen die Sakramente der Taufe und des hlg. Abendmahls, in denen sie einen Geheimbund wittern.

Dasselbe Urteil haben die Japaner. Die drei dort herrschenden Religionen (Konfuzianismus, Schintoismus, Buddhismus) sind in eine besonders scharfe Auseinandersetzung mit dem Christentum getreten, da der christliche Geist eine Macht zu werden und die

Verhältnisse dort zu durchdringen beginnt. Soweit die Japaner Konfuzianer sind, halten sie Jesum für einen „Weisen"; die buddhistischen Priester hassen zum Teil den „Gott der weißen Teufel", andere halten ihn für eine Inkarnation Buddhas, „denn Jesu Lehre ist unverkennbar die Lehre aller Buddhas, nur dem jüdischen Volke und seiner Zeit unbequem". Selbst die zum Christentum übergetretenen Japaner machen sich von Jesu eine besondere Meinung, indem sie ihn nationalisieren. „Der japanische Heiland muß nicht nur, wie wir, schwarze Haare und schwarze Augen, sondern auch ein japanisches Herz haben." Der Vortragende brachte hierüber mehrere interessante Belegquellen.

Die Hindus in Indien beurteilen von ihrem brahmanisch-pantheistischen Standpunkt Jesum im besten Fall als eine Verkörperung Brahmas, aber als eine dem Krischna gegenüber minderwertige. Das Volk hat sich mit dem Gedanken abgefunden, daß Jesus vielleicht eine Erscheinungsform des Allwesens sei, aber, so sagen sie „Ihr Christen habt nur einen Awatar (Herabsteigung der Gottheit); wir haben deren neun und sehen einem zehnten entgegen. Eure Religion muß offenbar die armseligere sein." Der Vortragende ging besonders auf die Ähnlichkeit der Namen „Krischna Jisnu" uud „Christus Jesus" ein und bewies, daß eine Entlehnung unmöglich sei. Besonders charakterisierte er den Einfluß der „Theosophischen Gesellschaft" auf die indische Nation, deren Anschauungen auch in Europa sich weit verbreitet haben.

Die mohammedanische Religion hat sich am ausführlichsten mit Jesus befaßt und ihn so hoch gestellt, wie keine andere nichtchristliche. Mohammed erhielt das Bild Jesu aus jüdischen Anschauungen und christlichen Apogryphen. Maria, die Mutter Jesu, zugleich Schwester des Moses, hat ihn als „Jungfrau" geboren. Jesus ist ein Prophet, ein Gesandter des Messias, „das Wort von Gott", „der Geist von ihm". Nur das Prädikat „Sohn" Gottes verweigert ihm Mohammed, weil darin eine Gotteslästerung liegt. Jesus ist nicht am Kreuz gestorben, sondern Gott hat ihn entrückt und einen andern für ihn kreuzigen lassen. In längerer Ausführung wurde diese koranische Auffassung über Jesus charakterisiert und darauf hingewiesen, daß trotz der hohen Prädikate Jesus auch im Islam nicht richtig erkannt sei.

Zuletzt wurde die jüdische Beurteilung Jesu beleuchtet. Was der Philosoph Spinoza und Heinrich Heine von ihm gesagt haben, wie das orthodoxe Judentum und das Reformjudentum unserer Zeit von ihm denken und schreiben, wie sich im heutigen Judentum mit voller Abweisung Jesu auch durchaus anerkennende und objektive Würdigungen verbinden, kam in genaueren Darlegungen zum Ausdruck.

Der Redner schloß mit dem Gedanken, daß in den nichtchristlichen Religionen gewiss nicht nur Finsternis, sondern viel Licht enthalten sei, aber die volle Wahrheit sei nur in Jesu Glaube geoffenbart worden, und wenn man auch die Erfolge der Heidenmission sowohl quantitativ wie qualitativ nicht allzu hoch werten dürfe, so sei doch eine Bresche in die nichtchristlichen Völker geschlagen, und es sei zu erhoffen, daß die Weltgeschichte mit dem Siege der christlichen Religion endigen würde.

III. Verzeichnis der Mitglieder der Akademie.[1)]

Gesamtzahl: 224.

---

a. Präsidium.

vacat.

b. Ehrenmitglieder (17).

Seine Königliche Hoheit der Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen. 1901.

Seine Hoheit der Herzog Georg von Sachsen-Meiningen. 1902.

Seine Königliche Hoheit der Herzog Karl Eduard von Sachsen-Coburg und Gotha. 1905.

---

1) Die den einzelnen Namen beigefügten Ziffern bedeuten das Jahr der Aufnahme.

Seine Durchlaucht der Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg. 1902.

„ Exzellenz der Staatsminister Herr D. Dr. von Studt. 1904.

„ Exzellenz der Staatsminister Herr Freiherr von Rheinbaben, Chef des Finanzministeriums in Berlin. 1904.

„ Exzellenz der Staatsminister Herr Dr. Freiherr Lucius von Ballhausen auf Kleinballhausen. 1891.

Herr Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat von Brauchitsch, Regierungspräsident a. D., auf Mittel-Gerlachsheim bei Marklissa in Schlesien. 1891.

„ Wirklicher Geheimer Rat von Dewitz, Oberpräsident a. D. der Provinz Schleswig-Holstein, Exzellenz, in Kiel. 1899.

„ Regierungspräsident von Fidler in Erfurt. 1904.

„ Geheimer Regierungs- und Obermedizinalrat Dr. med. Schuchardt in Gotha. 1868.

„ Dr. phil. August Baumeister, Kaiserlicher Ministerialrat a. D. in München. 1899.

„ Ober- und Geheimer Regierungsrat Trosien, Direktor des Königl. Provinzialschulkollegiums in Magdeburg. 1901.

„ Geheimer Regierungsrat Dr. Wilhelm Hittorf, o. Professor der Chemie und Physik an der Universität in Münster. 1904.

„ Professor D. Martin Kähler, Senior der theologischen Fakultät in Halle a. S. 1904.

„ Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat D. Dr. Harnack, o. Professor der Theologie und Generaldirektor der Königl. Bibliothek in Berlin. 1904.

„ Professor Dr. Ernst Bernhardt in Erfurt. 1877.

c. Mitglieder des Senates (9).

(Sämtlich in Erfurt.)

Herr Gymnasialdirektor Professor Dr. Biereye, Vizepräsident der Akademie. 1903.

„ Professor Dr. Emil Stange, Sekretär der Akademie. 1891.

„ Sanitätsrat Dr. Loth, Rendant der Akademie. 1893.

„ Realgymnasialdirektor Professor Dr. Zange. 1891.

„ Senior, Superintendent und Pastor D. Dr. Bärwinkel. 1891.

Herr Oberbürgermeister Dr. jur. Schmidt. 1897.
„ Oberrealschuldirektor Dr. Venediger. 1892.
„ Professor Schubring. 1877.
„ Verwaltungsgerichtsdirektor Jordan. 1902.

d. Ordentliche Mitglieder (46).
(Sämtlich in Erfurt.)

Herr Professor Apel. 1897.
„ Dr. med. Axmann, praktischer Arzt. 1899.
„ Amtsgerichtsrat Becker. 1897.
„ Professor Dr. Beermann. 1896.
„ Professor Dr. Brünnert. 1892.
„ Professor Dr. Cramer. 1897.
„ Professor Deile. 1907.
„ Professor Dischner. 1897.
„ Pastor Dr. Fischer. 1904.
„ Oberregierungsrat a. D. Dr. jur. Geutebrück. 1889.
„ Stadtschulrat Dr. Gutsche. 1904.
„ Geschichts- und Porträtmaler von Hagen. 1891.
„ Professor Hellmann. 1897.
„ Professor Dr. Herwig. 1898.
„ Geh. Medizinalrat und Kreisarzt Dr. Heydloff. 1904.
„ Professor Hoffmann. 1891.
„ Geh. Justizrat Huschke. 1895.
„ Postrat Jentsch. 1908.
„ Geh. Regierungsrat Johannes. 1906.
„ Professor Kanzow. 1908.
„ Stadtrat Kappelmann. 1902.
„ Professor Dr. Krauth. 1904.
„ Oberstleutnant a. D. Kubale. 1899.
„ Geheimer Kommerzienrat Lucius. 1893.
„ Professor Dr. Lüttge. 1903.
„ Geheimer Baurat Neumann. 1895.
„ Stadtarchivar Dr. Overmann. 1903.
„ Stadtbaurat Peters. 1907.
„ Professor Dr. Pöhlig. 1899.
„ Oberregierungsrat Dr. Pohle. 1898.
„ Sanitätsrat Dr. med. Reißner, praktischer Arzt. 1901.
„ Pfarrer Scheibe. 1898.

Herr Professor Schmidt, Direktor der Handwerker- und Kunstgewerbeschule. 1908.
„ Professor Dr. Schmitz. 1877.
„ Professor Dr. Schneider. 1905.
„ Ober- und Geheimer Regierungsrat a. D. Scholz. 1897.
„ Justizrat Schröer. 1904.
„ Generalmajor z. D. Freiherr von Schrötter. 1900.
„ Pastor Lic. Dr. Schulze. 1889.
„ Geheimer Sanitätsrat Dr. Schwenkenbecher. 1893.
„ Sanitätsrat Professor Dr. med. Stacke. 1898.
„ Professor Dr. Paul Stange. 1899.
„ Professor Dr. Thimme. 1904.
„ Landrat Dr. Voigt. 1903.
„ Justizrat Dr. Weydemann. 1894.
„ Sanitätsrat Dr. Zschiesche, Direktor der Provinzial-Hebammenlehr- und Entbindungs-Anstalt. 1893.

e. Auswärtige Mitglieder (132).[1]

Herr Pastor Lic. Albrecht in Naumburg a. S. 1895.
„ Professor Dr. Anemüller in Detmold. 1906.
„ Geheimer Oberschulrat Dr. von Bamberg, Gymnasialdirektor in Gotha. 1899.
„ Dr. med. Bannwarth, prakt. Arzt in Kairo. 1908.
„ Amtsgerichtsrat Bartolomäus in Krotoschin. 1903.
„ Wirklicher Geheimer Rat Dr. med. von Behring, Exzellenz, o. Universitätsprofessor in Marburg. 1894.
„ Amtsgerichtsrat Dr. Béringuier in Berlin. 1889.
„ Pastor Bertram in Bindersleben. 1908.
„ Geheimer Medizinalrat Dr. Binswanger, o. Universitätsprofessor in Jena. 1904.
„ Professor Bithorn, Stiftssuperintendent und erster Domprediger in Merseburg. 1894.
„ Landrat von Bloedau in Arnstadt. 1904.
„ Landgerichtsdirektor Dr. Bockenheimer in Mainz. 1902.
„ Geheimer Baurat Boie in Elgersburg. 1899.

---

[1]) Wir bitten die verehrten Mitglieder dringend, uns von jeder eintretenden Veränderung des Wohnortes oder des Titels Kenntnis zu geben.

Der Sekretär der Akademie.

Herr Geheimer Hofrat von Bojanowski, Oberbibliothekar in Weimar. 1899.
„ Dr. phil. Brandis, Großherzogl. Bibliotheksdirektor in Jena. 1906.
„ Dr. Breysig, o. Universitätsprofessor in Berlin-Schmargendorf. 1894.
„ Dr. Brinckmann, Provinzialschulrat in Hannover. 1897.
„ Dr. Brode, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1894.
„ Leutnant a. D. Brunckow, Schriftsteller in Dessau. 1880.
„ Geheimer Hofrat Dr. Burkhardt, Großherzogl. Archivdirektor und Herzogl. Sächsischer Archivar a. D. in Weimar. 1899.
„ Dr. Cartellieri, o. Universitätsprofessor in Jena. 1907.
„ Lic. Dr. Clemen, Oberlehrer in Zwickau i. S. 1906.
„ Geheimer Regierungsrat Dr. Conrad, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1894.
„ Professor Dr. Dobenecker in Jena. 1897.
„ Professor Dr. phil. et jur. Dörpfeld, erster Sekretär des Kaiserlichen Deutschen Archäologischen Instituts in Athen. 1904.
„ D. theol. Ecke, o. Universitätsprofessor in Bonn. 1899.
„ Professor Dr. Ehwald, Oberbibliothekar in Gotha. 1900.
„ Oberbaurat Erlandsen in Sondershausen. 1906.
„ Geheimer Hofrat D. Dr. Eucken, o. Universitätsprofessor in Jena. 1894.
„ Konsistorialrat R. Falke, Militäroberpfarrer in Frankfurt a. M. 1894.
„ Professor Dr. H. Fechner in Breslau. 1860.
„ Oberleutnant a. D. K. W. Th. Fischer in München. 1902.
„ Dr. Franke, Universitätsprofessor in Königsberg i. Pr. 1908.
„ Geheimer Regierungsrat D. Dr. Fries, o. Universitätsprofessor und Direktor der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S. 1899.
„ Geheimer Schulrat Dr. Funk, Gymnasialdirektor in Sondershausen. 1900.
„ Schulrat Professor Dr. Gaudig, Direktor der städt. höh. Töchterschule in Leipzig. 1908.
„ Professor Dr. Georges, Herzogl. Bibliothekar u. Vorsteher des Herzogl. Haus- und Staatsarchivs in Gotha. 1899.

Herr Professor Dr. Götze, Direktorial-Assistent am Königl. Museum für Völkerkunde in Berlin. 1901.
„ D. theol. Graue, Superintendent a. D. in Nordhausen. 1903.
„ Professor Dr. Größler in Eisleben. 1899.
„ Stadtarchivar Gutbier in Langensalza. 1908.
„ Dr. O. Harnack, o. Professor der Literaturgeschichte an der technischen Hochschule in Stuttgart. 1904.
„ Geheimer Kirchenrat D. Dr. jur. et phil. Hauck, o. Universitätsprofessor in Leipzig. 1904.
„ Konsistorialrat D. Haupt, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1893.
„ Konsistorialrat Dr. Heine, Militäroberpfarrer a. D. in Kirchscheidungen a. U. 1891.
„ Pfarrer Heinzelmann in Villach in Kärnten. 1902.
„ Konsistorialrat Dr. Hermens, Militäroberpfarrer a. D. und Superintendent in Cracau b. Magdeburg. 1897.
„ Geheimer Regierungsrat Herrmann, Provinzialschulrat in Berlin. 1894.
„ Geheimer Ober-Justizrat Herrmann, Landgerichtspräsident in Nordhausen. 1894.
„ Professor Dr. E. Hesse in Magdeburg. 1885.
„ Regierungsrat Professor Dr. Heydenreich, Kommissar für Adelsangelegenheiten im Kgl. Ministerium des Innern in Dresden. 1908.
„ Dr. Hilgenfeld, o. Universitätsprofessor in Jena. 1903.
„ K. K. Schulrat Professor Dr. Hintner in Wien. 1894.
„ Geheimer Regierungsrat Dr. Holder-Egger, o. Universitätsprofessor in Berlin. 1906.
„ Professor Dr. Hülsen, Sekretär des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts in Rom. 1904.
„ Dekan Lic. Hummel in Crailsheim. 1893.
„ Archivrat Dr. Jacobs, Fürstlicher Archivar und Bibliothekar in Wernigerode. 1899.
„ Dr. Jacobsen, Landgerichtsdirektor in Flensburg. 1892.
„ Schulrat Dr. Jonas, Stadtschulinspektor in Berlin. 1901.
„ Dr. Kunz von Brunn, gen. von Kauffungen, städtischer Archiv- und Bibliotheksdirektor in Metz. 1906.
„ D. Dr. Kautzsch, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1907.

Herr Oberkonsistorialrat Professor D. Kawerau, Propst von St. Petri in Berlin. 1898.

„ Dr. jur. et phil. Kekule von Stradonitz, Kammerherr des Fürsten zu Schaumburg-Lippe, in Gross-Lichterfelde. 1901.

„ Geheimer Archivrat Dr. Keller in Charlottenburg. 1894.

„ Kgl. Studienrat Dr. Kerschensteiner in München. 1901.

„ Kaiserlicher Geheimer Regierungsrat Klewitz, Direktor im Aufsichtsrat für Privatversicherung, in Berlin-Grunewald. 1898.

„ Dr. Knabe, Oberrealschuldirektor in Marburg a. L. 1896.

„ Geheimer Legationsrat Dr. Knappe, General-Konsul a. D. in Berlin-Grunewald. 1900.

„ Dr. Körte, o. Universitätsprofessor in Göttingen. 1906.

„ Geheimer Sanitätsrat Dr. Köster in Naumburg a. S. 1898.

„ Professor Dr. Koetschau, Gymnasialdirektor in Weimar. 1905.

„ Geheimer Hofrat D. Dr. Kolde, o. Universitätsprofessor in Erlangen. 1898.

„ Professor Dr. Kreutzer in Köln a. Rh. 1902.

„ Kirchenrat Dr. Kroner in Stuttgart. 1865.

„ Geheimer Hofrat Dr. Lamprecht, o. Universitätsprofessor in Leipzig. 1904.

„ Geheimer Regierungsrat Leuchtenberger, Gymnasialdirektor a. D. in Berlin. 1889.

„ Archivrat Dr. Liebe in Magdeburg. 1897.

„ Geheimer Regierungsrat Dr. Lindner, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1894.

„ Geheimer Justizrat Dr. von Liszt, o. Universitätsprofessor in Berlin-Charlottenburg. 1893.

„ D. Dr. Loofs, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1900.

„ Dr. Lorenz, Superintendent und Oberpfarrer in Weißenfels. 1886.

„ Justizrat Dr. Martinius in Naumburg a. S. 1894.

„ Geheimer Oberschulrat Professor Dr. Menge in Oldenburg. 1899.

„ Mestre y Noé, Archivero de la Biblioteca Historica Municipal in Tortosa in Spanien. 1899.

Herr Dr. Mitzschke, Großherzogl. Archivrat i. R. des Geh. Staatsarchivs in Weimar. 1901.
„ Geh. Regierungsrat Dr. Muff, o. Universitätsprofessor und Rektor der Königl. Landesschule in Pforta. 1898.
„ Dr. Neubauer, Direktor des Lessing-Gymnasiums in Frankfurt a. M. 1904.
„ Dr. Neumann, o. Universitätsprofessor in Strassburg. 1897.
„ D. Dr. Nippold, o. Universitätsprofessor a. D. in Oberursel (Wiesbaden). 1894.
„ Generalmajor z. D. Oberg in Naumburg a. S. 1894.
„ Dr. Pietro da Ponte, Membro della R. Deputazione di Storia Patria in Brescia. 1879.
„ Geheimer Medizinalrat Dr. Pfeiffer in Weimar. 1904.
„ Schulrat a. D. Polack in Treffurt. 1908.
„ Professor Dr. Quidde in Georgenthal. 1863.
„ Professor Dr. Rauch, Pfarrer der Klosterschule in Rossleben. 1908.
„ Dr. Rausch, Rektor der Lateinischen Hauptschule und Kondirektor der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S. 1901.
„ Dr. Regel, Universitätsprofessor in Würzburg. 1898.
„ Dr. Rein, o. Universitätsprofessor in Jena. 1898.
„ Professor Schaper, Bildhauer in Berlin. 1904.
„ D. Schauerte, Propst und bischöflicher Kommissar in Magdeburg. 1898.
„ Konsistorialrat Schaumann, Militäroberpfarrer i. Posen. 1901.
„ Wirklicher Geh. Regierungsrat Dr. Fr. Schmidt, Dirigent der Abteilung für Kunst und Wissenschaft im Kultusministerium, in Berlin-Steglitz. 1904.
„ Dr. G. Schmidt, Pastor em. in Halle a. S. 1894.
„ Dr. M. G. Schmidt, Oberlehrer in Marburg a. L. 1901.
„ Professor Dr. Schreiber, Gymnasialdirektor in Ilfeld. 1891.
„ Wirklicher Geheimer Rat Dr. Schultze, Exzellenz, o. Universitätsprofessor in Jena. 1873.
„ Professor Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen. 1908.
„ Herr Lic. Dr. Schwarzlose, erster Pfarrer an St. Katharinen in Frankfurt a. M. 1891.
„ Geheimer Hofrat D. Dr. Sievers, o. Universitätsprofessor in Leipzig. 1894.

Herr Geheimer Justizrat Dr. jur. u. phil. Stammler, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1904.
„ Lic. Steinbeck, Universitätsprofessor in Greifswald. 1908.
„ Geheimer Medizinalrat Dr. Stintzing, o. Universitätsprofessor in Jena. 1894.
„ Geheimer Regierungsrat Dr. Suchier, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1899.
„ Geheimer Hofrat Professor Dr. Suphan, Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar. 1894.
„ Professor Dr. Thiele, Oberlehrer a. D. in Halle a. S. 1893.
„ Geheimer Rat Dr. Thon, o. Universitätsprofessor in Jena. 1894.
„ Geheimer Postrat Tuckermann in Charlottenburg. 1873.
„ Wolf von Tümpling, Kaiserlicher Legationsrat in Thalstein bei Jena. 1897.
„ Professor Voigt, Provinzialschulrat in Berlin-Schöneberg. 1898.
„ Professor Dr. Voretzsch in Altenburg (S.-A.). 1895.
„ Dr. Wangerin, o. Universitätsprofessor und Präsident der Kais. Leopold. Carolin. Akademie der Naturforscher in Halle a. S. 1904.
„ D. Warneck, o. Universitätsprofessor in Halle a. S. 1892.
„ Dr. Weber, Universitätsprofessor in Jena. 1907.
„ Dr. Weitemeyer, Augenarzt in München. 1899.
„ Geheimer Kirchenrat D. Dr. Wendt, o. Universitätsprofessor in Jena. 1905.
„ Professor Dr. Wiedenfeld in Köln a. Rh. 1903.
„ D. Dr. Wiegand, o. Universitätsprofessor in Greifswald. 1906.
„ Professor Dr. Wiegand, Direktor der Kgl. Museen in Berlin, z. Z. in Konstantinopel. 1906.
„ Dr. Winderlich, Direktor der höh. Mädchenschule und des Lehrerinnen-Seminars in Görlitz. 1901.
„ Professor D. Witte, Superintendent a. D. in Halle a. S. 1896.
„ Dr. Zawodny in Prag. 1897.
„ Geheimer Justizrat Dr. Zitelmann, o. Universitätsprofessor in Bonn. 1894.

IV. Verzeichnis der Behörden, Anstalten und wissenschaftlichen Gesellschaften, mit denen die Akademie im Tauschverkehr steht.

Gesamtzahl: 112.

A. Europa.

I. Deutsches Reich.

a. Königreich Preußen.

Berlin: Kultusministerium.

Berlin: Königl. Preußische Akademie der Wissenschaften.
Abhandlungen 1907. Sitzungsberichte 1908.

Berlin: Verein für die Geschichte Berlins.
Mitteilungen 1908. Schriften 42.

Bonn: Königl. Universitätsbibliothek.
Chronik 32—33. Universitätsprogramme 1907/08.

Bonn: Verein von Altertumsfreunden im Rheinlande.
Bonner Jahrbücher 116.

Brandenburg a. H.: Historischer Verein.
Jahresbericht 38—40.

Breslau: Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur.
Jahresbericht 84—85.

Danzig: Naturforschende Gesellschaft.
Schriften 12, 2. Bericht des westpreuss. bot. zoolog. Vereins 30.

Danzig: Provinzial-Kommission zur Verwaltung der westpreuss. Provinzial-Museen.

Danzig: Westpreussischer Geschichtsverein.
Mitteilungen 7, 1—3. Zeitschrift 50.

Eisleben: Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
Mansfelder Blätter 21.

Elberfeld: Naturwissenschaftlicher Verein.

Erfurt: Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt.

Erfurt: Königl. Gymnasium.

Osterprogramm 1908.

Erfurt: Königl. Realgymnasium.

Erfurt: Städtische Oberrealschule.

Erfurt: Gartenbauverein.

Erfurt: Gewerbeverein.

Jahresbericht 1906/07. 1907/08.

Erfurt: Thüringer Wald-Verein.

Frankfurt a. O.: Naturwissenschaftlicher Verein.

Helios 24/25.

Görlitz: Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften.

Neues lausitzisches Magazin 83—84. Corpus diplom. Lusatiae 3, 3—4.

Göttingen: Königliche Gesellschaft der Wissenschaften.

Nachrichten und Mitteilungen 1908.

Greifswald: Rügisch-Pommerscher Geschichtsverein.

Halle a. S.: Kaiserliche Leopoldinisch-Carolinische deutsche Akademie der Naturforscher.

Leopoldina 44.

Halle a. S.: Thüringisch-sächsischer Verein für Erforschung des vaterländischen Altertums und Erhaltung seiner Denkmale.

Neue Mitteilungen 23.

Halle a. S.: Provinzialmuseum der Provinz Sachsen.

Jahresschrift für die Vorgeschichte 6—7.

Halle a. S.: Verein für Erdkunde.

Mitteilungen 31.

Hannover: Geographische Gesellschaft.

Katalog Nachtrag 3.

Hannover: Naturhistorische Gesellschaft.

Kassel: Verein für Erdkunde.

Kassel: Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde.

Zeitschrift 31—32.

Kassel: Verein für Naturkunde.

Abhandlungen 51.

Königsberg i. Pr.: Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.

Schriften 47—48.

Lüneburg: Naturwissenschaftlicher Verein.

Jahreshefte 17.

Marienwerder: Historischer Verein.
Zeitschrift 46.

Mühlhausen i. Thür.: Altertumsverein.
Mühlhäuser Geschichtsblätter 8—9.

Münster: Verein für die Geschichte und Altertumskunde Westfalens.
Zeitschrift 65, 1.

Osnabrück: Naturwissenschaftlicher Verein.
Jahresbericht 16.

Posen: Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.
Monatsblätter 8. Zeitschrift 22.

Stettin: Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Baltische Studien 11. Monatsblätter 20.

Thorn: Kopernikus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Mitteilungen 15.

Wiesbaden: Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung.
Annalen 37. Mitteilungen 1907/08.

Wiesbaden: Nassauischer Verein für Naturkunde.
Jahrbücher 60—61.

b. Deutsche Bundesstaaten außerhalb Preußens.

Altenburg: Geschichts- und altertumsforschende Gesellschaft des Osterlandes.

Altenburg: Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Mitteilungen 13.

Ansbach: Historischer Verein für Mittelfranken.

Augsburg: Historischer Verein für Schwaben und Neuburg.
Zeitschrift 33.

Braunschweig: Verein für Naturwissenschaft.
Jahresbericht 15.

Bremen: Historische Gesellschaft des Künstlervereins für Bremische Geschichte und Altertümer.

Bremen: Naturwissenschaftlicher Verein.
Abhandlungen 19, 2.

Darmstadt: Historischer Verein für das Großherzogtum Hessen
Archiv 5. Quartalblätter 4, 6—8.

Detmold: Geschichtliche Abteilung des naturwissenschaftlichen Vereins.
Mitteilungen 5.

Dresden: Flora, Königlich Sächsische Gesellschaft für Botanik und Gartenbau.

Dresden: Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis.
Sitzungsberichte 1907.

Erlangen: Universitätsbibliothek.
Universitätsprogramme 1907.

Gießen: Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.

Hall a. Kocher: Historischer Verein für das Württembergische Franken.

Hamburg: Verein für Hamburgische Geschichte.
Mitteilungen 27. Zeitschrift 12, 3, 13.

Hamburg: Naturwissenschaftlicher Verein.
Abhandlungen 19. Verhandlungen 15.

Hamburg: Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung.
Verhandlungen 13

Heidelberg: Historisch-philosophischer Verein.
Neue Jahrbücher 15.

Hildburghausen: Verein für Sachsen-Meiningische Geschichte und Landeskunde.
Schriften 57.

Hohenleuben: Vogtländischer altertumsforschender Verein.

Jena: Verein für Thüringische Geschichts- und Altertumskunde.
Zeitschrift 18.

Meiningen: Hennebergischer altertumsforschender Verein.
Neue Beiträge 21.

München: Königliche Akademie der Wissenschaften.
Sitzungsberichte 1908.

München: Königliche Hof- und Staatsbibliothek.

München: Historischer Verein von Oberbayern.

Nürnberg: Germanisches Museum.
Anzeiger 1907.

Nürnberg: Naturhistorische Gesellschaft.
Abhandlungen 16—17.

Schleiz: Geschichts- und altertumsforschender Verein.
Schmidt u. Böhme: Geschichte der Stadt Schleiz. 1. Bd.

Schwerin: Verein für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.
Jahrbücher 72—73. Register zu 51—60.

Strassburg i. E.: Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek.
30 naturwiss. Dissertationen.

Stuttgart: Württembergische Kommission für Landesgeschichte.
Vierteljahrshefte 16—17.

Tübingen: Königliche Universitätsbibliothek.
12 Dissertationen, 1 Universitätsschrift.

II. Österreich-Ungarn.

Brünn: Naturforschender Verein.
Bericht der meteor. Kom. 25. Verhandlungen 45.

Hermannstadt: Verein für siebenbürgische Landeskunde.
Archiv 34—35.

Laibach: Musealverein von Krain.
Mitteilungen 20. Jzvestja 17.

Linz a. D.: Museum Francisco-Carolinum.
Jahresbericht 66.

Prag: Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen.
Beiträge 8. Bibliothek 20. Rechenschaftsbericht 1907.

Prag: Lotos, naturwissenschaftlich-medizinischer Verein für Böhmen.
Sitzungsberichte 26.

Prag: Lese- und Redehalle der deutschen Studenten.
Bericht 59.

Pressburg: Verein für Natur- und Heilkunde.

Reichenberg: Verein der Naturfreunde.
Mitteilungen 38.

Wien: Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
Anzeiger 1907.

Wien: Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.
Schriften 48.

III. Andere Staaten Europas.

Basel: Naturforschende Gesellschaft.
Verhandlungen 19.

Bergen: Museum.
Aarbog 1907, 1908. Aarsberetning 1907. Crustacea 5, 19—22.

Cherbourg: Société nationale des sciences naturelles et mathématiques.

Leeuwarden: Friesch Genootschap van Geschied-, Oudheit- en Taalkunde.

Verslag 79. Reimers: Friesische Papsturkunden.

Luxemburg: Fauna, Verein Luxemburger Naturfreunde.

Moskau: Kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher.

Bulletin 1907.

St. Petersburg: Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Bulletin 1907/08.

Riga: Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands.

Mitteilungen 18, 2; 20, 1—2. Sitzungsberichte 1906/07.

Stockholm: Königliche Akademie der Wissenschaften.

Handlingar 42, 5—12, 43, 1—6. Arkiv för matematik, astronomi och fysik 3—4. Arkiv för kemi, mineralogi och geologi 2, 4—6, 3, 1—2. Arkiv för botanik 6—7. Arkiv för zoologi 3—4 Arsbok 1907/08. Meddelanden 1, 7—11. Les prix Nobel 1905. Accessionskatalog 20—21.

Stockholm: Kongl. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademie.

Upsala: Königliche Universitätsbibliothek.

B. Amerika.

Albany, N. Y.: New-York State Library.

Report 88—89. State Museum, Bulletin 106—120. State Museum, Report 57—59, 60, 4. Education Department, Report 3—4.

Boston, Mass.: Society of Natural History.

Proceedings 33, 3—9.

Buffalo, N. Y.: Society of Natural Sciences.

Bulletin 8, 5—6, 9, 1.

Chapel Hill, N. C.: Elisha Mitchell Scientific Society.

Journal 23, 4, 24, 1—2.

Chicago, Jll.: Chicago Academy of Sciences.

Natural History Survey 4, 2, 6. Special Publication 2. Nabuco: The Place of Camoens in Literature.

Cincinnati, Ohio: Lloyd Library of Botany etc.

Bulletin 10. Mycological Notes 27—29.

Halifax, N. S.: Nova Scotian Institute of Science.

St. Louis, Miss.: Academy of Science.

Transactions 16, 8—9, 17, 1—2, 18, 1

St. Louis, Miss.: Missouri Botanical Garden.
Report 18.

Madison, Wisc.: Academy of Sciences, Arts and Letters.
Transactions 15.

Milwaukee, Wisc.: Wisconsin Natural History Society.
Bulletin 5, 3—4, 6, 1—2. Public Museum Report 25—26.

New Haven, Conn.: Connecticut Academy of Arts and Sciences.
Transactions 13 p. 149—348.

Philadelphia, Penn.: Academy of Natural Sciences.
Proceedings 59, 60 P. 1—2.

Salem, Mass.: Tufts College Library.

San Francisco, Cal.: California Academy of Sciences.
Proceedings IV 1 pp 1—6. IV 3 pp 1—40.

V. Zuwachs zur Bibliothek.

An Geschenken sind der Bibliothek zugegangen:

a) Von Mitgliedern in Erfurt:

Bärwinkel: Moderne Theologie und moderne Weltanschauung. Erf. 1907. — Der Tod Jesu in seiner Bedeutung als Heilstatsache. Erf. 1908. — Programm der Gerstenbergfeier am 27. Dezember 1908 mit einer Abhandlung: Die Hohenzollern und die Toleranz. Erf. 1908.

Deile: Goethe als Freimaurer. = Stunden mit Goethe. Sonderheft (4). Berlin 1908.

Hoffmann: Gymnasialbibliothek, Heft 45—48. Im ionischen Kleinasien. Erlebnisse und Ergebnisse. Geschildert von R. Thiele; Afrika in seinen Beziehungen zur antiken Kulturwelt. Von Fr. Cramer; Delos die Insel des Apollon. Geschildert von O. Fritsch. Gütersloh 1907—1908.

Jentsch: Telegraphie und Telephonie. Von J. Noebels, A. Schluckebier u. O. Jentsch. = Handbuch der Elektrotechnik. 12. Band. Leipzig 1901. — Telegraphie und Telephonie ohne Draht. Berlin 1904.

Neumann: Gebäude für den Post-, Telegraphen- und Fernsprechdienst. = Handbuch der Architektur IV. 2, Heft 3. 2. Aufl. L. 1908.

Thimme: Das Märchen. = Handbücher zur Volkskunde. 2. Bd. L. 1909.

b) Von auswärtigen Mitgliedern:

Cartellieri: Richard Löwenherz im Heiligen Lande. S. A. a. d. Histor. Zs. 101. M. u. B. 1908.

Clemen: Balthasar Stanberger, Dialogus zwischen Petrus und einem Bauern (1523). Hrsg. v. O. Cl. = Flugschrift. a. d. 1. Jahren d. Reformation III 5. L. 1908.

Grössler: Das Helmsdorfer Fürstengrab. S. A. a. d. Montagsblatt Nr. 3—7. Magdeburg 1908.

Gutbier: Beiträge zur Häuserchronik der Stadt Langensalza. 1. Heft.

Hermens: Die gemeinsame Gefahr der evang. Kirche und der deutschen Nationalität in der Diaspora der deutschen Grenzmarken. = Flugschr. d. Evang. Bundes 112|114. L. 1895. — Zu Schutz und Trutz unserer protest. Literatur. = Flugschr. d. Ev. B. 169. L. 1900. — Prof. Harnacks Kaisergeburtstagsrede 1907. = Flugschr. d. Ev. B. 254. L. 1908.

Heydenreich: Das älteste Fuldaer Cartular im Staatsarchive zu Marburg, das umfangreichste Denkmal in angelsächsischer Schrift auf deutschem Boden. Leipzig 1897. — Das Archiv der Stadt Mühlhausen in Thüringen. M. 1901. — Archivwesen und Geschichtswissenschaft. Marburg 1900. — Aus der Geschichte der Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen. Halle 1900. — Aus großer Zeit. Historische Festreden. Marburg 1897. — Bau- und Kunstdenkmäler im Eichsfeld und in Mühlhausen. M. 1902. — Berichte über die Literatur zu Phaedrus und Properz aus den Jahren 1873—1887. S.-A. a. d. Jahresbericht über die Fortschritte der class. Altertumswissenschaft Bd. 39—55. 1884—85. — Die Beziehungen des Hauses Wettin zur Berghauptstadt Freiberg. Fr. 1889. — Bibliographisches Repertorium über die Geschichte der Stadt Freiberg und ihres Berg- und Hüttenwesens. Fr. 1885. — Fabius

Pictor und Livius. Ein Beitrag zur römischen Quellenforschung. Freiberg 1878. — Geschichte und Poesie des Freiberger Berg- und Hüttenvereins. Fr. 1892. — Griechische Berichte über die Jugend Constantins des Großen. In Griechische Studien Hermann Lipsius zum 60. Geburtstag dargebracht. Leipzig 1894. — Die Hyginhandschrift der Freiberger Gymnasialbibliothek. Leipzig 1878. — Kriegsdrangsale von Freibergs ländlicher Umgebung im 18. Jahrhundert. Fr. 1879. — Kurze Geschichte des Kirchspieles Leubnitz bei Dresden. Leipzig 1878. — Das Recht zur Wappenführung. S.-A. a. d. Mitteil. der Zentralstelle f. deutsche Personen- u. Familiengeschichte. 3. Heft. Leipzig 1908.

Kekule von Stradonitz: Über die neuere, Goethe und Schiller betreffende, genealogisch-heraldische Literatur. In Goethe-Jahrbuch 1908.

Kerschensteiner: 1. Jahresbericht der Lehrlingsabteilung der männlichen Fortbildungsschulen Münchens. M. *1907.*

Klewitz: Monatsschrift für deutsche Beamte. 32. Jahrgang. Berlin 1908.

Köster: Naumburg a. S. im siebenjährigen Kriege. S. A. a. d. Neuen Mitteil. a. d. Gebiet hist. antiqu. Forschungen. 23. Bd. Halle 1908.

Scheibner: Beiträge zur Theorie der linearen Transformationen, als Einleitung in die algebraische Invariantentheorie. Leipzig 1907.

G. Schmidt: Die Familie von Klitzing. III. Berlin 1907. — Das Geschlecht von der Schulenburg. I. Beetzendorf 1908.

Steinbeck: Das Verhältnis von Theologie und Erkenntnistheorie erörtert an den theologischen Erkenntnistheorien von A. Ritschl u. A. Sabatier. Leipzig 1898. — Das göttliche Selbstbewußtsein Jesu nach dem Zeugnis der Synoptiker. Leipzig 1908.

Tuckermann: Anleitung zum Perspektivzeichnen für Elementar-, Fortbildungs-, Gewerbe- und Kunstschulen, sowie zum Selbstunterricht. Berlin 1907.

Voretzsch: Zur Einführung der Kontinentalsperre in Altenburg im Dezember 1806. A. 1907.

d) Von sonstigen Personen:

Henkel, Professor in Pforta: Die Gegend von Kösen. S. A. aus d. Globus. 92. Bd. Braunschweig 1907.

Henriksen: Sundry Geological Problems. Christiania 1908.

Janet in Beauvais: Anatomie du corselet et histolyse des muscles vibrateurs après le vol nuptial, chez la reine de la fourmi (lasius niger). Limoges 1907. — Notes extraites des Comptes Rendus des séances de l'Academie des sciences. Nr. 16—20. Paris 1906—07.

Kreienbrink in Wiesbaden: Die Pflege und Ernährung des Neugeborenen. Von A. Martin. Berlin 1905. — Die Pflege und Ernährung der jungen Mutter. Von dems. Wiesbaden 1907.

Kromphardt: Die Welt als Widerspruch. 2. Aufl. New York 1907.

Kgl. Regierung zu Erfurt: Mittelalterliche Volksspiele in den thüringisch-sächsischen Landen. Von Karl Heldmann. — Neujahrsblätter 32. Halle 1908.

Schöndörffer: Gesammelte Schriften von Emil Arnoldt. 1—3. Nachlass 1—2. Berlin 1906—08.

Teubner: Verlag auf dem Gebiete der Mathematik, Naturwissenschaften, Technik nebst Grenzwissenschaften. Leipzig und Berlin 1908.

Inhalt.

In demselben Verlage sind erschienen:

Jahrbücher der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge.

Heft I. (1860.) Preis statt 2 Mk. nur 1 Mk.
Heft II. (1861.) Preis statt 3 Mk. nur 1,50 Mk.
Heft III. (1863.) Preis statt 4,50 Mk. nur 2,25 Mk.
Heft IV. (1866.) Preis statt 4,50 Mk. nur 2,25 Mk.
Heft V. (1866.) Preis statt 5 Mk. nur 2,50 Mk.
Heft VI. (1870.) Preis statt 5 Mk. nur 2,50 Mk.
Heft VII. (1873.) Preis statt 3,60 Mk. nur 1,80 Mk.
Heft VIII. (1877.) Preis statt 3,60 Mk. nur 1,80 Mk.
Heft IX. (1877.) Preis statt 3,60 Mk. nur 1,80 Mk.
Heft X. (1880.) Preis statt 3 Mk. nur 1,50 Mk.
Heft XI. (1882.) Preis statt 2 Mk. nur 1 Mk.
Heft XII. (1884.) Preis statt 6 Mk. nur 3 Mk.
Heft XIII. (1885.) Preis statt 3 Mk. nur 1,50 Mk.
Heft XIV. (1886.) Preis statt 3 Mk. nur 1,50 Mk.
Heft XV. (1887.) Preis statt 3 Mk. nur 1,50 Mk.
Heft XVI. (1890.) Preis statt 1,50 Mk. nur 0,75 Mk.
Heft XVII. (1892.) Preis statt 2 Mk nur 1 Mk.
Heft XVIII. (1892.) Preis statt 4,50 Mk. nur 2,25 Mk.
Heft XIX. (1893.) Preis statt 5 Mk. nur 2,50 Mk.
Heft XX. (1894.) Preis statt 5 Mk. nur 2,50 Mk.
Heft XXI. (1895.) Preis statt 2 Mk. nur 1 Mk.
Heft XXII. (1896.) Preis statt 4,50 Mk. nur 2,25 Mk.
Heft XXIII. (1897.) Preis statt 2 Mk. nur 1 Mk.
Heft XXIV. (1898.) Preis 5 Mk.
Heft XXV. (1899.) Preis 3 Mk.
Heft XXVI. (1900.) Preis 5 Mk.
Heft XXVII. (1901.) Preis 2 Mk.
Heft XXVIII. (1902.) Preis 2 Mk.

Jahrbücher der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge. Heft XXIX. (1903.) Preis 4,50 Mk.

Inhalt: Professor Dr. Heinzelmann: Gedenkrede auf den verewigten Prinzen Georg von Preußen, den langjährigen Präsidenten der Königlichen Akademie. — Gymnasialdirektor Dr. Thiele: Archäologische Wünsche eines altklassischen Philologen. — Geheimer Sanitätsrat Dr. Köster: Ueber die Persönlichkeit des Horaz in seinen Oden. — Friedrich Treitschke: Der Föhn der Alpen und der deutschen Mittelgebirge. — Stiftssuperintendent Professor Bithorn: Blicke in Bismarcks Seelenleben. — Dr. med. Hans Axmann: Die Giftwirkung des Wassers, eine hygienische Studie. — Schloßpfarrer Lic. Dr. Schwarzlose: Die geistlichen Schauspiele der Vergangenheit. — Dr. jur. et phil. Stephan Kekule von Stradonitz: Die Ahnen des Prinzen Georg von Preußen, eine genealogische Studie. — Professor Dr. Heinzelmann: Ueber den ethischen Beruf der Kunst. — Gymnasialdirektor Dr. Thiele: Philologische und archäologische Studien. — Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie für das Jahr 1902/03. Geschäftliche Mitteilungen. Sitzungsberichte. Nekrolog des am 10. Januar 1903 verstorbenen Senatsmitgliedes und Rendanten der Akademie Dr. Ernst Biltz. Preisaufgabe der Akademie für das Jahr 1903. Statistische Mitteilungen.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXX. (1904.) (Festschrift zur Feier des 150jährigen Bestehens der Königl. Akademie.) Preis 10 Mk.

Inhalt: Gymnasialdirektor Dr. Rich. Thiele: Die Gründung der Akademie nützlicher (gemeinnütziger) Wissenschaften zu Erfurt und die Schicksale derselben bis zu ihrer Wiederbelebung durch Dalberg (1754—1776). Mit urkundlichen Beilagen. — Pastor D. Oergel: Die Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt von ihrer Wiederbelebung durch Dalberg bis zu ihrer endgültigen Anerkennung durch die Krone Preußen (1776—1816). — Professor Dr. Wilhelm Heinzelmann: Beiträge zur Geschichte und Statistik der Erfurter Akademie im neunzehnten Jahrhundert. — Sanitätsrat Dr. Rich. Loth: Das Medizinalwesen, der ärztliche Stand und die medizinische Fakultät bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts in Erfurt. — Gymnasialprofessor a. D. Dr. Alb. Lüttge: Die Lebensarbeit eines Hohenzollern im Osten Europas. — Geschichts- und Porträtmaler Eduard von Hagen: Die Transfiguration von Raffael. Ein Deutungsversuch. — Dr. A. Baumeister, Kaiserl. Ministerialrat a. D. in München: Ein Vorschlag zur Neugestaltung des Geschichtsunterrichts in der obersten Klasse unserer höheren Schulen. — Lic. theol. Otto Albrecht, Pastor in Naumburg a. S.: Luthers Kleiner Katechismus nach der Wittenberger Ausgabe vom Jahre 1540 zum ersten Male herausgegeben. — K. K. Schulrat Prof. Dr. Val. Hintner: Beiträge zur tirolischen Namenforschung. — Prof. Dr. Herm. Althof: Gerald und Erchambald. Eine Untersuchung über ein Problem in der Walthariusforschung.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXXI. (1905.) Preis 2 Mk.

Inhalt: Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie für die Jahre 1903/1905. Geschäftliche Mitteilungen. Bericht über die Feier des 150jährigen Jubiläums der Akademie. Statistische Mitteilungen. — Rektor Irgang in Merseburg: Die Notwendigkeit von Fortbildungsschulen für die aus der Volksschule entlassenen jungen Mädchen, die Organisation und der Lehrplan solcher Schulen (Gekrönte Preisarbeit).

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXXII. (1906.) Preis 4,50 Mk.

Inhalt: Widmung und Gedenkrede auf den verewigten Prinzen Albrecht von Preußen, Präsidenten der Akademie. — Pastor em. D. Oergel: Jahresbericht der Akademie für das Jahr 1905/06. Zur Chronik der Akademie. Bericht über die Tätigkeit der Akademie vom 1. April 1905 bis ult. September 1906. Sitzungsberichte. Verzeichnis der Mitglieder der Akademie. Verzeichnis der Behörden und Anstalten, wissenschaftlichen Gesellschaften und Vereine, mit denen die Akademie im Tauschverkehr steht. Zuwachs zur Bibliothek der Akademie. — Lic. Dr. Schwarzlose: Ueber Berührungen zwischen Deutschland und Serbien in Vergangenheit und Gegenwart. — Amtsgerichtsrat Bartolomäus: Napoleon während der Waffenstillstände von Znaym und Poischwitz (1809 und 1813). — Dr. Richard Loth: Dr. Joh. Wilh. Baumer, der erste Sekretär der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften. — Oberlehrer Dr. E. Stange: Die königliche Bibliothek in Erfurt. — Dr. Fischer: Ferdinand I. und Karl V. im Jahre 1552. Ein Beitrag zur Ehrenrettung König Ferdinands I. — Lic. Dr. Schwarzlose: Der Schintoismus, die Nationalreligion der Japaner. — D. Georg Oergel: Universität und Akademie zu Erfurt unter der Fremdherrschaft (1806—1814). — D. G. Oergel: Gedenkrede auf den verewigten Professor D. Dr. Wilhelm Heinzelmann, Sekretär der Akademie.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XXXIII. (1907.) Preis 4,50 Mk.

Inhalt: E. Stange: Gedenkrede auf den verewigten Vizepräsidenten Richard Thiele; Jahresbericht. — Zange: Gedenkrede auf den verewigten Sekretär Georg Oergel. — Biereye: Georg Oergel. — Baentsch: Monotheistische Strömungen im alten Orient und der Monotheismus Israels. — Schulze: Darstellung und Kritik des Bösen bei Leibniz nebst Versuch einer positiven Auffassung. — Fries: Friedrich Gedike, ein altpreußischer Schulmann. — Ehwald: Aldhelm von Malmesbury. — Lüttge: Der Humor bei Homer. — Thiele: Der Erfurter Stadtsyndikus Dr. Berthold Bobenzahn und sein Ende. — Loth: Die Dozenten der medizinischen Fakultät der Universität Erfurt in den Jahren 1646—1816. — Schneider: Der Staat der Inka von Peru und seine Einrichtungen. — Brandis: Miscellanea Erfurtensia.

Buchdruckerei Fr. Bartholomäus, Erfurt.

